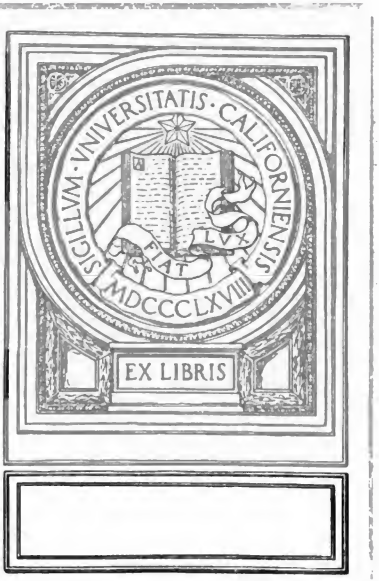
Nord un Süd

Kunstvereinigung der Lessing-Gesellsc...



Digitized by Google

Digitized by Google

Sechster Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1878.
Berlin.
Georg Stilke.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Sechster Band.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond und Karl Gutzkow.

Berlin, 1878.

Verlag von Georg Stilke.

NW. 32. Louisenstraße.

Digitized by Google

AP30.
N6
1878:3

Digitized by Google

Inhalt des 6. Bandes.

Juli — August — September.

1878.

L. Anzengruber in Wien. Seite

Das Sündkind 129

Karl Bartsch in Heidelberg.

Joseph Victor von Scheffel. 53

Mit dem Porträt von Joseph Victor von Scheffel. Gestochen von H. Sachs in Berlin.

G. Baur in Leipzig.

Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung 99

Karl Biedermann in Leipzig.

Lessing in England 311

P. W. Forchhammer in Kiel.

Das goldene Vließ und die Argonauten 201

Karl Gutzkow in Sachsenhausen.

Bogumil Dawison 373

Mit dem Porträt von Karl Gutzkow, Radirung von D. Raab in München.

Paul Heyse in München.

Reisebriefe.

An Arnold Böcklin in Florenz 1

An Otto Ribbeck in Leipzig 6

An Wilhelm Hertz in Berlin 167

An die zu Hause Gebliebenen. 172

Rudolph Lindau in Paris.

Ein verkehrtes Leben. Novelle 11

Emil Naumann in Dresden.

Clavierspiel ohne Ende 112

M48395

Digitized by Google

Seite

Friedrich Ratzel in München.
Die Beurtheilung der Völker 177

J. Rosenthal in Erlangen.
Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild 153
Mit dem Porträt von Emil du Bois-Reymond. Nach der Originalzeichnung von Adolf Menzel in Photogravüre ausgeführt durch Goupil & Co. in Paris.

Franz Rühl in Königsberg.
Theodor von Schön 213

R. Schoener in Rom.
Der Palatin und seine Ausgrabungen 349

Carl Thiersch in Leipzig.
Medicinische Glossen zum Hamlet 231

H. W. Vogel in Berlin.
Die Telegraphenschrift des Himmels 335

C. Voit in München.
Ueber die Bedeutung des Blutes 87

Adolf Wilbrandt in Wien.
Der Mitschuldige. Novelle 255

Digitized by Google

W. C. Wilsewucher, Jul. 11.

Band 6. — Heft 16.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

Digitized by Google

Juli 1878.

Inhalt.

Paul Heyse in München.

Reisebriefe. Seite

An Arnold Böcklin in Florenz 1

An Otto Ribbeck in Leipzig 6

Rudolph Lindau in Paris.

Ein verkehrtes Leben. Novelle 11

Karl Bartsch in Heidelberg.

Joseph Victor von Scheffel 53

C. Voit in München.

Ueber die Bedeutung des Blutes 87

G. Baur in Leipzig.

Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung 99

Emil Naumann in Dresden.

Clavierspiel ohne Ende 112

Hierzu das Porträt Joseph Victor von Scheffel's, gestochen von H. Sachs in Berlin.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.

— Preis pro Quartal 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VI. Band. — Juli 1878. — 16. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Joseph Victor von Scheffel.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 52. Louisenstraße.

Digitized by Google

Digitized by Google

Reisebriefe.

Von

Paul Heyse.

— München. —

An Arnold Böcklin in Florenz.

Als ich in Rom nur eine Nacht geschlafen,
An die Ripetta zog es mich hinab,
Zu jenem Hause, wo wir oft uns trafen.

Heut sahn die Fenster fremd auf mich herab.
Stumm schlichen hin des alten Stromes Wellen,
Und Niemand war, der mir Willkommen gab.

Wo sind sie nun, die fröhlichen Gesellen,
Die Bienen gleich hier schwärmten aus und ein,
Der Künste Honig tragend in die Zellen?

Ich überwand mich nicht und trat hinein.
Ich stand in alter Tage Traum verloren
Und glaubte wieder jung und froh zu sein.

Von Neuem klang der Lärm vor meinen Ohren
Wie jenen Morgen, da an diesem Haus
Der Wagen hielt, den wir zur Fahrt erkoren

Zum Haine der Egeria hinaus,
Wo Jahr um Jahr das lustige Gelichter
Zu halten pflegte den Octoberschmaus.

Nun stiegen ein sechs lachende Gesichter,
Bildhauer drei, zwei Maler außer dir
Und auf den Bock ein grüner junger Dichter.

Digitized by Google

Den großen Korb zu hüten gab man mir
Mit unserm Vorrath, dem gewalt'gen Braten
Und Allem was gehört zur Tafelzier;

Dazu die Aschenurne voll Pataten,
Ein Fläschchen goldnen Oels war auch zur Hand
Und was an Früchten ließ der Herbst gerathen.

So sauf'ten wir durch Rom. Die Sonne stand
Klar am Octoberhimmel; jede Linie
Des Horizontes scharf und rein gespannt.

Und wo dem Thore nah die alte Pinie
Herüberwinkend ihren Wipfel hob,
Hielt das Gefährt vor einer schlichten Vigne.

Der Dionerol, ein buschiger Cyklop,
Lud uns ein Fäßlein Rothen auf den Wagen,
Der mit der neuen Last von dannen stob.

So auf der Gräberstraße hingetragen
Sah ich die Wüste Roms zum ersten Mal
Und bald auch der Oase Wäldchen ragen.

Du sagenklungen quellenkühles Thal,
Dem zwei Jahrtausende vorübergingen,
Seit Numa sich zu seiner Nymphe stahl,

Nie sahst du schön're Glut zum Himmel dringen,
Als wir entfacht im Eichenschatten dort,
Wo wir uns lagernd unser Fest begingen.

Du aber zogst, o Freund, den Neuling fort,
Ihm erst der Grotte Heiligthum zu zeigen
Versteckt im Hochgras, sommerlich verdorrt.

Rings die Campagna lag im Mittagsschweigen
Und wie wir traten aus der feuchten Nacht,
Sahn wir den Rauch in stiller Wolke steigen

Aus immergrünen Wipfeln, wie gemacht
Zum Tempel, drin ein Opfer zu entflammen
Den alten Göttern, deren ew'ge Macht

Die klugen Nachgebornen kühl verdammen.
Wir aber schlangen wucherndes Gerank
Des Epheulaubs zu Kränzen leicht zusammen.

Die fanden bei den Andern großen Dank,
Und so bekränzt nun überm stillen Thale
Erhoben wir die Hand zu Speis' und Trank.

Digitized by Google

Gedenkst du noch, wie Franz mit voller Schale
In Priesterandacht unsres Herdes Glut
Umschritt, den Göttern spendend vor dem Mahle?

Und hoch und höher schwoll der Uebermuth.
Bacchantisch lodert' auf die Festeslanne,
Geschürt von des Velletri dunkler Flut;

Bis unser Däne dann, der Bärt'ge, Braune,
Die Kleider abwarf und ums Feuer nackt
Mit Jauchzen sprang gleich einem rief'gen Fanne.

Drei thaten's nach, von gleichem Rausch gepackt,
Und an den Schultern festlich sich umschlingend
Den Boden stampften sie im Reigentakt,

Im Vierklang eine nordische Weise singend,
Die hell und wild die Wipfel überflog,
Mit dunklem Heimweh uns das Herz bezwingend.

Da rauscht's im Busch, und auseinanderbog
Die Zweige sich ein strupp'ger Campagnole,
Den der Gesang aus seiner Hütte zog.

Er fuhr zurück und floh mit hast'ger Sohle,
Als er den nackten Satyrntanz erschaut,
Voll Angst, daß ihn der Gottseibeiuns hole.

Wir aber eilten nach und lachten laut,
Ihm Muth einsprechend, und ein voller Becher
Aus unserm Fäßchen macht' ihn bald vertraut.

Dann wieder ehrbar lagerten die Zecher
Und brieten plaudernd der Kastanie Frucht;
Der Abend sank, die Flamme brannte schwächer.

Doch meine Augen hatten Franz gesucht,
Der von den Andern still sich weggeschlichen;
Und bald entdeckt' ich ihn am Rand der Schlucht.

Ich dacht', er sei des Weines Macht gewichen
Und schlummre nun, in sel'gen Traum versenkt.
Doch er, das Blondhaar von der Stirn gestrichen,

Die Hand zum Willkomm überm Haupt geschwenkt,
Rief mich heran, daß ich sein Lager theile,
Den Blick ins stille Land hinaus gelenkt.

So ruhten wir und schwiegen eine Weile
Und sahn im Abendduft die Berge glühn
Und roth des Aquäductes Bogenzeile.

Digitized by Google

Wohl ward ich inne, wie sein Auge kühn
Sich auf zur Höhe schwang, wo eben leise
Des Mondes Silberlilie wollt' erblühn.

Und plötzlich fing er wunderlicher Weise
Zu reden an, wie mit dem eignen Ich
Ein Träumer spricht, einfältiglich und weise.

Es klang so tief und klar und feierlich,
Daß Worte kaum die Flut der Stimmung faßten
Und athemloses Staunen mich beschlich.

Wie wenn ein Meister auf den elfnen Tasten
Die Finger gleiten läßt, daß unbewußt
Die Seele sich in Tönen kann entlasten:

So drang hervor aus dieser jungen Brust
In regem Spiel geheimste Lebensfülle,
Die Räthsel dieser Welt in Leid und Lust.

Der Schmerz, der in der Tollheit bunter Hülle
Die Stacheln birgt, wenn uns das Wort der Kunst
Zweideutig klingt wie Sprüche der Sibylle.

Und ach, wie launisch gönnt sie ihre Gunst!
Wie läßt sie oft den Lechzenden versiechen
Und kühlt mit keinem Tropfen seine Brunst!

Und jetzt, empört am Boden hinzukriechen,
Ermannt er sich zum Fluge frech und froh
Und dünkt sich gleich den Göttern oder Griechen.

Was soll's? Was mühet sich die Seele so?
Ist denn Natur nicht aus sich selbst vollkommen?
Harrt sie auf uns, daß irgendwie und wo

Der blinden Schöpfung wir zu Hülfe kommen?
Kann dort die Abendglut erst selig sein,
Wenn von der Leinwand sie zurückerglommen?

Genug! Laß mich Erinnrung nicht entweihn,
Nachstammelnd jene gottverwornen Worte,
Die mir das Blut erregt wie süßer Wein.

Ihm lauschend lag ich am geweihten Orte
Wohl eine Stunde lang, indessen er
Stets neues Gold mir bot von seinem Horte.

Wie war er reich! Wie schien er die Gewähr
Des höchsten Kranzes in der Brust zu tragen!
Und dennoch gab er seiner Zeit nicht Mehr.

Digitized by Google

Natur, die weich auf Händen ihn getragen,
Ihm Aug' und Seele mütterlich gefeit,
Was mußte sie dem Liebling Eins versagen,

Wodurch allein sie Herrschgewalt verleiht:
Die süße Dumpfheit, jedes Höchsten Quelle,
Die seine Wurzeln tränkt mit Lauterkeit!

Sein Auge war zu scharf, sein Geist zu schnelle;
Er ward zu klug aus Allem was er schuf;
Der Baum erkrankt bei steter Lampenhelle.

Zu willig folgte Weisheit seinem Ruf
Und lehrte sinnend ihn das All umfassen,
Da Schranken heischt des Schaffenden Beruf.

So hat er manch ein Werk zurückgelassen,
Beseelt von seines Wesens edlem Hauch,
Doch nicht erklingt sein Name auf den Gassen.

Und damals, wie er schwieg und endlich auch
Zurück sich wandte nach der Feuerstätte,
Erblickt ich dich bei einem Ginsterstrauch.

Du hattest mit den Andern um die Wette
Kastanien in der Asche dir geglüht,
Als ob die Welt nicht höh're Freuden hätte.

Kein schwärmend Wort war deinem Mund entsprüht,
Doch tief im Innern sammelnd alle Gluten
Des schönsten Abends, brannte dein Gemüth.

Indeß auf Farb' und Form die Augen ruhten,
Sog still der Geist das Mark der Schöpfung ein
Und stählte sich im Bad der Schönheitsfluten.

Kunst ist ein Schatz, und Geister hüten sein.
Wer glaubt und schweigt, wird ihn heraufbeschwören.
Dem Klügler wird der Zauber nicht gedeihn.

Und ob sie deine Cirkel wollten stören,
Dich meisternd locken aus dir selbst heraus,
Du lerntest früh, dir schweigend angehören.

So wuchsest du in stolzer Kraft dich aus,
Da unser Freund so früh dahingegangen;
Ich aber dachte beim Ripettahaus

Des Herrlichen, was wir von dir empfangen.

Rom, 20. December 1877.

Digitized by Google

An Otto Ribbeck in Leipzig.

Neulich, Theuerſter, hab' ich lachen müſſen,
Da ein ſchöner Eſſay mir in die Hand kam,
Drin ein trefflicher Gönner deines Freundes
Leben, Thaten und Romfahrt abgeſchildert,
Mit pragmatiſcher Kunſt die Fäden knüpfend
Eines ſchlichten Poetenlebensläufleins.
So erzählt er die Mär, wie Martinucci
Aus der Bibliothek der Vaticana
Mich harmloſeſten Fremdling weggewieſen,
Der ich fröhlichen Muthes hingepilgert,
Als romaniſcher Philolog in herba
In handſchriftlichen Staub mich einzuwühlen.
Denn ſo ſtand es in meinem Paß geſchrieben,
Da zu dieſem Behuf ein wohlgeneigtes
Miniſterium einen Reiſepfennig
Mir bewilligt. Ich dacht' ihn heimzuzahlen
Mit ſehr löblichen Troubadour-Excerpten.
Doch verdächtig erſchien's dem heil'gen Vater,
Und ſo ſandt' er den Engel in Geſtalt des
Monſignore Cuſtode, mich aus ſeinem
Pergamentenen Paradies zu bannen.
Nur ein winziges Blatt aus Edens Garten
— Nicht zu ſtehlen, behüte! — nachzuzeichnen
Hatt' ich Thor mich erkühnt, durch ſo verwegnen
Sündenfall des Permeſſes Heil verſcherzend.
Wohl ihm! ruft der verehrte Freund; durch dieſen
Sehr verſtimmenden Zwiſchenfall entſchied ſich's,
Daß er ganz ſich der Dichtung zugewendet.
Uns entging ein gelehrter Handſchriftkenner
Mehr, wie Mätzner und Mahn und Bartſch und Tobler,
Doch ſtatt deſſen erhielten wir — das Weit're
Lies du ſelber am angeführten Orte.

Lachen mußt' ich fürwahr. Ich ſah im Geiſt mich,
Nicht unwürdig des Vaters, Ahns und Oheims,
Auf erhabnem Katheder, einer Handvoll
Guter Jünglinge den Petrark erklären,
Altfranzöſiſches Epos oder Lope's
Dramen oder Cervantes in zweiſtündig
Schwachbeſuchtem Colleg zum Beſten geben
Und alljährlich die Zahl der Texte mehren,
Dran Velduo Velnemo, jenes treue
Paar romaniſcher Leſer, ſich ergötzen.
War's das beſſere Theil? Wer weiß! der Tropfen
Philologiſchen Bluts in meinen Adern
Wär' zum Strome vielleicht noch angeſchwollen,

Digitized by Google

Und „Erkanntes erkennen", wie einst Vater
Boeckh der Philologie das Ziel gewiesen,
Hätte mehr mich getröstet, als im Irrsal
Armer menschlicher Schuld und Schicksalsnöthe
Tastend mich zu ergehn in Furcht und Mitleid,
Um des Lebens Geheimniß nachzustammeln.
Doch was frommt es, verlorne Möglichkeiten
Auszugrübeln? Es denkt der Mensch, der heil'ge
Vater lenkt, und ein deutsches Dichterloos wird
An der Schwelle des Vaticans entschieden.

Nein, im Ernste: von dir, vor dessen Augen
Jener geistliche Bann an mir vollstreckt ward,
Wünscht' ich heut mir ein unverdächtig Zeugniß,
Ob mich wirklich so tief des Interdictes
Blitz getroffen, ob wirklich unter Seufzen
An die Pforte des Vaticans ich einschlug
Jenen Nagel, daran den Philologen
Ich auf ewige Zeiten hing, verzichtend
Auf der Mätzner und Mahn und Tobler Lorbeern.
Noch des ferculum primum wol gedenkst du
„Vom Refrain bei den Provenzalen" (cuius
Tu pars magna fuisti, da mit meinem
Eignen bischen Latein ich schier zu Ende);
Noch, wie seelenvergnügt, indeß du selber
Dich an würdigen Pergamenen mühtest,
Ich in Villen, Musee'n und Kirchenhallen
Als ein fröhlicher Idiot herumstrich,
Sonn' und Lieder und Orvieto schlürfend,
Die du freilich denn auch zu schätzen wußtest.
Ach, schon lange geheim im Busen warnte
Mich mein Genius: Eitle Müh' und Arbeit,
In den Spuren des großen Diez zu wandeln!
Am historischen Sinn gebricht dir's leider,
Der Gewesenes schätzt, dieweil es da war,
Und was lange vermoderter Geschlechter
Herz nur mäßig bewegt, mit öder Andacht
Aus papierenen Grüften neu ans Licht zieht.
Wohl! unsterbliches Werk vom Unrath säubern,
Den ihm Thoren und Klügler angeheftet,
Aus erblichener Spur des Geistes Wandeln,
Aus zerstückeltem Trümmerwerk der Dichtung
Und des Lebens Gestalt herauszudeuten,
Ist des Schweißes der Edlen werth; doch dazu
Braucht's bewährterer Hand, berufnen Auges,
Und nicht pfusche des Dilettanten Fürwitz
Hoher kritischer Meisterschaft ins Handwerk.

Digitized by Google

Dir ward Andres verhängt: ein unverfälschter
Sohn des Heute zu sein, des gegenwärt'gen
Weltlaufs buntes Gebilde zu verew'gen
Mit nachdenklichem Wort. Darum ins Leben
Lenke rüstig den Schritt vom Dunst des Bücher-
Saals und blick in die Welt und in dich selber,
Und dann sage der Welt, was du erschauteſt.

So mein eigener Dämon, der in simplem
Deutsch mich immer berät und von Romanisch
Wenig weiß. Und ich that nach seinen Winken,
Und so hab' ich in fünfundzwanzig Jahren
Oft ein Heimweh gespürt nach Ponte Molle,
Nach den Villen, Anfee'n und Kirchenhallen,
Nach dem Hause der Dame Rubicondi,
Wo beim strohernen Fiasco wir so manche
Nacht verplauderten in Lucians Gesellschaft:
Nie nach jenem verbotnen Paradiese,
Wo vom Baum der Erkenntniß des Erkannten
Noch manch seltene Frucht sich pflücken ließe.
Ja, gesteh' ich es frei — und mag voll Mitleid
Auch ein Archäoman die Nase rümpfen —:
Nicht unwillig betracht' ich heut der neuen
Aera Spuren, so flach und breit sie manchmal
Zwischen hehre Vergangenheit sich hinpflanzt.
Traun, noch übergenug des unvergänglich
Hohen Alten verblieb, das Herz zu stillen
Und den Geist des Betrachters einzuwiegen
In elegischen Traum vom Fluß der Dinge!
Doch dem Wachen gehört die Welt. Erwacht ist
Heut Italiens Volk und hat des Reiches
Thron im Herzen des Landes aufgerichtet,
Mag darüber des Vaticanes Zwingherr
In ohnmächtigem Grimm als ein entthronter
Erdengötze sich tief in Wolken hüllen.
Ja, heut ließe sich hier von Erdenmühsal
Nicht nur friedlich mit andern Todten ausruhn
In der Cestiuspyramide Schatten, —
Nein, auch leben, von hochgeschwellter Woge
Des lebendigen Zeitenstroms getragen.
Wie ergreifend erklang sein tiefes Brausen,
Als er neulich entlang dem alten Corso
Eines trefflichen Herrschers ird'sche Hülle
Trug in düsterem Pomp, und mit im Zuge
Schritt der Erbe der deutschen Kaiserkrone,
Dessen ragendes Haupt noch lang die Sonne
Thatenfreudiger Kraft umleuchten möge.

Digitized by Google

Und nach wenigen Tagen wieder strömt' es
Ueber Piazza Colonna, und ein ganzes
Volk, um Monte Citorio sich schaarend,
Horcht' in glühender Stille, wie sein junger
Fürst ihm schwor, an Gesetz und Recht zu halten,
Und das theuerste Gut der Volksfreiheit
Gleich dem Vater ihm unversehrt zu hüten.
Laut vom Pincio erdröhnten Böllerschüsse,
Und nachdonnerte Jauchzen tausendstimmig,
Als der trauernde Sohn vom Sarg des Vaters
Aufnahm eines Regenten Dornenkrone
Und das schneidige Kriegsschwert der Savoyer.
Und ich fühlte den Puls des Heute kraftvoll
Durch die menschengeschwellten Gassenadern
Der ergreisesten Weltenherrin pochen,
Höher wahrlich als einst, wenn Pio nono,
Auf dem Sessel herumgetragen, schläfrig
In das knieende Volk den Segen nickte,
Weihrauchwolkenumqualmt, von Pfauenwedeln,
Einem Dalai-Lama gleich, umfächelt.

Abends, als sich der Mond im Blau verkündet,
Mit dem Strome des Volkes übers Forum
Am zerklüfteten Palatin vorüber
Langsam wandelten wir zum Coliseo.
Sonst die schweigende Stätte dunkler Schwermuth,
Nur durchschwirrt von der Brut des Nachtgevögels,
Ein entseeltes Geripp, ein wundersamer
Quadern- Plesiosaurus; heut von fern schon
Klang's und wimmelt' es von lebend'gem Regen.
Genuesische Lanzenreiter, ihrem
Todten König ein letzt Geleit zu geben,
Hatten jagend die ungeheure Strecke
In drei Tagen zurückgelegt und Obdach
Hier gefunden im alten Riesenrundbau.
Rings in hochüberwölbten Trümmerhöhlen,
Kaum sich selber die dürftige Streu vergönnend,
Daß nur ja sie den Thieren nicht ermangle,
Lagernd, schlendernd, die blanken Gäule striegelnd
Trieb die reisige Schaar sich hin und wieder.
In Cavernen, wo einst gedung'ne Fechter —
Morituri! — geharrt des grausen Kampfspiels,
Oder bebenden Märtyrern von ferne
Dumpfes Löwengebrüll herüberdrohte,
Dann durch manches Jahrhundert blöde Mönche
Vor den hölzernen Cruzifixen näselnd
Litaneien gesummt, erscholl von Neuem

Digitized by Google

Die Parole lebend'ger Volksgeſchichte,
Zwar gedämpft in der friſchen Grabestrauer,
Herzbeweglicher doch, als ſelbſt der dunkle
Weltſchmerzſelige Laut von Byron's Klage.
Sacht aufglühte der Mond, die ſchöne Cella
Dort am Tempel der Venus und der Roma
Leicht vergoldend, und ſtill im Mondlicht wallte
Aus Feldkeſſeln der Rauch, darin die karge
Nachtkoſt rüſteten die beſcheidnen Gäſte.
Doch im bleichen Gewölk erblickt' ich träumend
Wunderſames Geſicht, Italiens Zukunft
Mir vordeutend — genug! Dich ſeh' ich lächeln,
Daß nun gar der Poet ſich des Propheten-
Amts zu walten erkühnt. So laß uns leben,
Wir erleben's vielleicht. — Vale faveque!

Rom, 23. Januar 1878.

Digitized by Google

Ein verkehrtes Leben.

Novelle

von

Rudolph Lindau.

— Paris. —

Im Monat November des Jahres 186. befand ich mich in einer kleinen Stadt Thüringens. Ich war dort bereits seit einer Woche, hatte die Geschäfte, die meine Anwesenheit nöthig gemacht hatten, erledigt und beabsichtigte am nächsten Tage zu einer bequemen Stunde abzureisen, als ich um vier Uhr Nachmittags eine Depesche erhielt, welche mich zur Regulirung einer für mich wichtigen Angelegenheit schleunigst nach Paris citirte. Den Nachtcourierzug konnte ich, da ich von der Haupteisenbahnlinie mehrere Stunden Weges entfernt war, nicht mehr erreichen; um den darauf folgenden Tagesschnellzug benützen zu können, mußte ich entweder am nächsten Morgen um fünf Uhr aufbrechen, oder ich konnte am Abend noch bis zur Stationsstadt fahren, dort ruhig übernachten und dann am nächsten Tage meine Reise auf der Eisenbahn fortsetzen.

Es war unfreundliches, naßkaltes Wetter. Der Gedanke, in der Dunkelheit aufzustehen, mich in einem ungeheizten Zimmer anzukleiden und, bereits frierend, in einen schlecht verschlossenen Wagen zu steigen, um mich von langsamen Gäulen, vier Stunden lang, auf holperigen Wegen, bergauf, bergab ziehen zu lassen, war wenig einladend. Ich zog vor, sofort abzureisen. Ich bestellte einen Wagen, packte schnell meinen Koffer, trank ein Glas Glühwein, ließ mir ein Bündel Stroh in den Wagen legen, wickelte mich in ein paar dicke Decken sorgfältig ein und machte mich guten Muthes auf den Weg.

Es dämmerte bereits, als ich aus der Stadt fuhr; eine halbe Stunde

Digitized by Google

später war rings um mich her dunkle Nacht. Ich verfiel bald darauf in einen unerquicklichen Halbschlaf, aus dem ich alle zehn Minuten, wie es mir schien, durch Peitschenknallen oder Rufen des Kutschers geweckt wurde; auch bemerkte ich, daß wir eine große Anzahl von Dörfern passirten. Ich sah dann mit halbgeöffneten Augen, durch die angelaufenen Scheiben des Wagens, niedrige, dunkle Häuser mit dunstigen, matterleuchteten Fenstern; aber ehe ich mir klar machen konnte, wo ich mich wol befinden möchte, war ich dann schon wieder auf der finstern Landstraße. — Endlich verbesserte sich der Weg; das Rütteln und Stoßen des Wagens wurde weniger unbequem, ging in ein ganz angenehmes Wiegen und Schaukeln über; das Rufen des Kutschers störte mich nicht mehr — und ich schlief fest ein. Als ich erwachte, hielten wir in W. vor dem „Gasthof zum Erbprinzen", dem Ziele meiner Fahrt. Ein dienstbeflissener Kellner hatte den Kutschenschlag aufgerissen und war mir behülflich, aus dem Wagen zu steigen. Nachdem ich den Kutscher verabschiedet und die Frage des Kellners, ob ich ein Zimmer befehle, bejaht hatte, bat mich dieser, ihm zu folgen und führte mich die helle Treppe hinauf in ein großes, hohes, kaltes Gemach. Er ging mir dabei in stolzer Haltung voran, in der weit ausgestreckten Rechten ein Licht tragend, als habe er mir den Weg durch ein dunkles Labyrinth zu zeigen.

In dem mir angewiesenen Zimmer sah es äußerst ungemüthlich aus. Es schien seit Beginn des Winters nicht geheizt worden zu sein. Ich sah mich fröstelnd in demselben um, währenddem der Kellner damit beschäftigt war, zwei dünne Stearinkerzen anzuzünden und einen Aschenbecher und eine porzellanene Schaale für Streichhölzer symmetrisch daneben zu stellen. Dann nahm mein Begleiter eine Tanzmeisterposition an, stützte sich mit der halbgeschlossenen Hand leicht auf den Tisch und fragte gravitätisch, ob ich noch Befehle zu ertheilen habe.

Ich war hungrig; ich wünschte Etwas zu essen; und ich hätte gern Feuer in meinem Zimmer gehabt. Konnte dies noch besorgt werden; oder schliefen die Leute schon?

Der Kellner sah mich mit einem Lächeln unendlich wohlwollender und mitleidiger Ueberlegenheit an und antwortete mit großer Sanftmuth: es sei erst zehn Uhr; der Speisesaal werde niemals vor Mitternacht geschlossen, und einer der Hausknechte — als ob eine Legion davon existirt hätte — ging während der ganzen Nacht nicht zu Bette, da häufig Gäste aus der Nachbarschaft zu später Stunde einträfen, um mit dem Frühzuge weiterzureisen. — Nachdem er mir auf diese Weise eine richtige Idee von der Größe der Wirthschaft, der er seine Dienste widmete, beigebracht hatte, zeigte er sich wieder bereit, meine Bestellungen zu empfangen. Er nahm dieselben ohne eine Miene zu verziehen, die Augen gesenkt, entgegen.

„Der Hausknecht wird sofort einheizen, und das Abendbrod kann

Digitized by Google

in zwanzig Minuten servirt sein. Befehlen Sie unten zu speisen oder auf Ihrem Zimmer?"

„Unten ist es wol bequemer," bemerkte ich schüchtern.

„Wie Sie befehlen!"

Er machte Kehrt und war verschwunden.

Ich brachte meine Toilette etwas in Ordnung, nahm ein Buch aus dem Koffer, da ich mir dachte, daß die zwanzig Minuten, von denen der Herr Oberkellner gesprochen hatte, etwas lange dauern könnten und stieg die Treppe hinunter, um mich in den Speisesaal zu begeben.

Im Hausflur überholte ich einen Herrn. — Ich bemerkte im Vorübergehen nur, daß er eine zu große, schwarzseidene Mütze trug, die die Ohren halb bedeckte und den Kopf außergewöhnlich klein erscheinen ließ. Der Unbekannte folgte mir auf den Fersen und wir langten gleichzeitig an der Speisesaalthür an. Ich öffnete dieselbe, und lud ihn durch eine Handbewegung ein, voranzugehen. Er trat einen Schritt zurück und sagte mit hoher, dünner Stimme:

„Bitte ganz gehorsamst; bitte ganz gehorsamst! Nach Ihnen!"

Ich hatte keine Veranlassung, Complimente zu machen und trat in den Speisesaal. Der Mann mit der großen Mütze folgte mir, und es war mir, als höre ich ihn hinter meinem Rücken noch einmal leise murmeln: „Bitte ganz gehorsamst; nach Ihnen." — „Ein höfliches Männchen," sagte ich mir.

An dem einen Ende der langen, schmalen Tafel, über die ein etwas befleckes, weißes Tischtuch gelegt war, hatte man für zwei Personen gedeckt. Ich warf einen fragenden Blick auf den wichtigen Oberkellner, und dieser kam sofort auf mich zugeeilt und wies mir mit einer graciösen Verbeugung den einen der beiden Plätze an. Das höfliche Männchen, das mit mir in das Zimmer getreten war, nahm auf dem andern Stuhle, mir gegenüber, Platz. Es hatte die weite Mütze abgenommen und war nun damit beschäftigt, sich mit großer Geschwindigkeit die schmalen, knochigen, verdorrten Hände zu reiben. Ich sah ihn mir etwas genauer an:

Ein kleiner, auffallend elegant gekleideter, älterer Herr von vielleicht sechszig Jahren. Er trug einen hellgrauen, gutgemachten Reiseanzug, ein buntes Hemde, dem man an den gekniffsten Manschetten und Kragen ansehen konnte, daß es soeben aus dem Koffer genommen sei, und eine jugendliche, blauseidene, lange Cravatte, in der eine geschmackvolle und kostbare Tuchnadel steckte. Der Kopf war, wie ich dies bereits im Hausflur bemerkt hatte, sehr klein; die grauen, dünnen, langen Haare, dicht über dem linken Ohr gescheitelt, waren sorgfältig über den Schädel gekämmt, um die Glatze dort bestmöglichst zu verdecken. Unter der niedrigen, tiefgefurchten Stirn lagen ein Paar kleine, runde, lebhafte braune Augen. Die Nase war scharf gebogen, ziemlich groß, aber so außerordentlich fein, daß ich, als der Mann sich plötzlich heftig schnäuzte, mich fragte, ob die

Digitized by Google

dünnen, fast durchsichtigen Nasenflügel, durch die starke Pression, die in diesem Augenblick auf sie ausgeübt wurde, nicht vielleicht lädirt werden könnten. Die schmalen Lippen waren blutlos; die großen, weit vom Kopfe abstehenden Ohren hatten Sommersprossenflecke; das lange, spitze Kinn war, wie die Lippe, glatt rasirt. — Der alte Herr kaute fortwährend ohne etwas im Munde zu haben, und da er die Wangen dabei seltsam einzog, so kam er mir vor, als sei er bemüht, sich in seine eigenen Backen zu beißen.

„Das höfliche Männchen ist ein possierliches Männchen," sagte ich mir, und da es mich sonst nicht weiter interessirte, so schlug ich das Buch auf, das ich mit heruntergebracht hatte, und begann zu lesen.

Als ich nach einigen Minuten aufblickte, begegneten meine Augen denen meines Tischnachbarn. Sie ruhten mit einem so unverkennbaren Ausdruck von Wohlwollen und naiver Neugierde auf mir, daß ich unwillkürlich lächelte. Der alte Herr antwortete darauf sofort durch ein freundliches, beinah kindliches Lächeln.

„Sie scheinen da ein interessantes Buch zu lesen," sagte er. „Hübsche bunte Bilder darin, wie ich sehe."

„Ja," antwortete ich nachlässig, „ein harmloses und ein gutes Buch: Grimm's Märchen."

„Grimm's Märchen!" rief der kleine Mann mit einem Ausdruck freudiger Ueberraschung; „das ist in der That ein gutes Buch. Ich habe es hundert Male gelesen; es ist eines meiner Lieblingsbücher: Grimm's Märchen, und Musaeus' Märchen, und die Ostereier, der Ritter von Reitzenstein, Rinaldo Rinaldini — das sind gute Bücher, die lob' ich mir! Ich lese gar keine andern als diese und ähnliche."

„Nicht sehr anfregende Lectüre," warf ich dazwischen. „Sie hält den Menschen jung."

„Sie hält den Menschen nicht nur jung, sie macht ihn wieder jung, verehrter Herr," entgegnete mein Nachbar mit großem Nachdruck auf das Wort: macht. „Wie unvergleichlich besser, belehrender, amüsanter, moralischer sind diese hübschen Geschichten, als die abgeschmackten, unwahrscheinlichen sogenannten Sensationsromane, mit denen sich die heutige Leserwelt füttert."

Der alte Herr fing an, mich zu amüsiren. Ich legte die Ellenbogen auf den Tisch, stützte den Kopf auf die Hände und betrachtete ihn aufmerksamer. Er hatte in seinem Gesichte einen befremdenden Zug, den ich nicht genau definiren konnte: etwas Exaltirtes und Naives, Verschmitztes und Treuherziges.

„Nun," sagte ich, um ihn durch leichten Widerspruch zu ermuntern, weiterzusprechen, „an großer Wahrscheinlichkeit laboriren Märchen doch gerade auch nicht; und mehr Mord und Todtschlag als in Rinaldo oder im Ritter von Reitzenstein — wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht

Digitized by Google

— dürften Sie in den berüchtigtsten Sensationsromanen schwerlich finden . . ."

„Erlauben Sie, erlauben Sie, mein Verehrtester," unterbrach mich mein Nachbar. „Ich concedire, daß meine Helden manchmal auch recht blutdürstig sind; aber sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, honnete Leute in ihrer Art, die sofort Farbe bekennen und aus ihren Herzen keine Mördergrube machen. Wenn ich den bösen Riesen mit dem großen Messer, oder den Räuberhauptmann mit dem Carabiner auf der Schulter und den geladenen Pistolen im Gürtel, oder den Raubritter mit seinen Knappen auftreten sehe, so erfahre ich sofort, was die Leute im Schilde führen —: »Bin's, den alle Häscher suchen; Bin's, dem alle Mütter fluchen; Bin der Räuber Jaromir« — das laß ich mir gefallen! Da weiß ich sofort, woran ich bin, und habe mich nicht mit allerhand unheimlichen Gedanken und Vermuthungen zu quälen, wie wenn ich im modernen Romane den Mann mit den schwarzen, stechenden Augen und dem boshaften Lächeln um den schmallippigen Mund auftreten sehe. Dann frage ich mich die ganze Zeit: »Was wird der Bösewicht nun vornehmen?« und bis zur letzten Seite des Buches komme ich nicht einen Augenblick aus der Unruhe heraus. Das macht alt, mein Herr; das macht alt! Kein solcher Roman darf mir mehr in das Haus gebracht werden. — Wie anders ist es mit den guten Räuber- und Rittergeschichten, an denen ich mich ergötze! Die machen mir keine schlaflose Nacht, obgleich ich mich für die tapfern Leute interessire und mich freue, wenn ich lese, daß sie über die bewaffnete Macht einen Sieg davon getragen oder einen Krämer »geworfen« haben. — Wollen Sie wol glauben, daß ich soeben von Quedlinburg komme und daß ich nur dorthin gereist bin, um mir den Käfig anzusehen, in dem der Ritter von Reitzenstein gefangen gehalten wurde?"

„Weshalb sollte ich das nicht glauben? Ich glaube es Ihnen gern," antwortete ich.

„Das ist ein freundliches, gutes Wort, was Sie da ausgesprochen haben," fiel das Männchen wieder ein. „Sie können nicht wissen, welch' große Freude Sie mir damit machen. Ich hasse Menschen, die Alles, was sie nicht wissen können oder nicht verstehen, bezweifeln, und die sich dann noch obendrein für überlegene Geister halten. Oh, die kurzsichtigen Schwachköpfe! Je mehr ein Mensch gelernt und erfahren hat, je mehr ist er geneigt, das für möglich zu halten, zu glauben, was er noch nicht aus directer Anschauung oder eigener Erfahrung kennen gelernt hat. — Ein afrikanischer Neger glaubt weder an Dampfmaschinen noch elektrische Telegraphen; und unsere Bauern schütteln verschmitzt und ungläubig die dickschädeligen Köpfe, wenn man ihnen sagt, daß die Astronomen begonnen haben, die Sterne zu wiegen. — Je mehr ein Mensch zu glauben fähig ist, je weiser ist er. Nil admirari heißt, nach meiner Uebersetzung,

Digitized by Google

Alles für möglich halten, Nichts absolut bezweifeln. — Sind Sie meiner Meinung?"

Ich bin ein friedfertiger Mensch, und antwortete „Vollkommen."

„Das freut mich, freut mich ungemein ... Gestatten Sie ..."

Der alte Herr war aufgestanden und reichte mir über den Tisch seine Hand, die ich herzhaft drückte.

„Ein ganz unerwartetes Vergnügen, noch so angenehme Gesellschaft zu finden," fuhr er fort. „Ich bin hier in dieser Beziehung nicht verwöhnt. Seit langer Zeit habe ich nicht das Glück gehabt, einen so vernünftigen, liebenswürdigen Menschen kennen zu lernen, wie Sie."

Ich fühlte mich beschämt und verbeugte mich stumm mit einem verlegenen Lächeln.

„Mein Name ist Arj Claaßen," schwatzte das Männchen weiter; „ich bin ein Holsteiner, aber ich wohne bereits seit langen Jahren in Deutschland. Seit einiger Zeit bin ich in der Nähe von W. ansässig. Ich komme sehr häufig nach dem »Erbprinzen«. Darf ich vielleicht auf das Vergnügen rechnen, Sie später hier wieder zu sehen? Sind Sie aus dieser Gegend?"

Ich verneinte die letzte Frage, hielt es jedoch für meine Pflicht und Schuldigkeit, mich nun ebenfalls vorzustellen.

„Darf ich mir die Frage erlauben, wie alt Sie sind?" fragte mich Herr Claaßen.

„Zwei und dreißig Jahre," antwortete ich.

„Ein sehr schönes Alter; ich möchte sagen das schönste Alter," — mit scharfem Ausdruck auf das Wort „das". — „Ich werde nun auch bald so alt sein."

Ich sah etwas verwundert auf. Der alte Herr saß vollständig ruhig und ernsthaft da. Als er meinen Blick bemerkte, wurde er jedoch etwas verlegen und sagte: „Ich hoffe, wenn wir uns genauer kennen lernen — was ich aufrichtig wünsche — Ihnen zu erklären, was Sie jetzt zu verwundern scheint."

In diesem Augenblick erschien der Kellner mit unserm Abendbrode. Er bediente zuerst Herrn Claaßen; darauf trat er einen Schritt hinter dessen Stuhl zurück und, mir vertraulich zublinzelnd und mit einem schlauen Blick auf meinen Tischgenossen deutend, klopfte er sich mit dem Zeigefinger mehrere Male auf die Stirn.

Ich hatte wol schon bemerkt, daß Herr Arj Claaßen ein Original zu sein scheine; aber er war jedenfalls ein artiger, alter Herr. Ich wollte mich durch die Mimik des Kellners nicht beirren lassen und setzte während der Mahlzeit die Unterhaltung mit meinem Nachbar ruhig fort.

Er richtete viele Fragen an mich; aber stets in einem so freundlichen, wohlwollenden Tone, daß ich dieselben gern und ausführlich beantwortete.

Digitized by Google

„Ja, ja!" sagte Herr Claaßen, als ich ihm etwas von einem fernen Welttheile, in dem ich gelebt, erzählt hatte; „Sie sind ein weitgereister, vielerfahrener Mann. Einer wie Sie verirrt sich selten nach dieser kleinen Stadt. Ich habe noch keinen kennen gelernt. — Was für wunderbare Dinge Sie gesehen und erlebt haben müssen! Ich könnte Ihnen stundenlang zuhören. Und bemerken Sie geneigtest, hochverehrter Herr, daß ich jedes Wörtchen, was Sie mir sagen, aus innigster Ueberzeugung glaube."

Ich war etwas piquirt über diese Aeußerung. „Ich hoffe, meine Erzählungen klingen nicht wie Münchauseniaden," sagte ich trocken.

„Mißverstehen Sie mich nicht, mein werther Herr Nachbar!" unterbrach mich das Männchen. „Ich spreche schlicht und einfach, und meine Worte sollen nicht ein Titelchen mehr ausdrücken, als sie gerade heraus sagen. Ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie in mir einen respektvollen Zuhörer gefunden haben, um Sie dadurch aufzufordern, mir noch etwas mehr von Ihren kostbaren Erfahrungen mitzutheilen. Sie können nicht wissen, Sie können gar nicht ermessen, wie sehr ich mich für alles Wunderbare, Neue, das ich wahr weiß, interessire."

Eine kleine Pause trat ein. Dann fragte mich Herr Claaßen plötzlich: „Wenn Sie einen Wunsch aussprechen dürften, dessen Erfüllung Ihnen von einer gütigen Fee gewährt werden könnte, was würden Sie sich wünschen? ... Großen Reichthum?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Die Liebe der Geliebten? ... Ehre und Ruhm? ... Gute Gesundheit? ... Ein hohes Alter?"

„Ohne die Gebrechen des Alters wäre das schon etwas recht Wünschenswerthes," meinte ich nachlässig.

„Thuen Sie mir einen Gefallen, verehrter Herr," fuhr Herr Claaßen sehr eifrig fort. „Denken Sie einmal fünf Minuten, aber volle fünf Minuten darüber nach, was Sie sich wünschen würden! — Ja? — Wollen Sie mir diesen Gefallen erweisen?"

Er sah mich wieder so freundlich lächelnd an, daß ich ihm gern Zustimmung zunickte.

„Jetzt fangen die fünf Minuten an," sagte er. Er zog eine schwere goldene Uhr aus der Tasche, legte sie vor sich hin und beugte sich über seinen Teller, so daß ich seine Augen nicht mehr sehen konnte, gleichsam als wolle er vermeiden, mich durch einen Blick in meinen Betrachtungen zu stören.

„Nun? Die fünf Minuten sind um. — Was wünschen Sie sich?"

Meine Gedanken waren auf der Fährte weitergewandert, die sie eingeschlagen hatten, als ich ein hohes Alter ohne die Gebrechen desselben als etwas Wünschenswerthes bezeichnet hatte.

„Ich möchte mir wol wünschen," sagte ich, „daß ich die letzten zwanzig

Digitized by Google

Jahre meines Lebens, von sechszig bis achtzig, — denn so alt beabsichtige ich zu werden — gegen die Jahre von zwanzig bis vierzig vertauschen und diese also noch einmal durchleben könnte."

Ich blickte verwundert auf. Das Männchen war wie elektrisirt in die Höhe gesprungen und eilte auf mich zu.

„Ihre Hand, mein Freund! Ihre Hand!" rief er. — „Hat Ihnen Niemand etwas gesagt? Sprechen Sie aufrichtig?"

„Mit wem sollte ich gesprochen haben? Ich bin vor einer Stunde hier angekommen und kenne in ganz W. keine Seele. Was ich sage, ist ganz aufrichtig."

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen." Herr Claaßen schien sehr aufgeregt, indem er jetzt sprach: „Kommen Sie auf mein Zimmer; ein behagliches, warmes Zimmer; das beste im ganzen Hause. Mein Diener versteht wie kein Zweiter, einen guten Punsch zu brauen. Kosten Sie ein Gläschen davon. Ich möchte noch mit Ihnen reden. Es ist soeben elf Uhr. Der Zug fährt erst morgen früh um zehn. Sie können mir eine Stunde schenken, und haben doch noch Zeit, gehörig auszuschlafen. — Erweisen Sie mir die Ehre, meine Einladung anzunehmen."

Ich hatte nicht den Muth, diese Bitte abzuschlagen und da ich meine Mahlzeit nun beendet hatte, und Herr Claaßen mir sagte, die Cigarre würde mir auf einem bequemen Sessel in seiner Stube besser schmecken als auf den harten Stühlen des Speisesaales, so folgte ich ihm willig und auch etwas neugierig nach seinem Zimmer.

II.

Ein alter Diener, der im Corridor gewartet hatte, öffnete die Thür, als wir uns dem Zimmer des Herrn Claaßen näherten. Er musterte mich aufmerksam und, so schien es mir wenigstens, mit einem gewissen Mißtrauen. Sein Herr nahm ihn bei Seite und flüsterte ihm einige Worte in das Ohr. Er hielt ihn dabei vertraulich am Arme fest, mehr als ob er mit einem gleichgestellten Bekannten als einem Untergebenen spreche. Der alte Mann entfernte sich, ohne ein Wort erwidert zu haben und kehrte nach einer ziemlich langen Weile mit einer dampfenden Bowle und Gläsern zurück. Er stellte diese auf den Tisch, legte ein Paquet Cigarren daneben und blieb dann, seinen Herrn anblickend, an der Thüre stehen, als erwarte er von diesem Befehle.

„Sie können zu Bette gehen," sagte ihm mein Wirth. „Der Herr ist so freundlich, mir noch etwas Gesellschaft zu leisten. Ich bedarf Ihrer nicht mehr."

Der Mann sah mich noch einmal mit demselben mißtrauischen Blicke an, mit dem er mich bereits gemustert hatte.

„Ich bin nicht müde," sagte er. „Ich werde in mein Zimmer gehen,

Digitized by Google

und der Herr brauchen mich nur zu rufen, wenn ich später beim Ausziehen behülflich sein soll."

„Wie Sie wollen, Franz; wie Sie wollen! Aber wenn Sie schläfrig werden sollten, so gehen Sie ruhig zu Bett."

Der Diener entfernte sich, und ich blieb nun mit Herrn Claaßen wieder allein. Er hatte, ehe der Punsch kam, die bei Tische angefangene Unterredung fortgesetzt und verschiedene Fragen an mich gerichtet. Ich glaubte jedoch zu bemerken, daß er nur abwartete, vor jeder Störung gesichert zu sein, um mit mir über einen ganz bestimmten Gegenstand, der ihn interessirte, zu sprechen. — Ich hatte mich darin nicht getäuscht: kaum hatte Franz die Thür geschlossen, so füllte Claaßen zwei Gläser, stieß mit mir an, nippte an dem Getränk, räusperte sich laut und sprach wie folgt:

„Ich habe Sie gebeten, mir einen Theil Ihres Abends zu schenken. Der Grund, weshalb ich dies gethan, ist — in erster Linie — mein Wunsch, eine Bekanntschaft, die mir bereits großes Vergnügen verschafft hat, soviel wie möglich zu cultiviren; — und sodann, Ihre Meinung, die Meinung eines weitgereisten, vielerfahrenen, vorurtheilsfreien Mannes über gewisse Fragen zu hören, die für mich vom allergrößten Interesse sind. — Haben Sie sich mit Medicin beschäftigt?"

„Nein."

„Mit Chemie, Physik, Magnetismus?"

Ich schüttelte den Kopf.

„Glauben Sie an die Möglichkeit directer Einwirkung der unsichtbaren, der Geisterwelt, auf die Welt, in der wir leben, auf die Menschen?"

Ich hatte von Herrn Arj Claaßen bereits genug gesehen, um zu begreifen, daß eine schroffe Verneinung dieser Frage ihn eingeschüchtert und wahrscheinlich zum Schweigen gebracht haben würde. Da ich nun aber nicht die geringste Müdigkeit verspürte und mich in dem behaglichen Zimmer, auf einem bequemen Sessel, hinter einem Glase vortrefflichen Punsches, sehr wohl befand, und Claaßen's Gesellschaft die einzige Zerstreuung war, auf die ich für den langen Abend rechnen konnte, so machte ich ernsthafte Miene zu seiner Frage und citirte Hamlet: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Euere Schulweisheit sich träumt, Horatio!"

„Sehr gut, sehr richtig," bekräftigte Herr Claaßen. „Ja, es gibt viele Dinge, von denen niemals Jemand geträumt hat, und die doch wahr sind."

Er trank hastig einen Schluck Punsch und wiederholte heftig, indem er mich dabei finster ansah, als ob ich ihm widersprochen hätte: „Die doch, die dennoch wahr sind." Darauf versank er in tiefes Nachsinnen und nach einer langen Pause fuhr er in dem alten, ruhigen, freundlichen Tone fort:

Digitized by Google

„Darf ich Ihre Zeit noch für ein Stündchen in Anspruch nehmen? Ich habe selten das Glück, mit einem Manne wie Sie zusammenzutreffen, und es würde mir eine Erleichterung sein, mich einmal wieder über Manches, was ich auf dem Herzen habe, aussprechen zu können."

Ich entgegnete, daß ich mit großem Vergnügen zu seiner Verfügung stände.

„Vielen Dank!" antwortete Herr Claaßen. Er räusperte sich von Neuem und begann endlich seine Erzählung.

„Ich bin von sehr reichen Eltern geboren, die mich zärtlich liebten und mir in Allem, was ich thun und lassen wollte, ziemlich freies Spiel ließen. Meine Jugend war glücklich; viel gelernt habe ich während derselben jedoch nicht. Meine Eltern hatten die Absicht, mir eine ganz außerordentlich gute Erziehung zu geben; aber anstatt mich zu dem Zweck in eine ordentliche Schule zu schicken, engagirten sie für theueres Geld die verschiedenartigsten Haus- und Stundenlehrer, unter deren nachsichtiger Leitung ich nur sehr langsame Fortschritte machte. Glücklicherweise hatte ich ein vorzügliches Gedächtniß; auch war ich nicht arbeitsscheu, und so brachte ich es denn endlich, im zwei und zwanzigsten Jahre, mit Mühe und Noth dahin, mein Abiturientenexamen machen und bald darauf eine Universität beziehen zu können. Dort studirte ich zunächst Philosophie und Geschichte.

Der Zufall wollte, daß ich in einem alten Hause eine Wohnung bezog, in der vor mehr als zweihundert Jahren ein berühmter Gelehrter gelebt hatte. Sein Name war in großen Buchstaben unter dem Fenster meines Arbeitsstübchens angeschrieben, und ich konnte niemals in mein Haus treten, ohne diese Inschrift zu sehen. — Was Wunder! daß mich der Mann zu interessiren anfing. Ich besuchte fleißig die Bibliothek, um dort seine Lebensgeschichte zu studiren; und bei dieser Gelegenheit fand ich ein altes, vergilbtes Opusculum, das keiner seiner späteren Biographen benutzt zu haben schien, und in dem gesagt war, daß sich der große Gelehrte, gegen Ende seines Lebens, eifrig mit Astrologie, Alchymie und Magie beschäftigt, und die Ergebnisse seiner tiefsinnigen Forschungen in einem Manuscript niedergelegt habe. Ueber den Verbleib dieser Schrift konnte das, fünfzig Jahre nach dem Tode des Gelehrten veröffentlichte, Werk keine genaue Auskunft geben. Es deutete an, daß das Manuscript wahrscheinlich auf der Bibliothek in Leyden oder in Paris zu finden sein werde.

Ich dachte viel über diese Sache nach, und mein Wunsch, das kostbare Schriftstück aufzufinden, wurde außerordentlich groß. Meine Gedanken beschäftigten sich dermaßen damit, daß ich förmlich tiefsinnig wurde.

Eines Nachts wachte ich plötzlich, ohne vorher einen Traum gehabt zu haben, laut schreiend, mit einem furchtbaren Grausen, auf. Ich sprang,

Digitized by Google

am ganzen Leibe zitternd, aus dem Bette und stürzte an das Fenster. Da sah ich deutlich im Mondesschein ein Schattenbild, das zwanzig Schritte vor mir in der Luft schwebte, und in dem ich den großen Gelehrten, wie er in dem alten Opusculum abkonterfeit war, erkannte. — Das Gebild zeigte mit der erhobenen Hand nach Osten. Nach einer Minute vielleicht erbleichte es sodann und zerfloß und verschwand.

Ich zündete ein Licht an. Ich war so aufgeregt, daß ich wol sah, es würde mir unmöglich sein, wieder einzuschlafen. Ich zog mich also schnell an und klopfte an die Thür meines Stubennachbarn, dem ich einige kleine Dienste erwiesen hatte und von dem ich wußte, daß er mir gern gefällig sein würde. Uebrigens machte er häufig die Nacht zum Tage und gehörte nicht zu den Leuten, die es übel nehmen, wenn man sie im Schlafe stört.

Er war ein ganz außergewöhnlicher Mensch. Er hieß Dr. Sigismund Soden und galt bei den Studenten für den gelehrtesten Mann der Stadt. Er sprach und schrieb Griechisch und Lateinisch mit derselben Geläufigkeit wie seine Muttersprache. Bei den Professoren stand er nicht in gutem Ansehen. Wir schrieben dies dem Umstande zu, daß er ihnen scharf auf die Finger sah und sich nicht selten in geringschätziger Weise über sie äußerte. Er schien ein kleines Vermögen zu haben; auch ertheilte er, wenn man ihn sehr gut bezahlte, Privatstunden. Ich gehörte zu seinen Schülern. Aber er hatte verschiedene schlechte Gewohnheiten: er trank, spielte, frequentirte die schlechteste Gesellschaft und war immer in Schulden und häufig in Geldverlegenheit.

Ich klopfte nur ganz leise an seine Thür. Er hörte mich sofort und rief: „Herein!"

„Was führt Sie zu dieser Stunde zu mir?" fragte er. „Es ist zwei Uhr vorüber?"

Er hatte sich in seinem kleinen, unordentlichen Bette in die Höhe gerichtet und sah mich mit seinen grauen, klugen Augen scharf an. Sein Aussehen war nicht Vertrauen erweckend, und ich suchte nach einer ausweichenden Antwort, als er, ehe ich gesprochen hatte, fortfuhr:

„Haben Sie Geister gesehen? Sie sind todtenblaß."

Ich nickte stumm.

„Setzen Sie sich. Erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet ist."

Ich that wie Soden mir geheißen. Er hörte aufmerksam zu. Als ich geendet hatte, fragte er ruhig, als ob ich von etwas ganz Alltäglichem gesprochen habe:

„Was halten Sie von der Geschichte?"

Ich war auf Hohn und Spott gefaßt gewesen. Nun hatte ich den Muth zu bekennen, meine Meinung sei, der alte Gelehrte habe mir die Richtung zeigen wollen, in der ich zu suchen habe, um das Manuscript, an das ich fortwährend dachte, zu finden.

Digitized by Google

„Das ist auch meine Meinung," sagte Soden. „Aber wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, so sprechen Sie mit Niemand von der Erscheinung. Geister können Indiscretionen nicht vertragen und bestrafen sie streng."

Ich war überrascht und erfreut, einen Gesinnungsgenossen, und zwar in dem hellsten Kopfe der Universität, gefunden zu haben und versprach, das, was er mir angerathen habe, wol zu beherzigen.

Soden sagte mir darauf, er werde am nächsten Tage ausführlicher mit mir über die ganze Angelegenheit sprechen. Dann stand er auf, zog einen alten Lederkoffer unter dem Bette hervor, mischte einen Trunk aus verschiedenen dunkeln Fiolen, die sich darin befanden, ließ mich denselben leeren und sagte, ich solle jetzt nur wieder zu Bette gehen, er bürge mir dafür, daß ich gut schlafen werde. — Er hatte sich nicht geirrt. Kaum hatte ich mich wieder niedergelegt, so schlief ich fest ein und erwachte erst am nächsten Morgen zu einer außergewöhnlich späten Stunde.

Soden holte mich bald darauf ab, um mit ihm zu frühstücken. Nach der Mahlzeit forderte er mich zu einer Promenade außerhalb der Stadt auf, um ungestört mit mir berathen zu können, auf welche Weise ich dem Winke des Geistes folgen könne. Nach langem Hin- und Herreden kamen wir dahin überein, daß es zunächst gerathen sein würde, Nachforschungen nach dem Manuscript in Leyden anzustellen. Die Schwierigkeit für mich war nur, mich dorthin zu begeben, da ich befürchten mußte, daß meine Eltern ihre Zustimmung zu einer nicht zu motivirenden Uebersiedlung nach Leyden verweigern würden. — Soden half mir aus dieser Verlegenheit. Er erbot sich, die Reise für mich zu machen und die genauesten Nachforschungen anzustellen. Es wäre mir unmöglich gewesen, einen besseren Stellvertreter zu finden; denn alte Manuscripte suchen und finden war eine Specialität, auf die Soden sich, wie er mir sagte, ganz besonders geworfen hatte.

Ein paar Monate später erhielt ich einen etwas beunruhigten Brief von meinem Vater. Er wünschte zu wissen, was ich mit all' dem Gelde, das er mir schickte, anfange. Ich durfte ihm nicht sagen, daß die Nachforschungen in Leyden ziemlich kostspielig seien; aber ich versprach, in Zukunft sparsamer zu leben, und schränkte mich denn auch so sehr ein, daß ich, ohne große Schulden zu machen, mit meinem Wechsel meinen Unterhalt bestreiten und gleichzeitig die Arbeiten in Holland fortsetzen lassen konnte.

Um diese Zeit empfing ich einen Brief von Soden, in dem er mir sagte, er habe in Leyden viel Interessantes, aber nicht Das gefunden, was er für mich suche, und er beabsichtige nun, nach H. zurückzukehren. Aus einigen Andeutungen in seinem Briefe glaubte ich ersehen zu können, daß er vielleicht geneigt sein würde, seine Nachforschungen für mich in Paris fortzusetzen. Dazu bedurfte es aber einer, für meine damaligen

Digitized by Google

Verhältnisse, bedeutenden Summe Geldes; und da ich über eine solche nicht verfügen konnte, so beschloß ich, nach meiner Heimat zu reisen, um mir das Geld im Geheimen von meiner Mutter geben zu lassen.

In meinem elterlichen Hause war, während meiner Abwesenheit, eine große und traurige Veränderung vorgegangen. Meine gute Mutter war sehr leidend. Mein Vater hatte mir dies, um mich nicht zu beunruhigen, verschwiegen. Er theilte mir nun mit, daß meine Mutter schwermüthig geworden sei und daß die Doctoren anempfohlen haben, sie nach einer Heilanstalt für Geisteskranke zu senden, da zu befürchten sei, daß sie den Versuch machen werde, sich das Leben zu nehmen.

Ich war sehr niedergeschlagen über diese Nachricht. Meine Mutter war mir stets die zärtlichste, nachsichtigste Freundin gewesen. Ich begab mich auf ihr Zimmer. Sie empfing mich ruhig, als seien kaum ein paar Stunden vergangen seitdem wir uns gesehen, und klagte nur darüber, daß sie Kopfweh habe, schlecht schlafe und an Appetitlosigkeit leide. Nach meinem Befinden, für das sie früher ängstlich gesorgt hatte, erkundigte sie sich gar nicht. — Als mein Vater, der mit mir in das Zimmer getreten war, einen Augenblick den Rücken kehrte, winkte sie mir schnell und bedeutsam zu und gab mir durch heftige Geberden zu verstehen, daß sie mich allein sehen wolle. — Es wurde mir nicht schwer, diesem Wunsche zu willfahren. Ich verließ das Zimmer mit meinem Vater, sagte ihm ganz offen, die Kranke scheine mit mir sprechen zu wollen und bat ihn, unsere Unterredung nicht zu stören.

Sobald meine Mutter mich allein zurückkommen sah, sprang sie in die Höhe und ging mir schnell entgegen. Dann schloß sie mich leidenschaftlich in ihre Arme; aber anstatt mich zu küssen, hauchte sie mir ihren heißen Athem in das Gesicht. Dann trat sie einen Schritt zurück und schüttelte die ausgestreckten Hände über meinen Kopf, in der Art der Magnetiseure, wenn diese das ihnen innewohnende Fluidum auf ein anderes Individuum übertragen wollen.

Ich wich erschreckt zurück: „Mutter, was soll das bedeuten?" fragte ich.

„Hsch .. Hsch .. mein Sohn!" flüsterte sie geheimnißvoll ... „Ich schenke Dir den Rest meines Lebens ... Es ist mir zur Last, zur Last! Ich will sterben, bald sterben."

Sie sah bereits wie eine Sterbende aus: entsetzlich abgemagert; das graue, wüste Haar die bleiche Stirn, die hohlen Wangen bedeckend. Die Augen glänzten mit furchtbarer Intensität aus tiefen, dunkeln Höhlen hervor.

Sechs Stunden später, am Abend jenes Tages, lag sie im heftigsten Fieber, irreredend auf ihrem Lager; und in derselben Nacht hauchte sie ihren Geist aus. — Sie hatte mir den Rest ihres Lebens geschenkt.

Mein armer Vater war untröstlich. Ich durfte nicht daran denken, ihn zu verlassen. Ich blieb drei Monate lang bei ihm. Dann kehrte ich

Digitized by Google

nach H. zurück, um meine auf so traurige Weise unterbrochenen Studien fortzusetzen. — Der Tod meiner Mutter hatte mich in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gesetzt, dessen Verwaltung ich selbstredend meinem Vater überlassen hatte, aber von dem mir, auf mein Gesuch, eine gewisse Summe überwiesen worden war, die ich zur Fortsetzung der Nachforschungen nach dem Manuscript benutzen wollte. — Ich hatte meinem Vater gesagt, ich gebrauche das Geld zu wissenschaftlichen Zwecken; und da es sich nicht um einen großen Betrag handelte, und mein Vater wenig aufgelegt war, sich, unmittelbar nach dem Tode meiner Mutter, um geschäftliche Fragen zu kümmern, so wurde mir die verlangte Summe ohne Weiteres ausgehändigt. — Ich schickte einen Theil davon an Soden und bat ihn, für mich nach Paris zu gehen und keine Mühe zu scheuen, um das Manuscript zu finden.

Die ersten Briefe, die ich von meinem Abgesandten erhielt, waren nicht sehr ermuthigend. Dann schrieb er, er glaube endlich auf der richtigen Spur zu sein, und bald darauf konnte er mir mittheilen, er habe das Manuscript gefunden, habe es gesehen und in Händen gehabt; unglücklicherweise sei es Eigenthum eines directen Nachkommen des alten Gelehrten, der um keinen Preis gestatten wolle, daß eine Abschrift davon genommen werde. Soden schlug mir vor, ich solle selbst nach Paris kommen und versuchen, den Besitzer der Handschrift zu überreden, meinen Wünschen nachzugeben.

Ich machte mich sofort auf den Weg nach Frankreich. Die Reise war zu der Zeit noch lang und beschwerlich, denn die Eisenbahnverbindung zwischen Paris und Deutschland war noch nicht vollständig hergestellt.

Soden empfing mich am Bahnhofe und führte mich nach seiner, im Quartier Latin gelegenen, Wohnung. Während der Fahrt dorthin bestätigte er mir, daß seine Bemühungen, eine Abschrift der Handschrift zu erhalten, erfolglos geblieben seien. Er habe nur einen Blick in das Manuscript werfen können: es sei in lateinischer Sprache verfaßt und enthalte auf 144 großen Folio-Seiten eine Masse merkwürdiger Recepte und zwei längere Abhandlungen über die Zusammensetzung und Zubereitung eines Lebenselixirs. — Die Art und Weise, wie Soden das Manuscript entdeckt hatte, war sehr merkwürdig; aber da dies mit meiner Geschichte nichts zu thun hat, so schweige ich darüber. — Der Zufall hatte ihm geholfen.

Der Besitzer des Manuscripts war ein verarmter italienischer Edelmann. Seine Urahne war die leibliche Tochter des alten Gelehrten gewesen. Das Manuscript war immer in seiner Familie geblieben, und es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß dasselbe authentisch sei.

Ich wurde am nächsten Tage von Soden zu dem Besitzer der Handschrift geführt, und fand in einer ärmlichen Wohnung, ebenfalls im Quartier Latin gelegen, einen noch jungen, sehr höflichen, aber dessen ungeachtet nicht sonderlich sympathischen Mann, mit dem ich mich übrigens

Digitized by Google

nur schlecht verständigen konnte, da ich italienisch gar nicht sprach und auch im Französischen nur wenig Uebung besaß.

Der Italiener holte das Manuscript aus einem alten, eisernen Kasten. Es war in ein verblichenes, seidenes Tuch eingewickelt. Auf dem ledernen, altmodischen Einband erkannte man undeutlich ein gräfliches Wappen, das in Gold auf denselben gepreßt worden war.

„Das Wappen meiner Familie," sagte der italienische Edelmann.

Ich öffnete den Band mit einem andächtigen, geheimnißvollen Schauern. Das Manuscript war wunderbar erhalten. Die Dinte und das Papier waren zwar vergilbt; aber das schöne, alte, feste Papier war so unversehrt, die Schrift so klar und deutlich, die Seiten so makellos rein, daß man keinen Zweifel darüber hegen konnte, daß alle Generationen, welche das kostbare Manuscript besessen, es auf das sorgfältigste aufbewahrt hatten.

Ich blieb drei Wochen in Paris. Ich sah den Italiener häufig. Soden wohnte all' meinen Unterredungen mit ihm bei, um, wenn es nöthig wurde, als Dolmetscher behülflich sein zu können; aber er mischte sich beinah nie in meine Unterhaltung mit dem Grafen. Dieser ließ sich endlich überreden, mir das Manuscript zu verkaufen. Er forderte eine hohe Summe, mehrere Tausend Thaler dafür; ich feilschte nicht und versprach, dieselbe zu zahlen.

Ich schrieb meinem Vater, sagte ihm, ohne auf Details einzugehen, daß ich ein werthvolles Werk zu erwerben wünsche, und bat ihn, mir die dazu nöthige Summe in Paris anweisen lassen zu wollen. — Mein Vater schickte mir das Geld ohne Säumen. — Ich übergab, wie dies verabredet worden war, den Kaufpreis an Soden, und dieser brachte mir am selben Abend das Manuscript. — Wenige Tage darauf kehrte ich nach Deutschland zurück.

Soden blieb in Paris. Ich wandte mich bald nach meiner Rückkehr nach H. an ihn, um ihn zu bitten, mir bei der Uebersetzung der Handschrift behülflich sein zu wollen. Mein Brief blieb ohne Antwort. — Lange Jahre nachher hörte ich erst wieder von ihm. Er schrieb mir aus Amerika, wohin er ausgewandert war; erzählte mir, daß er sich verheirathet habe, daß seine Frau kürzlich gestorben sei und daß er nun nach Europa zurückzukehren beabsichtige. Er sagte mir, es sei ihm jenseits des Oceans schlecht gegangen, und er bat mich um ein Darlehen, das ich für ihn an seinen Schwager, einen Herrn Millner, wenn ich nicht irre, adressiren sollte. — Ich schickte ihm das Geld, und er zeigte mir den Empfang desselben an. Gleichzeitig theilte er mir mit, daß seine Abreise von Newyork auf einige Zeit hinausgeschoben sei. — Seitdem habe ich nichts wieder von ihm gehört. Er ist vielleicht gestorben. Wenn er noch lebt, so muß er ein Greis sein."

Herr Claaßen hatte schnell, ohne anzuhalten gesprochen. Aber von

Digitized by Google

dem „Stündchen", für das er meine Aufmerksamkeit beansprucht hatte, war die Hälfte bereits hingegangen, und er schien noch immer an der Vorrede zu seiner Geschichte zu sein. Ich steckte mir also eine frische Cigarre an, schenkte mir ein zweites Glas Punsch ein und bereitete mich darauf vor, die Fortsetzung der Erzählung zu hören. Ich sah voraus, daß mich dieselbe noch lange wach halten würde. Herr Claaßen wartete bis ich wieder ruhig vor ihm saß. Dann fuhr er fort:

III.

„Das Manuscript hat den allergrößten Einfluß auf mein ganzes Leben ausgeübt. — Bald nach meiner Rückkehr nach H. beschloß ich, mich dem Studium desselben ausschließlich zu widmen. — Ich verließ zu dem Zweck die Universität und kehrte nach K., meiner Vaterstadt, zurück. Dort ließ ich mich in meinem elterlichen Hause nieder. Mein Vater, der ein einsames Leben führte, war so froh darüber, mich fortwährend in seiner Nähe zu haben, daß er meine Gründe, weshalb ich meine Universitätsstudien zu unterbrechen wünschte, schnell billigte. Ich sagte ihm, ich habe ein merkwürdiges Manuscript aus dem XVII. Jahrhundert entdeckt und beabsichtige, dasselbe mit Noten und Commentaren zu veröffentlichen. Die Arbeit, so meinte ich, werde mir mehr Ruhm und Ehre einbringen, als ich durch Vollendung meiner Studien auf der Universität erreichen könne. — Mein Vater war damit einverstanden. Eine bequeme Wohnung wurde in dem einen Flügel des Hauses für mich eingerichtet, und dort verlebte ich die ruhigsten Jahre meines Lebens.

Die Uebersetzung des Manuscripts gab mir unendlich viel zu schaffen. Zwar war es in elegantem und leicht verständlichem Latein geschrieben, aber der Sinn einiger Sätze blieb mir oft wochenlang verborgen; und ich verbrachte schlaflose Nächte, um denselben zu ergründen. — Ich verlor darüber alles Interesse an der Außenwelt. Mein Vater war, so zu sagen, der einzige Mensch, den ich sah; und auch mit ihm war ich nur während der Mahlzeiten und der Spaziergänge, bei denen ich ihn begleitete, zusammen. — Mein Gesundheitszustand flößte ihm Besorgniß ein. Er erkundigte sich angelegentlich nach dem Gegenstand meiner Studien. Ich sprach ganz offen mit ihm davon. Er schüttelte ungläubig das Haupt.

Eines Tages überraschte er mich in meinem Zimmer. Er war in Gesellschaft eines berühmten Gelehrten, Professors an der Universität von H. Dieser sagte mir, er habe von dem seltenen Manuscript, das in meinem Besitz sei, sprechen hören und bäte um die Erlaubniß, dasselbe in Augenschein nehmen zu dürfen. Ich zeigte es ihm. Er ging damit an das Fenster, zog eine Lupe aus der Tasche und prüfte es aufmerksam. Er las auch einige Seiten darin durch. Dann gab er es mir, ohne ein Wort zu sagen, zurück und verließ mit meinem Vater das Zimmer.

Digitized by Google

Am nächsten Tage zeigte mir dieser an, seine Gesundheit mache es nothwendig, daß er einen großen Arzt in Berlin consultire. Er bat mich, ihn zu begleiten. Ich konnte dies Gesuch nicht abschlagen, obschon es mir schwer wurde, mich von meinen Studien zu trennen.

Ich begleitete meinen Vater zu dem berühmten Arzte. Dieser unterhielt sich zunächst mit meinem Vater und verordnete ihm Verschiedenes, vor allem Zerstreuung, eine Reise nach Italien z. B. Darauf wandte er sich an mich und ließ sich in eine lange Unterredung mit mir ein. Er war ein unangenehmer Mann; er hatte eigenthümliche, schroffe Ansichten, und ich mußte mich über Vieles, was er sagte, ärgern. Ich erinnere mich, daß ich, trotz des bekümmerten Gesichtes, das mein Vater dazu machte, sehr heftig wurde. Dies schien Eindruck auf den Arzt zu machen, denn er wurde plötzlich wieder höflich und freundlich. Er fand, daß ich angegriffen aussehe, untersuchte mich aufmerksam und, sich an meinen Vater wendend, sagte er:

„Das Beste, was Sie thun können, ist, Ihren Herrn Sohn mit nach Italien zu nehmen. Er bedarf der Erholung und Zerstreuung beinah ebenso wie Sie. Aber erlauben Sie ihm nicht, zu arbeiten. Lassen Sie ihn sich viel Bewegung machen und sich amüsiren."

Damit wurden wir Beide entlassen, und sobald wir in der Straße angelangt waren, sagte mir mein Vater, er hoffe, daß ich ihn nach Italien begleiten werde. Er sei alt; er könne und wolle nicht allein reisen; er habe keinen bessern Freund als mich und er rechne auf meine Gesellschaft.

Ich durfte dagegen Nichts einwenden. Ich nahm mir vor, mein Manuscript mitzunehmen und meine Studien während der Reise fortzusetzen. Aber davon wollte mein Vater Nichts hören. Er verlangte, daß ich mich ihm ausschließlich widmen solle; und ich mußte, obschon mit schwerem Herzen, seinem Gesuche nachgeben.

Unsere Reise war eine angenehme; nur hatte ich, zu Anfang, über die Tyrannei meines Vaters zu klagen, der mir nicht die geringste Freiheit schenken wollte und mich zwang, Tag und Nacht in seiner Nähe zu bleiben. — Dies änderte sich jedoch, als wir in Rom angekommen waren. Mein Vater traf dort mit einigen alten Bekannten zusammen, mit denen er die Zeit angenehm verbrachte, und billigte es vollständig, daß ich meinerseits die Gesellschaft jüngerer Leute aufsuchte, um mich zu zerstreuen.

„Alles, was ich von Dir verlange," sagte er, „ist, daß Du Dich so viel wie möglich amüsirest und jede Arbeit ruhen läßt. Es scheint mir, daß ich kein allzustrenger Vater bin, und daß Du Dich dem, was ich Dir vorschreibe, wol unterwerfen kannst."

Ich that dies und befand mich bei dem Leben, das ich nun führte, auch bald recht wohl. Ich hatte bis jetzt nur in Gesellschaft von Männern

Digitized by Google

und Büchern gelebt. Die schönen Frauen und Mädchen, mit denen ich in Rom bekannt wurde, erschienen mir überaus liebenswürdig und anmuthig; und es dauerte nicht lange, so kannte ich kein größeres Vergnügen, als mit ihnen zusammen zu sein. Wenn ich dann des Abends meinem Vater berichtete, daß ich den Tag in der angenehmsten Weise verbracht, mit jungen Männern und Frauen und Mädchen geschwärmt, getanzt, gesungen habe, so sagte er: „Das ist recht, mein Sohn! Fahre fort. Du kannst mir keine größere Freude machen — und es thut Dir wohl."

Ich war in der That seit meiner Abreise von K. ein ganz anderer Mensch geworden. Manchmal war ich förmlich überrascht von dem Bilde, das mir der Spiegel zurückwarf. Es zeigte das lachende, blühende Angesicht eines jungen, sorglosen Mannes, der mit hellen, freundlichen Augen vertrauend in die Welt hinausblickte. In K. hatte ich hohläugig und niedergeschlagen ausgesehen. — Meine Gedanken wanderten dann wol nach meinem heimischen Studirzimmer zurück und ich dachte an das Manuscript, über das ich jahrelang gebrütet hatte, ohne seinen geheimnißvollen Text ganz entziffern zu können. Ich sagte mir, daß ich, wenn mein Vater geheilt sei und wir wieder in dem stillen Hause säßen, meine Arbeiten mit neuer Kraft und hoffentlich mit besserem Erfolge von Neuem aufnehmen werde, aber daß ich mir einstweilen Alles, was der Vergangenheit angehöre, aus dem Kopfe schlagen und nur der Gegenwart leben wolle. Dies wurde mir bald sehr leicht. — Ich verliebte mich nämlich."

Claaßen schwieg und blickte starr vor sich hin; dann leerte er ein volles Glas; und mit dem Zeigefinger drohend, sagte er, zur Luft sprechend, als sähe er dort eine Erscheinung: „Elende Creatur!" Darauf saß er noch eine Weile stumm da und dann hob er von Neuem an:

„Meine Geschichte würde zu lang werden, wenn ich Ihnen erzählen wollte, welche Kunstgriffe man anwandte, um mich in die Falle zu locken, in die ich schließlich fiel. — Ich war reich; und man wußte es. Ich war gutmüthig, leichtgläubig — man beutete dies schändlich aus. Ich war sieben und zwanzig Jahre alt und hatte nicht mehr Erfahrung als ein Schüler haben kann, dessen Leben unter der Aufsicht und Leitung seiner Eltern und Lehrer dahingeflossen ist. — Sie hatte bereits ein bewegtes, reiches Leben hinter sich, obgleich sie erst zwei und zwanzig Jahre zählte. Sie hatte sich als achtzehnjähriges Mädchen mit einem alten, vornehmen Manne verheirathet, dessen Titel und Stellung sie bestochen hatten, und von dem sie getäuscht worden war, denn er hatte sich für reich ausgegeben und besaß nichts. Als er, zwei Jahre nach seiner Verheirathung, starb, ließ er die junge Wittwe mittellos. Aber sie wußte sich zu helfen. Sie fand Leute, die ihr Geld borgten: auf ihren großen Namen, ihre unwiderstehliche Schönheit, ihre Jugend, ihre Klugheit, ihr Vertrauen auf eine reiche Zukunft. — Ich war wie weiches Wachs in

Digitized by Google

ihrer Hand. Nachdem ich sie sechs Wochen kannte, lebte ich nur noch für sie, durch sie; und als sie mir ihre Hand reichte, um die ich sie auf den Knieen flehentlich gebeten hatte, da glaubte ich mich der glücklichste der Sterblichen.

Mein Vater war erstaunt, als ich ihm meine Verlobung mit der Gräfin Susanne von S. anzeigte und ihn bat, seine Zustimmung zu meiner Verheirathung mit ihr zu geben. Er schien zuerst an eine Mystification zu glauben und wollte die Sache gar nicht ernsthaft erwägen. Aber als ich ihm sagte: „Vater, wenn Du mich verhinderst, Susanne zu heirathen, so werde ich vor Gram sterben, oder mich aus Verzweiflung um's Leben bringen," da sank er seufzend und jammernd auf einen Stuhl und rief ein über das andere Mal: „Weshalb habe ich Dich unbewacht gelassen? Oh, ich Unglücklicher!"

Er versuchte, mich durch zärtliche, freundliche Reden von meinem Vorsatze abzubringen: „Gib die Frau auf," sagte er. „Arj! Thue es Deinem alten Vater zu Liebe. Du machst Dich und mich unglücklich, wenn Du bei Deinem Vorhaben beharrst."

Aber ich war verstockt. Das Weib hatte mir einen Trank eingegeben, der meine Sinne berückte. Das Flehen meines Vaters, den ich so innig liebte, rührte mich nicht mehr, als wäre ich von Stein gewesen.

„Mein Leben und mein Glück hängen an Susanne," sagte ich. „Trennst Du mich von ihr, so muß ich verderben."

Wochenlang widerstand mein Vater noch; dann, als er sah, wie mich Aufregung und Liebesgram verzehrten, gab er endlich seine Einwilligung. — Der Heirathscontract wurde in Rom gezeichnet. Susanne war entrüstet über gewisse Clauseln, die mein Vater in demselben aufgenommen hatte, und die es, ihr sowol wie mir, unmöglich machten, über mehr als einen geringen Theil der Capitalien, die ich nach dem Ableben meines Vaters zu erwarten hatte, zu verfügen. Sie sah darin den Beweis verletzenden Mißtrauens. Ich bot meine ganze Beredtsamkeit auf, um sie zu beruhigen.

„Was schadet das Alles?" sagte ich. „Mein Vater mag mißtrauisch sein; aber weißt Du nicht, daß ich Dir mit Leib und Seele ergeben bin?"

Da sah sie mich mit einem ganz eigenen Blick an und dann lachte sie plötzlich und klopfte mir auf die Wangen, wie einem Kinde: „Nun ja, Arj," sagte sie; „mag es sein! Ich denke auch, Du und ich, wir werden uns schon verständigen."

Bald darauf verheiratheten wir uns und gleich nach der Hochzeit führte ich meine junge schöne Frau nach K., in das väterliche Haus, das fortan ihre Heimat werden sollte."

Als Herr Claaßen auf diesem Punkt seiner Erzählung angelangt war, erhob er sich langsam und pochte mit dem gekrümmten Mittelfinger

Digitized by Google

der rechten Hand mehrere Male bedeutsam auf den Tisch. Darauf sah er mich so fest und scharf an, daß mir geradezu unheimlich unter seinem Blick wurde und dann flüsterte er geheimnißvoll:

„Sie hatte mir einen Liebestrank eingegeben .. meinen Vater hat sie getödtet — vergiftet. Sie war Meisterin in allen bösen Künsten."

Ich sah Herrn Claaßen verwundert an. Er beantwortete meine stumme Frage durch gewichtiges Nicken und Winken. „Ja, ja," sagte er darauf; „das wundert Sie! — Sie war eine Hexe. Ich entdeckte es erst, als es zu spät war; und Niemand wollte mir glauben. Die schwachköpfigen Narren wähnten, Wunder wie klug zu sein, als sie mich auslachten. — Ungläubigkeit läßt vieles Schlechte ungestraft und erschwert das Vollbringen mancher guten That! Ich, Arj Claaßen, weiß ein trauriges Lied davon zu singen."

Darauf setzte er sich wieder nieder und sprach ruhig weiter:

„Sechs Monate, nachdem ich mich verheirathet hatte, starb mein Vater. Es war inmitten des bittern, nordischen Winters. Ich war trostlos und verschloß mich vier und zwanzig Stunden lang in meinem Zimmer, ohne Nahrung zu mir zu nehmen, ohne irgend Jemand sehen zu wollen. — Als ich am nächsten Morgen in die Kammer trat, in der die Leiche des Mannes, der mich über Alles geliebt hatte, auf dem Todtenbette starr und kalt ausgestreckt lag, als ich in das schöne, ruhige, strenge, abgemagerte Antlitz sah, da übermannte mich entsetzlicher Jammer und ich weinte und stöhnte laut. — Susanne trat in das Zimmer und sagte kalt:

„Du geberdest Dich wie ein Wahnsinniger. Die Leute laufen auf der Straße zusammen. Verlaß' diesen Raum."

Ich war in tiefster Seele empört. Ich hatte schon verschiedene Male Grund gehabt, an ihrer Güte zu zweifeln; nun erkannte ich mit Gewißheit, welch' herzloses, böses Wesen sie sein müsse, um den Sohn von dem Todtenbette des Vaters verscheuchen zu wollen. Ich sah sie finster an. — Sie erbleichte und entfernte sich.

Als ich allein war, trat ich wieder an das Sterbelager meines Vaters. Es that mir weh, ihn so kalt und vereinsamt daliegen zu sehen. Er hatte immer Gesellschaft und Wärme geliebt, und nun war er so verlassen in der eisigen Stube. Ich ließ ein großes Feuer anzünden und dann begab ich mich zu einigen alten Freunden meines Vaters, um sie zu bitten, sich in dem Zimmer, in dem die Leiche lag, zu versammeln. — Sie sahen mich verwundert an; sie versprachen zu kommen; aber sie erschienen erst im Laufe des Nachmittags und blieben nur kurze Zeit. — Der Doctor, der meinen Vater behandelt hatte und mich seit meiner Geburt kannte, nahm mich bei Seite und sagte mir, ich möge alle Maßregeln, die bei dem Begräbniß zu treffen seien, ihm überlassen. Er wisse, was zu thun sei und sich schicke; wogegen die Verordnungen, die ich

Digitized by Google

treffen zu wollen scheine, Aufsehen erregen. Es sei die Pflicht wohlerzogener Leute, dies zu vermeiden, das Andenken Verstorbener durch eine ernste, ruhige Feier zu ehren. — Ich gab diesen Vorstellungen nach.

Nach der Beerdigung meines Vaters zog ich mich ganz von der Welt zurück. Das Verhältniß zwischen meiner Frau und mir war ein äußerst peinliches geworden. Ich konnte ihr ihr Benehmen am Todtenbett meines Vaters nicht verzeihen, und sie schien sich vor mir zu fürchten. Sie vermied, allein mit mir zu sein, ging mir überall aus dem Wege und sah mich eigentlich nur in Gegenwart der Diener, während der kurzen Mahlzeiten, wo sie mir stumm und theilnahmlos gegenüber saß.

Ich hatte meine alte Wohnung in einem entlegenen Theile des Hauses wieder bezogen und beschäftigte mich nun dort von Neuem mit der Uebersetzung meines Manuscripts, das ich während der ersten Monate meiner Verheirathung und der langen Krankheit meines Vaters gänzlich vernachlässigt hatte. — Vieles von Dem, was mir in dem Werke früher unverständlich gewesen war, wurde mir nun klarer. Ich erkannte, daß der große Geist, der seine göttliche Weisheit vor Hunderten von Jahren in der kostbaren Handschrift, die nun in meinem Besitze war, niedergelegt hatte, nicht gewillt gewesen war, mit gewöhnlichen Sterblichen zu verkehren, sondern, daß der tiefe, verborgene Sinn seiner geheimnißvollen Sprache für Geistesgenossen bestimmt war, die denselben ergründen, errathen, ja, nicht selten vervollständigen mußten. — Ich vertiefte mich so vollständig in dieses edle Studium, daß die Außenwelt bald jedes Interesse für mich verlor. Ich vernachlässigte darüber Vieles, womit sich die Alltagsmenschen beschäftigen und will gern zugestehen, daß, der großen, uneingeweihten Menge gegenüber, Manches in meinem Benehmen sonderbar erscheinen mußte.

Eines Tages, als ich wie gewöhnlich in meinem Arbeitszimmer mit der Entzifferung des Manuscripts beschäftigt war, meldete mir der Diener, daß drei Herren im Wohnzimmer auf mich warteten und mich sofort zu sprechen wünschten. Der Eine von ihnen, so sagte mir der Diener, wäre der alte Hausarzt.

Ich war verdrießlich, bei meiner Arbeit gestört zu werden, und gab mir nicht einmal die Mühe, meinen Anzug zu ordnen, um den unerwarteten und unerwünschten Besuch zu empfangen. Die drei Herren kamen mir höflich grüßend entgegen. In dem einen erkannte ich den berühmten Doctor, den mein Vater vor unserer Reise nach Italien consultirt hatte; der andere war, wie der Bediente bereits gemeldet, unser alter Hausarzt; den dritten kannte ich nicht. — Ich blieb mißtrauisch und mißmuthig vor ihnen stehen und fragte kalt, was mir die Ehre dieses Besuches verschaffe. Sie antworteten darauf nicht, sondern fingen an, verschiedene, vollständig unnütze Fragen an mich zu richten. Ich ärgerte mich über ihr unmotivirtes Eindringen in mein Privatleben und gab

Digitized by Google

dies durch meine Antworten deutlich zu erkennen. Aber die Indiscretion der drei Menschen schien eine beabsichtigte zu sein, denn sie fuhren, unbekümmert um meine üble Laune, fort, mich auszuforschen, mir zu widersprechen und mich dadurch schließlich dermaßen zu reizen, daß ich sagte, ich müsse sie ersuchen, mein Haus zu verlassen und würde, wenn sie meinem Gesuche nicht ungesäumt Folge leisteten, Gewalt anwenden, um meine, von ihnen in sonderbarer Weise verkannten, Rechte als Hausherr zur Geltung zu bringen. — Darauf wurden sie wieder höflich und artig und bald darauf verließen sie mich mit der Bitte, ich möge mich beruhigen, es walte ein Mißverständniß ob, sie haben durchaus nicht die Absicht gehabt, mich zu beleidigen. — Als sie die Thür aufmachten, um sich zu entfernen, sah ich Susanne hinter derselben stehen. Sie hatte gelauscht, um zu erfahren, was zwischen den Leuten und mir vorgehe.

Die Ereignisse der nächsten Tage haben sich in meinem Gedächtniß etwas verwischt. Ich muß annehmen, daß der Tod meines Vaters, die anstrengenden Studien, denen ich mich hingegeben hatte, das peinliche Verhältniß zwischen mir und meiner Frau endlich — denn ich ahnte damals bereits, daß sie die Mörderin meines Vaters sei — meine Nerven erschüttert und mir eine Krankheit, möglicherweise ein Gehirnfieber, zugezogen hatten. — Ich erinnere mich undeutlich, daß ich eines Tages in einen heftigen Streit mit meiner Frau gerieth, daß sie, um Hülfe schreiend, aus dem Zimmer stürzte, und daß ich mich plötzlich gegen zwei starke, fremde Männer zu wehren hatte, die, wie aus dem Boden gewachsen, vor mir standen und mich nach kurzem, wüthendem Kampf, gefesselt, halb ohnmächtig auf mein Bett warfen. Dann erinnere ich mich einer langen, peinlichen Fahrt in einem verschlossenen Wagen, in Gesellschaft der beiden fremden Männer, und endlich der Ankunft in einem stillen, freundlichen Ort, wo mich ein alter Herr mit wohlwollendem Gesichte empfing, mir die Hand nahm und sagte: „Nun seien Sie ruhig, mein lieber Herr Claaßen. Hier wird Sie Niemand mehr kränken und ärgern.“ Er führte mich darauf in ein einfach und hübsch möblirtes, reinlich gehaltenes Häuschen, das inmitten eines großen Parkes gelegen war und vor dem sich ein gutgehaltener Blumengarten befand. „Sie werden hier allein mit Ihrem Diener wohnen,“ sagte er; „und ich hoffe, es wird Ihnen an Nichts fehlen und Sie werden sich über Niemand zu beklagen haben. In einer Stunde werde ich Sie zum Essen abholen, denn es wohnen hier noch mehrere Herren und Damen, und wir finden es alle bequemer und angenehmer, unsere Mahlzeiten zur selben Stunde und an derselben Tafel einzunehmen.“

Claaßen schwieg eine Weile und rieb sich das Kinn in sichtlicher Verlegenheit. Dann sah er mich schüchtern an, einem Kinde gleich, das einen von ihm begangenen Fehler eingestehen, aber sich zuvor der Nach-

Digitized by Google

sicht seines Zuhörers versichern will; endlich fragte er leise: „Nicht wahr, Sie glauben mir?"

„Ich glaube Ihnen Alles, Herr Claaßen," antwortete ich mit großer Bestimmtheit.

„Vielen Dank, mein hochverehrter Herr," sagte er sichtlich beruhigt. „Vielen Dank!" Darauf sprach er, mit einiger Unentschlossenheit zu Anfang, weiter:

„Es war den niederträchtigen Intriguen meiner Frau gelungen, mich in ein Irrenhaus sperren zu lassen. Ich scheue mich nicht, Ihnen dies zu sagen. Meine Meinung, auf sorgfältigem Studium der Biographien berühmter Männer und auf unermüdlicher Beobachtung meiner Mitmenschen begründet, ist, daß Jedermann — verstehen Sie mich — daß Jedermann für das Irrenhaus reif erklärt werden kann, wenn er einen böswilligen und mächtigen Feind besitzt, der sich angelegen sein läßt, alles Eigenthümliche, Sonderbare in dem Wesen des von ihm Verfolgten grell zu beleuchten, das Alltägliche, Gewöhnliche in seinen Ansichten, Charakter und Leben in den Schatten zu stellen, und den Kranken — denn an irgend einer Stelle unseres Geistes sind wir Alle nicht ganz gesund — in dieser falschen, ungünstigen Beleuchtung zu zeigen. — Ich war nicht vollständig frei von Sonderbarkeiten; — Sie werden auch die Ihrigen haben — hatte über Manches eigenthümliche, sogenannte originelle Ansichten; — wie Sie, wie Jedermann, der nicht ein gewöhnlicher Dutzendmensch ist; — aber ich schwöre Ihnen, bei Allem, was mir heilig ist, daß ich, nach gewöhnlichen Begriffen, bei vollem, klarem Verstande war. Ich glaube, daß mein Benehmen in der Heilanstalt, in die man mich gebracht hatte, den besten Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung liefert.

Ich machte mir klar, daß jeder Widerstand gegen den ungerechten Zwang, den man mir auferlegt hatte, meine Lage nur verschlimmern könne. Es gährte und kochte in meinem Herzen; ich dürstete nach Rache; aber ich verbarg, was ich empfand. Ich hatte nur einen Zweck im Auge: ich wollte den Director der Anstalt überzeugen, daß ich ein vernünftiger, unschädlicher Mensch sei. — Ich unterhielt mich häufig, lange und ruhig mit ihm. Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich heuchelte. Ich mußte es thun, um meine mir böswillig geraubte Freiheit wieder zu erlangen. Ich sagte ihm, daß ich sehr wohl begreife, wie die traurigen Ereignisse der letzten Zeit mein Gemüth tief erschüttert hätten und daß mein Geist einer besonderen und aufmerksamen Pflege bedürfe; er könne darauf rechnen, daß ich mich seinen Vorschriften unbedingt unterwerfen werde, da ich mich der Hoffnung hingebe, daß er meinen Zustand als heilbar erkennen werde und es, erklärlicher Weise, mein innigster Wunsch sei, bald wieder in Freiheit gesetzt zu werden.

Der Director gewann nach und nach großes Vertrauen zu mir. Er

Digitized by Google

sagte, ich sei der fügsamste Kranke, den er in der Anstalt habe und er zweifle kaum daran, mich nach einigen Monaten bereits, vollständig geheilt, entlassen zu können.

Ich war sehr begierig, in Erfahrung zu bringen, wie meine Frau es angefangen habe, um die Autorisation zu erlangen, mich in ein Irrenhaus einsperren zu lassen. Ich wußte sehr wohl, daß eine directe Frage über diesen Gegenstand höchst wahrscheinlich unbeantwortet geblieben sein würde, und hütete mich, eine solche an den Director zu richten. Aber ich darf mir, ohne mich zu rühmen, nachsagen, daß ich dem Arzte, der mich behandelte und der in seiner Specialität etwas ganz Ausgezeichnetes war, an allgemeiner Lebensklugheit weit überlegen war. So gelang es mir denn auch, indem ich mit vieler Geduld und in langen Zwischenräumen anscheinend unverfängliche Fragen stellte, Alles von ihm zu erfahren, was ich zu wissen wünschte.

Die drei Leute, die mich in meiner Wohnung besucht hatten, waren Aerzte gewesen: zwei von ihnen Specialisten für Geisteskranke. Sie waren von meiner Frau zu einer Consultation nach K. citirt worden und hatten sich von dieser dermaßen beeinflussen lassen, daß sie meine Entrüstung über ihr unbefugtes Eindringen in meine Wohnung als ein Symptom von Geisteszerrüttung gedeutet hatten. — Meine Frau hatte mit teuflischer Kunst Alles zusammengestellt, was mich in der Meinung der Aerzte vernichten konnte. Sie hatte erzählt, daß Wahnsinn in meiner Familie erblich, daß meine Mutter an einer Geisteskrankheit gestorben sei, daß ich auf der Universität Hallucinationen gehabt habe und dort einem notorischen Schwindler in die Hände gefallen sei, der meine kindische, an vollständige Unzurechnungsfähigkeit grenzende Leichtgläubigkeit ausgebeutet habe, um mir ein von ihm selbst angefertigtes Manuscript zu hohem Preise zu verkaufen. Diese Handschrift sei vollständig werthlos und enthalte Nichts als verdrehte, unsinnige Phrasen und einige Recepte aus der Kinderzeit der Chemie, die aus irgend einem Werke des Mittelalters copirt worden seien. Mein Brüten und Studiren über dieses Machwerk deute an, daß es damals bereits in meinem Geiste nicht ganz richtig zugegangen sei. Mein verstorbener Vater habe dies erkannt und mich zu heilen versucht, indem er mich auf Reisen geführt und mich gezwungen habe, meine Studien aufzugeben und mich zu zerstreuen. Diese Kur sei anfänglich von bestem Erfolg gekrönt gewesen, und man habe angenommen, daß ich wieder hergestellt sei. Aber bald nach meiner Verheirathung seien neue Symptome meiner Krankheit hervorgetreten. Nach dem Tode meines Vaters habe ich mich wie ein Wahnsinniger geberdet, und durch die sonderbarsten Anliegen, die ich an verschiedene achtbare Einwohner von K. gestellt, den deutlichsten Beweis geliefert, daß die in meiner Familie erbliche Krankheit nun auch mich gepackt habe. — Meine Frau habe dies eine Zeit lang mit Ergebung ertragen; sie habe einen Skandal

Digitized by Google

vermeiden wollen, und Mancherlei versucht, um mich zu heilen. Aber ich sei immer bösartiger und gefährlicher geworden; sie habe angefangen, mich zu fürchten und sei endlich im Interesse ihrer persönlichen Sicherheit genöthigt worden, ärztliche Hülfe herbeizurufen. — Zu guterletzt erfuhr ich auch, daß die Elende jetzt mein Vermögen verwalte und in der Hauptstadt lebe. Der Doctor fügte hinzu — um mir eine Freude zu machen, vermuthe ich — meine Frau werde mir einen Besuch abstatten, sobald mein Gemüthszustand dies zulässig erscheinen lasse.

Ich hörte Alles ruhig mit an und grub es unverwischlich in mein Gedächtniß ein. Ich wußte sehr wohl, daß das böse Weib keinen andern Zweck verfolgt hatte, als den, sich in den Besitz meines Vermögens zu setzen; und ich wünschte sehnlichst die Stunde herbei, wo ich ihr dasselbe wieder entreißen und sie dadurch bestrafen könnte.

Eine lange, lange Zeit ging dahin; aber ich wurde nicht ungeduldig. Ich hatte in der Anstalt mehrere interessante Bekanntschaften gemacht; man behandelte mich dort freundlich; ich war gut gepflegt und erfreute mich vollkommener Ruhe. Ich sagte mir, daß ich noch jung sei, daß meine Rache warten könne, daß ich keine Ungeduld an den Tag legen dürfte und vor allen Dingen bemüht bleiben müßte, den guten Ruf, in dem ich bei dem Director der Anstalt stand, aufrecht zu erhalten.

Da, eines Tages, theilte mir der Arzt mit, daß er meiner Frau gestattet habe, mich zu besuchen. Ein heftiges Zittern überfiel mich bei dieser Nachricht; aber ich sammelte mich schnell und sagte ruhig, es werde mir große Freude machen, meine geliebte Susanne wieder umarmen zu können. Bald darauf trat sie, von dem Director begleitet, in mein Zimmer. Bei ihrem Anblick war es mir, als müsse ich vor Zorn vergehen. — Der Gedanke an alles Schlechte, das sie verübt, an das namenlose Elend, in das sie mich gestürzt, verwirrte meine Sinne. Ich sah ein Lächeln auf ihren Lippen, ein Lächeln teuflischen Triumphes, das erreicht zu haben, wonach ihr falsches Herz gestrebt, als sie mir ihre Hand gereicht hatte. Ich konnte den Anblick nicht ertragen: ich sprang mit einem wilden Satze auf sie zu, packte sie an die Kehle und würde sie erwürgt haben, wenn mein Diener, der bei'm ersten Ruf des Doctors herbeigeeilt war, sie mir nicht entrissen und mich gebändigt hätte. — Man trug sie halbtodt aus dem Zimmer. Sobald ich das verhaßte Antlitz nicht mehr sah, wurde ich sofort wieder ruhig.

Dieser Auftritt hatte die traurigsten Folgen für mich. Ich wußte sehr wohl, was ich gethan hatte. Ich hatte Rache an der elenden Creatur nehmen wollen, die mein ganzes Leben vergiftet hatte. In meiner Handlung war nichts Unvernünftiges, Unsinniges; aber ich machte mir klar, daß der Director den Auftritt mit meiner böswillig entstellten Vergangenheit in Zusammenhang bringen und mich für wahnsinnig, tobsüchtig, rasend halten werde. Ich wußte, daß ich nun darauf zu ver-

Digitized by Google

zichten habe, meine Freiheit bald wieder zu erlangen, und Traurigkeit füllte meine Seele.

Der Director behandelte mich mehrere Wochen lang mit großem Mißtrauen. Nachdem ich ihn aber gebeten, mir die Heftigkeit, zu der ich mich hatte hinreißen lassen, zu verzeihen und da ich mir fortwährend die größte Mühe gab, sein Wohlwollen durch Freundlichkeit, Sanftmuth, Ruhe zu gewinnen, so bildeten sich endlich die alten, angenehmen Beziehungen wieder, die vor dem Besuche meiner Frau zwischen ihm und mir bestanden hatten.

Die Zeit ging einförmig, schnell dahin. Ich gewöhnte mich an das Leben, das ich führte; ja, wenn ich daran dachte, daß ich außerhalb des Gefängnisses mit meiner Frau zusammentreffen könnte, und daß ich schwerlich im Stande sein werde, in ihrer Gegenwart meine Entrüstung zu bemeistern, so sagte ich mir, daß ich wol nirgends so gut aufgehoben sein könnte als in dem stillen, freundlichen Hause, in dem ich mich befand und wo Jedermann mir freundlich und wohlwollend entgegenkam.

Monate, Jahre schwanden dahin. Die großen Festtage kamen, gingen, wiederholten sich: Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Neujahr. Ich blieb immer in derselben Lage, blieb immer derselbe. Die Zeit hatte aufgehört, Werth für mich zu haben.

Eines Tages fiel mir ein Journal in die Hände. Das Datum war mit großen, fetten Buchstaben gedruckt, die mir in die Augen sprangen. Ich las: „den 13. October 1847." Es überlief mich eiskalt. Ich war am 13. October 1812 geboren; ich war also fünf und dreißig Jahre alt. — Mein Vater war gestorben, als ich acht und zwanzig Jahre alt war, und bald darauf hatte man mich meiner Freiheit beraubt. Seit sieben Jahren war ich Gefangener! — Ich ging in mein Zimmer, setzte mich in eine dunkele Ecke, kehrte den Kopf gegen die Wand und weinte bitterlich. Sieben volle, schöne Jahre hatte man mir gestohlen! Und die Räuberin, das Weib, das meinen Namen trug, lebte in Freiheit und Freuden, das Geld verprassend, das sie mir entwandt, das sie mit dem Leben meines Vaters, mit meinem ganzen irdischen Glück erkauft hatte! Unbeschreiblicher Jammer füllte meine Seele und wochenlang war ich der Verzweiflung nahe. Aber nach und nach ging der brennende Schmerz in tiefe Wehmuth über und endlich fand ich Frieden und Ruhe; — ja, mehr als das: Hoffnung und Glück!

Ich hatte, wie ich Ihnen bereits gesagt, das mir von Soden verkaufte Manuscript jahrelang mit größtem Bemühen studirt. Ich grübelte in der Einsamkeit über Das, was ich gelesen hatte, nach. — Feder und Dinte standen zu meiner Verfügung und ich fing an niederzuschreiben, was mir von den Recepten und Lehren im Gedächtniß geblieben war. Mit der Zeit wurde Alles wunderbar klar in meinem Kopfe. Jedes Wort der Abhandlungen, über die ich vor Jahren nachgedacht hatte, fiel

Digitized by Google

mir wieder ein. In wenigen Tagen war ich im Stande, die Recepte zur Bereitung des Lebenselixirs niederzuschreiben. Und während ich schrieb, offenbarte sich meinem Geiste Alles, was mir bis dahin in diesen Texten räthselhaft gewesen war.

Sie werden wissen, daß in der großen Menge der Uneingeweihten die albernsten Ansichten über die Zubereitung und Anwendung des Trankes, der dem Menschen Unsterblichkeit verleiht, in Umlauf sind. Ich beabsichtige nicht, dieselben hier zu widerlegen. Nur einen Hauptpunkt will ich kurz erörtern, weil dies zum Verständniß meiner Geschichte nothwendig ist.

Zwei Sachen sind zu beobachten, um das Lebenselixir mit Nutzen und ungestraft anwenden zu können: Kenntniß der mannichfachen, seltenen, unter ganz bestimmten, äußerst schwierigen Verhältnissen zu sammelnden und zu combinirenden Kräuter und Metalle, welche zur Zubereitung des kostbaren Trankes erforderlich sind — und sodann absolute Unterwerfung, während einer langen Reihe von Jahren, unter einer außerordentlich strengen Lebensdisciplin.

Ich hatte das Geheimniß der Zubereitung des Elixirs endlich erkannt; ich fühlte die Kraft in mir, alle Entbehrungen zu ertragen, allen Vorurtheilen zu trotzen, alle Pflichten zu erfüllen, um die Wirkung der Arznei zu einer segensreichen zu machen. Ich beschloß, meinen Aufenthalt in der Heilanstalt zu benutzen, um mir Unsterblichkeit zu geben. Was kümmerten mich sieben, oder zehn, oder zwanzig erbärmliche Jahre, die eine Elende mir geraubt hatte, wenn sich tausendjähriges Dasein, unermeßlich lang, vor mir ausdehnte!

Der Director der Anstalt ertheilte mir willig die Erlaubniß, mich mit chemischen Arbeiten und Versuchen zu beschäftigen. Er betrachtete dies als eine harmlose Zerstreuung, die mir, da ich auch im Gefängniß über verhältnißmäßig große Geldmittel verfügte, nicht verweigert werden sollte. Er bestand nur darauf, daß mir ein von ihm ernannter Famulus bei meinen Experimenten behülflich sein sollte. — Ich richtete ein kleines Laboratorium ein, in dem ich fortan von früh bis spät fleißig arbeitete. Gleichzeitig fing ich an, meine Lebensweise nach den Vorschriften zu reguliren, die in dem alten Manuscript niedergelegt und die mir nun erst in ihrer ganzen Tragweite verständlich geworden waren.

Mein Geist erweiterte sich mehr und mehr. Allnächtig im Traume erschien mir der große Weise, der mich zuerst in die Geheimnisse der Magie eingeweiht hatte und offenbarte mir neue, bis dahin von keinem Sterblichen ergründete Schätze seines göttlichen Wissens. „Du hast mir vertraut," sagte er; „herrlicher Lohn soll Dir werden." — Er wurde mir . . . Denn innerhalb der nächsten sechs Monate fand ich, was unsere ältesten Vorfahren dunkel geahnt, aber was vor mir kein Erdensohn entdeckt hatte: Das Geheimniß, nicht nur den Tod nach Belieben

Digitized by Google

fern zu halten — sondern die weit tiefere, schönere, edlere Kunst, das Leben zurückzuschrauben . . ., sich allmählich wieder zu verjüngen."

Arj Claaßen hatte die letzten Worte mit Begeisterung gesprochen; seine Augen leuchteten.

„Oh! über den kostbaren Fund! Er brachte mir Hoffnung, Glück! Nun konnte ich das Elend der Gefangenschaft ohne Murren ertragen; wußte ich doch, daß es mir gestattet sein werde, die Jahre, die ich in der Einsamkeit vertrauert hatte, wieder ungelebt zu machen. — Die große, selige Zufriedenheit, die mein Herz füllte, äußerte sich in meinem ganzen Wesen. Ich wurde der freundlichste, wohlwollendste Mensch; ich glaube sagen zu dürfen, ich wurde, im wahren Sinne des Wortes, ein liebenswürdiger Mensch. Alle, die mich umringten: der Director, mein Diener, die Kranken, und darunter viel böswillige, eigensinnige Geschöpfe, schlossen sich freundlich, zutraulich an mich an.

Und so gingen wieder Jahre dahin, viele, lange Jahre. — Der alte Director starb. Wir begruben ihn. Ein neuer kam an seine Stelle. Er schenkte mir bald dasselbe Wohlwollen, dessen ich mich unter seinem Vorgänger erfreut hatte; — und eines Tages, im Winter des Jahres 1857, brachte er mir die Kunde von dem Tode meiner Frau. Ich nahm die Nachricht mit vollständigem Gleichmuth auf und sagte nur: „Gott sei ihr gnädig!" — Aber nun, da mein böses Genie von der Oberwelt verschwunden war, dürstete mich nach Freiheit.

Ich ließ mich bei dem Director anmelden und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Ich hatte mich zu derselben sorgfältig vorbereitet; ich wußte, daß ich mich verstellen müßte, daß ich, der ich allen anderen Menschen an Weisheit so unendlich überlegen war, mir den Anschein zu geben hatte, als wisse ich davon nichts, als halte ich mich im Gegentheil für ein geistesarmes, geistesschwaches Geschöpf. Ich that dies. Es war mir ein neuer Beweis meiner Ueberlegenheit.

„Herr Director," sagte ich, „Sie kennen mich nun seit einer langen Reihe von Jahren. Bin ich ein schlechter, bin ich ein gefährlicher Mensch? Ist es möglich, ein harmloseres Leben zu führen als das, welches Sie mich hier leben sehen? — Ich weiß, daß ich vor langen Jahren, unter dem Einfluß heftiger Schmerzen, leidenschaftlichen Zornes, Handlungen begangen habe, welche es im Interesse der Gesellschaft und in meinem eigenen nothwendig machten, mich hierher zu bringen. Aber seitdem sind siebenzehn Jahre dahin gegangen! — Siebenzehn Jahre! — Ich bin nun fünf und vierzig Jahre alt. Der schönste Theil meines Lebens ist dahin. Lassen Sie mich den kurzen Rest desselben noch genießen; verurtheilen Sie mich nicht zu lebenslänglicher Gefangenschaft. Ich habe nicht verdient, so grausam bestraft zu werden. — Das einzige Wesen, dem ich hätte gefährlich werden können, meine Frau ist todt. Es lebt heute Niemand in der ganzen, großen Welt, für den ich andere Gefühle als Gefühle des

Digitized by Google

Wohlwollens hege. Geben Sie mich frei, damit ich, im Bereich meiner Kräfte, noch Gutes im Leben thun kann. — Ich bin ein wohlhabender Mann. — Sie haben arme Leute in Ihrer Anstalt. Ich verspreche Ihnen reichliche Hülfe für dieselben; ich will, daß meine Wohlthätigkeit sich zunächst an meinen alten Leidensgenossen bethätige; aber ermöglichen Sie mir, in weiteren Kreisen Gutes zu wirken. Ein Wort von Ihnen genügt, um mir meine Freiheit wiederzugeben. Sprechen Sie dies Wort aus! Seien Sie barmherzig — gerecht; erklären Sie mich für geheilt; oder, wenn Ihr Gewissen Ihnen dies nicht erlaubt, für unschädlich, harmlos. Ich bin es, Herr Director; und Sie wissen es. Haben Sie Erbarmen mit einem armen Manne, der die schönsten Jahre seines Lebens elend vertrauert und der niemals Böses gewollt hat und nicht schlecht ist."

Die Thränen standen mir in den Augen und der Director war tief gerührt.

„Ich will mein Bestes für Sie thun," sagte er.

Nach einigen Tagen wurde ich von zwei fremden Herren besucht. Ich erkannte sofort Aerzte in ihnen und war auf meiner Hut. Sie fragten mich über Vieles: über meine Studien und Beschäftigungen. — Ich gab ihnen höflichen Bescheid. Der Eine wollte mich ärgern, wie sein College dies vor zwanzig Jahren gethan hatte. Ich erkannte seine Absicht und ging nicht in die Falle. „Es ist möglich, daß ich irre," antwortete ich auf seine höhnischen Bemerkungen über meine Arbeiten; „aber mein Irrthum schadet keinem Menschen und macht mich glücklich."

Bald darauf verließen mich die beiden Herren wieder, und acht Tage später brachte mir der gute Director, mit freudestrahlendem Gesichte, die Nachricht, daß ich frei sei.

„Ich gratulire Ihnen, mein lieber Herr Claaßen," sagte er, „und ich hoffe und wünsche aufrichtig, daß Sie Ihres Lebens noch während langer Jahre recht froh werden mögen. — Sie werden sich gewissen Maßregeln zu unterwerfen haben, die Sie aber in keiner Weise behelligen werden; und ich rathe Ihnen, sich nicht dagegen zu sträuben. — Es wird gewünscht, daß Franz Braun, der Bediente, der seit Jahren zu Ihrer Verfügung gestanden hat und mit dem Sie, wenn ich nicht irre, stets zufrieden gewesen sind, auch ferner in Ihren Diensten bleibe; und ich soll Sie ersuchen, die Verwaltung Ihres Vermögens, das sich während der letzten Jahre noch um ein Bedeutendes vermehrt hat, einigen achtbaren und tüchtigen Geschäftsleuten anzuvertrauen. Sie selbst sind allen Geldangelegenheiten fremd geworden und würden nur Sorgen und Noth haben, wenn Sie sich nun plötzlich um die Administration Ihrer Capitalien bekümmern sollten. Die Herren, die Ihnen diese Arbeit abnehmen wollen, werden Ihnen soviel Geld, wie Sie nur vernünftigerweise gebrauchen können, zur Verfügung stellen. — Lassen Sie es dabei berühen, da dies als eine der Bedingungen Ihrer Insreiheitsetzung gewünscht wird.

Digitized by Google

— Sollten Sie Rath gebrauchen, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich. Sie haben meine Achtung gewonnen, und ich werde stets Ihr treuer Freund bleiben."

Ich sagte zu Allem willig: „ja"; wir umarmten uns; und am nächsten Tage verließ ich, unter den Segenswünschen der Aerzte, Kranken und Wärter, die Anstalt, in der ich siebenzehn Jahre lang gelebt hatte."

V.

„Herr Claaßen," sagte ich; „es ist sehr spät geworden. Ihre Geschichte interessirt mich wirklich ungemein; aber ich habe morgen eine weite Reise vor mir, und möchte Sie nun um die Erlaubniß bitten, mich zurückziehen zu dürfen. Ich komme nicht selten nach W., wenigstens einmal jedes Jahr. Ich werde mir, bei meiner nächsten Anwesenheit hier, das Vergnügen machen, Sie aufzusuchen und Sie dann bitten, Ihre Erzählung beenden zu wollen."

Ich war aufgestanden und wollte Abschied nehmen; aber ein rührend trauriger Blick, den Claaßen auf mich warf, der Blick des Kindes, dem eine erwartete große Freude plötzlich entzogen wird, ließ mich zaudern.

„Sie wollen mich verlassen?" fragte er kleinlaut.

„Es ist spät," antwortete ich.

„Ja, es ist spät," wiederholte er zerstreut. Dann seufzte er tief und setzte hinzu: „Ich darf nicht erwarten, daß meine Geschichte Sie interessire. Was ich sage ist unwahrscheinlich. Sie hören mir wahrscheinlich zu wie Andere vor Ihnen es gethan haben: Sie glauben mir nicht . . ."

„Seien Sie versichert, Herr Claaßen," unterbrach ich, „daß ich Ihre Aufrichtigkeit nicht einen Augenblick bezweifele."

Er nickte dazu traurig. „Hier ist meine Adresse," sagte er. „Ich wohne in einem Landhause, eine Viertelstunde von hier. Jeder Kutscher kennt den Weg; jedes Kind wird Ihnen die »Villa Juventa« zeigen. Es soll mich sehr freuen, Sie bei mir empfangen zu können; aber wenn Ihre Zeit Ihnen nicht erlaubt, mich aufzusuchen, so telegraphiren Sie mir einige Worte, und ich komme dann hierher, um Sie zu sehen. Ich schlafe beinah ebenso oft im »Erbprinzen« wie bei mir zu Hause. Es ist ein Bischen einsam in meiner Villa; wogegen ich hier von Zeit zu Zeit das Glück habe, eine Bekanntschaft zu machen. — Seit Jahren habe ich nicht so liebenswürdige Gesellschaft gefunden wie die Ihrige. Es ist ein wirklicher Schmerz für mich, derselben so schnell wieder entsagen zu müssen — aber ich darf nicht indiscret sein; ich will Sie nicht zurückhalten. Auf Wiedersehen! — Nicht wahr? Auf Wiedersehen!"

Er reichte mir die Hand. Es war etwas so schmerzlich Resignirtes in dem Ton seiner Stimme und in seiner Miene, daß mir der Muth

Digitized by Google

ausging, bei meinem ersten Entschlusse zu beharren. „Ich kann morgen im Wagen schlafen," sagte ich mir. „Ich will dem armen Mann den Rest meiner Nacht schenken."

„Herr Claaßen," bemerkte ich darauf laut; „es ist sehr schmeichelhaft für mich, daß Sie an meiner Gesellschaft Gefallen finden. Ich kann meine Dankbarkeit dafür nur bezeugen, indem ich Sie nun um die Erlaubniß bitte, noch einige Zeit bei Ihnen zu bleiben. — Ist Ihnen dies genehm?"

Seine Augen leuchteten auf in Freude. „Ob es mir genehm ist?" rief er. „Nichts kann mir angenehmer sein, verehrter Freund! — Halten Sie mich nicht für einen Schwätzer, der den ersten, besten Menschen, den er antrifft, zum Opfer seiner Redseligkeit macht. Nein! — Was mich zu Ihnen hinzieht, was Sie mir als Zuhörer so werthvoll macht, ist das Vertrauen, das Sie mir zu bezeugen die Güte haben. Sie können nicht ahnen, wie unendlich wohlthuend dies für einen einsamen Mann ist, an dem während eines langen, bewegten Lebens viele Menschen vorübergegangen sind, von denen ihn aber die meisten mit Ungläubigkeit, andere mit Spott und Hohn, nur wenige, sehr wenige mit einer richtigen Würdigung seiner Eigenthümlichkeiten behandelt haben. Ich bitte Sie, mir Ihre Adresse ganz genau aufgeben zu wollen. Sie sollen später von mir hören. Ich kann Ihnen vielleicht im Leben noch einmal nützlich sein."

Ich gab ihm meine Karte, auf der meine Adresse verzeichnet war. Er kniff ein Monocle in das Auge, was dem alten Mann ein eigenthümlich stutzerhaftes Aussehen gab, las die Adresse mit lauter Stimme vor, damit ich einen etwaigen Irrthum darin corrigiren möchte, und steckte die Karte sodann in eine elegante Visitenkartentasche. Darauf bot er mir eine frische Cigarre an, bat mich, durch eine freundliche Handbewegung, meinen alten Platz einzunehmen, setzte sich mir gegenüber nieder und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Ich begab mich, von meinem treuen Diener begleitet, nach meiner Heimat und bezog dort das Haus, in dem mein Vater und meine Mutter das Zeitliche gesegnet hatten und ich geboren war. Es war seit siebenzehn Jahren unbewohnt; aber meine verstorbene Frau, die sich auf alles Geschäftliche gut verstand, hatte es von einem bejahrten Ehepaar, das schon zu Lebzeiten meiner Eltern in unserm Dienste gestanden hatte, in Stand halten lassen; und obgleich das Mobiliar nicht wenig gelitten hatte, so fand ich doch mehrere Zimmer gut genug conservirt, um mich darin, mit Hülfe meines gewandten Dieners, bequem einrichten zu können. — Auch mein Manuscript fand ich wieder, mein geliebtes Manuscript! Es war leider nicht so sorgsam gehütet worden, wie während der Jahrhunderte, wo die Nachkommen des Verfassers es aufbewahrt hatten. Das Papier war noch mehr vergilbt, die Dinte verblaßt; Motten und Wür-

Digitized by Google

mer hatten die Seiten durchfressen und stark beschädigt; aber für Jemand, der es so genau wie ich kannte, war es noch immer leserlich und von unschätzbarem Werthe.

Meine erste Sorge war, die vorzüglichsten Aufsätze und Recepte mit den Handschriften zu vergleichen, die ich im Gefängniß aus dem Gedächtniß aufgesetzt hatte. Sonderbarer Weise stimmten sie mit dem Original nicht so vollkommen überein, wie ich dies angenommen hatte. Dies beunruhigte mich jedoch nicht. Das, was ich geschrieben hatte, war so zu sagen von dem Verfasser des Manuscripts dictirt worden und besaß dieselbe Autorität wie der Inhalt des Originals; es war gewissermaßen ein Commentar, eine Vervollständigung desselben. — Ich richtete mir ein Laboratorium ein, weit vollständiger als das, was ich früher besessen hatte, und machte mich sodann ohne Säumen an die Zubereitung des von mir entdeckten Verjüngungstrankes. — Ich lebte nun bereits seit fünf und vierzig Jahren; zwar fühlte ich noch nichts von den Gebrechen des Alters; aber ich bemerkte doch, daß mein Körper sowol wie mein Geist die Elasticität und Frische der Blüthe der Jugend eingebüßt hatten, und ich wollte je eher je lieber anfangen, wieder jünger zu werden. — Nach sechsmonatlicher Arbeit gelang es mir, das unschätzbare Getränk zu bereiten."

Er hielt inne und sah mich argwöhnisch an. Ich rührte mich nicht.

„Ich würde Ihnen gern von dem Elixir schenken" — erklärte er ruhig; „aber Ihnen könnte es nichts nützen. Mir allein kann es frommen. Eine der Bedingungen, unter denen der Trank mit Erfolg gebraucht werden kann, ist, daß er von demselben Menschen, der ihn anwenden will, entdeckt und destillirt worden sei. Wäre dies nicht der Fall, so würde alle Welt wissen, was ich weiß; — denn ich bin kein Egoist. Unglücklicher Weise für die arme leidende Menschheit kann ich allein Vortheil aus meiner Entdeckung ziehen."

„Ich verstehe," sagte ich.

Er nickte mir freundlich zu und fuhr fort:

„Ich machte aus meiner Beschäftigung kein Geheimniß. Das war mir nicht geboten. — Meine Familie war in K. sehr bekannt gewesen; ich fand dort einige entfernte Verwandte, und es bildete sich bald ein Kreis wohlwollender Freunde um mich. Diesen erzählte ich bereitwillig, was Sie nun von mir erfahren haben. — Ich sah wol, daß ich nirgends Glauben fand; aber das kümmerte mich wenig. Das positive Wissen von dem Dasein der mir innewohnenden außerordentlichen Weisheit genügte mir, um mich glücklich zu machen.

Am 13. October 1858, nachdem ich meinen 46. Geburtstag gefeiert hatte, begann ich meine Kur. Ich bemerkte mit Befriedigung, daß ich mich mit jedem Tage um einen Tag verjüngte; und am 13. October des nächsten Jahres konnte ich zu meiner unbeschreiblichen Freude meinen 45. Geburtstag feiern.

Digitized by Google

Jahr auf Jahr schrieb ich fortan von meinem Leben ab. Neue Jugend, neue Kraft zogen mit jedem Tage in mein Wesen ein und erfüllten mich mit, von Sterblichen nicht zu ahnender, Wonne.

Im Winter des Jahres 1861 machte ich in meiner Vaterstadt die Bekanntschaft eines jungen Mädchens von fünfzehn Jahren. Es war das lieblichste Geschöpf, das die Einbildung erdenken kann: frisch, heiter, lebenslustig, bildhübsch und so klug, daß sie bei Vielen für vorwitzig galt. Sie war die Tochter eines meiner Schulkameraden, und ich kam häufig in das Haus ihrer Eltern. — Sie hatte bis vor Kurzem bei einer alten kinderlosen Tante gelebt, von der sie adoptirt worden war. Nach dem Tode dieser Verwandten, die ihr ein kleines Vermögen hinterlassen hatte, war sie in das Haus ihrer Eltern zurückgekehrt. Ich erkor sie zu meinem Liebling und benutzte jede Gelegenheit, um ihr eine Freude zu machen. Ich hatte die Genugthuung, zu sehen, daß sie sich dafür in kindlicher Dankbarkeit und Hingebung an mich anschloß.

Eines Tages, als ich in dem heimischen Wohnzimmer ihrer Eltern neben ihr saß, sagte sie plötzlich:

„Herr Claaßen, ist es wahr, daß Sie ein Mittel erfunden haben, wieder jung zu werden, und daß Sie damit beschäftigt sind, sich wieder jung zu machen?"

„Helene!" rief die Mutter verweisend.

„Lassen Sie das Kind sprechen," sagte ich. Dann wandte ich mich an sie und antwortete auf ihre Frage: „Ja, ich besitze dies Mittel; aber weshalb fragen Sie danach?"

Sie lächelte schelmisch und dann antwortete sie mir: „Ich habe, seitdem ich hier bin, viel über meine Zukunft nachgedacht. Ich werde mich natürlich eines Tages verheirathen. Nun gefällt mir aber von den jungen Leuten, die ich sehe, Keiner halb so gut wie Sie. — Wie alt sind Sie, Herr Claaßen?"

„Ich bin vor neun und vierzig Jahren geboren," antwortete ich, „und bin zwei und vierzig Jahre alt."

„Das paßt herrlich," fuhr sie fort. „Nun werden Sie noch sieben Jahre jünger; dann sind Sie fünf und dreißig und ich zwei und zwanzig Jahre alt; und dann nehmen Sie mich zu Ihrer Frau."

„Helene, Helene!" rief die Mutter wieder.

Aber ich stand auf und sagte sehr bestimmt: „Ich bitte ganz gehorsamst, meine verehrte Freundin, Ihre Tochter sprechen zu lassen; es sei denn, daß das, was sie sagt, mit Ihren Wünschen und Ansichten in Widerspruch stehe."

Die Dame wurde verlegen und entgegnete: „Helene ist ein unartiges Kind;" aber ich wandte mich nun an das junge Mädchen und fragte, ob sie im Ernst gesprochen habe.

Sie blickte lächelnd, etwas scheu, nach ihrer Mutter, und dann ant-

Digitized by Google

wortete sie mir zutraulich: „Wenn Sie fünf und dreißig Jahre alt sind, und ich zwei und zwanzig bin, dann verheirathen wir uns, Herr Claaßen. Das ist abgemacht."

Darauf nahm ich ihre Hand und sagte feierlich: „So betrachte ich Sie als meine Braut." Dann näherte ich mich der Mutter wieder und setzte hinzu: „Mit Ihrer Bewilligung, hochverehrte Freundin." Sie ließ meine Frage unbeantwortet; aber sie wies meinen Antrag nicht zurück. Ihre Worte waren: „Sieben Jahre ist eine lange Frist. Wir wollen später wieder von der Sache reden."

Am nächsten Tage sagte mir Helene: „Mama hat mich gestern ausgescholten. Sie meint, es schicke sich nicht für ein großes Mädchen wie ich, so zu sprechen, wie ich gethan habe. Wir müssen die Sache vorläufig ruhen lassen; aber es bleibt bei unserer Verabredung, Herr Claaßen."

Vier Jahre gingen dahin. Ich sah Helene zur schönsten Jungfrau heranreifen. Sie war neunzehn Jahre alt. Seit einiger Zeit war sie außerordentlich still und zurückhaltend geworden. Zwar hatte sie noch immer ein freundliches, gutes Lächeln für mich, wenn sie mich erblickte; aber sie vermied, mit mir allein zu sein; und vertrauliche Unterredungen, die früher so häufig zwischen uns gewesen waren, fanden nicht mehr statt.

Was war vorgefallen? Ich zerbrach mir den Kopf darüber und war sehr unglücklich. — Und da, eines Tages theilte mir Helenens Vater in dürren, kalten Worten mit, als ginge mich die Sache gar nichts an, daß sich seine Tochter verlobt habe und sich in wenigen Monaten, im nächsten Frühjahr, verheirathen werde.

Ich stand sprachlos, grenzenlos verwirrt; — aber ich blieb ruhig. Mit keiner Miene, mit keinem Worte verrieth ich, was ich litt.

Ich ging nach Hause und verbarg mich in meinem Zimmer und weinte. — Mein elendes Leben zog vor meiner verdüsterten Seele vorüber: der Tod meiner Eltern, der einzigen Wesen, die mich geliebt; meine kurze, unglückliche Ehe; meine lange Gefangenschaft. Ich fragte mich, ob es sich der Mühe verlohne, noch einmal jung zu werden, nachdem mein eigenes Leben Zeugniß davon ablegte, wie wenig Freude die Jugend eines Menschen enthalten kann. Ich war nahe daran zu verzweifeln. War es nicht rathsamer, mir den Tod zu geben, als ein Leben zu fristen, das mir keine Freude mehr versprach? — Glücklicherweise fiel mein Blick auf das Manuscript, das auf dem Arbeitstische lag. Seltsam beredt glänzten mir die alten, verblichenen Buchstaben entgegen. — Die göttliche Weisheit, die sie mich gelehrt hatten, füllte mein Herz wieder mit der Ruhe, der die Unsterblichen allein sich erfreuen können. — Was war der Kummer eines Augenblicks für ein Wesen, das der Zeit gebieten konnte für ihn still zu stehen oder gar zurückzuweichen? Ich lächelte ob der Schwäche, die mich übermannt hatte und fühlte mich stärker, mächtiger, weiser als je zuvor.

Digitized by Google

Aber meine Heimatsstadt hatte ihren Reiz für mich verloren. Ich zürnte Helene nicht; sie war meines Zornes nicht würdig; aber ich wollte nicht wieder mit ihr zusammentreffen. Drei Tage nachdem ich die Nachricht von ihrer Verlobung empfangen hatte, verließ ich K. für immer."

Herr Claaßen hielt einen Augenblick inne, wie um sich zu sammeln. Als er bemerkte, daß ich mit müden Augen nach der Uhr blickte, sagte er:

„Haben Sie nur noch wenige Minuten Geduld: meine Geschichte ist beendet."

Dann sprach er schnell weiter, als fürchte er, meine Aufmerksamkeit möge vor dem Schluß seiner Erzählung ermatten:

„Seit zwei Jahren lebe ich in großer Zurückgezogenheit in der Nähe von W. Ich habe meine Studien ungestört fortsetzen können und neue, herrliche Entdeckungen gemacht. In Folge dessen habe ich einen Entschluß gefaßt, der für mich von der allergrößten Wichtigkeit ist. — Es ist mir gelungen, den von mir zubereiteten Trank in einer Weise zu condensiren, der seine Kraft verzwanzigfacht. Ich habe ihn in dieser neuen Form noch nicht anwenden können, weil ich, um dies mit Erfolg zu thun, gewisse günstige Sternconstellationen abwarten muß. Aber im nächsten Jahre darf ich das starke Getränk, das jeden andern als mich tödten würde, ungestraft einnehmen. — Ich werde dies thun . . denn . . meine Absicht ist . . ."

Er stand auf, beugte sich zu mir herüber und sagte flüsternd, langsam, jedes Wort bedeutsam betonend:

„Meine Absicht ist, mein Leben in kürzest möglicher Frist bis zu meiner Geburt zurückzudrängen."

Er sah mich lange an, und fuhr dann mit leiser Stimme traurig fort:

„Ich habe mir klar gemacht, daß meine jetzige Existenz unter allen Verhältnissen eine elende bleiben werde. Die entsetzlichen Erfahrungen, die ich gemacht, die trüben Erinnerungen, die sich nicht aus meinem Geiste verscheuchen lassen, würden mir, so lange ich den alten Menschen mit mir herumtrage, jede Freude vergiften. Ich kann, so lange ich mein jetziges Leben lebe, nicht ungeschehen machen, daß man mich siebenzehn volle, lange Jahre im Gefängniß hat schmachten lassen; daß ich, wie selten ein Mensch, betrogen, gemißhandelt worden bin. Alles dies muß aus meinem Dasein herausgenommen werden, wenn ich wieder ruhig und glücklich werden soll, und deshalb . . ."

Er nahm jetzt wieder den feierlichen Ton an, in dem er mir die Mittheilung gemacht hatte, daß er sein Leben bis auf seine Geburt zurückzudrängen beabsichtige:

„. . . Deshalb will ich zur Wiege zurückkehren, um als Neugeborener, oder vielmehr als Wiedergeborener ein neues Leben von Anfang an beginnen zu können."

Er richtete sich, nachdem er dies gesagt hatte, empor und sah mich unruhig an.

Digitized by Google

„Glauben Sie, daß mir dies gelingen wird?" fragte er. „Oder werden Sie meiner nun auch spotten, wie Andere es gethan haben, die ich, wie Sie, in mein Vertrauen gezogen hatte?"

„Nein, Herr Claaßen," antwortete ich. „Seien Sie versichert, daß ich Ihrer nicht spotte und niemals spotten werde. Ich wünsche, daß Ihnen Ihre, in der That höchst eigenthümlichen, Experimente gelingen mögen."

Er war so gerührt über diese Worte, die ich, mit aufrichtigem Mitleiden, ruhig und ernst gesprochen hatte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

„Ich werde Ihnen nie vergessen, daß Sie nicht an mir gezweifelt haben," sagte er. „Sie geben mir neuen Muth. Ich bin Ihr Freund für Ihr ganzes Leben. Vergessen Sie mich nicht. Ich werde oft an Sie denken."

Ich war nun ebenfalls aufgestanden und reichte ihm die Hand zum Abschied. Er nahm sie zwischen seine beiden Hände, drückte sie herzhaft und sagte:

„Auf Wiedersehen, mein lieber, werther Freund! Dank für den mir geschenkten Glauben. Ich wünsche, Ihnen noch einmal beweisen zu können, daß ich Ihre Güte anerkenne. Ich hoffe, daß mir dies gelingen wird. Vergessen Sie meine Adresse nicht: Arj Claaßen, Villa Inventa, bei W. — Auf Wiedersehen!"

VI.

Im Laufe des nächsten Jahres empfing ich verschiedene, lange, leidlich confuse Briefe von meinem neuen Freunde. Ich schien durch die Aufmerksamkeit, die ich ihm geschenkt hatte, sein Herz gewonnen zu haben, denn er versicherte mich ein über das andere Mal seiner Dankbarkeit und Freundschaft und bat mich in jedem Briefe, ich möchte, wenn mein Weg mich nach W. führen sollte, nicht verfehlen, ihm einen, wenn auch nur kurzen Besuch zu machen. — Ich konnte diesem Wunsche erst im nächsten Jahre, zur Weihnachtszeit Folge leisten.

Ich fand, daß Herr Claaßen während der vierzehn Monate, wo ich ihn nicht gesehen, sehr gealtert hatte. Da mir das Datum seiner Geburt bekannt war, so konnte ich mit Leichtigkeit ausrechnen, daß er kaum sechszig Jahre alt sei. Er sah wie ein Achtziger aus: abgemagert, schwach, hülflos — und dies machte einen betrübenden und gleichzeitig auch einen komischen Eindruck, da sein Anzug und ganzes Wesen mit seinem hinfälligen Körper in grotesker Weise in Widerspruch standen. — Er war wie ein Schüler angezogen. — Etwas Kläglicheres und Lächerlicheres als die dünnen Beinchen, die in Kniehosen und langen bunten Strümpfen staken, kann man sich kaum vorstellen. Ein breiter,

Digitized by Google

weiter Hemdenkragen, der, blendend weiß, über dem Kragen eines kurzen Jäckchens gefaltet war, und unter dem er ein buntes, seidenes Halstuch in losem Schifferknoten gebunden hatte, ließ seinen magern, sehnigen Hals — den Hals eines gerupften Huhnes — und sein gelbes, verschrumpftes Gesicht grauenhaft alt erscheinen.

Er begrüßte mich mit lautem, kindischem Jubel, versuchte vor mir herzuhüpfen, wobei er schwerfällig stolperte und, ohne den Beistand des Dieners, der sich ruhig und aufmerksam an seiner Seite hielt, gefallen sein würde, und führte mich in sein Wohnzimmer. Es war mit Spielzeug, wie zehnjährige Knaben es lieben, angefüllt. — Dann begleitete er mich in sein Laboratorium, in dem ich einen jungen, blassen, stillen Mann fand, den er mir als seinen Famulus vorstellte; und endlich mußte ich ihm in sein Studirzimmer folgen, um das „kostbare" Manuscript, dem er all' seine Weisheit verdankte, in Augenschein zu nehmen. Er streichelte es sanft mit der Hand, als wäre es ein lebendes Wesen, und wies mit dem Finger auf einen Satz, der auf der ersten Seite verzeichnet stand: „Est sal Sophorum, sine quo, quicumque operatur, est sicut Sagittarius, qui sine chorda sagittat." — Das Manuscript sah alt und ehrwürdig genug aus, und, selbst wenn ich berücksichtigte, daß Herr Claaßen es nun bereits seit langen Jahren besaß und benutzte, mußte ich gestehen, daß derjenige, der es verfertigt, sich auf Fälschung alter Handschriften vortrefflich verstanden hatte.

Als wir uns zu Tische setzten, band der Diener Herrn Claaßen eine große Serviette um den Hals. Sie war wohl angebracht, denn die zitternden Hände des alten Mannes konnten die Speisen nur ungeschickt zum Munde führen, und das weiße Tuch war bald arg befleckt. — Er machte mich mit einer gewissen Befriedigung auf diesen Umstand aufmerksam.

Während der Mahlzeit erzählte er mir, daß er nun seit drei Monaten den von ihm gebrauten Verjüngungstrank in Form des stärksten Extractes einnehme und bereits, wie ich selbst bemerkt haben werde, mit dieser neuen Methode die wunderbarsten Resultate erzielt habe.

„Sie werden es kaum glauben," sagte er; „aber ich versichere Sie, daß es mir gelungen ist, mich in den letzten drei Monaten um nah' an fünf und zwanzig Jahre zu verjüngen. Meine alten Geburtstage folgen jetzt mit solcher Geschwindigkeit einer auf den andern, daß ich aufgegeben habe, sie zu feiern. Gestern bin ich elf Jahre alt geworden. — Gratuliren Sie mir nicht, werther Herr! Sie würden mir in wenigen Tagen bereits neue Glückwünsche zu meinem zehnten Geburtstage darzubringen haben. — Aber um Eins möchte ich Sie inständigst bitten: Wollen Sie die Güte haben, eine Einladung zu meinem allerletzten, oder vielmehr allerersten Geburtstage anzunehmen? . . . Mein Leben wird nunmehr nämlich folgenden Verlauf nehmen: ich werde in verhältnißmäßig kurzer

Digitized by Google

Zeit vom zehnten bis ersten Jahre jung werden. Im letzten, ersten Jahre meines alten Lebens, werde ich natürlicher Weise alle Eigenthümlichkeiten eines Kindes haben, weder gehen, noch sprechen, noch verstehen können. Ich habe Vorrichtungen getroffen, um den Trank sodann in dermaßen concentrirter Form administrirt zu bekommen, daß ich dies besinnungslose Jahr in wenigen Minuten durchfliegen muß. Während dieser kurzen, aber für den Philosophen wichtigsten Periode, möchte ich Sie an meiner Seite wissen, um später, nach meiner Wiedergeburt — denn in demselben Augenblick, wo mein altes Leben auf Nichts reducirt ist, fange ich mein neues Leben an — aus Ihrem Munde erfahren zu können, in welcher Weise die Arznei, währenddem mein Geist schlummerte, gewirkt hat. Ich werde um diese Aufklärung in nicht zu langer Frist bitten, denn ich habe Alles berücksichtigt, auch den Umstand, daß ich als quasi neugeborenes Kind unter gewöhnlichen Umständen jahrelang unfähig sein würde, das, was ich von Ihnen zu erfahren wünsche, zu erfassen. — Für einen Mann, der das Geheimniß, sich in kurzer Zeit zu verjüngen, erforscht hat, konnte die Kunst, schnell zu altern, nicht schwer zu erlernen sein. Ich habe mir dieselbe ohne Mühe angeeignet, und in meinem Laboratorium befinden sich verschiedene, sorgfältigst etiquettirte Fiolen, sämmtliche Elixire enthaltend, die mir nach meiner Wiedergeburt, während der Periode kindlicher Unzurechnungsfähigkeit, eingegeben werden sollen. — Um der Ausführung meiner Bestimmungen stricten Gehorsam zu sichern, habe ich ein notariell beglaubigtes Schriftstück aufgesetzt, von dem ich meinem Diener und meinem Famulus Kenntniß gegeben habe, und welches einem Jeden von ihnen die Summe von zehntausend Thalern sichert, die ihnen an dem Tage, an dem ich meinen achtzehnten Wiedergeburtstag feiere, ausgezahlt werden soll. — Braun und der Famulus sind Leute, die am Gelde hängen, für die zehntausend Thaler eine große Summe ist; und ich bin deshalb ganz sicher, daß sie den von mir getroffenen Dispositionen getreulich Folge leisten werden. — Aber das ist Alles, was ich von ihnen erwarten darf. Es fehlt den Leuten die Bildung, das Urtheil, um den nunmehr nahe bevorstehenden Uebergang aus meinem alten in das neue Leben beobachten und mir darüber seiner Zeit einen wissenschaftlichen, zuverlässigen Bericht erstatten zu können. — Ich habe Sie auserkoren, dies zu thun; denn da ich meiner Identität nicht auf einen Augenblick entsage, so ist es für mich von größter Wichtigkeit, später aus Ihren Mittheilungen erfahren und würdigen zu können, wie sich mein Körper und Geist während der, in der Geschichte der Menschheit einzig dastehenden Passage aus einem alten in ein neues irdisches Leben verhalten haben. — Nach den Berechnungen, die ich mit größter Sorgfalt gemacht und controlirt habe, kann ich mit absoluter Gewißheit behaupten, daß ich, genau sechs Monate nach dem Abschluß meines alten Lebens, meinen achtzehnten Wiedergeburtstag feiern werde. Von diesem Augen-

Digitized by Google

blick ab entsage ich dem Alterungstranke, um während einer gewissen Reihe von Jahren ein Alltagsleben zu führen; aber an diesem Tage möchte ich Sie wiedersehen, um Ihren Bericht über die geheimnißvollste und interessanteste Phase in meinem Dasein empfangen zu können. — Verehrter, lieber Freund, der einzige, den ich noch auf der Welt habe, wollen Sie mir versprechen, zu mir zu eilen, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich auf dem Punkte stehe, mit meinem alten Leben abzuschließen?"

Er sah mich flehend an. Ich wollte bereits „ja" sagen, ohne in meinem Geiste diesem Versprechen große Wichtigkeit beizulegen; aber Arj Claaßen war, wie er sich selbst gerühmt hatte, ein kluger Mann, der Mittel und Wege besaß, vieles von dem, was er wünschte, zu erreichen, und den man nicht leicht täuschen konnte.

„Wenn Sie mir Das, worum ich Sie inständigst bitte, versprechen wollen," fuhr er fort, „so müssen Sie mir Ihr Ehrenwort geben, Ihr Versprechen auch getreulich zu halten. Nur unter dieser Bedingung kann ich den bevorstehenden großen Ereignissen ruhig entgegen sehen."

Nun wurde mir die Sache doch etwas bedenklich. — Ich war ein sehr beschäftigter Mann; mein gewöhnlicher Wohnsitz war weit von W. entfernt. Ich zauderte, feierlich zu versprechen, Herrn Claaßen's Ruf unbedingt Folge zu leisten. Er durchschaute, was in meinem Geiste vorging.

„Lieber, werther Freund," sagte er, und seine Stimme hatte etwas unbeschreiblich Rührendes, und sein altes, elendes Gesicht einen Ausdruck verzweifelter Hülflosigkeit; „schlagen Sie mir nicht ab, worum ich Sie bitte. — Wenn Sie wüßten, was ich in diesem Augenblick, was ich seit Monaten leide! Oh! es hält schwer, ein Leben in seinem natürlichen Gange zu hemmen, es zusammenzupressen, zu zwingen sich umzukehren, zurückzugehen. Die ganze Natur, alles Menschliche in mir empört sich gegen diesen unerhörten Zwang und kämpft mit furchtbarer Gewalt dagegen. Es frißt und brennt in meinen Eingeweiden, in meinem Herzen, in meinem Hirn wie höllisches Feuer. Ich leide Unsägliches. Aber sehen Sie: ich klage nicht ... ich kann noch lächeln ... Ich weiß ja, warum ich leide, daß ich mit den Qualen, die ich erdulde, ein neues, schönes, schmerzenfreies Leben erkaufe. — Verbittern Sie mir die letzten Augenblicke meines Daseins im alten Leben nicht noch mehr! Sie können mir während derselben göttliche Ruhe geben, wenn Sie mir versprechen, meine Bitte zu erfüllen. Thun Sie es; oh! thun Sie es! Ich will es Ihnen vergelten — oder thun Sie es, ohne Hoffnung auf Belohnung, weil es eine gute, barmherzige That ist."

Es war mir unmöglich, diesem Flehen zu widerstehen. „Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Claaßen," sagte ich feierlich, „daß ich, sobald Sie mich rufen, zu Ihnen eilen werde."

Darauf ergriff er meine Hand und sagte einfach: „Ich habe mich nicht in Ihnen getäuscht. Sie sind mein Freund. Ich danke Ihnen."

Digitized by Google

Ehe ich die Villa Juventa verließ, nahm ich den alten Diener bei Seite.

„Es scheint mir sehr schlecht mit Ihrem Herrn zu gehen," sagte ich. „Er hat mir von einem starken Trank gesprochen, den er selbst zubereitet habe und einnehme. Der Unglückliche hat sich doch nicht etwa vergiftet?"

Der Diener schüttelte das Haupt und antwortete ruhig: „Nein, er hat sich nicht vergiftet; aber es geht in der That schnell zu Ende mit ihm. Das Getränk, das er in seinem Laboratorium braut, ist unschädlich. Der Herr, den Sie vorhin dort gesehen haben, ist ein gelernter Apotheker, der Herrn Claaßen anstatt der tödtlichen Gifte, die er zu destilliren und einzunehmen glaubt, harmlose Essenzen und Oele gibt, zu denen gewöhnlich noch beruhigende Tropfen gemischt werden, die der Doctor verschrieben hat. Aber seine Kräfte sind nun aufgezehrt; sein armes Gehirn, das seit dreißig Jahren nie geruht, hat sich endlich zu Tode gearbeitet. Ich gebe Herrn Claaßen keine vierzehn Tage mehr zu leben. Es thut mir leid um ihn. Ich bin seit nahe an vierzig Jahren Krankenwärter und stehe seit über zwanzig Jahren in Herrn Claaßen's Diensten. Ich habe viel Irrsinnige gesehen: der bösesten und gefährlichsten, sowie der harmlosesten Art. Aber unter den vielen Kranken, die ich gekannt und gepflegt habe, ist nicht Einer gewesen, der Herrn Claaßen an Herzensgüte gleich kam. Seit den langen Jahren, wo er mir anvertraut ist, habe ich ihn nur ein einziges Mal wild gesehen. Ich hätte es bereits vergessen, wenn er mich nicht von Zeit zu Zeit daran erinnerte; denn er hat ein Gedächtniß, wie wenig Menschen in seinem Alter; und für viele kleine Dienste, die ich ihm im Laufe unseres langen Zusammenseins habe leisten können, ist er mir heute noch so dankbar, als wäre ich ihm gestern gefällig gewesen. Ich werde nie einen so guten Herrn wie ihn wiederbekommen, und es thut mir in tiefster Seele leid, ihn zu verlieren."

Braun mochte wirklich gerührt sein; aber in seinem versteinerten Gesichte zeigte sich nicht die geringste Bewegung. Der Mann, der sich während seines ganzen Lebens daran gewöhnt hatte, Wahnsinn und Elend mit äußerem Gleichmuth zu betrachten, hatte vielleicht die Facultät verloren, das, was in ihm vorging, auf seinem Gesichte zeigen zu können.

In den ersten Tagen des Monat Januar, zwei Wochen ungefähr nachdem ich Herrn Claaßen meinen Besuch abgestattet hatte, empfing ich, als ich bereits wieder nach meinem gewöhnlichen Wohnsitz zurückgekehrt war, eine Depesche aus W., die „Franz Braun, Diener des Herrn Arj Claaßen", unterschrieben war und folgendermaßen lautete:

„Herr Claaßen verlangt nach Ihnen. Wenn Sie ihn noch lebend sehen wollen, so empfehle ich an, sofort zu kommen."

Ich erinnerte mich des feierlichen Versprechens, das ich dem kranken Manne gegeben hatte, reiste noch am selben Abend nach W. ab, und kam am nächsten Tage, im Laufe des Vormittags, dort an.

Digitized by Google

Braun, dem ich telegraphirt hatte, empfing mich an der Eisenbahn. Die erste Frage, die ich an ihn richtete, war, ob sein Herr noch am Leben sei.

„Er lebt noch," antwortete mir Braun, „aber ich glaube schwerlich, daß er den heutigen Abend noch sehen wird."

„Wie befindet er sich?" fragte ich weiter.

„Die Schmerzen haben seit gestern nachgelassen," war die Antwort. „Er ist ruhiger geworden und bei vollständiger Besinnung. Er hat während der letzten Stunden oft nach Ihnen gefragt. — Sie haben ein gutes Werk gethan, zu kommen."

Als ich in das Krankenzimmer trat, in dem die Vorhänge niedergelassen waren und ein stilles Halbdunkel herrschte, erblickte ich Herrn Claaßen, bis zur Unkenntlichkeit abgemagert, auf dem Bette liegend. Sein Kopf war nicht größer als der eines Kindes; und die dünnen, blut- und fleischlosen Hände glichen denen einer alten, vertrockneten Mumie. — Er öffnete die, in dem kleinen Gesichte übernatürlich groß scheinenden Augen, und helle Freude erglänzte darin, als er mich erkannte. Er lenkte das Gespräch sofort auf das alte wahnsinnige Thema, das ich nun schon so gut kannte. Es war unheimlich, den Sterbenden immer und immer wieder von seiner Geburt reden zu hören. Dabei machte er Bemerkungen, über die ich gelächelt haben würde, wenn der Tod dem Leidensbilde, das ich vor mir sah, nicht bereits seinen unverkennbaren, grausig heiligen Stempel aufgedrückt hätte.

„Ein ohnmächtiges Kind bin ich, das nur noch lallen kann," sagte er mit dünner, klangloser Stimme.

Er war so schwach, daß er jedes Wort nur mit größter Anstrengung hervorbringen konnte. — Von Zeit zu Zeit verließen ihn auch die letzten Kräfte. Dann lag er mit geschlossenen Augen, laut, beklommen athmend da. Bei jedem Athemzuge glaubte ich, es würde der letzte sein und oftmals richtete ich einen ängstlich fragenden Blick auf den Diener, der unbeweglich neben mir stand und den Sterbenden beobachtete.

Plötzlich zuckte es schmerzlich über das Gesicht des Kranken. Er ächzte laut und fuhr mit der Hand nach der Brust.

„Wo leiden Sie?" fragte ich, in der Hoffnung, ihm irgend welche Linderung verschaffen zu können.

Sein Gehirn blieb bis zum letzten Augenblicke logisch in dem Wahnsinn, von dem es seit Jahren besessen war.

„Die ersten Wehen der Wiedergeburt," stöhnte er.

Nach einer schrecklichen Weile wurde er allmählich ruhig; der Ausdruck des Schmerzes verschwand von seinem Gesichte. Er öffnete die tiefen Augen und sah mich freundlich an.

„Sie sind überstanden," flüsterte er.

Dann lag er lange Zeit, friedlich lächelnd, still da. Darauf hörte

Digitized by Google

ich ein unverständliches Murmeln, das endlich in leise gehauchte, abgebrochene Worte überging: — „Nacht ... Dunkle Nacht ... Vergessen.“ — Eine lange, schwere Pause. — Auf einmal riß er die todtmüden Augen weit auf und sagte mit fester Stimme: „Und aus der Nacht .. dem Vergessen .. erwache ich zu neuem Leben. Jubente Deo lux apparebit!“

Es war mir, als würde ein feiner, feuchter Nebelschleier, hinter dem die harten, eckigen Züge weicher, sanfter erschienen, von einer unsichtbaren Hand über das erstarrende Gesicht gezogen; die Augen verloren ihren Glanz, erloschen; die Lider senkten sich langsam, schlaff darüber. — Der schwache, elende Körper rang noch eine Stunde lang mit dem Tode. Ich sah und fühlte, wie dieser langsam, sicher, unbarmherzig siegte. Die Hände erkalteten; das Athmen wurde kürzer, leiser; — es zuckte noch um die Augen, um den Mund; — auch diese Bewegungen wurden seltener, schwächer. Ich wartete mit peinlicher Beklemmung auf ihre Wiederkehr. Die Pausen wurden immer länger und immer länger... und plötzlich fuhr ich erschreckt in die Höhe. Es war mir, als wäre ich eingeschlafen, und Jemand habe mich unwirsch geweckt. — Arj Claaßen war todt.

Digitized by Google

Joseph Victor von Scheffel.

Von

Karl Bartsch.

— Heidelberg. —

Als im Februar des Jahres 1876 Scheffels fünfzigjähriger Geburtstag gefeiert wurde, da mußten sich demjenigen, der davon las oder selbst etwas davon mitmachte, mancherlei Betrachtungen aufdrängen. Es war das erste Mal, daß ein Dichter bei solchem Anlaß auf solche Weise geehrt wurde. Von selbst sucht das Auge nach Vergleichungspunkten. Das hundertjährige Jubiläum Goethes war weit davon entfernt, auch nur in den Kreisen der Gebildeten allgemein gefeiert zu werden. Anders stand es mit der Schillerfeier im Jahre 1859. Sie war wirklich eine allgemeine und legte beredtes Zeugniß ab von der Liebe, mit welcher das deutsche Volk in allen seinen Schichten an seinem Lieblingsdichter hängt. Unverkennbar ist es, daß die Begeisterung eine politische Färbung trug. Es war eine Zeit, auf die Deutschland nicht stolz sein darf: eine Periode politischer Schwäche, eine Zeit des Hoffens und Hinaussehnens aus diesen Zuständen. Daß damals das Jubelfest des Sängers der Freiheit, der in seinem Tell wie ein letztes Vermächtniß das „Seid einig, einig, einig" seinem Volke zugerufen, der Ausdruck dieser freiheitlichen Bestrebungen wurde, begreift sich leicht.

Die beiden großen Dichter, denen diese Feiern galten, weilten nicht mehr unter den Lebenden. Doch ist dem lebenden Goethe auch schon in seiner Vaterstadt eine Huldigung dargebracht worden, aber allerdings erst bei seinem siebzigsten Geburtstage (1819). Scheffel ist der erste Dichter, dem bei zurückgelegtem fünfzigsten Lebensjahre eine allgemeine Ovation bereitet wurde. Vor allem in seiner engern Heimat, wo selbst der Landesherr sich an dem Festcommers betheiligte, aber auch in weiter Ferne, in Wien und anderwärts. Auszeichnungen durch Orden, durch die Erhebung

Digitized by Google

in den erblichen Adelsstand, Begrüßungen der hervorragendsten Männer Deutschlands, wie des Fürsten Bismarck, verliehen dem Festtage einen glänzenden Schmuck. Festgaben jeder Art strömten dem Dichter zu und füllten alle Räume seiner Wohnung. Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, daran zu erinnern, daß Goethe im Jahre 1809 nicht mehr als zwei Orden besaß; er war Ritter des kaiserlich russischen St. Annenordens und der kaiserlich französischen Ehrenlegion. Und das war Goethe, damals auf der Höhe seines Ruhms, im sechzigsten Lebensjahre, und zudem seit Jahren Weimarischer Minister. Denkt man an die ordengeschmückte Brust unserer heutigen dichterischen Berühmtheiten, so wird das „tempora mutantur“ einem recht lebendig und anschaulich. Bei der Adelsverleihung darf man in der Seele des Dichters selbst mit seinen eigenen Worten sagen:

Wen die Kunst geadelt, dem ist
Solcher Schmuck unnützes Beiwerk.

Wenige Monate nach Scheffel feierte Anastasius Grün seinen siebzigsten Geburtstag, den letzten, den zu erleben ihm beschieden war. Auch ihm wurden Huldigungen aller Art zu Theil, die über Oesterreichs Grenzen hinaus sich erstreckten.*) Der Grünfeier fehlte jedoch, namentlich im Heimatlande des Dichters selbst, nicht der politische Beigeschmack; es galt nicht nur den bedeutenden Dichter zu feiern, sondern auch den politischen Dichter, den wackeren Kämpfer für Freiheit und liberale Ideen auf der Rednerbühne, wie im Poetenstübchen. Nichts von solcher politischer Färbung bei dem Scheffeljubiläum; hier war es die reine Liebe und Begeisterung für den populären Dichter, die in Tausenden von Zeugnissen sich kundgab.

Einen Dichter, der sich schlichten Sinn bewahrt hat — und wir halten Scheffel für einen solchen —, den nicht krankhaftes Selbstgefühl über sich selbst verblendet, kann und darf bei solchen Auszeichnungen, im Hinblick auf unsere größten Dichter, wol das Gefühl beschleichen: Es ist zu viel! Wir andern aber dürfen und sollen uns dessen freuen, daß nun auch Zeiten gekommen sind, wo der Lebende geehrt wird, wo man den Ausdruck der Anerkennung nicht erst der Nachwelt und der Säcularfeier überläßt. Fragen wir uns, wer die erste Anregung zu einer Scheffelfeier gegeben hat, so ist es unzweifelhaft die akademische Jugend, sind es die studentischen Kreise gewesen, die ihrem langjährigen Lieblingsdichter ihre Zuneigung bezeugen wollten. Jugendliche Begeisterung und Enthusiasmus aber reißen hin, gerade weil sie so selbstlos sind, und rasch wurde in allen Lebensständen und Kreisen der Wunsch lebendig, an der Feier sich zu betheiligen.

*) Die beiden Dichter haben nachher freundliche Grüße getauscht. Scheffel schickte Grün die Photographie des Zimmers, in welchem sämmtliche Festgeschenke ausgestellt waren, und begleitete die Sendung mit ein paar Versen, die von Grün mit der gleichen Gabe und poetischer Begleitschrift erwidert wurden.

Digitized by Google

Keiner der lebenden Dichter kann wol eines solchen Einflusses auf die studirende Jugend sich rühmen wie Scheffel. Er hat in den Gesängen der Studenten eine wahrhafte Revolution hervorgebracht. Viele der einst, der in meiner Studienzeit (um das Jahr 1850) gesungenen Studentenlieder sind vergessen, und hauptsächlich sind es Scheffelsche Lieder, die sie verdrängt haben. Sie werden jetzt, in ganz Deutschland, auf allen Universitäten sicherlich am meisten von allen Studentenliedern gesungen. Aber wie wenige eignen sie sich auch dazu, wie in wenigen ist in ihnen der Geist jugendlich frischen Lebens verkörpert und zum Ausdruck gekommen. Dieser studentische burschikose Zug gehört zum Charakter der Scheffelschen Muse, und etwas davon ist ihr auch in ihren späteren Tagen geblieben.

Scheffel wurde am 16. Februar 1826 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater Major a. D. und Oberbaurath war. Wenn der Dichter von sich sagt, daß unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede des mechanischen Berufs in ihrem Zusammenwirken die Poesie in ihm wach gerufen hätten, so ist das wol nicht wörtlich zu nehmen. Die Muse hat ihn sicherlich schon in frühen Tagen mit liebreichen Augen angeblickt; aber von seinen frühesten poetischen Versuchen hat der Dichter mit einer nicht immer zu findenden Enthaltsamkeit nichts veröffentlicht. Wol aber ist es richtig, daß erst unter dem Druck einer unbefriedigten Existenz seine innerste Dichternatur sich regte. Er bezog mit siebzehn Jahren (1843) die Universität. Ohne inneren Trieb, vielmehr durch äußere Verhältnisse bestimmt, hatte er das Studium der Jurisprudenz ergriffen und konnte ihm auch in der Folge keinen Reiz abgewinnen. Er studirte zuerst in München, ging dann nach Heidelberg und von da nach Berlin. Die bedeutenden Rechtslehrer, die er hörte, Arndts in München, Vangerow und Mittermaier in Heidelberg, Puchta und Homeyer in Berlin vermochten ebenso wenig die seine künstlerische Anlage unbefriedigt lassende Wissenschaft ihm lieb zu machen. Er hat selbst in dem in Heidelberg studirenden Jung Werner sein eigenes Bekenntniß abgelegt, wenn er diesen folgendermaßen sprechen läßt:

Also ward ich ein Juriste,
Kaufte mir ein großes Tintfaß,
Kauft' mir eine Ledermappe
Und ein schweres Corpus Juris,
Und saß eifrig in dem Hörsaal,
Wo mit mumiengelbem Antlitz
Samuel Brunnquell, der Professor,
Uns das römische Recht docirte.
Römisch Recht, gedenk' ich deiner,
Liegt's wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegt's wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie bretvernagelt!
Ein Geflunker mußt' ich hören,

Digitized by Google

Wie sie einst auf röm'schem Forum
Kläffend mit einander zankten,
Wie Herr Gaius Dies behauptet
Und Herr Ulpianus Jenes,
Wie dann Spätre drein gepfuschet,
Bis der Kaiser Justinianus,
Er, der Pfuscher allergrößter,
All' mit einem Fußtritt heimschickt'.

So trieb er das Berufsstudium nur äußerlich und lag daneben seiner Lieblingsbeschäftigung mit Kunstgeschichte und Alterthümern ob. Durch Waagens und Kuglers Vorlesungen in Berlin war er auf die Kunstgeschichte hingelenkt worden; das Gebiet der Alterthümer hatte er von der Seite des Rechts betreten, das Studium der deutschen Rechtsgeschichte führte auf das der Rechtsalterthümer, er las die alten Volksrechte (die leges barbarorum), den Sachsen- und Schwabenspiegel und andere Quellen. Dies war die einzige Seite, von der aus die Rechtsstudien ihm lieb wurden, aber die Freude an der Poesie im heimischen Rechte wurde verbittert durch den Ingrimm darüber, daß dasselbe durch das römische ganz verdrängt worden war. Auch hier dürfen wir getrost Jung Werners Anschauungen mit denen seines Dichters identificiren:

Sind verdammt wir immerdar, den
Großen Knochen zu benagen,
Den als Abfall ihres Mahles
Uns die Römer hingeworfen?
Soll nicht auch der deutschen Erde
Eignen Rechtes Blum' entsprießen,
Waldesduftig, schlicht, kein üppig
Wuchernd Schlinggewächs des Südens?

Durch Emil Ruth in Heidelberg wurde er in das Studium Dantes eingeführt und wurde schon in frühen Jahren ein begeisterter Verehrer des großen Florentiners. In Berlin hielt er noch als Student einen Vortrag über Dantes politische Schriften.

Wenn die herrliche Naturumgebung an den lachenden, rebenumblühten Hügeln des Neckars des jungen Dichters Seele ergriff und ihn dichterisch stimmte, so mußte das ungeliebte Fachstudium ihm in um so weniger liebenswürdigem Lichte erscheinen und der Zwiespalt zwischen innerem und äußerem Beruf jene innere Melancholie hervorrufen, die Scheffel selbst als einen Grundzug seiner Dichtung bezeichnet. Zwar vermögen wir nicht nachzuweisen, daß eine der Scheffelschen Poesien oder eins seiner Lieder schon in der Heidelberger Studienzeit entstanden sei; aber doch ist eins seiner schönsten und am meisten gesungenen Lieder, das „Alt Heidelberg, du Feine", wenn auch erst in Italien geschrieben, gleichwol in Geist und Stimmung in Heidelberg empfangen und spiegelt

Digitized by Google

die Zeit wieder, die der Dichter in der Musenstadt am Neckar als Student verlebte. 1847 schloß er in Heidelberg seine Studien ab und machte im folgenden Jahre daselbst sein juristisches Doctorexamen. Dann trat er in die Praxis. 1850—51 war er Dienstrevisor in Säckingen am Oberrhein, wo der Plan zu seiner ersten größeren Dichtung in ihm keimte. Nachdem er sich noch ganz kurze Zeit (1852) als Secretär am großherzoglichen Hofgericht zu Bruchsal aufgehalten, war er zu der klaren Erkenntniß gelangt, daß der gewählte Beruf ihm keine Befriedigung gewähre. Er brach daher rasch und entschieden mit ihm und zog noch im selben Jahre (Mai 1852) gen Süden, in das Land der Kunst, wohin ihn dichterische und künstlerische Neigung zog.

Auf italischem Boden, in Sorrent und Capri, wo Scheffel mit Paul Heyse in freundschaftlichem Verkehr lebte, entstand (vom März bis Mai 1853) seine erste größere Dichtung, „Der Trompeter von Säckingen, ein Sang vom Oberrhein" (Stuttgart 1854). Das poetische Vorwort ist Capri 1. Mai 1853 datirt. Die Anregung hatte er aus der Heimat mitgebracht. In der zauberischen Welt des Südens wird Scheffel nicht wie sein dichterischer Genosse zu Schöpfungen angeregt, die auf italischem Boden spielen, sondern vor ihm steigt wie im Traume der heimische Schwarzwald auf

und die Geschichte
Von dem jungen Spielmann Werner
Und der schönen Margaretha.
An der Beiden Grab am Rheine
Stand ich oft in jungen Tagen.

Allerdings spielt die Geschichte zuletzt nach Italien hinüber und findet ihre Lösung in Rom; das ist aber auch die einzige Einwirkung, im Uebrigen ist es ein rein deutscher Hauch, der Hauch deutscher Vergangenheit, der uns entgegenweht. Werners „Lieder aus Wälschland" zeigen uns den deutschen Jüngling, der inmitten der ihn umgebenden Pracht des Südens sich nach seiner rheinischen Heimat sehnt. Die Fähigkeit, uns auf's Lebendigste in Fühlen und Denken einer zurückliegenden Zeit zu versetzen, bewährt der Dichter schon im Trompeter auf's glänzendste, hier an einem Stoffe, der fast ganz seine freie Erfindung ist. In's siebzehnte Jahrhundert, in die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege führt uns die Erzählung hinein, angelehnt an Leben und Lieben eines fahrenden Schülers. Eine bestimmte Jahreszahl wird am Schlusse genannt, 1679, in welches Jahr die glückliche Lösung verlegt wird. Jung Werner der Spielmann, der kecke Typus eines Fahrenden, hat in Heidelberg studirt, aber am Studium des Rechtes keine Freude gefunden, um so größere am Trompetenblasen und am Zechen beim großen Heidelberger Faß in Gesellschaft des kurfürstlichen Hofnarren Perkeo. In seliger Weinlaune hat er einst auf dem Schloßaltan der Kurfürstin Leonore ein

Digitized by Google

schmachtendes Liebeslied gesungen und wird dafür relegirt. Er bezahlt, „was in solchen Fällen etwas ungewöhnlich, vorher noch die Schulden alle" und trat dann, die geliebte Trompete auf dem Rücken, seine Wanderung durch die Welt als fahrender Spielmann an. Bei einem Schwarzwälder Pfarrherrn in der Nähe von Säckingen gastlich aufgenommen, wird er von diesem nach Säckingen gewiesen, wo am folgenden Tage des Schutzpatrons St. Fridolin Fest gefeiert wird. Beim Festzuge erblickt er des alten Freiherrn junges Töchterlein, die liebliche Margaretha, und sein Schicksal ist entschieden.

„Den Mann hat's!" so nennt der Sprachbrauch
Dortlands jenen Zustand, wo der
Liebe Zauber uns gepackt hat.

Voll Sehnsucht, die rasch entschwundene Geliebte wieder zu sehen, fährt er, die Trompete blasend, auf dem Rhein und wird von dem Freiherrn gehört, der, ein alter Haudegen und begeisterter Musikfreund, den Auftrag gibt, den räthselhaften Trompetenbläser ausfindig zu machen. Werner wird von ihm in Dienst genommen und weiß bald die Gunst des alten Herrn und seines Töchterleins zu erringen. Bei dem Mairitte, den die Säckinger an den Bergsee im Walde unternehmen, wird ihm zum Dank für sein liebliches Accompagnement des vom Schulmeister verfaßten Mailiedes von Margarethens Hand ein Kranz auf's Haupt gedrückt. Bei einem im Gartenpavillon stattfindenden Concert, wobei Werner als Kapellmeister mitwirkt, wird ihm von der Angebeteten ein erster Händedruck zu Theil:

's wäre möglich, daß der Handdruck
Etwas inhaltsvoll gewesen,
Doch es fehlt an sichrer Kunde,
Galt er nur dem Künstler, oder
Auch dem jungen Mann als solchem?

Der Unterricht im Trompetenblasen führt die jungen Leutchen einander noch näher. Aber in dies idyllische Leben dringt rauh der Bauernaufstand im Hauensteiner Ländlein*). In tapferer Vertheidigung des freiherrlichen Schlosses empfängt Werner eine tödtliche Wunde, aber Jugendkraft und Margarethens sorgliche Pflege erhalten ihn am Leben. Den Genesenden beglückt Margarethens Geständniß ihrer Liebe. Das gibt ihm den Muth, als Werber vor den alten Freiherrn zu treten. Dieser aber weist den Unebenbürtigen zurück. Entschlossen, niemals oder nur als ebenbürtiger Freier wiederzukehren, nimmt Werner Abschied, zieht in die Welt und kommt nach Italien, wird Kapellmeister des Papstes und wird als solcher von Margaretha wiedergesehen, die in Harm sich verzehrend und ver-

*) Vergl. darüber Scheffels Hauensteiner Briefe im Morgenblatt 1852.

Digitized by Google

blühend, in Begleitung der Fürstäbtissin zur „Luftveränderung" nach Italien gekommen war. Papst Julius selbst spielt den Eheprocurator und beseitigt den Standesunterschied dadurch, daß er den bürgerlichen Werner Kirchhof in einen „Marchese Campo-Santo" übersetzt.

Der Reiz einer kecken, frischen Jugendliebe, die keine Schranken kennt, in voller Lieblichkeit und Natürlichkeit dargestellt, bildet den Mittelpunkt des Gemäldes, in welchem tiefste lyrische Empfindung und ergötzlicher Humor zu schönstem Bunde sich die Hand reichen. Die auftretenden Personen sind von plastischer Schärfe der Zeichnung und wirken mit unmittelbarer Naturwahrheit. Die Liebe des jungen Paares ist ohne hohes Pathos, vielmehr mit leichtem Humor behandelt; aber die tiefste Empfindung, das innigste Verstehen der Regungen des liebenden Herzens blickt überall durch. Von herrlicher Poesie getragen ist der Excurs über den „ersten süßen Kuß der Liebe", den das erste Menschenpaar sich gab, und der vom Dichter ahnend geschaute „letzte Kuß" beim Untergang der Erde. Mit vollendeter Meisterschaft weiß der Dichter an solchen Stellen auch die Form zu handhaben. Er läßt uns aber nicht bei den weichen Empfindungen verweilen, sondern unmittelbar folgen darauf die Betrachtungen des philosophirenden Katers, der den ersten Kuß der Liebenden mit angesehen, dem unbegreiflich bleibt

Warum küssen sich die Menschen?
Warum meistens nur die jüngern?
Warum diese meist im Frühling?

und der sich vornimmt, über diese Punkte morgen auf des Daches Giebel etwas näher zu meditiren. Mit köstlichem Humor sind der Schwarzwälder Pfarrherr und der alte Freiherr gezeichnet, ein Prachtstück ist der Frescomaler Fludribus, dem

die besten Kunstideen,
Die er selbst im Busen hegte,
Ein gewisser Rafael schon
Weggenommen,

und die Schilderung der Concertisten, insbesondere der hagere Unterlehrer, „dem die Musika den Mangel des Gehalts so schön ergänzte".

Den Gipfel des Humors bildet unstreitig der Kater Hiddigeigei, die „selbstbewußte epische Charakterkatze", den „die Mutter aus Angoras Stamme einem wilden Pußta-Kater geboren", und der daher verachtend auf die „ordinären autochthonschen Waldstadtkatzen" von Säckingen herabblickt. Ohne Zweifel ist auf diese Figur der Kater Murr des geistvollen E. T. A. Hoffmann von Einfluß gewesen. Hiddigeigeis humoristische Weltbetrachtung ist nicht ohne ironischen Beigeschmack; so in dem Liede, das die Katerliedersammlung eröffnet:

Digitized by Google

Eigner Sang erfreut den Biedern,
Denn die Kunst ging längst in's Breite.
Seinen Hausbedarf an Liedern
Schafft ein Jeder selbst sich heute.

Drum der Dichtung leichte Schwingen
Strebt' auch ich mir anzueignen;
Wer wagt's, den Beruf zum Singen
Einem Kater abzuleugnen?

Und es kommt mich minder theuer
Als zur Buchhandlung zu laufen
Und der Andern matt Geleier
Fein in Goldschnitt einzukaufen.

Doch sind solche Züge selten; der Humor Scheffels ist überwiegend gutmüthig und harmlos.

Heinesche Anklänge kommen vereinzelt vor; so da, wo der Dichter verzichtet, die junge Liebe zu besingen.

Ach, ich bin ein Epigone,
Und viel hundert tapfre Männer
Lebten schon vor Agamemnon,
Und ich kenn' den König Salom'
Und die schlechten deutschen Dichter.

Unter den lyrischen Gedichten zeigt nur das Wernersche Lied „Am grünen See von Nemi" mit seinem Schlusse bestimmte Heinesche Anklänge.

Auch die politischen Seitenblicke sind vereinzelt, wie denn überhaupt Scheffel kein politisch gearteter Dichter ist. Ich erwähne den beabsichtigten Faustschlag Werners, der „so wie die deutsche Einheit und manch andres, nur ein schön gedacht Project blieb".

Vom Pathos hält sich der Dichter wie absichtlich fern. „Leider," sagt er selbst mit Bezug darauf ironisch in dem poetischen Vorwort von seinem Liede:

Fehlt ihm tragisch hoher Stelzgang,
Fehlt ihm der Tendenz Verpfeffrung,
Fehlt ihm auch der amaranthne
Weihrauchduft der frommen Seele
Und die anspruchsvolle Bläsſe.

Nein! mit impertinenter Gesundheit, mit frischen rothen Backen blickt diese Erstlingsdichtung Scheffels in die Welt. Daher macht es einen komischen und zwar beabsichtigt komischen Eindruck, wenn Stellen aus ernsten und pathetischen Dichtungen halb parodisch eingeflochten werden. So, wenn der alte Pfarrherr den jungen Werner in homerischer Weise „nach vollbrachtem Mahle" fragt: „wer er sei, woher der Männer? wo die Heimat und die Eltern?" Oder wenn der Kater Hiddigeigei des

Digitized by Google

edlen Dulders Odysseus τέτλαθι δὴ κραδίη etc. anwendend sagt: „Dulde, tapfres Katerherze, das so vieles schon erduldet!" Oder wenn Hectors Abschied von dem in der Zechstube sitzenden Bauern parodirt wird, den die treue Gattin am Rockschoß zupft, um ihn zum Aufbruch zu bewegen, worauf er: „Theures Weib, gebiete deinen Thränen, heut muß alles hin sein." Oder wenn der Kater Tiecks Worte nachahmend sagt: „Wenn unsre Katerliebe nächtlich süß in Tönen denkt."

Die in die Dichtung eingestreuten Lieder sind von hoher lyrischer Schönheit und wol die reizendsten Blüthen Scheffelscher Lyrik. Eine ganze Abtheilung (das vierzehnte Stück, „das Büchlein der Lieder") ist lyrisch, aber nicht als lyrisches Intermezzo des Dichters, sondern als Stimmungsbilder der in dem Buche auftretenden Gestalten, deren Gemüthszustand darin vorgeführt wird. So die Lieder Werners, Margarethens, sogar des Katers. Lieder wie „Lind duftig ist die Maiennacht" oder „Das ist im Leben häßlich eingerichtet", mit dem Refrain „Behüt dich Gott! es wär' zu schön gewesen, Behüt dich Gott! es hat nicht sollen sein" sind unvergleichlich schön. Auch das „Mailied" des Schulmeisters ist von zauberischer Frische und Volksthümlichkeit. Dagegen ist eins der schönsten und populärsten Scheffelschen Lieder „Alt Heidelberg, du Feine" an nicht ganz passender Stelle eingefügt. Jung Werner, vom Pfarrer aufgefordert, seine Lebensschicksale zu erzählen, kann nicht füglich, nachdem er drei Zeilen gesprochen, gleich ein Preislied auf Heidelberg singen. Dazu wäre nach Beendigung seiner Erzählung, indem ihn etwa der Pfarrer aufforderte, ein Lied anzustimmen, ein passenderer Anlaß gewesen. Eine Abtheilung in dem lyrischen Intermezzo nehmen „die Lieder des stillen Mannes" ein. Dies ist die einzige etwas mystische Gestalt des Buches. Er und der ganze ihn betreffende Abschnitt von Werners Verirren in die Höhlen des Erdgeistes Meysenhart ist eine Episode, die unbeschadet des Zusammenhanges wegbleiben durfte. Sie ist ersichtlich angeregt durch den Aufenthalt in Capri und durch die blaue Grotte, auf deren Entdeckung durch den fahrenden Spielmann und leichtfertigen Maler (A. Kopisch) angespielt wird.

Wenn einzelne Klänge der Lyrik an Heine gemahnten, so noch mehr die Form. In Scheffels Jünglingsjahre fällt das Erscheinen von Heines Atta Troll, der ebenfalls in reimlosen achtsilbigen Trochäen verfaßt ist. Und auch die Behandlung dieser Trochäen erinnert an Heine. Dieselbe ungebundene Nonchalance, scheinbare Nachlässigkeit und doch wohlberechnet. So beim Aufziehen des Netzes:

Aber in sich selbst verwickelt,
Hob sich's langsam, hob sich und war
Leer —

wo das allein am Anfang der Zeile stehende „Leer" in Verbindung

Digitized by Google

mit dem Versschluß „und war" einen sehr glücklichen Effect macht. Doch sind im Ganzen die Heineschen Verse kunstvoller. Scheffel selbst sagt von seinem Liede im Vorworte zur zweiten Auflage:

Ich weiß es wohl, du bist nicht wohl gerathen,
Und dein Trochäenbau steht oftmals schief.

Aber er hat sich mit Recht gehütet, an dem aus einem Guß entworfenen Gedichte später in anderer Stimmung zu ändern, so leicht das im einzelnen Falle auch gewesen wäre. Einige auffallende Wortbetonungen machen sich nicht gut; so wenn Montfaucon auf der mittleren Silbe betont wird.

Der Erfolg des Trompeters war ein erstaunlicher. Zwar die zweite Auflage erschien, von einem neuen poetischen Vorwort begleitet, erst fünf Jahre nach der ersten (1858). Auch die dritte (1862) und die vierte (1864) bekamen noch besondere poetische Vorreden auf den Weg mit; von da an aber drängten sich die Auflagen Schlag auf Schlag, so daß bei des Dichters Jubelfeier (1876) die fünfzigste Auflage erscheinen konnte — in der That ein Erfolg, dessen wenige deutsche Bücher sich rühmen dürfen.

Nachdem Scheffel (1853) aus Italien zurückgekehrt war, lebte er zunächst in Heidelberg. Hier that sich in einem gleichgestimmten Freundeskreise dem von allem Zwang und Druck des Lebens befreiten Dichter eine erneuerte akademische Zeit auf. Unter dem Namen „der Engere" bestand oder bildete sich ein geselliger Kreis, der jeden Mittwoch Abend zusammenkam, oder, wie der Dichter sagt

Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei goldnem Rheinwein oft bestissen war.

Anfänglich der Adler, später das Museum war der Vereinigungsort. Theilnehmer waren außer Scheffel der Ziegelhäuser Pfarrer Schmetzer, der Philologe Julius Braun, der Geschichtschreiber und Publicist von Rochau, Rath Mays, Kunsthändler Meder, Notar Sachs, Hauptmann a. D. Pfeiffer u. a. Die Seele des ganzen Kreises aber war Ludwig Häußer, nach dessen Tode (1867) der Kreis allmählich zerfiel — er ist der in dem poetischen Vorwort zum Gaudeamus erwähnte „Meister, dessen Tod wir beklagen"; der „mit kundiger Hand den Maientrank gebraut". Persönlich am nächsten stand Scheffel wol der Pfarrer Schmetzer, mit dem er außer im „Engern" auch im Holländer Hof häufig zusammen kam.

Diese Zeit war für Scheffel eine liederreiche, und wie das echte Lied, das Volkslied, gleich mit der Melodie geboren wird, so waren auch diese jetzt entstandenen Lieder gleich von vornherein nicht zum Lesen, sondern zum Singen bestimmt. Sie wurden von Pfarrer Schmetzer bekannten Studentenmelodien angepaßt und von ihm selbst, der im Vortragen Scheffelscher Lieder eine wahre Meisterschaft besaß und, ein guter

Digitized by Google

Siebziger, noch besitzt, im „Engern" vorgetragen. Die Schmetzerschen Compositionen sind, obgleich sich nachher auch Meister vom Fach, wie Lachner, an denselben Liedern versucht haben, doch die populärsten geblieben. Die Frische und Sangbarkeit, die Naturwüchsigkeit und Originalität dieser Scheffelschen Lieder verbreitete sie allmählich in immer weiteren Kreisen, vor allem in den studentischen. Von Heidelberg wurden sie, lange bevor sie als Sammlung gedruckt allgemein zugänglich wurden, mündlich und in Abschriften nach den andern deutschen Universitäten getragen und mancher Musensohn hat sie gesungen, ohne des Dichters Namen zu kennen — auch dies das Schicksal echter Volkslieder, deren Dichter in den Hintergrund tritt und mit seinem Namen meist verschwindet. Erst 1867 (mit der Jahreszahl 1868 auf dem Titel) erschienen sie als Sammlung unter dem Titel „Gaudeamus, Lieder aus dem Engeren und Weiteren"; jetzt (1877) liegt bereits die 26. Auflage vor. Die erste Abtheilung dieser Lieder, „Naturwissenschaftlich" betitelt, verdankt ihr Entstehen indirect ebenfalls dem Pfarrer Schmetzer. Dieser hielt im holländischen Hofe populäre naturwissenschaftliche Vorträge. Daher die geologischen Stoffe, Stoffe der Urwelt, die hier mit ergötzlicher Laune behandelt sind. Die Komik liegt in dem Hineintragen moderner Verhältnisse und Empfindungen in eine urweltliche Zeit. So, wenn im Ichthyosaurus von betrunkenen und verliebten Pterodaktylen und Iguanodons die Rede ist; so im „Basalt", wo ein geologischer Romeo sich in die Molasse verliebt hat. In der zweiten Abtheilung „Culturgeschichtlich" sind des Dichters eigene Alterthumsstudien auf den verschiedensten Gebieten verwerthet; er „hat selber den Moder durchwühlt und bei den gefundenen Dingen sich stolz als Culturmensch gefühlt". Auch hier liegt die Komik wesentlich in dem Gegensatz vergangener, zum Theil uralter Zustände und hineingetragener moderner Beziehungen und Empfindungen — so wenn der „Pfahlmann" von Börsengewinn in Papieren ꝛc. redet; so wirkt im „Pumpus von Perusia" zwerchfellerschütternd das Mißverhältniß zwischen der Feierlichkeit der Togadraperie und des antiken Trimeters gegen die banale Idee des Anpumpens, welche durch Pumpus in die Welt gekommen. Trefflich ist der Bänkelsängerton in der „Teutoburger Schlacht" getroffen, trefflich auch die groteske Parodie des Hildebrandliedes; die Lieder der fahrenden Schüler ꝛc. Zu den culturgeschichtlichen Liedern gehört seinem Inhalt nach auch das für die Heidelberger Philologenversammlung (1865) gedichtete Festlied vom Heidelberger Fasse, das ein culturgeschichtliches Bild des Trinkens und der Trinkgefäße bei den verschiedenen Völkern in heiterstem Tone gibt. Daß das Trinken in diesen Liedern eine Hauptrolle spielt, wird, wer bedenkt, daß „der Genius loci Heidelbergs feucht ist", nicht befremdlich finden. Den Gipfelpunkt der Trinklieder bildet der Cyclus vom Rodensteiner, in welchem der Dichter alte volksthümliche Traditionen von der wilden Jagd zu trefflichen, echt

Digitized by Google

volksmäßigen Zechliedern benutzt hat. Sie führen uns die ganze wilde Zechlust des ausgehenden Mittelalters in lebendigster und anschaulichster Weise vor und sind nach meinem Bedünken das Vollendetste in der ganzen Sammlung.

Wie diese Lieder durch ihre localen Beziehungen und Anspielungen auf Heidelberg hinweisen — die Wirthshäuser zum „Hirschen" und zum „Waldhorn"; auch das Lied „Der Knapp" mit dem Refrain „Wo steckt mein treuer Knapp" enthält in dem Namen Knapp eine persönliche Beziehung — so finden sich solche auch in den übrigen Abtheilungen, am meisten natürlich in der „Heidelbergisch" betitelten. Ich erinnere nur an den „Faulen Pelz", ein bekanntes Heidelberger Kneiplocal, an den Zwerg „Perkeo", an den „trockenen Kenner und Deuter des römischen Rechts", an den „weitumgereisten Philologus" (J. Braun), an „Nummer acht" im Holländer Hof, wo die fröhlichen Ueberkneiper oft zusammen waren und nächtigten. Selbst dem Hutmacher, der des Dichters Hut geliefert, ist in dem „Sohn Irions", dem Hute, den er auf dem Sorrentiner Marktschiff verliert, ein Denkmal gesetzt.

Schon im Trompeter fanden wir Citate älterer Dichtungen zu komischer Wirkung benutzt. Das Gleiche begegnet in den Liedern des Gaudeamus und mit gleichem Effecte. So wenn in dem einen Urweltsliede ein bekanntes Studentenlied in den Worten „Was soll aus dem Lias noch werden?" parodirt wird; wenn der Rodensteiner an seinen Stabstrompeter Hans Brenning die Worte Leonorens „Bist untreu oder todt?" richtet; wenn Schillers „denn das Unglück schreitet schnell" in der „letzten Hose" parodisch benutzt wird in „Und das Pfandrecht schreitet schnell"; wenn der Nachtwächter eingeführt wird mit den Worten „der blies eine wundersame gewaltige Melodei", mit welcher er die Polizeistunde ankündigt; wenn in dem Liede „die Heimkehr" das Tanhäuserlied parodirt und auf den auch aus Wälschland zurückkehrenden Dichter bezogen wird, den der Pfarrer von Aßmannshausen zur Buße drei Tage und drei Nächte in den Weinkeller einschließt; wenn der Anfang des Kampfs mit dem Drachen in dem „Grindwalfang" nachgeahmt ist in den Worten „Was rennet das Volk an Thorhavens Strand?" oder endlich, wenn der Dichter, sich selbst als Sir Juseppe einführend, den Eingang des Herderschen Cid verwendet und singt:

Trauernd tief stand Sir Juseppe
In dem Saal der Casa Baldi.
Wol war keiner je so traurig.

Auch nachdem Scheffel Heidelberg verlassen und aus jenem „Engern" ausgeschieden war, „ward manch ein Schreibebrief noch aus dem Weitern mit Freundesgruß dem Engern zugesandt". Auch diese später entstandenen Lieder sind in die Sammlung „Gaudeamus" aufgenommen; sie reichen bis

Digitized by Google

1867. Der Ton ist hier ein etwas anderer, er ist ernster, mitunter sogar nüchterner. Die Stätten, die der wandernde Dichter berührt, lassen seine Wanderungen verfolgen. Italien (1855, Venedig), Südfrankreich (1856), die Donaufahrten (1859—60), Schweiz (1861), ebenso Tirol, Elsaß, die Pfalz, Baden — sie alle haben Stoffe zu Liedern geboten. Am wenigsten ansprechend ist der „Grindwalfang", wo einiges sich wie ein Stück naturgeschichtlicher Beschreibung ausnimmt („Der Grindewal, vom Geschlecht des Delphins, auch Butzkopf geheißen, ist sänftlichen Sinns, kein Raubthier" ꝛc.). Doch fehlt es auch hier nicht an wahrer Poesie und köstlichem Humor. In letzterer Hinsicht ist namentlich das zweite der auf Rippoldsau bezüglichen Gedichte, „die Schweden in Rippoldsau", hervorzuheben. Nicht unerwähnt darf auch das den Schluß bildende Gedicht zur Feier von Hebels hundertjährigem Geburtstag bleiben, das einzige, was, so viel mir bekannt, Scheffel in allemannischer Mundart gedichtet hat. Die Meisterschaft, mit welcher nicht die Mundart allein, sondern auch der eigenthümliche Stil, den mundartliche Dichtung haben muß, wenn sie nicht blos verkapptes Hochdeutsch sein soll, behandelt ist, läßt bedauern, daß der Dichter sich nicht öfter auf diesem Gebiete versucht hat, zu welchem sein Humor ihn besonders befähigte.

In Heidelberg, wo die Lieder des Gaudeamus zumeist entstanden, faßte Scheffel auch den Plan zu seinem Ekkehard. Dies ist unzweifelhaft sein bedeutendstes Werk. Er wurde 1854 geschrieben und erschien im folgenden Jahre unter dem Titel: „Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert". Den Stoff entnahm er aus den alten St. Gallischen Klostergeschichten, den Casus Sancti Galli, die (wie die Vorrede mit Recht hervorhebt) „gleich einer Perlenschnur" aus der Fülle mittelalterlicher Geschichtsquellen glänzen. In der That gibt wol kaum ein anderes Buch jener Zeit ein so lebendiges Bild nicht nur des Klosterlebens, sondern der ganzen Culturzustände. Gerade die Zeit, in welcher Scheffels Erzählung spielt, ist uns von dem jüngeren Ekkehard, der selbst Dichter war, geschildert und reich an individuellen Zügen, die überall kleine anmuthige Bilder gewähren. Daß eine solche Quelle, es mag mit ihrer historischen Glaubwürdigkeit stehen wie es wolle, einen Dichter anziehen mußte, dessen Studien nach dem deutschen Mittelalter hin lagen, begreift sich leicht. Er ist aber nicht über dem alten mönchischen Geschichtswerk in seiner Studirstube sitzen geblieben und hat aus Büchern ein Buch gemacht, sondern er hat sich aufgemacht und an Ort und Stelle Natur, Land und Leute, die seine Quelle schilderte, selbst geschaut. Er ist auf dem Hohentwiel und in der ehrwürdigen Bücherei des heiligen Gallus gewesen und schließlich zu den luftigen Alpenhöhen des Säntis emporgestiegen. Und dort „in den Revieren des schwäbischen Meers, die Seele erfüllt von dem Walten erloschener Geschlechter, das Herz erquickt von warmem Sonnenschein und würziger Bergluft" hat er seinen Ekkehard

Digitized by Google

entworfen und größtentheils geschrieben; auf dem Wildkirchli am Säntis sind die letzten Capitel entstanden.

Nicht mit den Augen des Forschers allein hat er geschaut, sondern mit denen des Dichters, und was noch mehr ist, des an seiner Heimat innig hängenden Dichters. Dieser warme Herzschlag der Liebe für das schöne schwäbisch-alemannische Land tönt durch das ganze Buch und verleiht den Schilderungen den warmen Hauch, der auch in die Seele des Lesers überströmt.

Es ist selten, daß sich Forscher und Dichter in einer Person verbinden. Meist überwiegt die eine oder die andere Seite. Wie manchem Forscher, dem die Studien nicht blos ein Gegenstand der Gelehrsamkeit, sondern der herzlichen Liebe sind, lebt im Innern der Drang, die Bilder seiner Forschung künstlerisch zu gestalten — aber ihm gebricht die gestaltende und schöpferische Kraft. Und wie mancher Dichter wieder wagt sich an die Schilderung und Darstellung vergangener Zeiten, dem die nöthige Grundlage soliden Forschens fehlt. Wenn in jenem Falle das Resultat ein frostiges Werk ist, dem man das Gemachte anfühlt und das allzusehr nach der Studirlampe riecht, so in diesem ein seichtes Machwerk, das in bunter Willkür Modernes und Altes vermischt — wie wir dergleichen als sogenannte historische Romane zu Dutzenden hatten und haben.

Scheffel ist eine der glücklichen Naturen, in denen das dichterische Können von einem redlichen Forschungstriebe, der auch die Minutien der Forschung nicht verschmäht, begleitet ist. Er hat es verstanden, aus den Quellen ein Culturbild herauszuarbeiten, das an Plastik und Greifbarkeit wenige seines gleichen hat. Die unter der Fläche des Bildes waltende Forschung ist organisch mit der dichterischen Erfindung verwebt, so daß keins das andere beeinträchtigt und stört. Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches Culturbild einer vergangenen Zeit etwas vom Charakter einer Mosaik haben muß. Die zahllosen Einzelzüge zerstreuter und mannichfaltiger Quellen sind wie die Tausende von bunten Steinchen, die sich in einem farbigen Mosaikbilde zu einem lebendigen Ganzen zusammenstellen. Wie die antike Kunst es verstanden hat, wunderbare Mosaiken zu schaffen, die den Eindruck eines vollendeten einheitlichen Kunstwerkes machen, so gibt es auch eine literarische Mosaikarbeit, die keine Fugen und keine Zusammensetzung verräth, sondern den Eindruck eines einheitlichen Bildes macht. Wenn Scheffel nicht in den beigegebenen Anmerkungen die Nachweise der Quellenstellen geliefert hätte, es würde schwer sein, aus seiner Darstellung dasjenige auszuscheiden, was treu benutzt und was des Dichters mehr oder weniger freie Erfindung ist. So sehr ist hier alles aus einem Gusse. Und doch hat Scheffel recht gethan, jene Quellennachweise beizufügen, nicht blos „zur Beruhigung derer, die sonst nur Fabel und müßige Erfindung in dem Dargestellten zu wittern geneigt sein könnten", sondern, was jedenfalls mehr bedeutet,

Digitized by Google

um denjenigen, die den Dichter und sein Werk wirklich verstehen wollen und sich nicht blos mit dem Genuß einer angenehmen Lectüre befriedigen, zu ermöglichen, in seine Werkstätte hineinzuschauen und einen Blick in das Werden eines Kunstwerkes zu thun.

Alle Seiten des mittelalterlichen Lebens sind Scheffel vertraut, seine gründliche Kenntniß der mittelalterlichen bildenden Kunst blickt überall durch. Die scheinbar trockensten Gegenstände läßt er nicht unbeachtet und weiß ihnen eine lebendige, eine dichterische Seite abzugewinnen. Wenn er in der St. Galler Bibliothek die kostbaren Psalterienhandschriften studirt, so geschieht es, um an den Bildern derselben sich die Trachten der Zeit zu veranschaulichen; wenn er selbst die so undichterisch als möglich erscheinenden althochdeutschen Glossensammlungen durcharbeitet, so weiß er auch hier aus dem trockenen philologischen Material lebendige Funken zu schlagen. Da liefert eine St. Galler Handschrift zum Buche Leviticus die Glosse: Recalvaster est qui in anteriore parte capitis duo calvitia habet, medietate inter eos habente pilos, ut est Croloh abbas et Wikram (wie der Glossator schalkhaft hinzufügt), so verwendet Scheffel diesen Zug reizend zur Schilderung seines Abtes Cralo, von dem wir im Ekkehard lesen: „Sofort schürzte er seine Kutte, strich den schmalen Büschel Haare zurecht, der ihm inmitten des kahlen Scheitels noch stattlich emporwuchs gleich einer Fichte im öden Sandfeld." Gewiß ist, die Anmerkung deutet darauf hin, dieser Zug der Personalbeschreibung aus jener Glosse entstanden; aber wer möchte ohne die Anmerkung behaupten, daß hier ein solcher Quellenzug vorliege? So sind überhaupt in der Schilderung der St. Galler und Reichenauer Mönche die einzelnen Züge der Quelle, die gelegentlichen Einträge in Handschriften, die erhaltenen dichterischen Fragmente aufs geschickteste benutzt und verwerthet. So bei der Schilderung des vom Dichter erfundenen Romeias die altdeutschen Verse vom Eber; an einer andern Stelle die sagenhaften Ueberlieferungen vom Vogel Caradrius u. s. w. Nicht minder glücklich ist der Dichter in dem Hineinverweben heidnischer Züge, die im Leben und Denken jener Zeit noch eine große Rolle spielen.

Aber nirgend macht Scheffel von seinem Wissen und seiner Gelehrsamkeit ungehörigen Gebrauch. Als Ekkehard die Räume der Klosterbibliothek betritt, um die Virgilhandschrift zu holen, die er mit nach dem Hohentwiel nehmen soll, da wäre für einen, der wie Scheffel selbst in den Schätzen der Bibliothek geschwelgt, wol die Versuchung naheliegend gewesen, auch dem Leser einen Blick in diese Schätze thun zu lassen. Mit weiser Zurückhaltung nennt der Dichter nur das kleine, in metallene Decke gebundene Glossarium, in dem einst der heilige Gallus, der am Bodensee üblichen Landessprache unkundig, sich vom Pfarrherrn von Arbon die nothwendigsten Worte hatte verdeutschen lassen. Auf dieses fällt Ekkehards Blick und er denkt an des Klosters Stifter, der mit

Digitized by Google

so wenig Ausrüstung und Hülfe dereinst ausgezogen, ein fremder Mann unter die Heiden; und das stärkt ihm den eigenen Muth. Wie reizend ist auch hier ein so unscheinbares, wenn auch sprachlich höchst merkwürdiges Denkmal zu einem Stimmungsbilde verwerthet! Das schildernde und beschreibende Element ist überhaupt in höchst maß- und taktvoller Weise behandelt, und es verdient das um so mehr hervorgehoben zu werden, als der Altmeister des historischen Romans, Walter Scott, nach dieser Seite gerade des Guten zu viel gethan hat.

Die Sprache des Ekkehard hat ein gewisses alterthümliches Gepräge. Man könnte sie ähnlich wie den Inhalt und die Schilderungen eine Art Mosaik nennen. Der Dichter weiß von Zügen und Wendungen der alten Sprache so geschickt Gebrauch zu machen, daß es wie ein Hauch des Alten uns anweht; ohne daß dadurch etwas Manierirtes hineinkommt. Ich will auf ein paar solcher oft unscheinbarer kleiner Züge aufmerksam machen. Scheffel wendet beim Neutrum mit Vorliebe die unflectirte Form an; er sagt „ein fremdländisch Räucherwerk, ein geflickt Hemde, ein umfangreich Kloster, ein klappernd Mühlrad"; er braucht alterthümliche Wortformen, wie Grafe für Graf, Wittib für Wittwe, itzt für jetzt, einand für einander, das Gejaid, Twinger statt Zwinger, empfahen für empfangen, was sonst nur in der Poesie noch üblich ist, Sigill statt Siegel, grinzen statt grinsen, Zwiesprnch statt Zwiesprache, übrigen statt erübrigen, in währender Hitze; „Praxedis war weder vom Gezänke noch von Romeias Friedensstiftung auferbaut." Er hat manche eigenartige Bildungen: wir sprechen von einer stumpfen Nase; Scheffel sagt von Hadwig: „ihre Nase brach unvermerkt kurz und stumpflich im Antlitz ab"; der Staar „ersah noch ein Gelegenheitlein und entwischte"; ferner „war ihrem Seelenheil undienſam"; „einen sonderbarlichen Blick"; „er griff sein Horn" (statt ergriff); „ward betrüblich überrascht." Manche Wendungen sind vollkommen altdeutsch: „das anmuthige Grüblein, so den Frauen so minnig ansteht"; „der Wolfshund dessen von Fridingen"; „sothanes Gotteshaus"; „einer von denen, die am wenigsten sich des unerwarteten Besuches ergötzten"; „mit einiger (= irgend einer) Ausrede"; „deine Augen erschauerten seines Anblicks"; „wohl aber löste er der lebenden Häslein zwei ihrer Bande"; „ich weiß einen Fels, daraus schillt und schallt" u. s. w. Sogar vollständige altdeutsche Phrasen wendet er an, so die Begrüßungsformel „Heil Herro! heil Liebo!" Die Anknüpfungen von Sätzen mit „und" und invertirter Wortfolge: „er sprachs und lag weder Freudigkeit noch Auferbauung in seinem Worte"; „es war ein ungefüger Ton, und war dem Hornblasen deutlich zu entnehmen, daß"; oder die Weglassung des Pronomens am Anfang von Sätzen „War noch manches drauf abgebildet"; „ist auch gar nicht so gleichgültig, in was Stube und Umgebung einer hauſt". Man hat auch hier die Empfindung, daß der Dichter wol heimisch ist in den alten Chroniken und ihrer

Digitized by Google

traulichen naiven Erzählungsweise. Dabei ist aber in der Art, wie die Menschen im Ekkehard reden, nichts Geziertes und gegen unsere Sprech- und Denkweise Verstoßendes; nicht auf künstlichem Wege, wie andere es versucht haben, will er ein Spiegelbild mittelalterlichen Gesprächstones uns vorführen.

Für den Stoff bot ihm die St. Galler Klosterchronik den äußeren Rahmen. Wie er aber die Erzählung benutzte, ist sehr anziehend zu verfolgen; und darum ist es nicht ohne Interesse, dasjenige Stück der Chronik, das den Hauptstoff geboten, zu vergleichen und mit ihren eigenen Worten anzuführen. Da lesen wir von Frau Hadwig Folgendes: Hadawiga, die Tochter des Herzogs Heinrich, nach dem Tode ihres Gatten Burchard verwittwete Herzogin von Schwaben, wohnte auf Hohentwiel; eine gar schöne Frau, aber von großer Strenge gegen die Ihrigen, weshalb sie weit und breit im Lande gefürchtet war. Sie war, noch sehr jung, einst dem griechischen Prinzen Constantin verlobt und durch Eunuchen, die zu diesem Zwecke gesandt waren, in den Anfangsgründen des Griechischen unterrichtet worden; als aber der eine der Eunuchen, der Maler war, das Bild der Jungfrau malen wollte, um es seinem Herrn zu schicken, und damit es recht ähnlich würde, sie aufmerksam anschaute, da verzerrte sie, weil ihr die Heirath leid war, den Mund und verdrehte die Augen und wies auf diese Weise den Griechen mit Lebhaftigkeit zurück. Als sie dann die lateinische Sprache studirte, nahm der Herzog Burchard sie sammt ihrer reichen Mitgift zur Frau; er war aber schon sehr alt, und wie man sagt, vollzog er das Beilager nicht. Er starb nicht lange darnach und ließ sie im Besitze der Mitgift und des Herzogthums als Jungfrau zurück. Einst war sie als Wittwe nach St. Gallen gekommen, um ihre Andacht zu verrichten. Der Abt Burchard nahm sie als seine Verwandte festlich auf und rüstete allerlei Geschenke für sie; aber sie sagte, sie wolle keine anderen Geschenke, sondern nur, daß man ihr den Ekkehard als Lehrer auf dem Hohentwiel für eine Zeit lang bewillige. Dieser war nämlich des Klosters Pförtner; sie hatte daher über seine Geneigtheit mit ihm schon am Tage vorher heimlich sich besprochen. Der Abt bewilligte es ungern und Ekkehards Oheim (der auch Ekkehard hieß und Decan war) rieth ab; aber Ekkehard setzte trotzdem durch, was man von ihm gewünscht hatte. Er kam am festgesetzten Tage nach Hohentwiel, wo man ihn mit Ungeduld erwartete, und ward viel besser, als er selbst begehrte, empfangen. Sie führte ihren Lehrer, wie sie selbst ihn nannte, in ein Zimmer, das dem ihrigen zunächst lag. Dort pflegte sie bei Tage wie bei Nacht mit einer vertrauten Dienerin einzutreten und zu lesen, dabei aber standen die Thüren immer offen, damit, wenn einer auch gewagt hätte etwas Böses zu sagen, er doch keinen Grund dazu fände. Dort trafen die Beiden häufig auch ihre Beamten und Ritter, ja sogar die Großen des Landes, beim Lesen

Digitized by Google

oder im Gespräch. Durch ihr strenges und wildes Wesen brachte sie den Mann aber oftmals auf, und es kam so weit, daß er manchmal lieber in seiner Behausung für sich als mit ihr zusammen war. Sie hatte ihm ein kostbares Bett mit Vorhängen bereiten lassen, was er aber in seiner Demuth wegnehmen ließ; sie befahl, ihn dafür mit Schlägen zu bestrafen, und nur auf viele Bitten des Lehrers bestand sie nicht darauf, daß ihm die Haare abgeschnitten wurden (was bei dem freien Manne eine große Schande und Strafe war). Wenn er bei Festen oder wann es ihm gefiel nach Hause (in's Kloster) ging, so war es ergötzlich, welchen Aufwand sie dem Manne die Steinah hinab auf Booten vorausschickte; immer etwas Neues wußte diese scharfsinnige Minerva zu seinem eigenen Gebrauch oder als Geschenk für das Kloster zu bereiten. Unter diesen Dingen befindet sich außer seidnen Casuln, Mänteln und Stolen jene Alba, die mit Darstellungen der Vermählung der Philologie in Gold geschmückt ist; ferner eine Dalmatica und eine Subtile, fast ganz von Gold, die sie nachher, als der Abt Ymmo ihr ein Antiphonarium, das sie wünschte, verweigerte, mit lanuischer Arglist wieder zurücknahm.

Auf der Rückkehr nach Hohentwiel sprach einmal Ekkehard, begleitet von seinem Namensvetter Ekkehard, dem späteren Decan, und dem Klosterschüler Burchard, dem späteren Abte, in Reichenau bei dem stellvertretenden Abte dieses Klosters, Ruodemann, vor, der dem Kloster St. Gallen wenig günstig gesinnt war. In der Unterhaltung fand der schlaue Mann in Ekkehard einen ihm gewachsenen Gegner. Beim Abschiede beschenkte er ihn, der es eilig hatte, um bei seiner strengen Schülerin nicht zu spät anzukommen, mit einem Rosse. Unter Küssen und Umarmungen flüsterte er dem scheidenden Gaste in's Ohr: „Du Glücklicher, der du eine so schöne Schülerin in der Grammatik zu unterrichten hast!" Worauf Ekkehard ihm scherzend gleichfalls in's Ohr zurückgab: „So wie du, Heiliger des Herrn, die schöne Nonne Gotelind, deine theure Schülerin, in der Dialektik unterrichtet hast!" — Ekkehard ritt mit den beiden Begleitern von dannen. Am folgenden Tage, als sie in der Dämmerung, wie sie dort pflegten, das von der Klosterregel gebotene Schweigen, das sie sogar selbst eifrig verlangt hatte, der Sitte gemäß beobachtet hatte (denn sie fing schon an ein Kloster auf dem Berge anzulegen), kam sie zum Meister, um zu lesen. Als sie sich gesetzt, fragte sie unter anderem, weshalb der Knabe gekommen sei. „Des Griechischen wegen, meine Herrin," sagte Ekkehard, „damit er eurem Munde etwas ablausche, hab' ich ihn, der im Uebrigen schon viel weiß, euch hierher gebracht." Der Knabe aber, ein hübscher Junge und fertig im Versemachen, hub an:

„Herrin, gern wär' ich ein Grieche, der kaum ich noch bin ein Lateiner!"

Daran fand die nach neuem immer begierige Frau solches Wohlgefallen, daß sie ihn an sich zog, ihn küßte und auf einer Fußbank näher bei sich

Digitized by Google

sitzen hieß. Darauf verlangte sie, daß er ihr noch weitere Verse aus dem Stegreif machte. Der Knabe sah auf seine beiden Lehrer — ein solcher Kuß war ihm etwas Ungewohntes. Darauf sprach er:

„Verse von würdigem Fluß vermag ich nicht weiter zu dichten,
Denn ich erschrak zu sehr von der Herzogin lieblichem Kusse."

Da brach die sonst so strenge Frau in herzliches Lachen aus, stellte den Knaben vor sich hin und lehrte ihn die Antiphone „Meere und Flüsse", die sie selbst in's Griechische übersetzt hatte, folgendermaßen: Thalassi ke potami eulogiton kyrion, ymnite pigonton kyrion, alleluja! Noch oft nachher ließ sie ihn, wenn sie Muße hatte, kommen, verlangte von ihm extemporirte Verse, lehrte ihn griechisch sprechen und hatte ihn sehr lieb. Endlich als er wegging, beschenkte sie ihn mit einem Horaz und einigen andern Büchern, welche der Bücherschrank unseres Klosters noch enthält. Der jüngere Ekkehard war inzwischen mit dem Knaben zu einigen andern Kaplänen der Herzogin gegangen, um sie zu unterrichten. Denn sie duldete nicht, daß die Pfaffen an ihrem Hofe müßig waren.

Sie blieb mit Ekkehard in gewohnter Weise allein um zu lesen. Sie hatte den Virgil in der Hand und gerade die Stelle vor sich „Timeo Danaos et dona ferentes." „Diese Stelle," sagte Ekkehard, „konnte ich gestern, meine Herrin, mir mit Fug in's Gedächtniß zurückrufen." Er theilte ihr nun mit, wie der Abt von Reichenau ihn eingeladen und mit einem stattlichen Rosse beschenkt, aber bei alledem hinterlistiger Reden sich nicht enthalten habe. Doch verschwieg er die letzten Worte, die sie sich von beiden Seiten in's Ohr geflüstert. „Ich wünschte," antwortete sie, „den ganzen Streit, der neuerdings zwischen euch vorgefallen, von Anfang an zu vernehmen; denn ich weiß nicht, ob ich ihn recht gehört habe. Ich wundre mich, daß zwei Klöster meines Herzogthums, wo ich, die Vertreterin des Reiches, so nahe sitze, in solche unselige Händel sich einlassen, mit völliger Nichtachtung meiner Person, und wenn meine Rathgeber mir nicht abrathen, so habe ich vor, sobald ich den Sachverhalt erfunden, nach Gebühr zu bestrafen." „Es ist treulos," erwiderte Ekkehard, „erlauchte Herrin, daß ich, der ich nächst meinem Oheim hauptsächlich die Versöhnung gestiftet, dir anklägerisch etwas sage, nachdem ich den Friedenskuß gegeben — ich kann aber nicht anders. Obgleich mich Ruodemann gestern — du kennst ihn ja — während er mich beschenkte, heimlich gereizt hat, so liegt es doch mir nicht ob, den geschlossenen Frieden zu brechen; deswegen werde ich nicht ablassen, den Frieden, wie er selbst auch will, mit ihm zu halten." Dieser Grund und diese Rechtfertigung gefiel der Frau.

Es ist nicht nöthig, weitere wörtliche Mittheilungen aus der alten Quelle zu machen. Es wird genügen zu bemerken, daß sie über Ekkehards fernere Schicksale berichtet, er sei auf Hadwigs Empfehlung an

Digitized by Google

den kaiserlichen Hof Ottos I. gekommen und dort namentlich von der Kaiserin Adelheid hochgeschätzt worden. Er führte wegen seines längeren Verweilens am Hofe den Beinamen „palatinus, der Höfling" und starb am 23. April 990 in Mainz, wo er in St. Alban beerdigt wurde. Die angeführten Stellen reichen vollkommen hin, um einerseits die anmuthige Erzählungsweise des sanctgallischen Geschichtsschreibers zu zeigen, und anderseits um das Verhältniß der Scheffelschen Dichtung zu seiner Quelle zu beurtheilen. Die historische Hadwig und der historische Ekkehard sind im Charakter von den Gestalten des Dichters sehr wesentlich verschieden. Zwar hat die Launenhaftigkeit der Herzogin, wovon die Quelle berichtet, auch Scheffel beibehalten; aber er hat aus dem männischen Weibe der Geschichte, das im Sinne der Zeit recht derbe und rohe Züge zeigt, ein ohne Verletzung der historischen Treue doch ungleich mehr uns anmuthendes Bild geschaffen. Die historische Hadwig ist eine jener hochstehenden Damen mit gelehrten Liebhabereien, wie wir sie im zehnten Jahrhundert in der Verwandtschaft der sächsischen Kaiser mehrfach finden. Der Mönch, den sie zu sich nimmt, hat unter ihren Launen zu leiden; die Streitigkeiten der Klöster Reichenau und St. Gallen interessiren sie, weil ihre Hoheitsrechte dadurch beeinträchtigt werden. Von einem gemüthvollen Wesen, von einer herzlichen Beziehung zwischen ihr und ihrem Lehrer blickt in der Quelle nichts durch. Wirklich anmuthig erscheint sie nur in der Scene mit dem Klosterschüler. Diese hat auch Scheffel am treuesten benutzt; indeß auch die andern Einzelzüge sind von ihm in bester Weise verwerthet.

Die Scheffelsche Hadwig kommt nach St. Gallen aus Langerweile; der Anblick des schönen jugendlichen Pförtners, der sie über die Quelle des Klosters getragen, weil nach den Satzungen kein Weib dieselbe überschreiten durfte, weckt ein Wohlgefallen in ihr; seine begeisterte Lobrede auf die alten Lateiner den weiteren Entschluß, lateinisch zu lernen — und Ekkehard soll der Lehrer sein. Sie hat einen ungeliebten alternden Gatten nach kurzer freudloser Ehe begraben; sie hat noch nicht geliebt — ist es Liebe, was sich in ihrem Busen regt? Kaum — ihr Gefühl geht über ein sinnliches Wohlgefallen nicht hinaus. Ganz anders bei Ekkehard. Schon in den ersten Scenen hat der Dichter dafür gesorgt, uns ahnen zu lassen, daß in der Seele des jungen Mönches diese Begegnung und der ihm gewordene Auftrag verhängnißvoll werden wird. Er liest bei Tisch von der Versuchung des heiligen Benedict, des Stifters des Ordens, vor — zu geringer Erbauung der Herzogin, und gleich darauf tritt an ihn selbst die Versuchung in der Frage Hadwigs heran, ob er ihr Lehrer sein wolle. „Da klang es in Ekkehards Herz, wie ein Widerhall des Gelesenen: Wirf dich in die Nesseln und Dornen und sag nein! Er aber sprach: Befehlet, ich gehorche!" Damit ist der Würfel gefallen, das Schicksal geht seinen Gang. Noch einmal klingt die warnende

Digitized by Google

Stimme des trotz seiner Blindheit mit Seheraugen in die Zukunft schauenden Thielo; des Scheidenden Auge fällt auf den Säntis, in dessen erhabener Einsamkeit er dereinst den Frieden wiederfinden soll. Auf dem Hohentwiel angekommen, erhält er von der Herzogin ein „groß lustig Gemach mit säulendurchtheiltem Rundbogenfenster" angewiesen, „an demselben Gang gelegen, an den auch der Herzogin Saal und Zimmer stießen". So fand es sich schon in der Quelle, aber der fein motivirende Dichter läßt Ekkehard die Herzogin bitten, ihm auch „ein fern gelegenes Stübchen" zu geben, wo er in einsamer Stille Gott und der Wissenschaft dienen könne. „Da legte sich eine leise Falte über Frau Hadwigs Stirn." Es ist die erste Wolke, „ein Wölklein" nennt's der Dichter, und erweckt ihre erste spöttische Bemerkung über den ungeschickten und ihre Absicht so wenig verstehenden Mönch. Der erste Hauch von Eifersucht auf die anmuthige Griechin Praxedis, eine der reizendsten Gestalten der Dichtung, ruft die Stirnfalte zum zweiten Mal hervor. Als Hadwig nach der ersten Lehrstunde den Lehrer fragt, ob er die Nacht nicht etwas geträumt habe, zeigt sich sein Nichtverstehen ihrer geheimen Absichten auf's neue; das Gespräch läßt in die arglose Seele des jungen Mönchs wie in die listig herausholende des Weibes einen tiefen Blick thun. Die Lectüre Virgils, namentlich die Geschichte von Aeneas und Dido, die ihren ersten Gemahl vergißt und in den schönen Ankömmling sich verliebt, bietet weitere Anlässe zu Vergleichungen, und da diese der unschuldige Ekkehard nicht herausfühlt oder nicht im Sinne Hadwigs empfindet, so gibt es eine Verstimmung und spitzige Reden. Schlimmer wird es, als beide auf dem Hohenkrähen stehen, das schöne Weib, weich geworden im Anblick der großen weiten Natur, ihren Arm auf Ekkehards Schulter lehnt, als ihr Auge auf die kurze Entfernung in das seine hinüberflammt und sie mit weicher Stimme fragt: „Was denkt mein Freund?" — und als Ekkehard, wie aus einem Traum auffahrend, erwidert, er habe an die Versuchung des Herrn durch den Satan denken müssen — da flammt der Zorn des leidenschaftlich erregten Weibes über die Thorheit des Mönches hell auf und sie kehrt ihm unmuthig den Rücken. Auch jetzt noch ist Ekkehard unbefangen. Und als bei der gemeinsamen Noth, beim Herannahen der hunnischen Horden die üble Laune der Herzogin gewichen, als sie am Morgen vor der Schlacht in Ekkehards Gemach tritt und ihm Herzog Burchards Schwert umhängt — da, in eben demselben Augenblick, wo das Weib Verständniß der eigenen Empfindung von dem Manne verlangt, dem sie so weit wie möglich entgegengekommen — da tritt der unheilbare Riß ein. Wol ist es Ekkehard, „als müßte er sich niederwerfen vor ihr, die so huldvoll seiner gedachte"; aber „aufkeimende Neigung braucht Zeit über sich selbst klar zu werden, und in Dingen der Liebe hatte er nicht rechnen und abzählen gelernt wie in den Versmaßen des Virgilius, sonst hätte er sich sagen

Digitized by Google

müssen, daß, wer ihn aus des Klosters Stille zu sich gezogen, wer an jenem Abend auf Hohenkrähen, wer am Morgen der Schlacht so vor ihm stand wie Frau Hadwig, jetzt wol ein Wort aus der Tiefe des Herzens, vielleicht mehr als ein Wort von ihm erwarten möchte." Wie heftig auch seine Pulse schlagen, das Wort bleibt ungesprochen, und er weiß nur mit gebrochener Stimme ein „Wie soll ich meiner Herrin danken?" hervorzustammeln. Das Weib ist in seinem Stolze auf's Tiefste gekränkt, die Liebende fühlt sich unverstanden und verschmäht — von diesem Moment an tritt bei ihr die Wandlung ein. In Hadwigs beleidigter Seele schwindet die Liebe und Leidenschaft wie vom Frost geknickt. „Im Augenblick überschwänglichen Gefühls nicht verstanden werden, ist gleich der Verschmähung, der Stachel weicht nicht wieder. Wenn sie ihn jetzt anschaute, pochte das Herz nicht in höherem Schlag; oft war's Mitleid, was ihre Blicke ihm noch zuführte, aber nicht jenes süße Mitleid, aus dem die Liebe aufsprießt wie aus kühlem Grunde die Lilie — es barg einen bösen Keim von Geringschätzung in sich." In Ekkehards Herzen aber ist erst jetzt der Keim aufgegangen, erwacht erst jetzt das Bewußtsein der Liebe, wächst die Leidenschaft heran, um so glühender und verderblicher, je mehr er sie bekämpft. Die vorhandenen Mißtöne zu steigern, muß jetzt auch die wieder aufgenommene Virgillectüre dienen; Didos Schwäche beleidigt Frau Hadwig, „vielleicht daß sie sich selber didonischer Anwandlungen erinnerte". Der gesellige Abend, an welchem jeder im Kreise eine Erzählung zum besten gibt, verräth Ekkehards tiefstes Empfinden in der Erzählung vom Nachtfalter, der in das Licht hineinfliegt — in ihrer Ungeschminktheit und Durchsichtigkeit wieder ein rührendes Bild von dem einfachen Wesen des Erzählers. Aber es ist zu spät, Frau Hadwig hegt jetzt für ihn nur Unwillen und Verachtung. Wie er dann am folgenden Tage die einsam am Sarkophage des verstorbenen Gatten Betende halb wahnsinnig in seine Arme schließt, in wüthender Leidenschaft, und von den lauernden Gegnern dabei überrascht wird — da ist alles vorbei; die tiefste Erniedrigung, die schwerste Strafe steht dem eidbrüchigen Mönche bevor. Hadwigs Stolz ist zum zweiten Mal, und jetzt in Gegenwart von Zeugen, auf's empfindlichste verletzt — sie gibt ihn den Feinden preis. Da ist die bei aller Fröhlichkeit und scheinbarer Oberflächlichkeit tiefer empfindende Praxedis seine Retterin; sie verhilft ihm zur Flucht. In der Einsamkeit des Säntis genest der Tiefkranke, und wie die frische Alpenluft sich heilend um seine fiebernden Schläfe legt, so heilt die Dichtkunst sein krankes Herz.

Der Dichter hat sich hier eine Freiheit genommen und hat mit dem Ekkehard, den wir vorher aus der Quelle kennen lernten, den älteren Dichter des Waltharius verschmolzen. Er konnte die weitere Entwickelung und die weiteren Schicksale des „Höflings" Ekkehard für seinen Helden, mit seiner Gemüthsanlage, nicht brauchen. Die befreiende Macht der

Digitized by Google

Poesie gegenüber der Leidenschaft und dem Schmerze hat der Dichter an sich selbst empfunden und läßt seinen Helden diesen Läuterungsproceß ebenfalls durchmachen. Als das fertige Lied, um den Schaft eines Pfeiles gewunden, vor Frau Hadwigs Füßen niederfällt, mit seiner Aufschrift: „Der Herzogin von Schwaben ein Abschiedsgruß" und dem Bibelspruch: „Selig der Mann, der die Prüfung bestanden" — da neigte die stolze Frau ihr Haupt und weinte bitterlich. So tönt diese Liebe rein und voll aus, in würdigstem Abschlusse. Aber so sehr wir auch die Verschmelzung des Dichters Ekkehard mit dem Höfling billigen, so scheint uns doch eines — und das ist die einzige erhebliche Ausstellung, die wir an dem trefflichen Buche zu machen wüßten — vom Standpunkte künstlerischer Composition nicht gerechtfertigt: die Aufnahme des vollständigen Waltharius in deutscher Uebersetzung in den Roman. Die Uebersetzung ist früher entstanden, in Heidelberg im Winter 1853/54 und hat im Ekkehard ihre erste Veröffentlichung gefunden; seitdem hat sie Scheffel in Begleitung des lateinischen von Holder herausgegebenen Originals mit anziehenden literarischen und culturgeschichtlichen Beigaben veröffentlicht und auch eine Sonderausgabe der Uebersetzung allein ist erschienen. Gewiß ist der Waltharius eine schöne Dichtung und sie liest sich in Scheffels gereimter Verdeutschung sehr anmuthig und frisch; aber ein anderes ist es, ob sie hier am Platze ist. Man könnte freilich eine innere, gegensätzliche Beziehung hineinlegen: zwischen der heldenkräftigen Liebe des jungen Paares Walthari und Hildegund, die in ihrer Gesundheit der krankenden Leidenschaft des Mönchs und der Herzogin gegenübersteht. Aber auch dann bedurfte es nicht der Mittheilung des ganzen Gedichtes. So wenig störend die an dem Erzählungsabend vorgetragene Geschichte von König Rother als epische Episode wirkt, so sehr stört, mich wenigstens, jedesmal das eingelegte Waltharilied; um so mehr, als in dem reizenden Bilde von Audifax und Hadumoth die Flucht eines liebenden Paares aus dem Hunnenlager, eines Paares, das durch alle Gefahren des Weges seinen Schatz mitnimmt, schon zu sehr an die Flucht Walthars und Hildegunds erinnert. Gesetzt der Dichter hätte etwa Wolfram oder einen anderen Dichter aus höfischer Zeit zum Gegenstande seiner Erzählung genommen (und wir wünschten, er hätte es gethan), er würde schwerlich, auch wenn er die Vollendung seines Parzivals darin erzählte, den Parzival selbst in Uebersetzung hineinverwebt haben. Eine Hinweisung auf den Inhalt der Dichtung und ihre Beziehung zum Seelenleben Ekkehards würde an dieser Stelle vollständig genügt haben. Auch hat sich Scheffel durch die vollständige Hineinziehung des Walthariliedes einer interessanten und ergiebigen Quelle beraubt, die ihm reiches Material für die Schilderung der Sitten des zehnten Jahrhunderts geboten hätte. Denn wenn auch der Waltharius dem Stoffe nach einer weit hinter dem zehnten Jahrhundert liegenden Zeit angehört, so doch nicht die darin geschilderten

Digitized by Google

Sitten; hier gibt vielmehr, wie jeder mittelalterliche Dichter jedem Stoffe gegenüber that, Ekkehard ein Sittenbild seiner eigenen Zeit. Und so hätte der gleichfalls namentlich für das feine höfische Leben der damaligen Zeit sehr ergiebige Ruodlieb noch stärker herangezogen werden dürfen.

Hell und scharf heben die beiden Hauptgestalten, deren psychologische Entwickelung wir eben vorführten, sich auf dem Hintergrunde des Zeitgemäldes ab. Den breitesten Raum darin nimmt selbstverständlich das Klosterleben ein, das in einer Fülle von Gestalten uns geschildert wird. Bei allem Humor, der hierüber ausgegossen ist, liegt dem Dichter doch eine Verspottung des Klosterwesens gänzlich fern. Wol zeichnet er uns die Entartung namentlich in Reichenau: aber sie entspricht den thatsächlichen Verhältnissen; wol ist auch die Schilderung von St. Gallen nicht frei von einem etwas ironischen Beigeschmack, aber die ernsten menschheitbildenden Bestrebungen der Klöster kommen dabei nicht zu kurz. Das Ungesunde der mittelalterlichen Mönchswelt durfte nicht verhehlt werden; in der Schilderung der Recluſa Wiborad tritt das hervor; zur Ergänzung gehört der irische Leutpriester Moengal, der erst, wie er im Schweiße des Angesichts den Tannenbaum fällt und den Nachen zimmert, und den Strichvogel aus den Lüften herunterholt, wirklich an Leib und Seele gesundet.

Im Gegensatz zu dem siegenden Christenthum ist das untergehende Heidenthum mit unverkennbarer, aber nicht einseitiger Liebe gezeichnet, in aller seiner Großartigkeit, aber auch Bosheit in der heidnischen Waldfrau. Die Schilderung der Hunnen von ihrem Heerführer und der wilden Erica bis herab zu dem gutmüthigen Coppan ist voll Leben und Anschaulichkeit. Vollendete Meisterschaft aber bekundet die Zeichnung des jungen Paares Audifax und Hadumoth, nicht zu vergessen der großartigen Gestalt des Alten in der Heidenhöhle, und des wackern Wächters Romeias mit seiner rauhen naturwüchsigen Liebe zu Praxedis, mit dem in seiner Unbeholfenheit so reizenden Briefe, womit er den Auerhahn an die Griechin übersendet.

Bei allem Reichthum des Humors, der seine leuchtenden Blitze über das Gemälde schießt, ist doch ein melancholischer Zug in dem Mittelpunkte desselben unverkennbar. Wenn der Trompeter uns eine kecke, frische Jugendliebe vorführt, die im Vertrauen darauf, daß die Welt ihr gehöre, hofft und wagt, endlich glücklich alle Hindernisse beseitigt und ihr Ziel erreicht — so klingt in Ekkehard durch die Liebe ein Ton des Entsagens. Die Hand, die ihn geschrieben, hat sich schon schmerzlich vor das brennende Auge gelegt, das Herz, das ihn ersonnen, hat selbst schon manchem goldenen Traum entsagt. Das ist aber des echten Humors Wesen, daß er des Lebens Ernst und heiteres Spiel zu harmonischem Bilde zu vereinen weiß. Des Dichters Empfinden drückt am besten aus, was er 1855, also um die Zeit, da der Ekkehard entstand, schreibt: „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen, Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienste der Justiz, die unerfüllte Sehnsucht nach der

Digitized by Google

bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufes rief in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach, das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und confusen Verhältnisse im öffentlichen und Privatleben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung, und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form innerer Melancholie."

Das Gebiet des culturhistorischen Romans, zu dessen Pflege Scheffel, nach dem Ekkehard zu urtheilen, in einem Maße wie Wenige berufen war, hat der Dichter nachher nur noch in zwei kleineren novellenartigen Erzählungen gepflegt, die aber beide in ihrer Art sehr anziehend sind. Die erste derselben erschien unter dem Titel „Hugideo, eine alte Geschichte" im dritten Bande von Westermanns illustrirten deutschen Monatsheften (1858, S. 22—26) und ist 1857 verfaßt. Sie führt uns in eine noch frühere Periode der deutschen Geschichte als Ekkehard, in die Mitte des fünften Jahrhunderts, in die Zeit der Schlacht auf den catalaunischen Gefilden. Sie spielt auf jener steil in den Rhein abfallenden Kalkwand unterhalb Basels, die den Namen „Der Klotz von Istein" trägt. Ein junger Inthung, Namens Hugideo, der längere Zeit unter den Römern gelebt und ihnen einiges von ihrer Kunst abgesehen hat, richtet sich in dem Felsen eine Einsiedlerwohnung her, in welcher er in einer Nische die mitgebrachte Marmorbüste einer jugendschönen Römerin aufstellt. Als Etzels Schaaren über den Rhein den Römern entgegenziehen, als die germanischen Stämme sich ihnen anschließen, setzt Hugideo der Aufforderung auch mitzugehen ein hartnäckiges und entschiedenes „Nein" entgegen. Er will nicht gegen das Volk kämpfen, dem das schöne Urbild jener Marmorbüste angehört. Die rückkehrenden Schaaren wüsten und brennen das Land; heller Feuerschein von dem nicht fernen Augusta Rauracorum (dem heutigen Augst) röthet den Himmel; mit mancher anderen Leiche treibt auch die jener Römerin, deren Bild in Hugideos Siedelei steht, den Strom hinab, wird von dem Salmenfischer Nebi, Hugideos einzigem Freunde, aufgefischt und von Hugideo in stiller Mondnacht begraben; ein zweites Grab, das er daneben bereitet, läßt er leer. Auch die Leiche eines römischen Centurio kommt herabgeschwommen und wird von Nebi aufgefangen. Hugideo löst von dem Gürtel des Todten einen zweischneidigen Dolch, und als am andern Morgen der Fischer ihn aufsucht, findet er ihn in seiner Höhle sitzend, von dem Dolche durchbohrt; er begräbt ihn an der Seite der Jungfrau.

Es ist ein Bild voll Poesie, bei dem man nur eines bedauert: daß es nicht noch mehr ausgeführt ist. Der Reiz des Mysteriums liegt auf der ganzen Erscheinung Hugideos und auf dem weißen Marmorbilde. Zwar lüftet der Dichter am Schlusse den Schleier ein wenig und berichtet uns, die schöne Römerin, Benigna Serena geheißen, sei die Tochter eines kaiserlichen Beamten in Augusta Rauracorum gewesen, wo auch

Digitized by Google

Hugideo einige Zeit gelebt; sie habe ein Jahr vor ihrem Tode den Schleier als Priesterin der Göttin Kybele genommen. Wir errathen, daß der junge Juthung und die schöne Römerin einander geliebt, aber daß ihrer Vereinigung Hindernisse entgegentraten, daß jener römische Centurio, dessen Leiche Hugideo mit höhnenden Worten empfängt, des Deutschen verhaßter Mitbewerber war; daß Hugideo, vom Vater des Mädchens zurückgewiesen, hinweggezogen, und daß Benigna Serena Priesterin geworden, um einem verhaßten Ehebunde mit einem ungeliebten Manne zu entgehen. Es wäre dem Dichter sicher ein Leichtes gewesen, diese Vergangenheit der Liebenden uns in ausgeführter Erzählung vorzuführen; er hätte hier Gelegenheit gehabt, ein reicheres Bild von der römischen Cultur jener Tage in einer Provinzialstadt auf deutschem Boden und von der Berührung derselben mit altgermanischem Leben zu entwerfen, mit den zwei jugendlichen Gestalten als Mittelpunkt. Stil und Sprache sind ganz wie im Ekkehard, auch hier mit einer leisen chronikalisch-alterthümlichen Färbung, mit denselben kleinen Wendungen und Eigenheiten. Gesuchte Redeweisen sind auch hier vermieden und nichts Fremdartiges darin; vermieden gesehen hätten wir indeß gern eine so moderne Wendung wie die dem Salmensischer Nebi in den Mund gelegte: „Alles muß ruinirt sein! sagt Herzog Krokus' selige Großmutter." Nicht die Anwendung des apologischen Sprichwortes, denn dieses ist jedenfalls uralt, stört uns dabei, sondern der moderne Ton, den dasselbe hier anschlägt.

Die zweite Novelle, „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers", entstand in Donaueschingen, wo der Dichter einige Zeit das Amt eines fürstlich Fürstenbergischen Bibliothekars verwaltete. Es war die einzige etwas längere Station in dem Wanderleben, welches auf die Vollendung des Ekkehard folgte. Scheffel war 1855, unmittelbar nach Abschluß desselben, zum zweiten Male nach Italien und von da (1856) nach Südfrankreich gegangen; 1857 finden wir ihn in München, dem Kreise der um König Max II. versammelten Dichter angeschlossen; 1858 ging er nach Donaueschingen, wo er bis 1859 blieb. Von seinen Wanderfahrten legen die drei „Aus den Tridentiner Alpen" betitelten Berichte im Frankfurter Museum 1856, und drei andere „Aus Südfrankreich" in Westermanns Monatsheften (Bd. 2, S. 39—46. 522—533. 626—642) Zeugniß ab. Sie bekunden auch des Dichters Begabung für die darstellende Kunst, denn die beigegebenen Holzschnitte sind nach seinen Zeichnungen gemacht. Die jüngsten solcher Reiseberichte sind die „Aus dem Elsaß" vom Jahre 1872 (in „Ueber Land und Meer").

In Donaueschingen erschloß sich dem mit besonderer Vorliebe die alemannischen Alterthümer studirenden Dichter ein reicher Schatz in der Laßbergischen Bibliothek, deren altdeutsche Handschriften er ordnete und in einem gedruckten Cataloge (Stuttgart 1859) beschrieb. Eine dichterische Frucht dieser Studien ist der im Jahre 1866 mit Zeichnungen

Digitized by Google

von A. v. Werner herausgegebene Juniperus, der uns in die Blüthezeit des ritterlich höfischen Lebens, in die Zeit des ausgehenden zwölften Jahrhunderts, in die Periode der Kreuzzüge einführt. Die Handlung selbst spielt vor und um 1188, die sie berichtende Erzählung fällt in den Kreuzzug Friedrich Barbarossas (1190). Der Stoff ist freie Erfindung, aber die culturhistorischen Grundlagen wahr und treu, auch an genealogischen Studien als Unterlage fehlt es nicht, wenn auch die handelnden Personen selbst nicht geschichtlich sind. Der Dichter kann daher mit Recht sagen, daß er „seinen geschichtverständigen Lesern weder stofflose Phantasmen noch eingetrocknete Mumien unter Glaskasten, sondern lebendige Gestalten aus alter Zeit" vorgeführt habe. Der Held, ein junger Ritter aus Schwaben, ist auf zwei Jahre zur Buße verdammt stumm zu sein, und erst vor Akkon, im Kampfe mit den Heiden, ist der Zeitpunkt seiner Zungenlösung eingetreten. Er erzählt, als Verwundeter im Kloster auf dem Karmel weilend, seine Geschichte. Auf der schwäbischen Burg Neuenhalden, als Sohn eines Dienstmannen geboren, wird er als Knabe in die Klosterschule zu Rheinau gethan, wo er in Diethelm von Blumenegg, ebenfalls eines Ministerialen Sohn, einen Genossen und Freund findet, mit welchem er die Vacanz öfter in Almishofen, auf der Burg des Herrn Markwart, zubringt, in jugendlich frohen Spielen mit des Burgherrn drei Töchtern. Unter diesen wird die dritte, Rothraut, das Ideal der beiden Knaben. Sie halten es endlich vor Liebessehnsucht im engen Kloster nicht mehr aus, erst Diethelm, dann auf gleichem Wege Juniperus — wie der Held nach seiner Vorliebe für den auf der heimischen Burg wuchernden Wachholder benannt wird — entfliehen und beginnen nun ein auf Ritterschaft zustrebendes weltliches Leben. Bei der Feier der Fastnacht auf Almishofen im Jahre 1188 kommt die gegenseitige Eifersucht der jungen Liebhaber zum feindlichen Ausdruck, Rothraut aber will von keinem von ihnen, die sie als halbe Klosterschüler nicht recht mannesgleich achtet, etwas wissen, sondern wendet ihre Gunst und Huld dem höfischen Rainald zu, mit dem sie nach damaliger „curtoiser" Sitte französisch „parlieret". Mit der Freundschaft ist es aus; bei einer Begegnung reiten sie gewaffnet als ernstliche Gegner einander an und verwunden sich gegenseitig schwer. Da keiner von Rothraut ablassen will, so beschließen sie, daß ein Gottesurtheil entscheide, wem sie gehören soll. Jeder auf einem leichten Kahn wollen sie von Schaffhausen ab den Rheinfall hinunterfahren: wer am Leben bleibt, dessen soll Rothraut sein. Die Geliebte wird heimlich benachrichtigt, daß sie am 5. Mai vom Söller eine schöne „Aventiure" sehen könne; sie steht auch richtig an jenem Morgen auf dem Söller — durch ein rothgefärbtes Glas, damit die Wirkung gesteigert werde, betrachtet sie den Kampf um Leben und Tod, dem zwei junge treuliebende Herzen hier entgegen gehen. Juniperus bleibt wie durch ein Wunder am Leben; die Fischer von Rheinau

Digitized by Google

fangen den mit den Wellen Ringenden auf und bringen ihn in's Kloster, wo den zum Bewußtsein erwachenden Jüngling der greise Abt mit strengem Verweis empfängt wegen des gottversuchenden Frevels, den er begangen. Er legt ihm als Buße auf, nach dem heiligen Lande zu ziehen und zwei Jahre lang kein Wort zu sprechen. Die ganze Erzählung wurzelt im Geiste des Mittelalters. Der phantastische Sinn der Ritterzeit ist in dem romantischen Minnewerben der Jünglinge, in ihrer tollen Wagefahrt, in der zweijährigen Stummheit trefflich gezeichnet. Die Local- und Zeitfarben sind auch hier wie im Ekkehard auf den Grund ernstlicher Studien aufgetragen, und ein lebendiges Gemälde des Zeitalters der Kreuzzüge dadurch geschaffen worden. Von ergreifender Schönheit und Naturwahrheit ist die Schilderung der schauerlichen Wettfahrt auf dem Rheine.

Die Zeit, die im Juniperus geschildert ist, bildet den Höhepunkt des mittelalterlichen Lebens und seiner ritterlichen Cultur. Für das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert fließen namentlich in den höfischen Dichtungen dieser Periode die Quellen für eine genaue Detailkenntniß des Lebens, des öffentlichen wie des privaten, ungleich reicher und ergiebiger als für die Zeit, welche Scheffel in seinem Ekkehard schilderte. Ihn mußte bei seiner Begabung für culturgeschichtliche Gemälde die Aufgabe wol locken und reizen, gerade diesen Abschnitt unserer Vergangenheit, der durch die Blüthe unserer alten Poesie einen besonderen Glanz erhält, in einem culturgeschichtlichen Bilde zusammenzufassen. Schon lange bevor der Juniperus an die Oeffentlichkeit trat, trug sich der Dichter mit diesem Gedanken; es war nach dem Ekkehard die erste größere Aufgabe, die er sich stellte. 1857 besuchte er Weimar und wohnte der Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals bei. Auf dem Heimwege sah er im Sängersaal der Wartburg die Darstellungen aus dem Sängerwettstreit durch Moriz von Schwind. „Damals," schreibt er, „gedachte ich: Hei, wer so viel erfahren dürfte und erführe, daß er mit den halbmythischen Schemen dieser mittelalterlichen Sänger, ihrem Leben, Fühlen und Dichten sammt den starken und treibenden Kräften ihrer Epoche vertraut würde wie mit Goethes und Schillers klarer Zeit." Frau Aventiure, die Muse der ritterlich höfischen Zeit, gewährte seine Bitte. Sie hat ihn „mit den Gefährten ihrer Blüthentage bekannt gemacht, daß mir deren Sprache und Kunst keine fremde mehr ist. Manch guten Rasttag hab' ich jenen Findern wilder Mären gelauscht, manch guten Wandertag bin ich über Berg und Thal ihren Spuren, die bis weit an die Donau hinab weisen, nachgezogen." Damals also ist der Gedanke entstanden, die Zeit des Wartburgkrieges zum Gegenstande einer culturgeschichtlichen Darstellung zu machen. Der Dichter weilte längere Zeit auf der Wartburg (im Herbste 1859) und machte seine Studien. Auch hier wie beim Ekkehard nach der Natur selbst, indem er Land und Leute unmittelbar erforschte.

Digitized by Google

Als Resultat dieser Studien erschien 1863 ein dem Ekkehard in Rücksicht auf die Form sehr unähnliches Werk, die 1860 bis 1862 gedichtete „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Osterdingens Zeit". Scheffel bezeichnet diesen Liederstrauß, den er dem Großherzog von Weimar widmete, „als unvollkommenen, langsamen und ernsten Studien mit Fiedelklang vorauseilenden Ausdruck aufrichtigen Dankes, den er einem hohen Schirmherrn deutscher Kunst schuldet". Es begreift sich leicht, daß das Abbild der lyrisch gefärbten und angehauchten Zeit des Minnesangs zunächst auch ein lyrisches und nicht ein episches wurde. Aber der epische Hintergrund fehlt keineswegs, die episch gestaltende Kraft des Dichters verräth sich auch hier in den lyrischen Formen. Das Buch zerfällt in verschiedene Liedergruppen, die sich an fest und klar hervortretende Gestalten lehnen, oder wie die Vagantenlieder einen ganzen Stand in plastischer Weise schildern. Die ersten Lieder, „Wartburglieder" genannt, sind allgemein gehalten, und können ebenso gut die Stimmung des Dichters selbst ausdrücken, wenngleich das erste als Wächterlied in der Neujahrsnacht des Jahres 1200, ein zweites als der Bauleute Sang nach Vollendung des Landgrafenhauses bezeichnet ist. Das letzte, an Walthers Spruch auf den milden Landgrafen und an Wolframs Kritik von dessen Umgebung anknüpfend, schildert den Abschied des Sängers von der gastlichen Burg, auch hier in fremdem Gewande des Dichters persönliche Empfindung. Den Mittelpunkt der „Frau Aventiure" bildet der von der Sage in's Jahr 1207 gelegte Sängerstreit, der in einem am Ende des Jahrhunderts entstandenen Gedichte uns vorgeführt wird. So sehr es diesem Ereigniß auch an einer realen Grundlage fehlt, so muß das Recht des Dichters doch unbedingt anerkannt werden, es als Realität aufzufassen. Von den dabei betheiligten Sängern hat Scheffel nur vier vorgeführt, zwei in der Geschichte unserer Dichtung wohlbekannte Namen, Wolfram von Eschenbach und Reimar den Alten, und zwei dem dämmernden Gebiete zwischen Sage und Wirklichkeit angehörende, Biterolf und Heinrich von Osterdingen. Die vier Lieder, die Wolfram in den Mund gelegt sind, enthalten ebenso viel Situationsbilder aus des Dichters Leben. Das erste „Im Stegreif" knüpft an Worte Wolframs in seinem Parzival an; von besonderem Wohllaut ist das zweite „die Ausreise", die einem ähnlichen von Ulrich von Lichtenstein in Form und Ton nachgebildet ist. Ein anderes führt uns Wolfram vor, wie er dem Landgrafen Hermann von Thüringen den vollendeten Parzival überreicht und dabei in echt Wolframschem Humor über sich selber scherzt. Der sinnige Reimar schließt sich zunächst an mit vier Liedern, die freilich andere Töne anschlagen, als wir sie aus seinen eigenen Liedern kennen. Der sagenhafte Biterolf erscheint auf der Kreuzfahrt und nach der Heimkehr von derselben, trauernd am Grabe des Landgrafen Ludwig. Die bedeutsamst hervortretende Gestalt ist aber der den Schluß bildende

Digitized by Google

Heinrich von Ofterdingen. Die halbmythische Figur dieses Dichters, der im Gedichte vom Wartburgkrieg eine so hervorragende Rolle spielt und dem eine jüngere Tradition das Gedicht vom König Laurin beilegt, mußte gerade wegen des Räthselhaften seiner Erscheinung einen Dichter reizen. Wie schon in den Tagen der romantischen Schule Novalis ihn zum Helden eines Romanes und zum Träger seiner eigenen mystischen Gedanken machte, so hat unzweifelhaft auch Scheffel ihn zum Mittelpunkt seines epischen Gemäldes zu machen die Absicht gehabt. Die auch der Frau Aventiure beigegebenen gelehrten Anmerkungen, die des Dichters gründliche Studien bekunden, verrathen uns, daß Scheffel Heinrich von Ofterdingen keineswegs für eine sagenhafte Persönlichkeit hält. Er weist mit Recht auf das in der Donaugegend vorkommende Geschlecht von Oftheringen, das seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts urkundlich vorkommt, und ist geneigt, im Hinblick auf den ihm beigelegten Laurin und die Forschungen über den Kürenberger ihm einen Antheil an der Abfassung des Nibelungenliedes zu geben. Wie es auch mit der Berechtigung dazu vom wissenschaftlichen Standpunkte stehen möge, der Dichter hat ohne Zweifel das Recht so zu verfahren. Und so entspricht die bedeutende Stellung, die Scheffel den Ofterdinger im Kreise seiner Dichtergenossen einnehmen läßt, seiner auf das Vaterländische und Nationale gerichteten Gesinnung, durch welche er einen scharfen Gegensatz gegen die auf französischen Quellen und Stoffen fußenden Dichter bildet. Den schärfsten Ausdruck findet diese Gesinnung in dem „Rügelied wider Wolfram von Eschenbach und die übereifrigen Nachahmer französischer Art und Dichtung", worin ihnen außer der Vorliebe für fremdländische Stoffe auch die für französische Worte und Redensarten vorgeworfen wird. Die ihm in den Mund gelegten Lieder sind wieder Stimmungsbilder aus dem Leben und Sinnen des Dichters und geben in ihrer Gesammtheit ein anschauliches Bild von seiner Persönlichkeit. Hervorheben will ich besonders die prächtigen und frischen Tanzlieder, unter denen das zweite mit dem Refrain „Der Heini von Steier ist wieder im Land" wol den Preis verdient. Daß er der „blauen Blume" nachjagte, ist ein aus Novalis und der romantischen Schule hineingetragener Zug, den wir bei dem klaren gestaltenschaffenden Dichter gern vermißt hätten.

Daß der Dichter nicht auch Walther von der Vogelweide eingeführt hat, kann befremden; in dem epischen Bilde, das uns der Roman selbst geliefert hätte, würde er sicherlich nicht gefehlt haben. In der „Frau Aventiure" ist er durch seinen Spielmann, Berlt den jungen, vertreten, eine freie Erfindung des Dichters. Auch die thatsächlichen Züge, die des Spielmanns Lieder enthalten, sind Erfindung: ein Liebesverhältniß Walthers mit einer Burgfrau in der Dauphiné, auf die er Lieder gesungen, denen er jedoch in seinem „Liederpsalter" als undeutsch keinen Raum gegönnt habe. Wir werden wol nicht fehlgehen, wenn wir hierin

Digitized by Google

Reminiscenzen und Nachklänge aus des Dichters eigenen Wanderungen durch die Dauphiné erblicken. Die Erfindung auf Walther zu übertragen, mag Scheffel durch den Spruch Walthers angeregt worden sein, worin er seiner Wanderungen von der Seine bis zur Mur gedenkt.

Doch nicht in dem Kreise der Wartburgdichter und ihrer Gegensätze erschöpfen sich die Gestalten der „Frau Aventiure". Ergänzend treten zunächst die Lieder der fahrenden Schüler hinzu, und in ihnen, den lateinischen wie den deutschen, zeigt sich, wie sehr Scheffel in eine ferne Zeit sich hineinzuleben versteht. Die Verdeutschung des horazischen Gedichtes „Ad Thaliarchum" ist nicht eine Uebersetzung in unserem Sinne, sondern eine Umdeutschung im Sinne des Mittelalters. Wie die Naivetät mittelalterlicher Dichter antike Stoffe ohne Weiteres in das Gewand der eigenen Zeit, in die unmittelbare Gegenwart und Umgebung hüllt, die Helden des Alterthums in höfischem Kostüm und als Rittersleute einherschreiten — so werden in dieser Umdeutschung die römischen Verhältnisse und römischen Localbeziehungen in's „geliebte Deutsch" übertragen. Das „dissolve frigus, ligna super foco large reponas, atque benignius deprome quadrimum Sabina, o Thaliarche, merum diota" wird so wiedergegeben:

Hu hu wie kalt! Heiz' tapfer ein,
Hol' aus dem Holzstall Scheit um Scheit,
Ein starkes Fäßlein Botzner Wein,
O Thaldurchschnarcher, halt' bereit.

Der „Thaldurchschnarcher" ist eine vollständig Fischartsche Umgestaltung; Fischart machte ganz ähnlich aus dem Podgra einen „Pfotenkrampf" ꝛc. Herrliche Poesie in echt volksthümlichem Tone klingt aus dem „Irregang", der an ein altes deutsches Gedicht anknüpft. Wie durch diese Vagantenlieder der Gesichtskreis erweitert wird, so durch die Heranziehung einzelner französischer Gedichte, einer anmuthigen Nachbildung eines altfranzösischen niedlichen Tanzliedes, einer Verdeutschung des von Richard Löwenherz in der deutschen Gefangenschaft gedichteten Liedes (wobei freilich gleich im Anfang dem Uebersetzer ein artiges Mißverständniß begegnet ist) und eines Liedes, das Crestien de Troies, dem welschen Vorbilde Hartmanns und Wolframs, in den Mund gelegt ist. Eine Erweiterung nach anderer Seite ist die Gestalt des Byzantiners Anastasios, der uns in düsterem Gemälde das verrottete Byzanz um 1204 vorführt. Wie diese Gestalt, so sind freie Erfindung des Dichters auch der kecke anmuthige Vogt von Tannenberg, der unverbesserliche Junggeselle, der sich endlich dem Joche der Ehe beugt und Kinder wiegt, der humoristische Mönch von Banth, mit dem köstlichen Berichte von den Mücken, und das düster schöne Gemälde, welches uns Magnus vom finstern Grunde entrollt.

In welchem Maße der Dichter sich in Sprach- und Denkweise jener Zeit eingelebt, zeigt am besten der Einfluß, welchen die mittel-

Digitized by Google

hochdeutsche Sprache auf seine eigene ausgeübt hat. Nicht blos im ganzen Colorit, sondern auch in einer Menge von Wörtern, die er unmittelbar aus dem Altdeutschen herübergenommen, die aber doch wol dem Laien nicht immer verständlich sein möchten. So „der Saelde Thau", „glasten" für glänzen, „vreislich" für furchtbar, die Form „hirz" für Hirsch (dies ganz ohne Noth), dörperlich = bäurisch, garzun = Knappe, wât für Kleidung, Verge für Fährmann, Unterschlauf im Sinne von Versteck*), „im schmucken Convenanz", oder „wer sich auf Dichten peint", „man gibt ihm ein Jungfrau küssen". Auch an eignen kühnen Bildungen fehlt es nicht, „der Bedeut" für die Bedeutung, Tuck für Tücke, lück für lückenhaft, Zisch = Zischen oder Gezisch, verwindigt, „Hechte sorgt" = besorgt mein Garn in's Haus, mich sehnt = ich sehne mich u. a. Nicht immer sind diese Neubildungen gerade glücklich, z. B. „und war am Niedern kleblich" (im Reime auf vergeblich) oder „Gebrustschutzt sitzen die Schöffen beim Wein." Sehr hübsch dagegen ist das lautmalende „susurrend", womit in dem erwähnten horazischen Liede das „susurro" verdeutscht wird.

Alle die erwähnten Gestalten, die vom Dichter vorgefundenen wie die von ihm erfundenen, würden als handelnde Personen in dem vom Dichter beabsichtigten Culturromane „Der Sängerkrieg auf Wartburg" ihre Stelle gefunden haben. Schon aus den disjecti membra poetae läßt sich das Bild in seinen Hauptzügen zusammensetzen; aber ganz anders würde es noch gewirkt haben, wenn die hier wirksame Gestaltungskraft um eine epische Handlung als Mittelpunkt sich gerankt hätte.

Seit der Veröffentlichung des Juniperus (1866) ist Scheffel nur noch mit einem Werke hervorgetreten, den Bergpsalmen (1869). Es ist eine lyrische Dichtung, aber von ganz anderem Charakter als die Lyrik im Trompeter oder im Gaudeamus, auch als in der Frau Aventiure. Sie ist im Odenstil gehalten und bewegt sich in freien, meist reimlosen Rhythmen. Hymnenartig wird die einsame Größe der Alpenwelt uns vorgeführt, aber nicht als lyrische Stimmung des Dichters, sondern seine gestaltenschaffende Phantasie stellt auch hier eine Gestalt der Vergangenheit in den Mittelpunkt und macht sie zum Träger der feierlichen Gedanken. Das ist ein charakteristischer Zug der Scheffelschen Lyrik, dem wir schon im Trompeter, dem wir in der Frau Aventiure, im Gaudeamus und endlich auch in den Bergpsalmen begegnen. Scheffels Lyrik baut sich durchaus auf epischem Hintergrunde auf, sie objectivirt wie es die Lyrik des Volksliedes thut. In den Bergpsalmen ist es Sanct Wolfgang, der Bischof von Regensburg, der im neunten Jahrhundert lebend, „aus

*) Wie wenig solche altdeutsche Ausdrücke verstanden werden, zeigt die derbe Randbemerkung in einem mir in die Hand gekommenen Exemplare, wo bei „Unterschlauf" mit Bleistift steht: Unsinn!

Digitized by Google

Kaiserfehde und Fürstenstreit entflieht zur Alpeneinsamkeit" hinan, an den Aberſee in den Salzburgiſchen Alpen. Dort hoch oben eine Siedelei und ein Einödkirchlein erbauend, fühlt er dem Lärm und Drang des Lebens ſich enthoben. In Sturmeswehen tritt ihm der Herr entgegen, im Nebel drängen verſuchend und lockend die Spukgeſtalten vergangener Zeit ſich an ihn heran; aber der Nebel weicht freundlichem Sonnenglanz, auf dem Bergſee ſchaukelt ſich der Kahn des Biſchofs, der dem Fiſchfange obliegt. In die Einſamkeit der erhabenſten Gletſcherwelt ſteigt er empor, um endlich, als die Sennhirten gegen des Sommers Ende thalwärts ziehen, auch er, dankenden Herzens, hernieder zu ſteigen. Die Geſtalt des Biſchofs iſt jedoch nur Rahmen: den Mittelpunkt bilden die Naturſchilderungen, in denen die auch die unbelebte Natur zu Geſtalten belebende Dichterkraft hervortritt, unter Benutzung der heidniſchen mythologiſchen Darſtellungen, die gerade damals, im neunten Jahrhundert, noch lebendig genug im Volksbewußtſein waren, um auch einem chriſtlichen Biſchof noch als mächtig empfundene Gewalten zu erſcheinen. Es begreift ſich, daß die darſtellende Kunſt eines A. von Werner ſich gelockt fühlen mußte, des Dichters Schilderungen in Bildern zu geſtalten, und dieſe Bilder ſtehen an reicher Phantaſie jenen dichteriſchen Gebilden durchaus nicht nach. Der geringere Erfolg dieſer Dichtung liegt wol mit im Stoffe; das hymnenartige Element der Bergpſalmen iſt auch nicht die ureigenſte Sphäre der Scheffelſchen Poeſie.

Wenn wir die Bergpſalmen abrechnen, ſo iſt für die letzten zehn Jahre nahezu ein Verſtummen der Scheffelſchen Muſe wahrzunehmen. Es iſt merkwürdig, daß dies Verſtummen ziemlich genau mit dem Aufhören der Wanderjahre des Dichters, mit dem dauernden Einleben in Karlsruhe (ſeit 1865) zuſammentrifft. Wir wollen dabei nicht vergeſſen, daß manches innere und äußere Leid über den Dichter hereingebrochen iſt, daß ein kaum begründetes häusliches Glück ihm zerſtört wurde, und aus den Trümmern desſelben ihm ein einziger Knabe blieb, in deſſen Erziehung er fortan eine Hauptaufgabe ſeines Lebens erblickte. In den letzten Jahren verlebt er die Sommer- und Herbſtmonate regelmäßig auf ſeiner Villa Seehalde am Bodenſee, in Radolfszell, in derſelben Gegend, welche er durch ſeinen Ekkehard auf's neue mit dem Zauber unvergänglicher Poeſie geſchmückt hat, mit dem Blick auf den Hohentwiel und die ganze Herrlichkeit des ſchwäbiſchen Meeres. Mancher möchte denken, daß dies idylliſche Leben in ländlicher Zurückgezogenheit, in einer reizenden Umgebung den ſchöpferiſchen Trieb des Dichters auf's neue beleben müßte. Nun, mit der Zurückgezogenheit iſt es nicht ſo weit her, im Sommer zieht der Strom der Touriſten auch jenes Weges, und der berühmte Name lockt manchen Wanderer an, nicht immer nur ſolche, die dem Dichter im Verkehr Anregung bieten, ſondern oft genug und überwiegend die Neugier, die fern zu halten ſchwer ſein mag.

Digitized by Google

Scheffels Dichtungen entstanden in ziemlich rascher Aufeinanderfolge in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren. Ein Ausruhen war ihm, das begreift man, Bedürfniß; unabläſſiges dichteriſches Schaffen verzehrt und reibt auf. Das hat Scheffel ſelbſt ſehr richtig ausgeſprochen. „Das menſchliche Gehirn," äußerte er gegen einen Freund, „gleicht einem Saiteninſtrument; wenn es übermäßig geſpielt wird, zerſpringen die Saiten, nur daß bei erſterem keine Reparatur mehr möglich iſt. Nun gibt es aber kaum eine anſtrengendere, aufreibendere Thätigkeit, als die des Dichters, der mit voller Kraft ſeiner Seele und aus ſeinem Innerſten heraus ſchafft. Da werden alle Kräfte des Geiſtes in gleicher Weiſe angeſpannt. Deshalb ſind für ihn Ruhepauſen nöthiger als für irgend einen andern." Wenn auch jetzt nach längerem Ausruhen der Dichter zum Schaffen eines größeren Werkes ſich nicht gedrängt fühlt — iſt es, müſſen wir fragen, das Bewußtſein, daß er ſein Beſtes gegeben, daß der lebendige Born der Production, der keines künſtlichen Druckwerkes bedarf, verſiegt iſt? Hat, wie einſt Uhland, in noch früheren Lebensjahren, vom Dichten Abſchied nahm, um ſich ganz dem gelehrten Triebe hinzugeben und uns Meiſterwerke der Forſchungsarbeit zu liefern — ſo auch Scheffel dem dichteriſchen Schaffen Lebewohl geſagt, um die übrige Zeit ſeines Wirkens und Forſchens der heimiſchen Alterthumskunde zu widmen? Wenn es ſo iſt, dann übt der Dichter eine weiſe Enthaltſamkeit, die ſeinem dichteriſchen Namen eher zum Vortheil als zum Nachtheil gereichen wird. Unzweifelhaft beſſer iſt es, man ſagt von einem Dichter: Wie ſchade, daß er nicht noch mehr derartiges geſchaffen hat! als daß man bei nie verſiegender Productionsluſt, aber abnehmender Productionskraft ausruft: Hätte er doch das nicht mehr geſchrieben — es wäre beſſer für ſeinen Ruhm!

Gleichwol geben wir die Hoffnung noch nicht auf, daß wir dem Dichter noch einmal auf dem ihm ſo vertrauten Gebiete des culturhiſtoriſchen Romans, und vor allem auf dem ſo lockenden Boden des dreizehnten Jahrhunderts begegnen werden!

Digitized by Google

Ueber die Bedeutung des Blutes.

Von

C. Voit.

— München. —

Die Leistungen des lebenden thierischen oder menschlichen Organismus erscheinen den Meisten völlig unerklärlich und von ganz anderer Art zu sein als die in der übrigen Natur. Wenn auch viele derselben unserer Einsicht noch verschlossen sind, so sind doch andere schon auf ihre Ursachen zurückgeführt. Es ist meine Absicht, an einigen, allerdings verhältnißmäßig einfachen Beispielen zu zeigen, daß auch die Lebenserscheinungen, wie die Vorgänge an den unbelebten Körpern der Erforschung und Erklärung zugänglich sind.

Es würde mir schwer fallen, selbst durch eingehende Betrachtungen allgemein verständlich das zu definiren, was man unter Leben versteht.

Gewöhnlich sieht man die sichtbaren Bewegungen des Leibes als das hauptsächlichste Anzeichen des Lebens an. Ein in tiefer Ohnmacht befindlicher Mensch scheint deshalb den Meisten leblos zu sein, und zum Leben zu erwachen, sobald er wieder Bewegungen seiner Glieder zeigt. Auf Grund jener Vorstellung wird der Tod mit dem Schlafe, in welchem wir kaum Athemzüge des Ruhenden wahrnehmen, verglichen. Die Indianer hielten die tickende Taschenuhr der Weißen für ein lebendes Wesen, weil sie die Ursache der Bewegung ihrer Theile nicht zu ergründen vermochten, während jetzt die Physiologen im Gegensatze dazu bestrebt sind, die Bewegungen in den lebenden Organismen auf das Spiel eines Mechanismus zurückzuführen.

Diese groben sichtbaren Bewegungen sind jedoch nur eine Folge von ununterbrochen vor sich gehenden, viel feineren Bewegungen der kleinsten Theilchen der Materie des lebenden Körpers, welche sich auch da finden, wo wir mit unserem Auge vollkommene Ruhe zu erblicken meinen, wie

Digitized by Google

z. B. in einem erschlafften Muskel, einem Nerven oder einer Drüse. Keiner der den Körper zusammensetzenden Stoffe ist für sich belebt; das Leben wird vielmehr hervorgerufen durch die unter bestimmten Bedingungen stattfindende Wechselwirkung jener Stoffe in den in eigenthümlicher und charakteristischer Weise aufgebauten, sogenannten organisirten Formen. Dabei geht im großen Ganzen eine immer weiter vorschreitende Spaltung und Zerstörung complicirter Verbindungen zu einfacheren vor sich, wodurch einerseits die für das Auge nicht erkennbaren, die Lebenserscheinungen bedingenden Bewegungen der kleinsten Theilchen eingeleitet werden, andererseits aber auch die Nothwendigkeit eines beständigen Ersatzes und der Wegfuhr des Verbrauchten eintritt.

Wenn wir bei der Betrachtung der im unendlichen Weltraume auch einer bestimmten Ordnung vertheilten und sich bewegenden Himmelskörper stets von Neuem von Bewunderung erfüllt werden, so ist es vor Allem die Großartigkeit der Massen und der Entfernungen, welche unsere Sinne gefangen hält und uns deshalb mehr wie andere Naturerscheinungen das Walten noch weiterer als menschlicher Kräfte darthun.

Aber die Vorgänge an den kleinsten Theilchen der Materie und in den geringsten Entfernungen, wie z. B. die bei dem Entstehen und dem Zerfall einer chemischen Verbindung oder die, welche am Lebendigen ablaufen, sie sind nicht minder bewundernswerth. Auch hier erkennen wir ein ebenso gesetzmäßiges Wirken der Materie, nur von kleinen Massen im kleinsten Raume. Das, was wir diesem Mikrokosmos ablauschen, ist wahrlich gleich bedeutungsvoll wie die Erscheinungen des Makrokosmos.

Das Leben kommt, wie gesagt, nur unter bestimmten Bedingungen zu Stande. Es ist z. B. eine gewisse Temperatur der Umgebung dazu nöthig, denn wenn der Körper eines Menschen durch und durch auf $+ 19^0$ abgekühlt oder auf $+ 42^0$ erwärmt ist, so erlischt das Leben, da bei solchen Temperaturen die vorher erwähnten Prozesse nicht mehr in richtiger Art vor sich gehen.

In ähnlicher Weise zeigt sich das Leben der höheren thierischen Organismen abhängig von dem Vorhandensein des Blutes, dessen Bedeutung ich in Folgendem darlegen will.

Das Blut besteht aus Zellen, den Blutkörperchen, welche in einer Flüssigkeit, dem Plasma, schwimmen. Die Blutkörperchen machen etwa Eindrittheil, das Plasma Zweidrittheile des Blutes aus.

Wird bei einem Menschen durch einen unglücklichen Schnitt eine größere Pulsader verletzt, so scheint mit dem entströmenden Blute auch das Leben zu entweichen. In wenigen Augenblicken nehmen wir an dem vorher in vollster Kraft befindlichen Organismus kein Zeichen des Lebens mehr wahr. Diese und andere Beobachtungen hatten früher dazu geführt, den Sitz des Lebens in das Blut zu verlegen und dem letzteren die merkwürdigsten Eigenschaften und Functionen zuzuschreiben.

Digitized by Google

Zu einer Zeit, in der man über die Rolle anderer Organe, z. B. der Muskeln, des Auges, schon ganz richtige Vorstellungen hatte, war die Bedeutung des Blutes noch wenig aufgeklärt. Man erkannte seine Wichtigkeit für das Leben der Organismen, ohne jedoch näher sagen zu können, worin diese bestand. Es klebte daher dem Blute lange etwas Geheimnißvolles an, es erschien als ein ganz besonderer Saft, und noch in unseren Tagen verbinden Manche damit sonderbare Begriffe und besitzen davor eine eigenthümliche Scheu.

Nach den jetzigen Anschauungen hat das Leben nicht ausschließlich seinen Sitz an irgend einer Stelle des Körpers, von welcher aus der letztere regiert wird. Das Leben des Organismus ist vielmehr das Resultat der mannichfaltigsten Prozesse aller seiner Theile, von denen jeder, auch der kleinste, lebt.

Es können daher die Lebensvorgänge nicht im Blute allein ablaufen, ja es läßt sich zeigen, daß für viele Thiere zum Leben gar kein Blut nöthig ist.

Die niedersten Thiere enthalten nämlich kein Blut. Dieselben sind kleinste Gebilde, deren Leib aus der umgebenden Flüssigkeit die Nahrungsstoffe bezieht und das Verbrauchte dahin abgibt.

Wenn aber viele kleinste Theilchen oder Zellen zu einem zusammengesetzten Organismus vereint sind, dann ist eine Zufuhr oder Abfuhr jener Stoffe in der angegebenen Weise nicht mehr möglich, weil dabei nur die wenigen Zellen der äußeren Oberfläche direct mit den Nahrungsstoffen in Berührung treten würden.

Bei einem höheren Thiere findet sich bekanntlich ein den Körper durchsetzender Schlauch, in welchen die feste und flüssige Nahrung aufgenommen wird; ferner ein besonderes Organ, wo das Sauerstoffgas der atmosphärischen Luft eintritt, und andere Stellen, zu denen die unbrauchbaren Zerfallproducte gelangen. Es müßten dabei also, ohne eine weitere Veranstaltung, die gelösten Nahrungsstoffe von dem Magen aus von Zelle zu Zelle nach der Peripherie durchsickern, oder die in den Zellen entstandenen Zersetzungsproducte langsam von Theilchen zu Theilchen fortwandern, bis sie endlich die Ausscheidungsorgane fänden.

Die Folge wäre gewesen, daß die dem Verdauungsschlauch zunächst gelegenen Zellen in erster Linie die neuen Stoffe bezogen hätten und viel reichlicher damit versorgt worden wären als die entfernteren, welche nur das erhalten hätten, was die besser situirten übrig gelassen.

Es war daher die Aufgabe zu erfüllen, alle Zellen des ganzen großen Körpers gleichmäßig zu ernähren und die unbrauchbaren Stoffe rasch wegzuführen, gerade so wie bei einem einzelligen Organismus, welcher in der die Nahrung enthaltenden Flüssigkeit schwimmt. Dies ist ermöglicht durch vielfach im Körper verzweigte, mit dem bewegten Blute erfüllte Kanäle, in welche die neuen Stoffe aus dem Darm und von der

Digitized by Google

Lunge eintreten, und welche die verbrauchten Stoffe zu den Ausscheidungsorganen, der Lunge und der Niere, führen.

Das Blutgefäßsystem ist, wie bekannt, ein in sich geschlossenes Röhrensystem, das an einer Stelle seiner Bahn einen das Blut treibenden Muskel, das Herz, enthält. Die sich verästelnden Arterien bringen das Blut nach den Organen, wo sie sich unter Bildung eines breiten Strombettes in die feinsten Röhrchen, die Capillaren, auflösen, welche in den Organen ein enges Maschennetz bilden, aus welchem sich die das Blut zum Herzen zurückführenden Venen sammeln. Durch diese Anordnung werden die in den Capillarmaschen liegenden Zellen und kleinsten Theilchen der Gewebe von einer Flüssigkeit umspült, aus welcher den Zellen die zum Leben nothwendigen Stoffe geliefert werden und in welche das in den Zellen Verbrauchte abgegeben wird.

Das Blut ist darnach ein durch den ganzen Körper verzweigtes Organ. Darin und in seiner Flüssigkeit und Beweglichkeit liegt seine ganze Bedeutung; nur dadurch kann neues Material bis zu den kleinsten Organtheilchen gebracht und das Zerstörte in kürzester Zeit fortgeschafft werden. Die Blutgefäße stellen Wasserstraßen dar, welche den regsten stofflichen Verkehr der einzelnen Theile des Körpers unterhalten und wie Drainageröhren die Abfuhr besorgen.

Die zusammengesetzten Organismen sind nicht alle in gleichem Grade von der stofflichen Erneuerung und Reinigung abhängig. Es gibt Thiere, in deren Leib die Zerstörung eine weniger intensive ist, welche daher längere Zeit ohne ernente Zufuhr durch das Blut fortleben. Fröschen vermag man das Blut völlig durch eine verdünnte Kochsalzlösung zu ersetzen, ohne daß sofort der Tod eintritt, das Thier hüpft vielmehr noch Stunden lang wie in normalem Zustande umher. Ganz anders verhalten sich in dieser Beziehung die Säugethiere und der Mensch. Wird die Hauptpulsader eines Beines unterbunden, so ist in demselben Momente der Wille nicht mehr im Stande es zu bewegen; die Umschnürung der das Blut zum Gehirn tragenden Gefäße hat alsbald den Tod zur Folge; das Steckenbleiben eines kleinen Gerinnsels in der die Netzhaut unseres Auges versorgenden Arterie bewirkt sofortige Blindheit.

Das Blut muß sich in beständiger Kreisbewegung befinden, um seiner vorher angegebenen Aufgabe zu genügen. Würde es stagniren, dann könnte es nicht in jedem Augenblicke die Organe mit neuen Stoffen versehen und das Schädliche entfernen. Die Geschwindigkeit, mit der das Blut durch die Gefäße strömt, darf deshalb nicht unter eine gewisse Grenze sinken. Die Strömungsgeschwindigkeit beträgt in den größeren Arterien 300—400^{mm} in der Secunde; sie läßt sich messen aus der Zeit, welche das Blut nöthig hat, um eine in eine Arterie eingeschaltete gebogene Glasröhre von bekannter Länge zu durchlaufen. In den Capillaren, in denen man an durchsichtigen Theilen die merkwürdigen Er-

Digitized by Google

scheinungen der Blutbewegung mit dem Mikroskop zu betrachten vermag, wird wegen der Verbreiterung des Strombettes in einer Secunde nur ein Weg von $^1/_2{}^{mm}$ zurückgelegt. Da die Länge der Capillarbahn etwa $^1/_2{}^{mm}$ beträgt, so vergeht nur eine Secunde, um ein Blutkörperchen durch sie hindurchzuführen, und doch gehen in dieser kurzen Zeit die lebhaftesten und eingreifendsten Umänderungen im Blute durch die Thätigkeit der Organe vor sich.

Die Strömung des Blutes wird nicht direct durch das Herz, sondern dadurch bewirkt, daß der Druck des Blutes in den Arterien, wie gleich näher erörtert werden soll, beträchtlich größer ist als in den Venen und daher eine Ausgleichung von der stärker zur schwächer gespannten Stelle stattfindet. Das Herz macht nur den Druck im Gefäßsystem ungleich; hört das Herz zu schlagen auf, so steht nicht alsbald die Blutbewegung still, sie geht vielmehr noch fort, bis der Druck in den Arterien und Venen der gleiche ist.

Die Bewegung des Blutes in den Capillaren darf ferner nicht eine intermittirende sein. Die continuirliche Strömung ist auf eine höchst einfache Weise erreicht. Treibt man stoßweise, wie es durch die rhythmischen Zusammenziehungen des Herzens geschieht, Flüssigkeit in eine starrwandige Röhre, z. B. eine Bleiröhre ein, so tritt dieselbe nur bei jedem Stoße aus. Wendet man aber eine elastische Röhre an, dann dehnt sich dieselbe durch das Einpressen der Flüssigkeit aus, und indem sie in der Zwischenzeit wieder zusammensinkt, wird das Ausströmen continuirlich. Die Blutgefäße sind nun außerordentlich elastisch wie Kautschukschläuche und bewirken dadurch eine ununterbrochene Strömung auch während der Erschlaffung des Herzens. Haben die Gefäße, wie es bei Erkrankungen derselben eintritt, ihre Elasticität eingebüßt, dann leidet durch die Unterbrechung der Strömung die Versorgung der Organe.

Durch die rasche Bewegung des Blutes wird es verständlich, wie die in die Blutbahn gelangten Stoffe in der kürzesten Zeit im ganzen Körper verbreitet werden und in wenigen Secunden an entfernten Stellen ihre Wirkung ausüben oder in Secreten von Drüsen nachzuweisen sind.

Man kann untersuchen, wie lange Zeit ein Blutheilchen braucht, um von einer Stelle des Gefäßsystems aus den ganzen Blutkreislauf zu durchwandern, also z. B. von dem rechten Herzen durch die Lunge, das linke Herz, die Körperarterien, die Venen zum rechten Herzen zurück. Der lange Weg ist in 23 Secunden zurückgelegt.

Da die Blutgefäße geschlossene Röhren sind, so müssen die Stoffe, welche aus dem Blute in die Gewebe dringen, durch Membranen hindurch gehen und zwar durch die außerordentlich dünnen Wandungen der Capillaren, welche überhaupt den Verkehr zwischen dem Blute und den Geweben vermitteln.

Ein einfacher Austausch der in den Flüssigkeiten gelösten Stoffe

Digitized by Google

durch die Membran hätte viel zu lange Zeit in Anspruch genommen. Es wird vielmehr das Blutplasma durch die Wandung der Capillaren hindurchgepreßt oder hindurchfiltrirt und zwar durch den in den Gefäßen vorhandenen Druck, den Blutdruck.

Durch jede Zusammenziehung des Herzens wird eine Portion Blut, etwa 180cc, in die bluthaltigen Arterien getrieben. Dieses Blut ist anfangs nicht vollständig durch die engen Capillaren abgeflossen, wenn wieder eine neue Portion Blut durch die folgende Zusammenziehung anlangt; es staut sich deshalb das Blut in den ausgedehnten Arterien so lange, bis der dadurch bewirkte Druck so groß geworden ist, daß eben so viel abströmt als zufließt.

Dieser auf jedem Bluttheilchen sowie auf der Gefäßwandung lastende Druck ist in den Arterien höchst bedeutend. Man kann ihn messen, indem man eine senkrechte Glasröhre seitlich in eine Arterie einsetzt und zusieht, wie hoch das Blut in der Röhre ansteigt. Es steigt darin 2—2½ Meter hoch. In den Capillaren, wo die größten Hindernisse schon besiegt sind, beträgt der Druck nur mehr etwa 400mm.

Die Bewegung des Blutes und der große Druck, welcher die der Strömung entgegenstehenden Widerstände zu überwinden hat, wird durch eine kleine Maschine, das Herz, hervorgerufen. Man macht sich gewöhnlich keine Vorstellung davon, welche gewaltige Leistung unser Herz vollbringt, da wir in gesunden Tagen glücklicher Weise nur selten, etwa bei einer freudigen Erregung, von seinem geschäftigen Treiben etwas erfahren. Dieselbe ist so bedeutend, weil der Herzmuskel Tag und Nacht, so lange unser Leben währt, thätig ist. Die Arbeit des Herzens läßt sich bestimmen, wie die Leistung einer Maschine, indem man ermittelt, welches Gewicht das Herz bei jeder Zusammenziehung hebt und auf welche Höhe dasselbe gehoben wird; man sagt auch hier, die Leistung betrage 1 Kilogrammmeter, wenn 1 Kilogramm Gewicht auf 1 Meter Höhe gehoben worden ist. Mit jedem Schlag der linken Herzkammer werden ohngefähr 188 Gramm Blut in den Anfang der Arterien gepreßt und zwar entsprechend einem Druck von 3,2 Meter; dies beträgt 0,188 Kilogramm × 3,2 Meter = 0,602 Kilogrammmeter. Wenn nun in der Minute 75 Herzschläge erfolgen, so macht dies in 1 Minute 45,2 Kilogrammmeter oder in 24 Stunden 65,000 Kilogrammmeter. Die Arbeit der rechten Herzkammer ist geringer wie die der linken; die tägliche Arbeit beider Kammern, ohne die der Vorkammern, beträgt etwa 87,000 Kilogrammmeter d. h. es wird dadurch eine Last von 87,000 Kilogramm Gewicht 1 Meter oder eine solche von 1 Kilogramm Gewicht 87,000 Meter hoch gehoben. Für einen Arbeiter rechnet man bei einer Arbeitszeit von 8 Stunden eine Arbeit von 250,000 Kilogrammmeter; der kleine Herzmuskel leistet daher den dritten Theil der Tagesarbeit eines angestrengt thätigen Mannes.

Unter dem vorher angegebenen Drucke wird durch die nur $^1/_{500}$mm

Digitized by Google

dicken Wandungen der Capillaren beständig Blutplasma mit allen darin gelösten Bestandtheilen und Nahrungsstoffen gepreßt, die Blutkörperchen gehen durch die Poren der Wandung nicht hindurch. Die ausgepreßte, für alle Organe nahezu gleiche Ernährungsflüssigkeit umspült nun die kleinsten Theilchen der Organe; dieselben nehmen davon auf, zerstören einen Theil und behalten das, was sie für sich brauchen.

Es wird aber mehr Plasma aus den Blutgefäßen in die Organe befördert als diese nöthig haben. Der Ueberschuß wird durch den durchwirkenden Blutdruck größtentheils in die Lymphgefäße eingetrieben und bildet die Lymphe. Diese Gefäße entspringen mit offenen Mündungen in den Maschen des die Organe durchsetzenden Bindegewebes und stehen an ihrem centralen Ende in Zusammenhang mit den Blutgefäßen, so daß das überschüssig aus den Blutgefäßen in die Gewebe übergegangene Plasma wieder in die Blutgefäße zurückkehrt.

Auf diese Weise existirt neben dem Blutstrom in den Blutgefäßen ein zweiter mächtiger Strom von Plasma oder von Ernährungsflüssigkeit durch die Organe, der auf seinem Wege manche der von den Zellen erzeugten Zersetzungsproducte aufnimmt und dem Blute zuführt.

Zu den bis jetzt betrachteten Vorgängen der Speisung der Zellen des Körpers mit Nahrungsstoffen genügt das Blutplasma. Aber auch die in dem Plasma schwimmenden Blutkörperchen haben ihre große Bedeutung, insofern sie die Träger des aus der Luft eingeathmeten Sauerstoffs sind.

Es ist allgemein bekannt, daß zu den Stoffen, welche die Zellen zum Leben bedürfen und zu denen, welche als unbrauchbar entfernt werden müssen, auch Gase gehören.

Der Wechsel der Gase hätte durch eigene im ganzen Körper verzweigte, lufthaltige Ventilationsröhren geschehen können, wie es bei den Insekten der Fall ist. Eine solche Anordnung ist jedoch bei den höheren Thieren nicht durchgeführt, sie hätte auch eine große Complication mit sich gebracht; die Lüftung der Gewebe ist vielmehr ebenfalls den Blutgefäßen überlassen.

Das Sauerstoffgas der uns umgebenden Luft ist das für das Leben nothwendige Gas, und die in den Geweben durch den Zerfall entstehende Kohlensäure das hauptsächlichste schädliche Gas. Der Sauerstoff wird von der Lunge, wo er in das Blut eintritt, bis zu den Geweben getragen, die Kohlensäure nimmt den umgekehrten Weg, von den Geweben durch das Blut zu der Lunge.

Der in den rothen Blutkörperchen eingeschlossene rothe eisenhaltige Farbstoff hat die merkwürdige Eigenschaft, Sauerstoffgas zu verdichten und locker chemisch zu binden. In dem hellrothen arteriellen Blute ist mehr Sauerstoff enthalten, im dunkelrothen venösen Blute mehr Kohlensäure. 100 cc Arterienblut binden etwa 17 cc reinen Sauerstoff. Die in den Geweben sich immer weiter spaltenden Stoffe entziehen den Sauer-

Digitized by Google

stoff dem Blutroth, das dann, wieder zur Lunge gelangt, von Neuem sich mit Sauerstoff beladet. Die lebhaft kreisenden Blutkörperchen sind Fahrzeuge und der Sauerstoff ihre Fracht, die an den verschiedensten und entlegensten Punkten des Körpers, in allen Organen, abgesetzt wird. Trotz ihrer winzigen Größe vermögen diese nur unter dem Mikroskope sichtbaren Liliputanerschiffchen in 24 Stunden in uns 1 Kilo Sauerstoff zu schleppen und so ohne alles Aufsehen und Geräusch in dieser Frist oft mehr als 700 Liter Sauerstoffgas aus der Luft in sich zu verdichten. Darum braucht der Mensch zum Athmen ein so großes Volum atmosphärische Luft, die nur zu $^1/_5$ aus Sauerstoff, zu $^4/_5$ aus Stickstoff besteht.

Die in den Geweben gebildete Kohlensäure ist die Rückfracht, welche größtentheils das Blutplasma besorgt. Ein Theil der Kohlensäure ist in demselben einfach absorbirt, wie in dem künstlich dargestellten kohlensauren Wasser, ein anderer Theil ist chemisch gebunden an das im Plasma enthaltene Alkali. Die Kohlensäure des Blutes wird in der Lunge gegen die beträchtlich weniger Kohlensäure enthaltende Lungenluft ausgetauscht, ähnlich wie die unter größerer Spannung im kohlensauren Wasser befindliche Kohlensäure beim Oeffnen des Stopfens der Flasche entweicht. Sowie wir die Reinhaltung der Luft unserer Wohnräume durch eine ausgiebige Ventilation besorgen, so sollen auch die Zellen unseres Leibes stets frische Luft erhalten und von den schädlichen Gasen befreit werden.

Durch die ununterbrochene Strömung des Blutes werden, wie wir gesehen, alle Zellen des Körpers in jedem Augenblicke mit Nahrungsstoffen versorgt; ebenso muß auch der Gaswechsel ein continuirlicher sein. Dies wäre jedoch nicht möglich, wenn die elastische Lunge während der Ausathmung ganz zusammenfiele. Aus diesem Grunde enthält die Lunge im lebenden Körper auch bei der tiefsten Ausathmung immer noch eine gewisse Menge von Luft, wodurch der Gasaustausch fortwährend vor sich gehen kann.

Der Ventilator für das Blut ist die Lunge, der Träger der Stoffe zu und von den Organen das Blut. Die die Organe zusammensetzenden lebenden Zellen hungern, wenn ihnen nicht durch das Blut neues Material gebracht wird, und sie ersticken, wenn sie nicht von den Zerfallproducten gereinigt werden.

Nachdem wir hiermit die wichtigsten Vorgänge im Blute kurz skizzirt haben, ist es, um ein vollständiges Bild von der Bedeutung dieses Saftes zu erhalten, noch nöthig, einige höchst bemerkenswerthe Anordnungen für die Vertheilung desselben im Körper zu besprechen.

Die verschiedenen Theile des Körpers erhalten auf die gleich große Masse nicht die gleiche Quantität von Blut, sie werden vielmehr hierin außerordentlich ungleich bedacht.

Wenn auch jedes Organ an dem Zustandekommen des Lebens betheiliget ist, so ist doch die Art und der Grad dieser Betheiligung sehr

Digitized by Google

verschieden. Diejenigen Organe, in welchen mehr Stoffe verarbeitet werden, wie z. B. die Leber, das Gehirn, haben häufiger Ersatz und deshalb reichlichere Durchspülung mit Blut nöthig als andere, in denen die Zersetzung wenig lebhaft ist, wie z. B. die Sehnen. Diese ungleiche Blutzufuhr geschieht zunächst durch die verschiedene Zahl und Weite der das Organ versorgenden Arterien, vor Allem aber durch die ungleiche Dichtigkeit der Capillarnetze. In den ersteren Organen sind die Maschen der Netze eng, in den letzteren dagegen weit und spärlich. Hätten alle Theile des Körpers, auch die dasselbe weniger bedürftigen, gleichmäßig Blut erhalten, dann wäre in manche unnöthig viel Plasma gepreßt worden und hätte die Gesammtmenge des Blutes im Körper bedeutend größer sein müssen.

Ein und dasselbe Organ hat aber zu verschiedenen Zeiten wechselnde Quantitäten von Blut nöthig, da der Grad der Thätigkeit großen Schwankungen unterworfen ist. Wir vermögen mit den Muskeln nicht über 8 Stunden auf die Dauer starke Arbeit zu leisten, das Gehirn versagt nach längerer Anstrengung den Dienst und wir verfallen in Schlaf, aus dem wir neu gestärkt wieder erwachen; der Darm kann nicht Tag und Nacht verdauen, schon deshalb nicht, weil gewisse Drüsen nicht im Stande sind continuirlich Verdauungssäfte zu bereiten. Es ist daher die merkwürdige Einrichtung getroffen, daß durch einen besonderen Mechanismus die Muskeln der Blutgefäße in dem thätigeren Organe erschlafft werden, wodurch ansehnlich mehr Blut zufließt als im weniger thätigen Zustande. Wird z. B. kein Secret in den Speicheldrüsen abgesondert, so sind die Drüsen blaß und die Gefäße eng; bei lebhafter Absonderung sind sie dagegen intensiv geröthet und die Gefäße stark mit Blut angefüllt. Während der Verdauung ist ein großer Theil unseres Gesammtblutes in der Bauchhöhle angesammelt, während der Muskelarbeit in den Muskeln; beim eifrigen Studium werden uns die Füße kalt und der Kopf heiß, ja man hat nachgewiesen, daß das Volumen des Arms bei Anstrengung des Gehirns z. B. bei Lösung einer einfachen mathematischen Aufgabe durch Blutabgabe nach dem Gehirne abnimmt und umgekehrt während des Schlafes zunimmt.

So also dient das Blut einmal mehr diesem, das andere Mal mehr jenem Organe. Es hätte ohne eine solche Einrichtung abermals einer sehr viel größeren Blutmasse bedurft, da sonst jedes Organ stets die ihm bei der stärksten Anstrengung nöthige Maximalblutmenge hätte erhalten müssen. Sie bedingt aber auch den Nachtheil, daß nicht alle Organe zu gleicher Zeit angestrengt thätig sein können. Das alte Sprichwort: „nach der Mahlzeit sollst du stehn oder tausend Schritte gehn" schließt daher eine Wahrheit in sich. Würden wir uns mit vollem Magen zu starker Muskel- oder Gehirnarbeit zwingen, so würde die Verdauung leiden; es ist auch eine Erfahrung, daß wir nach reichlichem Essen zum Arbeiten nicht sehr geeignet sind.

Digitized by Google

Aber noch eine andere wichtige Bedeutung hat die Möglichkeit einer ungleichen Vertheilung des Blutes im Körper durch Ausdehnung gewisser Gefäßbezirke und entsprechende Verengernng anderer, nämlich der Theilnahme an der Regulation der Wärme in dem Organismus. Die Vorgänge im Körper beanspruchen eine ganz bestimmte Temperaturhöhe. Im heißesten Tropenklima und in der Kälte der Pole lebt der Mensch und besitzt die gleiche Temperatur seines Blutes von 37—38°. Es wird also stets ebenso viel Wärme in seinem Körper erzeugt als von ihm abgegeben wird. In der Kälte ist aber unter sonst gleichen Umständen der Wärmeverlust selbstverständlich größer als in höher temperirter Luft. Es kann daher hier nur durch eine größere Wärmebildung oder durch eine Aenderung in dem Wärmeabfluß die constante Körpertemperatur erhalten werden.

Der innere Kern des Körpers ist durch eine die Wärme schlecht leitende Fettschicht von der äußeren Oberfläche getrennt. In der Kälte sind die Gefäße der Haut zusammengezogen und die Haut blaß; das warme Blut wird hinter die Fettschicht in das Innere des Körpers gedrängt und so weniger Wärme an der Haut abgegeben. Befinden wir uns dagegen in warmer Umgebung, dann dehnen sich die Blutgefäße der Haut weit aus und die Haut erscheint geröthet, da ein ansehnlicher Theil des im Innern des Körpers erwärmten Blutes an die Peripherie nach Außen von der Fettschicht getragen wird. Auf diese Weise wird in der Hitze dem Körper durch Begünstigung der Leitung und Strahlung, vorzüglich aber durch reichliche Wasserverdunstung mehr Wärme entführt.

Wenn das Blut seiner Aufgabe genügen soll, so muß es in einer bestimmten Menge im Organismus vorhanden sein. Man hat früher geglaubt, das Blut mache einen sehr beträchtlichen Bruchtheil des Körpers aus, im Menschen z. B. 10—15 Liter. Je genauer jedoch die Messungen gemacht worden sind, desto niedriger fielen die Zahlen aus. Man weiß jetzt, daß in einem kräftigen Menschen nur etwa $4\frac{1}{2}$ Liter Blut enthalten sind, also höchstens 8% des gesammten Körpergewichtes.

Der Organismus kann einen beträchtlichen Verlust von Blut ertragen. Bei Entziehung der Hälfte der normalen Blutmenge tritt aber der Tod ein, wenn nicht alsbald Ersatz folgt. Alle die vorher beschriebenen Thätigkeiten des Blutes werden durch ausgiebige Blutverluste in ihrer Intensität herabgesetzt. Durch die Abnahme der Blutmenge und des Blutdrucks tritt weniger Ernährungsflüssigkeit in die Gewebe über, ja die vorher schon darin befindliche gleicht sich mit dem Blute aus, vermehrt so dessen Plasmagehalt und vermindert verhältnißmäßig noch weiter die Menge der Blutkörperchen. In Folge davon werden die Zellen des Körpers ungenügend ernährt, es wird weniger in ihnen zersetzt und weniger lebendige Kraft producirt, daher der Körper darnach matt und schwach ist. Bei einem ausgiebigen Aderlasse erfolgt durch die plötzliche

Digitized by Google

Aenderung in der Zufuhr des Blutes zum Gehirn eine vorübergehende Leistungsunfähigkeit desselben oder Ohnmacht

Aber bald stellt sich der erlittene Verlust wieder her; das Plasma aus den aufgenommenen Nahrungsstoffen, die Blutkörperchen in eigenen Organen, vorzüglich in der Milz, den Lymphdrüsen, dem Knochenmarke. Beständig gehen in uns auch bei voller Nahrungsaufnahme Blutkörperchen zu Grunde und werden neue erzeugt, während eine solche Neubildung von Organisirtem für die meisten übrigen Organe nicht constatirt ist; in den letzteren werden größtentheils die unorganisirten Stoffe des Plasmas und des Zelleninhaltes zerstört, die eigentlich organisirte Form dagegen bleibt bestehen.

Ist in Folge eines großen Blutverlustes das Leben bedroht, so kann durch rasche Wiederzufuhr von Blut d. h. durch Einspritzen desselben in eine Vene geholfen werden. Man hat vielfach solche Transfusionen von Blut am Menschen gemacht, früher mit von Faserstoff befreitem Thierblut, später mit Blut von einem anderen lebenden Menschen. Nach dem, was ich vorher über die Bedeutung der Blutkörperchen gesagt habe, ist es klar, daß Einspritzen von Plasma keine volle Wirkung hat, denn es fehlen darin die Träger des Sauerstoffs, die Blutkörperchen. Man hat in neuerer Zeit durch Versuche an Thieren die merkwürdige Erfahrung gemacht, daß das Blut einer anderen Thierart nur vorübergehend die Rolle übernimmt; nach einigen Tagen zerfallen die fremden Blutkörperchen und zwar in solcher Anzahl, daß durch die Zersetzungsproducte der Tod des Thieres herbeigeführt wird. Nimmt man einem Hunde einen ansehnlichen Theil seines Blutes weg, so viel, daß er in tiefer Ohnmacht und nahe dem Tode ist, so erholt er sich in kürzester Zeit durch Wiedereinspritzen des abgelassenen Blutes oder durch Einspritzen von Blut eines anderen Hundes dauernd. Das Gleiche tritt scheinbar ein bei Einspritzen von Kalbsblut, dessen Blutkörperchen man mit dem Mikroskope von denen des Hundeblutes nicht zu unterscheiden vermag; das Thier ist munter und nimmt Nahrung zu sich, in wenigen Tagen dagegen beginnt der Untergang der Kalbsblutkörperchen, die in dem fremden Organismus nicht auf die Dauer fortleben. Wir ziehen daraus die Lehre, daß man bei größeren Blutverlusten gut thut, einem Menschen nur Menschenblut wiederzugeben.

Zu der Zeit, in welcher man das Blut für den Mittelpunkt der Lebensvorgänge ansah, dachte man sich den Charakter und andere derartige Eigenschaften des Menschen und der Thiere von der Beschaffenheit des Blutes abhängig. Man meinte, wenn man einem Menschen das Blut eines Löwen geben könnte, ihm dann damit auch den Muth dieses Thieres zu verleihen. Man erzählt von einem anglicanischen Geistlichen, der sich mehrmals Lammblut einspritzen ließ, um die Unschuld und die Sanftmuth dieses Thierchens zu empfangen.

Digitized by Google

Noch heut zu Tage finden sich Anklänge an diese vergangenen Auffassungen in manchen Ausdrücken vor. Wir nennen Menschen mit leicht erregbarem Temperamente heißblütig, obwol ihr Blut nicht wärmer ist als das der Phlegmatiker, oder wir verleihen furchtsamen Leuten Hasenblut.

Wenn uns solche Meinungen jetzt sogar lächerlich erscheinen, so beweist dies, daß wir in der Erkenntniß des Lebens Fortschritte gemacht haben.

Um die Thätigkeiten in einem höheren thierischen Organismus zu ermöglichen, sind, wie wol aus meinen Darlegungen hervorgeht, die complicirtesten Einrichtungen nöthig, weshalb leider auch leicht Störungen und Krankheiten eintreten. Erst mit der Kenntniß der normalen Vorgänge und ihrer Ursachen gewinnt man die Grundlage zum Verständniß und zur Bekämpfung der krankhaften Prozesse.

Wo man in dieser Richtung zu untersuchen beginnt, begegnet man den merkwürdigsten Anordnungen und Regulationen. Es ist noch nicht sehr lange her, daß man das Leben der Erforschung zu unterziehen wagt. Aber erst in den letzten fünfzig Jahren ist die Physiologie vollkommen in den Kreis der experimentirenden und erklärenden Naturwissenschaften eingetreten, vorbereitet durch die Arbeiten der früheren Zeit, vorzüglich jedoch ermöglicht durch das rasche Aufblühen einiger wichtiger Hülfswissenschaften, vor Allem der Physik und der Chemie, und durch die Aufhellung der feineren Formen der Organisation durch das Mikroskop.

Dadurch, daß es gelang, immer mehr Erscheinungen des Lebens durch die experimentelle Behandlung aus ihren Ursachen abzuleiten, hat sich die Ueberzeugung befestigt, daß in der belebten Natur dieselben Ursachen und Wirkungen walten wie in der unbelebten, und daß es gelingen werde, immer mehr derselben auf mechanistische Weise zu erklären.

Es hat sich schon jetzt eine Fülle von Erkenntniß erschlossen, welche nicht nur die Physiologie gefördert hat, sondern auch auf die Vorstellungen von der Natur von bestimmendem Einflusse gewesen ist, und außerdem dem Menschengeschlechte für die Verbesserung seines Daseins und für die Heilung und Verhütung von Krankheiten schon vielfachen Nutzen gebracht hat und noch ungleich mehr bringen wird.

Digitized by Google

Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.

Von

G. Baur.

— Leipzig. —

Am 18. Januar des Jahres 1871 war es, daß König Wilhelm von Preußen, wie es in seiner an demselben Tage von Versailles aus an das deutsche Volk ergangenen Proclamation heißt, dem einmüthigen Rufe der deutschen Fürsten und freien Städte folgend, die deutsche Kaiserwürde in seiner Person erneuerte, in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken; in der Hoffnung, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen und den Lohn ihrer heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden; und endlich unter dem Gebete, daß Gott dem Kaiser und seinen Nachfolgern verleihen wolle, allezeit Mehrer des deutschen Reichs zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung. Etwa sechs Wochen nachher wurden durch die am 27. Februar unterzeichneten Friedenspräliminarien dem wiederhergestellten deutschen Reiche die verheißenen Grenzen wiedergegeben, welche Deutschland, das bisher trotz der Siege von 1814 und 1815 jedem feindlichen Angriffe des unruhigen Nachbars offen gestanden hatte, für die Zukunft Sicherheit gegen solche Angriffe versprechen. Aber gleich damals wurde von Feinden die Hoffnung, von Freunden die Befürchtung ausgesprochen, daß das deutsche Reich in dem Elsaß und in Deutsch-

Digitized by Google

lothringen nur ein Venetien erworben habe. Wenn jemals eine Vergleichung gehinkt hat, so ist es diese. Dort ein Volk, welches durch Sprache und Nationalität von Oesterreich, mit dem es verbunden worden ist, auf das Bestimmteste geschieden war; hier ein deutscher Volksstamm, dem selbst eine zweihundertjährige politische Verbindung mit Frankreich seine deutsche Volksthümlichkeit kaum zu verkümmern, geschweige zu rauben vermocht hat. Dort eine lediglich aus politischen Rücksichten gewaltsam hergestellte Verbindung eines einst selbständigen und auf seine Selbständigkeit stolzen Staates mit einer ihm völlig fremden Regierung; hier nur die Wiederaufnahme einer deutschen Provinz in die uralte und nur auf verhältnißmäßig kurze Zeit unterbrochene Verbindung mit dem deutschen Mutterreiche. Allerdings hat sich bei den Elsässern in der Zeit ihrer Zugehörigkeit zu dem mächtigen Frankreich nicht gerade ein Heimweh nach der Wiedervereinigung mit dem ohnmächtigen und zerrissenen deutschen Reiche oder deutschen Bunde entwickeln können. Vielmehr sind sie in demselben Maße, in welchem ihre Anhänglichkeit an die neue Regierung allmählich wuchs, dem Mutterlande mehr und mehr entfremdet worden. Aber dabei sind sie doch im Grunde ihres Wesens Deutsche geblieben, und eigentlich nur die städtische Bevölkerung in ihren oberen Schichten hat eine oberflächliche französische Färbung angenommen. Wenn nun aber der Elsaß geblieben ist, was er von Alters her war, nämlich ein deutsches Land, und wenn andererseits Deutschland nicht geblieben ist, was es damals war, als dieses Glied ihm vom Leibe gerissen wurde, nämlich ein ohnmächtiges Conglomerat aus einzelnen Staaten und Stätchen, welches weder die Kraft noch den Willen hatte, zu schützen und festzuhalten was sein eigen war: so ist ja gewiß die Hoffnung berechtigt, daß das zeitweilig getrennte Glied, welches wir um unserer Selbsterhaltung willen nicht wieder lassen dürfen, auch aus eigenem Triebe sich wieder lebendig mit dem Leibe verbinden werde, dessen Haupt nun wieder ein deutscher Kaiser ist, und zwar ein Kaiser, der nicht blos den Schmuck der Krone und des Scepters trägt, sondern auch mit Schild und Schwert wohl bewaffnet ist zu Schutz und Trutz. Und zur Belebung und Befestigung dieser Hoffnung wird ein rascher Gang durch eine mehr als tausendjährige Geschichte dienen, auf welchem wir, bei einigen Hauptmomenten derselben kurz verweilend, uns vergegenwärtigen, wie der Elsaß nicht blos als ein deutsches Land, sondern geradezu als eine der bedeutendsten Pflegestätten deutschen Lebens und deutscher Gesinnung sich bewährt hat.

Die Franzosen freilich haben es niemals wollen gelten lassen, daß der Elsaß zum deutschen Reiche gehöre; sie haben vielmehr von jeher behauptet, daß das, was westlich vom Rheine liege, von Rechts wegen ihr Eigen sei. Schon der deutsche König Heinrich I. und der Kaiser Otto I. sahen sich genöthigt, das linke Rheinland mit Waffengewalt gegen

Digitized by Google

den schlimmen Nachbar im Westen zu sichern, und als vor jetzt gerade neunhundert Jahren, im Jahre 978, der westfränkische König Lothar ohne Kriegserklärung in die deutschen Reichslande einbrach und den Adler auf dem Palaste Karls des Großen in Aachen, der nach Deutschland schaute, umkehren und nach Frankreich hin wenden ließ, da rückte Kaiser Otto II. mit einem Heere von sechszigtausend Mann siegreich bis vor die Thore von Paris und bewies, daß man damals deutsches Reichsgebiet und die deutsche Reichsehre nicht ungestraft antasten durfte. Ganz besonders aber sind in den letzten drei Jahrhunderten alle die listigen oder gewaltthätigen Angriffe Frankreichs auf das linksrheinische deutsche Gebiet, unter Ludwig XIII. von Richelieu, unter Ludwig XIV. von Mazarin und dann von Colbert und Louvois, hundert Jahre später von den Leitern der Revolutionsheere, und in der neuesten Zeit von den Ministern Napoleons III., mit der jedem Franzosen als ein selbstverständliches Axiom geltenden Behauptung gerechtfertigt worden, daß der Rhein Frankreichs Naturgrenze sei. Es ist sonderbar, daß dieser Ruf von einer Stadt ausgeht, welche, wie London und Dresden, selbst von einem mächtigen Strome durchflossen, den thatsächlichen Beweis liefert, daß dadurch der Verkehr eher belebt, als gehemmt wird. Und was darauf zu antworten ist, das hat schon kurz nach der Schlacht bei Leipzig E. M. Arndt trefflich gesagt in seiner Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze." Begrenzt ist das obere Rheinthal im Osten vom Schwarzwald und im Westen von den Vogesen. Innerhalb dieser Grenzen aber wohnt deutsches Volk desselben Stammes und derselben Mundart, dessen Sprachgrenze nach Westen auch unter der französischen Herrschaft so gut wie gar nicht hat verschoben werden können. Und wie zum Zeichen, daß deutsche Stammesgenossen auf beiden Seiten des Rheins zu ihren Füßen wohnen, sind bekanntlich zwei einander gegenüber liegende Bergeshäupter des Schwarzwaldes und der Vogesen mit demselben Namen des Belchen bezeichnet, wie auch sonst zahlreiche Orte hüben und drüben den gleichen Namen führen. Zwischen den Bewohnern des rechten und linken Rheinufers aber hat, zumal so lange dieses zu Deutschland gehörte, stets ein eben so leichter als lebhafter Verkehr bestanden.

Und die Geschichte bezeugt, daß der Elsaß selbst, wie kaum ein anderes deutsches Land, der fruchtbare Boden eines reich und mannichfaltig bewegten und für die Gesammtentwickelung unseres Volkes höchst fruchtbaren eigenthümlich deutschen Lebens gewesen ist. Straßburg, das Argentoratum der Römer, kommt schon am Schlusse des 6. Jahrhunderts in Gregors von Tours fränkischer Geschichte unter jenem deutschen Namen vor. Dort war es denn auch, wo die erste öffentliche Urkunde politischen Inhaltes in deutscher Sprache vollzogen wurde, die uns noch erhalten ist. Es ist dies jener Eid, durch welchen im Jahre 842 die Könige Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle,

Digitized by Google

insbesondere gegen ihren Bruder Lothar, sich verbündeten, und welchen Ludwig in romanischer, Karl aber in deutscher Sprache leistete, damit ein jeder von dem Heere des Bruders verstanden werden könne. Als dann im nachfolgenden Jahre durch den Vertrag zu Verdun die Selbständigkeit des ostfränkischen oder deutschen Reiches ihre staatsrechtliche Begründung fand, da wurde damit auch der selbständigen Entwickelung der deutschen Sprache und Literatur ein fester und gesicherter Boden gegeben. Und der Name, welcher mit der Erinnerung an die ersten herzerhebenden Siegesklänge, die am 4. August 1870 vom Elsaß zu uns herüberschallten, unzertrennlich verbunden bleibt, bezeichnet zugleich den Ort, wo das erste wahrhaft grundlegende Literaturwerk in althochdeutscher Sprache entstanden ist. Die Benedictinerabtei zu Weißenburg war es, wo vor tausend Jahren, gegen das Jahr 870 hin, der Mönch Otfried seine unter dem Namen des Krist bekannte Evangelienharmonie vollendete. Schon etwa ein Menschenalter vorher hatte ein sächsischer Dichter in niederdeutscher Sprache die Berichte der vier Evangelisten zu einem Epos vom Heliand oder Heiland verbunden, welches zeigt, wie wunderbar tief damals schon die Thatsachen und Lehren des Evangeliums das deutsche Gemüth ergriffen und durchdrungen hatten. Nicht so volksmäßig ist die Dichtung des Weißenburger Mönchs. Er verfolgt in ihr ausgesprochenermaßen den Nebenzweck, die im Volke noch lebendigen volksthümlichen Heldenlieder durch seine christlichen Gesänge zu verdrängen. Aber schon das Bedürfniß, das Evangelium zu dem deutschen Volke deutsch reden zu lassen, ist aus dem deutschen Geiste heraus geboren, dessen Innerlichkeit sich nicht damit begnügen will, den Satzungen der Kirche nur äußerlich sich zu unterwerfen, sondern der mit eignen Augen zu sehen, mit dem eignen Herzen zu verstehen begehrt. Und auch unter der Mönchskutte schlägt dem Dichter noch sein Herz in dem Hochgefühle, dem hochbegabten und kriegsgewaltigen deutschen Frankenvolke anzugehören, welches den Griechen und Römern keineswegs nachstehe; und seine Gebundenheit an seine biblischen und patristischen Vorlagen ist doch nicht groß genug, um verhindern zu können, daß nicht da und dort ein Ausdruck deutscher Treue, deutschen Heldensinnes, deutschen Familiengefühls, deutscher Heimatliebe mächtig hervorbricht, um so ergreifender, je mehr man es dem Dichter anfühlt, daß sein Gedanke noch mit einer neuen und ihm unbequemen poetischen Form zu ringen hat. Denn dadurch vor allem ist dieses älteste umfangreiche und in seinem ganzen Umfang uns erhaltene epische Gedicht in hochdeutscher Sprache für die gesammte nachfolgende deutsche Poesie epochemachend und vorbildlich geworden, daß Otfried seine Verse zuerst anstatt durch die früher übliche Alliteration durch den Reim verbunden hat. Und wenn wir jetzt überall in Deutschland in den Kirchen „Befiehl du deine Wege", oder „O Haupt voll Blut und Wunden" singen, oder in geselligen Kreisen „Frisch auf zum fröhlichen Jagen", oder „Erhebt euch von der Erde", so klingen gerade in der unserer

Digitized by Google

Poesie geläufigsten Form dieser Lieder besonders deutlich die Töne nach, welche vor tausend Jahren im Elsaß zuerst angestimmt worden sind. Aber der Geist des deutschen Volkes ließ sich durch die geistliche Dichtung Otfrieds mit ihrer wohlgemeinten Lehrhaftigkeit nicht wehren, an dem wunderbaren Gebilde seiner Sagen fortzuweben und damit den Elsaß ganz besonders reich auszustatten. Nur beispielsweise sei auf die Sage vom Riesenfräulein von Burg Rideck und auf die Sage vom Odilienberge hingewiesen, welche durch Chamisso und Rückert auch auf das rechte Rheinufer verpflanzt worden sind, um des frommen Knechtes Fridolin zu geschweigen, dessen Gräfin von Savern eine gute Deutsche und zu Zabern im Elsaß zu Hause war. Die Geister einer der gewaltigsten unter unsern alten Heldensagen umschweben die Höhe des Wasgensteins, auf welcher die aus der Geiselschaft bei dem Hunnenkönig Attila flüchtenden bräutlich verbundenen Königskinder Walther von Aquitanien und Hildegund von Burgund rasteten und Walther mit dem Frankenkönig Gunther von Worms und dessen Helden, namentlich mit seinem alten Waffenbruder Hagen, jenen furchtbaren Kampf zu bestehen hatte. Mag dieser Wasgenstein in dem etwa drei Stunden westlich von Wörth gelegenen Berge, welcher heute noch diesen Namen trägt, oder mag er mit J. Grimm südlicher in einer Höhe der mittleren Vogesen zu suchen sein: jedenfalls gehört wieder dem Elsaß die Oertlichkeit an, an welche das alte, mit dem Nibelungenlied innig verzweigte Waltharilied sich anlehnt und in welcher es in seiner ursprünglich deutschen Grundlage wol auch entstanden ist. Im 10. Jahrhundert ist es dann im Kloster zu St. Gallen in lateinische Hexameter gebracht und aus diesen bekanntlich von Scheffel in seinem Ekkehard wieder in's Deutsche umgedichtet worden. Aber neben der Heldensage hat der deutsche Geist als ein ihm ganz eigenthümliches Erzeugniß die Thiersage hervorgebildet. Nicht die lehrhafte Thierfabel, sondern die eigentliche Thiersage, welche der unbefangenen echt deutschen Freude an Natur und Wald und an dem mannichfaltigen und eigenthümlichen Leben der Thierwelt entspringt und ihren deutschen Ursprung auch dadurch verräth, daß in ihr ursprünglich nicht der Löwe, sondern der Bär das königliche Scepter geführt hat. Diese Thiersage war von deutschem auf französischen Boden hinübergewandert, am Schlusse des 12. Jahrhunderts aber hat sie ein Elsässer Dichter, Heinrich der Glîchesâre oder der Gleißner, in die alte Heimat wieder zurückgeführt, und zwar in derberer und frischerer Gestalt, als sie uns in dem nach mancherlei Wanderungen über Frankreich und Holland erst 1498 nach Deutschland zurückgekehrten niederdeutschen Gedichte von Reinecke Vos begegnet. Als so Heinrich um das Jahr 1170 einen auf deutschem Boden gewachsenen, volksthümlichen Sagenstoff aufs Neue belebte, begann das höfische Kunstepos, welches seine Stoffe ausländischen Sagenkreisen entlehnte, seinen ruhmvollen Entwickelungsgang und damit die erste klassische Periode der deutschen Literatur.

Digitized by Google

Auch unter seinen drei größten und alle andern weit überragenden Vertretern, Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg, befindet sich wieder ein Elsässer. Und wenn Hartmann durch die besonnene Klarheit und Sauberkeit seiner Gedanken und durch die tadellose Correctheit seiner Form anspricht, Wolfram durch den tiefen Ernst und den kühnen Schwung seiner Gedanken ergreift und fortreißt, so gewinnt Gottfried nicht blos durch die bezaubernde Leichtigkeit und Anmuth, durch die süße Melodie seiner Sprache, sondern auch durch die kecke individuelle Frische und Lebendigkeit unser Herz, in welcher er sich von den schon zur Regel gewordenen gewohnheitsmäßigen Normen des epischen Stils mehr als Andere emancipirt hat. Allerdings behandelt er einen bedenklichen Stoff. Es berührt oft peinlich, wirkt manchmal geradezu abstoßend, daß das Verhältniß der beiden Liebenden Tristan und Isolde durch das physische Mittel eines von beiden unbewußt genossenen Liebestrankes bewirkt und also innerlich unfrei und ohne sittliches Interesse ist. Aber Gottfried hat den spröden bretonischen Stoff mit deutscher Innigkeit durchgeistigt, und deutsches Naturgefühl ist es, was ihm die reizenden Verse dictirt hat, in welchen er die „Sommeraue" schildert, auf welcher König Marke von Kurnewal und Engelland ein liebliches Maienfest veranstaltet:

Man vant dâ, swaz man wolte,
Daz der meie bringen solte,
Den schate bî der sunnen,
Die linden bî dem brunnen. — —
Diu süeze boumblout sach den man
So rehte suoze lachende an,
Daz sich daz herze und al der muot
Wider an die lachende bluot
Mit spilnden ougen machete
Und ir allez widerlachete.
Daz senfte vogelgedoene
Daz süeze, daz schoene,
Daz ôren unde muote
Vil dicke kumet ze guote,
Daz fulte dâ berc unde tal.
Diu saelige nahtegal,
Daz liebe süeze vogelin,
Daz iemer süeze müeze sin,
Daz kallete ûz der blüete
Mit solher übermüete,
Daz dâ manc edele herze van
Fröd' and hohen muot gewan.

Aber auch von anderen Nachtigallen weiß Gottfried zu reden, die ihr Amt wohl verstehen und mit ihrer lauteren und guten Stimme den Herzen wohl thun. Er versteht darunter an einer späteren Stelle seines

Digitized by Google

Tristan, wo er die Dichter seiner Zeit die Revue passiren läßt, die zahlreichen Minnesänger seiner Zeit, und als ihrer aller „Leitefrau" bezeichnet er eine aus Hagenau, die jetzt leider für die Welt verstummt sei. Es ist damit jedenfalls ein hervorragender Minnesänger aus dem Elsaß, aller Wahrscheinlichkeit nach Reimar der Alte gemeint. Ein geborener Elsässer, trat er später am österreichischen Hofe zu Walther von der Vogelweide in nähere Beziehung, welcher ihm einen ehrenvollen Nachruf gewidmet hat und außer welchem er der fruchtbarste aller Minnesänger war. Zugleich aber war er ein Dichter, der, wie Uhland sagt, vor allen niedersteigt in das innerste Gemüth und wie kein Anderer den Ausdruck der lauteren Liebe hat, der ausdauernden Treue, der zärtlichen Klage, des ergebenen Duldens. Und während so die Nachtigallen durch Wald und Flur im schönen deutschen Elsaß ihren vielstimmigen Gesang erschallen ließen, erstand unter den Händen Erwins von Steinbach ein neues herrliches Denkmal deutschen Geistes in jener Façade des Münsters zu Straßburg, in welcher der zuerst in Nordfrankreich ausgebildete sogenannte gothische Baustil seine vollkommenste und für andere Orte maßgebend gewordene Umbildung zu einem deutschen Baustil erfuhr.

Das alles sind laut redende Zeugnisse dafür, daß der Elsaß eine der ergiebigsten und gesegnetsten Pflegestätten deutschen Lebens gewesen ist. Aber auch eine Pflegestätte deutscher Gesinnung habe ich ihn genannt, jener Gesinnung, welche entschlossen ist, deutsches Recht und deutsche Ehre gegen fremde An- und Eingriffe zu wahren. Gerade durch die immer bedrohliche Nachbarschaft Frankreichs wurde im Elsaß diese Gesinnung geweckt, und so lange er zu dem deutschen Reiche gehörte, behauptete er den Ruhm, das reichstreueste Land zu sein. Allerdings nahmen die schwäbischen Herzöge, welche seit der Mitte des 8. Jahrhunderts zugleich Herzöge des Elsasses waren, an diesem Ruhm nicht Theil. Vielmehr hatten die deutschen Kaiser aus sächsischem und fränkischem Stamm mit den particularistischen Gelüsten dieser mächtigen Herren fortwährend zu kämpfen, öfter im Bunde mit den Bischöfen von Straßburg, auf welche der deutsche Kaiser damals noch als auf treue Bundesgenossen rechnen durfte. Wol aber durfte das Volk, durften insbesondere die Städte im Elsaß, Hagenau, Straßburg, Colmar, Schlettstadt, Mühlhausen, Kaisersberg, ihrer Reichstreue sich rühmen. Und jene Kaiser hielten mit Vorliebe bei den treuen Elsässern sich auf und ließen sie ihre kaiserliche Gunst reichlich erfahren. Noch inniger wurde dieses Verhältniß, als die auch im Elsaß reich begüterten Herzöge von Schwaben, die gewaltigen Staufen, selbst zur Kaiserwürde erhoben wurden. Konrad III. erbaute sich in Hagenau einen herzoglichen Palast, welchen Friedrich der Rothbart in eine feste kaiserliche Burg umgestaltete. Dort kam 1193 der gefangene Richard Löwenherz mit Heinrich VI. zusammen, nachdem er aus seiner Haft auf der Burg Trifels in den pfälzischen

Digitized by Google

Vogesen entlassen war. Seit Philipp von Schwaben führten die deutschen Könige persönlich die Verwaltung von Schwaben und Elsaß, bis der letzte Staufer nach vergeblichem Kampfe um sein sicilisches Erbe 1268 zu Neapel auf dem Blutgerüste endete. Aber fünf Jahre später vernahmen die Elsässer mit frohem Erstaunen, daß ihr Hauptmann und Feldoberster, der Landgraf des oberen Elsasses, Rudolf Graf von Habsburg zum römischen König gewählt sei. Die Tage, in welchen er auf der Fahrt zur Krönung in Aachen mit zwölfhundert Reisigen in Straßburg einkehrte und dort Hof hielt, waren hohe Festtage für die treue Reichsstadt. Und als er, mit reichen Gastgeschenken überhäuft und von vier stattlichen Schiffen ehrenvoll rheinabwärts geleitet, geschieden war, da hatte die ihm nachfolgende Königin Anna in Mühlhausen, in Colmar, in Straßburg gleich begeisterter Huldigungen sich zu erfreuen. Insbesondere müssen die wackeren Straßburger der hohen Frau einen ungewöhnlichen Durst zugetraut haben, denn sie erhielt sechszig Faß „Edelwein" zum Geschenk, während ihr Gatte mit sechszehn Fuder bedacht worden war. Der weitere Verlauf der deutschen Reichsgeschichte entsprach freilich diesen freudigen Erwartungen nicht. Die Erhebung der Habsburger bedeutete einen verhängnißvollen Umschlag in der Handhabung des deutschen Königthums. Die großartige Idee des Kaiserthums, für deren Verwirklichung die Staufen, allerdings vergebens, ihre ganze Kraft eingesetzt hatten, gaben die Habsburger auf. Der Italiener Dante verdammt König Rudolf zu langer Buße im Fegefeuer, weil er, seine Kaiserpflicht versäumend, dem zerrütteten Italien nicht mit Gewalt Frieden und Ordnung wiedergegeben hat. Aber auch in Deutschland war es dem neuen Herrscherhause nicht sowol um Mehrung des Reiches, als um Vermehrung seiner Hausmacht zu thun. Von dem deutschen Reiche, oder vielmehr von Oesterreich, hatten die reichstreuen Elsässer jetzt auf Schutz gegen den bösen Nachbar im Westen nicht mehr zu rechnen. Sie aber hörten darum nicht auf, treu zum Reiche zu stehen, und erwehrten sich selbst, im Bunde mit den von demselben Feinde bedrohten Schweizern, der Angriffe von Frankreich und Burgund her, welche während des 14. und 15. Jahrhunderts sich immer wiederholten. Diese Sachlage schildert folgende Strophe eines auf die Niederlage Karls des Kühnen bei Granson (am 2. März 1476) verfaßten gleichzeitigen Siegesliedes:

Oesterrich, du schlafest gar lang,
Das dich nit weckt der vogelsang,
Hast dich der mette versumet!
Der Burgunner hat sich ganz vermessen,
Er wölt zu Bern und Friburg Kuchlin essen,
Der Ber hat im die pfannen gerumet.

Dem Berner Bären aber haben damals, während Oesterreich säumte, auch Elsässer, insbesondere die Straßburger, geholfen, dem Burgunder

Digitized by Google

Geier die Pfanne zu räumen und die Fänge zu stutzen. Erst unter Maximilian I. spann sich ein näheres Verhältniß zwischem dem Elsaß und seinem Kaiser wieder an. Als Landgraf von Elsaß und als Herr in Burgund dem Lande doppelt verbunden und überhaupt den Städten geneigt, schien er die alten Zeiten wieder herstellen zu wollen, in welchen die Kaiser so gern im Elsaß geweilt hatten. Und gewiß würde das Verhältniß noch inniger geworden sein, wenn Kaiser Max nicht fortwährend in der Lage gewesen wäre, seine guten Freunde um Aushülfe in seinen Geldverlegenheiten angehen zu müssen. Als er jedoch mit den Schweizern in Streit gerieth, gaben die elsässischen Städte, insbesondere Straßburg, Colmar und Schlettstadt, freilich mehr zu ihrer Ehre, als zu ihrem Vortheil, lieber ihre alten Bundesgenossen als ihren Kaiser auf und halfen ihm am 22. Juli 1499 treulich die Schlacht bei Dorneck verlieren. Und unter Maximilian war es denn auch, daß die ersten deutsch-patriotischen Schriften im eigentlichen Sinne veröffentlicht wurden, d. h. Schriften, welche den bestimmten Zweck haben, Deutschlands Recht und Ehre dem Auslande gegenüber zu vertreten. Bei aller Anhänglichkeit an die Heimat und an das heimatliche Wesen, welche dem Deutschen eigen ist, waren doch, wenn man etwa von einem bekannten Liede Walthers von der Vogelweide absieht, derartige Schriften bisher nicht erschienen. Nun aber traten sie hervor, veranlaßt theils durch die immer unerträglicher werdende Frechheit, mit welcher Rom das deutsche Volk auszusaugen suchte, theils durch die mit der Wiedererweckung des klassischen Alterthums wieder an das Licht getretenen Vorbilder griechischer und römischer Patrioten. Unter ihren Verfassern aber ragt wieder ein Elsässer, der 1450 in Schlettstadt geborene und nach einem vielbewegten Leben 1528 ebenda gestorbene Jacob Wimpheling, hervor. Er hat in mehreren Schriften das wüste und eitle Geschrei der Franzosen nach der Rheingrenze gebührend widerlegt und energisch zurückgewiesen, hat die wahre Grenze Deutschlands festzustellen versucht und seine Ausführungen mit den Worten bekräftigt: „Was unser ist, das soll der übermüthige Gallier sich nicht anmaßen; das wollen wir baß verhüten!" Zur Verbreitung dieser und anderer Schriften aber bediente man sich namentlich zu Straßburg und Hagenau mit Eifer des Mittels der Buchdruckerkunst, mit deren ersten Anfängen Gutenberg schon vor 1440 in Straßburg hervorgetreten war, wohin er, aus seiner Vaterstadt Mainz verbannt, sich gewendet hatte.

Während nun in diesen Kämpfen mit der Waffe des Schwertes und der Feder die deutsche Gesinnung sich bewährte, vollzog sich gleichzeitig auf einem besonderen Gebiete die Bildung eines neuen ganz eigenthümlich deutschen geistigen Lebens. Ungefähr gleichzeitig mit der Erhebung der Habsburger zur deutschen Königswürde schickte die römische Kirche sich an, den Gipfel ihrer hierarchischen Anmaßung zu er-

Digitized by Google

steigen. Im Kampfe dagegen standen die Elsässer ihrem Kaiser wieder treu zur Seite. Straßburg duldete mit Ludwig dem Baier, ja über dessen 1347 erfolgten Tod hinaus, Bann und Interdict; und als es bei Gelegenheit der Belehnung seines Bischofs durch Karl IV. von jenem schweren Druck befreit wurde, da verwahrte sich doch der wackere Ammeister, Herr Peter Schwarber, auf das entschiedenste dagegen, daß der Name Kaisers Ludwig verunglimpft werde. Zugleich aber zog das deutsche Gemüth, unbefriedigt von den äußerlichen hierarchischen Satzungen, sich in die geheimnißvollen Tiefen des christlichen Glaubens zurück, nicht auf dem Wege der Reflexion oder Speculation, sondern der unmittelbaren lebendigen Erfahrung des Herzens. Als den Philosophen dieser deutschen Mystik kann man den Meister Eckard, als ihren Dichter Heinrich Suso, als ihren Prediger Johann Tauler bezeichnen. Und von diesen haben wieder Eckard und Tauler in Straßburg gewirkt, wo auch als Taulers Zeit- und Gesinnungsgenosse der Kaufmann Rulman Merswin in seiner Schrift von den neun Felsen die Stufen beschrieb, auf welchen die Seele zum Ziele ihrer himmlischen Berufung hinansteige; und auf der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts hat Geiler von Kaisersberg dort seine höchst wirksamen volksthümlichen Predigten gehalten. Das eigenthümlich deutsche Wesen jener Mystiker offenbart sich schon darin, daß sie nicht, wie die französischen und italienischen, in lateinischer, sondern in deutscher Sprache schrieben; und während die deutsche Poesie im 14. Jahrhundert mehr und mehr in Verfall gerieth, schmiegt sich die von ihnen vorzugsweise ausgebildete deutsche Prosa mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit, Zartheit und Innigkeit den feinsten und tiefsten Wendungen des Gedankens an. Luther hat sich auf diese deutsche Mystik, insbesondere auf Tauler, gern berufen, weil in ihr der Gedanke vorbereitet ist, aus welchem sein Reformationswerk entsprang. Und wenn man die Reformation mit Recht die größte That des deutschen Geistes genannt hat, so haben die Elsässer ihre deutsche Gesinnung auch durch die Entschiedenheit und Freudigkeit bezeugt, mit welcher sie der evangelischen Lehre zufielen. Es genügt hier, an die Namen der Straßburger Reformatoren Michael Zell, Wolfgang Capito, Martin Butzer und vor allen an den trefflichen Stadtmeister Jacob Sturm von Sturmeck zu erinnern; an jenes Vierstädtebekenntniß, welches Straßburg im Bunde mit Lindau, Memmingen und Constanz auf dem Augsburger Reichstage von 1530 übergab; an die mit der Natur der evangelischen Kirche unzertrennlich verbundene sorgsame Pflege, welche die Städte des Elsasses, vor allen Straßburg, dem Schulwesen angedeihen ließen und welche auf französischem Boden bis heute nicht recht heimisch werden will. Von nun an ist die deutsche Gesinnung der Elsässer mit ihrer protestantischen Gesinnung innig verknüpft. Es ist natürlich, daß in einer Zeit der Gährung und des Kampfes,

Digitized by Google

wie die am Anfange des 16. Jahrhunderts, die Poesie eine vorherrschend satirische Richtung einschlägt. Die drei bedeutendsten deutschen Satiriker jener Zeit gehören wieder Straßburg an. Und während nun Sebastian Brant, der zwar bei der römischen Kirche bleibt, aber doch der Reformation nicht ungeneigt ist, mit Freuden die Hoffnung aufrecht erhält, daß man den gallischen Hahn vom deutschen Hofraum vertreiben und ihm die Federn ausrupfen werde, verkündet Thomas Murner, welcher der Reformation feindlich entgegentritt, zugleich die Lehre, daß der Elsaß von rechtswegen zu Frankreich gehöre. Dagegen ist wieder der seine beiden Vorgänger weit überragende geistsprudelnde und sprachmächtige Fischart ebenso ein guter Deutscher, wie er ein ehrlicher Protestant ist. Welch ein lebensvolles Bild selbstbewußten deutschen Bürgerthums, deutscher Kraft und frischen deutschen Humors thut sich vor uns auf, wenn er in seinem „Glückhaften Schiff" die wunderbare Fahrt jener 53 Züricher beschreibt, welche am frühen Morgen des 29. Juni 1576 mit einem ungeheuren Kessel voll heißen Hirsenbreies auf der Limmat sich einschifften und ihn am Abend desselben Tags noch warm auf dem Rhein nach Straßburg brachten, als Festgabe zu dem dort gefeierten großen Schießen; und wie weiß er den großartigen Schwank zu ernstem und eindringlichem Preise deutscher Treue, deutscher Standhaftigkeit und ausdauernder Arbeit zu verwerthen!

Secht, was die Treu hat für gros Kraft,
Die ain stark Freundschaft stärker schaft.
Deshalb sich Teutscher Treu geflissen,
Um die stäts warn die Teutschen gpriesen.
Und welcher aus der Art will schlagen,
Den soll kain Teutschen sein man sagen!

Leider aber mußte ein halbes Jahrhundert nachher der Elsaß seine treue Zugehörigkeit zu Deutschland auch dadurch beweisen, daß die furchtbaren Drangsale des dreißigjährigen Krieges über ihn hingingen. Da warnte noch einmal der von diesen Drangsalen persönlich auf's schwerste heimgesuchte biedere elsässische Amtmann Moscherosch († 1669), unter dem Namen Philander von Sittenwald, lauter als irgend ein anderer deutscher Schriftsteller dieser Zeit, vor der verderblichen Thorheit der Ausländerei:

à la mode macht mir bang,
Weil der Deutschen Untergang
In der Neuen-Sucht
Seinen Anfang sucht.
à la mode bringt uns noch
Unter ein fremd Reich und Joch!

Die Warnung kam zu spät. Im westphälischen Frieden wurde Frankreich durch Abtretung eines großen Theils des Elsasses für die

Digitized by Google

sehr fraglichen Dienste belohnt, die es dem deutschen Reiche geleistet. Auch an Straßburg sollte bald die Reihe kommen. Noch im Jahre 1552 hatte es Heinrich II., welchen nach der Besitznahme der Lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun auch nach der festen Reichsstadt am Rhein gelüstete, derb heimgeschickt und ihm bewiesen, daß es noch seinen alten Ruhm bewahre, das Metall nicht blos zu Buchdruckertypen, sondern auch zu Geschützkugeln verwenden zu können. Aber am 30. September 1681 konnte Ludwig XIV. die Stadt, welche von der Ohnmacht des deutschen Reiches keine Hülfe, für's erste nicht einmal einen Rächer zu erwarten hatte, mitten im Frieden von General Montclar besetzen lassen. Am 23. October hielt er selbst seinen Einzug, von dem Bischof Franz Egon von Fürstenberg, welcher von einem deutschen Reichsfürsten zu einem richtigen Reptil herabgesunken war, mit der gotteslästerlichen Begrüßung empfangen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!“ Aber kein „Es lebe der König!“ ist aus der Bevölkerung als Echo auf diesen Gruß erklungen. Die Elsässer blieben im Ganzen und im Grunde ihres Herzens Deutsche. Und nach wie vor flogen manche fruchtbare Samenkörner aus ihrem Lande auf das rechte Rheinufer herüber. Gerade mit die gesegnetsten hat damals, zuerst in Frankfurt a. M., dann (seit 1686) als Oberhofprediger in Dresden, zuletzt als Propst in Berlin, ein hochbegabter Mann ausgestreut, dessen Wiege zu Rappoltsweiler im Elsaß gestanden hatte, Philipp Jakob Spener, welcher in die vom dreißigjährigen Kriege her noch klaffenden Wunden unseres Volkes den Balsam eines lebendigen Glaubens gegossen hat, der in der Liebe thätig ist und der Armen und Verwahrlosten sich annimmt. Und in ähnlicher Richtung wirkt heute noch die von Johann Friedrich Oberlin aus Straßburg ausgegangene Bewegung fort, welcher bis zu seinem Tode (1826) sechzig Jahre lang ein armer Pfarrer in dem wilden Steinthal in den mittleren Vogesen gewesen ist, aber wie seinen Gemeinden, so der evangelischen Christenheit weithin zum reichsten Segen gesetzt war. Und noch viel zahlreicher waren die nach dem Elsaß, insbesondere zum Besuche der Universität Straßburg, Hinüberziehenden, unter ihnen im Frühjahr 1770, also fast neunzig Jahre nach der Besitznahme Straßburgs durch Ludwig XIV., der junge Goethe. Wenn man das 9., 10. und 11. Buch von Dichtung und Wahrheit liest, wo der Greis die Erinnerungen des Jünglings in frischester Lebendigkeit wiederspiegelt, so empfängt man durchaus den Eindruck, daß damals noch Straßburg eine deutsche Stadt, der Elsaß ein deutsches Land war. Der Anblick des Straßburger Münsters hat den jungen Dichter zu einer Verherrlichung der altdeutschen Baukunst und ihres Meisters Erwin begeistert; die Universität trägt einen entschieden deutschen Charakter, der Kreis von Studirenden und einigen älteren Genossen, welcher unter

Digitized by Google

dem Vorsitz des „lieben Actuarius" Salzmann sich täglich zum gemeinsamen Mittagsmahl versammelt, ist eine deutsche Gesellschaft, unter ihnen ein verheißungsvolles vierblättriges Kleeblatt von deutschen Schriftstellern: außer Goethe selbst, Herder, Jung Stilling und Lenz, und daneben jener Elsässer Lerse, welchen Goethe als das Urbild eines deutschen Mannes in seinem Götz verewigt hat. Was der Dichter freilich von seinen Erlebnissen im Hause seines französischen Tanzmeisters erzählt, ist echt französisch und erinnert an den Firniß, mit welchem die französischen Formen das deutsche Material zu überziehen trachteten. Unmittelbar darauf aber werden wir im Pfarrhause zu Sessenheim in eine deutsche Familie eingeführt, in dem Verhältniß Goethes zu Friederike in eine deutsche Liebe, deren Darstellung man mit Recht das lieblichste Idyll genannt hätte, wenn ein Idyll einen tragischen Ausgang haben dürfte. Im Elsaß hat Goethe dem Mund des Volkes jene 12 deutschen Volkslieder abgelauscht, welche er nachher an Herder für dessen „Stimmen der Völker" gesandt hat. Die frische deutsche Luft des Elsasses erst hat seinen eigenen Dichtungen die französirenden Formen abgestreift, welche er aus Deutschlands damaligem kleinen Paris noch mit herübergebracht hatte, so daß jetzt erst aus seinen Liedern uns entgegenklingt, was nach seinem eigenen Ausspruch den Dichter macht: ein von Einer Empfindung ganz volles Gemüth. Wüßten wir weiter nichts, als daß dort dieser Dichter, welchen selbst der alte Turnervater Jahn den deutschesten Dichter nannte, den ersten Gedanken zu seinem Götz und Faust empfangen hat, wir wären berechtigt, den Elsaß als eine gesegnete Pflegestätte deutschen Geistes und Lebens zu bezeichnen.

Allerdings ist bald darauf der plumpe Schwamm der französischen Revolution über das deutsche Land hingefahren und hat manche alte Ueberlieferung und Sitte weggewischt. Nachher wirkte der Zauber von Napoleons Macht um so anziehender, als unter ihm gerade viele Elsässer, Kellermann, Kleber, Rapp, Lefevre, mit hohen Ehren gedient hatten. Und als schließlich dem deutschen Volke auch nicht einmal als Preis für seine schwer erkauften Siege Straßburg, die wunderschöne Stadt, mit dem Elsaß zurückgegeben worden war, da war freilich unser nun glücklich entschlafener Bundestag doch zu sehr ein Ritter von der traurigen Gestalt, als daß er im Stande gewesen wäre, die alte Liebe der schönen Ungetreuen wieder zur Flamme anzufachen. Aber die Anhänglichkeit der Elsässer an die französische Regierung bedeutete keineswegs ein Aufgeben ihrer deutschen Volksthümlichkeit. Vielmehr haben auch nach dem 1809 verstorbenen Colmarer Pfeffel noch ihre zahlreichen und zum Theil trefflichen Dichter, unter welchen hier nur die Dichterfamilie Stöber genannt sei, ihre Ehre darin gesucht, in deutscher Sprache zu dichten, und der eigentliche Kern des Volkes hat sein deutsches Wesen mit unüberwindlicher Zähigkeit bewahrt: das Volk hat nicht aufgehört, deutsch zu singen und

Digitized by Google

deutsch zu beten. Es ist besonders bezeichnend für die Anhänglichkeit der Elsässer an das Eigenthümlichste, was ein Volksstamm hat, an seine eigenthümliche Mundart, daß die Literatur der Dialektpoesie vielleicht in keinem anderen deutschen Lande so fruchtbar sich erwiesen hat, wie dort, von dem „Pfingstmontag" an, jenem im Jahre 1816 zu Straßburg erschienenen, vom Professor Arnold verfaßten volksthümlichen Lustspiel, welches noch Goethe einer ausführlichen und ehrenvollen Anzeige gewürdigt hat, bis auf die neueste Zeit. Wir hören es gern, wenn der greise Drechslermeister Daniel Hirtz zu Straßburg seinen Landsleuten zuruft:

So lang noch unser Münster steht —
Und dies isch noch gesund —
Au die Muedersproch nit untergeht:
Denn viel gäng dnoh zu Grund!

Und noch lieber hören wir es, wenn er, für alle Deutschen verständlich, singt:

Nicht Grenzen sollen scheiden
Dies biedre Volk und Land.
Fürwahr! 's wär zu beneiden,
Umschläng's ein festes Band.
Verwächst zu Einem Stamme
Dies Volk einst und dies Thal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmahl! —

Es wäre für mich selbst bequemer gewesen, meiner Fachwissenschaft verwandter, vielleicht auch im Einzelnen belehrender, wenn ich aus dem reichen Material, auf welches ich nur hindeuten konnte, einen bestimmten Gegenstand zu eingehender Behandlung ausgewählt hätte, etwa Otfried, oder die deutschen Mystiker, oder Spener, oder Oberlin. Es schien mir jedoch angemessener zu sein, diese Wolke von Zeugen vorüberzuführen, zum Beweise, daß der Elsaß von je an ein deutsches Land gewesen und es im Grunde bis heute geblieben ist, und zur Belebung der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Zeit kommen werde, in welcher die lange getrennte Tochter dem Mutterhause wieder mit vollem und ungetheiltem Herzen angehören wird. Ich gründe diese Hoffnung zum Schlusse auf den guten Spruch, daß alte Liebe nicht rostet. Je mehr es dem deutschen Reiche gelingt, auch durch zweckmäßigen und dauerhaften inneren Ausbau zu beweisen, daß es der Liebe werth ist, desto gewisser wird die alte Liebe ihre unverwüstliche Kraft beweisen, wird dem in die Krone unseres erlauchten Kaisers neu wieder eingefügten Edelstein seinen jetzt noch etwas blinden Schein nehmen und ihn im alten Glanze leuchten lassen in der Krone deutscher Ehre und Herrlichkeit!

Digitized by Google

Clavierſpiel ohne Ende.

Von

Emil Naumann.

— Dresden. —

Iſt es muſikaliſch erfreulich, daß in unſeren Tagen ziemlich Jedermann, vom Fürſten bis zum kleinſten Dorfſchulmeiſterlein hinab, ſo gut oder ſo ſchlecht als er es vermag, Clavier ſpielt, und daß damit nicht etwa erſt beim Backfiſch und Gymnaſiaſten, ſondern ſchon bei der noch in den Kinderſchuhen ſtehenden Menſchheit, d. h. bei ſechs- oder ſiebenjährigen Knaben und Mädchen begonnen wird? — Oder iſt es etwa für unſere muſikaliſche Cultur im Ganzen förderlich, daß an vielen unſerer Muſikſchulen bereits eine heerdenweiſe Abrichtung ſo und ſo vieler Clavierklaſſen zum Pianoforteſpiel ſtattfindet, daß jede Penſionärin weiblicher Erziehungs-Inſtitute auf genau dieſelben Salon- und Zugſtücke, die gerade in der Mode ſind, dreſſirt wird und kaum eine Abendgeſellſchaft ſtattfindet, in welcher nicht das Töchterlein des Hauſes mit einem eingelernten Paradepferdchen auf den Taſten ihres Flügels vor uns zu brilliren ſucht? — Man kann darauf ohne Weiteres antworten, daß dergleichen nicht nur kein Glück, ſondern geradezu ein Unglück für unſere muſikaliſchen Zuſtände iſt!

In jeder andern Kunſt — und zwar auch in ſolchen Fällen, in denen ſie nicht als Lebensberuf erwählt worden iſt, ſondern dem Daſein nur zum Schmucke dienen ſoll — wird zu allererſt danach gefragt, ob Jemand ein, wenn auch nur beſcheidenes Maß von Anlage beſitzt. Erſt wenn dieſe Vorbedingung erfüllt iſt, entſcheiden ſich Eltern, Vormünder und Lehrer hinſichtlich des zu wählenden Faches für ihre betreffenden Kinder, Mündel und Schüler. Und wenn auch das Zeichnen in mancher unſerer Zeichenſchulen neuerdings ebenfalls anfängt, etwas bedrohliche Dimenſionen anzunehmen, ſo wird doch kein Dritter dadurch geſchädigt. Es kann

Digitized by Google

uns Niemand zwingen, an den Stümpereien des Dilettantismus und der Talentlosigkeit auf diesem Felde einen unfreiwilligen Antheil zu nehmen; auch ist es noch nicht Mode geworden, uns mit den ersten Versuchen junger Anfängerinnen im Zeichnen im Familiensalon in gleicher Weise zu regaliren, wie mit den ersten Wagnissen junger Damen auf den Tasten. Die Hauptsache aber bleibt, daß in der Musik durchaus nicht mehr nach der Anlage des Schülers gefragt wird, sondern daß das Musiciren und Clavierspielen, namentlich für unsere weibliche Jugend, ein unentbehrliches Stück modischer Erziehung geworden ist, welche letztere geradezu als unvollständig gilt, wenn ein junges Mädchen nicht ein paar Jahr lang mindestens seine zwei bis drei Stunden täglich am Fortepiano zugebracht hat. Und nun denke man gar erst an diejenigen Jungfrauen und Jünglinge, die sich der Musik völlig widmen wollen und hierbei das Clavier zu ihrem Haupt-Instrumente erwählt haben. Bei diesen sind 4—5 Stunden täglichen Uebens das Geringste, was ihre Lehrer und sie selber voraussetzen; und da es hier zunächst nur auf Entwickelung von Technik und Virtuosität und, in weiterer Consequenz, auch auf baldmöglichste Producirung und Verwerthung dieser, auf Kosten der Nerven und der Gesundheit schwer errungenen Geläufigkeit ankommt, so kann sich Jeder denken, oder hat vielmehr Jeder schon schaudernd erfahren, in welcher musikalischen Sphäre sich die von solchen jungen Musikern und Musikerinnen gespielten Stücke meist bewegen. Ja es ist fast noch schlimmer, wenn uns diese hoffnungsvollen Kunstjünger und Jüngerinnen gediegene und von wahrhaft poetischem Geiste erfüllte Tonwerke zu Gehör bringen wollen, da sie an solche Compositionen meistens nicht nur innerlich ganz unvorbereitet herantreten, sondern auch die Ausbildung des Vortrags bis jetzt die schwächste Seite unsers gesammten Clavierunterrichtes ist. — Was aber ist die Folge hiervon? — Ebensowol eine immer mehr um sich greifende musikalische Verflachung, die die göttliche Kunst der Töne zu einem bloßen Spielzeug, Handwerk oder Metier herabwürdigt, als die steigende Marter aller echten Tonkünstler und Musikfreunde, die genöthigt sind, an diesem blasirten Treiben einen höchst unfreiwilligen Antheil zu nehmen. Denn wenn auch das Auge nicht zu sehen braucht, so ist doch das Ohr gezwungen zu hören, d. h. das Clavierspielen ist keine harmlose Kunst, wie das Zeichnen, welches Niemand behelligt, sondern es greift täglich und mitunter sogar stündlich in fremde Rechtssphären ein; wenigstens moralisch genommen, und insofern jeder Mensch einen bescheidenen Anspruch auf ungestörten Frieden, Erholung und Ruhe nach schwerer Arbeit besitzt. Von einem solchen Glück innerhalb unserer vier Wände ist aber nicht mehr die Rede, seitdem sich Goethes klassisches Wort: „In jedem Haus ein Leierkasten" erfüllt und selbst dahin gesteigert hat, daß man jetzt mit Fug und Recht ausrufen kann: „In jedem Stockwerk ein Clavier!" — Ich glaube, daß Hausbesitzer, die die Anzeige brächten: „In diesem

Digitized by Google

Hause wird ausnahmsweise nicht Clavier gespielt", glänzende Geschäfte machen müßten!

Aber bin ich denn ein Feind des Clavierspiels oder bilde ich mir ein, daß die clavierspielenden Leser und Leserinnen dieses Blattes gerade sehr entzückt darüber sein dürften, daß ich eben das Instrument, welches sie mit Vorliebe zu dem ihren erwählten, schlecht mache? — Gewiß nicht! — Ich bin ebenso weit davon entfernt, der Feind eines Instrumentes zu sein, das für sich allein den vollständigsten Begriff eines Kunstwerkes zu geben vermag und deshalb auch gerade für unsere Hausmusik das unentbehrlichste aller Instrumente ist, als es mir beikommt, in einem Blatte gegen dasselbe zu eifern, das, wie ich voraussetze, es in jeder Weise vermeidet, und hierfür bürgen schon die Namen seines Begründers und seiner Mitarbeiter, seine Leser in ihren Privatgefühlen zu verletzen. Ich weiß aber auch, daß ihr Organ nicht davor zurückschreckt, Auswüchsen unserer Cultur entgegenzutreten; zu diesen aber gehört das epidemisch gewordene Clavierspielen: eine Barbarei, die einen so echt musikalischen Menschen, wie unsern deutschen Dichter Berthold Auerbach, dazu brachte, drucken zu lassen:

„Kartätschen in die Claviere!"

Allerdings könnte das Clavierspiel und zwar gerade in seiner jetzigen großen Verbreitung, ein wahres Volksbildungsmittel werden. Aber freilich nur unter gänzlich veränderten Bedingungen. — Zunächst müßte es Pflicht eines jeden Conservatoriums, ja selbst einer jeden Privat-Musikschule, sowie eines jeden Privatlehrers werden, keine Individuen zum Unterricht im Clavierspiel mehr zuzulassen, bei denen es offen zu Tage tritt, daß ihnen jede musikalische Begabung und oft selbst jeder musikalische Sinn (wie Gehör, Gedächtniß, Taktgefühl, musikalische Unterscheidungsgabe u. s. w.) abgeht. Es müßte dies ein Ehrenpunkt unter allen Musikern werden, die echte Künstler und nicht blos Handlanger in der Musik sein wollen. Gingen darüber auch ein paar Clavierspieler von der Sorte derer zu Grunde, die lediglich musikalische Salon- und Fabrikarbeit von Haus zu Haus colportiren, wir würden ihnen keine Thräne nachweinen. Ihnen ist ja doch die Kunst nur die Kuh, die sie mit Butter versorgt, welche letztere ihnen jedes andere Metier im Leben in einer weit sicherern und weniger gemeinschädlichen Weise verspricht. Die Musik würde dabei nur gewinnen, zumal da sich überdies, wenn das Vorhandensein musikalischen Sinnes die Bedingung des Unterrichts geworden wäre, auch die Zahl der Eleven des Clavierspiels sehr ermäßigen, die Bedeutung der Qualität ihrer Leistungen dagegen in erfreulicher Weise steigern würde.

Ein zweiter Punkt, auf den es ankäme, wäre, daß dem Schüler von Anfang an ein Begriff von der Hoheit der Tonkunst beigebracht würde, die er darum, auch als Clavierspieler, nicht nur aus dem Grunde zu treiben habe, um sein kleines Licht vor den Leuten leuchten zu lassen

Digitized by Google

(und noch dazu mit Etüden, deren einziger Zweck Production der Fingerfertigkeit, oder mit Salonpièçen, die keine andere Aufgabe kennen, als äußerlichen Kitzel des Gehörsinns), sondern die er erlernen soll, um ein besserer und edlerer Mensch zu werden. Es muß ihm klar gemacht werden, daß die Technik nicht der eigentliche letzte Zweck des Unterrichts ist, sondern daß alle Geläufigkeit nur dazu dienen soll, ihn dereinst zu befähigen, die Tondichtungen unserer großen Meister fließend und ohne jedes Hemmniß darzustellen. Er soll inne werden, daß alle Virtuosität nur dann berechtigt ist, wenn sie ihn dahin führt, sich ganz frei und ungehindert in der Sprache der Töne auszudrücken, gleichwie der Schauspieler und Declamator erst dann ein Dolmetscher unserer großen Dichter zu sein vermag, wenn er die Sprache, die wir alle reden, völlig und glänzend beherrscht. Man mag ihm selbst, sobald er das Verständniß dafür erlangt hat, mittheilen, daß schon Aristoteles gesagt hat: Bloßes Virtuosenthum sei ein eines freien Menschen unwürdiger Beruf (eben weil die Virtuosität uns nichts Ideelles mehr vermittelt), daher eine Beschäftigung für Unfreie und Sclaven!

Mehr aber fast noch, als auf eine solche Erweckung der Erkenntniß und Würdigung der ethischen Stellung und Bedeutung des Clavierspielers kommt es darauf an, daß der Lehrer den Geschmack des Schülers am Gediegenen und Guten wecke, ihn dadurch vor der Verflachung durch die vergängliche Flitterwaare des Salons bewahre und ihm Herz und Gemüth für die Schätze unserer klassischen Clavierliteratur erschließe. Dies Alles ist nur zu erreichen durch einen verständnißvollen Vortrag klassischer Clavierwerke, dessen Lehre im heutigen Clavierunterricht nur eine ganz untergeordnete Stelle einnimmt, während doch ein Heranbilden des Schülers zu einer künstlerisch gediegenen Wiedergabe bedeutender Tondichtungen das Höchste und Letzte des Unterrichts, ja das Ziel sein müßte, auf das derselbe von Anfang an allein hinarbeiten sollte.

Die materielle Vorbedingung einer Heranbildung des Schülers zu wahrhaft künstlerischem Vortrag besteht in der sorgfältigsten Ueberwachung und Ausbildung seines Anschlags. Man hat oft behaupten hören, daß die Zeit eines, nur durch Kraftproductionen die blöde Menge in Erstaunen setzenden Virtuosenthums glücklicherweise hinter uns läge; gedenke ich aber der Verwilderung des Anschlags der großen Majorität unserer heute umherreisenden und in Concerten gastirenden Clavierhelden, so überzeuge ich mich davon, daß wir noch tief in der Barbarei jenes musikalischen Kunstreiterthums stecken, welches man schon für überwunden hielt. Man höre nicht nur, sondern man sehe auch, wie diese Herren sich auf die Tasten stürzen: nicht als gelte es, dieselben zu spielen und dem Instrumente Wohllaut zu entlocken, sondern als handle es sich um die Vernichtung eines Feindes, um den Zweikampf eines Thierbändigers mit einer wilden Bestie. Oft genug freilich erleben wir auch bei der-

Digitized by Google

artigen Gelegenheiten die öffentliche Hinrichtung des armen Opfers von Concertflügel, der sich in solcher Art bearbeiten lassen muß. Einer der Spieler dieses Schlages theilte mir voll hoher Befriedigung mit, ein berühmter Kritiker habe ihn den „Othello des Clavierspiels" genannt. Als ich ihn das erste Mal hörte und ein schönes, der Cantilene und einem seelenvollen Vortrage besonders günstiges Instrument wie eine Desdemona unter seinen Händen erbeben und mit schrillem Klang springender Saiten verenden sah, bat ich ihn, sich in seinem eigenen Interesse des citirten Wortes jenes geistvollen Humoristen lieber nicht mehr zu rühmen, da dasselbe doch einen verfänglichen Doppelsinn besitze!

Unsere modernen Clavierspieler schlagen die Tasten nicht mehr an, sondern fallen auf dieselben herab. Sie liebkosen ihr erwähltes Instrument nicht, wie der Araber sein treues Pferd, sondern bearbeiten es mit Fäusten. Sie binden und singen ihre Melodien nicht, sondern zerhacken, zerstechen und zersetzen sie. Und dies Alles unter der Beschönigung durch pomphafte Phrasen, wie: „Auf Tonziehen, auf Pointiren, auf Kraftentwickelung kommt es an!" Nun — der bloßen Kraftentwickelung darf sich auch der Herkules in der Bereiterbude rühmen, und wol noch mit etwas mehr Recht; und wenn es sich um das Tanzen auf den Tasten, oder auf dem Seile handelt, so flößt mir immer noch das letztere mehr Respect ein, weil da, wo ein einziger Fehltritt den Tod bringen kann, wenigstens große Kaltblütigkeit, Selbstbeherrschung und persönlicher Muth vorausgesetzt werden muß.

Die eigentliche Unsitte und Verwilderung im Anschlag eines großen Theiles unserer modernen Clavierspieler besteht, kurz gesagt, darin, daß derselbe wol noch Schlag, aber eben kein Anschlag mehr ist. Dies erklärt sich höchst einfach daraus, daß alle Bewegung, alle Kraft, alles Spiel und aller Ton weniger von den Fingerwurzeln und von den Gelenken der Finger ausgeht und Ursprung nimmt, als aus dem Handgelenke herkommt. Nun ist zwar die Anwendung des Handgelenkes unschätzbar bei Octavengängen, detachirt anzuschlagenden Accorden und Accordenreihen, sowie bei Terzen- und Sechstengängen. Selbst beim sehr prononcirten und starken Staccato, besonders wenn die Hände viel zu greifen haben, kann die Anwendung des Handgelenkes von trefflicher Wirkung sein. Wird dasselbe jedoch beim kleinen oder leichten Staccato, welches viel feiner und delicater durch die Finger allein erzeugt wird, oder gar — eine Barbarei, die ich selbst erlebt habe — in Momenten angewandt, in denen es sich darum handelt, auf dem Instrumente zu singen, so hat man es mit dem Untergange des wirklichen Clavierspiels zu thun, an dessen Stelle dann das Clavierschlagen tritt. Wer es noch nicht erlebt hat, könnte freilich fragen, wie es denn überhaupt möglich sei, ein Legato oder eine gebundene und getragene Melodie unter Anwendung des Handgelenkes zu spielen, ohne dieselbe zu zerstücken und

Digitized by Google

gerade in ihrer Gebundenheit aufzuheben? Hierauf ist zu antworten, daß zunächst dem verdorbenen Sinn und Gefühl jener Spieler eine zerstückte Cantilene geistvoller und origineller vorkommt, als eine gesungene; ferner, daß sie es versuchen, eine allzu merkliche Zerstückelung der Melodie durch einen weniger hoch geführten Schlag des Handgelenkes und durch aufgehobenes Pedal (sei es im Ganzen, sei es zu jedem einzelnen Ton) einigermaßen zu verdecken, sowie endlich, daß den Herren ja gerade hier die schönste Gelegenheit zu ihrem oben schon erwähnten „Pointiren" einzelner Stufen eines derartig vorgetragenen Gesanges gegeben wird. Jenes Pointiren ist aber gerade das Abscheulichste, was mir im Clavierspiel vorgekommen ist. An die Stelle einer wahren Empfindung und eines wahren Gefühls treten hier rein mechanisch erzeugte und bis zur Widerwärtigkeit gesteigerte Wirkungen. Der Finger wird hier zur bloßen Hammerspitze des ihn herabfallenlassenden Handgelenkes, um mit dem nackten, harten, metallischen und seelenlosen Klang eines wirklichen kleinen Stahlhammers den zu pointirenden Ton hervorzuheben, oder ihn mit der schneidenden Schärfe eines Federmessers aus dem Zusammenhange der übrigen Melodie loszutrennen. Und diese Pein für das Ohr, eine solche musikalische Rohheit wird uns nicht allein noch als musikalischer Ausdruck, sondern als der Gipfel desselben, als die Errungenschaft einer fortgeschrittenen Zeit aufgetischt. Geht zu den Botokuden und Kaffern, wenn ihr mit dergleichen wirken wollt, nicht aber zu Menschen, die noch, wie der Dichter sagt: „die Eintracht holder Töne rührt!"

Nur also erst, wenn die geschilderten Auswüchse modernen Anschlags beseitigt und damit zugleich die gesammte Technik wieder auf andere Grundlagen gestellt wird, vermag nach meiner Ueberzeugung das Terrain wiedergewonnen zu werden, auf welchem ein künstlerischer Vortrag der Claviercompositionen unserer klassischen deutschen Tondichter überhaupt möglich ist. — Man unterscheidet mit Unrecht eine altklassische und eine moderne Technik und zwar in dem Sinne, als wenn beide absolute Gegensätze wären. Das Höchste des Clavierspiels ist eine Vereinigung der Vorzüge beider Methoden. Nur Wenigen, selbst unter den Musikern von Fach, ist Forkels treffliche Schrift: „Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke" bekannt. Dieselbe enthält, was hier für uns von ganz besonderer Wichtigkeit ist, eine genaue und detaillirte Beschreibung des Anschlags, der Haltung der Finger, sowie der ganzen Spielweise des gewaltigen Mannes, der durch seine Clavierwerke der Begründer des ganzen modernen Pianofortespiels geworden, da heute noch zu einer hinreichenden Ausführung derselben die höchste Meisterschaft erforderlich ist. Die Ueberlieferungen, auf welche sich Forkel stützt, rühren theilweise von Bachs eigenen Söhnen, den selbst so hochbegabten Tonsetzern Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann her, sind daher

Digitized by Google

von größter Bedeutung. — Es heißt in Forkels Mittheilungen unter Anderem: „Nach der Seb. Bach'schen Art, die Hand auf dem Clavier zu halten, werden die fünf Finger so gebogen, daß die Spitzen derselben in eine gerade Linie kommen, die sodann auf die in einer Fläche nebeneinander liegenden Tasten so passen, daß kein einziger Finger bei vorkommenden Fällen erst näher herbeigezogen werden muß, sondern daß jeder über der Taste, die er niederdrücken soll, schon schwebt." Es wird dann dargethan, daß hiermit kein Fallen und Werfen der Finger auf die Tasten, sondern vielmehr ein, jeden Zufall ausschließendes Uebertragen ihrer Kraft auf die Claviatur verbunden sei. Als eine fernere Eigenthümlichkeit des Spiels des Altmeisters wird mitgetheilt, daß er die Finger nicht gerade aufwärts von den Tasten gehoben, sondern dieselben, durch ein allmähliches Zurückziehen ihrer Spitzen nach der inneren Fläche der Hand, von dem vorderen Theil der Tasten gleichsam habe abgleiten lassen; durch dieses Abgleiten sei erreicht worden, daß beim Uebergange von einer Taste zur andern das Maß von Kraft und Druck, welches auf den ersten Ton gewirkt, in größter Geschwindigkeit auf den nächsten Ton übertragen worden sei, so daß nun die beiden Töne weder von einander gerissen, noch ineinander tönend hätten klingen können. Alles dies zusammen genommen habe endlich noch den überaus großen Vortheil im Gefolge gehabt, daß jede Verschwendung von Kraft durch unnütze Anstrengung und durch Zwang in den Bewegungen vermieden worden sei. Darum hätte auch Seb. Bach mit einer so kleinen Bewegung der Finger gespielt, daß man sie kaum bemerkt habe. „Nur die vorderen Gelenke der Finger waren in Bewegung, die Hand behielt auch bei den schwersten Stellen ihre gerundete Form, die Finger hoben sich nur wenig von den Tasten auf, fast nicht mehr als bei Trillerbewegungen, und wenn der eine zu thun hatte, blieb der andere in seiner ruhigen Lage. Noch weniger nahmen die übrigen Theile seines Körpers Antheil an seinem Spielen, wie es bei Vielen geschieht, deren Hand nicht leicht genug gewöhnt ist."

Diese Art zu spielen blieb nun in der Hauptsache die Methode aller Koryphäen des klassischen Clavierspiels von Bach bis auf Felix Mendelssohn. Die durchsichtige Klarheit, die die unbedeutendste Fioritur mit gleicher Liebe und Delicatesse behandelt, als sie das Bedeutende hervorhebt und an seinen Platz stellt, der saubere Anschlag und gesangreiche Ton, die Fähigkeit, den Tonstoff für das Gehör in von einander sich sondernde Stimmen zu gliedern, die durch höchste Egalität sich auszeichnenden perlenden Passagen — kurz alle die uns durch die Tradition überlieferten oder noch mit eigenem Ohr vernommenen Leistungen von Meistern des klassischen Clavierspiels, wie Mozart, Hummel, Clementi, Moscheles, Field, Cramer, Berger, Pleyel, Felix Mendelssohn, Schulhoff, Clara Schumann — sind mehr oder weniger

Digitized by Google

auf Bachs und seiner Söhne Methode als auf ihre Basis zurückzuführen. Das Handgelenk spielte unter den Genannten bis in die neuere Zeit hinein eine nur untergeordnete Rolle. Hummel und Moscheles bedienten sich desselben so gut wie überhaupt noch nicht, und auch Mendelssohn wandte es nur äußerst mäßig, die Schumann, Hiller und Taubert, denen Mendelssohn als Virtuose Vorbild geblieben, ohne jede Uebertreibung an und ohne daß etwas in ihrem Spiel zu fehlen schien. Erst die Pariser Schule und alle diejenigen, die im nichtfranzösischen Ausland in näherer oder entfernterer Beziehung zu ihr standen, daher Virtuosen wie Kalkbrenner, Thalberg, Chopin, Henselt, Dreyschock, Rubinstein und vor allem der König des modernen Clavierspiels: Franz Liszt und seine Schüler Bülow und Tausig entwickelten das Handgelenk zu der Bedeutung, die es heute im Pianofortevortrag erlangt hat. Die Vorzüge der einen Schule schließen aber die Vorzüge der anderen nicht aus; auch hier ist die Vereinigung des Entgegengesetzten das Höchste, und daß dies erreichbar, hat Liszt, der eigentlich über jeder besonderen Schule steht, glänzend bewiesen. Alle Spielarten sind ihm gleich gerecht und wenn er will, hat er für jedes Jahrhundert, jede besondere Richtung und Gattung, ja selbst für jeden Meister seinen besonderen Anschlag und Vortrag. Manches von einer solchen genialen Durchgeistung des Clavierspiels ist schon auf seine Schüler oder Enkelschüler übergegangen. Talente wie Hermann Scholz, Ignaz Brüll, Mary Krebs und Andere zeigen, daß sich die ganze Gewissenhaftigkeit und Durchsichtigkeit des klassischen Clavierspiels mit den Errungenschaften der modernen Technik auf das Schönste verschmelzen lassen.

Eigenthümlich ist es, daß gerade eine solche Verschmelzung des Tüchtigsten, was ältere und neuere Zeit geleistet, auch eine Haltung der Hand hervorgerufen hat, die einer Mittelstellung zwischen beiden Schulen entspricht. Wenn derselben auch die Bach'sche Haltung noch als ihr ursprüngliches Modell zu Grunde liegt, so erscheint doch die Hand nicht mehr in gleicher Weise zusammengezogen; namentlich hat das vordere Fingerglied eine freiere und daher auch eine etwas gestrecktere Stellung erhalten. Da dasselbe nun aber doch noch immer, wie es die Methode Bachs vorschreibt, beim Anschlag ein wenig gegen die innere Handfläche zurückgezogen wird und alle Kraft daher sowol bei der Cantilene wie bei dem fließenden Passagenspiel ausschließlich von den Fingerwurzeln ausgeht, so entsteht ein Handprofil, das in mancher Beziehung an ein Meisterwerk der bildenden Kunst erinnert. Die Vereinigung jener schönen und ungezwungenen Lage der Fingerspitzen über den Tasten mit der Doppelaufgabe, einerseits den Ton in jener legirten Bach'schen Art zu erzeugen und (bei einem bloßen Nebeneinander von Tönen) von einer Taste auf die andere zu übertragen, andererseits die Hand in steter Bereitschaft für eine plötzliche Anwendung des Handgelenkes zu erhalten,

Digitized by Google

ist nämlich nur möglich, wenn der Arm so gehalten wird, als ob er auf dem sogenannten Handleiter (auch Guide-Mains, Chiroplast genannt) aufläge, so daß die Hand von ihrem sie an den Arm anschließenden Gelenke aus mit einer nur ganz sanften, kaum merklichen Biegung horizontal zur Claviatur zu stehen kommt, was bei der Festhaltung des klassischen Anschlags für Melodien und Läufe zur Folge hat, daß an den Fingerwurzeln eine abermalige sanfte kleine Einsenkung stattfindet, an welche sich denn auch wiederum die Finger mit einer gefälligen Wölbung, zwischen dem ersten Gliede einerseits und dem zweiten und dritten Gliede anderseits, anschließen. Die auf diese Weise entstehenden Umrisse erinnern aber lebhaft an die Contoure der Seitenansicht der Hände der heiligen Cäcilie von Carlo Dolce und habe ich dieselbe sich, namentlich bei jungen Virtuosinnen, so zum Beispiel bei Frau von Szarady, als sie noch Wilhelmine Klaus war, und bei Frau Rappoldi nahezu zu einer ganz unbewußten Copie des genannten lieblichen Bildes steigern sehen. Nicht also nur die Dichter haben Divination und sind berechtigt sich, wie dies schon bei den Alten geschah, vates d. h. Weissager zu nennen, auch ein talentvoller Maler des 17. Jahrhunderts hat, wie wir sehen, das moderne Clavierspiel des 19. gleichsam anticipirt.

Nach welcher Seite hin nun auch die Ausbildung des Clavierspielers hinsichtlich seines Anschlages erfolge, in jedem Falle muß so viel von der für alle Zeiten mustergültigen Weise Sebastian Bachs, den Ton auf die Tasten zu übertragen, darin erhalten bleiben, daß der Spieler das Maß der angewendeten oder zurückgehaltenen Kraft, bis zu nicht mehr zu definirenden Graden, bis in die leiseste Andeutung, die zarteste Nüance hinein, völlig in seiner Gewalt behält. Nichts in seinem Spiel darf dem Zufall, dem Ungefähr — ich möchte fast sagen, der körperlichen Disposition oder der Ermüdung, welche letztere z. B. einen zu starken Druck des Armes auf die Hand im Gefolge haben kann (eine Gefahr, welche die Bach'sche Spielart völlig beseitigt), überlassen bleiben. Die Finger müssen sich als die zuverlässigen Vermittler des leisesten Druckes, der besondersten, eigenartigsten Berührung der Taste, und zwar ebensowol in den einfachsten als in den verwickeltesten Fällen, erweisen. Auf diese Weise wird der Anschlag ein Theil unseres Willens, in den er völlig über- und aufgeht, und zugleich ein treues Echo der leisesten Regungen unseres Fühlens und Empfindens, der Finger aber das mit elektrischer Blitzartigkeit photographirende Organ des in unserer Seele sich wiederspiegelnden Tonbildes. Nur auf diesem Wege sind wir, wenn wir unseren Platz am Piano eingenommen, davor bewahrt, in der Sprache der Töne gelegentlich mehr oder weniger zu sagen, als uns selbst im Gemüthe lag, daher auch davor behütet, entweder zu übertreiben, oder zu gleichgültig zu spielen. Nur diese Methode läßt endlich die Tasten der Claviatur zu Tasten der Seele werden und setzt uns in den Stand, das, was der Maler Schatten,

Digitized by Google

Licht, Hervortreten und Zurücktreten ganzer Partien, Abtönung, Colorit, Helldunkel u. s. w. nennt, in unser Tongemälde zu bringen.

Das Vorstehende dürfte unsere Leser und Leserinnen davon überzeugt haben, daß meine frühere Bemerkung, der künstlerische Anschlag sei die unumgängliche Vorbedingung alles musikalischen Vortrages, nicht zu viel behauptete. Was hilft uns das glücklichste Dichterwort, wenn es nicht in der Stimme des Redners, aus dessen Herzen es hervordringen soll, ergreifend nachzittert und wenn nicht diese Stimme auch an und für sich schmiegsam und biegsam nach jeder Seite hin ist, so daß sie uns ebenso sehr durch einschmeichelnden Wohllaut zu bezaubern, wie durch die Gluth der Leidenschaft oder den Donner edeln Zornes zu erschüttern vermag.

Und doch ist eine, in Bezug auf Tonfarbe, Accente, Caesuren, Athemvertheilung, Satzgliederung, Beherrschung der Volubilität des Organs, mühelose Ansprache desselben u. s. w. tadellose Recitation nur die materielle Unterlage, auf welcher das Letzte und Höchste der Darstellung eines Meisterwerkes: sein empfundener, verständnißvoller und durchgeisteter Vortrag, möglich wird. In der Poesie verhält es sich also genau so hinsichtlich der Darstellungsmittel wie in der Musik, in welcher, wie wir wissen, der Anschlag gleichfalls nichts anderes sein will und soll, als die Vorstufe zu einer von aller materiellen Schwere erlösten Wiedergabe des Tongedichtes. Gehen wir daher nunmehr noch mit ein paar Worten zu dieser aus dem Inneren geborenen Wiedergabe eines Kunstwerks, die ja auch in der Tonkunst Vortrag genannt wird, als zu dem Punkte über, auf welchen alles Bisherige nur hinzielte.

Was würde man zu einem Schauspieler, Declamator, ja selbst nur zu einem Dilettanten sagen, der ein Gedicht vor Zuhörern zu recitiren unternähme, ohne dessen Strophenbau und Metrum genau zu kennen und gleichsam spielend zu beherrschen? Man dürfte sicherlich keinen Ausdruck stark genug finden, um die Anmaßung eines solchen Unberufenen zu geißeln, der ohnedies dem Fluche der Lächerlichkeit verfallen würde. Aber in manchen Fällen genügt uns bei solchen Gelegenheiten nicht einmal die genaue Kenntniß des Versbaues und aller seiner Wandlungen, Varianten, Licenzen und Caesuren seitens des Vortragenden; wir verlangen von ihm noch mehr. Es gibt besondere Gattungsgedichte oder Dichtungsarten, wie etwa das Sonett, das Ghasel, die Glosse, das Rundlied mit sich wiederholendem oder steigerndem Refrain, die Ballade, die Elegie, das Volkslied einer fremden Nation oder eines besonderen Stammes, bei denen wir vom Recitirenden zu allem Uebrigen auch eine specielle Kenntniß der ganzen Stilweise und Herkunft derselben, oder der eigenartigen Localität, an die sie sich knüpfen, fordern; und es gibt wiederum Verse (so namentlich die ungereimten antiken Rhythmen, z. B. der Hexameter, die sapphische und die alkäische Strophe, oder die Dichtungen unserer deutschen Minne- und Meistersinger), die wir vom Vortragenden mit um

Digitized by Google

so größerer Freiheit hergesagt verlangen, als sie nicht mehr der Tagespoesie angehören und er uns eben darum durch die Naivetät und Frische seines Vortrags darüber täuschen soll, daß sie die Culturblüthen vergangener Zeiten sind.

Von allen solchen Voraussetzungen ist in der Tonkunst, und zwar namentlich in unserem modernen Claviervortrag, kaum noch die Rede. Nicht nur Dilettanten, sondern auch eine hübsche Anzahl von Claviervirtuosen weiß und ahnt nichts von dem musikalischen Aufbau der Kunstform, von deren Gliederung nach hervortretenden und zurücktretenden Theilen und dem ganzen thematischen, rhythmischen und modulatorischen Zusammenhang und Gefüge der Präludien, Fugen, kanonischen Sätze, Sonaten, Rondos, Scherzi, Capriccios, klassischen Variationen, Fantasien, Duos, Trios, Quatuors, oder den formalen Verhältnissen der auch in zwei- oder vierhändigen Clavierarrangements vorhandenen Streichquartette, Kammermusiken, Orchesterintroductionen, Ouverturen und Sinfonien, die uns jene Fingerhelden trotzdem mit der souverainen Miene der Unfehlbarkeit vorzutragen wagen, welche auch in der Tonkunst das besondere und nicht beneidenswerthe Kennzeichen der Unwissenheit ist. Wir müssen im Rayon der Claviermusik und ihres Vortrags unsere Ansprüche überhaupt auf ein weit geringeres Maß, als das bei poetischen Vorträgen angedeutete hinunterschrauben. Hier ist man schon leidlich zufrieden, wenn nur überhaupt die musikalische Stimmung, das Tempo eines Tonsatzes und die wesentlichsten Züge seines im Allgemeinen hervortretenden Charakters nicht gänzlich vergriffen werden, man lobt bereits, wenn dem Spieler zuweilen der Sinn und Zusammenhang eines hervortretenden, wenn auch eigentlich nicht mißzuverstehenden musikalischen Gedankens aufgegangen ist, oder wenn sich ihm der Geist besonders ausdrucksvoller Themen, Motive und tönender Ausrufungs- und Fragezeichen erschlossen hat.

Aber ist denn nicht eine solche Genügsamkeit schon ein schlagender Beweis dafür, wie weit sich die Ansprüche des Hörers an den Spieler im Felde des Claviervortrages reducirt haben? Zumal da in der, von der Vocalmusik losgelösten *Instrumentalmusik* die Kunstform die Stelle einnimmt, welche in der Umgangssprache, daher auch in der Sprache der Poesie, begrifflicher Zusammenhang, Logik, satzliche Gliederung und Abrundung, Interpunktion und Rechtschreibung einnehmen. Wer nun diese elementaren Vorbedingungen der Tonsprache weder kennt, noch in ihrer ideellen und formalen Bedeutung zu unterscheiden und zu würdigen weiß, der kann in die Lage kommen, in einem Musikstück, beim Vortrage einer Melodie, einer Periode oder eines ganzen Abschnittes, völlig falsche Caesuren, Accente und Satzeintheilungen eintreten zu lassen. Daher gleichen manche unserer clavierspielenden Dilettanten jenen Kindern, die eine, in Folge mangelnder Interpunktion zu einem Fluche werdende

Digitized by Google

Liebeserklärung, etwa im Stile der nachstehenden, in das Album ihrer Bekannten schreiben:

Alles Böse wünsch' ich Dir
Fern vom Halse bleibe mir
Alles Unglück treffe Dich
Niemals komm und liebe mich!

Nur daß bei den Kindern absichtlicher Scherz ist, was am Claviere bona fide geschieht. So hörte ich einmal einen Dilettanten, dessen Trennung des Zusammengehörigen mich lebhaft an den Bratenbarden eines kleinen Städtchens erinnerte, der den Schluß der Episode von der Feuersbrunst aus Schillers Glocke wie folgt recitirte:

Wächst sie (die Flamme nämlich) in des Himmels Höhen!
Riesengroß, hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke.

Doch Spaß bei Seite — es handelt sich bei unserem modernen Claviervortrag meist nicht allein um solche Verstöße gegen das Einzelne und Besondere, sondern vielmehr um eine Entwürdigung eines Kunstwerkes im Ganzen und Allgemeinen. Eine solche tritt ein, wenn der Spieler das Nebensächliche, nur zur Ausschmückung Gehörende (das, was in der Malerei lediglich als Ausfüllung, Verbrämung, oder Verzierung gilt, z. B. der geschmackvoll gemusterte Saum eines Gewandes, oder die Rose im Haare eines schönen Mädchens) in übertriebener Weise hervorhebt, das Wesentliche, den Kern des musikalischen Gedankens Enthaltende dagegen nur obenhin streift, oder wenn der Vortragende, durch den Mangel einer jeden Berücksichtigung der formalen Abschnitte eines künstlerischen Organismus, uns dessen ganzen Zusammenhang unverständlich werden läßt, wie dies geschieht, wenn über die Themata und die ihnen entnommenen Motive leicht, verständnißlos und gleichgültig hinweggeeilt wird, Passagen und Läufe dagegen, die nur Füllungen, Arabesken oder Ornamente sein sollen, zur Hauptsache gemacht werden, weil der beschränkte Ausführende darin das, was allein seinen Ehrgeiz reizt: seine leidige Fingerfertigkeit produciren und an den Mann bringen kann.

Habe ich doch nicht nur bei Dilettanten und Dilettantinnen, sondern selbst bei Virtuosen und Virtuosinnen dieses Schlages das Unglaubliche erlebt! Sebastian Bachs Präludien trugen sie vor, als seien es Etüden der von ihnen gewohnten Art, oder Proben aus einer Schule der Geläufigkeit; des Großmeisters Fugen behandelten sie in einer Weise, daß man sagen durfte: hier hat der Spieler nichts gedacht, hier braucht der Hörer nichts zu denken! — Die von Herzensgluth erfüllten und von Empfindung überquellenden Sonaten und Kammermusiken unserer großen Tondichter Haydn, Mozart und Beethoven entstellten sie durch falsche Tempi, Vergreifung des Charakters oder — noch schlimmer — durch falsche Sentimentalität und das damit verbundene häufige und willkürliche Ritenuto, und verdunkelten ihren Zusammenhang hierdurch bis zu einem

Digitized by Google

Grade, daß Jean Jacques Rousseau auch im neunzehnten Jahrhundert zu seiner Frage abermals berechtigt gewesen wäre: Que me veux tu, Sonate? —

Ich habe die C-moll-Fuge aus dem ersten Theil von Bachs wohltemperirtem Clavier von solchen Patronen und Dämchen als ein lustig tänzelndes Pizzicato herunterspielen hören (und zwar von der ersten bis zur letzten Note), im Uebrigen aber ohne allen Begriff und Sinn. Andere wiederum, deren musikalischen Leistungen ich beizuwohnen verurtheilt war, meinten, es sei im Fugenvortrage alles zu Fordernde geleistet, wenn nur die Stimmeneintritte recht scharf hervorgehoben würden, was nun abermals in so übertriebener Weise geschah, daß den Hörer die Empfindung überkam, der Spieler packe ihn beim Kopfe und stoße ihn mit der Nase gegen jeden Pfeiler des in Tönen aufgeführten Wunderbaues, damit er recht derb an eigener Haut erfahre, wie gewissenhaft der Vortragende die am Kunstwerk äußerlich erkennbaren Abschnitte berücksichtige. Derartig messerscharf pointirte Einsätze der Stimmen verletzen aber nicht nur die ideale Einheit eines solchen Tongedichtes, sondern auch dessen Kunstform, die sie auf das Grausamste zerhacken und zerschneiden. Von dem Elemente der Steigerung, welches durch jede klassische Fuge geht und von dem Umstande, daß auch die Eintritte der Stimmen mitunter recht getragen (daher auch mit singendem und gebundenem Anschlag) erfolgen sollen, ja zuweilen selbst in schüchterner, beklommener Weise, oder wie von Rührung durchbebt wieder aufzutreten haben, daher bei solcher Gelegenheit auch so vorgetragen sein wollen, als blicke ein schönes frommes Auge mit dem Ausdruck heiliger Ueberzeugung zu den Wolken empor, haben Spieler der geschilderten Art natürlich keine Ahnung.

Aehnliche Entstellungen des Geistes und Stiles einer ganzen Kunstgattung erlebte ich im Gebiete der Sonate. Den ersten Satz von Beethovens Mondscheinsonate, der einer musikalischen Paraphrasirung von Goethes „Fülleſt wieder Busch und Thal" gleicht, hörte ich von dem musikalischen Löwen eines aristokratischen Salons als Tempo di marcia mit marschartiger Markirung der die Melodie im Discante einleitenden punktirten Achtel und nachfolgenden Sechszehntel spielen; das leidenschaftliche Finale dagegen trug der Gefeierte als ein Bravourstück in gebrochenen Accordpassagen mit untermischten Uebungen für das Handgelenk vor, was eigentlich nur ganz natürlich war, da Beethovens Cis-moll-Sonate in dem Programm jenes Clavierhelden zwischen einer Pièce, genannt Pluie des perles und einer Etüde für die linke Hand eingeschachtelt stand.

Mit der Mittheilung solcher und ähnlicher Erfahrungen könnte ich noch lange fortfahren; aber genug des grausamen Spiels — hier in einem doppelten Sinne gemeint — sowie der Erinnerungen an solche Kläglichkeiten. Ich will hier nur noch hinzufügen, daß es in Dilettantenkreisen in manchen besonderen Fällen schon so weit gekommen ist, daß

Digitized by Google

unter zwei Personen das nicht clavierspielende Individuum der musikalischere Mensch zu sein pflegt; namentlich wenn derselbe hören gelernt hat oder durch angebornen unverdorbenen Sinn mehr dazu gedrängt worden ist, sich am Zuhören zu erfreuen, als sich selber zu produciren. Im Allgemeinen jedoch treibt jeder Dilettant die Musik nur aus dem Grunde, um Anderen seine primitiven Leistungen aufzunöthigen, unbekümmert, ob er damit den Frieden seiner Wand- und Hausnachbarn vernichtet, zu welchem es doch offenbar auch gehört, daß Niemand genöthigt sei, durch die Fingerübungen oder durch ein und denselben, Monate lang sich wiederholenden und stets in gleicher Weise maltraitirten Chopin'schen Walzer, mit dem ein neben, über oder unter ihm wohnendes Gänschen täglich stundenlang ihre Zeit völlig gedankenlos ausfüllt, gequält zu werden. Daß dergleichen aber das ganz Gewöhnliche in unserem bürgerlichen Leben geworden und zugleich das Unausweichliche, dem man sich ebenso geduldig zu fügen hat, wie anderen Lebensplagen, drückt schon für sich allein die ganze Misère unseres heutigen Musiktreibens aus. Was könnte unsere Hausmusik sein (man denke nur an die Schätze, die wir in unseren klassischen Sonaten, Duos, Trios, Quatuors u. s. w. besitzen) und was ist aus derselben geworden! Und wie verhält es sich mit der Weckung des musikalischen Sinns, ich meine mit der Heranbildung eines wirklichen musikalischen Empfindens und Verstehens der Meisterwerke unserer klassischen Tondichtung beim Schüler, auf die doch jeder Lehrer, der nicht ein bloßer Handwerker ist, sein ganzes Augenmerk zu richten hätte, sobald die ersten technischen Grundlagen gelegt sind?! Anstatt daß man unserer Jugend, die man vorläufig fast nur zum Vorspielen von ein paar Sächelchen dressirt, den weiten unendlichen Horizont der Tonkunst erschließt, was nur geschehen könnte, wenn man sie zu einem verständnißvollen Hören heranbildete und erzöge (und wahrlich das Hören ist eine große Kunst, in der es mit ein wenig Naturanlage allein nicht gethan ist, sondern die ebenfalls erlernt sein will), läßt man Kinder und junge Leute die Welt mit dem geisttödtendsten Klingklang erfüllen, mit einem Klimpern, das selbst auf ihren Charakter verderblich einwirkt, da es nichts als ein beschäftigter und auf die Befriedigung kleinlichster persönlicher Eitelkeit gerichteter Müßiggang ist, und — was das Schlimmste — den wahren Sinn für Musik und deren hohe Idealität in ihnen und selbst bei ihren unfreiwilligen Zuhörern abtödtet. Den letzteren kann man es, bei der ihnen in dieser Weise täglich zugeführten musikalischen Nahrung, schließlich nicht mehr verübeln, wenn der Eine oder der Andere darunter in den Stoßseufzer ausbricht: daß ihm unter allen Gerä..schen die Musik das unleidlichste sei! — Ich kenne einen Ort, in welchem sich, in Folge der geschilderten musikalischen Zustände, ein „Antimusikverein" bildete, der, gerade weil seine Mitglieder aus lauter echten Musikfreunden bestanden, unserem ganzen heutigen musikalischen Salon- und Gesellschaftstreiben

Digitized by Google

principiell aus dem Wege ging. Wahrlich — es muß nicht so übel sein, Einladungen zu gewissen Matineen und Soireen mit den einfachen Worten refüsiren zu dürfen: „Entschuldigen Sie, ich gehöre zum Antimusikverein!"

Die Tonkunst könnte, bei der unglaublichen Volksthümlichkeit, die sie in der Gegenwart gewann, eines der wichtigsten Volksbildungsmittel sein und sie ist, statt dessen, eines der probatesten Mittel zur Verbreitung gelangweilter Blasirtheit und Gedankenlosigkeit geworden, — ja noch mehr — die Wirkungen unseres Musiktreibens auf das Gemüth haben sich in eine Karikatur jener hohen und edeln Wirkungen verwandelt, die uns Rafael in so ergreifender Weise in den Gruppen seines Cäcilienbildes dargestellt hat. Die keusche reine Himmelstochter, Musica genannt, ist, wenn man sie nach dem Antlitz beurtheilen will, das sie in unseren Salons und Pensionaten zur Schau trägt, eine Coquette geworden, welcher äußerlicher Flitter und Plunder über jeden inneren Gehalt geht und die sogar mit dem Gemeinen buhlt. Den größten Theil der Schuld hiervon trägt aber eben jene allgemeine Clavierwuth, die sich gerade der sogenannten besseren Gesellschaftsklassen bemächtigt hat und jede unserer Großstädte zu einem Pianopolis, jede unserer, Miethskasernen gleichenden Wohnungen zum Schauplatz eines, vom frühen Morgen bis tief in die beleidigte Nacht hinein nicht ruhenden Charivari Dutzender von ineinander tönender Claviere macht. Die Polizei kann diesem Treiben gegenüber erst nach Mitternacht einschreiten. Viel dagegen könnte der deutsche Reichstag durch die Bewilligung einer Claviersteuer thun, von welcher nur Musiker von Fach auszuschließen wären. Da die Parole der Zeit die Besteuerung des Luxus ist, den gerade das allgemeine Clavierbedürfniß von seiner hohlsten und unsittlichsten Seite repräsentirt, so empfehlen wir die genannte Steuer unserem großen Reichskanzler zur geneigten freundlichen Berücksichtigung.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Mit dem

— 1. Juli beginnt ein neues Abonnement —

auf

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Erscheint jeden Sonnabend im Umfang von 2 Bogen gr. Quart, auf gutem Papier, geschnitten und geheftet.

Preis pr. Quartal 4 M. 50 Pf., pr. Jahrg. 18 M.

Bestellungen werden in sämmtlichen Buchhandlungen und Postanstalten entgegengenommen.

Die „Gegenwart" ist die verbreitetste politisch-literarische Wochenschrift des deutschen Reiches, sie zählt zu ihren Mitarbeitern die bedeutendsten Schriftsteller und Gelehrten. Von Jahr zu Jahr hat sich ihr Leserkreis erweitert. Die „Gegenwart" ist das erste deutsche Blatt, welches vornehmlich den ernsten geistigen Interessen der Nation gewidmet, ohne die mächtige Beihülfe der Novelle und Illustration in die weiteren Kreise des gebildeten Publikums gedrungen ist. Im unmittelbaren und steten Zusammenhange mit allen wichtigen Vorgängen auf dem Gebiete des öffentlichen und geistigen Lebens, bestrebt sie sich in Wahrheit das zu sein, was ihr Titel sagt: ein guter und echter Ausdruck des Schaffens in der Gegenwart.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

F. C. Velhagen

Band 6. — Heft 17.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

Digitized by Google

August 1878.

Inhalt.

L. Anzengruber in Wien. Seite

Das Sündkind 129

J. Rosenthal in Erlangen.

Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild 153

Paul Heyse in München.

Reisebriefe.

An Wilhelm Hertz in Berlin 167

An die zu Hause Gebliebenen 172

Friedrich Ratzel in München.

Die Beurtheilung der Völker 177

P. W. Forchhammer in Kiel.

Das goldene Vließ und die Argonauten 201

Franz Rühl in Königsberg.

Theodor von Schön 213

Carl Thiersch in Leipzig.

Medicinische Glossen zum Hamlet 231

Hierzu das Porträt Emil du Bois-Reymond's, nach der Originalzeichnung von Adolf Menzel in Photogravüre ausgeführt durch Goupil & Co. in Paris.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.

— Preis pro Quartal 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VI. Band. — August 1878. — 17. Heft.

(Mit einem Porträt in Photogravure: E. du Bois-Reymond.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Sündkind.

Erzählung

von

L. Anzengruber.

— Wien. —

„Nun ja," ſagte der Pechleitner, indem um ſeine Mundwinkel ein Lächeln ſpielte, das ſogleich wieder verflog. „Nun ja, das war damals eine verzwieſelte Geſchicht' mit meiner Frau Mutter, Gott hab' ſie ſelig. Will's meinen, ganz eine unbeſchaffene Geſchicht'. Vor fünf und dreißig Jahren war's, ich hab' damals meine dreißig gezählt, meine Mutter hat ihre fünf und vierzig voll auf dem Rücken gehabt. Ja, da mögt Ihr Augen machen wie Ihr wollt, was hilft's? Es lebt Keiner mehr, der es bezeugen könnt', aber damal, in der Zeit, von der ich red', da könnt' ich's Euch an den Fingern herzählen die Leut', die ſich beſonnen haben, wie früh meine Mutter mannbar war und die ſich nicht genug haben wundern können, wie lang ſie ſich ihr Alter hat gar nicht anmerken laſſen. Ich war ihr Erſter, das ſchwächſte unter vielleicht einem Dutzend Geſchwiſter und hab' ſie doch alle überlebt; daß ich alſo recht angib, vor fünf und dreißig Jahren war ich der einzig Uebrige, der Vater war vor drei Jahren verſtorben geweſt und ſo haben wir, ich und meine Mutter, allein auf unſerm Gütel gehauſt. Es iſt uns rechtſchaffen vorwärts gegangen mit der Arbeit, na, ich war vollkräftig und ich lüg' nit, viel hat nit gefehlt, leicht gar nur, um was allweil ein Weib in der Arbeit gegen ein' Mann zurückſtehen muß, ſo hätt' ſie mir's gleich gethan. Auf einmal aber ändert ſich's in der Sach', ſie wird läſſig und iſt auf die Letzt ganz unbeholfen. Na, ſie war als eine ehrſame Wittib ausgerufen, nachzureden hat mer ſich ihr nichts getraut, hätt's auch Keiner und Keinem rathen mögen! »Die Pechleitnerin iſt ſiech,« haben die Leut' geſagt, »die hat ſchier die Waſſerſucht.« Dabei iſt's eine gute Weil' geblieben.

Digitized by Google

So hab' ich damal alle Arbeit auf mir gehabt und wie ich an einem Abend' hundmüd' nach Haus treff', was find' ich? Ich hab' gemeint, ich brächt' vor Verwundern Maul und Augen gar nimmer zu. Die Stuben voll Weibsleut' aus der Nachbarschaft, die Hebmutter dabei, daß ich's kurz mach', 's ist auf einmal die alte Kindswäsch', die lang vergessen im Schrein gelegen hat, wieder in Gebrauch kommen.

Wie 's nachtig worden ist, haben sich die Besuchweiber eine um die andere verloren, 'letzt steh' ich allein, steh' beim Fenster und trommel' an die Scheiben und je länger ich so steh' und trommel', je verlegener werd' ich und das hätt' doch ich, weiß Gott, nit Noth gehabt, so kehr' ich mich mit brennrothem Gesicht um und sag': Sollt'st Dich doch schämen, Mutter. Schämen sollt'st Dich! Da sie nichts red't und nichts deut't, hab' ich meine Pfeife genommen und bin gegangen, wollt' natürlich in der Wochenstuben kein' Qualm verursachen.

Wie ich mit meiner Pfeife zu End' war, da hab' ich mir's überlegt gehabt. Das Reden hintennach, das frucht't rein gar nichts. So war's auch ganz ungehörig und dumm, daß ich meine eigene Mutter vermahnt hab'. Was möcht's auch helfen, wenn sie auf das verkehrte Wesen einging' und von mir eine Lehr annähm'? Hat sie sich vorderher nit geschämt, zu was wär' das jetzt hintennach gut? Daß sie sich kränkt? Davon hat doch alle Welt nichts. Auch hab' ich mich besonnen, daß mir Alle entgegen geschrieen haben: Dein' Mutter hat ein Kind 'kriegt! Keins hat gesagt: Du hast ein Brüderl 'kriegt! Gegen der Leut' Reden war ich all' mein Lebtag widerhaarig; was denken sie sich denn, die mit ihren langen Zopfen und dem kurzen Verstand? Denken's leicht, ich werd' dem unschuldigen Wurm was nachtragen? Und wenn ich gleich kein Herz hätt', so no just nit, schon der Leut' wegen, mein Bruder ist's! Höllsakermenter ös, die ihr die Kinder von einer Mutter auseinander scheiden möcht's!

Ich bin schön still nach der Stube 'gangen, thu' die Thür' auf, da sind's alle zwei gelegen und haben geschlafen, da hab' ich mich neben das Bett hingesetzt und zu dem Kleinen hinunter gebeugt, erst sauber mir mit dem Aermel das Maul abgewischt und ihm zum Zeichen, daß ich ihm gut Freund sein will, einen Schmatz 'geben; da hab' ich aber 's Richtige 'troffen gehabt, paar Tag' schon bin ich unrasirt 'gangen, das muß ihn wol gekratzt haben wie mit einem Pferdestriegel und er hat ein Gezetter angehoben, wie nit gescheidt. Darüber ist die Mutter auch wach 'worden, doch wie sie mich so neben sitzen sieht, wend't sie sich ent' hinüber, auf die andere Seite.

Und wie das halt doch schon gar eigen ist, wieder werd' ich ganz verlegen. Räusper' eine Weil' und sag: Bleib' nur in Deiner Lag', das Hin- und Umwenden könnt' Dir etwa schaden. Und — wie ich mein' — so ist geschehen, geschehen. Und stark ist nit Jeder. Und nit Alle kriegt's Gleiche herum, aber Jeder hat seine Schwäche!

Digitized by Google

Da dreht sie sich langsam halb über und schaut mich so von der Seit' an; kein' Dirn mit siebzehn, die schon weiß, aber es nit aussagt, ob auf ihrer Kammer die Fensterriegel hart oder leicht schließen, kann so gottverbotene Augen machen, wie zur selben Stund' mein' Mutter. In dem Stück sind sie Eins die Weibsleut, ob alt oder jung.

Wie die Mutter wieder außer Bett war, da haben wir uns wie voreh' in die Arbeit getheilt, sie ist uns sogar um ein Stück vergnüglicher vorkommen, denn nun hat's auch für den klein' Leopold gegolten. In der Sorg' um ihn sind wir Eins gewesen und sind's geblieben bis zur Zeit, wo er schon ziemlich aufg'schossen war, so daß man hat fragen können, was mit ihm werden soll; da sind wir, ich und die Mutter, uneins geworden und geblieben, gleich vom ersten Mal, wo sie es Rede gehabt hat.

Eines Abends ist's gewesen, der Bruder hat sich mit gleichaltrigen Bürschchen im Ort herumgetrieben, ich saß auf der Bank vor'm Haus und rauchte meine Pfeife und die Alte verhielt sich eine geringe Weil' über in der Stube, dann kam sie heraus, setzte sich neben mich, fältete eine Zeitlang ihre Schürze auseinander und wie ihr die glatt genug mag geschienen haben, hebt sie an, aber ohne daß sie dabei mit einem Auge aufschaut: »Mein lieber Martin,« sagte sie, »Du bist ein guter Bursch, ich weiß das und allen Leuten giltst Du dafür, Du hast rechtschaffen das Deine für den Leopold gethan, — vergelt' Dir's Gott, — aber es wär' sündhaft, wenn man Dich für Deine Gutheit zu Schaden kommen ließ und ein himmelschreiend Unrecht, wenn Dir das Deine sollt' durch den Buben geschmälert werden.«

Der Eingang hat mir gleich nicht gefallen, es macht mich immer stutzig, wenn Einer mit einer Red' angestochen kommt, die meinen Vortheil voran stellt, es ist das sonst nicht Brauch in der Welt und Jeder setzt den eigenen zu oberst. Meist soll Einem damit der Wasserkübel gewiesen werden, in dem eine Hand die andere wäscht, oder es gilt mir ein Schenleder vor's Aug' zu thun, daß ich nicht seh', was Einer knapp nebenan handtirt. Ich sag' also nichts, thu' einen richtigen Zug aus der Pfeife und hüll' mich in einen Nebel wie eine Bergspitz', die keinen guten Tag zu sehen vermeint.

Das war aber ungesundes Wetter für meine Alte, sie fing zu husten an. »Daß Du aber den rauchen magst?« sagte sie. »Nun, es werden bessere Tage kommen, wo Du Dir auch bessern kaufen kannst, wenn wir erst den Poldel nimmer über der Schüssel liegen haben.«

„Ei, mag er darüber liegen, so lang er will," sagte ich, „er hat mich bis dato nicht arm gefressen und wird mich nicht arm fressen; jetzt noch weniger als voreh', wo er nun doch schon sein Theil sich rechtschaffen erarbeitet. 's gedeiht ihm auch und das freut mich. Ich bin schon ein alter Kerl, viel älter wie er, der Jung' ist gesund und es

Digitized by Google

müßt' mit ganz verkehrten Dingen zugehen, wenn er mir nicht in die Grube nachsehen könnte und dann ... Na, Du weißt's ja, Mutter, auf's Heirathen hab' ich mich nie eingelassen, werd's auch nicht."

„Sag' das nicht," meinte die Alte, „so was überkommt Einen mit einem Male."

Ich nahm die Pfeife langsam aus dem Maul, blinzelte die Frau Mutter schief über an und sagte: „Ich weiß davon nichts, aber wenn Du es sagst, muß ich es wol glauben." Ich hab' sie damit necken wollen, meinte auch, sie würd' es nicht anders aufnehmen, denn ich dachte so wenig Uebles wie damals an Poldels Wiege und war mir die Jahr über gegen sie ganz gleich geblieben, aber da merkte ich, sie war nimmer die Frühere; statt mir, wie ich's erwartete, ohne ein sonderlich streng' Gesicht mein los' Maul zu verbieten, hob sie die Schürze und begann darunter zu weinen.

Das ist mir von Allem das Ueberquerste; ich mag einmal Keines weinen sehen, geschweig' denn gar, weinen machen und hier wußt' ich mich gar nicht aus, zuweg' und warum eigentlich? Daß ich es da angestiftet hatte, das ärgerte mich in die Seele hinein, weil ich mir aber keiner argen Meinung bewußt war, so brachte ich es nicht um alle Welt über mich, ein begütigendes Wort zu sagen, wenn mir auch eines oder das andere beigefallen wäre, was just nit der Fall war. So saß ich und hielt meine Pfeife beim Rohr, so handsam wie ein Kind seine Schellenrodel und mag dabei nicht gar klug ausgesehen haben.

„O mein Gott," schluchzte die Mutter unter ihrem percaillenen Fürtuch. „Jetzt kommt mir's heim! Mein Aelterer erlaubt sich unfeine Reden gegen mich und was werd' ich erst vom Jungen, von dem Sündkind', anhören müssen, wenn er bei Jahren sein wird und die Leut' ihn verhetzen, was gewiß nicht ausbleibt. Ja, ja, es gibt nur einen Weg, einen einzigen, wo mir der Bursch unverdorben bleibt und ich zu Fried' und Vergebung meiner Schuld komm'. Es muß sein."

„Was muß sein?" frag' ich.

„Ganz muß ich ihn unserm lieben Herrgott hingeben, er muß geistlich werden."

„Geistlich soll er werden, Deinetwegen?" denk' ich. „Nun, das ist doch die leichteste Weis', eigener Sünden ledig zu werden, wenn man ein Fremdes dafür büßen läßt." Gesagt hab' ich das aber nicht, wer getraut sich so was der leiblichen Mutter in's Gesicht zu sagen? Ich duck' mich also ein wenig nach vorne über, daß ich nicht anzusehen brauch', was sie auf meine Red' für Augen macht und sag': „Ich möcht' mir's an Deiner Stell' doch erst noch eine Weil' überlegen, 'leicht möcht' das dem Poldel doch eine zu harte Nuß sein, der er sein Lebtag' nicht auf den Kern kommt, denk' nur, wenn er Dein hitzig Blut hat ...."

Mit Eins war sie aufgestanden, geht nach der Thür' und wörtelt

Digitized by Google

dabei, ich sollt' nit so dumm daherreden, der Poldel wär' noch zu jung, um da ein Arg zu haben und ich wär' alt genug, um zu wissen, daß auf der Welt nie Keines sein Lebtag' auf so Hallodereien verfallen möcht', wenn man's nicht darauf führte und das werd' hier Gottes Hülfe und frommer Leut' Aufsicht wol verhüten. Damit war sie hineingewischt und seh' ich nur mehr ihren Rockzipfel zur Thür hineinschwänzen.

So lang' sie noch hurtig wie ein Wiesel über Feld und Rain laufen konnte und ihr die Arbeit so flink wie vorneh' von der Hand gegangen ist, die Zeit über hab' ich ihr — weiß Gott, — kein unruhiges Gewissen anmerken können; aber mit einmal hat sie angefangen an der Gicht zu leiden und hat ganze Tag' lang, wenn Alles nach dem Feld aus war, mutterseelenallein im Bett' liegen müssen und da schreibt sich's wol her, daß ihr mein unverhoffter Bruder plötzlich so schwer auf die Seel' gefallen ist. Uebrigens setzte sie ihre Worte so neuartig, daß ich nicht besonders aufzuhorchen brauchte, um zu wissen, es rede noch ein Anderer aus ihr.

Konnt' mir's ja denken wer! Es war unsers Poldels Vormund, der Kirchendiener auf unserer Pfarre, ein so richtiger Betbruder wie nur Einer, der hat sie wol zuerst auf den frommen Vorsatz oder das gottgefällige Werk — wie man's just heißen will, — gebracht und hinterher fleißig darin bestärkt. Ich hab' die Art nie recht leiden mögen, sie mengen sich allzu gern in fremder Leut' Angelegenheiten und ich denk', gerad' Einer, dem es mit der Frommheit Ernst ist, fänd' dazu keine Zeit und hätt' vollauf mit sich selbst zu thun. Mag mich freilich auch irren und es kann ja sein, wenn so ein Frommer merkt, er käm' mit sich selber nie zurecht, daß er hergeht und auf fremdem Feld Dünger häufelt; man sollte sich aber vorsehen, denn hinterher können sie gelaufen kommen und sagen, es wär' Alles auf ihrem Mist gewachsen.

Das mit dem Poldel war beschlossene Sach', die Mutter war damit einverstanden, der Vormund war damit einverstanden und der Bub' — was wol vermöcht' man so einem dummen Buben nicht einzureden? — der war auch einverstanden. Was wollt' ich machen? Ich sagte: „Thut, wie Ihr wollt, aber mich laßt dabei ganz aus dem Spiel; seit ich um die Sache weiß, hab' ich es gesagt und sag' es noch, von mir aus könnte der Jung' all' mein' Lebtag' und darüber hinaus all' sein' Lebtag' da auf dem Hof bleiben. Wenn es Unheil setzt, mir schiebt kein Sandkorn groß Schuld in die Schuhe!"

Sie spöttelten und sagten: ich würd' meine Füße heil behalten, sie würden mir kein Sandkorn groß Schuld in die Schuhe schieben, 's möcht' sich auch dergleichen bei einer so heiligmäßigen, gottgefälligen Sach' nit auffinden lassen.

Und als ein Jeder im Ort wußte, der Pechleitner-Poldel würde geistlich, da kamen sie ihm zugestiegen und machten ihn hoffährtig, die

Digitized by Google

ältesten Leute baten ihn, wenn er die Weihen hätte, ihrer nicht zu vergessen und sie in sein Gebet einzuschließen, Kinder waren darauf aus, zu erfahren, ob es wahr sei, daß ein Geistlicher mit unserm Herrgott und den lieben Heiligen wie mit seines Gleichen verkehre? Er ließ sie bei dem guten Glauben.

Bald hatte er gar keinen andern Gedanken mehr als den an seine künftige Geistlichkeit und er mochte stehen und gehen, wo er wollte, da war ihm nichts zu gut oder zu schlecht, um ihn daran zu erinnern. Kam er durch den Garten und sah nach den Gesträuchen, da waren die schwarzen Blattläuse auf dem Hollunderbusch Mönche, die grünen auf den Rosen- und anderen Stauden Weltgeistliche und die Ameisen, die ihnen zuliefen, Laien, und wenn sie so aufdringlich mit den Fühlhörnern herumstrichen, so baten sie um Segen und Absolution. „Ja, du weißt's, dummer Junge," dachte ich, „melken thun sie sie und da weis' mir einen Pfaffen auf, der dazu still hielte! Wenn Du den Spieß umkehrtest und ließest die Blattläus' die Laien sein und die Ameisen die Andern, dann säh' es wie ein richtiges Gleichniß aus."

Er stromte einen ganzen Sommer herum und verstund sich zu keinem Bischen Arbeit, aber wenn ich mit Taglöhnern draußen auf der Wiese heuete oder auf dem Felde schnitt, da geschah es zum öftern, daß er unversehens aus einem Busch hervorbrach und ihnen vorpredigte; das war dem faulen Volk' gerade recht, sie ließen die Arbeit liegen und stehen, schaarten sich um ihn und hörten ihm andächtig zu und so 'ne ausbündige Frommheit durfte ich ihnen nicht übel nehmen. Die Mutter meinte das auch und fand sein unsinniges Daherreden recht zu Herzen gehend, ja wohl und zwar kurzen Weg's, denn die Straße, die durch den Kopf führt, blieb dabei als ein Umweg seitwärts liegen.

Ich erschrack nicht wenig, so oft ich vom andern Ende des Feldes her meinen Bruder anheben hörte: »In der Zeit sprach der Herr Jesus zu seinen Jüngern . . .« Ei ja, der Herr Jesus sprach in der Zeit, mein Bruder Leopold aber außer der Zeit, ich merkt 's, im Nu waren alle Tagwerkerlente davon; einer Arbeit gegenüber, die ihr volles Dutzend Hände brauchte, wußte ich auch nichts Anderes zu thun, als die meinen in die Hosentaschen zu stecken und zu warten, bis der dort drüben »Amen« sagte.

Am Ende war ich recht froh, als mit Herbstanfang die Mutter und der Vormund ihn zwischen sich auf den Wagen nahmen und nach dem Seminar fuhren. Ich gab ihm die Hand und sagte: „Poldel, bleib' brav, auch wenn Du ein Pfaff' wirst!"

Er lachte und damit fuhr er hin.

Sein sollte es einmal, er hatte kein Bang und ging blind auf ein Ziel los, von dem er so viel wußte, als eben ein Schuljung' davon wissen konnte. Es war besser nichts zu sagen und ihn bei Courage zu

Digitized by Google

lassen. Ich mein' immer, darauf sollte man Keinen lernen lassen, wie auf's Tischlern, Weben und Schneidern. Ei ja, was den Pfarrer in der Kirche ausmacht, das mag Einer auf die Art wegkriegen, aber wenn ihm Eines geraunt kommt, das in seinem Herzen kein heiles Fleckel mehr hat, und schreit: »Jetzt hilf Du!« da muß er sich auswissen, die wundeste Stell' muß er herausfinden und gleichschauen muß es, als langt' er in' Himmel, faßte des Herrgotts Hand und legte sie auf das Gebreft. Das läßt sich nicht erlernen. Ich lob' mir meinen Pfarrer weit da drüben im Gewänd', den alten eisgrauen Mann, der erst mit der Welt fertig geworden ist, eh' er sich hat weihen lassen.

Nun, wie auch, — der Mensch ist einmal so thöricht, verlauft etwas hundertmal im Gleichen, da merkt er wol, das wär' so Regel auf der Welt, kommt ihm aber die Regel in's eigene Haus, so hofft er auf eine Ausnahm'. Der Arzt kann gleich siech sein wie der Kranke und doctert doch nicht an sich selber herum.

Hätt' ich's damals wissen können, welch' Weges der Jung' eigentlich dahinfährt, ich hätt' als sein bluteigener Vormund den andern und die Mutter vom Sitzbrett' gesagt und ihn bei mir behalten.

Sechszehn Jahr' hat er damals gehabt und uns're Mutter war im umgekehrten Alter, das heißt, bei ihr ging der Sechser voran und der Einser hintennach. Wenn sich ab und zu eine Gelegenheit schickte, fuhr sie in die Stadt und sah im Seminar nach, wie es mit dem Poldel vorwärts ginge und ob er nicht schon einen kleinen Ansatz zu einem Heiligenschein hätte, wär's auch nur ein Fünkchen wie von einem Johanniskäferl, natürlich auf dem Kopf und nicht da, wo's diese Würmer haben, bei denen es auch gar nichts Heiliges zu bedeuten hat.

Zwei Jahr' war er vom Hause weg gewesen, da bettelte ihn die Mutter auf ein paar Tage los, brachte ihn zu uns und da hab' ich ihn das erste Mal wieder zu Gesicht bekommen. Zur selben Zeit befand sich auch eine entfernte Verwandte bei uns auf Besuch, ein dralles Stück Weibsbild, die Lustigkeit und die Gesundheit selbst, zu der hielt sich der Bursche am liebsten. Trotz seiner achtzehn Jahre sah er noch kindisch genug aus und das machte er sich zu Nutze, tälberte mit ihr und die zweimal so alte Ursel lachte über den »klein' Vetter Poldel«, wie sie ihn nannte, ich aber dachte mir mein Theil.

Weiß nit, wann es gewesen, als er seine erste Mess' las, aber Wägen waren nit genug im Ort aufzutreiben, Alle, die ihn kannten, wollten dabei sein. Das hat also die Alte noch erlebt, auch das noch, daß man ihn in einem nahen Kirchsprengel einem kranken Pfarrer zur Aushülf' zutheilte. Nun war er ein richtiger Geistlicher und dazu hatte er es in acht Jahren gebracht und gerad' in diesem achten Jahr legte sich die Mutter hin und starb. Zuletzt hat sie mir noch etwas sagen wollen, — vielleicht wer Vater zu dem Poldel gewesen, — aber sie

Digitized by Google

vermocht's nimmer und das war mir auch lieber, ich hab' es ihr nie authun mögen, daß ich dem nachgefragt hätt'; und einen Lumpen oder 'ne Letfeigen mehr auf der Welt zu kennen, um das war mir's nit zu thun.

Beim Begräbniß der Mutter war der Le'pold zugegen, auch die dralle Bäuerin war da, und etliche Dirnen, mit denen er seinzeit barfuß durch die Stoppeln gelaufen, drängten sich an ihn, beileidshalber war ihr Vorgeben, wollten aber eigentlich nur hören, daß er sich ihrer noch entsinne. Er wich einer Jeden scheu aus und gab Keiner die Hand, wie zuthulich sie sich auch gehaben mochte. Sonst immer hat er ausgesehen wie Milch und Blut, jetzt hatte er ein ungesund' Wesen, keine Farbe, eingefallene Wangen und die Augen lagen ihm tief d'rin, er sturte damit nach dem Erdboden und hielt keinem fremden Blick Stand. Mir gefiel's nicht. Als er nach der Leiche auf den Wagen stieg, faßt' ich seine Hand und sagte: „Was ist Dir, Bruder?"

„Nichts," sagt' er.

„Es dürft' Dir doch was sein," meinte ich.

Da verzog er das Gesicht, als sollte das gelacht sein, sagte nochmal ihm wäre nichts und setzte hastig hinzu: „Willst nicht einmal hinüberkommen nach Rodenstein auf unsere Pfarre? Es ist hübsch dort."

„Werd' schon kommen," sagt' ich. „Behüt' Gott, Bruder!"

„Behüt' Gott, Martin," ruft er und fährt seines Weges.

Sonntags darauf bered' ich meinen ältesten Knecht, daß er heimbleibt und das Haus hütet, und geh' hinüber nach Rodenstein. Nun es ist das ein gut' Stück Weg und wenn man einmal, den Wald durch, zu höchst angestiegen ist, so geht er etwa eine Viertelstund' lang unter lauter Weißbirken dahin. Es ist mir das kein lustiges Holz. Wo es sein recht' Gedeihen hat, da ist der Boden locker, die Stämm' stehen einschichtig empor, die Sonn' brennt durch das wenige Laub und die weiße Rinde sieht aus wie gebleichtes Bein. Den Tag traf ich's gar übel, Morgens war ein Strichregen niedergegangen und jetzt stachen glühheiße Sonnenstrahlen von einem Himmel nieder, der keine Farb' annehmen wollte, wie unter einem Schleier lag Alles, aus der Erd' stieg ein Brodem auf, daß man in Schweiß und mit halbem Athem sich vorwärts mühte.

Freilich hätt' es mich fünf Viertelstund' Umweg gekostet, wenn ich unten um den Berg hätt' herumgehen wollen, aber dort führte ein Steig durch den Wald, beidseitig stand junges Holz und verästelte sich oben unter einander, daß man wie in einem Laubengang dahinging. Nun war ich aber einmal oben und dachte, Gott behüte jeden Christmenschen vor einem birkenen Lebensweg, und es überkam mich wie eine Ahnung, ob nicht etwa mein Bruder auf einen solchen gerathen wär' und sich seitab davon viel besser befinden möcht'?

Du lieber Gott, wie viel Dinge auf der Welt erwecken in dem

Digitized by Google

Menschen ein Verlangen nach ihnen, und das kann bis zur unvernünftigen Begier anwachsen, daß sich Einer dann nimmer aus noch ein weiß. Da stehen allen voran für die Burschen die Dirnen und für die Dirnen die Burschen. Hatt' auch mal einen Schatz, war mein Gespiel von Kind auf und wir Beide waren noch was zu blutjung, um ernstlich zu meinen, wir könnten's ernst meinen; aber wie sie mir einst vor meinen Augen im Weiher ertrunken ist und wie ich an ihrer Todtenbahr' die lange Nacht über gesessen bin, wie sie lag, lang, bleich, kalt, die frohgemuth'ten Augen eingefallen unter den halb zugedrückten Lidern, da hab' ich mir's ein für alle Mal bedeutet sein lassen. Noch hab' ich meinen Schatz, denk' nicht, ich hätt' ihn in die Erde gelegt; denn ich hab' sie mir nachmals immer vorgebildet, wie sie gelebt hat, so frisch an Farb' und Aussehen, so manierlich von Hand und Geberd' und so tänzlich und hüpferisch in Schritt und Gang. Hab' nichts von ihr behalten als das Anschauen und hab' mich zeither auch an Allem und Jedem damit begnügt. Verlang' mehr, schon hast Du Neid und Ungunst im eigenen Herzen, oder in fremden wider Dich, laß Dich ein und es gibt schon Ungelegenheit, Alles hat man im Anschauen, wenn man nicht Eines für sich will, Eines kann man auch wieder verlieren, aber Alles haltet aus. Das ist mir gekommen von selbst, hat mir Niemand gesagt: Du sollst nicht verlangen! Hat mir Niemand gesagt: Du mußt entsagen!

Sag' ich Einem: Sei zufrieden! Ei, so mach' ich ihn selber darüber grübeln, daß er etwa Ursach' hätt', es nicht zu sein, und grübelt er rechtschaffen, so findet er wol bald eine heraus. Sag' ich Einem: Entsage! Da mahn' ich ihn daran, daß er ein Verlangen haben könnt' und mag er bis zur Stunde keines gehabt haben, es wird sich einstellen. Ich bildete mir lange ein, keines zu haben, weil ich mich mit dem Anschauen zufrieden gäb', aber da fiel mir ein, eben darnach stünd' *mein* Verlangen, ich braucht' nicht einmal das Augenlicht zu verlieren, nur in einer unschönen Gegend hausen zu müssen, wo mir unsaubere Leut' unter den Augen herumliefen, so wär' mir das Leben verleidet. Nein, dem Verlangen entgeht Keiner im Leben, und dem Entsagen kommt er nicht aus, und keine Lehr' und keine Predigt hilft dagegen oder dafür. Die Welt ist nicht da zum Verlangen und die Welt ist nicht da zum Entsagen, sie ist da — mein' ich — zum Arbeiten, und was Einem zwischen Begehr' und Verwehr' werden mag, das soll man ihm nicht neiden und nicht verleiden.

Nun sitzt der jung' Mensch da unten auf der Pfarr' und weiß von all' dem so viel wie ein zweitägiger Hund von der Farb', die sein Balg hat.

Ich kam nach Rodenstein, mein Bruder war noch in der Kirche, so ging ich dahin und sah ihn auf der Kanzel stehen und hörte ihn predigen. Er wetterte gar nicht schlecht von Höll' und Teufel und mocht's

Digitized by Google

ſchon eine Weile ſo getrieben haben, denn die Leute ſaßen alle da, als ob ihnen himmelangſt wäre. Ei, Du mein hochwürdiger Herr Bruder, dacht' ich, hebſt Du es auch beim verkehrten Ende an? Machſt Du auch die Leute fürchten? Furcht und Sorg' haben die ſo genug aus erſter Hand, von Zeit ab, wo ſie das Feld beſtellen, bis wo ſie die Ernte unter Dach bringen und darüber hinaus. Gibt's ein geſegnet Jahr oder Mißwachs? Kommt Froſt, Schauer, Fäulniß, Dürre und Brand, oder bleiben ſie davon? Und wenn, drückt der Ueberfluß die Preiſe oder ſchnellt ſie der Wucher in die Höhe? Nein, Bruder, fürchtenshalber möcht' ich auf keiner Pfarre ſitzen, Troſt brauchen die Leute, guten Muth ſollteſt Du ihnen machen; wer hier auf Erden ſein' Tag' nicht froh werden mag, der bleibt wol auch im Himmel ein trauriger Narr.

Und dann redte er weiter im Texte von dem Teufel als Verführer und von all' dem ſeinen böſen Eingebungen. Ach, laßt alle Verſuchung Jedem aus dem eigenen Herzen aufſteigen, mit dem kommt er wol zurecht und ringt es ihm ab, daß es noch zu letzter Stund' ſich vom ſchlimmen Wege kehrt, ſetzt ihm aber keinen Teufel, der ihm überlegen iſt und dem er alles Verſchulden in die Schuh ſchieben kann, zur Ausred'! Und als ich den Jung' ſo anhörte, wie er zu ſagen wußte, was all' für üble Gedanken dem Menſchen kommen und wie ſie ihn meiſtern können, da ſchüttelte ich den Kopf und dachte mir: Wenn Du es anders woher als aus Deinen Büchern haſt, dann magſt Du Dich nur ſelber fleißig bekreuzen und ſegnen!

Daran ſcheint er aber nicht gedacht zu haben, denn zum Schluß hat er noch ein groß' Geſchrei erhoben, mit den Fäuſten auf der Kanzel getrommelt und Allen zuſammen gedroht, der Teufel werde ſie holen — und die Leute haben dazu »Amen« geſagt. Ich hab' mir ſagen laſſen, das hieße auf deutſch: »So ſoll es ſein!« Nun, wenn ſie das zufrieden waren, dann gab es auf keinem Fleck der Welt einen unnützeren Menſchen, als meinen Bruder Seelſorger zu Rodenſtein.

Als er von der Kanzel herabgeſtiegen war, drängte ich mich durch die Leute nach der Sakriſtei, dort ließ er ſich das Chorhemd über den Kopf weg ziehen. Wir gingen dann nach dem Pfarrhof, der lag ein klein wenig ſeitab hinter der Kirche, die frei auf dem Platze ſtand.

Es war noch nicht Eſſenszeit, ſo gingen wir denn eine Weil' im Garten auf und ab. „Nun," ſagte mein geiſtlicher Herr Bruder, „Du haſt mich heut' mal wieder von der Kanzel gehört, mach' ich Dir's nun beſſer zu Dank, wie einſtmal auf dem Feld?"

„Hm," brummte ich, „könnt's nicht ſagen, damal war's Kindſpiel mit großen Leuten, heut' ſcheint's mir Leutſpiel mit großen Kindern."

„Du Krittler," lachte er. „Nun, Gedanken ſind zollfrei, nur laß' Dir davon nichts merken."

„Nein," ſagt' ich, „das bin ich nicht willens. Ich werd' meines

Digitized by Google

Bruders Gewerksweis' nicht verschimpfiren, möchtest Du was immer für eine haben; wärst Du beispielsweis ein Schuster und ließest das ganze Dorf in engem Schuhzeug herumhinken, ich sagte nicht: Mein Bruder ist ein schlechter Schuster! Aber da darauf möchten wol die Leute von selbst kommen. Was predigst Du auch gerade so, wie Du thust?"

„Ei," rief er ärgerlich, „lehr' Du unser Einem Bauern predigen!"

„So so," sag' ich und dent' ihm nach dem Fleck, worunter Einer das Herz sitzen hat. „Du holst es also nicht von da heraus? Meinst Du auch mit ausgetüpfeltem Wesen und gemachtem Wetter den Leuten in die Seel' hineinreden zu können? Ei, was doch Euer Einer sich wol vorstellt, daß die Leute für eine Seel' hätten?! Das ist mir ein stolzer Hammel, der nicht immer vorläuten will und die Glock' gern zeitweis in den Sack schöb', hätt' er einen. Bald werden Alle so gescheidt sein wie Du, und Du wirst ausgetüpfelte Sittenlehr' und gemacht' Christenthum haben so weit Dein Sprengel reicht."

Darauf legt er mir die Hand auf die Achsel und sagt: „Martin, das verstehst Du nicht. Sag' mir lieber, warum ihr Bauern es nicht der Gräfin von Thurnschart nachmachen wollt, die zwar in der Umgegend die närrische Gräfin genannt wird, aber ihre Felder so bewirthschaftet, daß sie auf magerem Grund des Jahres zweimal erntet."

„Die närrische Gräfin," sag' ich darauf, „hat leicht zweimal sechsnen und wenn wir mehr auf einen Acker wenden wollten, als er trägt, dann träfen wir's auch. Aber, Bruder, das verstehst Du nicht."

Da schreit auf einmal Eines: „Angericht' is!" Und unweit auf dem Gartenweg steht ein Frauenzimmer, so groß und stark, daß sie für Drei von gewöhnlicher Art ausgereicht hätt', hat auch ein dreifach Kinn gehabt. Mag einmal eine saubere Pfarrerköchin gewesen sein, jetzt war sie nur Köchin auf der Pfarre, von Sauberkeit hätt' man ihr nichts nachsagen können. Hinter ihr ist ein langes, spindeldürres Ding dahergeschossen kommen, ein Dirndel etwa sechszehn Jahr' alt, hat im Gesicht gelb und ganz verhutzelt ausgesehen, nur ein paar Augen brannten ihr darin und die warf sie herum wie ein Falk. War das Einzige an ihr, was sie mit Vortheil gebraucht hat, denn mit Händen und Füßen hat sie sich nicht zu lassen gewußt, da täppte und läppte sie damit, so eckig und unbeholfen, daß es ein Jammer war.

Wie die Dicke sieht, daß mich mein Bruder nicht verabschiedet, sondern an der Hand faßt, kommt sie näher und der Leopold sagt zu ihr: „Wir haben heut' meinen Bruder Martin da."

„Je, der Bruder Martin," sagt sie. „Nun, versteht sich, daß der mitkommt auf einen Löffel Suppe."

Ich mein', es thät sich nicht schicken, daß ich jetzt mit zu Tisch käm', wo der Herr Pfarrer gar nit um mein Anwesensein gewußt hätt', aber die Andern sagten mir, der wär' gar nit dabei, der läg' krank.

Digitized by Google

„Macht's wol auch nimmer lang," sagte die Dicke und blinzelte meinem Bruder zu und das Dirndel lachte vor sich hin.

So sind wir all' Viere, wie wir waren, in das Pfarrhaus gegangen und haben uns zu Tisch gesetzt. Ich brauch' wol erst Keinem zu sagen, daß es den Tag mein Schnabel gut hatte, denn in einem Pfarrhaus ißt man nicht schlecht und nicht wenig.

Abends, wie ich bereit war zu gehen und mein Bruder, mich ein Stück Weges zu begleiten, nimmt mich die Dicke bei der Hand und führt mich ein wenig zur Seite. „Der Alte lebt nur mehr von heut' auf morgen," sagt sie, „und dann soll es Dein Bruder gut bei uns haben; sie werden ihm sicher die Pfarre geben, denn sie sind mit seinem Eifer recht zufrieden."

„Mit seinem Höll'- und Teufelseifer?" denk' ich. „Nun ja, wenn nur die Herren mit ihm zufrieden sind —." Sag' zu der Pfarrköchin, daß ich doch auch was rede: das wär' mir Alles recht lieb zu hören. Damit wenden wir uns und ich seh' die spindelige Dirn mit dem Leopold flüstern.

Wir gingen und als wir Rodenstein hinter dem Rücken hatten und auf das freie Feld kamen, sagte ich: „Geht es Deinem Pfarrherrn wirklich so schlecht?"

„Sehr schlecht," sagte mein Bruder.

„Sag' mir," fragte ich weiter, „ist das dicke Weibsstück durch ihn auf den Pfarrhof gekommen?"

„Ja," antwortete er, „die ist sein'zeit mit ihm gekommen und er haust mit ihr seit fünfzehn Jahren."

„So," sagt' ich, „und wer ist denn das klebere Dirndl?"

„Ihre Tochter," bescheidet er mich.

„Ist sie denn als Wittwe bei dem Pfarrer in' Dienst eingestanden?" frag' ich ganz dumm.

„Nun," schmunzelte mein Bruder, „Du mußt gerade nicht Alles wissen."

„So, so," sagte ich, „nun begreif' ich freilich, daß sie sich noch gewichtiger macht, als sie schwer ist, und das will bei ihr was sagen. Sie thut ja just, als hätt' sie die Pfarre in Bestand und den jeweiligen Pfarrherrn dazu. Sagt' sie mir doch, Du würdest für sicher darauf kommen und meint dann auch ihrtheils darauf verbleiben zu können."

„Sie denkt sich halt aus, was sie wünscht," brummte Leopold.

„Ja," sag' ich, „und würd'st Du sie denn bei Dir behalten wollen?"

„Ei," sagte er, „das ist leeres Stroh gedroschen, ich kriege die Pfarre ja doch nicht." Und dabei sah er aus, als wäre er bei dem Gedanken, sie nicht zu kriegen, getroster, als bei dem, daß sie ihm werden sollte.

Unter den Reden waren wir zur Brücke gekommen, die über den

Digitized by Google

Rodensteiner Mühlbach führte, von da an sollte mein Weg allein gehen. Hundert und einige Schritte weiter, den Berg hinauf zu, lag die Mühle, wir sahen durch das Laubwerk das weiß' Gemäuer hervorschimmern, das Rad hatten sie gestellt, es war nichts zu hören als das Rauschen des Wassers und einzelner Vogelruf, vor uns am Himmel hing der Mond, eine schmale, kaum sichtbare Sichel und hinter uns standen tiefrothe Wolken über der Sonne. Ich kann nicht immer darauf Acht haben, was die Welt um mich für ein Gesicht macht, aber da konnt' ich's gerade und es kam mir Alles so friedsam vor, daß ich lange stillstand, so sacht Athem holte, daß sich mir kaum die Brust hob, und dachte, das Leben wär' doch eigentlich gar ein einschmeichelnd' Ding.

Als ich meinem Bruder die Hand darreichte, verspürte ich die Bretter unter mir leicht schüttern, merkt', da käm' Eines von entgegengesetzt über die Brücke, eh' ich mich aber umsehen mag, wer es ist, daß ich ihn vorbeilasse, seh' ich meines Bruders Augen groß werden und die wenige Röthe, die er hat, ihm in's Gesicht steigen, ich wend' mich also und vor uns steht eine Dirn, wie ich aus Gruß und Dank erfahr', desselbigen Müllers Tochter und Marie-Lies' geheißen.

Ja, das war 'ne Dirn! Jed' Glied wie gedrechselt, wellig bauschte sich das goldgelbe Haar über der Stirn auf und fiel rückwärts in schweren Zopfen herunter, aus großen, kornblumenblauen Augen hat sie eben so klug wie treuherzig in die Welt geguckt, die Nase war ein ganz klein wenig oben gebogen und stand unten gar zierlich rundrandlig weg, ihr Mund war gar lieb, nicht größer und nicht bläsier wie eine Kirsche, das ganze Gesicht so weißroth wie eine gesunde Apfelblüh', nicht rund als wollt's die Backen sprengen und nicht eingefallen, am Kinn hat sie ein Grüberl gehabt und auf einem Hals ist das Köpferl gesessen, der war so drall und doch so bewegsam —, ei ja, wenn mir's nur beifiele, wie der war! Aber so geht's, wenn sich so ein alter Schüppel wie ich darauf einlassen will, eine junge Dirn zu beschreiben; aber ich vergeß' es all' mein Lebtag nicht, wie Müllers Marie-Lies' zu Rodenstein ihrzeit ausgesehen hat.

Nun damal hat sie an ihrer Schürze ein wenig gedreht und gesagt: „Hochwürden, weil Du schon da bist, willst nicht ein wenig zu uns hinein in's Haus kommen? Meine Eltern möchten sich freuen."

Da hat er mir die Hand gedrückt und ist ohne ein Wort still mit ihr dahingeschritten auf dem Weg, der zur Mühle führte.

Ich hab' ihnen Beiden nachgesehen, bis sie hinter den Bäumen verschwunden waren und bin dann ausgeschritten. Ich weiß es nicht, was es war, aber es wollte mir den ganzen Weg über nimmer so froh werden, wie mir's gerade noch vor wenig Augenblicken gewesen war. Als ich auf der Anhöhe durch den Birkenwald ging, der jetzt in vollem Mondlicht lag, daß alle Stämme gleisten wie verkalkte Knochen, da fiel mir

Digitized by Google

wieder mein Bruder ein und der birkene Lebensweg. Ja, da muß die Sonne schon hinunter und die Nacht kühl sein, wenn man da ohne Beschwer gehen will.

Der alte Pfarrer von Rodenstein hatte zwar nur von heut' auf morgen zu leben, aber er theilte sich's so genau ein, daß er noch gut drei Wochen damit ausreichte und erst in der vierten starb. Zu seinem Begräbniß wurde ich von meinem Bruder eingeladen, ich ging hinüber und sah mir's an. Die dicke Pfarrköchin fuhr sich ein paarmal mit dem Sacktuch über's Gesicht und die spindelige Pfarrdirn warf wenigstens ihre Augen nicht, wie sonst, herum.

Mein Bruder segnete die Leiche ein. Es ist zwar sonst nicht Brauch bei uns Katholischen, daß man Einem in's Grab nachredet, aber der Bruder meinte, es würd' die Gemeinde erbauen, wenn er ein paar Worte über den Seligen sagte, und so standen die Leute um das offene Grab her und Leopold zu Häupten und hielt eine Ansprache.

Anfangs schaute er in die Grube hinunter nach dem Sarg, als er aber das gute Beispiel, das der Verstorbene gegeben hatte, den Umstehenden an's Herz legen wollte, hob er den Blick und sah auf uns; mit einmal, mitten in der Red', blieb er stecken und fand sich erst mit Müh' weiter in seinem Text. Ich hatte gleichzeitig scharf aufgelugt und wußte, was es war. Unweit von ihm stand Müllers Marie-Lies', sie hörte andächtig zu und ließ kein Auge von ihm, gerad' als hätt' er ein Empfinden davon, blickt er hastig nach der Richt', steht Aug' in Aug' mit ihr und vergißt auf das zweitnächste Wort.

Es war hoch am Mittag, als wir auf den Pfarrhof zurücktrafen, der war heut' 'was aus der Ordnung gekommen und wir mußten mit der Mahlzeit zuwarten, so trieben wir uns denn im Garten herum. Mein Bruder lehnte sich zwischen den Büschen über den Zaun und sein Schatten fiel über den schmalen Rasenstreif, der außen hinlief, und über den Fußsteig neben.

Leute gingen vorüber — immer Eins hinter dem Andern — und grüßten, es kam auch der Müller, die Müllerin und, als Dritte der Reih' nach, Marie-Lies', die trat an den Zaun und setzte dabei die Füßchen gar sorglich, um dem Schatten meines Bruders nicht auf den Kopf zu treten. Sie zeigte ein wenig die weißen Zähne und die Grübchen in den Wangen und sagte: „Ich hab' Dich heut' verwirrt gemacht, hochwürdiger Herr. Verzeihst schon, aber ich hab' daran nicht gedacht und ich will Dich nimmer so angaffen."

Er meinte, das hätte nichts zu bedeuten.

„Nein, nein," sagte sie, „mit um alle Welt möcht' ich ein Gered unter den Leuten, jetzt, wo Du wol der Nächste zu der Pfarre bist und es Dir schaden könnt'."

Er schüttelte den Kopf.

Digitized by Google

„Man sagt es," meinte sie, „und nur davon soll man reden und weiter nichts zu sagen wissen. Wenn ich Dir nicht zu gering bin für einen Rath, so möcht' ich Dir wol einen geben."

„Nun, Marie-Lies?" Sagte er und faßte sie an der Hand.

Die drückt sie ihm, zieht sie aber dann hastig zurück, neigt sich gegen sein Ohr und wispelt ihm zu: „Mit Denen da am Pfarrhof laß' Dich nit ein." Und weg war sie.

Wovor läuft sie mit einmal weg? denk' ich. Ich wend' mich um und seh' die Pfarrdirn knapp hinter uns stehen. Wie ich mir das magere Ding betracht', das so unhörbar angeschlichen gekommen ist, dünkt mich's nicht anders, als sie glich einer ausgehungerten Katz'.

Die Hände hat sie geballt gehabt und an den Hüften niederhängen lassen, aber allfort hat sie damit weggezuckt, als hätt' sie den Krampf darein und wär' ich nicht nebengestanden, ich denk', sie hätt' meinem Bruder die Fäuste gewiesen. Ihre schwarzen Augen waren etwas feucht, aber die Augenbrauen zornig zusammengezogen. Einen Schritt thut sie nach meinem Bruder und hebt die Hand mit ausgespreit'ten Fingern, als wollt' sie ihn in den Arm kneipen und tief aus der Brust herauf holt sie's, wie sie sagt: „Gelt, das war wieder die Müllersdirn?"

„Ja," sagte er und kehrt ihr den Rücken.

Einen Augenblick hat's ausgesehen, als wollt' sie in's Schluchzen ausbrechen, dann aber lacht sie, — es klang nit anders, als wie wenn eine Katz' bläst, — zeigt zwischen den Zähnen die Zungenspitz, kehrt sich ab und dreht die Elbogen hinten h'naus.

Ich bin mit großen Augen dagestanden, die Frag' ist mir schon auf der Zunge gelegen, wie die Katz' dazu käm', sich gegen meinen Bruder so geberden zu dürfen, er muß mich aber errathen haben, legt mir die Hand auf die Schulter und sagt: „Wenn Du mich lieb hast Martin, darüber kein Wort!"

Bei Tisch ist's diesmal recht still hergegangen, und wie ich mich später auf den Heimweg mach' und mein Bruder, um mich zu begleiten, hinter mir aus dem Haus treten will, hält ihn die dicke Alte am Aermel zurück, zieht ihn in eine Ecke und da haben sie Beide eine Weile zusammen gezischelt und dabei mit den Händen herumgefochten. Ich hab' davon nichts hören können, nur End' zu sagt die Alte lauter: „Du kannst sie ja doch nicht haben und glaub' auch kaum, daß sie Dich wird haben wollen." Darauf tuscheln sie noch Eins hinwieder und zurück, und dann sind wir gegangen.

Da ich gerad' das nit Red' haben sollte, was ich gern' zur Sprach' gebracht hätt', so stapften wir ohne viel Plauderns den Weg neben einander her und beredeten, daß der Feldmohn roth wär' — und die Kornblumen blau — und wie Einer, der heuer Buchweizen baute, sich verrechnet haben dürft' — und wie die Menschen auf der Welt gemeintheils

Digitized by Google

Gesindel wären, — alle Viertelstund' so ein Gesetzel, wobei das Maul leiert und das Ohr feiert, weil man seinen eigenen Gedanken nachhängen will.

Wieder an der Mühlbachbrücke haben wir uns die Hände gereicht, ich bin vorwärts der Straße nach, er ist aber nicht zurück in's Dorf gegangen, sondern seitab der lautklappernden Mühle zu.

Das war das zweite und letzte Mal, daß ich meinen Bruder zu Rodenstein besuchte. Bis der Entscheid kam, saß er freilich dort so warm wie ein richtiger Pfarrer und zu so einem machten sie ihn auch, aber Rodenstein schien doch ein zu fetter Bissen für so junge Zähne, die sollten erst hart' Brod kauen; und so setzte man denn einen älteren geistlichen Herrn darauf, und mein Bruder kam paar Meilen weiter in's Land auf ein kleines Dörfel. Das schrieb er mir und schrieb mir's so kurz und gerad'zu, daß ich dachte, er hätt' damal wol nur den Gleichgültigen gespielt, als von der Rodensteiner Pfarr' die Red' gewesen und jetzt hinterher wurmte es ihn gewaltig, oder er schämte sich, daß es damit nichts geworden. Nach diesem einen Schreiben hörte und sah ich nichts von ihm drei volle Vierteljahr lang.

Da kommt mir eines Tages ein Brief in's Haus, — Krackelfüße, wie sie Hühner in den Sand scharren — und ich entnehme daraus, mein Bruder läge schwer krank und wünschte mich zu sehen.

Ueber Hinfinden, Verweilen und Rückfahren konnte wol ein Tag vergehen, ich überlegte nicht lange, sorgte für unterweile Ordnung im Haus und fuhr nach Weißenhofen, so hieß der Ort.

Rauh war's dort, rauhe Luft, rauher Boden, rauhe Leut'. Das Dörfel lag auf einem Berge, ein Dutzend Häuser etwa, der steilen Straß' entlang, das war Alles, und darüber weg guckte vom Bergkamm die Kirche weit in's Thal. Ich hab' mich oft gewundert, daß Kirchen einsam im Land verstreut liegen, in welchen die ganze Gemeinde Platz fänd', trüg' auch Jeder wie eine Schnecke sein Haus auf dem Rücken mit. War da einsmals eine Stadt herum, oder sollte eine werden? Wer kann's sagen? Waren es vergessene Gnadenorte, von denen mit der Zeit Wunder und Wallfahrer weggeblieben sind, die einen oder die andern vorerst und zuletzt alle beide? Wer weiß es?

Gerad' so eine übermächtig große Kirche war die Weißenhofner. An der einen hohen Seitenmauer, rechts vom Eingang über Eck', war das Pfarrhaus angeklebt wie ein klein' Vogelnest unt' an einem Steinblock und war nur ein ganz winzig Gärtel, nach vorne heraus, dabei. Es mocht' wol auch da auf der Höhe nicht viel Wachsthum leiden.

Das ist ein arm' Pfarrhäusel gewesen, das nämliche, dem ich zugeschritten bin, hat zwar ein Stockwerk aufsitzen gehabt, war aber Alles so nieder und gedrückt, drei kleine viereckigte Guckerln oben, unten zwei und an des dritten seiner Stell' die schmale Thür'; wie ich die aufthu', ist das Erste, was ich sehe, die dicke Pfarrköchin von Rodenstein und

Digitized by Google

das Zweite die ausgehungerte Katz'. Es wär' schön, daß ich gekommen, sagten sie. Die Alte bedeutete mir, mein Bruder läg' zwar rechtschaffen darnieder, aber ich möcht' ihn nur fragen, ob er nicht all' gute Pfleg' und Wartung hätt'. Und die Junge hüpft auf mich zu, schlägt mir in die Hände, als wären wir all' Zeit her die besten Freunde gewesen und sagt: „Ich hoff', wir kriegen ihn bald wieder aus dem Bett, krank ist mir Jedweder zuwider!"

Und nun werd' sie ihm's sagen, daß ich da wär'. Damit schießt sie die kurze Treppe hinan und wirft hinter sich zwei Thüren in's Schloß, daß ein Gesunder dazu hätt' fluchen mögen.

Ich frag' indeß die Alte, ob sie denn da heroben ganz allein wären, ob Niemand käm', Nachschau halten?

Sie sagt darauf: sie wären wol die meiste Zeit tagüber allein, aber gegen Abend käm' der Holzschnitzer aus'm Ort herauf, der hätt' das Läuten über und thät auch ministriren. Wenn was nöthig sein möcht', so säh' der dazu.

„Ei," sag' ich, „kann denn der Bruder noch Meß' lesen?"

„Wohl," sagt sie, das hätt' er bis jetzt noch Tag für Tag gethan; von seiner Stube aus ging eine Thür' auf einen kurzen Gang, über den wär' er mit paar Schritt' auf der Kanzel und — die Treppe hinunter — mitten in der Kirche.

Nun will sie just ein Langes und Breites anheben, wie das dem Bruder nur möglich wär' bei all' der guten Pfleg' und Wartung, — aber da poltert die Junge herunter und sagt, der Leopold thät' mich erwarten, — so sag' ich, sie soll das Schnattern für später sein lassen, und steig' langsam die Stiege hinauf. Ich mach' die Thür oben auf und komm' in ein kleines Kammerl, das voller Gerümpelwerk steckt, dann tret' ich an die zweite Thür und klopf' leis' an, und matt, wie wenn ein verschlafenes Kind es reden möcht', sagt es drinnen: Herein!

Ich geh' hinein und gerad' gegenüber liegt der Leopold im Bett. Ausgesehen hat er, wie man den Christus auf'm Kreuz malt. Ich bin dagestanden und hab' nit gewußt, was ich sagen soll und kehre mich ein wenig um, damit ich die Thür hinter mir in's Schloß ziehe; und wie ich mich wieder aufricht' und ihm zuwend', da streckt er beide elend hagern Arme gegen mich, ein paar Schrei, tief aus der Brust herauf, erstickt es ihm, dann fängt er an hellauf zu weinen wie ein Kind. Da hab' ich meinen Hut mitten in die Stube geworfen und bin auf ihn zu.

„Jesus, mein Heiland! Leopold, was ist mit Dir?!" Hab' ich geschrieen. Er aber hat mir mit seinen schmalen, schier durchscheinenden Fingern über's Haar gestrichen, — war schon ein wenig graues darunter, — und hat in ein'mfort gesagt: „Du bist mir wie mein Vater — Martin, — Du bist mir wie mein Vater!" Und von Zeit zu Zeit hat er hinzugesetzt: „Verzeih' mir!"

Digitized by Google

Ich aber hab' mir mit keinem Wort vermerken lassen, wie mich sein Hausstand betroffen und sein Aussehen erschreckt hat.

Und wie er wieder ruhiger 'worden ist, da hab' ich meine Arme müssen über seiner Bettdecke liegen lassen und er hat mir meine rauhen Pfoten gedrückt und gestreichelt, die Händ' — hat er gesagt — die ihm als kleinem Bub'n Brod erarbeitet hätten.

Da hab' ich mich zusammennehmen müssen, daß ich nicht wein'!

Auf einmal lehnt er sich zurück, schaut ganz heiter und sagt: „Ich möcht' wol auch lieber solche Händ' haben."

„Nun," sag' ich d'rauf, „an denen ist doch nit viel Sauber's!"

Ein ganz klein wenig verzieht er den Mund zum Lachen, neigt sich 'was zu mir und sagt leis': „Du verstehst mich nit, Martin. Ich will Dir was sagen, — Geistlicher hätt' ich nit werden sollen."

Eine Weil' waren wir allzwei still, dann hat er wieder angehoben: „Martin, niemal hätt' ich dann die Andern kennen gelernt," — er hat nur die Hand ein wenig gehoben und keine drei Finger an ihr bewegt und doch hab' ich wohl gewußt, wen er mit den „Andern" meint, — „niemal hätt' ich die Andern kennen gelernt und nach der Rodensteiner Mühl' hätt' ich vielleicht doch hingetroffen und es wär' Alles gut geworden."

„Denk' nicht daran," sag' ich. Darauf waren wir wieder eine Zeitlang still, mit einmal fragt er: „Weißt Du, daß sie geheirathet hat?"

„Die Marie-Lies'?" entgegn' ich.

„Die Marie-Lies'," sagt' er vor sich hin und weiter zu mir: „Martin, Du machst Dir keinen Begriff, wie hart Einer lauft, der in einem Sack steckt, da kostet's rechtschaffen Müh', sich aufrecht zu halten, komm' ihm noch mit Schlingen, so fällt er dahin. Für mich war die Kutte so ein Sack. Frei lüftig in Kniehosen wär' ich wol mit allen Andern einen Weg gegangen, so lieg' ich jetzt abseit von allen, keinem zu nutz und mir selber gram. Bruder, — schreit er, — ich bin unversehens, wie Wild in die Fanggrube, in die Schand' gerathen und ich hab' mich ihrer geschämt wie vielleicht nit der ärgste Sünder dessen, was er mit Vorsatz und aus Bosheit gethan. Ich wär' auch nit darin verblieben, hätt' sich nur für's Erste Alles verheimlichen lassen, daß sich Keines scheut, mir die reine Hand zu reichen, an der ich mich herausfind' und wieder der Welt und Allen angehören mag; aber das wußten die Andern recht gut und die wollten mich für sich und darum haben sie sich ohne Scheu und Scham geberdet, daß bald Alles offenbar war für ganz Rodenstein, vom Forsthaus an dem einen End' bis zur Mühl' am andern! Von da an hab' ich kein freundlich' Aug' mehr gesehen und die blauen, ja, die blauen, die sind mir zu Trutz immer abgewend't geblieben. Und weil sie mir bös war, ist sie mit einmal Einem gut geworden, den sie früher nicht hat ausstehen mögen. Die Leute haben die Köpf' geschüttelt und ihr wenig Gutes prophezeit. So ist die Zeit

Digitized by Google

herangekommen, wo ich hieher auf die Pfarre mußte. Auf mir lag, was bald Einen zu Boden drücken kann: Ehr' und Friede waren verspielt, die, die mir's abgewonnen, hingen wie Kletten an mir, und das Bischen Sonn'nschein, das mir im Leben geworden, sollte ich in Rodenstein dahinten lassen, — als aber die Sorg' um sie, der ich's verdankte, dazukam, da brach ich darunter zusammen und da griffen sie mich auf und führten mich hieher und ich ließ mich führen."

Unterdem mein Bruder so redet, klopft es an und ein vierschrötiger Kerl tritt herein, sagt: „Guten Abend, Hochwürden" und nimmt einen Schlüssel von der Wand und geht damit wieder fort. Es war das der Holzschnitzer und ist wegen des Aveläutens gekommen.

Eine Weil', nachdem der gegangen, sagt mein Bruder: „Und sie hat es auch nit gut getroffen."

Indeß hebt es zu läuten an, die Weiber unten beten laut: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft. . ." und ich stimm' oben ein. Mein Bruder hat weder laut noch im Stillen mitgethan, sondern sich zurückgelehnt und starr vor sich hingeschaut.

Nach dem Läuten kommt der Holzschnitzer wieder, hängt den Schlüssel an seinen Ort und sagt: „Hochwürden, wenn Du mir 'leicht was wollen thätst . . ."

Mein Bruder hat den Kopf 'beutelt.

Der Holzschnitzer schaut ihn an, kraut sich hinter'm Ohr und fragt: „Sollt' ich Dir nit doch ein' von die andern Pfarrer, da herum, holen? Etwa den von Rohrhausen oder von Güldsdorf? 's sein die nächsten und ist ein Weg zu einem wie zum andern."

„Laß' mich mit Fried', Holzschnitzer-Veit," sagt der Bruder. „Verlangt mich nach Einem, werd' ich's schon sagen."

„Ei mein," sagt der Veitel noch unter der Thür, „der Leut' wegen sollt's halt doch geschehen, schon der Leut' wegen! Na, gut' Nacht, Hochwürden!"

„Ja, ja," brummt der Leopold, „wir sollten wol Einer den Andern abhören wie Schulbuben beim Auswendiglernen?!" Darauf verhält er sich mäuserlstill, eine geraume Weil', immer länger und wie ich näher zuseh', liegt er mit geschlossenen Augen und schläft, da heb' ich mich sacht vom Stuhl, geh' auf den Zehen über die Stube und steig' hinab zu den Weibsleuten.

Die räumten mir für die Nacht die untere, ebenerdige Stube, wo sie für gewöhnlich ihre Liegerstatt hatten. Ich wollt' es erst nicht annehmen und meinte, in der Küche wär' ich gerad' so gut aufgehoben, aber sie sagten, das ging' nicht an, da schliefe immer eines von ihnen, daß sie zur Hand wären, wenn etwa der Bruder 'was bedürft und wenn sie für den Fall an mir vorüber müßten, so hätt' ich keine ruhsame Nacht.

Digitized by Google

Ich sagte noch, daß ich mir's aufbehalten hätt', morgen früh die Kirche anzusehen, weil ich nicht heimfahren möcht', ohne drinnen gewesen zu sein.

Sagt die Dirn, das zahle sich wol aus. Damit gaben wir uns gute Nacht.

Mitten in der Nacht werd' ich geweckt, steht die Dirn vor mir, hat in der einen Hand eine kleine Latern' und in der andern einen großen Schlüssel.

Ich fahr' in die Höh': „Himmlische Mutter! Was ist denn geschehen?"

„Nichts," sagt sie. „Komm' die Kirche anschau'n."

„Bist Du närrisch," sag' ich, „daß Du solche Stückeln angibst? Hab' ich nit gesagt, morgen früh säh' ich sie mir noch rechtzeitig genug?"

„Geh' nur mit," sagt sie. „Die Kirch' macht sich im Mondschein viel schöner als im Morgengrau und dann ist es just Zeit, wenn Du was sehen willst, was man nur jetzt in der Mitternachtsstund' sehen kann."

„Vielleicht gar einen Spuk?" frag' ich verdrießlich. „Dabei verlang' ich mir nit zu sein." Mit den Worten kehr' ich mich auf die andere Seite.

Sie thut, als wollt' sie fortgehen und brummt: „Mein'twegen. Du willst also Deinen Bruder nit predigen hören?"

„Predigen hören, jetzt um Mitternacht, vor leeren Bänken?" schrei' ich und bin mit einem Satz aus dem Bett. „Um des blutigen Heilands willen, da weis' mich doch zurecht..."

„Da schau' Du nur selber dazu," sagt sie. „Versäumen wir uns nit länger, es möcht' sonst zu spät werden." Damit stellt sie die Laterne weg, legt den Schlüssel neben, daß sie die Händ' frei kriegt, wirft mir vom Sessel meine Gewandstück' zu und hilft mir hinein. So umschenirt hab' ich bald kein älteres Weibsleut' gesehen wie dieselbe Junge.

Dann faßt sie das Weggelegte wieder auf und wir gehen aus dem Haus. Außen ist heller Mondschein gelegen und scharf ist der Wind über die Höh' gestrichen. Die Dirn ist vor mir her, die offenen Haar' hat es ihr nach vornüber geweht, sie war barfuß und hatte nichts am Leibe als ein Hemd und einen Kittel, der hat bald geflattert, bald sich um sie geschlagen, das Licht in der Laterne hat sie mit der Hand decken müssen, die hat gluthroth ausgesehen, als brennte sie, wenn ich knapp hinterher trat und war wie verloschen, wenn ich einen Schritt zurückblieb. Da kam mir die Dirn nimmer wie eine ausgehungerte Katze, sondern wie eine richtige Hexe vor und das mehr und mehr, nachdem wir um die Ecke herum waren und vor dem großen Kirchthor standen und sie den Schlüssel in das Schloß stieß und ich so neben stand und ihr in's Gesicht sah, darauf der Mond schien; die Zähne hatte sie auf einander

Digitized by Google

gepreßt, ihre Augen glänzten und damit sah sie vor sich hin, gerad' aus, als ob durch das schwere Kirchenthor durch.

Als wir das offen hatten, traten wir ein. Es war ein großes, schönes Gotteshaus mit reichen Altären, an den Fenstern waren, — wol von alt her, — farbige Bilder, aber mit der Zeit mochten einzelne Scheiben ausgebrochen sein und an deren Stell' gab es jetzt welche von einer Farbe oder gar weiße, so daß die Schildereien geflickt und durchlöchert aussahen.

Ich hatt' mich kaum umgesehen, so schlug die Thurmuhr raßlig und hart: zwölf, indem knarrt oben an der Kanzel das Thürchen und der Leopold tritt heraus. Gerad' über, durch eine weiße Glasscheibe ist ein heller Lichtstreif hereingebrochen, hat sich quer über die Kanzel gelegt und meines Bruders Gesicht getroffen und ich seh', der hat die Augen geschlossen, wie schlafend.

„Jesus, Maria," sag' ich leis' vor mich hin. „Er ist mondsüchtig." Und faß' die Dirn' am Arm und frag': „Seit wann ist er so?"

„Seit wir da sind," sagt die. „Von der ersten Nacht, seit wir da sind, treibt er's so und immer das Gleiche. Ich bin ihm nit ein Mal nachgeschlichen."

Indeß kniet er oben auf der Kanzel, die gefalteten Händ' vor sich auf dem gepolsterten Rand, den Kopf darüber gesenkt, gleichsam wie in stillem Gebet und zur Sammlung, wie auch vor einer Predigt üblich ist. Mit einmal erhebt er sich, beugt sich ein wenig vornüber, als wären die Kirchstühl' unten voller Leut' und die wollt' er erst mustern, dann wirft er beidseitig die Arme von sich und steht da wie Einer, der sagen möcht': Schlagt mich todt, wenn ich euch ein Aergerniß gebe, aber ich kann nicht anders! Das hat er nun wol nicht gesagt, aber mit einer Stimm', wie Eines wol im Traume spricht, hat er die Worte geredet: „Ich weiß von nichts!" Und dann noch einmal, — die Händ' gegen Himmel geworfen und dann dargelegt, als weis'te er damit auf Alles inner und umher der Kirch'. — „Ich weiß von nichts!" Darnach wandte er sich um und ging.

Mich hat es kalt überlaufen. „Poldel," ruf' ich, „so weit bist schon?"

Da lacht die Hex' hinter mir.

„Wie magst Du dazu lachen?" frag ich finster. „Willst Du vielleicht auch schon nichts wissen um 'n Glauben?"

Da sagt sie rauh: „Meinst Du, ich weiß nit, daß ich ein Pfaffenkind bin? Unsereins sollt' gar nit da sein. Gäb's ein' Herrgott, sein' Gnad' ließ die Eltern nit fehlen, oder sein Zorn müßt' so Kinder vernichtigen. Aber ich denk', ich bin gerad' lang genug gewachsen, daß ich Dir bis unter die Nase reich' und so kann ich wol nit übersehen worden sein."

Digitized by Google

Am andern Morgen treff' ich meinen Bruder recht schlecht, den Tag hat er keine Messe lesen können. Ich weiß nit, ob er um sein Schlafwandeln gewußt hat, ich hab' mir nichts davon merken lassen, daß ich ihn dergestalt gesehen hab', bin aber eben deshalb eine Weil' ganz scheu neben seiner Liegerstatt gesessen, dann aber hat er angehoben von seinen Kindertagen zu reden; es war merkwürdig, wie er sich dabei auf das Allergeringste besonnen hat und mir hat geschienen, als wenn ihn das, inmitten der Red', oft selber Wunder nähm'.

Da ich gesehen hab', daß ihn die Ansprach' mit mir aufheitert, so hab' ich das Heimkehren aufgeschoben und bin geblieben.

Stückl für Stückl hat er so seine Lebenszeit vorgenommen und wir haben sie mit einander durchgesprochen, von der Zeit an, wo er im Kinderhemderl über Stube und Hof gelaufen ist, bis wo er in die Schul' kam, — in's Seminar, — nach Rodenstein . . . .

Die Sonne war schon hinunter gegangen, als wir mit unserm Plausch da ankamen, wo wir waren — in Weißenhofen.

„Da hat's ein End'," sagt' ich, „und es bleibt weiter nichts zu erzählen."

„Ja, ja," sagte mein Bruder nachdenklich, „da hat's ein End' und es bleibt weiter nichts zu erzählen."

Ich schau' auf ihn.

Er läßt eine Weil' den Kopf hängen . . . „Martin," fragt er mit einmal hastig, „bist Du noch da?"

„Nah' bei der Hand," sag' ich.

„Gib mir die Hand," sagt er . . . „Du hör', Martin, mir ist — ich könnt' Dir's gar nit sagen wie."

„Geschieht Dir hart?" frag' ich.

„Eben nit," seufzt er, „aber mir scheint, 's End' dürft' da sein."

„Denk' doch nit," ruf' ich und will auf, damit ich uns einen Beistand such'.

Er aber hält mich an der Hand zurück. „Laß' gut sein," sagt er. „Hetz' mir nicht die Andern auf den Hals. Ich krieg's allein fertig."

„Poldel," bring' ich in ihn, „es wird doch nit sein, aber wenn's sollt', so vergiß nit auf Gott."

Da drückt' er mir die Hand. „Du mein Herzbruder," sagt er, „geh' Dir's gut, geh' Dir's nur recht gut! Um mich sorg' Dich nit. Gerathe ich auch wo anders hin als nur unter den kühlen Rasen, mir ist nit bang; ich denk', mit ein'm Gott im Himmel können wir uns wohl verstehen und es braucht uns gar nit zu gut zu kommen, was wir um den auf Erden gelitten haben."

„Bruder, Bruder," — bitt' ich ihn, — „läster' doch nit!"

„Du verstehst's!" sagte er und lächelt klein wenig. „Ich hab' lang' kein' so andächtigen Gedanken mehr gehabt wie den."

Digitized by Google

„Ja, ja," stimm' ich zu, „mag schon sein, daß ich davon nichts versteh', aber jetzt verhalt' Dich ein wenig ruhig." Denn ich hab' gemerkt, daß ihn das Reden angreift, wenn es auch kein lautes gewesen ist, doch hat er von früh ab fast in einem Zug weg gesprochen. Denk' ich, später bereden wir ihn wol noch. Der Holzschnitzer-Veitl hat Recht, schon der Leut' wegen soll er den letzten Trost nit zurückweisen.

So ist's mäuserlstill geworden in der Stube.

Nach einer Viertelstund' etwa hör' ich ihn sagen: „Ja, ja, nun wären wir zusammen, nur mußt mich nit so fest um die Brust nehmen." Damit wirft er sich mit einmal — link ist er gelegen — rechts über, thut ein' tiefen Athemzug und aus war's.

Mich hat's vom Stuhl in die Höh' gerissen, ich hab' mich über ihn gebeugt, kein Hauch ist mehr von ihm gegangen. Ich war lang' nit im Stand, ihm die Augen zu schließen, so unsicher war ich in den Händen und ich wollt' ihn nicht hart anrühren. Endlich hab' ich's doch zuweg' gebracht. Dann bin ich fort, unter der Thür hab' ich mir ihn noch einmal betracht't, wie so still er daliegt, hab' „B'hüt' Dich Gott, Poldel" gesagt und das Schloß sacht hinter mir zugezogen.

Wie ich hinunterkomm', haben die Weibsleut' gleich aufgeschrieen: „Mein Jesus! Was hast Du? Was ist geschehen?" Sie hätten auch blind sein müssen, wenn sie mir nichts angemerkt hätten. Sag' ich darauf: „Der Bruder hat's schon überstanden." Eine Weil' hat's gedauert, bis sie sich besonnen haben, was sie eigentlich gehört hätten, dann aber hat die Alte laut zu heulen angefangen und wollte auf mich zu, ich hab' sie aber abgewehrt, und sie ist die Treppe hinaufgerannt. Die Junge ist ganz erschreckt und scheu nach einer Stubeneck' zurückgewichen und dort gestanden, ohne Laut und Geberd', wie von Holz. Ich bin vor's Haus getreten und bin gegangen, fort und fort, bis ich heim getroffen habe.

Am zweiten Tag darauf war des Bruders Begräbniß, da war ich ein zweites Mal in Weißenhofen, — wie ich denn auch zwei Mal in Rodenstein gewesen bin, — da hab' ich die beiden Weibsleut' noch einmal gesehen, seither nicht wieder, weiß auch nicht, was aus ihnen geworden.

Gleich nach dem Begräbniß hab' ich mich auf den Heimweg gemacht. All' mein Denken den weiten Weg über war auf den Leopold gerichtet. So hab' ich denn auch sein End' mit ansehen müssen, wie das so vieler meiner Geschwister! Aber ich mein' heut noch, das hätt' es nit Noth gehabt, hätt' ihm die Mutter sein Leben gegönnt, wie sich's frei von selber herausgewachsen hätt'! Die Kinder müssen so wie so für der Eltern Sünden büßen, gegen das Angebor'ne kommt Einer gar nit, gegen das Angewohnte nur schwer auf und wie ihm das aufliegt für all' sein' Tag', das müssen die Alten hinterher mit ansehen Vorely muß's die Mutter gerad' nit für eine so große Sünd' gehalten haben, denn sonst hätt's niemal auf der Welt einen Pechleitner-Poldel gehabt,

Digitized by Google

wenn sie sich's nach der Hand einbildet, es wär' eine, so hätt's dazusehen sollen, wie sie sich mit'm Herrgott abfind't. Ei ja, in die Kutte hat er müssen, die hat freilich größere Säck' wie eine Bauernjoppe und da geht alle fremde Sünd' hinein, aber da soll Keiner auf eigene Faust eine begeh'n, wo brächt' er die auch unter?

Wenn ich nur damal meinen Kopf aufgesetzt hätt', wie das geplant worden ist, ich hab' doch Unheil vorhergesehen und hab' doch gewußt, die Mutter ist ein alt' Weib und bei Vielen wacht das Gewissen auf, wenn der Verstand einschläft! Glaub', Ehr' und Fried' hätt' er nit verspielt, denn der Bauernstand kartelt nit mit so hohe Einsätz'. Heut noch lief mir der Bursch' frischlebig auf meinem Hof unter den Augen herum und neben — Lieberes verlangte ich nicht, — die Marie-Lies' mit kleiner Waar', und er sagte mir einmal „Behüt' Gott" und es wär' ein groß' Kränken um den alten Onkel. Jetzt flennt mir wol keine Katz' nach.

Und das wär', das wär' Alles so geworden, wie ich sag', ich weiß das, denn die Marie-Lies' die hab' ich noch einmal wieder gesehen. Vierzehn Jahr' war's nach dem Bruder seinen Tod, anderthalb vor heuer. Handels und Wandels wegen war ich am Allerseelentag gerad' nah' bei Weißenhofen. Denk' ich, gehst hin, ein Vaterunser auf des Bruders Grab beten und dort hab' ich sie getroffen, die Marie-Lies', ein stattlich Weib, schon seit acht Jahr' Wittfrau und sie hat auch nit wieder geheirathet bis auf den heutigen Tag, neben ihr ist ein Bürschel gestanden, das mit großen blauen Augen gar ernst darein gesehen hat, er war ihr. Wie ich hinzukomm', ist sie gerade nit verlegen geworden, das könnt' ich nit sagen, aber sie hat sich ein wenig zur Seit' gewendet, als sollten wir Eins auf das Andere nit achten.

„Müllerin," sag' ich, „Du kennst mich vielleicht nimmer, ich bin deß' Bruder, der da unter der Erd' liegt, und daß ich Dich da betreff', — was mir gar eigen, wohl und weh zu Herzen geht, — da darüber hast Du Dich nit zu schämen."

„Nein," sagt sie und wir haben uns über seinem Grab die Händ' gereicht.

Ei, Du arm' Sündkind, Du, wie muthwillig ist Dir die Freud' am Leben zernicht't worden! Selbst vom Nächsten zum Nächsten findet sich wenig Einverstehen und Erbarmniß auf der Welt. Ich hab' an seine zwei Herrgötter denken müssen, der eine für auf Erden, der andere im Himmel; lang' kann's nimmer dauern, so geh' ich auf Nimmerkehr. und da wär' mir wol lieb, ich fänd' den zweiten und wär' dem gerecht' Nun, wie's wird, ich werd's schon inne werden, Alle werden wir's inne werden, wie wir da sitzen. Rück' mir Einer das Feuerzeug herauf, die Pfeif' hat lang genug gefeiert, ich muß mir die Grillen ausräuchern, die wurlen mir jetzt so viel häufig im Kopf herum, seit ich siebzig zähl' und Niemand hab', der sich darüber freut, denn selber thut man's ja doch nit."

Digitized by Google

Emil du Bois-Reymond.

Ein Lebensbild

von

A. Rosenthal.

— Erlangen. —

Der Aufforderung, ein Begleitwort zu dem Bilde meines verehrten Lehrers du Bois-Reymond zu schreiben, komme ich nicht ohne Zagen nach. Denn ich bin mir sehr wohl bewußt, wie schwer die mir gestellte Aufgabe ist. Der Dichter oder der bildende Künstler stehen in ihrem Wirken dem Publikum nahe, man kennt ihre Werke, und wer von ihrem Leben und ihrer Persönlichkeit spricht, kann auf theilnehmende und verständnißvolle Leser rechnen. Der Gelehrte aber, der nur an den kleinen Kreis von Fachgenossen sich in seinen Schriften wendet, kann wol, wenn seine Thätigkeit über den Kreis derselben hinaus bekannt geworden, sei es durch besonders hervorragende Leistungen oder sonstige Umstände, ein populärer Mann werden, von dem alle Welt spricht; aber wenn man nun versucht, sein Wirken, seine eigentliche wissenschaftliche Bedeutung darzulegen, stößt man doch auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Wie soll man den Standpunkt darlegen, auf welchem die Wissenschaft stand, als der Forscher seine Thätigkeit begann, wenn der Gegenstand, um welchen es sich handelt, vollkommen unbekannt ist? Und das kann oder muß ich vielmehr von der Mehrzahl meiner Leser voraussetzen bei einem so schwierigen und verwickelten Gebiet, wie das von du Bois-Reymond bearbeitete, welches selbst unter den Gelehrten von Fach nur einen kleinen Kreis von Kennern hat, dem großen Publikum aber vollends ein Buch mit sieben Siegeln ist, dem Publikum, welches durch die Richtung, die nun einmal unsere Jugenderziehung genommen hat, wol leidlich vorbereitet ist, das Wirken eines Geschichts- und Naturforschers einigermaßen zu würdigen, dem es aber meist an den Vorkenntnissen fehlt, um eine Entdeckung oder Erfindung, wie z. B. die

Digitized by Google

des Augenspiegels durch Helmholtz, zu verstehen, obgleich diese in der Geschichte der Menschheit eine größere Bedeutung hat als sehr viele Dinge, welche in der Weltgeschichte gelehrt zu werden pflegen. Wenn ich nun trotzdem dem an mich ergangenen Wunsche Folge leiste, so muß ich dabei die Freiheit für mich in Anspruch nehmen, zur Erläuterung der Wirksamkeit du Bois-Reymonds etwas weit auszuholen.

Emil du Bois-Reymond wurde am 7. November 1818 zu Berlin geboren. Sein Vater war ein seltener Mann, welcher durch Armuth und Elend sich durch eigene Kraft hindurchgearbeitet hatte zu einer geachteten Stellung und welcher dem Sohne eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden ließ, in dem Wunsche, das, was ihm ein widriges Geschick versagt hatte, ein Gelehrter von Beruf zu werden, an dem Sohne zu erleben. Und es gelang ihm in der That, den Sohn zu einem der berühmtesten Gelehrten seiner Zeit heranwachsen zu sehen. Mit Rührung gedenke ich noch heute, wo ich dieses schreibe, des alten Herrn, mit welcher innigen Freude er von seinem Sohne sprach, und wie er jährlich an dessen Geburtstage die endlosen Treppen zu dem damaligen physiologischen Laboratorium im Universitätsgebäude hinaufstieg, um ihm seinen Glückwunsch abzustatten. Mit der zärtlichsten Liebe hing aber auch der Sohn an seinem Vater und er hat ihm, zuerst in der Vorrede zu seinem großen Werke, dann in einem Nekrolog, welcher in der Nationalzeitung erschien, den Zoll der Dankbarkeit in schönster Weise abgestattet.

Felix Henri du Bois, der Vater, 1782 in einem Dörfchen bei Neuchâtel geboren, erlernte das Uhrmacherhandwerk. Von Wissensdrang getrieben suchte er sich durch Lesen eine höhere Bildung anzueignen und es gelang ihm, nach mannichfachen Entbehrungen endlich Empfehlungen nach Berlin zu erhalten, welches ja damals auch die Hauptstadt des zu Preußen gehörigen Fürstenthums Neuenburg war. Hier lernte er zunächst die deutsche Sprache, wandte sich dem Studium der Medicin zu, von welchem er jedoch durch äußere Umstände wieder abkam, wurde dann Lehrer am Kadettenhause und beschäftigte sich mit sprachwissenschaftlichen Studien. Die Früchte derselben wurden zum Theil erst im Jahre 1862 unter dem Titel: „Kadmus oder allgemeine Alphabetik" herausgegeben. Damals wurde er diesen Studien durch den Krieg entrissen, welchen er als Hauptmann in Bernadottes Generalstab mitmachte. Nach demselben erhielt er eine Stellung im auswärtigen Ministerium, in der Abtheilung für die Neuenburger Angelegenheiten, und vermählte sich mit der Tochter des Predigers der französischen Gemeinde Henry, einer Enkelin Chodowieckis. Von 1830—39 lebte er in Neuchâtel als Civiladjutant des Statthalters, General Pfuel, wurde dann, nach Berlin zurückgekehrt, mit dem Titel eines Geheimen Regierungsraths Director der Abtheilung für die Neuenburger Angelegenheiten. Er blieb in dieser Stellung bis 1848, wo die

Digitized by Google

Abtrennung Neuchâtels von Preußen seiner Verwaltungsthätigkeit ein Ende machte. Er starb im Jahre 1865, wenige Monate nach seiner Gattin.

Sein älterer Sohn Emil, von dem hier die Rede sein soll, besuchte das Collège zu Neuchâtel und das französische Gymnasium zu Berlin und bezog dann zu Ostern 1837 die dortige Universität, um Theologie zu studiren. Dieses Fach, zu welchem er sich wol durch den Verkehr mit dem Großvater, einem der angesehensten Mitglieder der Berliner französischen Colonie, hingezogen fühlen mochte, entsprach aber seiner Geistesrichtung nicht. Denn nach einem Besuch der Vorlesungen des berühmten Chemikers Eilhardt Mitscherlich reifte in ihm der Entschluß, sich dem Studium der Naturwissenschaften zuzuwenden. So finden wir ihn denn im folgenden Jahre in Bonn, wo er namentlich Geologie trieb. Dann nach Berlin zurückgekehrt, veranlaßte ihn ein Freund, der talentvolle, frühverstorbene Arzt Hallmann, sich der Medicin zu widmen, indem er ihn überzeugte, daß in der Erforschung der Lebenserscheinungen die höchsten Aufgaben aller Naturwissenschaft zusammenliefen, eine Ueberzeugung, welcher du Bois-Reymond später oft, zuletzt noch in der Rede zur Eröffnung des neuen, von ihm gebauten physiologischen Laboratoriums der Universität Berlin, beredten Ausdruck gegeben hat. Im Jahre 1839 trat daher der junge Naturforscher unter die Zahl der Schüler des berühmten Anatomen und Physiologen Johannes Müller. Die für einen Mediciner nicht gewöhnliche gründliche Vorbildung des jungen Mannes in der Physik veranlaßte seinen Lehrer, ihm im Jahre 1841 eine Schrift des italienischen Physikers Matteucci: „Essai sur les phénomènes électriques des animaux“ zur Prüfung zu übergeben. Dies wurde entscheidend für sein ganzes Leben. Mit einer für ihn charakteristischen Energie unterzog er sich der ihm gestellten Aufgabe und seit jener Zeit hat du Bois-Reymond nicht aufgehört, alle seine Kräfte der Erforschung der elektrischen Erscheinungen an lebenden Geweben zu widmen. Diesen Untersuchungen verdankt er seinen Weltruhm, sie haben ihn zu dem Range eines der größten Physiker und Physiologen erhoben, durch sie ist er das anerkannte Haupt der neuern deutschen Physiologie geworden.

Zur Zeit, als du Bois-Reymond von Johannes Müller den erwähnten Auftrag erhielt, nahm der letztere ungefähr die Stellung ein, welche der erstere jetzt inne hat. Er war der Begründer einer physiologischen Schule. Sein Ruhm fachte in begabten Jüngern den Eifer an, sich dem Studium der Lebenserscheinungen hinzugeben und die ersten Namen unserer heutigen Wissenschaft, neben du Bois-Reymond Männer wie Brücke, Helmholtz, Ludwig, nennen sich mit Stolz seine Schüler. Nicht daß neben Müller keine andern hervorragenden Männer in diesem Wissenszweige gewirkt hätten. Die Gebrüder Weber in Leipzig haben sich um die Physiologie nicht mindere Verdienste erworben als Müller,

Digitized by Google

wenn sie auch nicht mit gleicher Vielseitigkeit wie er auch noch auf andern Gebieten so Großes geleistet haben. Aber sie haben keine Schule gebildet. Und ebenso ist es in der folgenden Generation gewesen. Von allen den hervorragenden Männern, welche sich um Müller geschaart hatten, ist du Bois-Reymond allein der Lehrer einer größeren Zahl von Schülern geworden, welche jetzt auf vielen deutschen Hochschulen und auf manchen des Auslands die Lehrstühle der Physiologie inne haben. Diese Ausnahmsstellung verdankt du Bois-Reymond zumeist dem Umstande, daß er die Methode physiologischer Forschung auf eine ganz neue Stufe brachte. Durch ihn wurde ein großer Zweig der Physiologie gleichsam zu einem Theil der Physik erhoben, die exacte Untersuchungsweise dieser Wissenschaft wurde der Physiologie dienstbar gemacht. Das erklärt den großen Einfluß, welchen er auf die jüngeren Forscher und damit auf die Entwicklung der gesammten Wissenschaft gewann.*)

Die andern oben genannten Männer, welche mit du Bois-Reymond zusammen als Schüler Johannes Müllers ihre Laufbahn begannen, haben neben ihm, jeder in seiner Art, gleichfalls Großes zur Entwicklung der Physiologie beigetragen. Ihrem gemeinsamen Wirken ist es zu danken, daß die Physiologie seit jener Zeit einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, und daß Deutschland sich rühmen kann, das Meiste und Beste zu dieser Entwicklung beigesteuert zu haben. Vergleichen wir den Zustand der Forschung zu jener Zeit Müllers mit dem heutigen, so ergibt sich, daß dieser große Fortschritt durch die innige Verbindung der Physiologie mit der Physik und Chemie herbeigeführt worden ist. Zu jener Zeit war die Physiologie noch ein Theil der Anatomie, die Forschung geschah vorzugsweise auf dem Wege der Zergliederung. Man schloß auf die Functionen der lebenden Organismen aus den Formen ihrer Organe, die man nach dem Tode untersuchte. Die außerordentliche Vervollkommnung der Mikroskope ergab ganz neue Aufschlüsse über diese Formen und die von Johannes Müller ganz besonders entwickelte vergleichende Anatomie eröffnete neue Gesichtspunkte. Mit diesen Mitteln wurde ganz Bedeutendes geleistet, aber die Anfänge der experimentellen Erforschung der Eigenschaften der Gewebe

*) Unter denen, welche auf deutschen Hochschulen die Physiologie vertreten, sind Bernstein in Halle, v. Bezold (†) in Würzburg, Heidenhain in Breslau, Hermann in Zürich, Kühne in Heidelberg, Pflüger in Bonn, Preyer in Jena, Rosenthal in Erlangen unmittelbare Schüler du Bois-Reymonds. Rechnet man dazu noch diejenigen, welche als außerordentliche Professoren und Docenten wirken, ferner die im Auslande lebenden Physiologen, welche seine Schüler waren, bedenkt man weiter, wie viele Forscher, auch ohne ihm persönlich nahe getreten zu sein, aus dem Studium seiner Schriften und aus den von ihm erfundenen Untersuchungsmethoden Anregung und Mittel zu ihren Forschungen geschöpft haben, so kann man wol, ohne irgend Jemandem zu nahe zu treten, du Bois-Reymond als das anerkannte Haupt der heutigen Physiologen bezeichnen.

Digitized by Google

zeigten doch das Unzulängliche jener einseitig anatomischen Forschungsweise. Einer durchgreifenden Entwicklung der experimentellen Erforschung standen aber vielerlei Hindernisse entgegen: die ungenügende Kenntniß der Erscheinungen selbst, deren Studium noch kaum begonnen hatte, die Verwickelung derselben, welche die Erklärung erschwert, dann die mangelhafte Kenntniß der Physik bei denen, welche nur anatomisch vorgebildet an die Erforschung der Lebenserscheinungen gingen. Wo aber vereinzelte Physiker und Chemiker gelegentlich an die Deutung organischer Processe gingen, wurde zwar hier und da vereinzeltes Werthvolle, im Ganzen aber wenig gewonnen, weil es diesen wieder an der ausreichenden Kenntniß des lebendigen Organismus fehlte. Zudem mußten, um eine nutzbringende Verbindung von Physik und Chemie mit der Physiologie anzubahnen, jene selbst erst noch erweitert und ausgebaut werden. Viele Aufgaben stellten sich dem Physiologen entgegen, welche Physiker und Chemiker noch gar nicht in Angriff genommen hatten, weil erst eine physiologische Frage auf dieselben hinführte. Der Physiologe mußte im Stande sein, die Vorfrage selbst zu lösen, wenn er auf seinem Wege weiter schreiten wollte. Neue Versuchsweisen und Apparate mußten ersonnen und construirt werden, ehe eingehende Prüfung des Thatsächlichen möglich war. Das Alles erforderte langsame und gründliche Vorbereitung, erforderte Männer, welche neben einer anatomischen Vorbereitung hinreichende physikalische und chemische Kenntnisse hatten. Darum kann es nicht wunderbar erscheinen, daß erst mancher fruchtlose Versuch vorherging, ehe ein wirksames Arbeiten in der neuen Richtung überhaupt möglich war.

Auf dem Boden, auf welchem die damalige Erkenntniß der organischen Natur stand, und unter dem Einfluß der damals herrschenden philosophischen Ideen hatte man sich gewöhnt, als letzte Ursache der Lebenserscheinungen eine sogenannte „Lebenskraft" anzusehen. Man sprach von derselben, wie man von der Schwerkraft oder magnetischen Kraft sprach, als wäre sie die Ursache dessen, was man beobachtete, ohne sich ganz klar darüber zu sein, wo man diese Ursache zu suchen habe, ob sie ein außerhalb der Stoffe, auf die sie wirken sollte, bestehendes Ding oder nur ein Namen für die unbekannte Ursache sei. Den Forschern, welche anfingen, die Lebenserscheinungen genauer zu zergliedern und im Einzelnen zu beobachten, mußte das Ungenügende und Unhaltbare dieser Fiction auffallen. Gerade damals fing man an einzusehen, daß das, was man in der Physik als „Kraft" bezeichnete, nur die Eigenschaft der Materie sein könne, nicht ein neben und außerhalb der Materie bestehendes Etwas, das auf die Materie von außen her einwirkt. Daß aber vollends die verwickelten Erscheinungen eines so zusammengesetzten Mechanismus, wie sie eine lebende Pflanze oder ein lebendes Thier darstellen, nicht als Ausfluß einer Kraft angesehen werden, sondern nur verstanden werden können, wenn man sie in ihre einzelnen Phasen verfolgt und nach und nach den ganzen Zusammen-

Digitized by Google

hang ermittelt, das war die damals unter den Physiologen eben erst zum Durchbruch gelangte Erkenntniß, welche die Bahn zu wirksamen Fortschritten eröffnete.

Dieser neuen Auffassung der Lebenserscheinungen gab du Bois-Reymond einen beredten und eindringlichen Ausdruck in der schon erwähnten Vorrede zu seinen „Untersuchungen über thierische Elektricität". In großen Zügen entwirft er hier ein Bild, welches die Unhaltbarkeit jener alten Auffassung und die Grundlage der neuen biologischen Anschauungen enthält. Mit anschaulicher Klarheit entwickelt er den Standpunkt, welcher seitdem der herrschende in der Physiologie geworden ist: die Lebenserscheinungen sind nichts als eine Reihe physikalischer und chemischer Processe; die Eigenschaften der Materie sind überall und zu allen Zeiten dieselben; die scheinbar so abweichenden Erscheinungen der lebenden Natur müssen auf die allbekannten Eigenschaften der Materie zurückgeführt werden, indem wir sie genauer im Einzelnen erforschen. Das ist die Aufgabe, welche fortan der Physiologe vor Augen haben muß, und als einen Beitrag in diesem Sinne bietet er die Untersuchungen über die elektrischen Erscheinungen thierischer Gewebe.

Diese Untersuchungen hatten, wie wir oben sahen, ihren Anstoß erhalten durch ein Buch Matteuccis. Im Jahre 1841 begonnen, waren sie im Herbst 1842 so weit gediehen, daß er die Ergebnisse der Forschung unter dem Titel: „Vorläufiger Abriß einer Untersuchung über den sogenannten Froschstrom und über die elektromotorischen Fische" zusammenstellen konnte. Der „Abriß" wurde im Januarheft des Jahrgangs 1843 von Poggendorffs Annalen abgedruckt. Aber erst im Jahre 1848 erschien der erste Band der „Untersuchungen", in welchen die Forschungen mit genauer Angabe der Versuchsmethoden, mit literarischen Nachweisungen und historischen Studien über den Gegenstand dargelegt sind. Im folgenden Jahre erschien die erste Abtheilung des zweiten Bandes; 24 Bogen der zweiten Abtheilung waren schon damals gedruckt, wurden aber erst 1860 ausgegeben. Seitdem scheint es, als sollte das Werk ein Torso bleiben. Zahlreiche einzelne Abhandlungen hat der Verfasser seitdem in den Monatsberichten der Berliner Akademie und in dem von ihm redigirten Archiv für Anatomie und Physiologie*) veröffentlicht. Die meisten derselben sind in zwei starken Bänden gesammelt erschienen. Ich werde nun versuchen, in gedrängter Darstellung die Grundzüge von du Bois-Reymonds Entdeckungen und der darauf begründeten Lehren zu geben.

*) Dieses Archiv erschien als Fortsetzung des von Joh. Müller herausgegebenen von 1858—1876 unter der gemeinschaftlichen Redaction von Reichert und du Bois-Reymond. Seitdem ist es mit dem Archiv für Anatomie und Entwicklungsgeschichte von His und Braune vereinigt, dessen anatomische Abtheilung von den eben Genannten, dessen physiologische Abtheilung von du Bois-Reymond redigirt wird.

Digitized by Google

Im Jahre 1786 hatte Galvani die Entdeckung gemacht, daß ein Froschmuskel durch Anlegung eines metallischen Bogens an seinen Nerven zum Zucken gebracht werden kann. Er hatte daraus geschlossen, daß in dem Muskel elektrische Kräfte ihren Sitz haben; er verglich den Muskel mit einer Leydner Flasche; das Innere des Muskels hielt er für positiv, das Aeußere für negativ elektrisch. Sein Landsmann Volta wies dann nach, daß die Wirkung auf Entstehung von Elektricität in dem angelegten Bogen zurückzuführen sei. Obgleich nun später Galvani den Nachweis führte, daß auch ohne Metalle Zuckungen erhalten werden können, hatten doch Voltas weitere Untersuchungen über die durch Contact der Metalle erzeugte Elektricität so die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt in Anspruch genommen, daß die thierische Elektricität dabei ganz vergessen wurde. Vergebens haben sich Humboldt, Pfaff und Ritter mit dem Gegenstande beschäftigt; die Physiologen, welche die Sache doch am meisten anging, scheinen ihre Wichtigkeit nicht begriffen zu haben, und die Physiker hatten genug zu thun, die neuentdeckte Wirkung weiter zu verfolgen, welche ja den Keim zu den stolzesten Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts, dem elektrischen Telegraphen, der Galvanoplastik u. s. w. enthielt. Erst im Jahre 1827 kam Nobili auf die thierische Elektricität zurück. Er hatte zuerst einen empfindlichen Multiplicator construirt, mit Hülfe dessen man auch schwache elektrische Ströme nachweisen konnte. In den Nerven konnte er dies nicht (dazu war sein Multiplicator doch nicht empfindlich genug), wol aber in den Muskeln. Er suchte freilich die Ursache dieser Ströme in einem Zusammenwirken von Nerv und Muskel, aber Matteucci hat später gezeigt, daß diese Erklärung nicht richtig sei. Als nun du Bois-Reymond den Gegenstand in Angriff nahm, kam er zu folgenden Ergebnissen: Muskeln und Nerven sind elektrisch wirksam, alle andern Gewebe sind unwirksam.*) Die Wirksamkeit der Muskeln und Nerven ist an ihre Lebenseigenschaften gebunden, mit dem Absterben derselben verlieren sich auch die elektrischen Eigenschaften. Die elektrischen Kräfte zeigen Veränderungen bei der Thätigkeit, in den Nerven außerdem auch noch unter dem Einfluß elektrischer Ströme. Die elektrischen Kräfte sind im Muskel und Nerven auf eine regelmäßige Weise angeordnet, welche man erklären kann, wenn man annimmt, daß im Innern derselben viele kleine, regelmäßig angeordnete, mit elektrischen Kräften ausgerüstete Theilchen vorhanden seien.**)

Die wunderbaren Wirkungen der Muskeln und Nerven, besonders

*) Eine Ausnahme machen die Drüsen, wie du Bois-Reymond später zeigte. Dies ist insofern von großem Interesse, als die Drüsen in ihren physiologischen Eigenschaften den Muskeln sehr nahe stehen.

**) Diejenigen, welche sich genauer mit dem Gegenstand bekannt machen wollen, verweise ich auf meine „Allgemeine Physiologie der Muskeln und Nerven". Leipzig 1877.

Digitized by Google

der Zusammenhang beider unter einander hatte von jeher die Phantasie der Physiologen lebhaft beschäftigt. Eine Beziehung zwischen Nerventhätigkeit und Elektricität war schon lange geahnt worden. Was Wunder, daß auch du Bois-Reymond, als er die elektrischen Wirkungen der Muskeln und Nerven mit den exactesten Mitteln der Physik festgestellt, als er die Veränderungen derselben bei der Thätigkeit nachgewiesen hatte, die langgesuchte Lösung des Räthsels gefunden zu haben vermeinte. Die angekündigte Auseinandersetzung über diesen Gegenstand ist jedoch bisher nicht erschienen, ebenso wenig der Abschnitt über die elektrischen Fische. Was seitdem in einzelnen Abhandlungen von ihm veröffentlicht wurde, enthält thatsächliche Zusätze und Berichtigungen, eine reichliche Fülle neuen Materials, aber keine abgeschlossene Theorie. Andere haben die weise Zurückhaltung des Meisters nicht immer bewahrt. Auf zuweilen nur oberflächliche Kenntniß des Gegenstands gestützt, haben Manche Theorien aufgestellt, welche nüchterner Betrachtung gegenüber nicht stichhalten. Für solche Ausschreitungen ist du Bois-Reymond natürlich nicht verantwortlich zu machen. Was er selbst gesagt, ist allein der Beurtheilung seines Standpunkts zu Grunde zu legen.

War es du Bois-Reymond gelungen, die vor ihm schon bekannten elektrischen Wirkungen der Muskeln vollständiger zu erkennen und die wechselnden Erscheinungen auf eine gesetzmäßige Vertheilung der elektrischen Spannungen zurückzuführen, so machten doch hauptsächlich seine Entdeckungen über die elektrischen Ströme der Nerven und ihre Veränderungen bei der Nerventhätigkeit das größte Aufsehen. Dem Nobilischen Multiplicator zum Nachweis schwacher elektrischer Ströme gab er, um diese Untersuchungen anstellen zu können, eine bis dahin unerhörte Empfindlichkeit. Was in einem Nerven vorgeht, wenn er, durch einen Reiz in den thätigen Zustand versetzt, im Muskel Zusammenziehung, im Gehirn Empfindung veranlaßt, das war von jeher eines der größten Räthsel der Physiologie gewesen. Die Alten hatten von Nerven- oder Lebensgeistern gesprochen, welche von den Nerven in die Muskeln einströmen und sie aufblähen. Das sogenannte „Nervenprincip" war nichts als ein Wort, ein leerer Schall, bei dem sich Niemand etwas denken konnte, oder ein anderer Name für jene alten Kobolde. Nun lehrte du Bois-Reymond, daß in dem thätigen Nerven, an dem man bisher keine Veränderung sehen oder sonstwie hatte wahrnehmen können, etwas vorgehen müsse, was mit einer Aenderung seiner elektrischen Eigenschaften verbunden ist. Er zeigte, daß man diese Aenderung durch Bewegungen der kleinsten Theile (Moleküle) des Nerven darstellen könne, ähnlich wie man die magnetischen Erscheinungen an einem Eisenstab als Lageveränderungen seiner kleinsten Theilchen darstellt. Der Vorgang der Nerventhätigkeit war damit in den Vorstellungskreis gerückt, der auch andere physikalische Vorgänge umfaßt, er war seines mystischen Charakters entkleidet. Aber die neu gewonnene

Digitized by Google

Erkenntniß hatte auch noch andere wichtige Folgen. Bis dahin hatte man, ob ein Nerv thätig sei oder nicht, nur an seiner Wirkung auf einen Muskel oder auf das Gehirn sehen können. Jetzt war man davon unabhängig. Man konnte an dem isolirten Nerven selbst operiren, der an ihn angelegte Multiplicator zeigte durch seine Aenderung an, daß im Nerven etwas vorgehe. Sofort machte du Bois-Reymond eine wichtige Nutzanwendung von diesem Untersuchungsmittel. Man wußte, daß es zweierlei Nerven gebe, solche, die nur auf den Muskel wirken, und solche, die nur auf das Gehirn wirken und dort Empfindungen und Vorstellungen hervorrufen. Liegt das nun daran, daß ein Reiz in der einen Nervenart nur nach der Peripherie zum Muskel, in der andern nur nach dem Centrum zum Gehirn fortgeleitet werden kann? Der Multiplicator lehrte, daß dies nicht der Fall sei, und die weitere Erklärung muß mit dieser Thatsache rechnen. Noch mehr Aufsehen vielleicht, wenigstens bei den Nichtphysiologen, machte du Bois-Reymonds Versuch, die elektrischen Veränderungen bei der Muskelthätigkeit am Menschen nachzuweisen, indem er zeigte, wie der Mensch durch die Macht seines Willens die Magnetnadel eines Multiplicators abzulenken im Stande ist.

Als du Bois-Reymond seine Untersuchungen begann, waren die Methoden noch sehr unvollkommen. Er mußte sie fast alle erst selbst schaffen und im Laufe der langen Zeit hat er sie dann mannichfach verändert und stetig verbessert. Es gibt kaum einen namhaften Fortschritt in dieser Hinsicht, der nicht von ihm selbst herrührte. Unter diesen Umständen konnte auch das Thatsächliche nicht ganz unberührt bleiben. Mit seinen frühern Vorrichtungen fand du Bois-Reymond an jedem frischen Muskel stets und ohne Ausnahme regelmäßig angeordnete elektrische Ströme. Später zeigten sich Ausnahmen; ein Muskel, mit möglichster Sorgfalt unversehrt erhalten, zeigt häufig gar keinen oder nur einen sehr schwachen Strom, derselbe tritt aber sofort hervor, wenn man den Muskel anschneidet oder ätzt oder sonst auf irgend eine Weise verletzt. Aus dieser, von du Bois selbst gefundenen Thatsache haben nun verschiedene Forscher geschlossen, daß unversehrte Muskeln überhaupt niemals Ströme geben, daß die von ihnen erhaltenen Ströme stets erst Folge der Verletzung seien. Die Frage, soweit sie das rein Thatsächliche betrifft, kann man als eine offene bezeichnen. Zwingende Beweise für die eine oder andere Meinung sind bisher nicht gegeben worden. Ihre Bedeutung für den eigentlichen Kern der Angelegenheit ist aber von jenen Forschern zu hoch angeschlagen worden. Jedenfalls ist die Frage mit Unrecht in Beziehung gesetzt worden zu der von du Bois-Reymond entwickelten Hypothese über die Ursachen der äußerlich an den Muskeln und Nerven nachweisbaren Ströme. Jene Hypothese gibt von allen bisher bekannt gewordenen Erscheinungen ungezwungen Rechenschaft, und mehr kann und soll eine Hypothese nicht leisten.

Digitized by Google

Der Ruf von diesen Entdeckungen machte du Bois-Reymond mit einem Schlage zu einem der berühmtesten Physiologen. Ein Gebiet, welches bis dahin der Tummelplatz oberflächlichen Dilettantismus gewesen, war durch sein Verdienst exacter wissenschaftlicher Erforschung erschlossen. Diejenigen, welche zuerst ungläubig gewesen waren und seine Forschungen für ebenso oberflächlich gehalten hatten, als was bis dahin im Gebiet der thierischen Elektricität zu Tage gefördert worden war, wurden bald eines Bessern belehrt. Der Altmeister der Naturforscher, Alexander v. Humboldt, kam selbst in des jungen Gelehrten bescheidene Wohnung und ließ sich dort alle Versuche zeigen. 1850 ging dieser nach Paris und zeigte dort dieselben einer von der Akademie der Wissenschaften niedergesetzten Commission, welche sich von der Richtigkeit derselben überzeugte. Nach Berlin zurückgekehrt, wurde er, auf Humboldts und Johannes Müllers Vorschlag, zum Mitglied der preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt, deren beständiger Secretär er seit 1867 ist. 1852 ging er nach London, um auch dort Vorträge zu halten und seine Versuche zu zeigen. Er wiederholte diese Reisen 1855 und 1866 auf Einladung der Royal Institution. Im Jahre 1855 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt, 1858 nach Joh. Müllers Tode wurde er dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Physiologie, den er noch jetzt inne hat. In diesen Stellungen hat er sich ganz besondere Verdienste um die Methoden des Unterrichts erworben. Es war sein Bestreben, den Schülern die schwierige Auffassung der verwickelten Erscheinungen möglichst zu erleichtern. Darum verwendet er große Sorgfalt auf die Erläuterung des Vortrags durch Wandtafeln, welche er in großer Zahl hat fertigen lassen, sowie auf die Anstellung von Vorlesungsversuchen in möglichst anschaulicher Form. Eingreifender aber noch ist seine Wirksamkeit als Lehrer im Laboratorium, wo er, wie schon erwähnt, eine große Zahl von jüngeren Gelehrten in die Methoden der Forschung eingeführt hat. Die Menge und das Gewicht der aus diesem Laboratorium hervorgegangenen Arbeiten ist um so wunderbarer, als dasselbe auf das Dürftigste eingerichtet war. Aber man lernte bei du Bois-Reymond auch, sich mit kleinen Mitteln einrichten, aus Holzstäbchen, Kork und Glas Apparate construiren, die dann später oft in eleganter Ausstattung nachgemacht wurden, wenn die Arbeit längst vollendet war.

Wenn du Bois-Reymond zunächst auch nur die elektrischen Erscheinungen an Muskeln und Nerven erforscht hatte, so waren diese Untersuchungen doch noch in weiterem Sinne für die gesammte Physiologie fruchtbar. Gleichzeitig mit seinen Studien hatte Eduard Weber in Leipzig die mechanischen Verhältnisse der Muskelzusammenziehung erforscht. Weber hatte mit unvollkommenen Hülfsmitteln gearbeitet. Durch die verbesserten Apparate, welche du Bois-Reymond einführte, nahm dieser neue Zweig der Physiologie einen ungeahnten Aufschwung. Helmholtz wandte sich

Digitized by Google

demselben zu, von allen Seiten kamen Schüler herbeigeströmt, welche unter du Bois-Reymonds Leitung an demselben arbeiteten, und heute gehört die von ihm eigentlich erst neubegründete allgemeine Physiologie der Nerven und Muskeln zu den bestbearbeiteten Theilen der ganzen Physiologie. Aber auch über dieselbe hinaus erstreckte sich seine Wirksamkeit. Alle Zweige der Physiologie und die praktische Medicin haben von ihr Nutzen gezogen. Wichtige Aufgaben der Physik sind von ihm theils selbst bearbeitet worden, theils hat er den Anstoß dazu gegeben. Mit großem mechanischen Talent ausgestattet, hat er überall, wo er Hand anlegte, neue Methoden ersonnen, Apparate erdacht, welche sichere Beobachtung ermöglichten, wo bis dahin nur unsicheres Umhertasten möglich war. Seine vielseitige Thätigkeit machte ihn daher unter den Physikern ebenso bekannt und berühmt als unter den Physiologen. Er war einer der Gründer und viele Jahre hindurch Vorsitzender der Berliner physikalischen Gesellschaft. Zahlreiche andere gelehrte Gesellschaften und Akademien, darunter die von Göttingen, München, Wien, Upsala, London, haben ihn zu ihrem auswärtigen bez. Ehrenmitgliede ernannt. Es wurden ihm ehrenvolle Anträge zur Wirksamkeit im Auslande gemacht, welche er jedoch ausschlug, um seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen und das, was er als seine Lebensaufgabe betrachtet, zu vollenden: die Einrichtung eines mit allen Mitteln der Forschung ausgestatteten, alle Zweige der Lebenswissenschaft umfassenden Instituts. Der Bau desselben ist seit Kurzem vollendet, mit der inneren Einrichtung ist er noch beschäftigt. Seit seiner Ernennung zum ordentlichen Professor im Jahre 1858 war dieser Bau in Aussicht genommen, aber erst fünfzehn Jahre später ging man an die Ausführung. Jetzt ist das neue physiologische Institut zu Berlin wol das größte und besteingerichtete der Welt. Möge viel Ersprießliches für die Wissenschaft aus ihm hervorgehen!

Neben seiner streng fachmännischen Thätigkeit hat du Bois-Reymond auch auf andern Gebieten des Wissens als Redner und Schriftsteller Hervorragendes geleistet. In der Auseinandersetzung allgemeiner Principien und der Behandlung von Aufgaben aus der Geschichte der Wissenschaft ist er von keinem Schriftsteller übertroffen worden. Während er bei Mittheilung der Ergebnisse seiner Untersuchungen den Leser mit peinlicher Genauigkeit durch alle Windungen des von ihm zurückgelegten Weges führt, keinen Einwurf übergeht, den man vielleicht machen könnte, Kleines und Großes mit gleicher Gründlichkeit erörtert und, jedes Für und Wider ängstlich abwägend, häufig erst auf großen Umwegen an das vorgesteckte Ziel gelangt, führt er in seinen Arbeiten allgemeineren Inhalts den Leser durch eine Reihe anziehender Gedanken, gleichsam wie auf den verschlungenen Pfaden eines Lustgartens, hier und da Ausblicke auf schöne Punkte eröffnend, dem Ziele zu, welches dann plötzlich dem überraschten Blick in voller Schärfe und Klarheit und in schönster Beleuchtung sich

Digitized by Google

enthüllt. Dabei kommt ihm seine vielseitige Kenntniß der verschiedensten Wissenschaften und seine staunenswerthe Belesenheit in den Literaturen fast aller Völker zu Hülfe. Seine Sprache ist markig, voll edlem Schwung, der sich häufig zum Pathos steigert, seine Darstellung klar und durchsichtig. Während sein Stil in den früheren Schriften zuweilen etwas Gesuchtes und Gezwungenes hatte, ist er im Laufe der Jahre immer freier und vollkommener geworden, so daß du Bois-Reymond jetzt den besten deutschen Schriftstellern zugezählt werden kann. In seiner Sprache macht sich übrigens die französische Erziehung, und nicht zu ihrem Nachtheil, geltend; besonders tritt dies in der strengen Gliederung des Satzbaues hervor, welcher im Deutschen häufig über Gebühr vernachlässigt wird. Auch die englische Sprache und Literatur sind ihm völlig geläufig. Durch seinen wiederholten längeren Aufenthalt in England und in Folge seiner Vermählung mit einer in England erzogenen Deutschen hat er die Sitten und Gewohnheiten der drei Nationen vielfach in sich verschmolzen. In seinen Anschauungen aber ist du Bois-Reymond durchaus deutsch. Ein edler Patriotismus macht sich in ihnen geltend; seine Rede über den deutsch-französischen Krieg, seine verschiedenen Reden zur Geburtstagsfeier des Kaisers, in seiner Eigenschaft als Rector der Universität oder als Secretär der Akademie gehalten, geben davon Zeugniß. Daß dieser Patriotismus nicht in das Zerrbild des in neuerer Zeit auch in Deutschland heimischen Chauvinismus ausartet, wissen die Leser dieser Blätter aus seiner jüngsten Rede über das Nationalgefühl.

Mit großem Geschick weiß du Bois-Reymond derartigen Gelegenheitsreden stets einen bedeutenden, aus dem äußern Anlaß zwanglos sich ergebenden Inhalt von allgemeinem dauernden Interesse zu geben. Die jährlich wiederkehrenden Feiern der Geburtstage Friedrichs des Großen und ihres Gründers Leibnitz, welche die Akademie durch Festreden eines ihrer beständigen Secretäre begeht, haben ihm Veranlassung zu einer Reihe von Studien gegeben, welche, getragen von einer genauen Kenntniß der geistigen Regungen jener Zeiten, höchst werthvolle Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft und Literatur aus der Periode der Aufklärung darstellen. Voltaire und seine Zeitgenossen, die geistige Tafelrunde des Weisen von Sanssouci, haben in ihm einen Schilderer gefunden, welcher nur mit Adolf Menzel, dem Maler jener Gestalten, verglichen werden kann. Wie dieser die körperlichen Erscheinungen wiederbelebt hat, so du Bois-Reymond die geistigen. Unerschöpflich ist der Schatz des Wissens, aus welchem er bei jeder dieser Gelegenheiten immer wieder ein neues Bild aus jener großen Zeit uns vorzuführen vermag, in welcher der Geist des modernen Europas seinen Ursprung hat. Ebenso anregend sind die Gedanken, welche er über den Zusammenhang der Leibnitzschen Philosophie mit den modernen Geistesregungen, besonders auch den in den Naturwissenschaften sich kundgebenden entwickelt hat. Selten wol wird man

Digitized by Google

bei einem Naturforscher dieses allgemeine Wissen, diese Vertrautheit mit der philosophischen und schönwissenschaftlichen Literatur aller Zeiten und Völker finden. Je mehr bei der Entwickelung der Wissenschaften die Arbeitstheilung auch in diesen Platz greift, desto hervorragender sind Erscheinungen wie die du Bois-Reymonds, bei denen die größte Vertiefung in die geringfügigsten Einzelnheiten eines Fachstudiums mit so allgemeinen, ganz entlegene Gebiete umfassenden gründlichen Kenntnissen sich vereint zeigen.

Auch als populärer Redner und Schriftsteller über naturwissenschaftliche Gegenstände ist du Bois-Reymond aufgetreten, aber verhältnißmäßig selten. Ein Vortrag, den er 1851 in der Singakademie über „thierische Bewegung" gehalten hat, ist auch im Druck erschienen. Wiederholten Aufforderungen zu solchen Vorträgen wich er aus, weil nach seiner Meinung derartige Vorträge, wenn sie nicht von Versuchen begleitet wären, nutzlos seien, die Anstellung von Versuchen vor einem größeren Publikum aber einen nicht zu beschaffenden Apparat erfordere. Wo er als Redner vor einem größeren Publikum auftrat, wählte er daher lieber Themata von allgemeinerem Charakter; so sprach er in Leipzig auf der Naturforscherversammlung über die Grenzen des Naturerkennens, so in Köln über die Beziehungen der Culturgeschichte zur Naturwissenschaft. Erstere Rede hat ihm einen, nur auf Mißverständniß beruhenden Vorwurf von Seiten Häckels zugezogen. Wer du Bois-Reymond in seinem Wirken und in seinen Werken verfolgt, der weiß, daß er vor keinen Consequenzen seines Denkens zurückschreckt, daß in ihm die aus der wissenschaftlichen Erforschung der Natur sich ergebenden Lehren einen vor keiner Autorität sich beugenden Vertheidiger finden. Aber die Stärke des Forschers liegt nach ihm darin, daß er sich der Grenzen seiner Hülfsmittel bewußt bleibt. Gleich dem Riesen Antäus ist er unbezwinglich, so lange er sich auf dem mütterlichen Boden der Thatsachen bewegt und nichts kann ihm widerstehen, was er von diesem aus mit seinen weittragenden und nimmerfehlenden Geschossen zu erreichen vermag. Wenn er aber jenen Boden verlassend sich dem Fluge der Phantasie gar zu willig überläßt, können ihn die Winde leicht verschlagen und er geräth in Gefahr, daß ihm die mit schwachem Wachs angeklebten Flügelchen abfallen und er schmählich niederstürzt wie einstens Icarus.

Zu diesen mehr populären Leistungen müssen wir aber auch die öffentlichen Vorlesungen rechnen, welche er seit einer Reihe von Jahren an der Berliner Universität in jedem Winter abwechselnd über Anthropologie und über „einige neuere Fortschritte der Naturwissenschaften" zu halten pflegt. Bei der glänzenden Darstellung und der Fülle geistvoller Betrachtungen konnte es nicht fehlen, daß der Vortragende immer wieder ein zahlreiches Publikum nicht blos von Studirenden aller Facultäten, sondern auch von gereiften Männern aller Berufskreise um sich versammelt, so daß der

Digitized by Google

größte Hörsaal der Universität die zuströmende Menge kaum zu fassen vermag.*)

Du Bois-Reymonds äußere Erscheinung ist eine derbe, kräftige, von den feinen Manieren des Weltmanns gemilderte. Sein robuster Körper (er war stets ein eifriger Turner und hat seiner Zeit das Barrenturnen gegen die Angriffe der Leiter der Militärturnschule lebhaft vertheidigt) hat allen Anstrengungen kräftig widerstanden, und ein schmerzhaftes Hüftleiden, welches ihn vor einigen Jahren befiel, wird hoffentlich keine nachhaltigen Spuren zurücklassen. Sein Charakter ist offen, bieder und männlich; seine Zuvorkommenheit namentlich gegen jüngere Gelehrte unübertrefflich. Seine reichhaltige Bibliothek, sein werthvoller Rath und seine thätige Unterstützung werden Jedem, der sich an ihn wendet, stets mit der größten Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt. Politisch bekennt er sich zu gemäßigt liberalen Anschauungen und hat stets bei Wahlen und anderen Gelegenheiten thätigen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten genommen, ohne jedoch eine politische Rolle spielen zu wollen. In glücklichen Familienverhältnissen lebt er theils in Berlin, theils, soweit es seine zahlreichen Amtsgeschäfte gestatten, in seinem Landhause bei Potsdam, an der Seite einer ihm ebenbürtigen Gattin, im Kreise blühender Kinder, ein Gelehrter und ein Bürger im besten Sinne des Worts.

*) Eine kleine Anekdote möge hier ihren Platz finden. Als du Bois-Reymond diese Vorlesungen zum ersten Mal hielt, kam ein junger Mann zu ihm auf's Laboratorium. Er sei ein Schweizer, sagte er, und Student der Theologie; er habe seine Vorlesung gehört und Lust bekommen, auch die andere über Physiologie zu hören; ob er ihm dazu rathen könne? Der Professor sagte, er könne das nicht; denn wenn er erst anfange, Physiologie zu lernen, würde er vielleicht keine Lust mehr haben, Theologe zu bleiben. Der Student ging und kam, soviel ich weiß, nicht in die Vorlesung über Physiologie. Du Bois-Reymond selbst hatte freilich, als er sich in der gleichen Lage befand, nicht vorher den betreffenden Professor um Rath gefragt. Andernfalls wäre vielleicht die Welt jetzt um einen Theologen reicher und um viele Naturforscher ärmer.

Digitized by Google

Reisebriefe.

Von

Paul Heyse.

— München. —

An Wilhelm Hertz in Berlin.

Dilettant heißt der kurioſe Mann,
Der findet ſein Vergnügen dran,
Etwas zu machen, was er nicht kann.

So hab' ich ſelbſt einmal geſprochen,
Aller Pfuſcherei den Stab gebrochen,
Und war doch ſelber unter der Hand
Ein gottvergnügter Dilettant,
Den's höchlich auferbaut, zu Zeiten
Sein Steckenpferdlein friſch zu reiten.
Noch denkſt du wol der Tage, Freund,
Da wir ſelband hernmgeſtreunt
In Thürings Berg- und Waldgeheg,
Allwo dir kund ſind Weg und Steg,
Und wie wir oft im Grünen ſaßen,
Ueberm Kritzeln Speiſ' und Trank vergaßen,
Ein Bröckchen Fels, ein alt Gemäner
Hinſtrichelten mit heil'gem Feuer
In jenes Büchlein ſchlank und ſchmächtig,
Das du erſtanden wohlbedächtig
In Jena neben Frommann's Haus,
Sah wie ein Schülerſchreibheft aus,
Blau der Umſchlag und dünn die Blätter,
Doch wir in gut' und ſchlechtem Wetter
Erprobten dran mit Leidenſchaft
Unſre verſtohlne Künſtlerkraft,
Fanden auch nichts Kurioſes dran,
Daß Einer macht, was er nicht kann.

Digitized by Google

Ach, wenn in Ferien dann und wann,
Wer einer Kunſt ſich zugeſchworen,
Oder ſonſt ein ſchwer Geſchäft erkoren,
In andern freien Künſten pfuſcht,
Flöte bläſ't oder Bildlein tuſcht,
Niemand zur Laſt, ſich zum Vergnügen
Zumal auf einſamen Wanderzügen,
Soll man nicht gleich ſo hitzig läſtern.
Sind doch die Muſen liebe Schweſtern.
Führt man die Eine heim als Frau,
Sie nimmt's wol einmal nicht genau,
Wird lächelnd durch die Finger ſehn,
Thut man mit einer Schwägerin ſchön,
Da es ja in der Familie bleibt;
Dafern man's nur in Züchten treibt,
Mit ſeinem ſtillen Dilettiren
Nicht vor den Leuten will renommiren.

So hab' ich's all mein Tag getrieben,
Iſt mir darum auch fern geblieben
Das Naſerümpfen und höhniſch Lachen,
Wenn's Andre eben nicht anders machen.
Ja oft empfand ich einen Neid,
Sah ich die Himmels-Seligkeit,
Womit ein unbefugt Talent
Von hoher Schöpferluſt entbrennt,
Skizzenbücher zuſammenſchichtet,
Dicke Hefte voll Liedern dichtet
Und wie ein Geiziger, wenn es nachtet,
Den angehäuften Schatz betrachtet.
Blieb's nur dabei! Doch leider reißt
Die Guten hin ein böſer Geiſt,
Dem Licht auch endlich zu offenbaren,
Wie vergnügt ſie im Dunkeln waren,
Da dann am kalten Blick der Welt
Ihr Reichthum nicht die Probe hält.
Dann wird der Segen ſchönſter Stunden
Gezählt, gewogen, zu leicht erfunden.

Denn jene Zeit iſt längſt entflohn,
Da ein begnadeter Mutterſohn
In ſeines Weſens mächt'gem Ring
Die ſieben freien Künſt' umfing,
Und es ſich ſchier von ſelbſt verſtand,
Daß eines bildenden Meiſters Hand,
Gewohnt den Marmor zu behauen,
Auch müſſe wiſſen ein Haus zu bauen,
Ein Bild zu malen, Laute zu ſchlagen,

Digitized by Google

In Versen seine Liebe zu klagen.
Noch war, von Zweifeln ungehemmt,
Nichts Göttliches dem Menschen fremd,
Und wer dran sein diletto fand,
Ward nicht beschrie'n als Dilettant.
Noch lebten die Künste gar verträglich;
Doch heut verfeindeten sie sich kläglich,
Schaut Jede eifersüchtig drein,
Will ihren Mann für sich allein,
Ja selbst in eignen Reiches Grenzen
Soll er nur durch Beschränkung glänzen
Und sich bornirend früh und spät
Ausbilden eine „Specialität".
Wer Bäume malt, soll klugermaßen
Von Menschen seinen Fürwitz lassen,
Wer etwa Novellen lernte schreiben,
Nur ja dem Drama ferne bleiben,
Ein Mannesschuster sich nicht erdreisten
Hand anzulegen an Weiberleisten.

Doch seit wir über die Alpen reis'ten,
Fühl' ich, o Freund, mich neu genesen
Von manchem deutschen Pedantenwesen,
Daher mich wiederum ungescheut
Mein bischen Pfuscherei erfreut,
Und wo sich hinlenkt unser Schritt,
Wandert das Zeichenbüchlein mit,
Nicht wie in junger Zeit fürwahr,
Wo's manchmal ein Galeotto war
Und etwa mir bei schönen Augen
Mußte die Thür zu öffnen taugen,
Da ein Pittore in Dorf und Stadt
Unweigerlich freien Zutritt hat.
Heut kritzl' ich nur mit stillem Sinn
Einen schlichten Busch oder Felsen hin,
Ein Hänschen, Hüttchen, Zaun oder Scheuer.
Vorbei die Zeit der Abenteuer,
Die nur zu jungen Jahren passen.
Nichts will ich, als ins Auge fassen,
Was vor mir schwebt wie Eden schön,
Die sanftgewiegten Bergeshöh'n,
Strenge Cypressen, weiche Pinien,
All die Magie von Farb' und Linien,
Und was davon ins Büchlein kommt,
Erinnrung nur zu beleben frommt.
Daneben, Geschichten zu erzählen,
Wird's auch nicht an Staffage fehlen,
Wenn du sie nur zum Reden bringst.

Digitized by Google

So führt' uns unsre Wandrung jüngst
Bis weit hinunter gegen die Thore
Vorüber an Marie Maggiore.
Da wächst empor eine neue Stadt,
Sechs Stock hoch, weiß getüncht und glatt,
Gemüthlos widerwärt'ge Kasten,
Die nach dem Köpnickerfelde paßten.
Dazwischen schaut ein Ruinentrumm
Verlegen und betrübt sich um
Und scheint von naher Zeit zu träumen,
Wo es nun auch den Platz soll räumen.
Wir sahn das braune Gemäuer winken,
Einen hohlen Zahn mit schartigen Zinken,
Dahinter unweit herübersah
Die alte Minerva medica,
Auch ein Stück eines Aquäducts.
Und gleich mir in den Fingern zuckt's,
Als ob hier was zu holen sei.
Nun lag ein Hüttlein nebenbei,
Dem Alterthum just gegenüber;
Giuoco di bocce las man über
Der niedern Thür, und aus der Küche
Kamen Zwiebel- und Weingerüche,
Wie man's wol kennt in römischen Schenken.
Dahin wir flugs die Schritte lenken
Und bitten, daß man vor die Thür
Uns ein paar Sitze trüg' herfür,
Mein Pfuschwerk eilig zu beginnen.
Ein junges Ehpaar hauf'te drinnen,
Das eben sein pranzo mit Salat
Und Brod und Wein vollendet hat.
Die trugen zwei Sessel vor das Haus,
Saßen dann selbst zu uns hinaus,
Und während flink mein Stift sich rührte,
Man eine Zwiesprach zusammen führte.
Ein Jahr erst waren sie vermählt,
Hatten dies arme Nest erwählt,
Weil Niemand sonst sich dazu fand,
Da es längst auf dem Abbruch stand.
Die Frau, ein harmlos muntres Wesen,
Wär' gar so übel nicht gewesen,
Hätt' nur ein wenig Waschen gebraucht,
So war sie staubig und angeraucht.
Ihr Gatte grüßte mich als Collegen.
Er thät' einst selber der Malkunst pflegen;
Nach Solferino hab' er einmal
Wund müssen liegen im Spital

Viel öde Wochen und Monden lang,
Da hab' er ſo aus Herzensdrang
Mit Zeichnen ſich die Zeit vertrieben,
Nun ſei ihm nur die Luſt geblieben.
Er könn' an dieſen Bergen dort
Sich nimmer ſatt ſehn fort und fort.
Ich ſollt' nur fein die zwei Cypreſſen
Dort auf dem Hügel nicht vergeſſen.
Gut ſei's, daß doch ein Abbild bliebe,
Wenn hier der Neubau ſie vertriebe.
Er ſelber hab's verſucht; doch ſei
Es ihm zu ſchwer, er ſag' es frei.

So plauderten ein Stündlein wir
In guter Freundſchaft alle Vier.
So ſtill und lieblich war der Ort,
So lenzhaft ſchien die Sonne dort
Schon in des Februars Beginne —,
Es ward uns wunderwohl zu Sinne.
Und als mein Skizzchen nun vollbracht —
Eilfertig, wie's ein Stümper macht —
Mußt' ich mit meiner lieben Frauen
Das Hüttlein auch von innen ſchauen.
Da war nun Alles nach Landesbrauch
Gar dürftig, kahl, voll Ruß und Rauch,
Der Tiſch am Herde ſchlecht und recht,
Ein Rieſen-Fiasco in Strohgeflecht,
Nur wenig Hausrath rings umher,
Als ſtammt' er noch von den Tagen her,
Da Hannibal vor den Thoren ſtand.
Doch hinter der ſchwarzen Bretterwand
That ſich noch auf ein Kämmerlein,
Da führt das Paar uns ſtolz hinein.
War zwar nichts Köſtlich's dran zu ſehn,
Kaum Platz, ſich nur herumzudrehn,
Ein Bett mit Strohſack, vielgeflickt.
Doch wie wir forſchend umgeblickt,
Sahn wir die armen Wände rings,
Die ſchiefe Decke rechts und links
Tapeziert mit Bildern allerhand,
Sämmtlich von Einer ſchweren Hand
Mit bunten Stiften übermalt.
Unſeres Wirthes Auge ſtrahlt,
Da er uns ſeine Werke wies.
„Ecco! Das Capitol iſt dies,
Und dies der Hafen von Trieſt;
Auch dies ſich wol erkennen läßt,

Digitized by Google

Die ſpaniſche Treppe ſtellt es vor,
Und dies den Lateran, Signor,
Und dies — und dies — — Sind arme Sachen,
Und war doch luſtig, ſie zu machen."

Wir aber ſtanden und ſtaunten mächtig,
Belobten Alles gar andächtig
Und ſprachen unter uns: Es heißt
In Wahrheit „Selig, die arm am Geiſt."
Der biedre Dilettant, ich wette,
Erwacht er früh in ſeinem Bette
Und ſieht ringsum an Deck' und Wand
Die bunte Schöpfung ſeiner Hand,
Nicht Rafael war ſo ſelig, da
Ihm vorgeſchwebt die Disputa.

Und alſo ſchieden wir. Der Gute
Wünſcht' meinem Weib buona salute.
Seitdem, ſeh' ich mein Büchlein an,
Hab' ich auch meine Freude dran
Und ſpreche getroſt: Sind arme Sachen,
Und war doch luſtig, ſie zu machen.

Rom, 11. Februar 1878.

An die zu Hauſe Gebliebenen.

Ja, geſteht nur: dann und wann
Neidet ihr uns doch ein wenig,
Daß wir erſt den Ehrenmann
Beigeſetzt, den guten König,

Und nach kurzer Tage Friſt
Thut der Papſt uns den Gefallen,
(Fleiſch iſt Heu! ruft der Pſalmiſt)
Ihm ins Jenſeits nachzuwallen.

Wer doch in Sanct Peter ſtehn,
Wer doch miterleben könnte,
Wenn ſie juſt in Scene gehn,
Welthiſtoriſche Momente.

Schwebt nicht ob der ew'gen Stadt
Ein erhaben banges Trauern,
Da ſie beide Fürſten hat
Eingeſargt in ihren Mauern? —

Ach, die ew'ge Stadt erwies
Größern ſchon die letzte Ehre,
Iſt zu alt, als daß ihr dies
Neue Grab ſo wichtig wäre.

Digitized by Google

Und die Welt — ſie iſt auch hier
Nur der Großen Kammerdiener:
Wer zu nah verkehrt mit ihr,
Nimmer ihr als Held erſchien er.

Nur der ferne Zauberduft
Wird uns die Geſtalt verklären.
Einen Schritt von ihrer Gruft
Pflegt man kühler ſie zu ehren.

Zwar bei dieſes Königs Tod
Zuckt' es durch des Reiches Glieder:
Seines Volkes Glück und Noth
Trug er mit, getreu und bieder;

Heilig kaum, doch feſt an Sinn,
Väterlich, ein Freund und Rather,
Und beweint ging er dahin.
Wer beweint den heil'gen Vater?

Da er lag im Todesgraus
Ringend, mit entfärbtem Munde,
Machten wir in ſeinem Haus
Schaubegierig noch die Runde.

Ganz wie ſonſt im Vatican
Durch die Schweizer, Pfaffen, Schranzen
Stieg die Fremdenſchaar hinan
Zur Siſtina und den Stanzen.

Und doch wußt' es alle Welt:
Heut noch unter dieſem Dache
Athmet aus der Glaubensheld,
Der verwegne, blinde, ſchwache.

Wohl herab vom Petersdom
Klagt' um ihn ein ernſt Geläute,
Doch gelaſſen ſagte Rom:
Alſo wirklich? ſtarb er heute? —

Junge Pfäfflein, dichtgereiht,
Die im Grünen ſich ergingen,
Sahn wir, wie zu andrer Zeit,
Munter wie die Böcklein ſpringen.

Ihr, da euch die Mär von fern
Zugeblitzt der Drath, der raſche,
Wähntet, um den alten Herrn
Traure Rom in Sack und Aſche.

Digitized by Google

Ach, von ſeinem Gnadenſchatz
Sollt' er wenig Dank erfahren,
Räumt nun unbeklagt den Platz
Einem neuen Unfehlbaren.

Zwar, da ſie ihn aufgebahrt
In der Sacramentskapelle,
Wogt die Volksflut buntgeſchaart
Um des hohen Tempels Schwelle.

Blöde Neugier, Lachen, Schrei'n —
Und ſo ſind die Menſchenwogen
Zu dem Katafalk hinein
Nach dem Gitterthor gezogen.

Rothgekleidet, rothbemützt,
Rothbehandſchuht lag die Leiche,
Kerzenſchimmerüberblitzt
Das Geſicht, das wächſernbleiche.

Um die Wangengrübchen ſchier
Zuckt's wie ein ironiſch Lachen,
Gleich als ſpräch' er: Kinder, ihr
Treibt auch gar zu tolle Sachen.

War's genug des Wahnſinns doch,
Lebend mich als Gott zu grüßen.
Müßt ihr meiner Leiche noch
Brünſtig den Pantoffel küſſen? —

Doch die Wache mahnt und ruft
Ihr avanti! ins Gedränge,
Und hinaus in beſſre Luft
Retten wir uns aus der Enge.

* * *

Ruhig iſt die ew'ge Stadt.
Doch ein Kieſel, den man leiſe
In den Sumpf geworfen hat,
Muß erregen Kreis um Kreiſe.

Unſer Dienſt im Hauſe ward
Anvertraut zwei wackren Schweſtern,
Ungleich an Gemüth und Art,
So im Lieben wie im Läſtern.

Unſre fromme Menica
Hat's dem König nie vergeben,
Daß der Papſt — ſo heißt es ja —
Dürftig mußt' im Kerker leben.

Digitized by Google

Denn sie wusch die Wäsche lang
Für ein uralt Nonnenkloster.
Daß gesprengt der Klosterzwang,
Macht die Gute nur erbos'ter.

Muß sie doch, seitdem so laut
Mit dem einigen Reich sie prahlen,
Von dem Weinberg, den sie baut,
Vierzehn Scudi Steuern zahlen.

Als der Zug zu Grabe wallt',
Hörte man sie triumphiren:
Seht, er mußte schon so bald
Den gestohlnen Thron verlieren! —

Doch der Pfaffen List und Trug
Sah die Schwester, die Giovanna,
Däuchte sich zu gut und klug,
Mitzusingen ihr Hosiannah.

Da nun auch der Papst verschied,
Rührt' es kaum die Giovannina,
Während außer sich gerieth
Menica die Papalina.

Und der Himmel sah betrübt,
Wie die Schwestern sich entzweiten,
Aber denen, die er liebt,
Pflegt er Prüfung zu bereiten.

Nach Sanct Peter früh am Tag
Ging Giovanna mit der Menge,
Wo der heil'ge Vater lag,
Mitzugaffen im Gedränge.

Wie sie dann nach Hause kam,
Weinend klagte sie es Allen:
Aus dem einen Ohr — o Gram! —
War der Goldreif ihr entfallen.

Und sie sucht' und forschte viel,
Doch das Kleinod blieb verschwunden,
Rasch zertreten im Gewühl,
Oder — allzu gut gefunden.

Und sie fühlt Gewissensbrand.
War's ihr doch so vorgekommen,
Pio nono's Geisterhand
Habe sie beim Ohr genommen.

Digitized by Google

Doch die Schweſter ſprach kein Wort,
Ging — zum zweitenmal natürlich —
Nach Sanct Peter, wollte dort
Knien und beten, wie gebührlich;

Aber von Giovanna ließ
Tuch und Schleier ſie ſich borgen,
Denn die Tramontane blies
Ungelind an jenem Morgen.

Und ſie ſah von Schmerz entflammt
Durch das Gitter, küßte wieder
Des Pantoffels rothen Sammt,
Kniete dann in Andacht nieder.

Wie den Blick ſie niederſchlug,
Ganz in ihr Gebet verſunken —
Plötzlich auf Giovanna's Tuch
Glänzt es wie ein goldner Funken.

Ja, er iſt's, Giovanna's Ring!
Der der Ketzerin entſchwunden,
Hat ſich auf des Himmels Wink
Zu der Gläub'gen heimgefunden.

Denk nur! ruft ſie glühend, da
Sie nach Haus zur Schweſter kehrte,
Welch ein Wunder mir geſchah,
Weil ich ſtets den Papſt verehrte!

Deinem König — nimmerdar
Konnt' ihm ſolch ein Werk gelingen,
Weil er viel zu häßlich war,
Um ein Wunder zu vollbringen.

Wirſt du jetzt noch ungeſcheut
Unſre heil'ge Kirche läſtern? —
Doch Giovanna ſchweigt ſeit heut,
Und verſöhnt ſind nun die Schweſtern.

Wunder nimmt mich's, daß ſofort
Größres nicht daraus hervorging.
Könnte nicht ein Wallfahrtsort
Heißen: „Zum verlornen Ohrring"?

Rom, 16. Februar 1878.

Die Beurtheilung der Völker.

Von

Friedrich Ratzel.

— München. —

I.

Jeder ehrliche Reisende, dem es darum zu thun ist, Eindrücke von Ländern und Völkern, die er besucht, mit Treue und Gerechtigkeit in sich aufzunehmen, um sie Anderen mitzutheilen, sei es zur Ergötzung oder zur Belehrung, erblickt seine schwerste und verantwortungsvollste Aufgabe in der Beurtheilung der Volkscharaktere. Je gewissenhafter er ist, um so klarer sieht er die Schwierigkeiten in dieser Unternehmung und ich habe sehr intelligente und erfahrene Beobachter gekannt, welche an der Möglichkeit verzweifelten, jemals ein vollkommen richtiges Charakterbild eines Volkes zu entwerfen. In der That, wenn es, wie man sagt, den Geist eines Philosophen braucht, um den Charakter eines Menschen zu erfassen und die Seele eines Dichters, um denselben zu zeichnen, was muß erst Dem nöthig sein, der einem ganzen Volke gegenübertritt und der gerecht werden will der ganzen äußeren Mannichfaltigkeit und dem inneren Reichthum dieses höchst veränderlichen, organisch wachsenden und im Wachsen beständig absterbenden und neu sich verjüngenden Wesens, das wir Volk nennen? Ich finde eine sehr treffende Beschreibung der Erwägungen, die einem ernsten Geist gegenüber diesen Aufgaben sich aufdrängen, in dem Entwurf eines Charakterbildes von Nordamerika von der Hand Harriet Martineaus, das gewiß zu den treuesten und fleißigsten gehört, die jemals gezeichnet wurden. „So oft ich," sagt die Dame, „einem halben Dutzend unvereinbarer, aber achtungswerther Meinungen über einen und denselben Streitpunkt der Politik begegnete, so oft eben so viele verschiedene und doch in gutem Glauben gegebene Berichte über eine und dieselbe Thatsache mir erstattet wurden, so oft ein Aufleuchten von Freude über den Gewinn irgend einer wichtigen Einsicht,

Digitized by Google

welchen vielleicht ein trivialer Zufall vermittelte, sich in den Schmerz der Resignation verwandelte bei dem Gedanken, wie viel da verborgen bleiben müßte, wo schon dieser gelegentliche Einblick so viel enthüllte; so oft ich das Gefühl hatte, mit der Geringfügigkeit meiner Kenntnisse und dem Schwanken meiner Ueberzeugungen in der Hand unbeherrschbarer Einflüsse zu sein, bald hier- bald dorthin abgelenkt zu werden durch die widerstreitenden Ströme der Meinungen, die mir begegneten, so daß ich manchmal mich vergleichen mußte mit einem Forscher, der die Erde aus dem Schiffchen eines Luftballons überblickt bei keinem anderen Lichte als dem der Sterne über ihm — ebenso oft war ich geneigt, der Aufgabe der Verallgemeinerung dessen, was ich sah und hörte, vollständig zu entsagen. In den weniger bedrängten Intervallen fühlte ich indessen, daß dies unrichtig gehandelt sein würde, denn die Menschen werden nie zu einer Kenntniß von einander gelangen, wenn die, welche die Möglichkeit der Beobachtung in fremden Landen haben, sich weigern, Bericht zu erstatten über das, was sie gelernt zu haben glauben oder, wenn dies nicht, so doch das Material vorzulegen, welches sie gesammelt haben, auf welches sie sich aber scheuen Theorien aufzubauen oder weittragende Schlüsse zu begründen."*) — Man versteht diese Scheu, denn wie breit müssen allerdings nicht blos die Fähigkeiten, sondern vor allem auch die Sympathien sein, welche ein Volk in seinen so ungemein vielfältigen Aeußerungen verstehen wollen! In wie vieles und vielerlei muß der Beurtheiler sich hineindenken, mit wie Vielen mitfühlen können! Er sollte die Wege in Dichters Lande wissen, sollte jetzt dem Flug des künstlerischen Genius folgen, jetzt im Staub und Rauch des alltäglichen Lebens den wirthschaftlichen Erscheinungen nachgehen; die dumpfen und einförmigen Lebensbedingungen der Massen soll er nicht weniger zu verstehen trachten als die meteorische, über unser mittleres Menschenmaß hinausstrebende Bahn der Helden. Und dann die praktischen Schwierigkeiten, nicht alles, denn das ist unmöglich, aber doch möglichst viel mit eigenen Sinnen zu erfahren! Man würde in der That, alle Anforderungen stellend, endlich zu dem Schlusse kommen, daß nur ein umfassender Genius, etwa von Goetheschem Typus, dieselben zu erfüllen vermöchte, wenn nicht die praktische Nothwendigkeit uns ermahnte, den Maßstab nicht in's Unmögliche zu verlängern. Ich will, um diese praktische Nothwendigkeit anzudeuten, nicht an die landläufigen Urtheile erinnern, die ein Volk über das andere fällt, denn das sind im besten Fall witzige Variationen über irgend einen Splitter von Wahrheit. Aber wenn man sieht, wie mitten in der Präcision des Ausdruckes und der Angaben über das Physische, das Geschichtliche, die Wirthschaft eines Volkes, welche man neuerdings in unseren besseren Handbüchern der Geographie zu finden gewohnt ist, willkürlich

*) Harriet Martineau, Society in America 1837. I. VII.

Digitized by Google

gewählte Citate aus manchmal schon Menschenalter hinter uns liegenden Reisewerken, Beobachtungen, die einseitig gefaßt sind, damit sie blendend oder pikant erscheinen u. dgl., als Beiträge zur Völkerbeurtheilung stehen, und wenn dies alles ist, was in solchen Werken über die Volkscharaktere gesagt wird, so erschrickt man über solche Leere. Es macht den Eindruck einer Brombeerhecke, welche man aus Caprice mitten in einem wohlgepflegten Feld hat stehen lassen, und man hat das Gefühl, als müsse man gleich Hand anlegen, um Ordnung zu schaffen. Und hier wäre es doch, wo man erwarten dürfte, Aufschluß zu finden über das innere Wesen der Völker, da ohne ihn die Schilderung, die ein solches Buch sich vorsetzt, nie vollständig sein kann. Aber was man gibt, sind im besten Falle Charakterzüge ohne Zusammenhang. Wer hat, um ein Beispiel zu nennen, je in einem solchen Werke auch nur den Versuch einer Erklärung des Widerspruches gefunden, den die Oberfläche des englischen Lebens mit seiner Freiheit in vielen und seiner unerklärlichen Gebundenheit in nicht wenigen Dingen bietet?

Es ist möglich, daß die Furcht vor der Größe der Aufgabe diese Unvollkommenheit der Anläufe zur Völkerbeurtheilung zu einem guten Theile verschuldet. Man hat Beispiele genug von der retardirenden Wirkung, welche eine gewisse Zaghaftigkeit im Anfassen der Dinge auf den Fortschritt der Erkenntniß übt. Jedenfalls würde es, da eine gewisse Entschlossenheit des Anfassens auch der schwierigsten Aufgaben mit zu den Vorbedingungen der Gewinnung von Erkenntniß gehört, weit gefehlt sein, wenn man sich nur und immer wieder die Schwierigkeiten der Sache vorstellen wollte, um so mehr gefehlt, als dann diese Probleme dennoch nicht immer vollständig bei Seite liegen gelassen, sondern wenigstens betrachtet und besprochen, aber im Gefühl, daß sie doch nie zu lösen seien, wahrscheinlich mit einer Oberflächlichkeit betrachtet und besprochen werden, welche schlimmer ist als der ungeschickteste Versuch eines ernstgemeinten Nähertretens. Man kann sogar sagen, daß in manchen Beziehungen die Menschen in Masse wieder leichter zu fassen sind als die Einzelnen. Ein Volk ist vor allem nie verschlossen und bietet in der großartigen Unmittelbarkeit seiner Aeußerungen viel mehr Punkte, an denen man ihm nahekommen kann. In die weit offenen Bücher seines literarischen und wissenschaftlichen Lebens und auf die weit sichtbaren Gedenksteine seiner Geschichte zeichnet es mit der möglichsten Unbefangenheit das Wesen seines Geistes und auf den Allen zugänglichen Märkten seines öffentlichen Lebens zeigen die Helden und die Massen ohne Maske, was sie wollen und können. Die Schwierigkeit liegt nur im Lesen jener Schrift und im Schätzen dieser Handlungen. Der bedrängende Erscheinungsreichthum eines Volkslebens erleichtert auch wiederum sein Studium darin, daß die eine Thatsache oft laut ausspricht, was die andere verschweigt, und daß das Licht, welches von einer ausstrahlt, vielleicht ganze Gruppen erhellt, welche für

Digitized by Google

sich im Schatten stehen würden. Dem Einzelnen ist mit der Statistik nicht beizukommen, wol aber einer Gesammtheit. Auch ist nicht selten die Völkergeschichte leichter zu erforschen als die eines Einzelnen und die Weltgeschichte minder vorgefaßt und einseitig überliefert als die Biographie.

II.

Die Bethätigungen der Völker scheinen sich am natürlichsten in zwei Gruppen theilen zu lassen: in innere und äußere. Die inneren sind auf Erhaltung und Fortbildung, die äußeren auf Wechselwirkung mit anderen gerichtet. Diese Unterscheidung entspricht derjenigen in vegetative und animalische Thätigkeiten, die wir in jedem organischen Körper als eine von selbst sich ergebende treffen. Wir handeln animalisch, wenn wir schreiten und es handelt in uns vegetativ, wenn wir verdauen oder wenn unser Herz schlägt. Beiderlei Thätigkeiten sind innig mit einander verbunden und bedingen einander. Von der Gesundheit des Innern hängt die äußere Thätigkeit ab bei Völkern wie bei Einzelnen. Nur zum praktischen Zweck der Uebersichtlichkeit kann es gestattet sein, sie von einander zu trennen.

Und wer sind die Träger dieser Thätigkeiten? Die Einzelnen und die Familien: die ersteren vorzüglich der äußeren, die letzteren mehr der inneren. An jenen nimmt ein Geschlecht, das der Männer, fast ausschließlich Theil, an diesen ist die Gesammtheit des Volkes betheiligt. Das Innenleben des Volkes wurzelt in der Familie, in welcher dem größten Theil jeder Bevölkerung, den Frauen und den Kindern, ihre natürliche Stellung angewiesen ist. Die Familie ist die letzte Einheit des inneren Lebens der Völker. Man hat sie jenen lebendigen Elementarorganismen der Zellen verglichen, aus denen unser Körper und überhaupt der aller organischen Wesen besteht. Lebensmittelpunkte für sich sind diese Zellen gleichzeitig Träger des Lebens im Gesammtorganismus. Indem jede einzelne von ihnen ihre eigene Entwickelung, ihr Leben, ihr Wachsthum fördert, trägt und fördert sie Leben und Wachsthum des Ganzen. Je vollkommener die einzelne Zelle, das einzelne Klümpchen Protoplasma seine Aufgabe erfüllt, desto vollkommener wird das Leben des Organismus sein. Je thätiger sich das Leben im Innern der Zellen regt, desto rascher pulsirt es im Gesammtorganismus. Die Vermehrung der Zellen ist sein Wachsthum, die Ablösung junger Zellen seine Vermehrung, die Ausstoßung alter Zellen bedingt seine Erneuerung und das Absterben der Zellen bedeutet seinen Tod.

Die Familien sind für ein Volk, was die Zellen für den Organismus, die Centren des Lebens, und zwar sind sie es in mehrfachem Sinn: Sie sind die Mittelpunkte, von denen die Erneuerung und Vermehrung des Volkes ausgeht, sie sind die Sammelpunkte seines wirthschaftlichen Lebens und die Stätten des wichtigsten Theiles seiner Erziehung. Auf

Digitized by Google

wessen Wunsch und Bedürfniß aber als der Frauen beruht die Familie? Wer anders als sie hat das Wesentlichste an ihr geschaffen und trägt das Meiste zu ihrer Erhaltung bei? Mit größerem Rechte als den Männern gebührt ihnen der Ruhm, mit der Gründung der Familie am meisten zu den Fundamenten unserer Cultur beigetragen zu haben. Und wahrscheinlich darf die Bedeutung der Wirksamkeit der Frauen in den Anfängen der Cultur höher angeschlagen werden als in den späteren fortgeschritteneren Zeiten. Man ist gewöhnlich der entgegengesetzten Meinung, weil der Wirkungskreis der Frauen sich mit dem Fortschreiten der Civilisation immer mehr erweitert hat. Aber hier kommt es nur auf die verhältnißmäßige, nicht auf die absolute Größe der Leistung an, und vielleicht war kein Wendepunkt entscheidender für das Schicksal der menschlichen Cultur, als jener glückliche Augenblick, in welchem das Weib zum ersten Mal erkannte, daß sie als Hüterin der Hütte oder Höhle und als Bewahrerin des Feuers besser an ihrem Platze sei denn als Jägerin oder Fischerin.

Mit vollem Recht wird gefordert, daß die Stellung der Frau immer in erster Linie betrachtet werde, wenn man ein Volk beurtheilt. In weitem Sinne ist es wahr, daß wie die Frau, so die Familie, und wie die Familie, so das Volk geartet sei. Ein Volk, das seine Frauen achtet, wird ein inniges Familienleben haben und was der Familie zu Gute kommt, nützt unfehlbar der inneren Gesundheit, der guten Erziehung und dem wirthschaftlichen Gedeihen. Die niedere Stellung der Frau rächt sich im Verfall der Familie und des Volkes. Nirgends stehen die Männer selbst tiefer als da, wo sie ihre Frauen tief stellen, diese ziehen sie mit sich herab. Es ist unbezweifelt, daß die Männer aller jener Völker, bei denen die Frauen gedrückt oder zurückgedrängt leben, Charakterzüge an sich tragen, die man nicht anders als weibisch nennen kann. In Europa sind die Spanier dasjenige Volk, das seine Frauen in der größten Abgeschlossenheit hält und seine Männer sind, was man auch von ihrem Stolze fabeln mag, die weibischsten mit ihrer Süßlichkeit und Geziertheit, ihrem Mangel an Tiefe, ihrer kurzathmigen Logik, die gegen gehätschelte Leidenschaften nicht Stich hält. Die Orientalen sind selten männlich im höheren Sinn. Kraft, Muth, Großmuth mögen viele Bessere unter ihnen hegen, aber nur das innige Familienleben vermag die Selbstbeschränkung zu erzeugen, welche das Kennzeichen des wahrhaft männlichen Charakters ist und welche jenem sehr feinen Begriffe der Selbstachtung Ursprung gibt, den wir als Maßstab der Charakterbildung nur bei den sittlichsten Völkern des Abendlandes anlegen können. Es ist, beiläufig gesagt, merkwürdig, wie viel seltener man dieses Wort von Deutschen oder Franzosen als von Engländern anwenden hört; mag auch Gewohnheit mit unterlaufen, es ist doch Thatsache, daß der Gentleman, das Product eines auf das Kleinste sich erstreckenden self-respect, hier weitaus häufiger ist als überall dort.

Digitized by Google

Von der wirthschaftlichen Bedeutung der Familie braucht man kaum zu reden, denn sie ist offenkundig und wol nirgends mehr als in Deutschland, wo die wirthschaftliche Hauptfunction derselben, nämlich das Zusammenhalten, das Sparen, bis auf die neueste Zeit eine fast größere Rolle spielte als das Erwerben. Es liegt indessen auf der Hand, daß auch für den Erwerb die Familiengründung einen der hauptsächlichsten Antriebe bildet.

Mit der Innigkeit des Familienlebens hängen noch zwei Punkte zusammen, welche für die Völkerbeurtheilung wichtig sind und welche man doch, wenigstens in diesem Zusammenhange, wenig beachtet. Ohne Zweifel wird der große Unterschied im Gemüthsleben der Frau und des Mannes da am schärfsten hervortreten, wo die Familie beide nur locker zusammenknüpft, und ebendort wird die für ein Volk in seiner Gesammtheit nie heilsame Sonderung der männlichen und weiblichen Interessen und Tendenzen am tiefsten gehen. So ist es gewiß kein Zufall, daß wir den Frauen als mächtigen Factoren in der inneren und äußeren Politik, als Werkzeugen von Parteien, welche sie zu nützen wissen vorzüglich da begegnen, wo das Familienleben auf niedriger Stufe steht, wo der häusliche Herd am wenigsten heilig gehalten und der Frau die geringste Achtung gezollt wird. Findet nicht die Haremspolitik des Orients ihr Gegenstück in der Beichtstuhlpolitik Spaniens, Frankreichs und anderer uns noch näher gelegener Länder?

Aber die weiteste hinausgreifende und gleichzeitig augenfälligste Wirkung übt das Familienleben auf die Coloniengründung. Man hat in überseeischen Ländern blühende und dauerhafte Colonien nur solche Völker anlegen sehen, welche ein inniges Familienleben pflegen. Ursache und Wirkung liegen da näher beisammen als es vielleicht den Anschein hat. Das Auswandern reißt den Menschen mit sammt den Wurzeln gemüthlicher und geistiger Beziehungen und Bedingungen aus seiner Muttererde heraus und die Zeit zwischen diesem Ausgerissenwerden und neuerlichem Wurzelschlagen ist eine gefährliche Prüfungszeit für seinen Charakter, über die dem Durchschnittsmenschen — und die Coloniengründer sind in der Regel keine sittlichen Helden — nur der Halt der Familie glücklich wegzuhelfen vermag. Der Verleitung zur Zügellosigkeit, den wirthschaftlichen Schwierigkeiten, der Reue des Heimwehes, denen die meisten jungen Colonien verfallen, widersteht der Einzelne selten, die Familie in der Regel. Darum ist es von weltgeschichtlicher Bedeutung und hat das Schicksal eines ganzen Erdtheiles bestimmt, daß die Engländer und Deutschen in Nordamerika von Anfang an in Familien einwanderten, während in Mittel- und Südamerika die Spanier und Portugiesen vorwiegend als Einzelne, als glücksuchende junge Männer herüberkamen. Jene nördlichen Colonien sind gediehen, die spanischen und portugiesischen sind zurückgeblieben trotz all ihrer natürlichen Vortheile und sind auf dem sicheren Wege, Denen,

Digitized by Google

die sie gegründet, nicht blos politisch, sondern auch wirthschaftlich und den Cultureinflüssen nach verloren zu gehen.

In der Innigkeit des Familienlebens finden wir auch einen Maßstab, aber allerdings einen sehr vorsichtig anzulegenden, für die Beurtheilung der Sittlichkeit in einem Volke. Keine Eigenschaft wird so leicht falsch taxirt wie diese, in keiner liegt die Möglichkeit der Täuschung so nahe. Wenn schon der moralische Werth des Einzelnen oft selbst von seinen Nächsten nicht richtig abgeschätzt werden kann, wie schwer muß er bei ganzen Völkern zu wägen sein! Die Heuchelei spielt hier eine Rolle, welche oft der schärfsten Analyse spottet, und eine Stimmung, die sich in jedem Fall auf das Schlimmste gefaßt hält, scheint die zu sein, welche sich am Ende noch am wenigsten der Enttäuschung ausgesetzt sehen dürfte. Und dennoch sind gerade jene landläufigen pessimistischen Urtheile über den Sittenzustand von Völkern, die zufällig anders denken, fühlen oder handeln als wir, fast immer unrichtig. Wer unter fremden Völkern sich bewegte, kennt die Neigung der Zugewanderten, die Moral des Volkes, in dessen Schooße sie leben, so dunkel wie möglich zu malen, und solche Urtheile, die auf möglichst geringer Welt- und Menschenkenntniß basiren, haben oft genug Curs erhalten; bei Licht betrachtet, erheben sie sich aber selten über das Niveau philisterhaften Skandalklatsches. Dem Beobachter, der über Tact verfügt, wird vielleicht etwas, das ich „öffentliches Schamgefühl" nennen möchte, nämlich die feine Empfindung für das, was erlaubt sein darf und was nicht, der sicherste Leitfaden auf diesem dornigsten Abschnitte der Völkerbeurtheilung scheinen. Aber der Stand des öffentlichen Gewissens ist mit Tact allein nicht zu ermessen, und wenn es auch einem Feinsinnigen in weiter Ausdehnung gelingt, durch die Schale täuschender Oberflächenerscheinungen nach dem Kerne hin vorzutasten, so läßt die Formulirung des Urtheils um so mehr an Deutlichkeit zu wünschen übrig, je größer das vollständig berechtigte Bestreben ist, die Abstufungen zwischen Licht und Schatten in ihrer naturgemäßen Vermitteltheit wiederzugeben. Am meisten ist vor der verfrühten Anwendung statistischer Methoden zu warnen. Nächst der Unwissenheit hat nichts auf der Welt eine so große Macht, Vorurtheile zu befestigen, als die Zahlen der Statistik. Die Gefahr, in Vorurtheile zu verfallen, ist bei der Sittenstatistik noch größer als die Aussicht auf Erfolglosigkeit. Die Statistik verfährt gegenüber den Thatsachen, die in das Gebiet der Sittenstatistik fallen, in der Regel umgekehrt wie Derjenige verfahren müßte, der aus denselben Schlüsse zur Völkerbeurtheilung zu ziehen wünscht: sie faßt die Resultate einer Anzahl von Ursachen zusammen, während wir darnach streben müssen, sie möglichst auseinanderzuhalten. Ein tieferer Blick in das Familienleben auch nur einer einzigen Classe eines Volkes ist für den Völkerbeurtheiler gewiß wichtiger als Bände von Ehen- oder Geburts- oder Prostitutionsstatistiken; freilich muß er dann

Digitized by Google

etwas mehr verstehen als Zahlen sammeln, addiren und dividiren. Es ist übrigens schon sehr charakteristisch, daß die Resultate der Statistik eine außerordentlich große Verschiedenheit unter den Völkern hinsichtlich der Erscheinungen aufweisen, die mit der Sittlichkeit in näherem Zusammenhange stehen, während es umgekehrt immer das letzte Resultat der Betrachtungen der genialsten vergleichenden Beobachter gewesen ist und voraussichtlich auch bleiben wird, daß die Völker sich in dieser Beziehung viel mehr gleichen als mancher äußere Schein vermuthen läßt. Gewiß führen manche scheinbar große Unterschiede in der Sittlichkeit unserer modernen Culturvölker mehr auf Verschiedenheiten des Gefühls für Sitte oder des öffentlichen Schamgefühls als des wirklichen Betrages der sittlichen oder unsittlichen Handlungen zurück.

Der Einfluß der Familie auf die Erziehung des Volkes ist für Jeden klar, der unter den Früchten der Jugendbildung die Bildung des Charakters höher stellt als die Aneignung von Kenntnissen. Es ist allerdings von Werth, wenn fast jeder vernünftige Mensch lesen, rechnen und schreiben kann, wie es heute in Deutschland der Fall. Das bedarf gar keiner Erwähnung. Aber beim Vergleich eines derartig durchgeschulten Volkes mit anderen, die der allgemeinen Schulpflicht sich nicht erfreuen, will doch oft der Werth derselben erheblich geringer scheinen, als man bei uns selbstgefällig glaubt. Die Bildung des Geistes wird nur da einen tieferen Einfluß auf die Handlungen der Menschen üben, wo sie Zeit und Mittel findet, eine Durchbildung zu werden; ohne diese tiefere Aneignung sind Kenntnisse nützliche Werkzeuge und weiter nichts. Vom Standpunkt einer vergleichenden Abschätzung finden wir ein fest eingeprägtes Moralprincip, dessen Keime nur die Familie oder das Leben tief genug in die Seele senken kann, eine ganz zu eigen gemachte Maxime, werthvoller als den gesammten Elementarunterricht, aus dessen Früchten der gemeine Mann doch herzlich wenig zu machen weiß. Wenn man in New York oder in Sydney deutsche und englische Auswanderer zusammen ankommen sieht, merkt man nur zu wenig von dem Schulzwang, dem die einen unterworfen, und dem Mangel an allem Schulunterricht, dem die anderen ausgesetzt waren; der Deutsche hat eine Linkischkeit, Unselbständigkeit und Ungeschicktheit, welche ihm die Schulung nicht nehmen konnte, und den Engländer verhindert die mangelnde Schulbildung nicht an der Entfaltung eines Selbstgefühles, eines praktischen Blickes, einer Sicherheit, welche nicht blos in dieser kritischen Lage ihm zu Statten kommen, sondern von früh an ihn durch's Leben begleiten.

Ich behaupte, wir haben überhaupt einen viel geringeren Werth in der Beurtheilung der Völker auf Wissen, Wissenschaft, Geistesbildung zu legen als man gewöhnlich glaubt. Vom professionell Wissenden, vorzüglich vom Gelehrten abgesehen, nehmen wir im gewöhnlichen Leben nicht das Maß des Wissens als Dasjenige, nach dem wir die Tüchtigkeit eines

Digitized by Google

Menschen beurtheilen. Wir sehen viel mehr nach der Art, wie er sein Wissen anwendet; dies entscheidet unser Urtheil und dasselbe muß uns auch bei den Völkern bestimmen. Für uns Deutsche ist das eine besonders wichtige Frage, denn kein Volk legt solchen Werth auf das Wissen an und für sich. Man merkt uns noch immer an, daß wir Jahrhunderte der politischen und wissenschaftlichen Schwäche hindurch den Trost für die Achtung, welche damals andere Völker uns versagten, in der Pflege der Kunst und vorzüglich der Wissenschaften zu suchen hatten. Man muß in dieser Beziehung etwas immer im Auge behalten, was überhaupt als allgemeine Regel der Völkerbeurtheilung gelten kann, daß ein Volk immer am meisten durch jene Leistungen gewinnen wird, deren Früchte es nicht mit anderen zu theilen braucht. An dem Nutzen dessen, was ein Volk weiß und was es durch Wissenschaftspflege schafft, nimmt die ganze Welt Theil. Ein einzelnes Volk, das, wie das deutsche, vorzüglich den Wissenschaften sich widmet, hat hauptsächlich nur den idealen Nutzen der Ehre davon. Erst wo unsere Gelehrten Lehrer werden, gereicht ihre Thätigkeit dem eigenen Volke zu praktischem Nutzen. Es ist ganz so mit Literatur und Kunst. Ihr Werth für die Menschheit kann ein außerordentlicher sein, aber ihr Werth für das Volk, das sie pflegt, beruht in der Zahl von Ideen, Principien u. dgl., die aus ihnen sich in's praktische Leben übersetzen lassen, kurz gesagt in ihrer Anwendung. Die Dichtungen unserer Minnesänger haben wahrscheinlich das deutsche Volk in keiner Hinsicht erheblich weitergebracht, weil sie großentheils Eigenthum einer Classe, eines Theiles des Volkes blieben. Hingegen wird man wichtige Ereignisse in unserem neueren nationalen und nicht blos geistigen Leben nicht richtig beurtheilen, wenn man nicht die in weiteste Kreise sich erstreckenden Wirkungen einiger unserer neueren Dichter beachtet, und vielleicht hat kein Volk für sein Leben so viel wirklichen Nutzen gezogen, wie das deutsche aus seinem Schiller. Prüfen wir also ein Volk auf den Werth seiner geistigen Besitzthümer, so fragen wir nicht in erster Reihe: Wie viel große Gelehrte, wie viel hervorragende Dichter und Künstler hat es erzeugt, sondern: Wie viel von seinen Geistesschätzen ist in cursirfähige Münze umgesetzt? Wie viel der schönen Schöpfungen haben wahre Volksthümlichkeit erlangt? Merkt man es den Ideen und Handlungen dieses Volkes an, daß ein Schiller und Goethe in seiner Mitte gewandelt sind? Trägt jenes die Spuren eines Dante, eines Cervantes noch in seinen Zügen?

Von den geistigen Schätzen eines Volkes, finde ich, dringt außerordentlich wenig in tiefere Schichten. Die Sonnenwärme dringt nur wenige Fuß tief in die Erde hinein, nur so tief nehmen die Schichten der Erdrinde an den Schwankungen des Sommers und Winters Theil; die täglichen Wärmeschwankungen gehen noch weniger tief. Für alles, was über eine gewisse Tiefe hinaus liegt, gibt es weder Sommer noch

Digitized by Google

Tages- noch Jahreszeiten. So dringen auch die Wärmestrahlen der geistigen Sonnen nur wenig tief in die Masse. Nur eine dünne Schicht folgt ihren Bahnen, empfindet ihre Peripetieen mit. Tiefer folgt eine Schicht, die nur die großen Epochen mitmacht und in der Regel um eine Generation im geistigen Leben zurück ist. Darüber hinaus ist's finster und leer. Wie gering wäre, wenn man sie zählen könnte, die Zahl der Deutschen, die an den Schätzen unserer Literatur und Kunst, wie viel geringer noch die, welche an den Errungenschaften unserer Forscher theilzunehmen vermögen?

Wo sich aber auch die Fähigkeit findet, Literatur und Kunst mit zu genießen, da genießt man eben nur. Haben jedoch nicht die Genüsse alle das Eigene an sich, daß sie meist keine dauernden Früchte tragen und daß ihren Früchten, wenn sie welche tragen, doch nur eine geringe praktische Anwendbarkeit und Verbreitungsfähigkeit innewohnt? Was mich Schönes beglückt, was Großes mich entzückt, wie kann ich es Anderen mittheilen, die nicht ebenfalls genießen und nachempfinden wollen? Das Beste und Verwerthbarste, was ein Mensch in sich trägt, das muß er sich erarbeiten und was darin vom Einzelnen gilt, läßt sich auch von einem Volke im Ganzen sagen.

Nach alledem darf man der Meinung sein, daß auf das geistige Leben eines Volkes nicht der Ton bei der Beurtheilung zu legen sei, wie auf andere Aeußerungen seines inneren Lebens. Es ist jedenfalls geradezu falsch, darauf, wie es oft geschieht, das Urtheil allein gründen zu wollen. Die Schöpfungen großer Geister sind Blüthen, die ein Stamm nicht alle Jahre treibt und die erst dann hervorkommen, wenn außer anderen günstigen Bedingungen auch die der Ansammlung einer gewissen inneren, verfügbaren Kraft durch längerdauerndes, blüthenloses Wachsthum erfüllt ist. Oft verrathen Stengel und Blätter mehr vom eigentlichen Wesen der Pflanze als diese flüchtige Erscheinung einer Blüthe, die leicht täuschen kann. Es bleibt immer das Sicherste, zunächst diejenigen Aeußerungen eines Volkes mit auf die Wage zu legen, denen Arbeit zu Grunde liegt. Ein Beispiel: Spanien macht seit 50 Jahren mitten im Verlauf einer Geschichte, die man nicht unglücklicher denken kann, erhebliche Anstrengungen, um aus der geistigen Verdumpfung herauszukommen, in die frühere Jahrhunderte es versenkt hatten. Es ist seit 30 Jahren geistig regsamer als es je seit der Zeit des Cervantes und Calderon gewesen, aber den Stempel großer Genien tragen seine Producte nicht an sich. Weil für diese die Stunde noch nicht geschlagen hat, erkühnte man sich zu sagen, Spanien sei geistig todt. Vor einiger Zeit blickte ich statt in die kärglichen Bände neuspanischer Lyrik und Erzählungskunst, welche in Madrid gedruckt werden, einmal in die Spalten der letzten Handelsberichte, wo ich finde, daß Spaniens Ausfuhr in den letzten 50 Jahren sich verachtfacht hat. Hier ist es, wo ich eine Hoffnung an-

Digitized by Google

knüpfe. Mögen die höheren, literarisch gebildeten und regsamen Classen immerhin geistig todt sein, das Volk arbeitet und steigert seine Arbeit, daran ist kein Zweifel, die Zahlen lehren es. Wenn es arbeitet, so daß es erst wieder materiell vorwärts geht, wenn auch langsam, so ist es nicht verloren und auch die Höheren werden sicher wieder einmal aus ihrem Schlafe erwachen, wenn das Blut aus den arbeitenden Lungen frischer und reicher nach Kopf und Herz der Nation strömen wird. Dieses ist freilich nur ein Beispiel. Aber wie weit sowol wir als die Italiener, zwei der in Wissenschaft und Kunst thätigsten Völker von Europa, bei all unserem geistigen Erzeugen zurückgekommen waren, hat die Geschichte nur zu deutlich gelehrt und es ist wahrscheinlich dann kein Zufall gewesen, daß es gerade die wirthschaftlichen Fragen waren, welche in beider nationaler Erneuerung eine so große Rolle spielten.

Auf die wirthschaftliche Arbeit eines Volkes ist schon darum bei der Beurtheilung so großes Gewicht zu legen, weil eben an dieser Arbeit Alle theilnehmen. Wenn es sicher ist, was wol nicht bestritten werden kann, daß Lebens- oder Schaffensäußerungen eines Volkes um so geeigneter sind zur Grundlage unseres Urtheiles zu dienen, von je mehr Gliedern eines Volkes sie getragen werden, so steht die wirthschaftliche Thätigkeit, welche mehr als jede andere das ganze Volk in Anspruch nimmt, in erster Reihe und tritt an Gewicht in der Wage, in der man die Völker wägt, nur hinter der Familie zurück. Freilich ist dabei nicht die Handelsstatistik nach dem + oder — der Bilanz nachzusehen, sondern die Sparcassenstatistik, die Wohn- und Arbeitsweise, die Tabellen über den Consum der geistigen Getränke und manches andere der Art wäre hier aufmerksamst zu betrachten. Man dürfte sich auch eine Frage erlauben, die merkwürdig selten gestellt wird, nämlich: Welcher Schätzung erfreut sich die Arbeit bei denjenigen Ständen, die nicht zu arbeiten brauchen? Diese Schätzung bildet einen sehr wichtigen Theil der Achtung, welche der Arbeit gezollt wird, den Adel der Arbeit. Die Adelung der Arbeit aber kittet die auseinanderstrebenden Classen inniger zusammen als alle Gemeinsamkeit der Geschichte und der Gesetze. Immer werden die socialen Conflicte innerhalb der Völker um so schwerer sein, je weniger die höheren Classen an ihrem Theil, in ihrer Sphäre sich an der Arbeit betheiligen, deren Last auf das ganze Volk gelegt ist, die aber von den niedrigen Classen am härtesten empfunden wird.

Wo finden aber dann die großen Geisteshelden eines Volkes ihren Platz? Die großen Dichter, Denker und Künstler? Und auch die großen Staatsmänner? Ist nicht ein Volk, das viele große Männer hervorbringt, höher zu stellen als eines, das arm an denselben ist? Wird nicht ein Volk außerordentlich gefördert durch seine großen Männer? Und ist nicht der Maßstab, den ein Volk an seine Größen legt, auch gleichzeitig ein Maßstab für den Geist, der dieses Volk beseelt? Das

Digitized by Google

Letztere ist unbedingt zuzugeben, denn das alte Sprichwort „Unter Blinden ist der Einäugige König" ist nirgends wahrer als hier. Was dagegen das Gewicht betrifft, das die großen Männer in die Wagschale der Völkerbenrtheilung werfen, so sollte man gewiß vorsichtiger damit umgehen als man pflegt, denn immer wird die Häufigkeit der großen Männer in einem Volke abhängig sein von den Umständen, unter denen dieses lebt. Es gibt Völker, wo die großen Staatsmänner Handwerk oder Handel treiben, weil man sie am Stenerrnder nicht nöthig hat oder weil sie nicht bis zu demselben gelangen können, und wo die großen Denker hinter dem Pfluge gehen oder die Axt schwingen, weil es an den Strahlen fehlt, die ihren Gedankenkeimen zur Blüthe verhelfen könnten. Auch finden wir, daß alle Völker zu gewissen Zeiten mehr Größen hervorbringen als zu anderen und daß meistens das Hervortreten Einer Größe das anderer bedingt. Man sieht jeden großen Herrscher von großen Männern umgeben, jede große Zeit gebiert große Männer, selten leuchtet ein großes Gestirn allein, fast immer ruft es Constellationen hervor. Nur da, wo Völker so große Aufgaben zu erfüllen haben, daß sie jederzeit bedeutender Kräfte benöthigt sind, da sehen wir, wenn ich mich so prosaisch ausdrücken darf, daß beständig das Angebot der Nachfrage entspricht, und so hat es z. B. in Großbritannien seit 100 Jahren fast nie an Staatsmännern gefehlt, welche den Stempel wahrer Größe trugen und der großartigen Aufgabe der Regierung eines freien Landes, das gleichzeitig Weltreich ist, Genüge zu leisten vermochten. Warum gab es sie hier, während andere ebenso große und nicht minder begabte Völker vergeblich nach ihnen seufzten? Warum? Weil die großen Aufgaben sich ohne Unterlaß in dem mächtigen, an mannichfaltigen Interessen reichen Lande stellten und weil die Wege zum Commando und zum Stener jedwedem offenstanden, der Kraft und Fähigkeit bewies, diese Wege zu beschreiten. Wenn bei uns in Deutschland die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts eine ganze Schaar wunderbarer Geistesheroen erstehen sahen, so kann ich schwer glauben, daß in den 250 Jahren zwischen der Geburt Luthers und dem Auftreten Lessings eine so unerfreuliche Unfruchtbarkeit auf geistigen Gebieten geherrscht haben soll, wie die Geringfügigkeit der Leistungen zu beweisen scheint. Man wird nicht anders denken können, als daß die Größen da waren, daß sie aber latent blieben, weil nichts sie aufrief, nichts sie förderte. Ich kann mir vorstellen, daß ein Goethe des 16. Jahrhunderts seine Geisteskraft als lutherischer Dorfprediger verpuffte oder daß der Lessing des 17. als Kriegsknecht durch's Land zog oder daß der Bismarck des 18. einen Duodezstaat verwaltete. Wenn man die Art des Auftretens der geistigen Heroen betrachtet, ist es unmöglich, sich nicht zu sagen, daß ein Volk immer eine ziemlich gleichbleibende Zahl derselben umschließt, die aber je nach den Umständen entweder sich entwickeln oder im Keime verharren.

Digitized by Google

Es wird dadurch schwer, auf dieselben sehr großes Gewicht zu legen bei der Völkerbeurtheilung. Die Heroen des geistigen Lebens gehören auch nicht einem Volke allein, sondern alle Völker, die zu einer bestimmten Zeit den geistig regen Theil der Menschheit bilden, nehmen Theil an ihnen. Aristoteles hat auf die mittelalterliche Cultur vielleicht einen viel größeren Einfluß geübt als auf die Griechen, denen er angehört, und für die englische Literatur ist Shakespeare zu keiner Zeit so bestimmend gewesen wie für die deutsche in unserer klassischen Zeit. Aber Niemand verkennt, daß allein schon der Besitz zahlreicher Größen auf den Gebieten idealer Thätigkeit der Geschichte eines Volkes im Allgemeinen einen edeln und großen Charakter aufprägt; die hohe Zier, die sie dem Ruhme eines Volkes zufügen, darf nicht unterschätzt werden und ihren realen Werth zu verkennen ist heute weniger als je erlaubt. Es ist Phrase, wenn man von der Undankbarkeit als einem Grundzug in den großen Beziehungen der Völker spricht. Es sind mit die idealsten, reinsten Züge in der geschichtlichen Physiognomie unseres Zeitalters jene Beispiele von Dankbarkeit, die nicht blos in Mitgefühlen, sondern in vollwichtigen Thaten den Neugriechen und Italienern Zoll der Anerkennung abzutragen suchte für das, was das alte Griechenland und das alte Rom der gebildeten Menschheit gewesen sind. Es ist in der That nicht ohne Werth für ein Volk, und ich rede hier nicht blos von schwachen Nationen, von den Edelsten und Besten anderer Völker geachtet zu sein. Wie rein leuchtet die Flamme solcher Anerkennung durch die Trübe der Verkennung und Unkenntniß, welche die internationalen Beziehungen der Massen charakterisirt! Gerade wir müßten das wissen, denn es ist noch nicht lange her, daß es uns wohlthat, wenn unsere großen Dichter und Forscher jenseits des Rheines und des Canales die offene Schätzung fanden, welche unserer praktischen Thätigkeit in Politik und Wirthschaft versagt blieb. Solche Vereinigungen Gebildeter verschiedenster Völker in Einer Bewunderung und Verehrung, Völkerallianzen der schönsten Art, sind freilich ebenso zart und vergänglich wie sie herzerfreuend sind. Zu leicht dorren sie im Gluthhauch des Völkerhasses ab. Doch bleiben ihre Wurzeln und es scheinen ihre Triebe die ersten zu sein, welche sich frühlingverkündigend wieder hervorwagen in den Wüsten, zu welchen oft schwere Stürme der Weltgeschichte die Völkerbeziehungen umpflügen.

Vom directesten Nutzen für ein Volk sind von allen Größen, die es erzeugt, ohne Zweifel die großen Staatsmänner, welche seine Geschicke nach außen hin bestimmen. Was aber die politische Wirkung der großen Männer im Inneren eines fertigen Volkes betrifft, so glaube ich, daß die Völkerbeurtheilung sich ohne Weiteres auf den Standpunkt des republikanischen Grundsatzes stellen wird, daß dasjenige Volk am glücklichsten ist und die beste Gewähr einer gedeihlichen Zukunft birgt, welches gewaltiger Männer in seinen inneren Angelegenheiten nicht bedarf, weil in seinen Massen Hin-

Digitized by Google

gabe und Geschick genug wohnt, um auf's Beste zu besorgen, was hierin nöthig ist. Die innere Entwickelung eines Volkes verlangt Ungestörtheit und ruhiges Tempo, — beides Dinge, die sich schwer vereinigen mit der Sprunghaftigkeit und der Ungeduld genialer Naturen.

III.

Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, welches aus Einzelmenschen Völker macht, ist nicht bei allen Völkern gleich innig. Es ist bei manchen eine erstarrte Form ohne Leben, während es bei anderen den ganzen Volkskörper mit jener nationalen Lebenslust durchdringt, jenem gesunden Behagen, welche den großen Leistungen der Völker zu Grunde liegen. Je inniger und kräftiger dieses Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in einem Volke lebendig ist, um so fester zusammengefaßt werden seine Kräfte, um so leistungsfähiger wird es sein und um so mehr von jenen festwurzelnden Sitten, Anschauungen und Institutionen wird es entwickeln, welche man das Knochengerüst eines solchen Körpers nennen möchte und welche allerdings das Zusammenhaltende in einem Organismus, derjenige Theil desselben sind, welcher es ebensowol zur Ertragung großer historischer Schicksale als auch zur Lösung großer Aufgaben befähigt. Schon in diesem Bewußtsein finden wir daher einen Maßstab, mit welchem Dauer und Werth eines Volkes zu messen sind. Je lockerer ein Volk zusammenhängt, um so weniger wird es als Volk leisten und um so weniger Dauer ist ihm vorherzusagen; je stärker dagegen jenes Bewußtsein der Zusammengehörigkeit, das Nationalbewußtsein es zusammenkittet, um so leistungsfähiger wird es sich erweisen und um so längere Dauer scheint ihm beschieden.

Manche Völker sind so glücklich, schon durch ihre geographische Lage auf die Entwickelung dieses Zusammenhangsbewußtseins hingewiesen zu werden. In erster Reihe sind das die Inselvölker, weiterhin aber auch diejenigen, deren Wohnsitze von der Natur mit den Mauern und Wällen guter Naturgrenzen geschützt sind. Die Briten, die Norweger, die Spanier und Portugiesen, in minderem Grade die Holländer und Schweizer, sind Völker, an deren Zusammenkittung die Natur selber mitarbeitet. Die Natur ihrer Lage weist solche Völker ebenso entschieden aufeinander an, als sie dieselben nach außen hin abschließt. Es kann nicht fehlen, daß unter solchen Umständen sich ein lebhaftes Nationalbewußtsein entwickelt, denn während die Störungen von außen abgehalten werden, machen sich die inneren Beziehungen mit um so größerer Kraft geltend und von zwei Richtungen her wird dergestalt übereinstimmend der Zusammenhalt gefördert. Nur in so günstiger Lage konnte ein Völkergemisch, wie es z. B. in England und Schottland zusammengeweht war, zu einem der in sich abgeschlossensten Völker erwachsen, und nur im Umkreis der Naturwälle der Alpen und des Jura konnte das ungewohnte, aber hocherfreuliche

Digitized by Google

Experiment gelingen, vier verschiedensprachige Völker friedlich zu Einem Staatswesen zu vereinigen. Wie tief solche glückliche Naturgaben auf die Volksentwickelung zurückwirken, lehrt auch schon die einzige Thatsache, daß von allen unseren germanischen Brudervölkern nur die von Natur wohlumgrenzten, wie Schweizer, Norweger, Isländer, Niederländer sich im Vollbesitz ihrer politischen Freiheit zu erhalten vermochten.

Wo diese äußeren Förderungen fehlen, müssen die inneren, aus dem Volke selbst herauswachsenden um so stärker sein, wenn sie dasselbe Resultat erzielen wollen. Man hat bei politisch so vollkommen unselbständigen Völkern wie Juden und Armeniern die Religionsgemeinschaft ihre zusammenhaltende Kraft sogar über die weiteste Zerstreuung und über Bedrückungen aller Art hinaus entfalten sehen. Geschichtliche Erinnerungen großer Art, gemeinsame Sprache und Sitte und das erst in engen, dann immer weiteren Kreisen gepflegte Gefühl der Nothwendigkeit festen Zusammenhalts in einem Nationalstaat hat aus den großen, aber tiefzerklüfteten Völkern der Deutschen und Italiener Nationen von starkem Bewußtsein und festem Zusammenhalt gemacht. Die verzweifelte Aussicht völliger Vernichtung hält nach den schwersten Schicksalen noch immer die zusammenschmelzenden Reste des Polenvolkes bei einander und ein an Zahl so kleines Volk wie die Magyaren hat in den letzten Jahren unerwartete und von unerwarteten Erfolgen gekrönte Anstrengungen gemacht, um seinem Volksthum, gegenüber den ringsum wohnenden Völkern, von denen es in seinen zersplitterten Wohnsitzen wie Inseln umschlossen ist, einen festen Halt zu geben.

Bei solchen kämpfenden Völkern, sei es nun, daß sie kämpfen, um drohenden Untergang abzuwenden, oder daß sie nach Aufstreben und Ausbreitung ringen, spielt immer die Muttersprache eine große Rolle. In der Regel bringt sich bei ihnen durch die Pflege ihrer Sprache und einer nationalen Literatur das Nationalbewußtsein zuerst zu deutlicher Ausprägung. In der Entwickelung der kleinen Nationalitäten, die sich seit einigen Jahrzehnten aus dem bunten Völkergemisch der unteren Donauländer schärfer gesondert haben, der schon früher selbständigen Magyaren, der Serben, Kroaten, Rumänen, macht die Gründung von Anstalten zur Pflege des nationalen Idioms, der wissenschaftlichen und literarischen Akademien, der Nationaltheater, das Auftreten von Dichtern und Schriftstellern, die dieser Sprache sich bedienen u. dgl. nicht weniger Epoche, als in der Entwickelung größerer Völker es die großen politischen Veränderungen oder die Feuertaufe siegreicher Kriege thun. Es ist natürlich. Bei diesen kleinen aufstrebenden Nationalitäten kommt es vor allem darauf an, sich zusammenzuschließen, ihre Reihen zu mustern, einen Begriff von ihrer Stärke zu bekommen. Wer ihre Sprache spricht, ist gewissermaßen mit ihrem Stempel geprägt. Können sie sich nicht politisch oder wirthschaftlich unabhängig machen von den Völkern, von welchen sie umwohnt

Digitized by Google

sind, so wollen sie es wenigstens auf dem Gebiete des geistigen Lebens versuchen. Und wenn selbst im Kreise eines großen Volkes die Bewohner einer Provinz oder irgend eines kleineren Abschnittes einen anheimelnden Reiz darin finden, ihren Dialekt zu pflegen, der die heimatlichen Erinnerungen am lebhaftesten verkörpert, so begreift man dasselbe Streben noch leichter, wenn es, wie bei diesen jungen Nationalitäten, sich auf eigenthümliche Sprachen richtet, welche oft nicht unbedeutende geschichtliche Erinnerungen umschließen und bereits die Anfänge von Nationalliteraturen aufzuweisen haben. In einem großen Volke ist aber das Bedürfniß der Sprachgemeinschaft kein ebenso gebieterisches. Außer in Oesterreich-Ungarn und der Türkei sehen wir zwar heute in Europa bei allen großen Völkern die Sprache einer imposanten Majorität zur Nationalsprache erhoben, in der die Sprachen kleinerer Völkerbruchstücke verschwinden. In Frankreich ist die Zahl Derjenigen, die nicht französisch sprechen, nach der Abtrennung unseres Reichslandes, eine verschwindende, denn die Millionen, welche provençalisch sprechen, verstehen wenigstens und schreiben auch sehr häufig das Hoch- oder Schriftfranzösische, wenn sie sich seiner auch nicht im täglichen Leben bedienen; in Großbritannien und Irland kann man kaum 2% der Bevölkerung als des Englischen unkundig bezeichnen; im Deutschen Reich sprechen höchstens 6% nicht deutsch; das europäische Rußland wird von 52 Millionen echter Russen bewohnt, welche 70% der Gesammtbevölkerung ausmachen und daneben spricht die Mehrzahl der Deutschen und zahlreiche Finnen, Polen, Lithauer u. a. russisch fließend; Italien ist im Wesentlichen ein wohlabgerundetes Sprachgebiet und mit der geringen Ausnahme der Catalanen und Basken, die wol zur Hälfte auch spanisch verstehen, kann man dasselbe von Spanien sagen.

Wenn nun bei solchen entschieden überwiegenden Mehrheiten das Bedürfniß, auch den Minderheiten die Mehrheitssprache aufzudrängen, dieselben sprachlich zu assimiliren, sich nicht so stark geltend macht wie bei den kleineren Nationalitäten, so legt man doch auch bei ihnen einen gewissen Werth auf die Spracheinheit, weil ohne sie jener leichte und damit regere Gedankenaustausch, jene Gemeinschaft der historischen Erinnerungen und jene Gleichartigkeit der Bildung nicht erreichbar sind, ohne die wir uns ein compaktes, durchaus nationalbewußtes Volk nicht vorstellen können. Schon die praktische Nothwendigkeit eines glatten Ganges der Verwaltungsmaschinerie muß übrigens den Wunsch nach Spracheinheit hervorrufen. Wo die Mehrheit einem begabten, regsamen, tüchtigen Volke angehört, wird nun — und das ist sehr bemerkenswerth — diese vielgewünschte Assimilirung der kleinen Völkerbruchtheile ganz von selbst sich vollziehen. Im nordöstlichen Deutschland, in Großbritannien, vor allem aber in den Vereinigten Staaten von Amerika hat man dies in großer Ausdehnung geschehen sehen. Entschieden gehört diese Verdauungsfähigkeit für fremde Elemente zu den Merkmalen eines gesunden und kräftigen Volkes und

Digitized by Google

daher gehört es auch zu den Merkmalen eines eben solchen Volkes, daß es nicht ängstlich darauf bedacht zu sein braucht, die fremden Elemente als solche auszurotten, sondern daß es das Vertrauen in seine eigene Ueberlegenheit hat, es werde ihm gelingen, sie unmerklich aufzusaugen. Der Kampf eines mächtigen Volkes wie z. B. der Russen gegen die Deutschen der Ostseeprovinzen oder gegen die Polen ist ein hierher gehöriger Fall, welcher zum mindesten einen hohen Grad von Culturschwäche im Bewußtsein des unterdrückenden Theiles voraussehen läßt, wogegen die Toleranz der großen Mehrheit des in den Vereinigten Staaten dominirenden englisch sprechenden Volkes gegenüber den zahlreichen anderen Nationalitäten, die die Auswanderung in jenem großen Lande zusammengeschwemmt hat, uns einen vortrefflichen Begriff von dem Selbstvertrauen und der Einsicht dieser Mehrheit gibt. Daß ein wirklich tüchtiges und kräftiges Volk sich zu solchen ängstlichen Unterdrückungsversuchen in keiner Weise gezwungen sehen wird, ist eine der besten Früchte der Erziehung, die es sich selbst und die ihm die Geschichte hat angedeihen lassen, denn immer werden solche erbitternde Bemühungen Kräfte lähmen, die nach anderen Richtungen besser zu verwerthen wären. Oft genug bringen derartige Unterdrückungsversuche, die aus mangelndem Kraftbewußtsein entspringen, directe Schwächungen hervor und rächen sich dadurch in einer Weise, die manchmal jedes Gutmachen ausschließt, und so datirt z. B. der wirthschaftliche Verfall Mexikos, der dieses schöne Land heute um vieles ärmer sein läßt als es vor sechzig Jahren war, von der wiederholten Austreibung der Spanier, die nationale Eifersucht dictirte. Uebrigens ist es eine ganz allgemeine Regel, daß große Völker, die gesund und tüchtig sind, eine natürliche Anziehung auf kleinere ausüben und eine natürliche Fähigkeit besitzen, kleine Völkersplitter ohne Zwang in sich aufzunehmen.

Uebrigens würden solche Reibereien der verschiedenen Nationalitäten innerhalb eines Volkes überhaupt schon minder heftig auftreten, wenn diese nicht vollständig übertriebene Begriffe von der Reinheit ihrer Abstammung hätten. Die Rassenlehre ist im Verlauf ihrer Untersuchungen immer mehr dem Grundsatze zugeführt worden: Es gibt keine reinen Rassen, alle Rassen sind Mischungen. Auch von den Völkern kann man es als eine allgemeine Regel aussprechen, daß sie viel verschiedenere Elemente in sich einschließen, als sie selber anzunehmen geneigt sind. Die Bedeutung, welche das nationale Element in ihrer Geschichte, soweit sie ihnen offenliegt, und in ihrer Gegenwart hat, verleitet sie zu einer Ueberschätzung desselben auch für die längst vergangenen Zeiten. Man kann es begreifen, daß es so ist, aber es ist wenig logisch. In dem Bestreben, ihre Abstammung soweit wie möglich hinaufzuführen und ihren Stammbaum so rein darzustellen wie möglich, knüpfen sie gern bei den ältesten Bewohnern ihres Landes an, von denen die Geschichte Kunde gibt, während auf den eigentlichen Bestand, das äußere und innere Wesen des Volkes

Digitized by Google

oft spätere Einflüsse, und zwar besonders Mischungen mit anderen Völkern, viel mächtiger gewirkt haben. Die Franzosen, eines der gemischtesten Völker, die es gibt, erklären sich am liebsten für Abkömmlinge der Gallier. Die Italiener sind sehr wenig gewillt, die keltische, germanische und sogar slavische Blutmischung anzuerkennen, die in Oberitalien, und andere, welche im Süden stattgefunden haben, wiewol es dem unparteiischen Beobachter scheinen will, als ob wenigstens die ersteren gar nicht so unvortheilhaft gewirkt hätten; der Italiener will aber ein Nachkomme des Römers sein. Bei uns in Deutschland kann man Leute, deren Gesichtsschnitt einen Irländer oder Russen beschämt, sich der Abstammung von den blonden Söhnen Teuts rühmen hören und die ehrenvollen Schilderungen des Tacitus wendet der halbslavische Mecklenburger oder Schlesier mit nicht weniger Selbstgefühl auf sich an als der halbkeltische Pfälzer oder Badenser. Selbst in England, wo die Thatsache der Mischung so klar auf der Hand liegt, streiten sich die Volkskundigen noch heute darum, ob das keltische Blut der Ureinwohner einen starken Einfluß auf Charakter und Entwickelung der eingewanderten Germanen geübt habe oder nicht.

Nicht blos die Geschichte widerspricht dieser Vorliebe der Völker für reine und alte Abstammung, sondern es ruht dieselbe auch an und für sich auf einer ganz falschen Schätzung des Unterschiedes zwischen Völkern reiner und gemischter Rasse. Gewiß ist es gut, wenn ein Volk in seiner Vergangenheit Dinge hat, auf welche es ein Recht besitzt, stolz zu sein. Eine große Vergangenheit ist das Schönste und Edelste, was ein Volk haben kann und sie ist unentwendbar. Auch praktisch ist es nicht bedeutungslos, wenn der Ruhm vergangener Zeiten die Ideale hoher Ziele auf die leere Wand der Zukunft vorauswirft. Man wird das nie verkennen dürfen. Aber zu diesen wünschenswerthen Dingen ist doch nie die Rasseneinheit zu rechnen. So wenig wir bei den Familien die Inzucht d. h. die fortgesetzte Vermischung von Blutsverwandten gutheißen dürfen, die wir von Folgen begleitet sehen, welche für Geist und Körper gleich verderblich sind, so wenig können wir sie bei Völkern billigen und aus mehr als einem Grunde dürfen wir es nicht. Einseitige Anlagen, die die Völker so gut wie die Einzelnen von der Natur mitbekommen, können durch Inzucht bis zur Krankhaftigkeit gesteigert, durch Mischung aber abgeschwächt oder vernichtet werden. Aber einen anderen und wahrscheinlich, wenigstens für unsere kurzzeitige Beobachtung, viel bedeutsameren Vortheil erreicht die Mischung durch Steigerung der Zahl und Mannichfaltigkeit der Anlagen. Wir sehen fast bei jedem Volke Europas diese Vortheile ausgeprägt. Ich erinnere an die Rolle, welche die deutschen Elsässer und Lothringer in Frankreich spielten. Als Nichtfranzosen ergänzten sie die Franzosen an so vielen Punkten, daß ihr Verlust, wie wir Alle wissen, für Frankreich viel mehr bedeutet, als wenn es ebenso viel Auvergnaten oder Gascogner verloren hätte. Frankreich ist durch diesen

Digitized by Google

Verlust nicht blos volksärmer, sondern auch einseitiger geworden. Daß die große wirthschaftliche Blüthe Belgiens eine ihrer Hauptursachen in der vortrefflichen Mischung der Bevölkerung hat, ist schon längst anerkannt; der schifffahrts- und handelskundige Fläme und der industrielle und nüchterne Wallone haben sich vortrefflich in die Arbeit getheilt. Jener würde nie ein so guter Eisenarbeiter sein wie dieser und auf der andern Seite würde dieser am Meer und am Getriebe des Welthandels nicht dasselbe Gefallen finden wie jener. In ähnlicher Vertheilung ist in England der Angelsachse mit Vorliebe Seefahrer und Handelsmann, während der Kelte der Mann des Eisens und der Kohle bleibt. Wie einseitig, wie viel weniger bewegt und beweglich sind im Vergleich zu diesen Mischvölkern die rein germanischen Skandinavier und Niederländer. Und hat nicht auch in der Geschichte Deutschlands sich der Contrast des halbslavischen Ostens mit dem germanischen Westen und Norden fruchtbar genug gezeigt an heilsamen Wirkungen? Wie sehr haben diese Wechselwirkungen die beschränkten Träume jener fanatischen Urteutonen beschämt, welche das Volk jenseits der Elbe für tief unter Schwaben und Baiern stehend erklärten, weil in seinen Adern slavisches Blut fließe! Am deutlichsten tritt übrigens der Vortheil der Völkermischung wahrscheinlich in jüngeren Staatswesen hervor, wo dieselbe noch stärker im Gange ist. Sehen wir nach Rußland, so finden wir einen deutschen Bevölkerungsbestandtheil, der zwar klein an Zahl, aber groß an Bedeutung für die Verwaltung und besonders die wirthschaftliche Entwickelung des Landes ist. In den Vereinigten Staaten ist es vielleicht klarer als irgendwo zu sehen, wie das Volk im Stande ist, verschiedene Functionen an verschiedene Rassen oder Nationalitäten zu vertheilen, die sich nun gerade am besten für dieselben eignen. Der Deutsche mit seiner Stabilität, seinem Haften an der Scholle, seinem Fleiß und seiner Sparsamkeit ist die Stütze des Landbaues, während keiner so gut wie der Irländer sich für die niedrigen Fabriks- und Taglöhnerarbeiten eignet. Es ist oft genug von Amerikanern selbst anerkannt, daß ohne diese beiden Ackerbau und Industrie in den Vereinigten Staaten noch weit von der Stufe der Ausbildung entfernt sein würden, auf welcher sie heute stehen. Was wäre das wirthschaftliche Leben Polens oder Rumäniens ohne die Juden? Und das Kleinasiens und der Pontusländer ohne Armenier und Griechen? Bis in die Spitze und Krone unserer modernen Culturentwickelung, bis in die Metropole der modernen Welt können wir diese große Bedeutung der Völkermischung verfolgen, wo wir in der City von London, diesem Mittelpunkt des Welthandels, dem Juden und dem Deutschen als einem nicht mehr zu entbehrenden Element der großhandeltreibenden Bevölkerung und besonders des in Geldgeschäften thätigen Theiles derselben begegnen.

Man kann die Vortheile der Mischungen anerkennen, ohne darum jedwede beliebige Rassenvermengung für vortheilhaft zu halten. Wenn

Digitized by Google

sich ein weißes Volk durch unbeschränkte Mischung mit Negern, Malayen ꝛc. so degradirt, wie es die Portugiesen in allen ihren überseeischen Besitzungen gethan, so ist das einfach ein Herabsteigen von einer einmal erreichten höheren Stufe und als solches bedauerlich. Auch ein so buntes und disparates Völkergemisch wie das der europäischen Türkei oder der österreichisch-ungarischen Monarchie ist gewiß nichts Wünschenswerthes. Hingegen dürften unsere Paar Millionen Slaven, Dänen und Franzosen im Deutschen Reiche mit der Zeit als gar keine so ganz unwillkommene Zugabe zu unseren reindeutschen Elementen erscheinen, da sie auf der einen Seite nicht zahlreich genug sind, um den wesentlich deutschen Charakter unseres Reiches zu stören, sofern wir unsere innere Gesundheit bewahren, und da sie auf der anderen dazu helfen, diesen Charakter vor Einförmigkeit und Erstarrung zu bewahren. Sie können sogar sehr nützlich werden, wenn ihre Opposition uns daran erinnert, daß es mit dem starken Nationalgefühl allein auf die Dauer nicht gethan ist, sondern daß nur unsere eigene Tüchtigkeit und die zunehmende Vortrefflichkeit unserer Staatseinrichtungen im Stande ist, dieselben immer fester mit uns zusammenzuschmieden.

Das wird man freilich nicht leugnen, daß die Zufügung eines erheblichen Bruchtheils fremden Volkes zu einer schon vorhandenen, fertigen Nation ein gefährliches Experiment ist, das nur in der Atmosphäre der größten Freiheit, in der Schweiz oder in den Vereinigten Staaten mit Glück versucht wird. Für uns andere, die ein großes Gewicht legen müssen auf unseren ungefährdeten inneren Zusammenhang, ist in neuerer Zeit schon durch den regen Verkehr von Volk zu Volk für die Einfuhr einer nicht geringen Menge frischen Blutes in die Adern unseres Organismus Sorge getragen. Wenn wir heute auf der Grundlage eines gesunden Staatswesens jene schon immer zum Weltbürgerthum hinneigenden Gedanken unserer besten Geister weiterspinnen, scheint diese Mengung, Mischung und hülfreiche Arbeitsvertheilung der Völker die einzige Form zu sein, unter der wir uns den Kosmopolitismus praktisch möglich denken können. Nicht an ein schrankenloses, an Pflichten und Neigungen armes Weltbürgerthum denken wir, wenn wir uns das Gute vorzustellen suchen, was die Zukunft den Völkern bringen mag, sondern an diese langsame, aber beständige Aufnahme fremder Volkselemente, die in jedem noch so abgeschlossenen Volksthum sich vollzieht und an den damit Hand in Hand gehenden Wechselverkehr und die wechselseitige Schätzung der Völker. Dies sind Güter unserer Zeit, welche sie vor allen vorhergegangenen voraus hat und dieselben haben in den letzten hundert Jahren schon außerordentlich viel für die Annäherung der Völker geleistet und werden ihren mildernden, humanisirenden Einfluß auch fernerhin zur Geltung bringen. Sie bereichern und verjüngen uns im Inneren, ohne daß sie den Geist und die Formen unseres Volkes mehr und rascher verändern als das Interesse unseres

Digitized by Google

harmonischen Wachsthums es erheischt. Um ihre Wirkungen zu ermessen, muß man freilich z. B. nicht die oft gehörte müßige Frage aufwerfen: Werden die Kriege seltener? Hören sie nicht endlich einmal gänzlich auf? Die Kriege hängen nicht ab von den Bevölkerungsclassen, die hier vorzüglich in Frage kommen und man kann sie wie Anfälle von Jähzorn betrachten, welche als Rückfälle auch die schönste Charakterentwickelung durchbrechen können, den Gesammtwerth derselben aber nicht erheblich zu stören vermögen. Wenn wir aber fragen: Ist nicht der Völkerverkehr außerhalb der Kriegszeiten viel menschlicher, inniger, verständnißvoller und damit toleranter geworden, so muß man entschieden antworten: „Ja". Und in dieser Richtung liegt gewiß noch manches zu Erstrebende.

Betrachtet man die vielverketzerte und jedenfalls sehr viel mißverstandene Völkermischung aus diesen erfreulicheren Gesichtspunkten, so muß man sicher zugeben, daß auch unser Urtheil, das geneigt ist, sehr tiefgehende Unterschiede zwischen den Völkern anzunehmen, dieselbe zu berücksichtigen hat. Die Frage liegt nahe, ob denn überhaupt die Völker so verschieden sein können, wenn durch Mischung so zahlreiche Bestandtheile ihnen gemeinsam zugefallen sind? Es ist sicher, daß der Fehler, eine tiefere Verschiedenheit der Völker anzunehmen, als wirklich vorhanden ist, sehr häufig begangen wird: man läßt die Aeußerlichkeiten zu stark hervortreten, Sprachverschiedenheiten, Abweichungen im Körperlichen, in der Sitte u. dgl. Aber gehört nicht so vieles von diesen Unterschieden zu dem, was ein Volk während seiner Geschichte erwirbt und zu den Wirkungen der Lage, in welcher es sich momentan befindet? Und sind nicht andere fast ohne allen merklichen Einfluß auf das innere Wesen und die bedeutenderen Aeußerungen eines Volkes? Es fällt auf, daß die Geschichte gemischter Völker bald von diesem, bald von jenem Charakterzug bestimmt erscheint, je nachdem dieses oder jenes Mischungselement an die Oberfläche tritt. Die alte Geschichte Britanniens war eine keltische, sie war ein Stück Völkerwanderungsgeschichte nach der Einwirkung der Sachsen und Angeln, sie erhielt einen romanischen Anstrich in den ersten Jahrhunderten nach der Eroberung durch die Normannen, sie hatte vielleicht den germanischsten Typus zur Zeit der Elisabeth und in der Revolution und nahm seitdem einen eigenthümlichen Charakter an, der der heutigen britischen Nation, diesem immer mehr in sich verschmelzenden und in immer größerer Zahl fremde Elemente absorbirenden Producte einer der bemerkenswerthesten Völkermischungen entspricht. In jenen Staaten, wo die einzelnen Völker noch gesondert zu erkennen sind, nehmen wir keinen Anstand, ihre verschiedenen Einflüsse anzuerkennen und es leugnet z. B. Niemand, daß die österreichische Politik italienisch-spanische, deutsche, slavische, magyarische Episoden gehabt hat. Das russische Staatswesen hat gegenwärtig einen deutscheren Charakter als es wahrscheinlich in 50 Jahren haben wird, aber vor 300 Jahren war es sogar mongolisch angehaucht. Warum soll

Digitized by Google

nun nicht dasselbe anzunehmen sein bei Völkern, in denen die Ungleichartigkeit der Elemente nur verdeckt ist durch das übergeworfene Gewand der gemeinsamen Sprache, Geschichte und Staatszugehörigkeit? Ein Volk verliert mit seiner Sprache mancherlei und vorzüglich sein Sonderbewußtsein, aber nicht auch seine Charaktereigenthümlichkeiten und es wird dieselben besonders da, wo es compakt wohnt, noch langehin zur Geltung bringen. Hat man nicht selbst in den Kämpfen der Nordspanier für ihre Fueros noch Reste alter gothischer Unbeugsamkeit erkennen wollen?

Wir dürfen über dieser starken Betonung der Einflüsse der Mischung nicht die sehr bemerkenswerthen Wirkungen vergessen, welche das Gegentheil der Vermischung, nämlich die Absonderung von Volksbruchtheilen auf das Ganze übt. Uebersehen wir einmal die Verkleinerung des letzteren, welche mit dem Moment der Ablösung eintritt, so werden wir finden, daß diese Bruchtheile in den meisten Fällen das Muttervolk erheblich bereichern und ich meine, gerade wir Deutsche dürften uns freuen, daß selbständig thätige und productive Glieder unseres Volkskörpers in der Schweiz, in Oesterreich, in den russischen Ostseeprovinzen uns erhalten sind. Diese politisch abgelösten, geistig aber im Zusammenhang gebliebenen Glieder leben unter anderen Verhältnissen, denken und fühlen in manchen Beziehungen ganz anders als wir. Während es fraglich ist, ob ihre politische Wiederanfügung uns stärken würde, ist es sicher, daß dieselbe unser deutsches Geistesleben nicht bereichern, sondern nur einförmiger gestalten würde. Auch sollte man nie vergessen, daß durch Wechselfälle der Geschichte oft genug solchen Bruchstücken eine große Bedeutung für das Volksganze verliehen worden ist. Es ist doch noch nicht lange her, daß die deutsche Schweiz das Asyl unserer politischen Flüchtlinge war. Der Tyroler Freiheitskampf von 1809 wurde außerhalb der damaligen und heutigen Grenze Deutschlands ausgefochten und war doch ein hochwichtiges Stück deutscher Geschichte. Muß man daran erinnern, was die französische Schweiz, und besonders Genf, dieser merkwürdige Mittelpunkt internationalen geistigen Verkehres für Frankreich gewesen ist? Vernünftige Franzosen haben immer erkannt, daß das Geistesleben der Franzosen nicht gewinnen würde, wenn man diese halbe Million französisch Sprechender mit Frankreich vereinigte. Mit der Zeit wird unzweifelhaft das rasche Wachsthum europäischer Colonialstaaten in Amerika und Australien solchen abgelösten Völkerbruchstücken eine viel großartigere Bedeutung verleihen; stützt sich doch heute schon die erste Rolle, welche englische Sprache und theilweise sogar englische Sitte im größten Theile der außereuropäischen Welt spielen, nicht blos auf das Mutterland vieler Colonien, Großbritannien selbst, sondern bald ebenso sehr auf die Vereinigten Staaten, dieses abgelöste Stück des britischen Colonialreiches, und in Australien, Neuseeland, Südafrika wachsen ähnliche Glieder eines englisch redenden und bis zu einem gewissen Grade auch englisch denkenden außereuropäischen Colonialvolkes empor. Bei einem

Digitized by Google

großen Ueberblick der heutigen Weltlage scheint dadurch die englische Sprache und was in ihr niedergelegt ist, scheinen englische Gesetze, Gebräuche und Sitten sicherer vor dem Untergang gewahrt als die irgend einer anderen Nation. Wir anderen Völker mögen noch so kräftige Bäume sein, aber wir stützen unsere Entfaltung auf Einen Stamm, während England einem indischen Riesenfeigenbaum gleich auf zahlreichen, in neue Erde gesenkten Säulen ruht.

Freilich muß ein Volk starkes Wachsthum haben, um solchen Tochtervölkern Ursprung zu geben und außerdem muß es die Fähigkeit der Coloniengründung besitzen. Wie verschieden aber gerade hinsichtlich des Wachsthums die großen europäischen Völker seien, wird selten genügend beachtet, wiewol es doch einer der bedeutendsten Factoren in einem Volksleben ist. Daß die durchschnittliche jährliche Zunahme der Bevölkerung in Frankreich blos etwa ein Dritttheil von der in Preußen beträgt, so daß, wie ein deutscher Statistiker berechnet hat, im Jahre 2000 Deutschland mehr als doppelt so volkreich sein könnte als Frankreich, ist in dem letzteren Lande bekanntlich in neuester Zeit viel erörtert worden; früher beachtet und zur Selbstbeurtheilung angewandt, hätte diese Thatsache vielleicht die kriegerischen Tendenzen und die gewagte Politik Frankreichs in den letztverflossenen Jahrzehnten erheblich dämpfen können.

Man spricht viel von Wachsthum, von der Vermehrung der Völker, es gibt aber auch ein Absterben, einen Völkertod. Es will freilich scheinen, wenn man blos die großen Völker in Betracht zieht, daß ein Volk weder durch Alter noch durch die härtesten Schicksale völlig getödtet werden könne. Leben nicht die Römer in den Italienern, die Griechen in den Neugriechen, die Inder in den Hindus, die Aegypter in den Kopten fort? Und bieten nicht die Chinesen ein sehr merkwürdiges Bild hohen Alters, indem sie, wiewol älter als alle unsere europäischen Völker, noch rüstig genug sind, um mit ihrer enormen Zahl den Abendländern sogar den gelben Schrecken einer chinesischen Ueberschwemmung einzuflößen? Doch gibt es genug Erinnerungen an verstorbene, völlig untergegangene Völker, die diesen gegenüberzustellen sind. Auf den britischen Inseln sind die keltischen Stämme fast ausgestorben, in Nordostdeutschland das Volk der Preußen, in Kurland die Kuren. Die Basken in den Pyrenäen gehen zurück. Einige von diesen Völkern sind in früheren Jahrhunderten geradezu ausgerottet, an Leib und Seele getödtet worden. Neuerdings sterben sie in der Weise aus, daß sie ihre Seele, und zunächst deren Hauptausdruck, die Sprache, dann auch andere besondere Merkmale verlieren, um dann allmählich in die umwohnenden Völker sich zu verlieren. Oft klingt noch die Tracht nach, die Sitte, das Märchen geben noch Kunde von den Verschollenen, ähnlich wie eigene Pflanzen auf den Stätten aufsprießen, wo einst Menschen wohnten. Zuletzt sind aber ihre Spuren höchstens noch in den Büchereien zu suchen.

Digitized by Google

Indessen ist das Einzige wenigstens tröstlich, daß dies Alles minder zahlreiche Völker waren, die auch keine beträchtliche Culturhöhe aus eigener Kraft erklommen hatten. Es waren mehr Stämme als Völker. Wir haben zwar auch Beispiele von kleinen Völkern, welche sich selbständig erhielten und manchmal unter den allerschwierigsten Verhältnissen, wie die Juden, die Schweizer, einige christliche Völker der europäischen Türkei u. a. Aber es bleibt trotzdem die Regel bestehen, daß man numerisch große Völker bis jetzt in der Weltgeschichte nicht hat sterben sehen, und daß die an Zahl bedeutendsten Völker, die wir heute kennen, in den meisten Beziehungen die größte Gewähr des Fortlebens zu bieten scheinen.

Mit dem Vegetiren, dem bloßen Nichtsterbenkönnen ist es freilich nicht gethan; Kraft und Macht gehören zum gedeihlichen Leben eines Volkes. Und in vielen Fällen sind sie es, die die schwersten Gewichte in die Wage der Völkerbeurtheilung werfen, denn wenn auch manches Gute von einem Volke zu sagen ist, so werden doch alle Anerkennungen und Belobungen nicht eher gegen allzu leicht eintretende Schwankungen des Urtheiles geschützt sein und ihm selbst nicht früher zum Nutzen gereichen, als bis sie sich auf der Granitbasis einer achtunggebietenden Stellung erheben, die nur erarbeitet und erkämpft werden kann.

Digitized by Google

Das goldene Vließ und die Argonauten.

Von

P. W. Forchhammer.

— Kiel. —

I. Das goldene Vließ.

Die jüngst am Berliner Hofe gefeierte Verleihung des Ordens des goldenen Vließes an den Großherzog von Baden führte bei einer Tischgesellschaft auf die Frage nach der Entstehung dieses Ordens und weiter zurück nach der Entstehung und der Bedeutung des goldenen Vließes. Darüber war man einig, daß Pierre de Sainct Julien in seinen Originibus Burgundicis sich irre, wenn er den Namen des Jason auf die fünf Anfangsbuchstaben der Monate Juli, August, September, October und November deutete, in welchen Monaten die Erde die Nahrung und den Unterhalt aller lebenden Wesen hervorbrächte. Und doch war ein Körnchen Wahrheit in dem Wort. Die Sage von dem goldenen Vließ ist kurz diese. Athamas war Herrscher eines Theils des niedrigen Ufers des kopaischen Sees im Gebiet des bötischen Orchomenos, vermählt auf Befehl der Hera mit der Nephele, welche ihm zwei Kinder, den Phrixos und die Helle gebar. Heimlich aber vermählte sich Athamas mit der Ino, mit der er zwei Söhne erzeugte. Nephele verließ erzürnt den Athamas und flog in den Himmel. Ino haßte die Kinder der Nephele; um sie zu verderben, veranlaßte sie einen Orakelspruch, der dem Athamas befahl, seinen Sohn Phrixos dem schlürfenden Zeus zu opfern. Als er den Phrixos vom Felde holen läßt, befiehlt diesem ein redender Widder, er solle sich mit seiner Schwester auf seinen, des Widders, Rücken setzen, und machte nun mit beiden die Fahrt durch die Lüfte. Als sie über die Wasserstraße zwischen Europa und Asien kamen, fiel Helle bei der Stadt Paktyä in's Wasser, daher der Name Hellespont. Phrixos schwebte weiter über Kleinasien dem Kaukasos zu und opferte in Kolchis den Widder dem Zeus;

Digitized by Google

das Fell desselben hing er auf an den Bäumen des Hains des Ares. Dieses Vließ war ursprünglich weiß, aber Hermes machte es golden.

Der, wie sich ergeben wird, sehr einfachen Erklärung dieses Mythos mag eine kurze Beschreibung der räumlichen und klimatischen Verhältnisse jener Gegend voraufgehen. Der aus Phokis herabkommende Fluß Kephissos findet wegen der hemmenden Gebirge keinen directen Abfluß in's Meer. Daher bildet er unterhalb Orchomenos den großen kopaischen See, dessen Ufer und Ausdehnung nach der Verschiedenheit der Jahreszeiten sehr wechseln. Doch beruht die Verminderung der winterlichen Gewässer nicht blos auf der Verdampfung und dem Eindringen in die immer trockener werdende Erde, sondern auch auf dem unsichtbaren Abfließen durch die großen unter dem Gebirge verborgenen natürlichen Abzugscanäle, die sog. Katabothras. Erst nachdem schon ein großer Theil der winterlichen Ueberschwemmung im Frühling verdampft ist, tritt das Abfließen durch die weiten Oeffnungen der Katabothras zu Tage. Die aufsteigenden Dünste werden durch die im Frühling herrschenden Westwinde dem Hellespont zugetragen, verwandeln sich über den aus dem kalten Norden durch Donau, Borysthenes, Tanais, Hypanis und durch das schwarze Meer und den Bosporos herabströmenden Gewässern der Straße der Dardanellen zum Theil in Regen, während die Masse der Wolken weiter nach Nordost zieht, wo sie sich um den die Hälfte des Jahres in Nebel gehüllten Kaukasos lagern.

Nach diesen Bemerkungen brauchen wir nur mit Uebersetzung einiger Namen und Wörter den Mythos zu wiederholen, um seinen Sinn klarzulegen. Athamas ist die mythische Personification einer Anzahl „Athamantischer Ebenen", welche jährlicher Ueberschwemmung ausgesetzt sind und nur langsam ihr Wasser verlieren. Athamas heißt der Nichtsauger (θάω), dessen Reich die Nässe nicht einsaugt. Wenn sich ihm auf Geheiß der Wolkengöttin Hera, die ja selbst dem Ixion und dem Endymion als eine Wolke erschien, die Nephele, d. h. die Wolke, vermählt, dann entsteht ein Helos oder Hellos, d. h. eine wasserreiche Niederung und eine durch Gras und Wellen rauhe unebene Fläche, Helle und Phrixos (von φρίσσω). Erhebt sich die Nephele durch die Luft, dann verdampft die Nässe wieder. Die Athamas-Nässe vermindert sich auch durch die verborgen ableitenden Katabothras. Daher sagte der Mythos, Athamas habe sich heimlich mit der Ino, der Heroine der Ausleerung durch Abfließen (ἰνέω leeren), vermählt. Diese war natürlich den Kindern der Nephele feind. Sofern die durch Helle und Phrixos personificirte Nässe die Katabothras nicht erreichte, konnte sie nur durch Verdampfung beseitigt werden, d. h. durch ein dem schlürfenden Zeus gebrachtes Rauchopfer, und obgleich dieses Opfer nicht gebracht wurde, geschah doch durch die Luftfahrt des Phrixos und der Helle dasselbe. Was aber fangen wir mit dem sprechenden Widder an? In dem Reich des Athamas war ein

Digitized by Google

fließendes „vorwärtsgehendes" Bächlein Probatia. Die Gewässer waren schon so weit gesunken, daß sie an den Kieseln (λάλλαι) des Flußbettes rauschten, und in der That war das Sprechen des Widders nur ein Lallen (λαλῆσαι τὸν κριόν heißt es). So bedeutet also der Widder, der sich mit seiner doppelten Last durch die Lüfte erhebt, nichts anderes als die Wolke, welche sich im Frühling mit der überfließenden und nun überflüssigen Nässe entfernt. Aufdaß Leben und Wohlsein in der Natur gedeihe und das Dasein des Menschengeschlechts überhaupt möglich sei, muß das Wasser nicht nur kommen, sondern auch wieder gehen.

Warum Helle in den Hellespont fiel und fallen mußte, ist schon oben durch das Erkalten der Wolke erklärt. Der Dichter des Mythos wußte auch, warum es so geschehen mußte. Darum ließ er die Helle bei „Paktyä", der Stadt der Kälte, des Gefrierens, von dem Rücken des Widders hinabgleiten.

Kein Reisender, der den Kaukasos besuchte, der nicht von den dichten Nebeln und Wolken zu erzählen wüßte, welche dieses gewaltige Gebirge umschweben, zuweilen auf Augenblicke ihn in hellem Licht erscheinen lassen, dann aber schnell wieder ihn umhüllen, so daß er 6 bis 8 Monate des Jahres nur momentan sich den Blicken darstellt. Das goldene Vließ ist Symbol aller jener Wolken und Nebel, die aus Griechenland und den angrenzenden Ländern jährlich im Frühling die winterliche Nässe forttragen. Aber wehe, wenn es nicht zurückgebracht würde, wenn es nicht mit den Argonauten im Anfang des nächsten Winters zurückkehrte. Nicht aber kehrt es zurück als weißes, sondern als goldenes Vließ, als Reichthum und segenbringender Regen. Denn Hermes, der Regengott, der Bote der Götter zu den Menschen und zur Unterwelt, hat es in ein goldenes verwandelt, d. h. in fließenden Regen. Denn fließend nannten jene alten primitiven Naturdichter golden. Darum erscheint Zeus der Danaë im goldenen Regen, und nach Pindar beregnete Zeus aus goldener Wolke die Insel Rhodos. Die Argonauten sollten das goldene Vließ zurückholen und so thun sie noch jedes Jahr.

2. Die Argonauten.

Die Tischgesellschaft zeigte sich geneigt, die gegebene Erklärung des goldenen Vließes gelten zu lassen, und verlangte nun einmüthig — es waren keine philologische und linguistische Stubengelehrte darunter — zu hören, wer die Argonauten seien, und wie sie das goldene Vließ nach Hellas zurückbringen. Der Redende fuhr also fort, er müßte sich ein wenig mehr Zeit ausbitten, um diesem Wunsche zu genügen, da die Erzählungen aus dem Alterthum in drei epischen Gedichten und in vielen andern Mittheilungen über die Argonautenfahrt viel reichhaltiger und ausführlicher seien, als die über den Ursprung des goldenen Vließes,

Digitized by Google

auch hin und wieder auf die griechischen Worte der Erzählung Rücksicht zu nehmen sei. Letzteres solle jedoch so sehr als möglich beschränkt bleiben.

Die Befreiung der Erde von dem Ueberfluß der winterlichen Nässe, die ja oft genug in den nördlichen Gegenden Europas die rechtzeitige Bearbeitung des Bodens verzögert, geschieht, wie Jeder weiß, keineswegs allein durch die Verdampfung, durch die Luftfahrt des Wolken-Widders mit dem Phrixos und der Helle. Ein viel stärker wirkendes Mittel zur Erreichung dieses Zweckes hat sich die Natur durch das Abfließen der Gewässer von Berg und Thal geschaffen. Gleichwol gibt es kaum ein Thal an der Mündung eines Flusses oder Baches, wo sich nicht durch die allmähliche Abdachung eine Niederung bildet, in der die Gewässer sich länger halten und den Boden so sehr mit Nässe durchdringen, daß er erst sehr spät, zuweilen gar nicht dem Pflug zugänglich wird. Namentlich ist dies in den meisten Thalebenen Griechenlands der Fall, wo es fast keine Thalmündung gibt, die nicht am Rande des Meeres auf eine Zeitlang sich in ein unbebaubares sumpfiges „Helos" verwandelt. Aber auch das ganze Thal würde unbaubar werden, wenn sich nicht zu der Verdampfung das Abfließen rechtzeitig einstellte. Wie am Nil und in tropischen Gegenden das Ausbleiben des Regens oder der Ueberschwemmung des Flusses Unheil und Hungersnoth verkündet, so sind die mehr nördlichen Gegenden im Frühling durch das Verharren der Nässe bedroht.

In Griechenland nannte man einen durch übermäßige Nässe „unbaubar" gewordenen Boden „Argos" (ἀργός, ἀεργός). Pausanias berichtet ausdrücklich, daß die „Argos-Ebene" von Nestane ihren Namen davon habe, daß das vom Himmel herabkommende Wasser die Ebene unbaubar mache, und die Ebene in einen See verwandeln würde, wenn dasselbe nicht durch einen Erdschlund verschwände, worauf es jenseits der Berge im argolischen Meerbusen als eine Süßwasserquelle mitten im Meer wieder erscheine. Von einer ähnlichen unbaubaren Niederung im Niveau mit dem Meer, worin sich der Inachos und der Charadros verlieren, hat die Stadt und die Provinz Argos ihren Namen, — und schließlich gibt es in Griechenland unzählige Gebiete, auf welche im Anfang des Frühlings derselbe Beiname ebenso gut passen würde, und welche alle erst fruchtbar werden, wenn die Argosnässe sich entfernt hat. Die Argo, das Schiff, ist das Symbol jener Nässe, Argos ist der Baumeister, und die Argonauten sind die Heroen, welche jene abfließende Nässe vertreten.

Pelias, König von Jolkos, hatte dem Vater des Jason das Reich geraubt. Um sich von der Gefahr, die ihm vom Jason drohte, zu befreien, befahl er diesem, der zur Zeit der Ueberschwemmung durch den Fluß Anauros vor ihm erschien, er solle das goldene Vließ aus Kolchis holen. Jason ist der „Heiler", der Heilsheros, der von der Argosnässe in Folge der Ueberschwemmung des „Anauros" (ein Name, mit dem man überhaupt ausgetretene Flüsse bezeichnete) heilte, indem er sie entfernte.

Digitized by Google

Jason versammelt nun die Heroen aus allen Gebieten, aus denen die Argosnässe in's Meer fließt, oder auf andere Weise sich entfernt. Denn außerhalb des kopaischen Sees gab es noch andere Argosniederungen im Binnenlande, deren Nässe zwar durch Bäche und Nebenflüsse, zum Theil aber nur durch Verdampfung entfernt werden konnte, daher auch Heroen der Verdampfung die Argo mit bestiegen, wie Herakles. Und selbstverständlich verlor sich auch bei den abfließenden Gewässern ein Theil durch Verdampfung, wie insonderheit Jason durch jedes Mittel der Entwässerung ein Heilsheros war, vor allem seitdem er die Medeia unter den Argosfahrern aufgenommen hatte.

Wenn es nun auch zunächst nur das Bestreben des um sein Reich besorgten Pelias war, daß Jason sich entfernte, so war es doch zugleich das Interesse aller griechischen Staaten, daß die Argo die Reise in's Meer und über's Meer antrete. Die Argohelden kamen daher auf die Aufforderung des Jason von allen Seiten herbei, und heißen als Argonauten sämmtlich Minyer d. h. Regen- oder Wasserminderer.

Die Argo lag am Strande zur Abfahrt bereit, allein der Sand des Ufers und angeschwemmter trockener Tang hinderten das Auslaufen in's Meer. Da griff Orpheus in die Leier und gleich wurde die Argo flott. Das geschah nach dem Scholion zu Theokrit (13, 34) im Anfang des Frühlings, als die Heerden auf die Weide getrieben wurden. Orpheus war der Sohn des Flusses Oiagros und der Muse Kalliope. Aber der Sohn des Oiagros war auch der Fluß Hebros, und Orpheus der Sänger ist nur ein anderer Name dieses mächtigen vom Hämos und Rhodope mit lautem Rauschen herabströmenden Flusses, dessen Gewalt Baumstämme und Felsblöcke mit sich fortreißt, daher die Sage, daß der Gesang des Orpheus Bäume und Felsen herbeigelockt habe. Wo nun ein Fluß Aehnliches wirkte, da war Orpheus. So konnte er also auch vom Pelion-Gebirge herabrauschend die Argo durch seinen Gesang in Bewegung setzen.

Die Argonauten fuhren also in See und auf der weiten Reise durch die Propontis und das schwarze Meer, wo immer eine Argos-Niederung war, da landeten sie, und wo sie landeten, da erlebten sie irgend ein Abenteuer, welches mit der Oertlichkeit und der klimatischen Eigenthümlichkeit in nächster Verbindung stand und steht. Es würde zu weit führen, diese alle zu erzählen und zu erklären, was überdies ohne eine genaue Naturbeschreibung der einzelnen Orte und ohne eine genaue mythologische Kenntniß nicht thunlich sein würde; und wenn auch eine solche Erklärung die Bedeutung der Argonautenfahrt vollständig bestätigen würde, so wäre sie doch für das Verständniß des Mythos in der Hauptsache, wie sich hoffentlich zeigen wird, nicht nothwendig.

Wir wollen nur Eins besonders hervorheben. Es ist oben bemerkt, daß Herakles sich auf der Argo mit einschiffte. Herakles ist der Heros der hellen wolkenleeren Luft, daher vor allem im hohen Sommer thätig,

Digitized by Google

weshalb man ihn auch für eine Sonnen-Incarnation gehalten hat. Seine s. g. zwölf Arbeiten beziehen sich alle auf den Sieg der Wärme über die Näße, welche durch mythische Thiere vertreten ist. Vor allem erscheint er in seiner wahren Natur als Gründer der Olympischen Spiele um die Zeit des Sommersolstiz. Daß dieser Luftklärer (Ἡρα-κλης) von der Wolkengöttin Hera angefeindet wurde, versteht sich von selbst. Er hatte daher auch das Obercommando abgelehnt und veranlaßt, daß dasselbe dem Jason übertragen wurde; denn er wußte, daß die Argonauten zur Gewinnung des Vließes des Beistandes der Hera bedurften, und daß Jason in ihrer Gunst stand. Je mehr sich die Argo dem schwarzen Meer mit seiner starken Ausdünstung näherte, desto weniger war für den Herakles des Bleibens. In Mysien beim Arganthonios-Gebirge war er an's Land gestiegen und kehrte nicht zurück, sondern begab sich nach Hellas, wo bereits der Sommer nahte und die Zeit, da Herakles seine zwölf Arbeiten für den Eurysthens anzufangen hatte. Die Argonauten fuhren weiter auf Befehl des Steuermanns Tiphys aus Tiphä, welches von dem dortigen kleinen Binnenwasser (τῖφος) seinen Namen hatte. Nachdem sie die kyanischen Felsen (ursprünglich die Felsen des Bosporos) hinter sich hatten, fuhren sie längs dem südlichen Ufer des Euxeinos mit der fortwährenden Strömung nach Kolchis an die Mündung des Phasis.

Zum Verständniß der Erzählung von dem, was hier geschah, wird man sich, in Uebereinstimmung mit den Berichten der vielen bedeutenden Reisenden, eine genaue Vorstellung von dem Phasisgebiet unter dem Kaukasos und neben dem Euxeinos machen müssen. Während des Winters und des Frühlings und zum Theil bis in den Sommer hinein haben sich durch Niederschlag aus der Luft und durch schmelzenden Schnee die Zuflüsse zum schwarzen Meer aus vielen kleinen Flüssen und besonders aus den mächtigen Strömen des Nordens, der Donau, dem Dniester, Dnieper, Don und Kuban außerordentlich gemehrt; und selbst in der wasserärmsten Zeit sind diese Zuflüsse so stark, daß der meistens nur vier Stadien breite Bosporos nicht im Stande ist, die Gewässer des Euxeinos abzuleiten, trotzdem daß diese Ableitung ununterbrochen dauert. Unter diesen Umständen müßte das Wasser des Euxeinos immerfort steigen und die Uferländer an allen Seiten überschwemmen. Daß dies nicht geschieht, hat allein seinen Grund in der starken Verdampfung der großen Fläche des Euxeinos, deren Nebel- und Wolkenbildung nicht nur die Luft der nördlichen Küsten, wie schon Ovid klagt, mit „Bergen" von Wasser erfüllt, sondern auch bei den meistens herrschenden Westwinden vorzugsweise den Kaukasos während der größeren Hälfte des Jahres in Wolken und Nebel einhüllt. Die natürliche Folge ist, daß sich vom Kaukasos eine große Zahl reißender Bergströme ergießen, die sich an jeder Seite zu zwei mächtigen Flüssen vereinigen, die sich westlich und östlich in das schwarze und kaspische Meer ergießen, an der Nordseite der Kuban (Saranges

Digitized by Google

oder Hypanis) und der Terek (Hybristes), an der Südseite der Phasis und der Kur (Kyros). Unter diesen ist der Phasis zwar der kleinste, aber er hat seine Quellen hauptsächlich zwischen den höchsten Spitzen des Kaukasos, dem Elbros und dem Kasbek. Von hier stürzen die Gewässer in steilen Betten herab und führen eine Menge der verschiedensten Gesteine und bunter Kiesel bis an die Mündung des Phasis, denen sich dann am Strande noch Muschelschalen zugesellen. Von diesen Kieseln und Muscheln (κόχλος, κόχλαξ) hat Kolchis seinen Namen.

Da die ganze Gegend von Wald bedeckt ist „wie Germanien zur Zeit des Tacitus", so bringen die Flüsse natürlich nach einem Regensturm eine Menge Holz mit herab, so daß die Schiffe ihren nöthigen Holzvorrath aus dem Meere auffischen. Es treibt nämlich das durch die Flüsse und namentlich durch den Phasis herabgebrachte Holz vermittelst einer unabänderlichen Strömung von Süden nach Norden an der Küste entlang. Diese Beobachtung Gambas bestätigt Taitbon de Morigny in seinem Pilot de la mer noire et de la mer d'Assow: „die Strömungen im schwarzen Meer (sagt er) gehen vom Bosporos östlich bis Kertsch immer stärker an der Küste rückwärts. Der Khopi und der Phasis und alle andern Flüsse werfen eine Menge Holz in's Meer, welches der Strom nach Norden mit sich fortnimmt. Vor den Mündungen der beiden Flüsse bilden sich Ablagerungen von Erde und Kieseln, welche das Einlaufen von großen Schiffen unthunlich machen." Diese Strömung erklärt sich leicht aus der Ueberfüllung der westlichen Hälfte des Euxeinos durch die Flüsse und dem Streben derselben nach dem Eingang des Bosporos. Das nicht durchgelassene Wasser wird genöthigt, seinen Weg an der Küste entlang nach der östlichen Hälfte zu nehmen, bis die Strömung die Meerenge von Assow erreicht. Von hier wird sie durch die Fluthen des Don und Kuban unter die Ufer der Taurischen Halbinsel und von da weiter nach Westen gedrängt.

Während nun Zufluß, Abfluß und Verdampfung des Euxeinos sich in schönster Harmonie befinden, erzeugen die um den Kaukasos sich häufenden Dünste in den höheren Regionen den furchtbarsten Streit der Elemente, welche von jeher das schwarze Meer in den bösesten Ruf gebracht haben. Es möge genügen zur Schilderung der heftigen Winde und Gewitterstürme an den Schluß von Aeschylos Prometheus zu erinnern, wo sich die Drohung des Zeus erfüllt:

„Schon wird es zur That! kein nichtiges Wort!
Es wanket der Grund, es empört sich die See,
Und Donnergebrüll dumpfbrausend erschallt
Herrollend, es zuckt in geschlängeltem Strahl
Lohglühender Blitz, und der Windstoß jagt
Dunstwirbel empor; in verworrenem Streit
Wild toben die Wind' an einander gehetzt
Allseitig im Aufruhr rasender Wuth.
In einander gepeitscht stürzt Himmel und Meer!"

Digitized by Google

Es ist also wol kein Wunder, daß der Mythos dem Lande Kolchis am Fuße des Kaukasos einen König gab, der vom Winde seinen Namen hatte, Aietes (*Αἰήτης* von *ἄημι* wie *αἰετός* = *ἀετός*), und daß dieser König eine Tochter hatte, deren Name Medeia eine Heroine des Nebels, bezeichnet von *μάω* in der Bedeutung von „aufstreben", ähnlich wie Metis, die dem Zeus im Himmel vermählte Tochter des Okeanos. Wer sich nun des Anfangs der Sophokleischen Tragödie erinnert, wo Deianeira sich beklagt, daß der Fluß Acheloos um sie freie bald in Gestalt eines mächtig einher schreitenden Stiers, bald in Gestalt eines sich schlängelnden Drachen, der wird es auch begreiflich finden, daß der Mythos dasselbe Bild vom Phasis gebrauchte, der bald als ein mächtiger Stier vom Gebirg herabstürmte, bald durch die flache Ebene in Schlangenwindungen dahin floß.

Die Argonauten landen also an der großen Argos-Ebene der Mündung des Phasis. Sie gewahrten den Kranz der mächtigen Mauern des Aietes d. i. die Berge um Kolchis, und den Hain, die Waldungen des Ares, in denen das goldene Vließ hing, „gleich einer Wolke" (nach Apollonios) an „schlossenumreifter Buche". Auf Anstiften der Hera erschien nun Aietes mit seinen Töchtern, der Chalkiope, der Gemahlin des auf dem Rücken des Widders hergetragenen, aber bereits verstorbenen Phrixos und der Nebelheroine Medeia. Im Wechselgespräch mit dem Jason wuchs dem Aietes der Zorn „wie ein Sturmwind": sie möchten den Besten der Ihrigen auswählen, wenn dieser die Kämpfe, welche er aufgeben werde, bestände, möchten sie das Vließ nehmen. Jason besteht diese Kämpfe mit Hülfe der Medeia, welche sogleich in Liebe für ihn entbrannte. Die Stiere, welche durch die aufsteigenden Dämpfe als „feuerschnaubend" erschienen, jochte er ein und säete die Drachenzähne, welche einst Phrixos mitgebracht hatte. Den Drachen, der sich in gewaltigen Windungen um die Buche schlängelte und seine Augen unverwandt auf das Vließ richtete, schläferte er mit Zaubermitteln der Medeia ein. Darauf nahm er das Vließ vom Baum und brachte es auf das Schiff. Mit diesem, mit der Wolke und mit der Medeia traten die Argonauten die Rückreise an.

Mit dem weichenden Winter hatten die Minyer Hellas verlassen; die winterliche Nässe hatte angefangen sich zu mindern, je weiter gegen Norden, desto später. Als die Minyer sich anschickten, mit der Wolke d. h. mit den Wolken den Phasis zu verlassen, war Herakles mit den Arbeiten, die Eurysthens, der sich vor ihm in den Brunnen verkroch, aufgegeben, wol meistens schon fertig, und es nahte sich die Zeit, da er um das Sommersolstiz die Olympischen Spiele einsetzte oder erneuerte. Hin und wieder mochte ein Gewitter die durstende Erde erquicken; aber die dauernde Bewässerung aus der goldenen Wolke konnte erst im Monat des Erdbenetzers, im Poseideon (December) oder im Hochzeitsmonat des Uranos und der Ge, im Gamelion (Januar) zurückkehren. Die Argonauten

Digitized by Google

hatten also Zeit zu einer weiten Reise, deren Drangsale ihnen der Mythos nicht erspart hat.

Daß die winterliche Nässe nach dem in Wolken gehüllten Kaukasos hindrängte, konnte den Griechen in Europa und Kleinasien nicht verborgen bleiben, und sie haben dieser Natur-Erfahrung und Anschauung auch in andern epischen Gedichten Ausdruck gegeben. Wer aber vermochte den Wolken einen bestimmten eng begrenzten Weg zur Rückkehr vorzuschreiben? Das mußte Jeder sich sagen, daß jenes Wasser aus dem „redenden" Gießbach bei Orchomenos und alles Wasser, welches irgendwo in's Meer abfließend als „Argosnässe" das Land verlassen hatte, nie auf demselben Wege zurückkehren konnte. Dagegen mußte Jeder im Anfang des nächsten Winters, des gießenden Cheimon, die Erfahrung machen: das den Regen herabsendende Wolkenvließ kommt mit dem Regen sendenden Südwind, dem Notos oder dem Römischen Auster, von dem Vergil spricht (Aen. 5, 696) ruit aethere toto turbidus imber aqua densisque nigerrimus austris. Dieser Wind wehte von Afrika her, und welchen Weg ein Dichter die Argonauten mit der Medeia auf der Fahrt nach der Heimat nehmen ließ, immer mußte er die Argo, sei es auf Flüssen und Meeren, sei es über Land, so leiten, daß sie an der Nordküste Afrikas ankam und von dort nach Hellas zurückkehrte. So haben auch alle Dichter gethan, und wenn auch die verschiedenen auf den verschiedensten Wegen die Argo abwechselnd bald auf dem Wasser schwimmend bald über Land getragen heimführen, immer geht der Weg über die Nordküste Afrikas. Es wird uns jetzt noch obliegen, alle diese Wege nach den uns erhaltenen Sagen nachzuweisen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß jetzt auch die Medeia, die Heroine der aufsteigenden Dämpfe, die Argo bestiegen und mit ihrer Hülfe Jason das Vließ, die Wolke, auf das Schiff gebracht hatte.

Welchen Weg Homer die „allen am Herzen liegende Argo vom Aietes" zurückkehren ließ (Od. 12, 66), läßt sich nicht genau bestimmen. Hesiod ließ sie den Phasis stromaufwärts fahren, dann den östlichen Ocean durchschiffen und an der Ostküste Libyens landen; von hier wird die Argo mit dem Vließ von den Argonauten durch die Wüste bis an das Mittelmeer getragen, von wo die Fahrt bei Kreta vorbei nach Iolkos geht. Denselben Weg nahmen Pindar und Antimachos an. Pindar bezeichnet denselben noch näher durch die Durchschiffung des Erythräischen Meers; außerdem aber hebt er besonders hervor, daß die Argonauten auf den Rath der Medeia das Schiff während zwölf Tage durch die Wüste auf ihren Schultern getragen hätten. Wenn er unterließ, dieselbe Bemerkung rücksichtlich der Reise von den Quellen des Phasis bis zum Ocean zu machen, so geschah dies wol nicht aus geographischer Unkunde, sondern weil es die Aufgabe des Mythos war, Wahres zu erzählen, aber scheinbar Wunderbares, Unglaubliches. Hekatäos der

Digitized by Google

Milesier ließ die Argo denselben Weg nehmen und aus dem Ocean zum Nil kommen.

Auf einem andern Wege führten Timagetos, Kallimachos, Apollonios und andere die Argo zurück. Nach ihnen ging die Argo von der Mündung des Phasis durch den Euxeinos an den Istros (Donau), fuhr den Fluß hinauf bis an zwei Arme, welche die Sage in's Jonische Meer sich ergießen ließ. Apollonios läßt sie diesen Weg nehmen, dann den Eridanos (Po) hinauffahren und über die Gebirge hinüber in den Rhodanos (Rhone). Von hier geht die Fahrt durch das Tyrrhenische Meer, zwischen der Scylla und Charybdis hindurch nach Kerkyra, dem Reich des Alkinoos. Indem sie weiterfahren, wirft ein Sturm sie in die Syrte an der Libyschen Küste, aus der sie keinen Ausweg finden, bis sie die Argo auf ihren Schultern und auf ihren Speeren zum See Triton tragen. Triton zeigt ihnen den Weg zum Meer und so kehren sie wohlbehalten heim. Auch Sophokles scheint die Argo von der Mündung des Phasis durch den Euxeinos nach dem Istros geführt zu haben.

Einen dritten Weg wählen die Argonautika des Orpheus. Auch sie führen den Jason und seine Begleiter über die Nordküste Libyens nach Hellas zurück, auf einem Wege, der von dem bisher erwähnten sehr abweicht, jedoch mit dem übereinstimmt, der (nach Diodor 4, 56) von vielen alten und späteren Schriftstellern, unter denen auch Timäos, angenommen war. Die Argonauten fahren den Phasis stromaufwärts, gelangen aber nicht in den östlichen Ocean, sondern über den Kaukasos hinüber in den Saranges (Kuban), der sich in die Mäotische See ergießt. Wer bedenkt, daß es die Argosnässe ist, welche die Wolken trägt, der wird leicht begreifen, daß diese Argo jetzt mit Leichtigkeit vom oberen Lauf des Phasis über das Gebirge hinweg zu den Quellen des Saranges an der Nordseite des Elbros ihren Weg nimmt.

Wie heute haben auch schon im Alterthum diejenigen Gelehrten, welche die Mythen nicht verstanden, diese und ähnliche Sagen, deren wir schon mehrere erwähnt haben, als Beweise großer geographischer Unwissenheit angesehen. Man ist nur gar zu geneigt, zu meinen, daß die Alten in Dingen, worin wir unwissend sind, auch unwissend gewesen seien. Jeden Augenblick treffen wir im Homer und andern epischen Gedichten Unglaubliches, Widersinniges, und vergessen, daß Aristoteles uns belehrt, daß es die Aufgabe des epischen Gedichtes ist, „Wirkliches zu erzählen in einer Form und Wortfassung, daß es unglaublich und wie ein Wunder erscheine". Wer die Argonautensage verstand, für den brauchte der Dichter nicht zu sagen, wie die Fahrt der Argo mit dem Vließ von den Quellen des Phasis zu den Quellen des Saranges durchaus mit der Wirklichkeit übereinstimme; und für den, der den Mythos nicht verstand, wollte er es nicht sagen; ja, hätte er es gesagt, hätte er gerade seinen Zweck verfehlt.

Digitized by Google

Unser Dichter führt nun die Argo den Saranges hinab in die Mäotische See. Er hütet sich wohl, dieselbe durch den Kimmerischen Bosporos zu leiten, weil er wußte, daß das winterliche Naß immer weiter nach Norden zieht. Freilich kommt die Argo in unbekannte Gegenden, dem Dichter ist gar nicht darum zu thun, Geographie und Völkerkunde zu lehren. Manche Namen, die das Epos erfand, sind später in die Geographie übergegangen. Nach Umschiffung der Mäotis scheint der Dichter zu sagen, die Argo habe das Wasser des Meeres mit den flachen Hügeln und den brausenden endlosen Waldungen vertauscht und habe sich nun durch die arktischen Grenzlande nach dem nördlichen Ocean bewegt. Er läßt aber nicht durchblicken, was Skymnos erzählt, daß die Argonauten (wie nach jener andern Sage in Libyen) ihr Schiff auf ihren Speeren (*ἐπὶ σαυρωτήρων*) getragen hatten. Sie fanden an den Ufern eines Flusses das Volk der Pakter und die Arkteier d. h. des „nordischen Eises". Aus den Thalebenen der Rhipäen kamen sie durch eine enge Strömung in den Ocean, den die Menschen die hyperboräische See und das stumme Meer nennen. Hier wandten sie sich links, zur Rechten des Ufers. An der Nordseite des Oceans zogen sie das Schiff, bis sie wieder unter den Westwind gelangten. Sie fahren nun an der Westküste Europas entlang, erhalten hier von der Kirke Weisungen zur Sühne wegen der Ermordung des Apsyrtos, des Bruders der Medeia, und passiren dann die Säulen des Herakles, dann das Sardoische Meer, die Scylla und Charybdis. Nach einem Aufenthalt auf Kerkyra, wo Jason und Medeia Hochzeit feiern, werden sie durch Stürme in die Syrten verschlagen. Von hier kehren sie zurück nach Hellas.

Die Rückfahrt von der afrikanischen Küste nach Hellas, worin also alle übereinstimmen, erzählten die Epiker kurz. Die Aufgabe war gelöst, das goldene Vließ war zurückgebracht — freilich nicht zum Glück des Pelias. Er, der Heros des Flusses im Kiesbett (*πέλα* Kiesel, *πελιας*), wurde durch die Zauberkünste der Heroine der aufsteigenden Dämpfe in einem heißen Kessel gekocht, und fand seinen Tod zwar nicht durch den Jason, aber durch die von ihm mitgebrachte Medeia, welche noch die Heldin einer Anzahl Mythen wurde, schließlich ihre Nebenbuhlerin durch ein vergiftetes Gewand verbrannte, ihre eigenen Kinder tödtete und ihrem Wesen entsprechend auf einem von der Sonne empfangenen Wagen sich in die Lüfte erhob. Die Argo aber ankerte schließlich vor der oben erwähnten kleinen Stadt Tiphä, der Heimat des Steuermanns Tipheus. — So war der Kreislauf der Argofahrt beendet, um im nächsten Frühjahr wieder von vorn anzufangen. Der religiöse Mythos stellte das stets Wiederkehrende als Ein Mal geschehen dar, die Bewegung in der Natur als gewollte Handlung. Nur in den Festen während des Jahres feierte man die Wiederkehr. Wir aber im Norden erfahren jeden Sommer mehr oder weniger den Durchzug der Argonauten mit dem goldenen Vließ, während

Digitized by Google

sie von Hellas fern bleiben, bis die Nephele sich wieder dem Athamas vermählt. Ohne die Rückkehr des goldenen Vließes und der Argosnässe hört alle Vegetation und alles Leben auf, und Alle sind dem Hungertode preisgegeben. Der Mythos und seine Symbole haben einen würdigen und wahren Inhalt, und mit Recht sang Homer (Odyss. 12, 70): „Argo die allen ersehnte, die heimwärts fuhr vom Aietes".

Digitized by Google

Theodor von Schön.

Von

Franz Kühl.

— Königsberg. —

Immer und immer wieder wendet sich die öffentliche Aufmerksamkeit jenen traurigen Tagen zu, wo die napoleonische Zwingherrschaft auf Deutschland lastete, wo es schien, als ob der Name der Deutschen aus der Zahl der lebenden Nationen weggestrichen werden sollte. Beständig mehren sich die Veröffentlichungen, welche uns neue Aufschlüsse über jene denkwürdige Epoche und die handelnden Persönlichkeiten darbieten, aber weder das Interesse der Forscher, noch das des größeren Publikums zeigt auch nur die geringste Spur von Ermattung. Im Gegentheil, es scheint fast, als ob alles Neue, das wir erfahren, das Verlangen nach weiterer Kunde nur noch vermehre. Begreiflicherweise ist es die preußische Geschichte, welcher am meisten Antheil entgegengebracht wird. Denn — von allem Anderen abgesehen — so merkwürdig auch die großen inneren Umwälzungen sind, welche sich damals in dem übrigen Deutschland vollzogen, so müssen sie doch sowol dem Sinne nach, in dem sie ausgeführt wurden, als der Wirkung nach, die sie hervorbrachten, weit hinter der gleichzeitigen Reformbewegung in Preußen zurücktreten. Es wird nicht zu viel behauptet sein, wenn man es ausspricht, daß jene unglücklichste Zeit des preußischen Staats zugleich die glorreichste in seiner Geschichte gewesen ist. Welche tiefeinschneidenden Wandlungen wurden damals vollzogen, welche Aufgaben gelöst, welche Ziele gesteckt! Die Bestrebungen von damals sind auch heute noch nicht veraltet und bei dem langsamen Gange, welchen seitdem unsere Entwicklung genommen hat, so rasch sich auch in unseren Tagen die äußeren Ereignisse gefolgt zu sein scheinen, wird wol noch ein volles Menschenalter vergehen müssen, ehe Alles verwirklicht ist, was damals Einsicht und Vaterlandsliebe geplant. Ob aber mit der wachsenden Erkenntniß

Digitized by Google

der Thatsachen aus jener Epoche und ihres allgemeinen Zusammenhanges auch die Einsicht in das Wesen der handelnden Personen gleichmäßig fortgeschritten sei, darüber ließe sich streiten. Werden doch die Ansichten und Urtheile darüber stets eine gewisse individuelle Färbung tragen müssen und werden Liebe und Haß hier doch noch viel eher das Auge selbst Desjenigen zu blenden vermögen, welcher sich bewußt ist, nur nach der reinen Wahrheit zu streben, als bei der Feststellung der nackten Thatsache, dessen, was geschehen ist. So wird denn vielleicht der Versuch nicht unwillkommen sein, hier das Andenken eines Mannes zu erneuern, der in den Bewegungen jener großen Zeit mitten inne gestanden und später durch eine lange und reich gesegnete Wirksamkeit seinen Namen mit der Geschichte der größten Provinz des preußischen Staates auf das Innigste verbunden hat, Theodor von Schöns.

Zwar das Leben Schöns historisch zu erfassen, alle Seiten seiner Thätigkeit genau festzustellen und zu begrenzen, dazu reicht das Material, welches der Oeffentlichkeit vorliegt, nicht aus. Aber um das Wesen des Mannes zu erkennen, dazu genügt es. Die vier Bände, welche bis jetzt von seinem schriftlichen Nachlaß dem Druck übergeben worden sind, gestatten, von Wenigem und Geringfügigem abgesehen, auch dem, welchem nicht mehr das Glück zu Theil geworden ist, ihn persönlich zu kennen, einen vollen und tiefen Einblick in seinen Charakter. Die Publication entspricht freilich nicht allen Anforderungen, die man billiger Weise stellen könnte, wir haben jedoch allen Grund, dem Herausgeber dankbar zu sein, daß er uns gegeben hat, was er zu geben vermochte, statt uns noch länger auf die Veröffentlichung so kostbarer Aufzeichnungen harren zu lassen. Es gibt allerdings, wie ja wol auch dem größeren Publikum bekannt ist, verschiedene Ansichten über den historischen Werth dieser Papiere. Es hat sich ein lebhafter Streit darüber entsponnen; für mich persönlich einer der unerquicklichsten, denen ich begegnet bin. Mir wenigstens haben diese Verhandlungen stets einen ähnlichen Eindruck gemacht wie die zwischen Sachwaltern vor Gericht; man sehnt sich hinweg aus dieser schwülen Atmosphäre nach der reinen Luft unbefangener historischer Betrachtung. Aber ich möchte doch — um meinen Standpunkt von vornherein zu bezeichnen — nicht verhehlen, daß mir überall, wo ich in der Lage war, nachzuprüfen, die Vertheidigung stärker erschienen ist, als der Angriff. Andere Betrachtungen, zu denen diese Polemik Veranlassung geben könnte, scheint es an diesem Orte angemessener, zu unterdrücken. Nur einen Punkt ist es vielleicht zweckmäßig, noch besonders hervorzuheben. Wer eine wichtige Epoche in der Geschichte eines Staates zuerst im Zusammenhange darstellt, der wird als Historiker vielfach gegen die Späteren im Nachtheil sein, denn die Quellen werden ihm in der Regel weniger reichlich fließen, als seinen Nachfolgern. Aber Eines hat er vor ihnen voraus. Er schafft die populäre Tradition; das Bild, welches sich ihm ergab, so einseitig und

Digitized by Google

individuell gefärbt es auch sein mag, wird das herrschende. Man wird daher zunächst immer geneigt sein, später zu Tage kommenden Quellen und Auffassungen, welche seiner Darstellung widersprechen, das lebhafteste Mißtrauen entgegen zu bringen, während es doch nicht immer ein ungünstiges Zeichen für den Werth einer historischen Quelle ist, wenn sie mit der gemeinen Ueberlieferung nicht übereinstimmt.

Indessen die Leser brauchen nicht zu befürchten, daß sie in diese Fehden verwickelt werden sollen. Nur in wenig Fällen wird es für unsern Zweck nöthig sein, bestrittene Thatsachen heranzuziehen. Eine unbefangene Charakterzeichnung Schöns kann aber vielleicht wieder ihrerseits nach ihrem bescheidenen Theil dazu beitragen, die Anschauungen über den Werth dessen zu klären, was man als Schöns Memoiren bezeichnet hat.

Bestimmend für den Charakter Schöns als Mensch wie als Staatsmann sind zwei Dinge gewesen: seine Königsberger Studienzeit und seine große Reise. Er hat sich im Einzelnen nachher noch weiter entwickelt, er hat nie aufgehört, Neues zu lernen, er ist klarer, einsichtiger, reifer geworden, aber er war im Wesentlichen mit seiner Bildung fertig, als er aus England zurückkehrte. Die Einsichten und Anschauungen, die er bis dahin gewonnen, sie haben ihn durch's Leben geleitet. Wie umfassend, wie erhaben und andererseits wie tief eindringend mußten sie sein, wenn das möglich war, ohne daß er jemals hinter den Aufgaben der Zeit, hinter den höchsten Ideen, die sie beherrschten, zurückblieb! Es war freilich eine Bildung, die er genossen, wie sie wenigen Staatsmännern überhaupt, keinem seiner Zeit zu Theil geworden ist.

„Mein Vater war ein gebildeter Mann", sagt er bezeichnend genug im Eingang seiner ersten Selbstbiographie, aber er war mehr als das, er war ein Freund Kants. Der große Weise übernahm die Leitung der Studien des frühreifen Jünglings, und Schön wurde, nach einem Ausdruck Rankes, zwar nicht wissenschaftlich, aber praktisch sein größter Schüler. Es ist zunächst seine tiefe philosophische und allgemein wissenschaftliche, nicht blos auf die Gegenstände seines Fachs gerichtete Bildung, welche er Kant verdankt. Das weitgehende Interesse an jedem Fortschritt menschlicher Erkenntniß, die hohe Achtung vor der Wissenschaft als solcher und das innige Verständniß, das er ihr entgegenbrachte, die beständige Beschäftigung mit der schönen Literatur, was Alles bei ihm weit tiefer ging, als gemeiniglich in seinen Kreisen, wo man dergleichen vielfach zu treiben pflegt nicht aus innerem Bedürfniß, sondern als eine Art von Zierrath an dem Ernste des Daseins, das Alles dürfen wir wol auf den Einfluß Kants zurückführen. Die letzten und höchsten Fragen, zu denen alle Philosophie führt, sie haben Schön all sein Lebelang beschäftigt. Der Referendar bei der Königsberger Kammer verhandelte mit seinem Freunde Fichte über den Offenbarungsbegriff und die Beweise für das Dasein Gottes, der Greis studirte Feuerbachs Wesen des Christen-

Digitized by Google

thums. Und ebenso geht auf Kant zurück, wenn es auch durch den Verkehr mit Fichte gefestigt und ihm selbst wol erst zum Bewußtsein gebracht wurde, die Art, wie er die Dinge und das Leben anschaute, das Ausgehen von Ideen, die Erhabenheit über den „Notizenkram", das Regeln jeder Sache nach Principien, ohne sich durch zufällige oder vorübergehende Aeußerlichkeiten, wie sie den Kern der Sache zu verhüllen pflegen, irre machen zu lassen. Die Weisheit, stets das zu thun, was der Augenblick erfordert, war nicht seine Weisheit; es war sein Bestreben, „nicht dem Augenblick zu leben, sondern der Idee", und zu dieser suchte er überall vorzudringen. Ich glaube, kein Substantiv kommt in seinen Aufzeichnungen so häufig vor, als das Wort Idee. Es war ihm das eigentliche Hauptwort. Es war ihm aber auch die Hauptsache. Nichts ist ihm widerwärtiger, als Ideenlosigkeit, das Kramen in historischen Reminiscenzen, statt auf die Sache selbst zu sehen, sein heutiges Handeln nicht durch das bestimmen zu lassen, was gut und zweckmäßig ist, sondern durch das, was man selbst oder ein Anderer gestern gethan hat. „Wo Gedanken fehlen, da greift man immer nach Erfahrung," meint er einmal. Aber es galt ihm nicht nur selbst der Idee zu leben, sondern auch der Gemeinheit zu trotzen. „Das Wesen meines Lebens ist ein Sturm auf Ideenlosigkeit und Gemeinheit gewesen," schrieb er in späten Jahren an Varnhagen von Ense, und es ist die lautere Wahrheit. Er war kein Mann der Compromisse, weder im Leben noch in der Wissenschaft. „Man muß A und non A sagen können," war seine Ueberzeugung. Die stolze Antwort, die er Friedrich Wilhelm IV. geben ließ, Se. Majestät könne über seinen Kopf disponiren, aber nicht über seinen Charakter, sie ist Nichts als der correcte Ausdruck seines ganzen Bewußtseins.

Aber er hatte auch Vertrauen auf die Idee. Ihre Macht war ihm unendlich, und er war überzeugt, wenn man nur etwas unbedingt Gutes, welches zeitgemäß sei, vorhabe, so könne man gewiß auf Beistand von allen Seiten rechnen. Und sein Vertrauen hat sich oft und glänzend bewährt. Er führt als ein Beispiel die Wiederherstellung von Marienburg an; kaum eines erscheint aber wol so schlagend, als jenes Gespräch mit dem polnischen Edelmann aus Westpreußen, der zu Schön kam, um sich zu beschweren, daß er seinen Bauern eine Schule bauen solle, während er doch ein Edelmann sei, und der von ihm fortging mit dem Entschlusse, die Schule zu bauen, weil er ein Edelmann sei.

Kantisch ist auch die Ethik Schöns, wieder freilich stark beeinflußt durch Fichte. „Du mußt, weil Du sollst," bekennt er als Grundsatz. Und kantisch scheinen seine religiösen Anschauungen sein ganzes Leben hindurch geblieben zu sein. Er hielt es für eine Aufgabe des Staates, Gottesfurcht im Volke zu nähren, aber nicht, wie wol Andere gethan haben, als ein Machtmittel für die herrschenden Classen. Die Aufklärung der Nation deshalb weniger zu befördern, weil dadurch der Geist des Zwei-

Digitized by Google

fels geweckt würde, lag ihm fern. Er scheint einen vernünftigen Volksglauben für einen Ersatz der Philosophie gehalten zu haben, welche doch nicht Allen zugänglich ist. Von ihm selbst darf man wol sagen, daß er in dieser Rücksicht ein Kantianer stricter Observanz war. In den Verdacht, ein Atheist zu sein, ist er nie gekommen. Für ihn waren die Antinomien der reinen Vernunft kein Hinterpförtchen, sondern das große Prachtthor, das zu seines Vaters Hause führte. Die Kirche dagegen dürfte er als eine äußere Form betrachtet haben, entstanden in der Zeit, wandelbar und vergänglich in der Zeit, ohne eigenen und eigenthümlichen Werth. Vor Allem, was an Frömmelei streifte, hatte er einen gründlichen Abscheu und nicht minder vor aller Theologie, die sich aufdringlich in den Vordergrund drängt und womöglich gar Leben und Staat mit ihrem Firniß überziehen will.

Und nun erwäge man noch den Einfluß der Staatslehre Kants. Es hat allezeit eine Richtung gegeben, der sie außerordentlich unbequem war, und noch ganz neuerdings hat sie Jemand dadurch herabsetzen zu können geglaubt, daß er sie als einen Ausfluß Rousseauscher Theorien bezeichnete. Es ist das nur ein Beweis davon, was unsere Zeit zu ertragen vermag. Welche politische Gedankenatmosphäre Kant in Königsberg verbreitet, zeigt nichts deutlicher, als die neulich wieder hervorgezogene Schrift eines so loyalen Mannes wie Morgenbesser. In dem Fridericianischen Preußen mußte diese Königsberger Richtung theoretisch im schroffsten Gegensatz stehen, wenn sie gleich praktisch zugeben mußte, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine andere Regierungsform unmöglich und fast undenkbar sei. Was Schön hier ergriff, war vor Allem die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, die Idee der persönlichen Freiheit zu verwirklichen, eine Ueberzeugung gegründet auf die Achtung vor der Würde des Menschen, wie auf die Einsicht in ihre Unentbehrlichkeit für einen wirklichen Staat. Ein glühender Haß gegen alle Sclaverei, gegen Alles, was die angeborenen und unveräußerlichen Rechte des Menschen verletzte, lebte in seiner Brust; wenn er sich der Herrlichkeit Griechenlands ganz hingab, so vermochte er doch nie über den schwarzen Schatten hinwegzukommen „der Sclave ist ein lebendiger Hausrath" oder wie er es weniger correct ausdrückte: „Servus est res." Schon Kant — und er kann als der erste — hatte die Erbunterthänigkeit als einen Schandfleck des preußischen Staates bezeichnet, Schön selbst trat sie nachher in Schlesien in ihrer schlimmsten Gestalt vor Augen. Ihre Beseitigung war seitdem ein Hauptziel, das er sich gesteckt, aber er schien nach seinem eigenen Ausdruck Arabisch zu den Leuten zu sprechen, die Nichts davon verstanden noch davon verstehen wollten. Erst nach dem Tilsiter Frieden erlebte er den Triumph seiner Idee, und auf Nichts ist er mehr stolz gewesen, als daß er hier als eine Art Sprachrohr für die bei allen Bessern allgemein verbreitete Meinung auftreten konnte. Mehr aber als

Digitized by Google

ein solches Sprachrohr gewesen zu sein, hat er in dieser Frage niemals in Anspruch genommen.

Neben Kant preist Schön als seinen „herrlichen Lehrer" Kraus. Kraus ist der erste Lehrer der Staatswissenschaften in Deutschland gewesen, der sie von einem höheren, als dem cameralistischen Gesichtspunkte aus auffaßte. Er hat das System von Adam Smith in Deutschland eingebürgert, mit unübertroffener Klarheit dargestellt und aus dem Schatz seines Wissens und seiner Einsicht in vielen Punkten erläutert, modificirt und verbessert. Auch er war ein Mann der Ideen und zugleich wie Wenige geeignet, zu erkennen, wie diese Ideen auf das Leben anzuwenden und den gegebenen Zuständen mit möglichst großer Schonung anzupassen seien. Von Kraus stammt die staatswirthschaftliche Bildung Schöns, und die Größe des Lehrers zeigte sich auch in diesem Falle namentlich darin, daß er den Schüler nicht an seine Lehren festbannte, sondern daß er ihm als werthvollste Gabe den Trieb und das Bedürfniß einflößte, selbständig weiter zu denken und weiter zu lernen. Die nationalökonomischen Grundsätze Schöns zu erörtern, die Art zu kennzeichnen, wie er sie anwandte, ist hier nicht der Ort; er ist bekanntlich auch als Schriftsteller auf diesem Gebiete aufgetreten. Daß er durch seine Ansichten vielfach in Gegensatz zu andern Staatsmännern gerieth, denen er sonst nahe stand, ließe sich erwarten, auch wenn man es nicht wüßte. Nichts kann in dieser Hinsicht bezeichnender sein, als seine Bemerkungen über den Hardenbergschen Finanzplan von 1810, daß der Staatskanzler „gleich Anfangs von Geldmangel und anderen unwissenschaftlichen Dingen" ausgegangen sei. Nur die Auffassung mag es hier gestattet sein zurückzuweisen, welche Schön die Grundsätze der sogenannten Manchesterschule zuschreibt. Es läßt sich im Gegentheil nachweisen, daß er z. B. Zoll- und Verkehrspolitik nicht blos vom wirthschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtete, sondern sie in Zusammenhang stellte mit allen andern Aufgaben des Staats, wie er denn, obwol selbst ein Freihändler, sogar das russische Prohibitivsystem billigte, insofern es danach strebe, den fehlenden Mittelstand zu erzeugen.

Mit dieser theoretischen Ausbildung trat der junge Mann in den Staatsdienst; daß ihm der herrschende Schlendrian nicht behagte, wer möchte sich darüber wundern? So reiste der Entschluß zu einer großen Reise, anfangs ohne daß ein bestimmterer Zweck damit verbunden war, als der, die Welt kennen zu lernen. Schön besuchte die westlicheren preußischen Provinzen, Hannover, Hessen, Sachsen und Schlesien. Seine Anschauungen wuchsen, der Verkehr mit ausgezeichneten Männern eröffnete ihm neue Gesichtspunkte, er lernte Vieles praktisch kennen, von dem er bis dahin nur theoretisch gewußt hatte. Die fruchtbarsten Vergleiche drängten sich in Menge auf. Aber entscheidend wurde sein zwölfmonatlicher Aufenthalt in England. Sein Freund Weiß hatte die Idee dazu

Digitized by Google

angeregt; er schlug Schön vor, zusammen dorthin zu reisen, weil dort Richtungen und Meinungen vorwalteten, welche von denen im größten Theil der civilisirten Welt abwichen. Die Vorbereitungen zu dieser Reise leitete Lichtenberg. Wer mehr von Lichtenberg weiß, als daß er Professor der Physik in Göttingen und einer der glänzendsten humoristischen Schriftsteller war, wird das zu würdigen wissen. England und sein öffentliches Leben haben in dem Deutschland des 18. Jahrhunderts, welches ein öffentliches Leben nicht kannte, zwei große Apostel gehabt, Georg Forster und Lichtenberg, beide verwandt in ihren Anschauungen, aber Jeder eine andere Seite in den Vordergrund stellend, der Eine mehr die politische Freiheit betonend, der Andere die großartige Bewegung des socialen Körpers. Und wie Forster eingewirkt hat auf Alexander von Humboldt, so Lichtenberg auf Schön. „Es gibt viele Leute, die Postpferde nehmen," hat ein geistreicher Franzose gesagt, „aber wenige, die reisen," eine Erfahrung, welche sich im Zeitalter der Eisenbahnen nur noch schneidender aufdrängt. Schön verstand zu reisen und die Reise machte so zu sagen einen neuen Menschen aus ihm. Hören wir ihn selbst! „England stellte mir," sagt er in seiner ersten Selbstbiographie, „in Beziehung auf Staat, Theilung der Gewalten, Staatseinrichtungen, Justiz und Finanzwesen größtentheils das vor Augen, was die Wissenschaft bis dahin mir gezeigt hatte. Durch England wurde ich erst ein Staatsmann. Wo der Mann, den wir als Bauer bezeichnen würden, über die gesetzgebende und vollziehende Gewalt klar spricht und die Nothwendigkeit der Trennung derselben einsieht, wo der Arbeiter, welcher die Rüben behackt, mir mit Freude zurief, daß er gelesen habe, mein König würde nun auch mit England verbunden der Coalition gegen Frankreich beitreten, da ist im vollkommensten Sinne des Worts: öffentliches Leben. ... In keinem Lande von Europa ist die Achtung gegen den Menschen und dessen Rechte so groß, als in England ... und die Privatmeinung hilft hier den öffentlichen Gesetzen zur Sicherung der unveräußerlichen Menschenrechte noch nach. Die Gleichheit vor dem Gesetze hemmt alle Anmaßung der höheren Stände und die Theilnahme an der Rechtsverwaltung veranlaßt nicht allein Selbständigkeit und Stärke des Charakters, sondern verbreitet auch eine Gesetzkenntniß und eine Kenntniß der gerichtlichen Formel, wie sie in keinem Lande Europas anzutreffen ist." Die Reise machte Schön „klar über Staat und Volk". Nicht am Wenigsten über die Stellung des Königthums. Das monarchische Princip verstand sich für den Preußen von selbst, aber erst in England lernte Schön es philosophisch begreifen. Der König ist ihm eine hohe Idee, aber er weiß ihn abzusondern von der Person des Menschen, der die Krone trägt. Und diese Idee des Königs kann in einem großen Staate nur verwirklicht werden, wenn ihn ein in Einheit handelndes und dem Geiste, der Bildung und dem Charakter der Mitglieder nach in Achtung stehendes

Digitized by Google

Ministerium umgibt und eine Repräsentation des Volkes ihm zur Seite steht. „Der Satz: der König kann thun, was er will, ist der feindseligste für einen Souverain, der gedacht werden kann. Im rohen Zustande übersehen die Völker Willkür, ja Grausamkeit, wird es aber im Volke Tag, so werden jene beiden Institutionen aus dem Interesse des Monarchen und aus dem intellectuellen und moralischen Standpunkte des Volkes von selbst hervorgehen und keine Macht der Erde kann ihre Entstehung verhindern." Wie ihm das englische Königthum als ein Ideal erschien, so auch die englische Aristokratie und zwar wegen der bedeutsamen Stellung, die sie zwischen König und Volk einnimmt und wegen der untrennbaren und sich immer erneuernden Verbindung, in welcher sie mit dem letzteren steht. Schön gab sehr wenig auf den Adel, er war ihm ein nothwendiges Product des niedern Culturstandes des Volkes und schien ihm in der Gegenwart nur noch Bedeutung zu haben, wenn er als Kern des öffentlichen Lebens und als Bewahrer wie der Rechte des Thrones, so der Freiheit des Volkes dastehe. Die künstlichen Galvanisirungsversuche abgelebter Institutionen fand er mehr als lächerlich. Das Werthvollste aber, was Schön von seiner englischen Reise mitbrachte, blieb immer die Anschauung eines freien Volkes, das sich selbst regiert, mit einer einflußlosen Bureaukratie, wo durch die freie Bewegung aller Kräfte das Gute gleichsam von selbst zum Durchbruch kommt, gefördert sogar durch den Widerstand, den es findet.

Es war ein furchtbarer Contrast, dem sich Schön ausgesetzt sah, als er unmittelbar nach seiner Rückkehr von London als Kriegsrath in das verkommene Nest Bialystok versetzt ward. Aber für seine Entwicklung war es nicht ohne Werth. Er war ja rein theoretisch gebildet und seine langjährige Reise hatte ihn erst recht „auf die allgemeinen Verhältnisse gestellt". Lebensklugheit hatte er, seinem eigenen Geständniß zufolge, aus Cicero de officiis gelernt, einem Buche freilich wie geschaffen für einen Staatsmann, der lernen will, die Anforderungen der Ethik mit dem Handeln in der Welt zu vereinigen. Selbständig thätig war er im Staatsleben noch nie gewesen. Der Minister von Schrötter verstand es, in die Entwicklung des werdenden Staatsmannes mit richtigem Blicke einzugreifen; wie er ihn früher eine Weile auf's Land geschickt hatte, um sich eine praktische Kenntniß bäuerlicher Verhältnisse zu verschaffen, so versetzte er ihn jetzt in diese kleinen und kleinlichen Zustände, wo er zu den ersten Grundlagen des Staatslebens zurückgeführt wurde. Es war eine Zeit der Contemplation und nicht von langer Dauer. Bereits 1802 ward Schön in das Generaldirectorium in Berlin berufen und nun „ging ihm das Leben in der Staatskunst praktisch auf". Aber eine Wirksamkeit im Großen ward ihm doch erst nach der Katastrophe von Jena zu Theil. Die Jahre 1807 und 1808 sind ihm allezeit als der Glanzpunkt seines Lebens erschienen, weil es damals wirklich möglich war, von Ideen

Digitized by Google

auszugehen und weil von den höchsten Begriffen des Staatslebens in der That ausgegangen wurde. Der Antheil Schöns an der Gesetzgebung jener Jahre ist ein höchst bedeutender, in manchen Punkten entscheidender gewesen; es ist indessen nicht meine Aufgabe, auf die Fragen, welche sich hier aufdrängen, näher einzugehen. In den Hauptsachen waren die leitenden Staatsmänner wesentlich einig, im Einzelnen gingen sie vielfach auseinander und auch die Gründe waren verschieden, welche einen jeden dieselbe Maßregel als nothwendig erkennen ließen. Schön selbst hat später bemerkt, bei der Betrachtung dieser Epoche nehme der Preuße mit Stolz wahr, wie hier alle Ideen der französischen Nationalversammlung durchgeführt seien, nur mit dem Unterschiede, daß in Frankreich Empörung und Aufruhr und Verbrechen aller Art die Entwicklung begleiteten, weil man dem Verstande dabei sein Recht nicht zugestanden hatte, bei uns aber die Idee unmittelbar und allein durch ihre Macht und Herrlichkeit in's Leben treten konnte, weil dabei dem Verstande die ihm gebührende Ehre gegeben war. Denn von oben sollte nach seiner Meinung in Preußen die Revolution kommen, vom König sollte der Umschwung ausgehen; nicht zerbrechend, sondern auflösend sollte gewirkt werden. Daß nicht Alles erreicht wurde, was Schön erstrebte, ist bekannt; ich möchte namentlich darauf hinweisen, daß seine Vorstellungen, wie Heer und Volk mit einander in Verbindung gebracht werden sollten, niemals verwirklicht worden sind. Altenstein äußert in einem Briefe an Hardenberg vom Jahre 1808, Schön habe kein Attachement an den König, wohl aber die Idee der Gewalt des Volkes. Das ist eine Auffassung, die vielleicht nur der augenblicklichen Stimmung entsprungen, jedenfalls einer unbefangenen Betrachtung gegenüber nicht haltbar ist. Altenstein hatte eben von der Stellung des Königs zum Staate und zum Volke andere Anschauungen, als Schön und eine geringere Meinung von der Leistungsfähigkeit eines freien und patriotischen Volkes, als dieser. Und nicht minder unhaltbar ist die neuerdings hervorgetretene Ansicht, als habe Schön die historischen Grundlagen des Staates mißachtet, als sei er unfähig gewesen, das historisch Gewordene in seiner Bedeutung zu verstehen. Im Gegentheil, er ist eher ein historischer Grübler zu nennen, er sucht die Charaktere aus ihrem Entwicklungsgange, die Zustände der Staaten aus ihrer Geschichte zu begreifen; überall geht er darauf aus, die Gegenwart „in den Gang der Weltordnung einzuordnen". Was er aber allerdings nicht konnte, das war zu begreifen, daß etwas erhalten werden müsse, weil es historisch erwachsen sei, daß etwas gut sei, weil es lange bestehe. Als sein eigentliches politisches Programm hat er immer das sog. politische Testament Steins festgehalten. Diese Staatsschrift ist unzweifelhaft von Schön verfaßt, es sind seine Ideen, die sich darin aussprechen, er hat sich als Verfasser in einem Moment und auf eine Weise bekannt, die jeden Gedanken an Popularitätshascherei ausschließen: es ist kein Grund vorhanden,

Digitized by Google

seine Mittheilungen über die Entstehung derselben zu bezweifeln. Stein hat sie unterzeichnet und dadurch mit zu seinem Eigenthum gemacht, das gehört mit zu *seinem* Ruhm. Es sind drei Texte dieses Aktenstückes bekannt, vielleicht gibt es noch mehr. Die Abweichungen sind unbedeutend, blos redactioneller Art; es wird schwer festzustellen sein und ist im Grunde gleichgültig, ob wir eigene Correcturen Steins in einer der beiden erhaltenen Reinschriften vor uns haben. Aber wie war überhaupt das Verhältniß Schöns zu Stein? Liegt eine Veranlassung für die Verehrer Steins vor, ihn gegenüber den Urtheilen zu vertheidigen, die Schön über ihn gefällt hat? Man wird doch kaum umhin können zu sagen: Schön ist dem großen Manne nicht vollkommen gerecht geworden. Es ist freilich kein bewußt ungerechtes Urtheil, das er fällt, am Wenigsten ein vom Neid dictirtes, und faßt man Alles zusammen, was Schön zu verschiedenen Zeiten über Stein geäußert hat, so ist er ihm ein genialischer Mann von eigenthümlicher und bewundernswerther Größe. Aber es ist nicht das Auge der Liebe, mit dem er ihn anschaut. Selten mag es auch in der That zwei Naturen gegeben haben, die sich antipathischer waren, während sie doch zusammen nach demselben Ziele hinwirkten, und diese Antipathie mußte bei Schön um so klarer zum Bewußtsein kommen, je weiter die Jahre gemeinsamen Wirkens zurücklagen. Der Reichsfreiherr vom und zum Stein war stolz auf den Adel und wollte ihm eine leitende Rolle bewahren, Schön war ein Politiker des dritten Standes; Steins Staatsideal war stark mittelalterlich gefärbt, Schön lebte in den Ideen der neuen Zeit; der Eine hatte ein Christenthum, das er angenommen auf die Autorität früherer Jahrhunderte hin, und einen starken Hang zur Mystik, der Andere war ein Kantianer; jener handelte aus Instinkt, sein Geist erfaßte und entzündete blitzartig, dieser ging vom Begriff aus, ruhige Klarheit war sein Wesen; Stein war historisch, Schön war philosophisch gebildet. Und auch den kleinen Zug wollen wir nicht vergessen, daß Stein 1808 noch nichts von Goethe kannte und als man ihn dazu brachte, den Faust zu lesen, im Grunde weiter nichts davon zu sagen wußte, als daß dies ein unanständiges Buch sei, was ihn freilich nicht verhinderte, sich den damals noch nicht erschienenen zweiten Theil auszubitten.

Und dazu kam noch etwas Anderes. Schön ist ein Preuße durch und durch, auch die deutschen Dinge immer wesentlich vom preußischen Standpunkte aus ansehend, mit einer gewissen Abneigung gegen die Ausländer, welche, wie er meinte, „unser Volk nicht verstehen", von anerzogener und nie verleugneter Anhänglichkeit an das königliche Haus. Stein ist ein Mann ohne jede Ader specifisch preußischer Gesinnung, er fühlt sich als Deutscher schlechtweg; er ist in den preußischen Staatsdienst getreten, weil Preußen die Interessen Deutschlands, wie er sie auffaßte, in die Hand genommen; alle deutschen Dynastien, die preußische miteingeschlossen, sind ihm zwar nicht praktisch, aber im Princip gleichgültig.

Digitized by Google

Dieser letzte Gegensatz ist einmal ganz schroff zu Tage getreten, im Januar 1813. Stein hatte nur das deutsche und das allgemein europäische Interesse im Auge, aber er übersah, wie die Art seines Auftretens das specifisch russische befördern mußte; indem Schön ihm vom preußischen Standpunkte aus entgegentrat, war der Conflict da. Die Art aber, wie er sich löste, gehört zu den schönsten Ruhmestiteln beider Männer. Schön setzt nun die Größe Steins darin, daß er „mit einem eminenten Geiste einer mit dem Herzen aufgefaßten Idee gelebt habe, nämlich der des Vaterlandes, und dieser mit ganzer Seele und mit vollem Gemüthe und unbedingt, mit gänzlicher Verleugnung seiner Person." „Dies," so sagt er, „ist seine Größe, vor der ich mich beuge." Allein dabei hat er ein Moment vielleicht gefühlt, aber nicht völlig begriffen, das Titanische in Stein, die rücksichtslose Energie seines Charakters. Man kann Schön Recht geben, wenn er sagt, daß die Ursache zu Steins erster Entlassung ein kleinlicher Streit gewesen sei; aber hätte Stein ebenso gedacht, so wären die Pläne der Immediatcommission vielleicht niemals zur Ausführung gekommen, und es ist nicht, wie man gesagt hat, ein politischer Fehler Schöns gewesen, daß er 1807 nicht selbst die Leitung des Staates übernahm, sondern der Entschluß ging hervor aus einer klaren Würdigung dessen, was die Lage forderte.

Denn Schöns Energie war doch zum guten Theil eine Energie der Resignation. Er harrte der guten Zeit, er war der Mann, sie vorzubereiten und sie zu erfassen, sobald sie gekommen war oder gekommen zu sein schien, aber er war kein Stürmer und Dränger, der das Alte über den Haufen wirft. Das hängt zusammen mit der trüben Grundstimmung seines Gemüths. Er war ein Optimist, aber nicht aus angebornem Gefühl, sondern aus Erwägungen des Verstandes, von Natur war er der ausgesprochenste Schwarzseher, Dingen wie Menschen gegenüber. In seinen späteren Jahren hat er diese Neigung zur Hypochondrie richtig erkannt und redlich mit Kantischer Philosophie und Sauerkraut bekämpft, aber sie läßt sich bis in die früheste Zeit seiner amtlichen Wirksamkeit zurückverfolgen. Die schlimme Seite fiel ihm leicht zuerst in's Auge, und das Ideenlose in den Dienst der Idee zu zwingen, ward ihm schwer. Er hatte in seinem Verkehr nicht ganz den sittlichen Rigorismus Niebuhrs, aber es war nicht leicht für ihn, in Kreisen zu verkehren und zu wirken, die er für frivol und verderbt hielt. In solchem Falle zog er es vor, sich zurückzuziehen. Er mochte nichts von seiner sittlichen Persönlichkeit auch nur zeitweise opfern, um seine Zwecke, und wären es die edelsten gewesen, zu erreichen. Den inneren Kampf zwischen „Weltmann und Dichter" hat er nie gekämpft. Er war allerdings weit entfernt davon, das für einen Vorzug zu halten. Er bewunderte Wilhelm von Humboldt, dem es möglich war, sich in jede Gesellschaft hinein zu begeben, mit jeder und in jeder zu wirken, ohne innerlich von ihr be-

Digitized by Google

rührt zu werden. Nichts kann diesen Grundzug seines Temperaments besser erläutern, als seine Tagebücher von 1808 und 1813. Die Urtheile über einzelne Personen, wie sie sich dort finden, eingegeben von den Eindrücken des Augenblicks und von der Information, wie sie der Augenblick bringt, sind schwerlich härter, als Andere sie in derselben Zeit gefällt; man braucht blos an die Stimmung zu denken, der York so oft gegenüber dem Blücherschen Hauptquartier Ausdruck verliehen hat. Bezeichnend für Schön aber ist die düstere Auffassung des Ganges der Dinge überhaupt, das beständige Betonen des Gegensatzes, welcher zwischen den Anschauungen und dem Charakter so vieler der maßgebenden Persönlichkeiten und den Anforderungen der neuen Zeit bestand. Man müßte mit der Geschichte der Folgezeit ganz unbekannt sein, wenn man im Ernst die wenigstens theilweise Berechtigung dieses Standpunktes leugnen wollte, aber es verdient beachtet zu werden, wie Schön selbst diese Stimmungsbilder nachher als solche betrachtete, wie er seine damalige Auffassung milderte und in das rechte Licht rückte, und mir wenigstens will es scheinen, — denn ein vollkommen ausreichendes Material liegt nicht vor, — als ob er mit den Jahren in seinen Urtheilen über Menschen und Dinge immer edler und klarer und objectiver geworden sei.

Beeinflußt mag seine Stimmung auch dadurch sein, daß er mit seiner Bildung, ich will nicht sagen über, aber außerhalb des Niveaus stand, welches der damaligen Entwicklungsstufe des preußischen Staates entsprach. Man braucht sich nur an seine Ansichten über das Militairwesen und an seine geringe Achtung vor den Aufgaben der auswärtigen Politik und vollends vor den Diplomaten zu erinnern. Er wäre ein großer Minister in einem constitutionellen Staate geworden, oder auch unter der Herrschaft eines aufgeklärten Absolutismus im Stile Karls III., aber er war nicht der gegebene Mann für das Preußen Friedrich Wilhelms III. Es lag das freilich nicht zum wenigsten an dem Könige selbst. Ungemessenes Vertrauen hat er Schön entgegengebracht, in den zartesten Angelegenheiten seines Herzens unterwarf er sich seiner Entscheidung; aber ihm einen leitenden Einfluß auf den Staat zu geben, hat dem Könige immer widerstrebt. Er liebte es nicht, Männer dauernd in seiner Umgebung zu haben, deren geistige Ueberlegenheit ihm drückend werden konnte. Und so hoch Schön den König auch stellte, das hat er gefühlt und das empfand er schmerzlich.

Denn ein verzehrender Ehrgeiz oder, wenn man lieber will, ein grenzenloser Thatendrang lebte in dem Manne. Er war sich seines Werthes vollkommen bewußt und auch von gelegentlichen Anwandlungen von Eitelkeit ist er nicht ganz freizusprechen. Aber nicht die Macht, geschweige denn Titel und Rang war es, was er erstrebte. Er war verschiedene Male in der Lage, Minister werden zu können, er hat jedesmal

Digitized by Google

abgelehnt, weil man sein Programm nicht annahm. Er fürchtete, es werde Alles zu nichts führen, als daß er selbst sinke und das wollte er verhüten. So nahm er mit einer bescheidenen provinziellen Wirksamkeit vorlieb, weil er hier nach seinen Ideen verwalten konnte. Es ist merkwürdig, was er als Grund angibt, warum er sich 1809 gerade den Gumbinner Regierungsbezirk zuweisen ließ. Dort sei doch noch die wenigste Verbildung gewesen und er habe mit Recht von den einfachen Menschen die meiste Klarheit erwartet. Das ist keine Rousseausche Ansicht von der Civilisation, sondern einfach die Einsicht, daß es leichter war, dort die Ideen der neuen Zeit zu pflanzen, wo die der alten noch nicht recht Wurzel geschlagen. Ich muß es mir versagen, hier darzulegen, was er für Litthauen, was er später als Oberpräsident für Westpreußen und dann für die ganze Provinz Preußen gethan hat, es erscheint auch kaum nöthig zu einer Zeit, wo die Erinnerung an diese Wirksamkeit Schöns noch nicht erloschen sein kann. Nur die Art, wie er wirkte, lohnt es sich wol in kurzen Zügen zu charakterisiren. Er faßte den Oberpräsidenten als einen Beamten, der ebenso wie der Minister die Verwaltung im Ganzen und im Großen und nur so handhaben müsse, doch von dem Standpunkte der Provinz aus. Seine Hauptbestimmung müsse die Verwaltung des „Departements des guten Geistes" sein, die Controle der Administrativbehörde erscheine daneben als untergeordnet. Zum Gift aber werde der Oberpräsident für die Provinz, wenn er es unterlasse, Ministerialanordnungen, die für die Provinz nicht passen, entgegenzutreten und in jedem solchen Falle seine politische Existenz einzusetzen. „Persönliche Unselbständigkeit," so sagt Schön in seiner zweiten Autobiographie, die eigentlich mehr eine Staatsschrift zur Lehre ist, „steht keinem Beamten wohl an und kann für den Souverain niemals gute Früchte tragen, aber bei dem Oberpräsidenten ist sie die Sünde wider den heiligen Geist, welche weder in diesem noch in jenem Leben verziehen werden kann." Und da ihm Preußen als ein Staat mit protestantischen Unterthanen nur in der Intelligenz seine Basis zu haben schien, so war es die Hebung der Intelligenz, die er in erster Linie verfolgte. Er hat sich in der verschiedensten Weise der Aufklärung des Volkes angenommen; die Gründung einer Bibliothek und einer Zeitung gehörten zu seinen ersten Handlungen in Litthauen. Mit Stolz konnte er auf die 400 neuen Schulen in Westpreußen hinweisen, die unter seiner Verwaltung entstanden waren, auf die Blüthe der Universität und der Gymnasien, auf die Anfänge der Realschulen, auf die politische und humane Bildung, durch die sich die Provinz auszeichnete. Diese Seite seiner Thätigkeit war ihm geradezu Herzensbedürfniß. Denn ein allgemein wissenschaftlicher, polyhistorischer Trieb war immer in ihm rege. Er lebte mit allen Ständen; seit er Arnau erworben, war er ein rechter Landwirth geworden; der Umgang mit dem gebildeten Kaufmann war ihm vorzugsweise angenehm: aber am liebsten war ihm doch der

Digitized by Google

Verkehr mit Gelehrten. Er sah es gern, wenn er in die Probleme auch solcher Wissenschaften eingeführt wurde, welche ihm an und für sich fern lagen; um Lebende nicht zu nennen, sei es gestattet, nur auf seinen Verkehr mit Meineke, Bessel und dem Mathematiker Jacobi hinzuweisen. Seine Beziehungen zur Universität waren ihm über Alles theuer und es wird behauptet, daß es wesentlich mit an der Persönlichkeit Schöns gelegen habe, daß von den großen Gelehrten, welche damals die Zierde der Königsberger Hochschule ausmachten, keiner einem Rufe nach auswärts, so lockend sie auch oft waren, gefolgt ist. Aber Schön vergaß doch auch niemals, daß er Staatsmann sei und kein Gelehrter. Er hatte zu viel Achtung vor der Wissenschaft, um sich ihr gegenüber eine Competenz zuzuschreiben, die ihm nicht zukam und er wußte auch zu würdigen, warum jener alte König seinem Sohn zurief: „Schämst Du Dich nicht, so gut die Flöte zu blasen?" Systematische Studien hat er auf Gebieten, die ihm fern lagen, nicht gemacht. Die Gegenstände mußten ihm entgegengebracht werden, er verlangte Anregung. So hat ihn Meineke zum Studium der Baukunst der Alten geführt, so weckte Grote seine Beschäftigung mit griechischer Geschichte. Aber wie empfänglich er für alles Große war, das bezeugen mehr als Anderes jene fast rührend zu nennenden Worte kurze Zeit vor seinem Tode: „Soll ich denn wirklich sterben, ohne den 12. Band von Grotes „History of Greece" gelesen zu haben?" Das Verständniß für die bildende Kunst ist ihm spät aufgegangen, wie so oft im Norden, aber einmal erweckt, hat es die herrlichsten Früchte getragen; Zeugen deß die Malerakademie in Königsberg und Marienburg.

Es dürfte gegenwärtig ein besonderes Interesse gewähren, zu sehen, wie sich Schön als Verwaltungsbeamter zur katholischen Kirche gestellt und wie er die preußische Politik insbesondere in dem Kölner Kirchenstreite beurtheilt hat. Bei seiner ganzen Richtung konnte ihm das Verfahren des Ministeriums in dieser Angelegenheit von Anfang bis zu Ende nur als eine Kette von Fehlern erscheinen, die schließlich zu einer Verwirrung geführt, aus der eine Rettung nicht mehr zu hoffen war. Er mußte sich durch eine himmelweite Kluft von einer Betrachtungsweise, wie etwa die Bunsens, getrennt fühlen und er hat diesem Gegensatz lebhaften Ausdruck verliehen. Was konnten auch diese beiden Männer mit einander gemein haben, deren ganze Art zu empfinden ebenso verschieden war wie ihre Ziele? Ob Droste-Vischering moralisch berechtigt war, in Sachen der gemischten Ehen anders zu verfahren, als sein Vorgänger, war für Schön eine sehr untergeordnete Frage. Er hielt es für den Grundfehler der preußischen Politik, überhaupt mit dem Papste oder gar mit einem Erzbischof wie mit einem coordinirten Souverain verhandelt zu haben. Ganz dieselben Mißhelligkeiten würden sich herausgestellt haben, so meint er, wenn man etwa mit dem hohen Rath der Herrnhuter oder dem Ober-Ermahner der Mennoniten verhandelt hätte. Das einzig Richtige in der Kölner

Digitized by Google

Frage wäre gewesen, vor allen Dingen festzustellen, ob man den Erzbischof gerichtlich zwingen könne, einer Anordnung des Papstes entgegen, gemischte Ehe einsegnen zu lassen, ohne daß eine Verpflichtung zur katholischen Erziehung der Kinder eingegangen wurde. Im Falle diese Frage bejaht wurde, hätte eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet und als Folge derselben mit Geldstrafe, Arrest und Cassation durch Zurücknahme des königlichen Placets vorgegangen werden müssen. Erschien aber das gerichtliche Urtheil zweifelhaft oder wollte man der politischen Folgen wegen eine Strafe bis zur Entsetzung vermeiden, so hätte man einfach die Civilehe allgemein einführen sollen. Dem letzteren Verfahren wurden aber schon damals dieselben Gründe entgegengehalten, wie in unseren Tagen. „Theils konnte man sich," bemerkt Schön, „von dem Gedanken, daß die Trauung die Ehe constituire, nicht lossagen, theils wollte man aus Pietät die Wichtigkeit der Kirche dabei erhalten." Hatte man sich doch in Berlin Rom gegenüber sogar bereit erklärt, die Civilehe auf dem linken Rheinufer abzuschaffen! Daß freilich damals Jemand der Regierung als eine mögliche Maßregel empfohlen habe, was ein protestantischer Professor der Theologie noch 1868 für zweckmäßig zu erklären sich nicht entblödet hat, nämlich den Brautleuten verschiedener Confession zu rathen, auf die Verbindung mit einander zu verzichten, wollen wir vorläufig für unmöglich halten. Den kirchenrechtlichen Theil des allgemeinen Landrechts hielt Schön gerade darum für vorzüglich, weil von der Kirche als solcher darin gar keine Notiz genommen, sondern nur von der Kirchengesellschaft, wie sie im Staate besteht, geredet wird. Dieses Princip habe man nur festhalten und die einzelnen Bestimmungen vervollständigen sollen. „Die katholische Kirche," so führt er aus, „gibt niemals ein Princip auf, und jedes Negotiiren ist zwecklos. Findet es statt, so kann es nur gute Folgen für die Kirche haben. Nimmt man aber von der katholischen Kirche und deren Oberhaupte gar keine Notiz und kennt von Seiten des Staats nur die katholische Kirchengesellschaft, welche im Staate ist, und setzt dieser Principe mit der Forderung des unbedingten Gehorsams entgegen, so glaubt sich die Kirchengesellschaft im Zustande des Zwanges, läßt ihr kirchliches Princip .... auf sich beruhen und sucht selbst Ausgleichung auszumitteln, wozu die katholische Kirche an sich und vorzugsweise der Jesuitismus ganz geeignet ist." Schön selbst ist, seinem eigenen Zeugniß zufolge, mit acht katholischen Bischöfen ganz gut ausgekommen; einige Anstöße, die sich ergaben, seien sehr bald wieder ausgeglichen worden. Es sei nur darauf angekommen, die Bischöfe zu der Ueberzeugung zu bringen, daß, wie sie auf jeden zulässigen Beistand im Voraus rechnen konnten, auch nicht entfernt ein Uebergriff von Seiten der Geistlichkeit geduldet werden würde, auf der andern Seite aber auch sie nicht mit Zumuthungen zu behelligen, auf welche ein katholischer Geistlicher einzugehen außer Stande ist. Das Festhalten an diesen Grundsätzen hat denn auch bewirkt, daß

Digitized by Google

der kirchliche Friede in der Provinz Preußen während der Schönschen Verwaltung niemals gestört worden ist.

Ueber der Förderung der geistigen vergaß Schön indeß nicht die der materiellen Bedürfnisse der Provinz. Sie verdankt ihm u. A. den Chausseebau und die erste Anwendung des Systems Mac Adam in Deutschland, die Einführung der feinen Schafzucht, vor Allem die Erwirkung und die einsichtige und uneigennützige Durchführung der allgemeinen Landesunterstützung. Und dabei ist es bezeichnend, wie er verfuhr. Er liebte die Bureaukratie nicht, das Berliner Beamtenthum war ihm speciell ein Greuel, er suchte mit wenig Beamten, mit der Heranziehung möglichst vieler bürgerlicher Kräfte zu wirken. Er ging überhaupt nicht darauf aus, Alles von sich aus thun zu wollen, es handelte sich für ihn im Grunde nur um die Anregung, in der Ueberzeugung, daß sich vermöge der Macht der Idee nachher Alles von selber machen werde. Und so ließ er denn auch Männer, die einmal sein Vertrauen erworben hatten, wie Dinter, schalten und walten nach Gefallen, während es im Allgemeinen nicht gerade zu den Annehmlichkeiten gehört haben kann, unter ihm zu dienen. Denn während er im vollen Besitz der feinsten Umgangsformen war und höfliche Beziehungen, wenn auch mit einer gewissen Ironie, mit Männern zu unterhalten vermochte, welche ihm so antipathisch waren wie Kamptz; während er in Bezug auf eine wichtige Episode seines Lebens allen Anfeindungen gegenüber einen Zartsinn bewiesen hat, welcher nicht allseitig genügend gewürdigt zu werden scheint: so lag doch andererseits in seiner Natur eine gewisse Derbheit und wurde bei seinem ungeduldigen und galligen Temperament nicht blos von Beamten der älteren Schule öfters geklagt, daß amtlich nicht mit ihm auszukommen sei. Daß man das in Berlin, wo sich aus anderen Gründen ein gründlicher Haß gegen ihn ansammelte, doppelt empfand, versteht sich von selbst. Der glänzendste Moment der Schönschen Verwaltung ist bekanntlich die Zeit der Choleraepidemie von 1831. Ich möchte nicht so viel Gewicht auf die Scene legen, wie er von Arnau in die Stadt hereinkommt und, der furchtbaren Seuche Trotz bietend, während die Zahl seiner Begleiter immer mehr zusammenschmilzt, an das Lager der Kranken und Sterbenden tritt; es ist das des höchsten Lobes würdig, aber es war das doch nur ein physischer Muth, wie er ihn auch schon früher gezeigt, und wie er vielen Anderen auch inne wohnte. Bedeutsamer scheint mir der moralische Muth zu sein, den er bewies, als er die sämmtlichen königlichen Verordnungen in Bezug auf die Krankheit ohne Weiteres von sich aus außer Kraft setzte. Und hierbei zeigte sich auch auf das Glänzendste, wie seine ganze Erscheinung selbst einem Manne wie Friedrich Wilhelm III. imponirte. Der König, der sonst so eifersüchtig auf seine Macht und auf die Vollziehung seiner Anordnungen war, sagte der Commission, die zur Untersuchung des eigenmächtigen Verfahrens des Oberpräsidenten nach Königsberg gesandt wurde,

Digitized by Google

beim Abgange: „Wird nicht viel dabei herauskommen; Schön immer Recht haben." Wie es sich denn auch herausstellte.

So verwuchs Schön immer mehr mit der Provinz, er sah den Samen gedeihen, den er ausgestreut, er war stolz auf die Provinz und sie auf ihn. Allein es wäre irrig, ihn in irgend einer Periode seines Lebens als einen vorzugsweise provinziellen Staatsmann zu betrachten. Die Gesammtverhältnisse des Staates, selbst die allgemeinen europäischen Angelegenheiten behielt er immer im Auge. Er harrte der Zeit, wo wieder Ideen würden wirksam sein können; trotz der trüben Erfahrungen, die er von der Wirkung des herrschenden Systems machte, zweifelte er nicht, daß sie kommen würde. Mit der Regierung Friedrich Wilhelms IV. schien sie angebrochen. Schön hatte eine außerordentlich hohe Meinung von dem Kronprinzen, insbesondere von der Reinheit und Idealität seines Gemüths. Er stand ihm persönlich nahe, und der Kronprinz gab seiner Verehrung für ihn oft den innigsten Ausdruck. Nach jenem Besuch in den Choleralazarethen z. B. machte er ihm brieflich die zärtlichsten Vorwürfe, daß er sich so offenbarer Lebensgefahr aussetze, er müsse darauf bedacht sein, sich seinen Freunden, dem Vaterlande und ihm selbst zu erhalten. „Aber," so fügte er am Schlusse hinzu, „Sie werden antworten, was der Grünschnabel sagt, dem lege ich keinen Werth bei, ich thue doch, was recht ist." So glaubte denn Schön das Beste von dem Prinzen hoffen zu dürfen, obwol er in den letzten Jahren mit Schmerz bemerkt hatte, daß, insbesondere seit dem Tode Niebuhrs, die „Männer der früheren finsteren Zeit" großen Einfluß auf ihn erlangt hatten. Er hielt das nur für Schatten, die wieder vorüberziehen würden, wenn auch einen Andern gewisse hyperromantische Ideen, die schon damals zu Tage traten, in seinem Vertrauen hätten wankend machen müssen. Jetzt, nach der Thronbesteigung, suchte er direct auf den König zu wirken, in „Woher und Wohin?" entwickelte er ihm sein Programm. Wie das Alles gescheitert ist, habe ich hier nicht auszuführen. Die Tage König Friedrich Wilhelms IV. harren noch des taciteischen Griffels, der sie den Nachgebornen vorführe zum unverlierbaren Gedächtniß, denen aber, die sie durchlebt, im Zusammenhange deute. Nur Eins habe ich noch zu erörtern, die oft gehörte Behauptung, Schön habe in Ostpreußen die Opposition groß gezogen. Es haben sich gar seltsame Mythen daran geknüpft; es ist sogar behauptet worden, er sei bei der Abfassung der „Vier Fragen" betheiligt gewesen und habe Jacoby bei seinen verschiedenen Rechtfertigungsschriften unterstützt. Das bedarf wol kaum noch der Widerlegung. Denn wenn jemals Jemand geistig auf eigenen Füßen gestanden hat, so war es, darüber sind wir wol Alle einig, Johann Jacoby. Ueberhaupt ist die kürzlich wie eine allgemein bekannte Thatsache keck in die Welt geschleuderte Erfindung von einer innigen Verbindung der beiden Männer ohne jeden historischen Kern, so wenig man auch etwas Auffallendes darin finden

Digitized by Google

könnte, wenn sie wahr wäre. Vor dem Erscheinen der „Vier Fragen" bestand zwischen ihnen, wie Schön an den König schrieb, auch nicht die geringste gesellschaftliche Beziehung; später haben sie, wie Jacoby kurze Zeit vor seinem Tode auf Befragen erklärte, einige wenige Male mit einander verkehrt, wie es natürlich ist bei Männern, die eine hervorragende politische Stellung einnehmen, ohne sich jedoch jemals persönlich näher getreten zu sein. Die jetzt veröffentlichten Briefe Schöns aus dem Anfang der 40er Jahre gestatten nicht einmal, ihn so ganz eigentlich als den Führer der ständischen Opposition zu betrachten. Seine damalige politische Stellung ist überhaupt schwer zu definiren; er läßt sich in den politischen Parteien seiner Zeit fast so wenig unterbringen, als in denen der unsrigen. Und ein Parteimann war er gewiß nicht. Jeder müsse in dieser Zeit auf sich selbst stehen, schrieb er 1847 an Gervinus, als er die Widmung von dessen Pamphlet über das Patent vom 3. Februar ablehnte, obwol er mit dem Inhalt der Schrift ganz einverstanden war. Aber jene Ansicht ist doch nicht ganz unbegründet. Den Geist, der in der ständischen Opposition hervortrat, hatte Schön geweckt, ihre Forderungen waren nach seinem Sinn und er war stolz auf die Haltung Preußens. Daß man in Berlin ihn für den Landtag nahm, hat ihm geschmeichelt. Die Gewährung jener Forderungen, die Erfüllung des Versprechens von 1815 hielt er zudem für ein Gebot politischer Nothwendigkeit, und schwere Katastrophen wären dem Vaterland erspart geblieben, wenn man seine treuen Warnungen nicht überhört hätte. Die ganze Schwere dessen, was da kommen sollte, hat er freilich selbst 1844 noch nicht vorausgesehen; er meinte damals noch, das preußische Volk sei zu gesetzlich und zu treu, als daß das Bemühen, gewaltsam seinen Culturzustand zurückzustellen, zu Gewalthandlungen führen sollte.

Es gäbe noch manche Seite in dem Charakter Schöns, welche Stoff zu fruchtbaren Erörterungen darböte; ich könnte noch auf sein Privatleben eingehen, ich könnte — ein gar nicht unwichtiges Moment! — seine Urtheile über Zeitgenossen analysiren, die von anderen Auffassungen ja oft so weit abstehen, ich könnte — doch was ließe sich nicht noch Alles über Schön sagen! Das Ausschlaggebende hoffe ich in dem Vorstehenden zusammengefaßt zu haben und ich würde hocherfreut sein, wenn kundige Beurtheiler finden sollten, daß es mir gelungen sei, wenigstens die Hauptzüge in dem Wesen Schöns richtig zu erfassen. Glücklich aber wird der zu preisen sein, dem es vergönnt sein wird, im vollen Besitz und mit voller Beherrschung des Stoffes der Nachwelt ein ganzes und in sich geschlossenes Lebensbild des großen Mannes zu entwerfen.

Digitized by Google

Mediciniſche Gloſſen zum Hamlet.*)

Von

Carl Thierſch.

— Leipzig. —

Für einen Profeſſor der Chirurgie iſt es ſchwer, ein Thema zu finden, mit dem er vertraut iſt und das ſich zugleich für eine Gelegenheit, wie die heutige, eignet. Hält er ſich innerhalb der Schranken ſeines Berufs, bleibt er bei ſeinem Leiſten, ſpricht er z. B. über Hoſpitäler, über weibliche Krankenpflege, oder wie wir es ſo herrlich weit in der Chirurgie gebracht, ſo mag das recht belehrend ſein, aber trotz all' ſeines Bemühens wird ſich nach kurzer Zeit die unerfreuliche Wolke der Langenweile auf die hochanſehnliche Verſammlung herabſenken.

Wählt er dagegen ein Thema von allgemeinem Intereſſe, dem er jedoch ferner ſteht, ſo iſt er der Gefahr ausgeſetzt ein, wenn auch wohlwollendes, doch geringſchätziges Lächeln bei ſeinen Zuhörern hervorzurufen. Alles dies und noch einiges habe ich dem Herrn Director Dr. Wachsmuth entgegengehalten, als er mir die ehrenvolle Aufforderung brachte, mich an dieſen „monumentalen" Vorleſungen zu betheiligen, indeſſen, wer kann ſeiner liebenswürdigen Energie widerſtehen, und ſo habe ich mich entſchloſſen, mein Lichtſtümpfchen an dem Sonnenfeuer Shakeſpeares anzuzünden und vor Ihnen als Dilettant zu erſcheinen, denn am Ende iſt es doch beſſer ein lächelndes, als ein gähnendes Publikum vor ſich zu haben.

Daß ich auf Shakeſpeare und Hamlet kam, war ein Zufall; nach langer Pauſe hatte der Theaterzettel einmal wieder „Hamlet" angekündigt, und da es für einen Vater immer ein feſtlicher Tag iſt, wenn er Ge-

*) Vortrag, gehalten zum Beſten des Leipziger Siegesdenkmals am 1. März 1878 im Gewandhausſaale zu Leipzig.

Digitized by Google

legenheit findet, seinen Kindern zur rechten Zeit die persönliche Bekanntschaft der Meisterwerke aller Zeiten zu vermitteln, so war ich veranlaßt, die Vorstellung zu besuchen. Sie werden von mir keine Kritik der Vorstellung erwarten, für Kritik ist in unserem Leipzig hinreichend gesorgt, auch gehöre ich weder zu den „Theaterfreunden“[1]) noch zu den Theaterfeinden, bin ein Mann des Friedens, halte es mit einer vorsichtigen Neutralität, erfreue mich des Guten, laß mich vom Besten überraschen, dem Geringen geh' ich aus dem Wege — und befinde mich wohl dabei.

Da ich die ganze Zeit mich mit der Sorge trug, ob sich wol ein geeignetes Thema für meinen Vortrag finden würde, da ich bereits anfing als Redner, der ein Thema sucht, meinen Freunden gefährlich zu werden, da mich die graue Sorge auch in's Theater begleitete, so ist es nur natürlich, daß ich in dem Bericht des alten Hamlet, wie er im Schlaf um's Leben gekommen, sofort ein geeignetes Thema erblickte. Gleichzeitig gruppirte sich vor meinem inneren Auge der ganze übrige medicinische Stoff, welcher im Hamlet zu Tage liegt: die Tödtung des Polonius, — der wirkliche Wahnsinn der Ophelia und ihr Tod, — der verstellte Wahnsinn Hamlets, — der Tod des Hamlet und des Laertes durch vergiftete Waffen, — der Tod der Königin durch den Giftbecher, des Königs durch Gift und Degen zugleich, und wenn auch die Auflösung der Perle im Wein mehr in's Pharmaceutische schlägt, so haben hinwieder die Ansichten Hamlets und der Todtengräber über Verwesung und Stoffwechsel entschieden einen medicinischen Beigeschmack; kurz Stoff genug, um einen Folianten mit medicinischen Commentarien zu füllen, aber fürchten Sie nichts, ich werde mich auf eine kleine Auswahl beschränken und mit der vorgeschriebenen Zeit auskommen, die Todesart des alten Hamlet, Ophelias wirklichen und Hamlets verstellten Wahnsinn werde ich mir erlauben vom ärztlichen Standpunkt zu erläutern.

Meine Kenntniß Shakespeares, als ich an die Arbeit ging, etwas für Sie zurecht zu machen, überstieg nicht den gewöhnlichen Durchschnitt. Ich wußte beiläufig, was Lichtenberg, Lessing, Goethe, Gervinus und einige andere über ihn geschrieben, nun aber befand ich mich plötzlich in einer zahlreichen Gesellschaft, zusammengesetzt aus vielen hundert Personen fast aller Völker und Berufsklassen. Merkwürdig gingen in dieser Gesellschaft die Meinungen über unsern Dichter auseinander: den Einen war er der höchste Genius der Menschheit von umfassender Bildung, den Andern ein unwissender Schauspieler von mittelmäßiger Begabung; den Einen der Typus männlicher Unabhängigkeit und makelloser Lebensführung, den Andern ein serviler Schmeichler ohne jeden moralischen

1) Eine tiefgehende und weitverbreitete Verstimmung der Leipziger über ihre Theaterzustände hat den „Verein der Theaterfreunde“ in's Leben gerufen, der zur Erreichung seiner Zwecke auch vor starken Mitteln nicht zurückscheut.

Digitized by Google

Halt, den Einen ein planvoller und tiefſinniger Dichter, den Andern ein leichtfertiger Zuſammenflicker von Dramen aus geſtohlenen Fetzen. Dabei bemerkte ich, wie die Vertreter der verſchiedenſten Geiſtesrichtungen und Lebensthätigkeiten ihn zu dem Ihrigen rechneten. Die orthodoxen Proteſtanten, die eifrigen Katholiken, die Deiſten, die Pantheiſten, Atheiſten, Peſſimiſten und Nihiliſten erklärten ihn für den Ihrigen, die Juriſten und die Mediciner, die Philoſophen, die Botaniker, die Stallmeiſter, die Jäger, die Landwirthe, Seefahrer und Andere — alle meinten, er müſſe ſich gerade mit ihrem Fache, nicht blos theoretiſch ſondern auch praktiſch, beſonders beſchäftigt haben. Kein Wunder, denn —

„Im Spiegel, der Natur vom Dichter vorgehalten,
Mag dem Beſchauer ſich ſein liebes Ich geſtalten."

Auch über Hamlet als Kunſtwerk, und über Hamlet als Charakter, fand ich große Meinungsverſchiedenheit. Die alte Goetheſche Auffaſſung, daß Hamlet zu Grunde gehe, weil er von „des Gedankens Bläſſe angekränkelt", zu ſchwach ſei für die ihm gewordene Aufgabe; hat die verſchiedenſten Einſchränkungen und Entgegnungen erfahren; ja einer der neueſten Kritiker findet, daß Hamlet ein durchaus thatkräftiger und energiſcher Charakter iſt, der nur deswegen mit der Rache zögert, um vorher die Schuld des Mörders vor aller Welt zu enthüllen und ſo bei der Ausführung der Rache vor der öffentlichen Meinung gerechtfertigt zu erſcheinen. Während die Einen in Hamlet das tiefſinnigſte und kunſtvollſte Product des menſchlichen Geiſtes erblicken, ſehen die Andern in ihm ein Stück voller Widerſprüche, in welchem die Kataſtrophe mühſam bis zum fünften Akt hinausgeſchoben wird, weil mit der Ermordung des Königs im erſten Akt das Stück ſofort zu Ende wäre, und bekannt iſt Voltaires Urtheil, daß Hamlet trotz mancher Schönheiten der Traum eines betrunkenen Wilden ſei, „l'imagination d'un sauvage ivre". Leider fand ich nicht Zeit, mich bei allen Shakeſpearekundigen Raths zu erholen, und ſo muß ich auf Ihre Nachſicht rechnen, wenn ich ein oder das Andere überſehen haben ſollte.[2])

2) Sehr erleichtert wird das Hamletſtudium durch die Hamletausgabe von Furneß, Lond. und Philad. 1877 (III. und IV. Band der „New variorum edition of Shakespeare"). Dieſe Furneßſche Ausgabe gibt den Text mit allen Varianten und kritiſchen Bemerkungen, daneben u. A. ausführliche Auszüge von Schriften und Aufſätzen über Hamlet, anfangend mit Anthony earl of Shaftesbury, 1710, „Characteristics, advice to an author" bis auf Dr. H. Baumgart, 1877, „Die Hamlettragödie und ihre Kritik". — William Shakespeare von C. Elze, Halle 1876, Shakeſpeares Hamlet von demſelben, Leipzig 1857, Shakeſpeares Hamlet von Tzſchiſchwitz, Halle 1869, Shakespeare in Germany von Albert Cohn, Lond. 1865, ſind die Bücher, denen ich neben dem Furneßſchen Hamlet am meiſten Belehrung verdanke. Auch ſind mir auf mein Erſuchen von verſchiedenen Seiten namentlich über „Hebenon" brieflich Nachweiſe zugegangen, für die ich zu Dank verpflichtet bin.

Digitized by Google

I.

Machen wir den Anfang mit der Todesart des alten Hamlet. Den Text dazu haben Sie in Händen und zwar in zwei engliſchen und zwei deutſchen Lesarten.

1.

Nach dem älteſten Druck, Quartausgabe v. J. 1603.

Ghost: . . . . but soft, me thinkes
I sent the mornings ayre, briefe let me be,
Sleeping within my Orchard, my custome alwayes
In the after noone, upon my secure houre
Thy uncle came, with iuyce of Hebona
In a viall, and through the porches of my eares
Did powre the leaprous distilment, whose effect
Hold such an enmitie with blood of man,
That swift as quickesiluer, it posteth through
The naturall gates and allies of the body,
And turnes the thinne and wholesome blood
Like eager dropings into milke.
And all my smoothe body, barked, and tettered ouer.
Thus was I sleeping by a brothers hand
Of Crowne, of Queene, of life, of dignitie
At once depriued, ...

2.

Gegenwärtiger nach ſpäteren Ausgaben feſtgeſtellter Text.

Ghost: But, soft! Methinks I scent the morning air;
Brief let me be. — Sleeping within my orchard
My custom always in the afternoon,
Upon my secure hour thy uncle stole,
With juice of cursed hebenon in a vial,
And in the porches of my ears did pour
The leperous distilment; whose effect
Holds such an enmity with blood of man,
That swift as quicksilver, it courses through
The natural gates and alleys of the body;
And, with a sudden vigour, it doth posset
And curd like eager droppings into milk
The thin and wholesome blood: so did it mine
And a most instant tetter barked about,
Most lazarlike with vile and loathsome crust
All my smooth body.
Thus was I sleeping, by a brothers hand
Of life, of crown, of queen, at once dispatched;

Digitized by Google

3.

A. W. Schlegels Uebersetzung.

Geist: Doch still, mich dünkt, ich witt're Morgenluft:
Kurz laß mich sein. — Da ich im Garten schlief,
Wie immer meine Sitte Nachmittags,
Beschlich Dein Oheim meine sich're Stunde,
Mit Saft verfluchten Bilsenkrauts*) im Fläschchen,
Und träufelt in den Eingang meines Ohr's
Das schwärende Getränk, wovon die Wirkung
So mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,
Daß es durch die natürlichen Kanäle
Des Körpers hurtig, wie Quecksilber läuft;
Und wie ein saures Laab, in Milch getropft,
Mit plötzlicher Gewalt gerinnen macht
Das leichte, reine Blut. So that es meinem,
Und Aussatz schuppte sich mir augenblicklich
Wie einem Lazarus, mit ekler Rinde
Ganz um den glatten Leib.
So ward ich schlafend und durch Bruderhand
Beschnellt um Leben, Krone und Gemahl. . . . .

4.

Die entsprechende Stelle aus der Tragödie „der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dännemark". Manuscript mit dem Datum „Pretz 27 October 1710".

[Dieses MS. ist als die modernisirte Copie einer viel älteren Redaction zu betrachten. Es war eine Zeitlang im Besitz des berühmten Schauspielers Conrad Eckhof (geb. in Hamburg 1720, gest. in Gotha 1778) und wurde 1781 von H. A. O. Reichard in seiner Zeitschrift „Olla Potrida" gedruckt. A. Cohns Shakespeare in Germany. London 1865, p. 236.]

Geist: Höre mich, Hamlet, denn die Zeit kommt bald, daß ich mich wieder an denselben Ort begeben muß, wo ich hergekommen; höre, und gieb wohl Achtung, was ich dir erzählen werde.

Hamlet: Rede, du seliger Schatten meines Königlichen Herrn Vaters.

Geist: So höre, mein Sohn Hamlet, was ich dir erzählen will von deines Vaters unnatürlichem Tode.

Hamlet: Was? Unnatürlichem Tode?

Geist: Ja, unnatürlichem Tode! Wisse, daß ich den Gebrauch hatte, welchen mir die Natur angewöhnet, daß ich täglich nach der Mahlzeit zu Mittage in meinem Königlichen Lustgarten zu gehen pflegte um allda mich eine Stunde der Ruhe zu bedienen. Als ich denn eines Tages auch also thät, siehe, da kommt mein Kronsüchtiger Bruder zu mir, und hatte einen subtilen Saft von Ebeno genannt bei sich; dieses Oel oder Saft hat diese Wirkung, daß, sobald etliche Tropfen von diesen unter das menschliche Geblüt kommen, sie alsobald

*) verfluchten Bilsenkrauts] in Bodenstedts Uebersetzung „giftigen Eibensaftes".

Digitized by Google

alle Lebensadern verstopfen, und ihm das Leben nehmen. Diesen Saft goß er mir, als ich schlief, in meine Ohren, sobald dasselbe in den Kopf kam, mußte ich augenblicklich sterben, hernach gab man vor, ich hätte einen starken Schlagfluß bekommen. Also bin ich meines Reichs, meines Weibes, und meines Lebens von diesem Tyrannen beraubt.

Unter 1 finden Sie den ältesten englischen Text, wie ihn die Quarto I vom Jahre 1603 gibt. Diese Quarto I ist eine sogenannte Raubausgabe, ein illegitimes Kind des Buchhandels. Sie wird von Manchen für eine Verstümmelung des echten Textes gehalten, ich glaube aber, daß diejenigen recht haben, welche in ihr eine frühere Redaction, die wol bis in die 80er Jahre zurückreicht, erblicken.

Sie ist allerdings bedeutend kürzer als der spätere Text, sie zählt 2143 Zeilen, Quarto II um etwa 576 Zeilen mehr, und es ist richtig, daß derartige Verkürzungen gewöhnlich dann stattfinden, wenn das Stück bei der ersten Aufführung Längen zeigte, ja Schiller mußte seine Stücke schon vor den ersten Aufführungen kürzen. Mit Shakespeares Dramen mag es sich jedoch anders verhalten haben. Shakespeare war kein studirter Dichter, seine Dramen entstanden gleichsam auf der Bühne, wuchsen, entwickelten und veredelten sich mit dem Dichter; von mehreren Stücken ist dies nachgewiesen, während Titus Andronicus in seiner ersten Fassung stehen blieb, in seiner Entwickelung gehemmt wurde.

Der Charakter der Königin ist in dieser Quarto I weniger ungünstig dargestellt, der Wahnsinn Hamlets tritt mehr hervor, den scenischen Aufbau fanden die beiden Devrient wirksamer und legten ihn deshalb ihrer Bühnenbearbeitung zu Grunde. Sie werden bemerken, daß die Orthographie dieses ältesten Textes mangelhaft ist, und Sie glauben vielleicht, dies rühre daher, weil die Ausgabe eine unrechtmäßige war, indessen auch die späteren legitimen Ausgaben zu Shakespeares Lebzeiten sind kaum besser beschaffen. Die Orthographie war noch nicht festgestellt, von einer sachverständigen Revision des Druckes war keine Rede, und Shakespeare selbst bekümmerte sich nicht darum. Ein auffallender Umstand, da er redlichem Erwerb nicht abgeneigt und sich des Werthes seiner Werke wohl bewußt war. Vielleicht waren seine Dramen in den Besitz seiner Theatergesellschaft übergegangen, so daß er an ihrer Herausgabe kein Geldinteresse hatte, aber auch so sollte man denken, daß es ihm nicht gleichgültig sein konnte, in welcher Gestalt seine Werke auf die Nachwelt kommen würden. So kam es, daß der Text aller Shakespeareschen dramatischen Werke ein, durch die Schuld von Abschreibern und Setzern durchaus verdorbener ist und die Text-Kritik besitzt in ihnen eine nie versiegende Quelle. Shakespeare zog sich beim Anwachsen seines wohlerworbenen Besitzes mehr und mehr vom Theater zurück, und als er wenige Jahre vor seinem Tode ganz nach Stratford übersiedelte, um als wohlhabender Haus- und Grund-Besitzer sich unabhängiger Muße zu erfreuen,

Digitized by Google

hegte er vielleicht die Absicht, eine correcte Ausgabe seiner Werke zu veranstalten; allein schon 1616 starb er, erst 52 Jahre alt, wahrscheinlich an einem rasch verlaufenden typhösen Fieber.

Für Freunde alter Drucke diene die Notiz, daß von Quarto I zwei Exemplare bekannt sind. Das eine wurde in ganz verdorbenem Zustande 1823 in Barton aufgefunden und ist für 230 £ in den Besitz des Herzogs von Devonshire übergegangen; das andere Exemplar wurde 1856 einem Studenten vom Trinity College in Dublin von einem Antiquar für einen Shilling abgekauft, ging für 120 Lstr. in den Besitz von Halliwell über und befindet sich jetzt im „British Museum". Dem ersten Exemplar fehlt das letzte, dem zweiten das erste Blatt.

Der 2. englische Text ist der gewöhnliche, nach den späteren Ausgaben festgestellte.

3. ist die Ihnen allen geläufige Schlegelsche Uebersetzung mit einer Bodenstedt'schen Variante, welche das Gift als „Eibensaft" bezeichnet.

Unter 4 habe ich den Text eines altmodischen deutschen Hamlet abdrucken lassen, in welchem Hamlet den Geist als den „seligen Schatten seines Königlichen Herrn Vaters" anredet. Schon zu Lebzeiten Shakespeares bereisten englische Schauspielergesellschaften Deutschland, gaben in Braunschweig, Cassel, Dresden und andern Orten Vorstellungen, erst in englischer Sprache, später auch in deutscher Uebersetzung. Unter ihren Stücken waren mehrere Shakespearesche, 1611 wurde Hamlet in Halle an der Saale aufgeführt. Die Bühnenmanuscripte dieser Gesellschaften haben sich in einigen späteren Abschriften erhalten. Unsere Abschrift ist vom Jahre 1710, hat also eine hundertjährige Vorgeschichte. Daß in der Barbarei des 30jährigen Krieges und während der darauf folgenden geistigen Verödung Deutschlands eine Verderbniß dieser, von einer Hand in die andere wandernden Handschriften eintrat, ist ja nur natürlich. Zusätze und Auslassungen im Geschmack der Zeit waren unvermeidlich, und so wie dieser deutsche Hamlet uns jetzt vorliegt, hat man den Eindruck, als ob ein Hanswurst in den Ruinen eines prunkenden Renaissance-Palastes seine Bühne aufgeschlagen. Wenn es wahr ist, daß der Mensch wirklich von einem affenartigen Vater abstamme, angesichts dieses deutschen Hamlets, dieser Carricatur eines hohen Menschenwerkes, beschleicht einen der Gedanke, ob nicht der Mensch durch Jahrhunderte von Barbarei der entgegengesetzten Metamorphose verfallen könnte. Ein Beispiel: Hamlet soll auf einer Insel von „zwei redenden Banditen", die der König gedungen, ermordet werden. Er legt sich auf's Bitten, es hilft nichts, zuletzt wird ihm noch ein Gebet gestattet; er veranlaßt die beiden Banditen, zwischen denen er steht, ihre Pistolen rechts und links auf seine Brust aufzusetzen, wenn er mit seinem Gebet fertig sei, werde er die Hände erheben und dann sollten sie schießen. Er erhebt die Hände, stürzt sich zugleich nach vorwärts, so daß die beiden Banditen sich gegenseitig

Digitized by Google

erschießen. Die noch zuckenden Leichen durchbohrt er wiederholt mit dem Degen.

Indessen trotz aller Verderbniß dieses deutschen Hamlet ist er von großem Werthe, denn es sind Merkmale vorhanden, die vermuthen lassen, daß er auf eine noch ältere Redaction als die der Qu. I zurückreicht, ja wenn es einen vorshakespeareschen Hamlet gegeben, der von Manchen dem Dichter Kyd zugeschrieben wird, so schließt er sich vielleicht an diesen an.

Beschäftigen wir uns nun mit der medicinischen Seite des vorliegenden Meuchelmordes. Das Gift, welches Shakespeare als Saft von Hebona (Qu. I) oder Hebenon (spätere Lesart) bezeichnet, gehört jedenfalls wie das Morphium zu den narcotischen. Ein derartiges Gift von solcher Stärke, daß einige Tropfen in's Ohr gebracht sofort den Tod bewirken, gab es zu Shakespeares Zeit nicht, ob es ein solches unter den modernen Giften gibt, lasse ich dahingestellt. Welches Gift hatte der Dichter im Sinn? Das Wort Hebenon findet sich bei ihm nur an dieser Stelle. Sie wundern sich vielleicht über meine Belesenheit, — es ist nicht weit her damit. Wir haben ein Wörterbuch, worin alle Worte Shakespeares mit ihren Standorten aufgeführt sind, ein mühsames Werk deutschen Fleißes.[3]) Ein Blick in dieses Lexikon belehrt, daß Hebenon nur an dieser Stelle vorkommt.

Gelegentlich bemerke ich, daß Shakespeare über einen Vorrath von 15,000 Worten verfügt, Milton über 8000, im alten Testament hat man 5642 Worte gezählt, auf einen Operntext rechnet man 6—700 Worte ohne die „Wagala-Weia-Formationen". Da wir nur in Worten denken, so läßt dies Zahlenverhältniß auf Shakespeares Gedankenreichthum schließen.

Bei Marlowe kommt das Gift als „Hebon" vor, bei Gower wird „Hebenus" als der schlafmachende Baum erwähnt, und damit sind die Parallelstellen bereits erschöpft. Schlegel übersetzt das Wort mit „Bilsenkraut", indem er der Vermuthung des Dr. Grey folgt. Dieser meint, aus „Hebenon" ergebe sich durch Metathesis „Henebon", Henebon sei eine Corruption von „Henbane", Hen-bane heißt „Bilsenkraut". Dagegen ist zweierlei zu erinnern, einmal, wenn an dieser Stelle ursprünglich „Henbane" gestanden hätte, so wäre ein Mißverständniß nicht denkbar, denn Jedermann, auch jeder Zuhörer, Schreiber und Nachschreiber hätte vom Bilsenkraut gewußt und daß es giftig, dann: „Henbane" paßt nicht in das Versmaß; und so hat man diese Uebersetzung aufgegeben, obwol Plinius behauptet, daß Bilsenkrautöl — nebenbei gesagt ein ganz unschädliches Präparat — in's Ohr geträufelt toll mache.

Zum „Eibensaft" gelangt man auf einer andern Fährte. Die dänische Sage des Saxogrammaticus vom Prinz Amlet, welche unserm Trauerspiel zu Grunde liegt, weiß nichts von einem heimlichen Giftmorde des

3) Alexander Schmidt, Shakespeare-Lexikon. Berlin 1874.

Digitized by Google

alten Dänenkönigs Horvendil, er wird von ſeinem Schwager Fengo offenkundig erſchlagen; es iſt daher wahrſcheinlich, daß Shakeſpeare für die von ihm eingeſetzte Todesart eine andere Quelle benutzt habe. In dem „Stück im Stück", durch welches Hamlet den Mörder entlarvt, wird dieſer Giftmord dargeſtellt, und da die Namen dieſes „Stückes im Stück" zum Theil italieniſch ſind, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß eine italieniſche Quelle zu Grunde liegt, und ſo mochte denn der Name des Giftes ebendaher entnommen ſein. Wir bekommen ein italieniſches Wort, wenn wir von „Hebenon" das initiale „H" und das Schluß-„n" entfernen, wir haben dann „ebeno". Dieſe Veränderung bietet keine Schwierigkeit, denn wie die Engländer aus dem „Amlet" einen „Hamlet", ſo werden ſie aus „ebenon" „hebenon" gemacht haben — beſonders die Londoner ſind durch ihren Sprachmechanismus veranlaßt, die initialen Vocale mit einem rauhen Hauch zu verſehen, während der, dem Weichen und Bequemen geneigte, Italiener die initialen „H" abſtößt, den Hamlet in „Amleto", Horatio in „Orazio" verwandelt. Das n am Schluß von hebenon iſt eingeſetzt zur Vermeidung des Hiatus: „Hebeno in a vial" wäre hart. Die Qu. I, wo das Wort am Ende des Satzes ſteht, bedurfte keines Schluß-n's für Hebona. Hebona verwandelt ſich durch Vocalverſetzung in „Ebano" und ebano iſt im Italieniſchen ſynonym mit „ebeno".[4]) Nun trifft es ſich, daß in unſerm altdeutſchen Hamlet das Gift als „Ebeno" bezeichnet wird, und das iſt wol als das urſprüngliche Wort zu betrachten. Es war von dem deutſchen Ueberſetzer gewiß ſehr klug, es bei dem räthſelhaften Worte „Ebeno" zu belaſſen, ſtatt ſich mit Bilſenkraut, Eibenſaft oder anderen Ueberſetzungsverſuchen zu bemühen. Indeſſen iſt mit „Ebeno" noch nicht viel gewonnen, „ebeno" heißt Ebenholz, Ebenholz iſt aber kein Gift, wurde auch nie für Gift gehalten. Es iſt zwar im Papyros Ebers unter dem Namen „Hebni" als ein Mittel für Augen-

4) Tſchiſchwitz, Hamlet S. 45, hat, ſoviel ich finden konnte, zuerſt die Vermuthung aufgeſtellt, daß „ebona" der Qu. I durch Umſetzung aus dem italieniſch-ſpaniſchen „ebano" entſtanden ſei. Der erſte Hinweis auf eine italieniſche Quelle für das Stück im Stück rührt, wie ich glaube, von Delius her. Die geſuchte Novelle hat ſich noch nicht gefunden. Dunlops Geſchichte der Proſadichtungen, überſetzt von Liebrecht, Berlin 1851, Giraldi Cinthios Ecatommiti enthalten nichts. Ser. Giovannis Il Pecorone und Maſſuccios di Salerno Novellenſammlung, die mir beide gleichfalls zur Durchſicht von Prof. Ebert empfohlen wurden, waren nicht zur Hand, indeß ſind ſie gewiß ſchon von Andern vergeblich durchſucht worden. Daß Elliot Brown 1876 im Athenäum auf den Herzog Maria Franceſco d'Urbino die Aufmerkſamkeit gelenkt, erfuhr ich durch Herrn Bibliothekar R. Köhler. Vgl. Furneß Hamlet II, S. 241.

Meine Anfragen in Italien bei Carducci, Barbieri und Rusconi, ob vielleicht eine, noch im Volksmunde lebende, aus Shakeſpeareſcher Zeit ſtammende Erzählung von einem derartigen Giftmord bekannt ſei, ergaben nichts Poſitives.

Digitized by Google

krankheit bezeichnet, aber nirgends und auch später nicht tritt es als Gift auf. Das Ebenholz war wie Gold und Elfenbein ein Exportartikel Afrikas, kam durch den ägyptischen Handel nach Griechenland, vielleicht brachte es seinen Namen mit, der dann bei den Griechen zu ἔβενος und ἐβένη wurde. Es ist ein Holz von außerordentlicher Dichtigkeit und bekanntlich von schwarzer Färbung. Mit der Zeit erhielten auch andere dichte Hölzer, die schwarze Farbe besaßen oder annahmen, die Bezeichnung „Ebenholz", und während Ebenholz ursprünglich ein botanischer Einzelname war, wurde es nun zu einer Bezeichnung für Hölzer verschiedenartiger Herkunft. So haben wir auch ein deutsches Ebenholz, und dieses deutsche Ebenholz ist die Eibe, eine schöne, langsam wachsende Conifere mit rothen Beeren; es wäre aber gewagt, in dem Wort „Eibe" einen Abkömmling des ägyptischen „Hebni" zu sehen, da es einer altgermanischen Wurzel angehören soll. Diese Eibe wird in den Recepten alter Kräuterbücher ausdrücklich als ein Substitut des Ebenholzes bezeichnet, z. B. als Ingredienz einer Latwerge, die gegen Wasserscheu angewandt wurde. Heut zu Tage ist die Eibe aus dem Arzneischatz verschwunden, und obwol ihr gewisse arzneiliche Wirkungen nicht abzusprechen sind, so gehört sie doch keineswegs zu den narcotischen Substanzen im engeren Sinne. Gerade narcotische Kräfte schrieb man ihr aber zu Shakespeares Zeit zu. Schon Dioscorides führt an, daß der Eibenbaum den in seinem Schatten Schlafenden tödtlich werde. Diese Angabe pflanzt sich durch alle späteren Schriften fort und in altdeutschen Kräuterbüchern heißt es, daß dieser Baum dem Menschen, der unter seinen Zweigen ruhe, „ein schlaffend end bereite".

Concentriren Sie den schlafmachenden Hauch der Eibe, des „sleepie tree", in ein Destillat, so haben Sie das Shakespearesche Gift. Die Erklärung hat jedoch noch einen Haken, es fehlt noch ein Glied in der Kette; die Eibe, taxus baccata, heißt im Italienischen tasso, tasso mortifero, libo und livo, ich konnte aber nicht finden, daß sie auch den Namen ebeno, ebbo führt. Es fehlt somit der Nachweis, daß in der vermutheten italienischen Quelle „ebeno" für Eibe gebraucht war, und auch dafür, daß etwa in Italien das Ebenholz selbst für ein Gift gegolten habe, fehlen die Belege; im Gegentheil, giftwidrige Eigenschaften wurden ihm zugeschrieben. Mit ihrem englischen Namen — yew — kommt die Eibe im Macbeth vor, wo Eibenzweige unter den 25 Ingredienzien des Hexentrankes, einer Art concentrirter Fleischbrühe, neben Judenlebern, Türkennasen und Tartarenlippen figuriren.

Nach der italienischen Quelle wurde bisher vergeblich gesucht. Im Jahre 1538 starb der Herzog von Urbino Maria Francesco, ein namhafter Feldherr aus dem Hause der Rovere. Seine Frau war eine Gonzaga, der Herzog des „Stücks im Stück" heißt Gonzago. Nach dem Tode des Herzogs Maria Francesco ging das Gerücht, daß sein Barbier ihn durch Einträufeln von Gift in das Ohr getödtet habe. Das Gift finde ich nicht

Digitized by Google

genannt. Dieser Barbier wurde auch in der That verurtheilt und in den Straßen von Pesaro mit glühenden Zangen gezwickt und lebendig geviertheilt. Er war sicher unschuldig. Ich habe die zeitgenössischen Nachrichten nachgesehen, Maria Francesco befand sich unwohl, stieg trotzdem zu Pferde, wurde krank, verlor, vom Schlage gerührt, die Sprache, nach einigen Tagen das Bewußtsein und starb.[5]) Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit sagen, daß er an einem Bluterguß in das Gehirn gestorben, und daß dieser Bluterguß sich auf der linken Seite an der dritten Windung des Großhirn befunden, eine Todesart, die mit einer Vergiftung nicht das Geringste zu thun hat.

Eine andere Spur führt auf König Franz II. von Frankreich.[6]) Dieser kam 17jährig 1559 auf den Thron. Auch Franz II. sollte durch's Ohr vergiftet worden sein, und zwar von keinem Geringeren, als von dem berühmten Ambroise Paré, dem ersten Chirurgen des Jahrhunderts, dem Leibarzte dreier Könige von Frankreich, dem einzigen Hugenotten, der auf Befehl des Königs, nach Brantome, in der Bartholomäusnacht verschont wurde. Ich habe vergeblich nach Spuren dieses Gerüchtes in den zeitgenössischen Schriftstellern gesucht, es wird erzählt, daß der junge König seit

5) Ugolini, Storia dei conti e Duchi d'Urbino, Fir. 1859. t. II. p. 254. Dennistonn, Memoirs of the Dukes of Urbino, Lond. 1851. t. III. p. 66 u. 67. Daselbst wird wegen des Näheren u. A. verwiesen auf Vat. Urb. Mss. Nr. 992 und Gozzis Chronicle, Oliveriana Mss. Nr. 324. Vielleicht findet sich in diesen Mss. der Name des Giftes genannt, dessen sich der Barbier bedient haben soll.

6) Die Notiz Caldecotts, daß Ambr. Paré im Verdacht gestanden, König Franz II., dessen Leibarzt er gewesen, durch Einträufeln von Gift in's Ohr ermordet zu haben, fand ich in Furneß, Hamlet I, S. 102 ohne Quellenangabe. Ohne Zweifel wurden dem König, der Krankheit wegen, Einspritzungen in's Ohr gemacht, und da die Krankheit tödtlich endete, so mag daraus das Gerücht der Vergiftung durch's Ohr entstanden sein. — Das post hoc ergo propter hoc schlägt nicht selten auch zum Nachtheil der Aerzte aus. — In Schlossers Weltgeschichte, 2. Aufl., Bd. X, S. 268, heißt es, Franz habe an einem Uebel gelitten, das boshafter Weise Aussatz genannt worden. Die Quelle ist leider nicht angegeben. Sonderbarerweise träfe also Franz II. betr. Vergiftung mit Aussatz zusammen, wie in der Erzählung des alten Hamlet über seine eigene Todesart. In: Louis, Negociations, lettres et pièces diverses relatives au regne de François II, Paris 1871, und in Regnier de la Planche, Mémoires du maréchal de Vieilleville, Paris 1757, geschieht weder einer Vergiftung noch einer aussatzartigen Krankheit Erwähnung. — J. Plumptre M. A. (1796) hat nachzuweisen gesucht, daß mit der Königin (Gertrud) Maria Stuart gemeint sei, die ja auch nach der kurzen Zeit von drei Monaten Bothwell, den Mörder Darnleys, ihres zweiten Gemahls, heirathete, und C. Silberschlag hat in diesem Jahrhundert (1860), ohne von seinem Vorgänger zu wissen, die gleiche Ansicht aufgestellt. — Furneß' Hamlet II, S. 236 u. f. — Durch die angebliche Vergiftung und den Aussatz Franz II. eröffnet sich für Freunde der Plumptreschen Hypothese eine neue wenn auch trübe Quelle von Vermuthungen.

Digitized by Google

seiner Kindheit an einem Ausfluß aus dem Ohr gelitten, das Uebel verschlimmerte sich nach einem Jagdritt, es traten Bewußtlosigkeit und andere Gehirnsymptome ein, man diagnosticirte einen Abscess im Gehirn, die Aerzte versammelten sich, darunter auch Paré, zur Berathung; es wurde vorgeschlagen, in den Schädel ein Loch zu bohren, um dem Eiter Ausfluß zu verschaffen, es kam aber nicht dazu, wol aus Furcht vor der Verantwortung und der König starb nach 14tägiger Krankheit. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die seit Jahren bestehende Eiterung der tiefliegenden Theile des Gehörorgans sich zum Schluß dem Gehirn mittheilte, an eine Vergiftung ist jedoch nicht zu denken.

Franz II. gibt noch zu einer andern Erinnerung Veranlassung. Er hinterließ eine 18jährige Wittwe von bewunderter Schönheit, welche damals nicht ahnen konnte, daß sie 1587 nach 19jähriger Gefangenschaft das Schaffot besteigen werde. Es war Maria Stuart. Der erste Entwurf Hamlets fällt vielleicht in das Jahr dieser Hinrichtung, und auch sonst war die Zeit dazu angethan, den dunkeln Hintergrund zu Shakespeares Tragödien zu liefern. Politische und religiöse Gegner wurden mit Feuer und Schwert verfolgt, Krieg und Pest lösten sich ab, Essex, der Gönner Shakespeares, wurde im 33. Jahre seines Lebens enthauptet, Southampton, der Beschützer Shakespeares, kam in's Gefängniß, und schon fühlte man das Wehen des puritanischen Geistes, welches, zum Sturm angewachsen, dem „merry old England" ein Ende bereitete und England zu einer Stätte für Fanatiker, Heuchler und Märtyrer machte.

Doch kehren wir zu unserem Hebenon zurück. Immerhin ist es wahrscheinlich, daß diese und ähnliche Märchen, wie sie von Maria Francesco und von Franz II. erzählt wurden, Shakespeare auf die Vergiftung durch's Ohr gebracht haben. Würden wir den „seligen Schatten unseres königlichen Herrn Shakespeare" befragen, was ja heut zu Tage keine Schwierigkeiten macht, so würde er vielleicht, wol etwas verdrießlich, antworten: ich habe das Wort Ebeno in irgend einer alten Scharteke gefunden, ich brauchte ein fabelhaftes Gift, der düstere Klang des Wortes gefiel mir und damit gut.

Wie nun die Wirkung des Giftes beschrieben wird, ist nicht ohne Interesse. Daß es vom Gehörgang aus durch Auffangung in das Blut gelangen könne, wenn auch nur in kleinster Dosis, unterliegt keinem Zweifel, daß es durch den Eintritt in das Blut seine tödtliche Wirkung erst entfalten kann, ist ganz correct. An eine Gerinnung des Blutes jedoch durch das Gift darf nicht gedacht werden. Allerdings würde eine solche Gerinnung des Blutes sofort tödten, denn das Blut muß in fortwährender Bewegung sein, aber narcotische Gifte bewirken keine derartige Gerinnung. Die Gerinnung des Blutes wird mit der Gerinnung der Milch durch Zusatz von Säure verglichen, die deutschen Uebersetzer jedoch lassen die Milch durch Laab gerinnen. Dies ist nicht ganz richtig, und

Digitized by Google

es scheint, daß Shakespeare die Milchwirthschaft besser verstand als seine Uebersetzer; er läßt die Milch durch Säure, die in Milch geträufelt wird, gerinnen. Laab ist keine Säure und keine Flüssigkeit, es ist die Schleimhaut des Laabmagens, wird in Stückchen geschnitten, in ein Säckchen gebunden, in die Milch hineingehängt und kann nicht hineingeträufelt werden, macht auch die Milch nicht sofort gerinnen. Wohl erfolgt aber sofortige Gerinnung beim Einträufeln von Säure, z. B. von Essig.

Wie Quecksilber durcheilt das Gift die natürlichen Canäle und Thore des Körpers. Daraus wurde geschlossen, daß Shakespeare den Kreislauf des Blutes bereits gekannt habe. Das ist zu weit gegangen. Sein Zeitgenosse Harvey trat erst im Jahre 1619 nach vieljährigen Beobachtungen und Versuchen mit seiner großen Entdeckung an die Oeffentlichkeit, und daß das Blut in fortwährender Bewegung sei, war ja schon vor Harvey bekannt.

Wir könnten uns also damit einverstanden erklären, daß der alte Hamlet durch ein narcotisches Gift, in's Ohr geträufelt, sein Leben verlor.

Nun ergibt sich noch eine besondere Schwierigkeit. Der Saft von Hebenon wird als ein Aussatz erzeugendes Präparat, leperous distilment, bezeichnet, so daß im Nu die ganze glatte Haut mit Krusten, Schorfen und Grinden sich bedeckte, gleich einem Lazarus. Ein Gift von derartiger Wirkung gibt es nicht, auch keines, dem man eine solche Wirkung zu Shakespeares Zeit zugeschrieben, auch liegt eine physiologische Unmöglichkeit vor. Schorfe u. s. w. sind die getrockneten Rückstände von Eiter und ähnlichem, zu ihrer Entstehung reicht die kurze Zeit eines Nachmittagsschlafes nicht aus, Tage, Wochen sind erforderlich. War aber der Leib des todten Königs wirklich in dieser ekelhaften Weise entstellt, wie konnte man einen Schlagfluß oder Schlangenbiß als Todesursache vermuthen, und warum geschieht dieser Entstellung später, wenn von der Unthat des Claudius die Rede ist, keine Erwähnung? Sie ist doch hinzugefügt, um diese Unthat in einem noch grelleren Lichte erscheinen zu lassen. Der deutsche Hamlet erwähnt des Aussatzes gar nicht, und doch hätte gerade er sich diese drastische Zugabe, wenn er sie in dem Original gefunden, sicher nicht entgehen lassen. Die Qu. I widmet dem Aussatz eine Zeile, der spätere Text drei und ich bin geneigt, diese Zugabe des Aussatzes für eine spätere Ausschmückung zu halten, bei der man allerdings zunächst an Shakespeare selbst denken muß, denn kaum ein Anderer hätte vermocht, mit wenigen kurzen Worten einen so starken sinnlichen Eindruck hervorzubringen. Sollte jedoch der Zusatz von einem Anderen stammen, so ließe sich vermuthen, daß durch Versehen, eines Ab- oder Nachschreibers vielleicht aus „treacherous distilment“ „leperous distilment“ entstanden sei, und hieran mag sich die Ausschmückung angeschlossen haben. Nöthig hatte Shakespeare diese lepröse Complication keinenfalls, denn wer hat je die tödtliche Wirkung narcotischer Gifte treuer und anschaulicher geschildert.

Digitized by Google

„Nimm dieses Fläschchen dann mit dir zu Bett,
Und trink den Kräutergeist, den es verwahrt.
Dann rinnt alsbald ein kalter matter Schauer
Durch deine Adern, und bemeistert sich
Der Lebensgeister; den gewohnten Gang
Hemmt jeder Puls und hört zu schlagen auf.
Kein Odem, keine Wärme zeugt von Leben;
Der Lippen und der Wangen Rosen schwinden
Zu bleicher Asche; deiner Augen Vorhang
Fällt, wie wenn Tod des Lebens Tag verschließt.
Ein jedes Glied, gelenker Kraft beraubt,
Soll steif und starr und kalt wie todt erscheinen."

So spricht der Mönch zu Julia, nur ist es nicht Scheintod, sondern der wirkliche Tod, den er schildert.

II.

Hiermit wollen wir uns von dem Geiste verabschieden und zu dem Wahnsinn der Ophelia übergehen. Die Schilderung desselben gilt auch bei Irrenärzten als ein Meisterstück wahrheitsgetreuer Nachbildung, doch ist das nicht so zu verstehen, als ob der poetisch verklärte Wahnsinn Ophelias in der nüchternen Wirklichkeit unserer Irrenanstalten zu finden sei.

Der Grundton ihrer Melancholie erklingt in der leisen, melodischen Klage um den geliebten Vater:

Er ist lange todt und hin,
Todt und hin, Fräulein!
Ihm zu Häupten ein Rasen grün,
Ihm zu Fuß ein Stein . . .

Sie trugen ihn auf der Bahre bloß
Leider, ach leider!
Und manche Thrän' fiel in Grabesschooß.

Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?
Nein, nein! er ist todt,
Ist gangen zu Gott,
Er kommt ja nimmer zurück.
Sein Bart war so weiß wie Schnee,
Sein Haupt dem Flachse gleich:
Er ist hin, er ist hin!
Und kein Leid bringt Gewinn!
Gott helf ihm in's Himmelreich!

Ihr grambeklemmtes Herz findet nirgends Ruhe und irrt von Ort zu Ort, Melancholia errabunda. Andere Melancholische verharren, in

Digitized by Google

ihren Gram versunken, an einen Ort gebannt, schlaflos und sprachlos in's Weite starrend, Melancholia attonita; ein Gegensatz, der sich auch findet, wenn geistig Gesunde von schwerem Unglück heimgesucht werden, wo dann die einen rastlos umherirren, während die andern in apathische Ruhe versinken.

Neben dem Kummer um den verlorenen Vater kommen Illusionen, Wahnvorstellungen und Anklänge an verlorenes Liebesglück zum Vorschein. Diese Anklänge haben eine erotische Färbung, und manche Kritiker, leider namentlich Deutsche, hielten sich dadurch für berechtigt, auf die Reinheit der unglücklichen Ophelia einen Schatten zu werfen, einen Schatten, der auf diese Kritiker zurückfällt; denn indem sie Shakespeares holde Blume geknickt, haben sie ihre Unkenntniß in Sachen des Wahnsinns gezeigt.

Freilich ist es ein weitverbreitetes Vorurtheil, daß im Wahnsinn die wahre Natur des Menschen zum Vorschein komme, — gerade das Gegentheil ist der Fall. Ophelia hat die lockeren Liebesverse, wol ohne ihr Zuthun, in Feld und Wald gehört, aber sie lagen tief im Grunde ihres Denkens verborgen, gebunden, erst der Wahnsinn bringt sie an die Oberfläche. So sind es z. B. meist religiös hoch entwickelte Naturen, welche, einmal dem Wahnsinn verfallen, in Gotteslästerungen ausbrechen, vor denen sie in gesunden Tagen entsetzt geflohen wären. Es liegt in der Natur des menschlichen Denkvermögens, daß jeder Gedanke seinen Gegensatz bei sich hat, neben: „es gibt einen Gott": „es gibt keinen Gott"; neben: „Gott ist gütig": „Gott ist grausam". In gesunden Tagen verhält sich das Ich diesen Gedanken gegenüber entschieden bejahend oder verneinend, die verneinten bilden nur in ihrer Verneinung einen Theil der geistigen Persönlichkeit. Diese geistige Persönlichkeit, das denkende bewußte Ich, welches nach Descartes einzig und allein unsere Existenz verbürgt, dieses einzig Sichere, von dem wir wissen und von dem wir zugleich sicher am wenigsten wissen, dieses Ich versinkt im Schlaf in die Tiefen der Bewußtlosigkeit, im Traum treiben Gedanken und Phantasmen ihr Spiel mit ihm, und der Wahnsinn ist der Traum eines Wachenden. Wie im Traum machen sich die gebundenen Gedanken und Vorstellungen frei, ja in jener Form, die man Besessenheit nennt, bemächtigen sie sich des gesammten Sprachmechanismus.

Dieser Sprachmechanismus hat seine Wurzeln, sein Centrum im Gehirn und endet nach außen in den Sprachwerkzeugen; einmal in Gang gesetzt, besorgt er die Mittheilnng fertig gestellter Gedankengänge mit derselben Zuverlässigkeit, mit der uns unsere Gehwerkzeuge einen gewohnten Weg ohne weiteres Zuthun zurücklegen lassen. Manchem älteren Professor gehen seine Vorlesungen in dieser Art vom Munde, während sein Ich nebenbei anderweit beschäftigt ist, z. B. mit dem Entwurf eines Experimentes, das eine lang gefühlte Schwierigkeit lösen soll, oder mit etwas

Digitized by Google

Wichtigem, was seine Familie betrifft. Sind diese Thätigkeiten seines Geistes lebhaft, so kommt es vor, daß fremdartige Worte oder Sätze, zu allgemeiner Heiterkeit, seinen Vortrag durchbrechen. Wenn der im Gehirn gelegene Theil des Sprachapparates verletzt wird, geht plötzlich die Sprache verloren, wie bei dem Herzog Maria Francesco von Urbino, ganz oder bis auf wenige Worte, manchmal ohne die geringste Trübung der Intelligenz; je nach der getroffenen Stelle kann der Verletzte die Worte noch schriftlich mittheilen, ein anderes Mal ist die ganze Wortbildung untergegangen.[7])

Wenn nun beim religiösen Wahnsinn gotteslästerliche Vorstellungsreihen sich von ihrer Gebundenheit frei machen, sich auf den Sprachmechanismus stürzen und mit rauher fremdartiger Stimme ihre Blasphemien aus dem Kehlkopf jugendlicher Mädchen herausbrüllen, so kann man es verzeihlich finden, daß Laien, namentlich Geistliche, den Wahn hegen, ein fremdartiges Wesen habe von dem Kranken Besitz ergriffen. Worte setzen sich leicht in Thaten um, psychische Affectionen sind ansteckend, und so kam es vor einigen Jahren in einem savoyischen Dorfe vor, daß die Regierung einschreiten mußte, weil der Pfarrer am Altar vor seinen weiblichen Pfarrkindern seines Lebens nicht mehr sicher war.

Mußte Ophelia wahnsinnig werden? Ich weiß es nicht, indeß scheint mir, daß die Katastrophe, welche in ihr bis dahin ruhig dahinfließendes Leben einbrach, Lossagung und vermeintlicher Wahnsinn des Geliebten, der Tod des Vaters durch des Geliebten Hand, hinreichend war, um auch eine stärkere Natur als die der zarten Ophelia aus dem Gleichgewicht zu bringen. Freilich meint ein Kritiker, die Sache sei gar nicht so schlimm gewesen, die Tödtung des Polonius habe ja nur auf einem Mißverständnisse beruht, der Wahnsinn des Hamlet sei ein verstellter gewesen und eine Heirath hätte Alles in's Gleiche gebracht. Ja wohl, warum nicht, auf eine Perle mehr oder weniger kommt es in der Krone Shakespeares nicht an, begleiten wir Ophelia auf das Standesamt und statt uns in Trauer über ihren Wahnsinn zu versenken, laden wir uns auf ihrer Hochzeit zu Gast, vom praktischen Standpunkte läßt sich nichts dagegen einwenden.

---

7) Das von Gall ausgehende Bestreben, das Sprachvermögen im Gehirn zu localisiren, hat namentlich durch die Bemühungen französischer Forscher, Bouillaud, die beiden Dax und Broca, zu thatsächlichen Resultaten der merkwürdigsten Art geführt. Z. B. ist es zur Zeit festgestellt — Broca —, daß im menschlichen Gehirn zwei Sprachcentra vorhanden sind, eines rechts und eines links an gleichnamigen Stellen der Großhirn-Hemisphären, und zwar an der dritten Stirnwindung. Für gewöhnlich wird nur das eine Sprachcentrum eingeübt und zwar von Rechtshändigen das links gelegene und umgekehrt. Wird das eingeübte Centrum zerstört, so kann die Sprache nach und nach wiedergewonnen werden durch Einübung des bis dahin unbenützten Centrums, ähnlich wie ein Rechtshändiger bei Verlust der rechten Hand den Gebrauch der linken einübt.

Digitized by Google

Erwähnt muß noch werden, daß Shakespeare mit seiner menschlichen Auffassung des Wahnsinns um Jahrhunderte seinen Zeitgenossen voraus war. Wer gelesen hat, wie damals Geisteskranke verhöhnt, gehetzt, mißhandelt wurden, wie sie in dunkeln Verließen schmachteten, wer sich erinnert, daß noch in diesem Jahrhundert Geisteskranke in käfigartigen Zellen an Ketten der öffentlichen Neugierde bloßgestellt waren[8]), z. B. in dem „Narrenthurm" zu Wien, der muß es als eine der größten Thaten des Shakespeareschen Genius preisen, daß er seinen Zeitgenossen das humane Verständniß psychischer Krankheiten zu eröffnen suchte, wie im Hamlet, so im Lear und Macbeth, und daß er zugleich auf eine schonende psychische Behandlung mit den Worten hinwies: „die beste Wärt'rin der Natur ist Ruhe."

III.

Wir kommen zum Schluß, zu der Frage, war Hamlet geistig vollkommen gesund, war er wahnsinnig, stand er an der Grenze des Wahnsinns?

Von diesen drei Ansichten, von welchen jede ihre Vertreter hat, schließe ich mich der letzten an. Wegen Kürze der Zeit kann ich aber nur die Hauptgründe hervorheben, die mich hierzu bestimmen, und muß auf eine ausführliche Analyse des psychologischen Problems verzichten.

Hamlet gehört zu den zweifelnden Naturen, er verhält sich intellectuellen und moralischen Fragen gegenüber unentschieden, seine Gedanken, Gedanken der tiefsinnigsten Art, strömen ihm zu und beleuchten beide Seiten eines Themas, mit dem er sich beschäftigt, gleichmäßig; solche Naturen sind nicht geeignet zu raschem Entschluß, zu rascher Handlung. Das Mißtrauen in die Mittel des menschlichen Geistes, die Wahrheit zu erkennen, die Unsicherheit darüber, was für gut, was für bös zu halten sei, lähmen die Thatkraft; in ein schweres Geschick verflochten, verhalten sich solche Naturen mehr leidend als handelnd, wie denn auch im Hamlet die Katastrophe hereinbricht ohne daß es zum Handeln gekommen ist. Als eine weitere Eigenschaft Hamlets muß eine außerordentlich lebhafte Phantasie bezeichnet werden. Beim ersten Begegnen des Horatio am Hofe des neuen Königs Akt I, Scene 2 ruft er aus: „Mein Vater, mich dünkt, ich sehe meinen Vater!", also zu einer Zeit, wo nur erst Trauer über den Tod des Vaters und Widerwillen über die rasche Heirath der Mutter sein Gemüth bewegt, erscheint ihm bereits seines Vaters Gestalt in Art einer Vision.[9])

8) Noch 1828 sah Dr. E. W. Güntz im Ospedale S. Spirito zu Rom einen Geisteskranken mit der Kette um den Hals, fast nackt, an eine Säule des Hofcorridors angeschlossen. — Don Pietro Baron Pisani von Dr. E. W. Güntz sen. Leipzig 1878.

9) Diese Stelle wird, soviel ich mich erinnere, von deutschen Hamletdarstellern nicht hervorgehoben, sondern wie eine gleichgültige Redensart gesprochen. In der

Digitized by Google

Was die Gedankengänge betrifft, die in den berühmten Monologen sich wiederspiegeln, so kann man wol sagen, daß Hamlet sich ihnen gegenüber beobachtend, zuwartend verhält. Er gibt im wahren Sinne des Worts seinen Gedanken Audienz und verschiebt die entscheidende That. Seine Gedanken gehen wol auch ihre eigenen Wege, so daß die Persönlichkeit und was sie am meisten bewegen sollte, zurücktritt.

Für besonders merkwürdig in dieser Beziehung halte ich die bekannte Stelle über die tadelnswerthe Trunkfälligkeit der Dänen. Hamlet hat von Horatio die Nachricht bekommen, daß ein Geist in Gestalt seines Vaters den wachehabenden Officieren in winterlicher Nacht erschienen sei; in höchster Spannung erwartet er in der nächsten Nacht das Gespenst. Mitternacht hat geschlagen und alle sind auf das sofortige Erscheinen des Geistes gespannt; nun sollte man glauben, in diesem Zustande höchster Erregung hätte kein anderer Gedanke als an den verstorbenen Vater Raum gehabt in dem bewußten Denken Hamlets. Keineswegs. Man hört aus der Ferne einen Trompetentusch, Horatio fragt, was das bedeute, Hamlet sagt: „der König wacht die Nacht durch, zecht vollauf, hält Schmaus" ꝛc., und nun kommt eine Vorlesung von 26 Versen über die Nachtheile der Trunksucht im Allgemeinen und speciell für seine Landsleute.

Man hat diese Stelle für eingeschoben gehalten, weil sie so gar nicht in die Situation zu passen scheint, und auch in der Satzconstruction, in der Wahl der Ausdrücke wollte man Schwächen finden, die sie Shakespeares unwürdig erscheinen lassen. In der That fehlt sie auch in einigen Ausgaben, um später wieder aufzutauchen. Es wurde vermuthet, sie sei eine Zeit lang weggelassen worden, weil Jacob I., der 1603 den Thron bestieg, eine dänische Prinzessin zur Frau hatte; mir scheint aber, daß nichts geeigneter ist, als dieses Abirren, um die Ideenflucht zu bezeichnen, die sich so oft bei Personen findet, welche für Geisteskrankheit prädisponirt sind. Gerade an dieser Stelle und in der getadelten syntactischen Form macht sie den Eindruck, daß Hamlet nicht der Mann ist, um im gegebenen Augenblick den starken Willen und seine ganze Kraft auf einen Zweck zu vereinigen. Wäre es Shakespeare blos um die Einflechtung eines Tadels der Trunksucht gewesen, so hätte er leicht einen geeigneteren Ort finden können; da, wo sie steht, beweist sie, daß er Hamlet als geistig belastet darstellen wollte.

Nachdem der Geist abgegangen, kündigt Hamlet an, daß es ihm

That ist es auch eine gewöhnliche Ausdrucksweise, zu sagen: „Mich dünkt, ich sehe ihn noch vor mir, wie er leibt und lebt." Hier aber ist es, wie ich glaube, mehr als Redensart, hier wird der künftige Geisterseher angekündigt, es ist das Wetterleuchten des Wahnsinns. Die Stelle sollte deshalb mimisch markirt werden. Wie käme sonst Horatio dazu, erstaunt zu fragen: „Wo seht Ihr ihn, mein Prinz?"

Digitized by Google

vielleicht in Zukunft dienlich scheinen werde, ein wunderliches Wesen anzulegen, und daraus wurde geschlossen, daß alles Auffallende in seinem Benehmen nur auf Verstellung beruhe, aber für Hamlet war es gefährlich, mit dem Wahnsinn zu spielen. Zwar in der Scene, welche Ophelia schildert, wo er sich schweigend von ihr lossagt „und einen solchen Seufzer holt, als sollte er seinen ganzen Bau zertrümmern und endigen sein Dasein", kann weder von wirklichem noch verstelltem Wahnsinn die Rede sein. Erschüttert von der Aufgabe, die ihm geworden, reißt er sich, im Zustande tiefsten melancholischen Druckes, von seiner Geliebten los, um ganz der Rache sich zu widmen.

Verstellter Wahnsinn ist in der harten Scene, wo er nach dem Monolog „Sein oder nicht Sein" die reizende Ophelia erblickt; die Härte seiner sarkastischen Bemerkungen ist jedoch zu entschuldigen durch die Wahrnehmung, daß sich Ophelia, wenn auch in guter Absicht, hergegeben, ihn auszuforschen. Verstellter Wahnsinn ist in allen Scenen mit dem König, Polonius, Rosenkranz, Güldenstern, Osrik. Bedenklich ist dagegen der jubelnde Aufschrei, nachdem die List mit dem Zwischenspiel gelungen und der König entlarvt ist, denn dieser Aufschrei mit seinen tollen Versen ist ganz geeignet, Hamlets Pläne zu vereiteln.[10]) Unmittelbar darauf findet

---

10) In Deutschland wird es mehr und mehr üblich, in der Rolle Hamlets die Anklänge an Geistesstörung abzuschwächen oder ganz zu streichen; wie mir scheint, nicht zum Vortheil der Rolle; denn wenn wir in Hamlet nichts sehen, als den skeptischen, unschlüssigen Spötter, so schwindet unsere Theilnahme an seinem Schicksal. Selbst in seinen Sarkasmen und wunderlichen Reden sollten die Zeichen eines unwiderstehlichen Antriebes, unter dessen Zwang er steht, nicht fehlen; kommen sie wohlüberlegt mit dem kalten, selbstgefälligen Lächeln des hochgebornen, hochmüthigen Prinzen zum Vorschein, oder mit der gesteisten trockenen Breite des pedantischen Magisters, so thun sie nur die halbe Wirkung. Freilich vermindert sich mit dem Hervortreten der pathologischen Gemüthsverfassung die Schuld Hamlets, indessen unser gewöhnliches Verfahren, den Helden auf die moralische Anklagebank zu setzen, um ihn nach den Paragraphen des dramatischen Strafgesetzbuches abzumtheilen, reicht bei Hamlet so wie so nicht aus, bei Hamlet so wenig als bei Ophelia. Mit der herrschenden Auffassung stimmt es, die Scene am Grabe der Ophelia wegzulassen oder zu kürzen, den unheimlichen Ausbruch bei Entlarvung des Claudius zu mildern u. s. w. — Irving, der für den ersten lebenden Hamletdarsteller Englands gilt, sieht die Sache anders an. Nach den vorliegenden Schilderungen muß seine Darstellung den Eindruck hervorbringen, daß Hamlet mehr und mehr in Geisteszerrüttung verfällt und durch verschiedene Paroxysmen momentaner Störungen hindurchgeht. Z. B.: In der Scene, während des „Stückes im Stück", erhebt sich der König, verwirrt und bestürzt, und verläßt eilig den Saal. Bei der jetzt hie und da herrschenden Bühneneinrichtung kommt der Zuschauer höchstens zu der schwachen Empfindung, daß die List gelungen, wie das ohnedem vorauszusehen war, denn der Zuschauer hat nie an der Schuld des Claudius gezweifelt. Die Hauptsache, der Eindruck, den die Ueberführung des Königs auf Hamlet macht,

Digitized by Google

er den König im Gebet. Die sentenzenschweren Hammerschläge des Zwischenspiels haben das erzgepanzerte Herz des Schuldigen erschüttert, der nun vergeblich nach Reue ringt. Nun kann ihn Hamlet tödten, er verschiebt die Rache, denn er will ihn nicht betend zum Himmel, sondern als Sünder zur Hölle schicken. Von Wahnsinn ist hier nicht die Rede.

---

kommt nicht zur Geltung. Bekanntlich kommt auch Uebertreibung in der entgegengesetzten Richtung vor, deshalb war es mir interessant, eine Notiz zu finden, wie Irving die Scene spielt. In Edward J. Russels Irving und Hamlet, London 1875, — Furneß Hamlet II, S. 259 — wird das Spiel beiläufig folgendermaßen geschildert: „So lange er mit Horatio allein, drückt sich gespannte Erwartung und düstere Stimmung in seinem Wesen aus. Man sieht ihm an, was auf dem Wurfe steht, mehr als sein Leben. Sowie der König mit dem Hof eingetreten, zeigt er sich heiter und sorglos, wie er es mit Horatio verabredet. Zu den Füßen Ophelias, spielt er mit ihrem Fächer von Pfauenfedern. Bei den Worten: „Ew. Majestät und wir haben gute Gewissen", klopft er sich mit dem Fächer auf die Brust und seine Stimmung scheint so leicht beschwingt, wie der Pfauenwedel. In seinen doppelsinnigen Antworten, die er dem König gibt, ist nichts von der boshaften Betonung, mit der Hamletdarsteller gewöhnlich den Triumph ihrer List im Voraus escomptiren. Das: „Nicht das geringste Aergerniß von der Welt" kommt trocken heraus, und damit gut. Seine Ueberwachung des Königs ist nicht auffällig, er kriecht nicht über die Bühne, faßt den König nicht am Kleid. Seine Aufregung steigt, aber seine Stimmung hält sich bis hart zur Krisis, beinahe scherzhaft. Sowie jedoch der König plötzlich den Saal verläßt, springt er mit einem Satze in die Höhe und wirft sich mit grellem Schrei in den eben vom König verlassenen Stuhl, von körperlicher und geistiger Aufregung überwältigt, wiegt er sich hin und her und spricht, obgleich der Sturm des Beifalls die Worte fast unhörbar macht, die bekannten Reime: „Why, let the stricken deer go limp!" (sic.) Eine noch stärkere Wirkung von wilder und absonderlicher Art erfolgt, als Hamlet den Stuhl verläßt und in übermüthig närrischer Weise die meist gestrichenen Zeilen singt:

For thou dost know, o Damon dear,
This realm dismanteled was
Of Jove himself, and now reigns here
A very very — peacock.

O Damon lieb, Dir ist bekannt,
Todt liegt in seiner Gruft
Der wie ein Zeus beherrscht das Land,
Jetzt herrscht ein schnöder — Pfau.

Während der Pause nach very very — wo „ass" kommen sollte, sieht er Ophelias Fächer an, stößt das Wort „peacock" heraus und schleudert den Fächer, der ihm das fehlende Wort geliefert, von sich. Dieser anscheinend kindische Streich ist so charakteristisch, daß er von dem Publikum mit Enthusiasmus aufgenommen wird. Er wird als eine vollkommen folgerichtige Steigerung aufgefaßt." Da nur Horatio zugegen, handelt es sich in dieser Scene um wirkliche, nicht um verstellte Ueberreizung, die durch die Wahl der Verse noch an pathologischer Färbung gewinnt.

Digitized by Google

Es folgt die Scene mit der Mutter, in welcher Polonius als Opfer seines Diensteifers an Stelle des Königs umkommt. Der gleichgültige Hohn, den Hamlet darüber kundgibt, kann wol als ein Zeichen augenblicklicher geistiger Zerrüttung gelten. Nachdem der Paroxysmus sein Ende erreicht, kommt mit den Worten „für diesen Herrn thut es mir leid", noch stärker im Original „for this same Lord i do repent" die natürliche und wahre Empfindung Hamlets zum Durchbruch.

Von der Reise nach England, die ihm den Tod bringen soll, zurückgekehrt, durch eigene List gerettet, finden wir ihn auf dem Kirchhof zuerst im Gespräch mit den Todtengräber-Clowns, dann erleben wir den Wuthanfall am Grabe der Ophelia. Wir bekommen den Eindruck eines Tobsüchtigen, denn für einen geistig Gesunden ist die Wuth gegen Laertes nicht hinreichend motivirt, indeß er findet sich wieder und es bleibt bei einem Ausbruch in Worten.

In der letzten Scene, vor dem Waffengang mit Laertes, entschuldigt er diesem gegenüber sein Benehmen mit schwerem Trübsinn, der ihn in der letzten Zeit geplagt, sein Wahnsinn, nicht er selbst sei es gewesen, der ihn gekränkt. Dies ist keine Redensart, denn diese Erklärung wird in einem feierlichen Augenblick gegeben, im Gefühle des hereinbrechenden Verhängnisses. Unmittelbar vorher sagt er zu Horatio: „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie übel es mir hier um's Herz ist und geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist Alles. Da kein Mensch weiß, was er verläßt, was kommt darauf an, frühzeitig zu verlassen? Mag sein!" Kein Zweifel, er fühlt sich krank und zwar geistig krank, nur der Tod kam dem Ausbruch des Wahnsinns zuvor.

Das Abirren der Gedanken unmittelbar vor der mit höchster Spannung erwarteten Erscheinung des Geistes, der leidenschaftliche Jubel nach Entlarvung des Königs, der gleichgültige Hohn beim Tode des Polonius, der Wuthausbruch am Grabe der Ophelia, das eigene Bekenntniß Hamlets, alles dies sind, wie mir scheint, starke Gründe für die Annahme, daß Hamlets geistiger Zustand von Anfang an krankhaft erscheinen soll und sich mehr und mehr verdüsterte.

Ich gehe einen Schritt weiter, ich meine, es ist ein objectives Merkmal dafür vorhanden, daß Shakespeare Hamlet an die Schwelle des Wahnsinns gestellt haben wollte, und zwar finde ich dieses Merkmal in der schon erwähnten großen Scene mit der Mutter. Polonius ist gefallen, immer eindringlicher redet Hamlet zum Gewissen seiner Mutter, er vergleicht den Gemordeten mit dem Mörder, sein Affect steigert sich zur Wuth, — plötzlich versagt ihm die Stimme, der Geist schreitet durch das Zimmer.

Wie kommt es, daß die Königin den Geist nicht sieht? Wir kennen ihn doch schon aus dem ersten Akt, da wurde er von Allen gesehen, nicht

Digitized by Google

blos von Hamlet, es ist ein „ehrliches Gespenst", wie Hamlet sagt, hält seine Zeiten ein, kömmt mit Mitternacht, geht mit dem Hahnschrei, spricht mit hohler Stimme, kann mehr als auf Schiefertafeln schreiben, denn er steht Red' und Antwort, ja im deutschen Hamlet gibt er der Schildwache eine Ohrfeige, schlägt ihr die Muskete aus der Hand, und ehe er Hamlet anredet, heißt es: „Der Geist sperrt dreimal das Maul auf." Kann man mehr verlangen?

Jeder mag über Gespenster denken, wie er will, und vielleicht interessirt es Sie, an die Meinung eines berühmten Verehrers Shakespeares erinnert zu werden, seine Worte sind: „Wir glauben jetzt keine Gespenster, kann also nur so viel heißen: In dieser Sache, über die sich fast eben so viel dafür als dawider sagen läßt, die nicht entschieden ist und nicht entschieden werden kann, hat die gegenwärtig herrschende Art zu denken den Gründen dawider das Uebergewicht gegeben; einige Wenige haben diese Art zu denken, und Viele wollen sie zu haben scheinen; diese machen das Geschrei und geben den Ton; der große Hause schweigt und verhält sich gleichgültig, und denkt bald so, bald anders, hört am hellen Tage mit Vergnügen über die Gespenster spotten und bei dunkler Nacht mit Grausen davon erzählen."

Dies sind die vorsichtigen Worte Lessings und wir können deshalb, wie ich glaube, dem Geiste des ersten Aktes, welcher der Hebel des ganzen Dramas ist, immerhin noch eine Stätte auf unserer Bühne gewähren.

Ganz anders verhält es sich mit dem Geist im Zimmer der Königin. Er macht einen befremdenden Eindruck, weil er vom Publikum, von Hamlet, aber nicht von der Königin gesehen wird. Als die Quartausgabe I im Jahre 1823 gefunden wurde, fand sich die Regie-Anmerkung: „Der Geist erscheint im Schlafrock" (night-gown), und Goethe sprach sich 1825 für Schlafrock oder Nachtkleid gegen die Rüstung aus. Ich habe den Geist in einer Art Schlafrock gesehen, aber die Sache wurde dadurch nicht besser. Das Befremdende der Scene liegt nicht in der Rüstung, sondern darin, daß wir es mit einer Hallucination Hamlets zu thun haben, bei der die Erscheinung nur Hamlet selbst sichtbar sein sollte.

Sicher hatte Shakespeare eine Hallucination im Sinne, denn warum sieht die Königin den Geist nicht? Ein Kritiker meint, der Anblick werde ihr aus Schonung erspart, in unserem altdeutschen Hamlet wird ihre Verschuldung als Grund angeführt, gewiß schwache Gründe, und die Königin hat ganz recht, ihren Sohn für wahnsinnig zu halten, da er sich trotz seiner hoch entwickelten Intelligenz nicht von der subjectiven Täuschung, welcher er unterliegt, überzeugen will. Wenn eine Nonne oder ein Bauernmädchen eine Madonnenvision für wirklich hält, so ist sie deshalb nicht wahnsinnig, es fehlen ihr die Mittel, die Vision auf ihre Objectivität zu prüfen, wenn aber ein Hamlet der Täuschung unterliegt, so steht er an der Schwelle des Wahnsinns.

Digitized by Google

Wir haben manches Beispiel von hochbegabten Männern, welche ihre Hallucinationen als solche erkannten; ich erinnere an die widerwärtige Negergestalt, welche Spinoza belästigte, an das Doppelgesicht Goethes, als er nach dem Abschiede von Friederike Brion auf dem Heimwege sich selbst begegnete, Moses Mendelssohn wurde längere Zeit die Nächte hindurch von gellenden Gehörshallucinationen gepeinigt, der berühmte Physiologe Johannes Müller hat, ausgehend von seinen eigenen, beim Einschlafen eintretenden Gesichtsvisionen, eine grundlegende Arbeit über diese Phantasmen geliefert[11]) und Goethe konnte gewisse Visionen bei geschlossenen Augen willkürlich hervorrufen.

Bekannt sind die Visionen des Berliner Buchhändlers und Philosophen Nicolai; Monate lang befand er sich bei Tag und bei Nacht in Gesellschaft von hunderten von ein- und ausgehenden Gestalten, Bekannten und Unbekannten, Lebenden und Verstorbenen, die auch zeitweilig mit ihm Gespräche führten. Es war ein eigener Zufall, daß gerade ihm, dem personificirten gesunden Menschenverstand, dem nüchternsten Vertreter der Aufklärung, dem selbst Kant zu phantastisch war, diese Visionen zu Theil werden mußten. Er machte übrigens dabei eine feinsinnige Bemerkung, die ihm zu Gute geschrieben werden muß: Jederzeit sei er im Stande gewesen, auch die redenden Gestalten von wirklichen zu unterscheiden, denn der Stimme hätten jene Nebengeräusche gefehlt, die in Mund und Nase entstehen.[12])

Shakespeare kannte sicher den Unterschied, der zwischen wirklichen Geistererscheinungen und Hallucinationen zu machen, vielleicht aus eigener Erfahrung, aber die Lehre von den Hallucinationen gehört der neueren Wissenschaft an und Shakespeare konnte seinen Zuschauern nicht zumuthen, an eine solche Sinnestäuschung zu glauben.

Heut zu Tage würde es kein Wagniß sein, wenn es nicht gegen die Pietät verstieße, die Scene ohne Gespenst zu spielen. Die Worte des Geistes können Hamlet als scheinbar gehörte und von ihm nachgeflüsterte in den Mund gelegt werden, während er der Vision mit starren Augen folgt.

Nach meiner Erfahrung, die ich aus Beobachtungen an Geisteskranken

11) Ueber die phantastischen Gesichtserscheinungen von Dr. Johannes Müller. Coblenz 1876. Joh. Müller war 1826 angehender Professor in Bonn; Philipp Franz v. Walther, der berühmte, später nach München berufene Chirurg, stand ihm als älterer Freund unter schwierigen Umständen nahe. Aus Walthers Mund weiß ich, daß Joh. Müller nahe daran war, durch seine Hallucinationen geistig gestört zu werden und daß er diese Gefahr gewissermaßen durch wissenschaftliche Erforschung seines krankhaften Zustandes überwunden habe.

12) Die Visionen verschwanden auf Blutegel, die an einen gewissen Körpertheil gesetzt wurden, und Goethe, der es ihm bekanntlich nicht recht machen konnte, hat diesen medicinischen Erfolg im Faust verewigt.

Digitized by Google

schöpfe, würde die Wirkung eine außerordentliche sein. Während jetzt der Geist Mühe hat, wenn er auch wie bei uns in den besten Händen ist, mit Anstand aus dem Zimmer zu kommen, würde uns Alle jenes Entsetzen ergreifen, welches nie ausbleibt, wenn wir mit einem Schlage die Vernunft eines geistig hochstehenden Mannes dem Wahnsinn verfallen glauben.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Neues Werk von Fritz Reuter.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: aus

Fritz Reuter's Nachlaß:

Die drei Langhänse,

Lustspiel in drei Acten.

(Für die Bühnenaufführung eingerichtet von **Emil Pohl.**)

Preis broch. 1 M. 50 Pf.
Elegant geb. 2 M. 25 Pf.

Einer besonderen Empfehlung eines neuen Buches von Fritz Reuter glauben wir uns enthalten zu dürfen.

In die Volks-Ausgabe der sämmtlichen Werke wird dieser Band nicht aufgenommen.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar.

Meyers Reisebücher.

Zur ***Weltausstellung*** *erschien soeben durchaus neu bearbeitet:*

PARIS *mit den Reiserouten dahin und durch* ***Nordfrankreich,***

mit Karten, Plänen, Ansichten reichlichst ausgestattet. Geb. 7½ M.

Verlag des ***Bibliographischen Instituts*** *in Leipzig.*

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Soeben wurde ausgegeben und an die Vereinsmitglieder versandt:
Serie IV. (1878) Band 3:

G. E. LESSING, Ein Lebensbild. *Nach Jame Sime.*

Frei bearbeitet von **Adolf Strodtmann.**

Autorisirte deutsche Ausgabe. Elegant gebunden.

Für Nichtvereinsmitglieder wird der Band einzeln nur zum erhöhten Preise von 6 Mark abgegeben.

Preis der Serie von 7 Bänden eleg. geb. 30 *M.*

Beitrittserklärungen zur IV. Serie (1878) nimmt entgegen jede Buchhandlung sowie das

Bureau des Vereins für Deutsche Literatur,
A. Hofmann in **Berlin,** Kronenstrasse 17.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W.

Vor Kurzem erschien und ist zu beziehen durch alle Buchhandlungen:

Aus wechselnden Tagen.

Gedichte von **Wilhelm Jensen.**

Ein Band v. 12 Bog. kl. 8., eleg. ausgestattet mit Ornamentvignetten u. Fleurons. Druck von **W. Drugulin** in Leipzig auf Velinpapier.

Preis brochirt 3 *M.*, eleg. geb. in Originalband mit Goldschnitt etc. 4 *M.* 50 *Pf.*

Paul Lindau: Tante Therese. Schauspiel in 4 Acten. 8. Elegant geh. 2 *M.* 50 *Pf.*

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Band 6. — Heft 18.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

Digitized by Google

September 1878.

Inhalt.

Seite

Adolf Wilbrandt.
Der Mitschuldige. Novelle 255

Karl Biedermann in Leipzig.
Lessing in England 311

H. W. Vogel in Berlin.
Die Telegraphenschrift des Himmels 335

R. Schoener in Rom.
Der Palatin und seine Ausgrabungen 349

Karl Gutzkow in Sachsenhausen.
Bogumil Dawison 373

Hierzu das Porträt Karl Gutzkow's, Radirung von D. Raab in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.
— Preis pro Quartal 5 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VI. Band. — September 1878. — 18. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Karl Gutzkow.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

Digitized by Google

Der Mitschuldige.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

I.

Ach, gehn Sie doch noch nicht fort! sagte Fräulein Amélie zu Herrn Wenzel, der nach seinem Hut griff. Was wollen Sie zu Hause in dem kalten Zimmer. Gehn Sie doch noch nicht fort!

Herr Wenzel stand, den abgeschabten, schwarzen, hohen Hut in der Hand, neben dem braunen, runden Kachelofen, in einer hellblauen Stube, und sah durch das Fenster in den Nachthimmel und auf die Schiffe hinaus, die im Rostocker Hafen lagen. Warum sollte ich noch nicht fortgehn, antwortete er, ohne Fräulein Amélie anzusehn. Unsere Stunde ist ja aus. Ich habe ja das Vergnügen gehabt, Ihren Aufsatz zu lesen. Ich habe darunter geschrieben: „Sehr befriedigt". Warum sollte ich nun nicht gehn. Gute Nacht, Fräulein Amalie.

Ach, warum sagen Sie immer „Amalie", erwiderte das Mädchen. „Amélie" ist doch hübscher! musikalischer! — Ich hab' einmal eine Schulfreundin gehabt, die mich „Male" nannte; die hab' ich zuletzt gehaßt; wahrhaftig . . . Gehn Sie doch noch nicht fort.

Warum sollt' ich nicht fortgehn, wiederholte er. Ich habe ja schon das Vergnügen gehabt, in Ihrem Aufsatz zu lesen, daß die Liebe das Höchste und Schönste in diesem Jammerthal ist. Ich habe schon mehr als einmal die Ehre gehabt, Fräulein Amalie, von Ihren Empfindungen für diesen unbekannten Jüngling aus der Fremde zu hören. Sie wollen mir wieder davon erzählen. Wozu sollt' ich das hören. Wer weiß, ob es mich ebenso glücklich macht, wie Sie. Also gute Nacht!

Digitized by Google

O du frommer Gott! sagte das Mädchen und seufzte. Wollen Sie mich nicht einmal ansehn?

Der arme Herr Wenzel sah sie also an. Er warf einen unfreiwilligen Blick auf die hohe, volle Gestalt in dem dunkelgrünen Hauskleid, das sich so angenehm an die Formen schmiegte. Fräulein Amélie stand, die Hände hinter sich, an die Kommode gelehnt, und schaute ihm mit ihren etwas übergroßen, flachliegenden, leuchtenden blauen Augen kokett vorwurfsvoll in das blasse Gesicht. Sie war fast zu groß, und was man von Knochen an ihr sah, war nichts weniger als zerbrechlich; aber die Natur hatte dieses beinerne Gerüst so anmuthig mit Fleisch und Blut bekleidet, daß es für Wenzel besser gewesen wäre, die Betrachtung der Schiffsmasten im Strom nicht aufzugeben. Fräulein Amélie's Thusnelden-Gestalt war in diesem Zustand völliger, üppiger Reife angelangt, die sich nicht immer mit der nöthigen Kaltblütigkeit betrachten läßt; ihr rundliches Gesicht war wie eine Apfelblüthe, und selbst ein gewisses dümmlich holdes Lächeln stand ihr gut. Der arme Herr Wenzel sah sie also an. Er ließ seine hohe Gestalt so zusammensinken, daß er kleiner erschien als sie; was er doch nicht war. Haben Sie noch etwas zu befehlen? murmelte er dann und versuchte es mit einem matten Lächeln.

Jesus, Gottes Sohn! wie Sie immer reden! — Ich hab' Ihnen noch nie etwas befohlen; ich bin Ihre dankbare, dankbare Schülerin; ich verehre Sie; ach, das wissen Sie ja. Stellen Sie doch den Hut wieder auf den Stuhl! — Ihnen verdank' ich ja Alles! — Wie Sie das erste Mal zu uns kamen, als ich ja noch so ungebildet war, daß es Gott im Himmel jammern konnte — und Sie mir sagten: „Bildung macht frei" — und „Freiheit macht uns zu Menschen" — das hat mich so gehoben, so gehoben, ich kann's Ihnen nicht sagen. Nehmen Sie doch wieder Platz! — Und Sie haben viel Geduld mit mir gehabt; und nie, nie werd' ich's Ihnen vergessen. Und es passirt mir wol noch manchesmal, daß ich ein ungebildetes Wort gebrauche, weil ich's so gelernt habe; ich bedarf noch manchmal einer Reparatur — (er wollte sie unterbrechen, aber sie sprach fort:) doch was kann ich dafür, Herr Wenzel, daß mein Vater ein Gastwirth am Hafen, für die Seeleute, ist, und keine Bildung gelernt hat; und wär' ich immer mit Ihnen, dann sollte mir nichts mehr passiren — das weiß ich gewiß! — — Ach Gott ne ja, warum sehen Sie mich so an. Sie wollen mir durch die Blume sagen: ich könnte ja immer mit Ihnen sein, wenn ich wollte; wenn ich Sie heirathen wollte —

Ich will gar nichts sagen, fiel er ihr in's Wort; doch so kalt und ruhig, wie er sich's gedacht hatte, kam es ihm nicht über die Lippen. Wie könnte ich mir herausnehmen wollen, Sie zu heirathen, Fräulein Amalie. Ihr Vater hat ein gutes Geschäft und ein hübsches Vermögen; ich habe kein Geschäft und kein Vermögen. Sie sind jung, ich bin alt!

Digitized by Google

Ach, vom Alter wollen wir nur nicht reden! antwortete sie treuherzig. So ein junger Krabauter bin ich ja auch nicht mehr — — Aber „Krabauter" ist ja wol kein gebildetes Wort. Wie kommt mir das in den Mund! — Wir Plattdeutschen haben so viele unpassende Wörter — — — Wovon sprachen wir. Zeigen Sie doch nicht mit dem Finger auf Ihre hohe Stirn! Sie sagen „Kahlkopf" dazu; ich sage, das ist nur eine hohe Stirn; eine „Denkerstirn". Und „phantasievolle" Menschen bleiben ja immer jung, wie ich in einem von Ihren Klassikern gelesen habe; und Sie sind gewiß ein phantasievoller Mensch! Sie haben nur viel, viel zu viel Phantasie; das ist Ihr Unglück, Herr Wenzel! — Und haben Sie nicht einen schönen, herrlichen Beruf: zu unterrichten — Bildung zu verbreiten —

Und abzuschreiben —

Ja, Sie schreiben sich todt; blos damit Sie Ihre kleinen Nichten ernähren können — — ach, Sie sind ja so ein guter, guter Mensch! — Stehn Sie doch nicht auf. Sie sollten sich noch ein bischen verpusten — — Sie sollten noch ein bischen ausruhen! berichtigte sie sich und ward roth. Es wäre mir ja eine hohe Ehre, Ihre Frau zu sein; — nein, wahrhaftig und Gott! — Aber ich werde nie heirathen; nie, nie, nie —

Also auch nicht den Gastwirth zum „Cap der guten Hoffnung"? fragte Herr Wenzel.

Mit was für einem sonderbaren Ton Sie das aussprechen! antwortete sie und ward wieder roth. Dann ereiferte sie sich plötzlich: Den sollt' ich heirathen? So eine Quadux? So ein tralliges, appeldwatsches Gestell?

Herr Wenzel lächelte.

Ach Gott, ich war ja wol wieder gar zu ungebildet! unterbrach sie sich und legte sich die großen, vollen Hände einen Augenblick vor's Gesicht. Verzeihen Sie —

Bitte sehr! Thun Sie sich keinen Zwang an. Für diesen Wirth zum Cap der guten Hoffnung sind diese alten Kernworte sehr gut —

Warum müssen Sie denn das vom Cap und so weiter noch einmal sagen! fiel sie ihm in's Wort. Und Sie thun's auch nur aus Eifersucht; — aber wie Sie auf diesen Jammerlappen eifersüchtig sein können, das muß mich doch von Ihnen wundern, Herr Wenzel. Ich Den heirathen! O Gott! — Er kann sich was prosten lassen! Lieber gehe ich in die Warnow, wo sie am tiefsten ist!

Herr Wenzel murmelte hierauf etwas, das sie nicht verstand. Was sagen Sie? fragte Fräulein Amélie. Das darf man wol nicht sagen, Herr Wenzel: „er kann sich was prosten lassen"?

In einem deutschen Aufsatz müssen Sie's nicht schreiben, antwortete er sanft; aber für diesen Wirth zum Cap der — — für den war es

Digitized by Google

gut! — — Uebrigens was hilft das. Sie wollen nicht heirathen, sagen Sie. Aber für den Jüngling da aus der Fremde, den jungen Schweden, für den schlägt Ihr Herz. Heirathen wollen Sie ihn also nicht; — also was wollen Sie thun?

Ach Gott! ach Gott! wie Sie fragen. Ach, wie schlecht Sie sind; — und Sie sind doch so gut. Was kann ich dafür, Herr Wenzel, daß diese unglückliche Liebe so über mich gekommen ist, wie in den Romanen und in den Trauerspielen; — ja, eine unglückliche Liebe — sehn Sie mich doch nicht so von der Seite an — — Eine unglückliche Liebe, denn so ein feiner, vornehmer, reicher junger Mensch, und so ein Adonix, ach der heirathet mich nicht! — Aber ein rechtschaffenes Mädchen bleib' ich doch, Herr Wenzel; ja, und wenn Sie auch die Stirn zwischen Ihren Augenbraunen zehnmal zusammenziehn — gut bleib' ich doch; — ja und wenn Sie auch — —

Sie hörte plötzlich auf zu reden, denn sie fing an zu weinen. Sie zog ihr Taschentuch, das sie ganz zusammengedrückt hatte, auseinander, legte es sich vor die Augen und schluchzte.

Hm! murmelte Herr Wenzel, der ihr gegenüber saß, und starrte sie, durch diesen Ausbruch etwas geängstigt, an. Er beugte sich vor, als müsse er ihr irgendwie zu Hülfe kommen; sein Gesicht verzog sich, weil er selber weich wurde; denn für lautes Weinen hatte er eine unglückselige Empfindlichkeit, und wie sollte er nun gar Fräulein Amalie ruhig schluchzen hören. Dazu war sein Gemüth ohnehin in trauriger Verfassung... Er schwieg, aber er bewegte sich unruhig auf seinem Stuhl hin und her; doch als er dieses alte, wackelige Gestell knarren hörte, saß er wieder still. Fräulein Amélie weinte fort, hinter ihrem Tuch. Darüber erwachte seine Phantasie, denn es bedurfte immer nur wenig, sie zu wecken. Er sah in die Zukunft hinaus ... Er sah diesen verhaßten „Jüngling aus der Fremde" vor sich; er kannte ihn nicht, aber er stellte ihn sich vor: schlank, blond, unverschämt jung, in einem feinen Pelz, mit einem kalten Lächeln um den mädchenhaft kleinen Mund. Amalie lag vor ihm auf den Knieen: heirathe mich! heirathe mich! stöhnte sie; du hast mich rechtschaffenes Mädchen in die Schande gebracht! — Doch der infame junge Schwede lächelte dazu, bewegte nur abwehrend seinen rechten Pelzärmel, und trat von der Brücke auf's Schiff: denn den Herrn Wenzel hatte seine rasche Phantasie plötzlich in den Hafen, an den Fluß, zur Schnickmannsbrücke geführt. Die Brigg „Gustav Adolf", mit der schwedischen Flagge, stieß ab. Der Verführer stand an Bord und lächelte. Mit einem fürchterlichen Schrei hob die verlassene Amalie ihre Hände und sprang in den Fluß ... Da schwimmt ja auch schon ihre Leiche hinter dem Schiffe her. Wer schwimmt denn da neben ihr? Das ist er selbst — Gottlieb Wenzel. Er lebt; er schwimmt wie ein Fisch; er knirscht mit den Zähnen, denn er lechzt nach Rache. Das Schiff segelt wie der

Digitized by Google

Teufel den Fluß hinab, aber Gottlieb Wenzel ist schneller. Er holt es ein, er klettert hinauf, er steht auf dem Verdeck. Hab' ich dich, Verführer! ruft er dem zusammenbrechenden jungen Schweden zu; Elender! sieh hin, wer dort hinten schwimmt! — Und sein geöffnetes Taschenmesser schwingend, stößt er es dem stöhnenden Jüngling aus der Fremde in die Brust ...

Jesus, Gottes Sohn! was machen Sie? rief das Mädchen aus und fuhr in die Höhe. Sie schlagen mir ja wol den ganzen Tisch in den Grund! — Herr Wenzel, was haben Sie — Gott soll mich bewahren —

Herr Wenzel stand auf, starrte auf den Tisch, den er mit der gehobenen Faust getroffen hatte, dann im Zimmer umher und auf Fräulein Amalie. Er sah, daß sie sich die letzte Thräne von der Wange wischte .. Bitte sehr um Vergebung! stammelte er.

Sie schien nun zu begreifen, was ihm geschehen war; denn sie fing an zu lächeln. Endlich lachte sie laut.

Es war also noch nicht so schlimm: sie schwamm nicht steif und kalt hinter dem davonsegelnden „Gustav Adolf" her, sondern in all' ihrer blühenden Ueppigkeit stand sie da und lachte. Sie lachte noch so, wie nur die Unschuld lacht ... Er hatte nur geträumt, wie gewöhnlich. Es ward ihm etwas leichter um's Herz. Doch was nützte es, daß sie noch so dastand? — Nicht für ihn war sie so blühend, so hübsch. Diesen Andern liebt sie, der sie nicht heirathen wird. Und wie rechtschaffen sie auch ist, — wie wird's eines Tages enden ... Er nahm wieder seinen alten, abgenutzten, hochstämmigen Hut. Bitte nochmals um Vergebung, sagte er mit einem unsicheren, getrübten Lächeln. Ich habe phantasirt; meine alte Schwäche. Das nimmt bei mir überhand. Fräulein Amalie, eine wohlschlafende Nacht!

Warum wollen Sie plötzlich wieder gehn? Weil ich eben gehojahnt habe — gegähnt, wollte ich sagen —?

Nicht weil Sie gehojahnt, auch nicht weil Sie gegähnt haben, antwortete Herr Wenzel. Aber wir haben uns ja ausgesprochen, Fräulein Amalie. Wir haben uns über Ihre unglückliche Liebe ausgesprochen; — was könnte uns nun noch interessiren, Fräulein Amalie. Ich will mit meinen Nichten zu Nacht essen. Gott segne Sie, und so weiter!

Sie wollen fort, wirklich und wahrhaftig? — Und Sie haben noch nicht einmal — seine Photographie gesehn; Sie wissen noch nicht, wie ich Denjenigen denn eigentlich kennen gelernt habe — wie er heißt — was er ist —

Herr Wenzel richtete seine lange breitschultrige Gestalt, die er gewöhnlich etwas nach vorne neigte, steif und störrig auf. Ich wünsch' es auch nicht zu wissen, Fräulein Amalie, sagte er, ohne sie anzusehn. Ich habe kein Interesse für seine Photographie. Ich — — hasse ihn, setzte er hinzu.

Digitized by Google

Ach Gott! seufzte das Mädchen.

Sie waren beide still. Sie nahm eine Stricknadel vom Tisch und rieb sich damit die Stirn. Er ging langsam zur Thür.

Ach, ich bin ja auch nicht glücklich! sagte sie endlich, wie um ihn zu trösten. Sie gehn also wirklich fort ... Ich hab' noch was in Petto, Herr Wenzel: diese Knallbonbons für die Zwillinge, für die kleinen Nichten. Der Kapitän von der „Pommerania" hat sie mir geschenkt. Ach, diese lieben kleinen Zwillinge, diese Waisenkinder, die immer so mager sind — aber immer so putzlustig, so vergnügt. Ach, Herr Wenzel, nehmen Sie doch diese kleine Tüte, und küssen Sie die Zwillinge von mir!

So langsam, wie er gegangen war, kam er zu ihr zurück. Fräulein Amalie, Sie sind ein gutes Mädchen, sagte er gerührt. Ich danke Ihnen für die Düte. Lassen Sie mich nun gehn!

Ja, nun sollen Sie gehn; aber wie sehn Sie leeg aus — — schlecht, wollt' ich sagen. Auch so mager, Herr Wenzel — — Nun hören Sie einmal da unten den Hopphei in den Gastzimmern; wie Die wieder marachen! Dieses Juchen und Hucheln; — wie wenn es auf der Welt keinen Kummer gäbe, Herr Wenzel; wie wenn Alles auf der Welt so wäre wie es müßte; — ach, geben Sie mir wenigstens die Hand. Ich möchte Ihnen so gern viele Freude machen; ich verehre Sie; — — aber hören Sie einmal dieses Takelzeug! Dies Geraster da unten — — — Ist das ein Schriftwort, Herr Wenzel?

Nein, es ist kein Schriftwort; und lassen Sie meine Hand!

Sie sind so blaß, Herr Wenzel; und so mager, wie die Zwillinge; — Sie leben wol auch von Naphta und Ambrosia, wie die alten Götter! — Und ich dagegen, ich werde so pummelig ... Wie viel Ungerechtigkeit gibt es auf dieser Welt! — — Sie müssen sich stärken, Herr Wenzel; — übrigens, das hätt' ich doch gleich in den Tod vergessen: Sie bekommen ja noch Ihr — Ihr Honorar für die letzten Stunden. Mein Papa hat mir's heut gegeben. Für sechzehn Stunden, nicht wahr. Bitte, nehmen Sie!

Herr Wenzel runzelte die Stirn, um nachzudenken, und schüttelte dann den Kopf. Sie sind im Irrthum, Fräulein Amalie. Was reden Sie von sechzehn Stunden; es sind nur noch zehn. Alles Frühere hab' ich schon bekommen —

Das weiß ich besser, erwiderte sie keck, während sie sich abwendete, um ihm nicht in die Augen zu sehn. Sie sind ja ein so gescheiter und so gebildeter Mann; aber jeder Tütendreher kann besser rechnen als Sie. Und Sie haben ein schlechtes Gedächtniß für Geldsachen, weil Sie so viel Andres im Kopf haben; und ich weiß, was ich weiß. Ach Gott ne ja, nehmen Sie doch Ihr Geld; stehn Sie doch nicht so da!

Aber Sie irren wirklich — —

Digitized by Google

Machen Sie mich nicht böse! fiel ihm das Mädchen in's Wort und hob die Stricknadel, wie um ihn damit anzugreifen. Sie wollen mir wol was schenken, wie ich merke. Ich soll mich wol umsonst von Ihnen bilden lassen; damit Sie verhungern können — und die armen Zwillinge dazu. Wenn ich drei gezählt habe, Herr Wenzel, und Sie haben dann noch nicht genommen, was Ihnen zukommt, — dann stoß' ich Ihnen dieses Schwert der Rache in die Brust!

Herr Wenzel lächelte; wehmüthig und froh zugleich. Hab' ich mich wirklich verrechnet? fragte er dann unschuldig. Ich dachte doch —

Aber ich weiß! — Eins — zwei —

Er nahm das kleine Packet mit dem Geld, eh sie Drei sagte, und hielt es in die Höhe. Was fang' ich damit an, sagte er; auf eine so gewaltige Summe hatt' ich nicht gerechnet —

Ich will Ihnen sagen, was Sie damit anfangen, fiel das Mädchen ein: Sie gehn zunächst in das warme Gastzimmer hinunter und vergönnen sich endlich einmal einen guten Trunk, und eine Cigarre dazu; denn Ihre Nichten sind bei der alten Frau Schwäbke gut aufgehoben, und Sie, Sie leben nicht besser als ein Hund, und sehn aus wie Waddik und Wehdag'! Und zuerst aber lassen Sie sich ein englisches Beefsteak geben, mit oder ohne Zwiebeln, wie Sie wollen; und wenn Sie satt sind, dann denken Sie einmal an mich, aber freundlich; und bei dem Aufsatz zur nächsten Stunde, über „die weiblichen Tugenden", will ich mir alle, alle Mühe geben; — — nun, so gehn Sie, Herr Wenzel! Aber Sie kommen nicht erst am Mittwoch wieder, sondern morgen, oder übermorgen; Ansehn thut gedenken! Und trinken Sie von dem dunklen Bier, das geht Ihnen besser in's Blut; — und bedenken Sie nur, setzte sie leiser hinzu: ich bin auch nicht glücklich! — — Ach du mein Gott! — Gute Nacht. Fallen Sie nicht auf der Treppe, Herr Wenzel, gehn Sie sachting hinunter. Unsre alte Treppe ist so successive!

II.

Herr Wenzel folgte der Weisung, die Fräulein Amalie ihm gegeben hatte: er stieg mit Vorsicht hinab und trat dann in das vordere, größere der beiden Gastzimmer ein, in denen der Wirth zur „Stadt London", der Vater Amaliens, warme und kalte Speisen, milde und strenge Getränke an die seefahrende Bevölkerung verkaufte. Doch Kajütenjungen, Halbmatrosen und Vollmatrosen pflegten (zur Zeit, da diese Geschichte sich begab) die Gastzimmer der „Stadt London" nicht zu entwürdigen; hier erschollen die Flüche der Schiffskapitäne und Steuerleute, und Schiffsbaumeister, Segel- und Kompaßmacher, alte ehrwürdige Seefahrer im Ruhestand holten sich hier ihre Sonntagsräusche. Als Wenzel die Thür zögernd öffnete und der Tabaksqualm ihm gleichsam seine bläulichen

Digitized by Google

Wolken-Arme entgegenstreckte, war ihm danach zu Muth, wieder umzukehren; denn was sollte er hier, die Landratte unter den Wasserratten. Doch Amaliens freundliche Worte fielen ihm wieder ein; und es war ihm doch ein wehmüthig wohliger Gedanke, sein Glas Bier unter ihrem Zimmer und bei ihrem Vater zu trinken. Er rieb sich die Augen, die an diesen beißenden Qualm nicht mehr gewöhnt, die durch das nächtliche Abschreiben angegriffen und geröthet waren, hängte seinen Hut an die Wand und suchte sich einen Platz.

Beide Zimmer waren gefüllt; an langen Tischen saßen sie, Mann an Mann, wie die Krähen, oder um kleinere Tische zu Dreien und zu Vieren, Karten auf dem Tisch und in der Hand, lange und kurze Pfeifen im Munde. Alte Invaliden mit unzähligen Runzeln in so gedörrten Gesichtern, als hätten sie Jahre lang in der Sonne gelegen; junge Kapitäne mit fast eleganten Backenbärten, mit fester, blühender Haut, und gewählt gekleidet. Grobe Fuhrmannsgesichter mit kleinen, blinzelnden Augen, die nie ein größeres Wasser als die Ostsee gesehen, mit kupferfesten Nasen, die nie etwas Besseres als russische Talglichter und grüne Seife gerochen hatten; dunkel verbrannte, magere, scharfäugige „Gallionen", die aus „der Atlantik" oder sonst von „langer Fahrt" nach Hause kamen, die der Passatwind erfrischt und der Teifun gepeitscht hatte. Rothwein von „Burdauks", Rum aus „der Batavia", dunkles, schäumendes Doppelbier und „steifer" Grog schwammen in den Gläsern. Lustige Geschichten aus allen Welttheilen, Durcheinanderschelten der Spieler, Rothrufe von Durstigen, deren Gläser leer waren, durchschwirrten die tabakschwere Luft. Dann fuhr einmal wie eine frische Bö dröhnendes Lachen über einen fürchterlichen Seemannswitz dazwischen; dann wieder ward es still. Herr Wenzel blieb stehn, blickte umher und horchte. Niemand gab auf ihn Acht. Endlich sah er hinter sich, nahe bei der Thür, den einzigen leeren Tisch, der dort einsam stand. Er nahm einen ausgesessenen Rohrstuhl aus der Ecke, rückte ihn an den Tisch, und ohne Geräusch setzte er sich nieder.

Herr Berring, der Wirth, kam heran; Amalie Berrings Vater, groß und blond wie sie, doch zu sehr in die Runde gewachsen. Er schwitzte stark, denn seine Gäste ließen ihm keine Ruhe; aber Behagen und Zufriedenheit leuchteten aus dem blühenden, backenbärtigen, lächelnden Gesicht. Gott soll mir 'nen Thaler schenken: Sie mal wieder bei mir! rief er aus, und machte eine Art von Verbeugung, um seine besondere Ehrerbietung auszudrücken; denn vor Herrn Wenzel, dem „schriftgelehrten" Mann, hatte er einen dunklen, feierlichen Respekt. Seltene Ehre, Herr Wenzel! Womit kann ich dienen, wonach steht Ihnen der Gusto? — Beefsteak; Doppelbier. Sehr wohl, sehr wohl; haben wir alles, Herr Wenzel. Ist mir ein sehr angenehmes Rankonter; — mit Zwiebeln, sehr wohl, sehr wohl. Bildung muß sein, das weiß ich; und

Digitized by Google

Sie machen ja aus meiner Tochter eine ordentliche Feine, Hochdeutsche, wie sich das jetzt gehört; — nicht durchgebraten; sehr wohl. Was meine selige Frau war, die war nicht für Bildung; und da mußte ich mich wol geben: und davon haben wir's nun, daß das Kind sich nicht so belernt hat, wie sie sollte und wollte. Aber da sitzt ja nun der Schriftgelehrte, unser Herr Wenzel, der den Schaden ausflickt. Von dem dunklen Bier; ganz, wie Sie befehlen! — Ich machte mich gerne auch noch an die Wissenschaften; aber Sie wissen ja: was Häuschen nicht gelernt hat, und so weiter; der alte Kopf ist zu wedderdänsch; und aus einem Schweineschwanz läßt sich kein seidenes Halstuch machen. Karl, einen doppelten Kümmel für den Herrn Kapitän! Ahoy! Ahoy! — Mit Ihrem gütigen Wohlnehmen, Herr Wenzel: ich muß in die Küche. Englisch, mit Zwiebeln; sehr wohl!

Herr Wenzel saß wieder allein, stützte den großen, haarbuschigen Kopf in beide Hände, und versank in seine Gedanken. Da oben sitzt sie nun, dachte er, über dieser Decke, und seufzt nach ihrem „Adonix". Wie in aller Welt ist's nur möglich, daß ein ehemaliger Candidat der Theologie sich in ein Mädchen vernarrt, das von „successiven Treppen" und „Adonixen" spricht, und einen Andern gern hat! — Und sie sagt mir's noch in's Gesicht: diesen Andern lieb' ich. Und ich alter Kindskopf — — — Ehrlich wenigstens ist sie! Treuherzig; und so gut; ach, so lächerlich gut. Und diese Gestalt; diese frischen Wangen — — Wär' ich nie in dies Haus gekommen! Für die paar Thaler, die ich mehr verdiene, ist meine Seelenruhe hin. Ach, ein schlechter Handel! — Da sitzt nun so ein alter „schriftgelehrter" Narr, einsam und gottserbärmlich — — — Recht hat sie: dieses Doppelbier ist gut. Und diese braune Farbe; dieser Glanz darin, wenn das Licht hindurchscheint. Wie der dunkle Bernstein, den ich als Junge am Seestrand bei der Rostocker Haide fand; — ferne, ferne Zeiten! — Wie die Blasen aufsteigen; diese wilde Jagd, als kämen sie sonst zu spät. Seid ihr auch was, ihr kleinen Luftperlen, die ihr's so eilig habt; die ihr's nicht erwarten könnt, bis ihr da oben zerplatzt? Und wenn ihr nicht gleich zerplatzt, stürzt ihr auf einander zu, wie ein paar Liebende, und aus Zweien wird Eine — hast du mich nicht gesehn. Sachte, sachte, sachte, Jungfer Bläschen; ja, du da — — Weg ist sie. Mit Herrn Bläschen vereinigt; — und nun platzen sie; gemeinsamer Sprung in's Nichts: nicht in's Wasser, aber in die Luft. Und da sitzt so ein sechs Schuh langer Kerl, Namens Gottlieb Wenzel, und sieht euch zu, wie es euch ergeht. Sitzt denn irgendwo Einer, den ich nicht sehe, und sieht ebenso auf die Luftblase Gottlieb Wenzel herab? und macht seine Glossen über diese ruppige alte Blase, die auch immer steigen, immer steigen wollte, und immer die Sehnsucht hatte, sich mit einem Jungfer Bläschen zu vereinigen — und endlich zerplatzen wird? Und dann fragt vielleicht noch irgend ein perlendes Bläschen: „wo ist

Digitized by Google

Gottlieb Wenzel geblieben?" — und indem sie das fragt, ist sie auch dahin — —

Er sah von seinem Glase auf, da ein großer Schatten es verdunkelte, und starrte den Schatten an. Ein junger Mensch war herangetreten, dem ein Zweiter folgte. Beide nahmen ihre modischen kleinen Hüte vom Kopf, machten eine leichte grüßende Bewegung und setzten sich an den Tisch. Herr Wenzel erwiderte den Gruß. Unwillkürlich rückte er dann ein wenig mit seinem Stuhl; denn es gefiel ihm nicht, daß er nicht allein blieb. Der eine junge Mensch bemerkte dies und fing an zu lächeln.

Es ist eben nirgends mehr Platz, sagte er mit einem leisen ausländischen Accent.

Ich habe auch diesen Tisch nicht gepachtet, erwiderte Wenzel höflich. Dann erröthete er, weil er gern etwas Besseres, Artigeres gesagt hätte; doch es war zu spät.

Die jungen Männer forderten eine Flasche Wein; sie hatten brennende Cigarren in der Hand und fuhren fort zu rauchen. Herr Wenzel betrachtete sie; flüchtig und bescheiden. Der, welcher gesprochen hatte, war ein hübscher Mensch, eher klein als groß, äußerst zierlich gebaut. Er hatte ein feines Näschen, lichtbraune Rehaugen, die, wie bei einem neugierigen Vogel, lebhaft hin und her blickten, und leicht gekräuseltes kastanienbraunes Haar, in das er von Zeit zu Zeit seine unruhigen Hände vergrub. Der Andere war größer, etwas aschfarben und überhaupt unscheinbar. Auch war von seinen blassen Brauen und Wimpern kaum etwas zu sehn, so daß man auf den ersten Blick gezwungen ward, sie zu suchen. Dies that denn auch Wenzel; doch nachdem er's gethan, sah er wieder in sein Glas, nahm es und trank es aus.

Die beiden jungen Leute begannen mit einander zu sprechen; aber in einer fremden Sprache, die er nicht verstand. Einzelne Worte klangen fast wie deutsch; er horchte eifriger hin. Dann war wieder Alles fremd. Endlich schien ihm gewiß, daß sie entweder Dänisch oder Schwedisch sprächen; entscheiden konnte er's nicht, da er sich um diese beiden Sprachen nie bekümmert hatte . . . Wie! sollte Einer von ihnen unser „Adonix" sein? fuhr ihm auf einmal durch den Kopf. Es lief ihm heiß über das Gesicht. Er betrachtete die Beiden von Neuem. Sie waren nicht seemännisch, sondern eher modisch gekleidet; ein dunkelblaues, feines, durchscheinendes Halstuch fiel dem Kastanienbraunen, nachlässig geschlungen, über das blendend weiße Hemd. Kostbare Ringe trug er an den Fingern; wenigstens schien der große Stein in dem einen Ring ein Rubin zu sein. Davon könnt' ich ja wol ein Jahr leben, dachte Wenzel; ich mit meinen Nichten . . . Wär' etwa das dieser Jüngling aus der Fremde? — — Er sah noch einmal hin, dann schüttelte er den Kopf. Wie ganz anders stellte er sich „Denjenigen" vor: groß, schlank, blond, mit einem kalten

Digitized by Google

Lächeln, kalte Siegesgewißheit in den blauen Augen. Und dieser Kastanienbraune hier war ein halber Knabe, der so herzlich lachte, wenn der Andere sprach; der so lustig schwatzte; der den Flaum über seiner Oberlippe strich, wie ein Vogel sein Gefieder putzt. Der Andere aber, der Aschgraue — weniger Adonis, als der, konnte man nicht sein.

Nun, so mögen sie Dänen oder Schweden oder auch Lappländer sein, wie es ihnen beliebt! dachte Wenzel beruhigt, da eben sein Beefsteak kam; forderte ein neues Glas Bier, und mit der Begierde eines Menschen, der an diesem Mittag nur Kartoffeln auf seinem Teller hatte, fing er an zu essen.

Also bei Deiner Abreise bleibt es, alter Junge? fragte der Kastanienbraune, in seiner nordischen Sprache weitersprechend, während Wenzel aß. Nicht Einen Tag gibst Du mehr zu?

Axel, es muß sein! antwortete der Andre. Morgen mit dem ersten Zug fahre ich nach Stettin; von da mit dem Dampfer nach Malmö. Denn es erwarten mich die liebenden Eltern, und so weiter . . . Neulich sagtest Du mir: „wenn Du gehst, geh' ich mit!" Warum willst Du nun nicht?

Ach, ich wollte wohl! Lund, ich wollte wohl! In dieser verdammten alten Hansestadt ist kein Leben, Lund; ich langweile mich wie ein alter Seehund; Gott der Herr mag wissen, warum mein Vater mich in dieses Nest geschickt hat, um Deutsch parliren zu lernen! — Gut, nun bin ich hier gewesen, und ich hab's gelernt —

Von den schönen Töchtern Deines Pensionsvaters —

Das ist vorüber, Lund! Dieser zarte, lyrische Bund der Herzen ist zu Ende!

Und Emma, die „holde Kleine"?

Vorüber, Lund, vorüber!

Wie dieser kleine Don Juan spricht! sagte der Aschgraue und betrachtete ihn ironisch durch seine halbgeschlossenen, wimperlosen Augen. „Vorüber, Lund, vorüber!" — Da hat unser schönes Axelchen einmal gelesen, daß wir Schweden die „Franzosen des Nordens" sind, und hält nun für seine Pflicht, die Wahrheit dieses Satzes zu beweisen! — Laß Deinen sogenannten „Bart", kleiner Don Juan; dieser braune Weizen will Zeit haben; mit den Fingern herausziehen läßt er sich nicht, ich gebe Dir mein Wort. — Du hattest Dir ja vorgenommen, Deinem Pensionsvater durchzugehen, wenn Du ein halbes Dutzend dieser freundlichen kleinen Mädchen hinlänglich unglücklich gemacht hättest —

Das sagte ich damals, aus Unsinn, als ich zu viel von diesem höllischen Grog getrunken hatte. Du alter Satiriker! so ein gewissenloser Rattenfänger und Seelenverderber bin ich nicht; auf Ehr' und Seligkeit! Aber was kann ich dafür, daß die deutschen Mädchen mir so freundliche Augen machen, statt meinen Freund Lund zu beehren; und daß sie in

Digitized by Google

Verzückung gerathen, wenn ich ihnen mit meinem hohen Tenor schwedische Lieder singe —

Und daß ihnen das Herz bricht, fiel der Andere ein, wenn das schwedische Nachtigallenmännchen auf achtundvierzig Stunden in den Käfig muß, weil es mit einem Nachtwächter kämpfte —

Das vergeß' ich ihnen nicht! rief der Kastanienbraune aus, zog seine Hand aus dem lockigen Haar und ballte sie zur Faust. Diesem Nachtwächter zu glauben, diesem Schuft, der behauptete, ich hätte ihn geohrfeigt — — Eine Lüge, Lund! Ich wollte mich nur von dem schmutzigen alten Kerl nicht berühren lassen, und ich machte mich los. Dafür mich einzusperren! Das war ungerecht! Dieser Polizei-Senator, dieser Rechtsverdreher, dieser eitle Geck hört noch von mir, Lund; dem thu' ich noch einen Possen an, daß die Wickelkinder in der Wiege drüber lachen sollen; darauf kannst Du Gift nehmen, Lund!

Ich will's nehmen, Axel; aber undankbar bist Du: denn dieser Polizei-Senator hat Dir ja vollends die Mädchen toll gemacht. Mit Deinem Gesichtchen und Gestellchen fing's an, dann kam Dein Tenor dazu, dann wurdest Du Märtyrer und mußtest hinter Schloß und Riegel: da waren die Herzen verloren! — Schone Deinen Bart; seine Jugend, Axel, sei Dir heilig. Du willst also nicht mit?

Lund, ich wollte wohl —

Nun, wer will denn nicht? Irgend eine neue blauäugige Thusnelda —

Lund! fuhr Axel auf. Wir sind nicht allein, Lund!

Lund zog die Brauen in die Höhe, daß ihre blassen Linien deutlich sichtbar wurden, legte den Kopf auf die Seite und fing an zu pfeifen. Also eine große Blauäugige ist es! sagte er dann mit einem schlauen Lächeln. Nicht so aufgeregt, Axel; der Mann da mit dem Beefsteak und den Nachtwandler-Augen versteht uns ja nicht; denkt auch gar nicht an uns. Meinst Du, ich hätte nicht gemerkt, daß es wieder brennt? Warum hast Du mich in diese Seemannskneipe gelockt? Warum hat der Wirth eine hübsche, große, blauäugige Tochter? Warum summtest Du unterwegs das Lied vom blonden Wirthstöchterlein? — Du, nimm Dich in Acht. Wenn irgend ein Seefahrer diesem Wirthstöchterlein den Hof macht — mit so 'ner Wasserratte ist dann nicht zu spaßen —

Ich fürchte mich nicht so viel! rief der junge Mensch mit einer wegwerfenden, stolzen Geberde aus. Seine Augen blitzten; ein hinreißender Ausdruck männlicher Schönheit kam in sein unbärtiges Gesicht. Von Fürchten und Sorgen mußt Du mir nicht reden —

Gut; ich sage nichts! — Mit der Wirthstochter aber hat es also seine Richtigkeit. Wieder ein Bund der Herzen —

Sie muß mein werden, Lund! rief der Jüngling mit plötzlichem Feuer aus.

Digitized by Google

Es fehlt nicht mehr viel daran, setzte er dann, die Stimme dämpfend, hinzu.

Er wollte noch etwas sagen; doch er setzte die weißen Zähne auf die Unterlippe und blickte stumm in sein Glas. Endlich nahm er's und leerte es auf Einen Zug.

Hm! murmelte Lund. Du „Franzose des Nordens" — —

Er brach ab, denn der dritte Mann am Tisch fiel ihm wieder in's Auge und fesselte auf einmal seine Aufmerksamkeit. Herr Wenzel hatte den hochstirnigen Kopf über seinen Teller geneigt, von dem der letzte Rest des Beefsteaks verschwunden war; der Haarbusch über seiner Stirn stand wie gesträubt in die Höhe, und die weitaufgerissenen Augen, deren bläuliches Weiß überall an den gerötheten Rändern sichtbar ward, starrten schräg auf den Tisch. Mit den unruhigen Händen zerrte er seinen Schnurrbart, so daß ihm rechts und links einige lange Haare zwischen den Fingern blieben. Dann bewegte er die gespannten Lippen, wie wenn er flüsterte. Dann durchfuhr er wieder den Bart, wie wenn er zwei Seile daraus machen wollte, und bewegte die Brauen auf und nieder. Endlich flüsterte er wieder und schüttelte den Kopf.

Der Schwede lächelte. Er gab dem Kastanienbraunen einen Wink; nun blickte auch dieser auf Wenzel. Der sonderbare Anblick weckte sofort seine Neugier. Die hellen Rehaugen des Jünglings thaten sich weit auf und folgten jeder Bewegung, die der Mann da machte; als sähen sie ein interessantes Wunderthier, das man studiren muß. So beobachteten sie ihn Beide, äußerst aufmerksam, ohne sich zu rühren.

Herr Wenzel sah nichts davon; er träumte. Das Beefsteak und das Doppelbier hatten sein Gehirn erwärmt und belebt; die tabakdicke Luft umwölkte es. Er war wieder auf dem „Gustav Adolf", auf der schwedischen Brigg, und der ermordete Jüngling aus der Fremde lag zu seinen Füßen. Da lag er an der Reling, die Pelzärmel über der Brust gekreuzt, und rührte sich nicht mehr. Wenzel stand und sah auf ihn herab; ein dumpfes Gefühl der Reue legte sich ihm auf die Brust; und doch that's ihm sonderbar wohl, daß er etwas Ungeheures, Unmenschliches, nie wieder gut zu Machendes vollbracht hatte... Was haben Sie gethan? fragte ihn eine geschäftsmäßig strenge, kurz abbrechende Stimme. Der Polizei-Senator, Herr Ludwig Grotius, stand vor ihm da (Gott mag wissen, wie der so schnell an Bord kam). Das wohlbekannte kleine Gesicht mit dem kurzen, schwärzlichen Bärtchen unter der Nase und den klugen Augen blickte über die dicke goldene Uhrkette, die auf dem sanft gewölbten Bauch lag, auf den Mörder herab; denn dieser kniete auf einmal neben seinem Opfer. Was haben Sie gethan? wiederholte die scharfe Stimme

Ich habe Amalie Berring gerächt! antwortete Wenzel mit fürchterlicher Ruhe. Thun Sie mit mir, Herr Senator, was Ihres Amtes ist; ich habe Amalie Berring gerächt, und ich mußte es thun!

Digitized by Google

Nehmt ihn fest! sagte Herr Ludwig Grotius kurz; zwei bewaffnete Polizisten traten vor. Sie bereuen nicht, was Sie gethan haben? — Nein! antwortete Wenzel und schüttelte den Kopf. Dieser junge Schwede mußte sterben; er hat zwei Menschen um Glück und Leben gebracht! Und wenn das siebenmal geschähe, was Amalie Berring geschehen ist, siebenmal würde ich thun, was ich gethan habe — sieben, sieben Mal — —

In seiner finstern, verzweifelten Entschlossenheit schlug er auf den Tisch.

Ein Bierglas, zwei Weingläser und eine Flasche klirrten. Wenzel hörte es und verstört blickte er auf. Er sah die beiden lächelnden Gesichter der jungen Schweden, die ihn anstarrten. Sogleich ward er feuerroth.

Sie haben eine verteufelt lebhafte Phantasie, lieber Herr! sagte auf deutsch der Jüngere, der Schöne, den dieser ganze Vorgang außerordentlich erheiterte. Wem Sie da wol eben in Gedanken an's Leben gehn, daß Sie so grausam in den Tisch hineinschlagen! — Bitte, bitte, entschuldigen Sie sich nicht. Wir sind junge Leute; uns macht das Vergnügen, Herr; wir haben Humor, Herr. Ich hätte gar nicht gedacht, daß in dieser braven alten Stadt so feurige, phantastische Kerle — — Verzeihen Sie; so ein phantastischer Herr, wollt' ich sagen — — Ihr Wohl, lieber Herr! Ich trinke auf Ihr Wohl. Mein Freund Lund trinkt mit!

Ich trinke mit, sagte Lund.

Darf man einmal unbescheiden fragen? fuhr Axel fort, nachdem er sein Glas ausgetrunken hatte. Hätten Sie die Gewogenheit, uns mitzutheilen, mit welchem Hallunken Sie es eben zu thun hatten, als Sie auf den Tisch schlugen?

Herr Wenzel sah den Jüngling aufmerksamer und mit wachsendem Wohlgefallen an. Das heitere, zutrauliche, blühende Gesicht, dessen neugieriger Blick nicht beleidigte, weil er wie der Blick eines muntern Vogels war, der auf einem Ast einem fremden, bunten Wandervogel begegnet, — dieses Gesicht machte ihm Vergnügen; und die weiche, frische Tenorstimme klang ihm überaus angenehm im Ohr. Ich bitte um Entschuldigung, mein lieber Herr, sagte Wenzel, mit noch schüchterner Heiterkeit. Wie komme ich dazu, meine Herren, daß Sie so freundlich sind. Dieses braune Getränk ist mir wol zu Kopf gestiegen; ich habe phantasirt. Das ist meine Schwäche.

Das gefällt mir gerade an Ihnen; das amüsirt mich; das ist interessant! gab ihm Axel zurück. Wenn man nur wissen dürfte, worüber Sie phantasirten —

Ich muß Ihnen erklären, wie das kommt, fiel Wenzel ein und ward wieder roth. Da sind diese verwünschten Criminalgeschichten; — schon meine selige Schwester sagte mir zuweilen: Du übernimmst Dich darin, Du vertiefst Dich zu sehr in dieses Teufelszeug; — sie hatte übrigens

Digitized by Google

Recht. Menschen mit aufgeregter Phantasie sollten mehr Verstandesbücher lesen; nicht diese geheimnißvollen, blutigen, verbrecherischen Seelenkrankheitsgeschichten; denn Verbrechen sind Erkrankungen der Seele, meine Herren; oder meinen Sie nicht?

Gut gesagt! sehr gut definirt! antwortete Axel und nickte seinem Freund Lund zu, der dann gleichfalls nickte. Aber beantworten Sie mir gefälligst eine Frage: was haben die Criminalgeschichten mit Ihrem Phantasiren zu thun?

Ich habe zu viel davon genossen, gab Herr Wenzel zurück. Ich hab' mir die Phantasie damit vergiftet; — das ist meine Schwäche. Wenn mich nun irgend etwas aufregt — lassen wir bei Seite, was es ist — so wird mir gleich gewaltthätig zu Muth! Nicht in der Wirklichkeit: da verlass' ich nicht leicht den rechten Weg, da bin ich ein friedfertiger Mensch; — aber in der Phantasie stift' ich so viel Unglück an, daß es schrecklich ist. Da beginnt es allemal mit Schlechtigkeiten und endigt mit Mord und Tod; da kenn' ich keine Grenzen, Herr; da gibt's keine Schonung. Plötzlich kommt ein Blutdurst über mich, den ich sonst nicht kenne — — Blutdurst — — ich habe Durst. Herr Berring, noch ein Glas Bier —

Trinken Sie doch nicht mehr von dem braunen Bier da, fiel ihm Axel in's Wort. Trinken Sie ein Glas mit uns, von unserm Wein! — Karl, noch eine Flasche, und ein drittes Glas! — Sie werden doch nicht so ein Philister sein, sich zu widersetzen. Ich muß noch viel mit Ihnen reden, Herr; Sie sind ja die merkwürdigste Specialität, die ich in diesem alten Nest gefunden habe; — bitte, stoßen Sie an! Es kommt also ein Blutdurst über Sie — —

Herr Wenzel nickte; doch in diesem Augenblick — da er das Glas mit dem rothen Wein an den Mund gesetzt hatte — war etwas Anderes als Blutdurst über ihn gekommen. Sein blasses Antlitz leuchtete von Verständniß und Genuß, je mehr er schlürfte. Denn er trank nicht, er sog, langsam, tropfenweise, und jeden einzelnen Tropfen schien er mit herzlicher Freude zu begrüßen. Dann setzte er ab, hielt das Glas gegen das Licht, drückte die Unterlippe schmeckend gegen die Oberlippe, und machte ein wehmüthig beifälliges Gesicht.

Hm! murmelte er.

Es scheint, Sie haben ein feines Gefühl für so einen Tropfen, sagte Axel heiter.

Herr Wenzel nickte.

Aber es scheint, Sie genießen ihn nicht oft.

Kann's nicht, lieber Herr! antwortete Wenzel treuherzig. Ich habe keine Rubine an den Fingern, — sehen Sie; und die beiden kleinen Edelsteine, die ich zu Hause habe, sind ein fressendes Capital, wie man zu sagen pflegt.

Digitized by Google

Was für Edelsteine? fragte Lund, eine neue Cigarre in Brand setzend.

Ein paar Nichten, Herr. Die mir die schon erwähnte Schwester hinterlassen hat. — Wirklich ein guter Tropfen; mild und stark!

Und diese Nichten, die ernähren Sie auch?

So gut es geht! erwiderte Wenzel, mit sanft wehmüthigem Lächeln. Man thut eben, was man kann!

Und womit ernähren Sie das alles, wenn man fragen darf?

Bei richtiger Eintheilung der Zeit geht es, lieber Herr. Tags, wenn die Leute wachen, geb' ich ihnen Stunden: Deutsch, Französisch, Geschichte, Geographie. Nachts, wenn sie schlafen, schreib' ich für sie ab.

Und wann schlafen Sie? fragte Lund in ruhiger Logik weiter, die Augen halb schließend.

Wenzel lächelte. In der Zwischenzeit, antwortete er.

Aus welchem Stoff bildet sich diese Zwischenzeit, wenn ich fragen darf?

Aus dem Mangel an Beschäftigung. Dafür sorgen die Andern; daran fehlt es nicht! — Wenn ich zum Beispiel nichts abzuschreiben habe — wie jetzt — nun, dann kann ich ja schlafen, so viel ich will. Oder wenn ein Vater mir sagt: „mein Sohn ist jetzt mit das Deutsche fartig, incommodiren Sie sich nicht weiter, da haben Sie Ihr Salär" — dann hab' ich ja auch bei Tage Schlafenszeit; — und das ereignet sich oft. Also für meinen Schlaf brauchen wir nicht zu sorgen ... Schöne, purpurne Farbe! — Mild und stark!

Nun, so trinken Sie endlich einmal aus! sagte Lund.

Wenzel lächelte und trank aus.

Unterdessen rückte Axel auf seinem Stuhl unruhig hin und her: so bewegte ihn das Mitgefühl mit dem blassen Menschen, der nicht klagte, nicht seufzte, sondern zufrieden wie ein Kind „purpurnen" Wein genoß. Wie es den Nachtschmetterling zum Lichte zieht, mußte der Jüngling fort und fort auf diese träumerischen, gerötheten Augen schauen, die die Nachtarbeit entzündet hatte, und die nun vom Glück des Momentes strahlten. Und ein sechs Schuh langer Kerl! dachte er bei sich. Zweieinhalb Schuh zwischen den Schultern breit! Und ein Kerl voll Bildung und Verstand; und bei Nacht schreibt er ab! — — Der Rubin an seinem eigenen, wohlgepflegten Finger fiel ihm in die Augen. Er schämte sich, ihn zu sehen. Es zuckte ihm in der andern Hand, ihn abzustreifen und dem blassen Philosophen gegenüber in das Glas zu werfen; und dabei zu sagen: Herr, vermöbeln Sie das! Für die Nichten, Herr! — — Doch er schämte sich wieder dieser prahlerischen Großmuth. Es hatte sie ja Niemand begehrt ... Trinken wir einen kleinen Liqueur? sagte er endlich, um etwas zu sagen.

Ich wol nicht, entgegnete Herr Wenzel. So eine „Orgie" mit drei Getränken bin ich nicht mehr gewöhnt.

Auch nicht, wenn ich es Ihnen vormache? fragte Axel wieder. Er

Digitized by Google

rief nach einer Flasche vom feinsten Liqueur, und drei Gläsern dazu Dann füllte er sich ein Glas, stellte es auf den Tisch, faßte es rund umher mit den Lippen, ohne es mit den Händen zu berühren, hob es so in die Höhe und goß es sich kunstgerecht in die Kehle hinab.

Das hab' ich noch nie gesehen! sagte Wenzel mit aufrichtigem, kindlichem Erstaunen. Was der Mensch Alles kann; es ist wunderbar!

Und können Sie wenigstens immer ein Beefsteak zu Nacht essen? fragte Axel, dem durchaus sein Mitgefühl über die Lippen wollte.

Das nun wol gerade nicht! antwortete Wenzel mit bedächtigem Lächeln. Dies war eine Ausnahme, Herr; aus ganz besondern Gründen . . . Er warf einen unwillkürlichen Blick zur Decke hinauf, über der „Diejenige" wohnte . . . Sondern für gewöhnlich eſſ' ich nicht zu Nacht, setzte er dann hinzu.

Sie essen für gewöhnlich nicht zu Nacht, Herr?

Nein. Es bekommt mir besser. Wenn ich etwas hungrig zu Bett gehe — wann es nun auch ist — so schlafe ich wie ein Gott; oder wie ein Sack, wenn Sie lieber wollen. Dagegen, wenn ich gegessen habe, wird das Blut zu üppig und der Geist zu wach; dann kommen die Criminal-Phantasien, Herr. Dann lieg' ich da und verwickele mich in Processe, Herr. Da unten am Strand zum Beispiel liegt Jemand erschlagen; ich gehe ahnungslos meiner Wege, komme vorbei, sehe ihn mir an. Plötzlich ergreift man mich von hinten; — die Polizei. Der Mörder! Haltet ihn fest! Haltet ihn fest! — Ich fange an zu zittern, denn ich sage mir: wie willst Du nun beweisen, daß Du unschuldig bist — wie willst Du es beweisen — — Dieses Zittern spricht gegen mich; dieses Zittern wird mein Unglück. Woher dieses Blut an Ihren Fingern und an Ihrer Hose? fährt mich der Polizei-Senator an. Neues Unglück: fünf Minuten vorher hatt' ich Nasenbluten; hinter dem Bretterstapel, fünfzig Schritte davon; — Herr, wer glaubt mir das! — Ich bin der Mörder, natürlich — — — Und so lieg' ich da, phantasire weiter, verwickele mich, bis ich nicht mehr zu retten bin. Zuletzt bekenne ich Alles, was sie von mir wollen, nur damit die Sache zu Ende kommt und ich schlafen kann . . . Aber dann im Schlaf erleb' ich gewöhnlich meine letzte Stunde — —

Tausend Schiffslasten Teufel! rief Axel aus, mit einem schwedischen Fluch, und fuhr von seinem Stuhl in die Höhe. Das ist teuflisch, Herr! — — Das ist ein Pechvogel, Lund! Das ist ein ausgesuchter Märtyrer! Die erbärmliche Wirklichkeit mit den beiden Nichten und ohne Beefsteak, die genügt ihm nicht: er träumt sich dieses schauderhafte Phantasieleben dazu; — das ist ein Abgrund, Lund!

Das ist, so zu sagen, Uebermuth, erwiderte Lund, mit den wimperlosen Augen zwinkernd.

Wenzel betrachtete die Beiden, Einen nach dem Andern. Langsam verklärte sich dann sein Gesicht zu einem rührenden Lächeln. Meine Herren!

Digitized by Google

sagte er, nichts auf dieser Welt ist ganz so schlimm, wie es scheint! Diese Phantasie, die mir schon manche letzte Stunde verschafft hat, — die ist ja auch mein Glück. Wenn ich so dasitze, während es vielleicht draußen regnet oder stürmt, und mir ein Leben ausmale, wie es noch werden könnte — oder wie es geworden wäre, wenn nur Dies und Das — — — Ich hab' drei Leben, meine liebe Herren. Ein mittelmäßiges: das ist die Wirklichkeit; ein schlechtes und ein gutes: das sind die geträumten. Dabei kann man bestehen . . . Und nun werd' ich zu all dem Genuß, den ich heute habe, auch noch eine Cigarre rauchen —

Er griff in seine Tasche, in der er eine in Papier gewickelte letzte Cigarre wußte. Doch Axel kam ihm zuvor. Sich über den Tisch lehnend griff er nach Wenzels Arm und hielt ihn fest. Das werden Sie doch nicht thun! sagte er mit seinem herzlichsten, wohlklingendsten Tenor. Eine von meinen Cigarren werden Sie doch rauchen! — Sehen Sie, diese da; sie ist klein, aber nicht schlecht. Herr, für einen Mann wie Sie wäre die beste gerade gut genug; Alles, was theuer und gut ist . . . Und nun geht's Ihnen so! — — Blasen Sie hinein, daß sie besser brennt. Sie können nicht blasen, Herr . . . Ich glaube, Sie waren ein Pechvogel, ein Märtyrer, so lange Sie auf der Welt sind. Ich glaube, Sie gehören zu Denen, die sich nicht zu helfen wissen; aber ich achte Sie; — — rauchen Sie nur zu!

Ich danke Ihnen, Herr; sowol für die Achtung, als auch für die Cigarre, sagte Wenzel und lächelte verbindlich. Dann rückte er zutraulich näher an den Tisch und stützte einen Arm auf: Darüber läßt sich Folgendes sagen! fuhr er langsam fort. Als ich ein kleiner Junge war, hatte ich einmal die Ehre, einer großen Hochzeit beizuwohnen; und ein Geschenk zu überreichen und dabei Verse zu sprechen; — dieses ging auch recht gut. Darauf kamen die Lohndiener, gingen in der Gesellschaft umher, boten Torte und Wein an; — ich war ein kleiner Kerl, über mich sahen sie weg; ich ward vergessen. Wie ich dann nach Hause komme — — eine feine Cigarre, Herr; bewundernswürdig! — — wie ich dann nach Hause komme, fragt mich meine Mutter, die im Bette lag: Nun, Gottlieb, wie war's? — Schön war's, Mutter; o wie schön war's! sag' ich. Und einmal, Mutter, kam die Torte ganz nah bei mir vorbei! . . . Das war damals, Herr. Und so ist's geblieben. Die Torte ist immer ganz, ganz nah bei mir vorbeigekommen; — sehen Sie, das ist meine Biographie.

Hm! murmelte Lund nach einer Weile, ohne sich zu äußern, ob er damit Geringschätzung oder Beileid auszudrücken wünsche. Axel aber gerieth wieder in körperliche Unruhe vor Mitgefühl. Er fuhr sich mit einer Hand durch das schöne Haar, biß ein Stück von seiner Cigarre ab, und murmelte etwas vor sich hin; seine Wangen glühten. Endlich sagte er, um seine weichen Gefühle zu verbergen: Sie sind — — Sie

Digitized by Google

sind ein richtiges Original. — — Kommt vielleicht noch anders; nicht verzagen, Herr!

Kommt nicht mehr anders! antwortete Wenzel ruhig. Sehen Sie, ich war einmal Candidat der Theologie; vor dem Examen lag ich. Eine junge Pfarrerswittwe, die ich kannte, war in der sonderbaren Gemüthsverfassung, daß sie mich geheirathet hätte, sobald ich die Pfarre hatte; und von hoher, hoher Seite war mir die Pfarre versprochen; — das war die Torte, sehn Sie. Da — während ich für's Examen studire — werd' ich irre an der Theologie. Ich studire mich aus ihr hinaus, Herr. Ich melde mich ab, sattle um, werde Philolog; ich verliere den Glauben, die Pfarre und die Wittwe — —

Warum thaten Sie das? unterbrach ihn Lund. Sie konnten ja den Glauben verlieren und die Pfarre nehmen — wie das oft geschieht —

Was vermag der Mensch gegen seine Ueberzeugung, erwiderte Wenzel unschuldig und schlicht. Ich konnte nicht, lieber Herr.

Axel stieß einen beifälligen Laut ohne Worte aus.

Herr, ich kann Ihnen nicht sagen wie Sie mir gefallen, setzte er dann hinzu, sich mit aufgestützten Armen zu ihm hinüberbeugend. Sie sind — — Ich habe für Sie — — — Weg mit dieser Wittwe, wenn sie am andern Ende von der Pfarre hing! — Aber kam denn die Torte nicht mehr wieder —

Doch; sie kam noch wieder, antwortete Wenzel, dem die Theilnahme dieses seinen Jünglings und der gute Wein sanft zu Kopfe stiegen. Er stieß mit vollem Behagen ein paar blaue, geringelte Wolken aus; es war ihm ein genußvolles Vergnügen, seine tragischen Erinnerungen aufzufrischen. Sehen Sie, da war ein Mädchen — lachen Sie mich nicht aus, daß ich davon rede — in dem Mädchen war viel beisammen: Schönheit, feine Manieren, Englisch und Französisch und was Sie wollen, und ein gutes Herz — nur zu empfindlich, Herr — und ein Berg voll Geld. Denn sie hatte einen Millionär zum Vater; — und was geschieht drei Tage nachdem ich gemerkt hatte, daß sie mich armen Burschen will und keinen Andern: ihr Vater, der mich nicht will, legt sich hin und stirbt. So weit ist ja Alles gut — — verzeihn Sie, daß ich es so ausdrücke — — Nun, mein Gott, so recht aufrichtig trauern über sein Ende, das konnt' ich nicht. Sie darf mich nun heirathen, das wußt' ich . . . Aber mein unglückseliges, heiteres Temperament; meine lebhafte Phantasie! — — Der Mann hatte eine Villa draußen an der Bahn, da wollt' er begraben sein; es wird also ein Extrazug genommen — denn das Geld war ja da — und wol ein Hundert Leidtragende fahren hinaus, ich mit. In der Villa ist für uns angerichtet, uns nach der Fahrt, am Wintertag, zu stärken, verstehn Sie; gute Speisen, gute, starke Weine. Wir sitzen beisammen, Herr, und stärken uns. Wir kommen in anregende, muntere Gespräche; mein Nachbar schenkt immer ein, und ich

Digitized by Google

trinke aus. Und da mir so leicht um's Herz war, weil mein elendes Leben nun endlich schön und lieblich werden sollte — und da ich den Himmel voller Geigen sehe — wird mir so festlich zu Muth, Herr; und der gute, starke Wein stimmt mich so dankbar, und ich sehe die muntere Gesellschaft an der langen Tafel — weiter seh' ich nichts mehr — und das volle Herz tritt mir auf die Zunge, ich stehe auf, kling' an's Glas: „Stoßen Sie mit mir an! Der edle Geber dieses Festes, er lebe hoch! hoch! hoch!"

Herr Wenzel schwieg einen Augenblick, dann wollte er weiter reden; doch er kam nicht dazu. Lund, der bis dahin stillgesessen hatte, brach in ein heftiges, anhaltendes Lachen aus. Axel aber, den die Heiterkeit vollends übermannte, sprang auf, lachte so überlaut, daß die Spieler und Trinker an den andern Tischen herüberhorchten, hielt sich die Seiten, lehnte sich an seinen Stuhl und dann gegen den Tisch, und die Thränen liefen ihm über beide Wangen.

Halte mich, Lund! sagte er zuletzt, mit erstickter Stimme. Lund! halte mich!

Wenzel sah diesem Ausbruch eine Weile mit elegischem Lächeln zu. Endlich packte es auch ihn, und er lachte mit.

Ein Prachtkerl, Lund! rief Axel aus, als er wieder reden konnte. Ein dämonischer Humor steckt in diesem alten — —

Er hatte ein allzu dreistes Wort auf der Zunge, das er noch zurückhielt. Dann aber ging er auf Gottlieb Wenzel zu, zog ihn vom Stuhl in die Höhe, und drückte ihn in jugendlichem Uebermuth an seine Brust. Ich muß Sie umarmen, Mann! sagte er, und that es sofort noch einmal. Solche Kerle lieb' ich; — verzeihen Sie mir das Wort. „Gott soll mir 'nen Thaler schenken", wie Herr Berring sagt, wenn ich Sie nicht liebe!

Mein verehrter Herr —! murmelte Wenzel verwirrt und lächelte; und warf einen Seitenblick auf Herrn Berring, der verwundert und neugierig näher getreten war. Darüber fiel ihm Amalie wieder ein, die er über diesem gemüthlichen Gespräch vergessen hatte. Er sah zur Decke hinauf. Das unsichere Lächeln auf seinem Gesicht verschwand. Amalie Berring — — das war die dritte Torte, die an ihm vorbei kam. Ja, sie war auch vorbei . . . Seine gutmüthigen Augen verfinsterten sich, und ihr Blick bohrte sich in den Tisch.

Er versuchte dem jungen Menschen noch einige freundliche Worte zu erwidern; doch es ward nur ein Murmeln, das man nicht verstand. Leise zog er seine Hand zurück, die Axel ergriffen hatte, und begann unruhig an seinen geflickten Rocklöchern zu knöpfen.

Was wollen Sie? fragte Axel. Was heißt das?

Gehn! antwortete Wenzel.

Plötzlich gehn? Warum?

Digitized by Google

Wenzel zog eine alte silberne Uhr hervor, tupfte auf das dicke Glas und murmelte: Es ist Zeit. War mir eine Ehre, meine Herren — —

Doch der junge Schwede drückte ihn, ohne viele Umstände zu machen, auf den Sessel nieder. Mann, was reden Sie da! sagte er und zog seinen Stuhl heran, neben ihm zu sitzen. Während ich Ihnen meine Liebe erkläre, wollen Sie gehn; — daraus wird nichts, Herr. Sie waren einmal Student, und wir sind es noch, — wenn auch nicht hier zu Lande; und unsre Seelen haben sich gefunden; und so müssen wir noch eine Flasche trinken. Stoßen Sie an; auf Ihr Wohl! Ich sage, wie Sie beim Begräbniß Ihres Schwiegervaters: „Er lebe hoch! hoch! hoch!"

Wozu soll ich noch leben, antwortete Wenzel, dem kein Lächeln mehr gelingen wollte. Ich für meine unbedeutende Person habe davon genug!

So dürfen Sie nicht reden; Alles kann noch kommen . . . Und nach dieser Tischrede nahm die Tochter Sie nicht mehr?

Hätten Sie's noch gethan? fragte Wenzel zurück.

Wirklich, es ging nicht mehr, sagte Lund mit seiner heiteren Ruhe. Sie hat einen Andern geheirathet, setzte Wenzel hinzu.

Und es kam dann keine Torte mehr an Ihnen vorbei? fragte Axel weiter, indem er ihm eine Hand auf die Schulter legte.

So eine nicht mehr!

Nie geheirathet?

Nein.

Trinken Sie doch aus! — — Könnt' ich Ihnen Eine schaffen, Herr, thät ich's auf der Stelle. Ein Mann wie Sie — noch in so guten Jahren — — Herr, wie soll sie aussehn?

Wenzel gab keine Antwort. Aber er athmete einen leisen Seufzer aus.

Sie brauchen Eine, die Sie pflegt, die Sie zu schätzen weiß; die Ihnen das Phantasiren ab- und das Nachtessen angewöhnt. Ich möchte Ihnen helfen; auf Ehr' und Seligkeit! Wissen Sie Keine, Herr?

Warum sehn Sie da oben hinauf? fragte Axel weiter, da Wenzel stumm blieb.

Auf diese Frage ward Wenzel feuerroth. Es war eine seiner Schwächen, daß er sich auch das Erröthen nicht abgewöhnen konnte. Wie ein ertapptes Kind lächelte er verlegen und fingerte auf dem bis zur Fadenscheinigkeit abgebürsteten Aufschlag seines Rocks.

Mir ist nicht bewußt, daß ich hinaufsah, gab er dann zur Antwort. Uebrigens, ich muß gehn!

Vielleicht weiß er da oben Eine! warf Lund hin und blies den Rauch durch die Nase.

Wieder erröthete der arme Wenzel. Axel betrachtete ihn aufmerksamer, indem er die Hand von seiner Schulter fortnahm.

Sie werden ja abermals roth! sagte er betroffen.

Digitized by Google

In diesem Augenblick kam die majestätische Gestalt des Herrn Berring, die schon hundertmal gekommen und gegangen war, wieder zur Thür herein; diesmal hatte sie eine Düte in der Hand und segelte auf die drei „Landratten" zu. Nämlich diese Tüte haben Sie vergessen! sagte Herr Berring zu Wenzel. Die Tüte für Ihre kleinen Nichten-Twäschen; meine Amalie schickt sie Ihnen herunter. Und Sie sollten nur auch bald Koje angehn, läßt sie Ihnen sagen, — weil es schon so spät wäre und Sie so nüsterbleich aussehn; und ob das Beefsteak auch gut gewesen wäre; und Sie sollten auch nicht vergessen: „Ansehn thut gedenken!"

Uebrigens, nüsterbleich sehn Sie grade nicht aus, setzte der Wirth hinzu. Haben ja eine schöne rothe Farbe. Wol vom Wein, Herr Wenzel!

Ja, vom Wein, stammelte der verwirrte Wenzel, der aus dem Erröthen gar nicht mehr herauskam. Meinen ergebensten Dank, Herr Berring; — für die Düte, mein' ich. Richtig, ich hatte sie — oben liegen lassen. Was hab' ich zu zahlen, Herr Berring — — denn ich muß nun fort!

Eine Mark und fünfzehn Pfennige, wenn's gefällig ist, sagte der Wirth. Wenzel zog seine alte, sehr aus der Form gegangene Geldtasche hervor; zahlte und warf dabei auf die jungen Männer einen halben Blick. Die Gesichter der Beiden waren in sonderbarer Bewegung. Lund sah zu Axel über den Tisch hinüber, und dieser, auffallend erblaßt, starrte Herrn Wenzel und Herrn Berring an, und zur Decke hinauf.

Dieses unglückselige Rothwerden! dachte der arme Wenzel; denn er fühlte, daß er zum vierten Mal erröthete. Der Wirth ging. Im Zimmer ward es leer; die Gäste entfernten sich. Wenzel war aufgestanden und suchte sich so zu sammeln, daß er ein harmloses Abschiedswort hervorbringen könnte; doch „wär' ich nur erst so weit!" dachte er und schwieg.

Also die Wirthstochter ist es! sagte auf einmal Lund, scheinbar mit großer Ruhe.

Wenzel fuhr zusammen.

Wieder eine Torte? setzte Lund nach einer Pause mit derselben erbarmungslosen Ruhe hinzu, durch die zusammengedrückten Augen hinüberschielend.

Axel winkte ihm, zu schweigen, und biß sich auf die Lippe. Doch der Andere, ohne eine Miene zu verziehen, fuhr mit seiner kaltblütigen Baßstimme fort: Sie werden ein Pechvogel bleiben, Herr, so viel ich davon sehe. Sie haben kein Glück mit dem thörichten Weibervolk; Sie sollten's aufgeben, — wenn ich Ihnen rathen darf. Da säet der Teufel immer sein Unkraut hinein . . . Bleib doch sitzen, Axel. — Lassen Sie die Weiber gehn, wie ich, und erwerben Sie sich den Frieden Gottes!

Wenzel bewegte die Lippen, wie um etwas zu sagen. Aber von dieser altklugen Weisheit schien er kaum etwas gehört zu haben, denn er

Digitized by Google

legte die unglückselige Düte fester und fester zusammen, als beabsichtige irgend etwas Lebendiges herauszuspringen, und drückte sie dann heftig, wie um Dem da drinnen wehzuthun. Wo ist mein Hut, murmelte er endlich. Seine umherirrenden, tabaksrauchmüden Augen fanden ihn; er nahm ihn vom Riegel an der Wand. Er knöpfte den engen Rock über der Brust zusammen, und stand nun wieder in seiner elegischen, nach vorn geneigten Haltung, ein rührend hülfloses Bild der Entsagung, da. Uebrigens — — Uebrigens, Sie irren, meine Herren! brachte er jetzt hervor, indem er die Stimme dämpfte.

Worin irren wir? fragte Lund, ohne sich zu rühren.

In — in der Sache, von der Sie sprachen. Wozu hätte ich noch ein Herz; ich in meinen Jahren und in meinem Zustand; — das wäre ja lächerlich. Worauf könnte ich wol noch hoffen; bedenken Sie, meine Herren . . . Bitte, sagen Sie nichts mehr; lassen Sie mich gehn. An irgend einem Punkt ist der Mensch empfindlich . . . Sie sind junge Leute; Sie werden nun lachen über den alten Burschen, der mit Ihnen getrunken und so viel geschwatzt hat. Stillschweigen war besser! Aber wenn man oft Wochen lang schweigt — — wenn man zu keinem Menschen — — — Meinen ergebensten Dank für die Gastfreundschaft. Es war mir eine Ehre, meine Herren. Leben Sie wohl!

Er bewegte seinen Hut, wie zum Abschiedsgruß, und ging, leise schwankend, hinaus.

III.

Nun, was ist Dir, Axel? fragte Lund in seiner Muttersprache, nachdem sie sich eine Weile in dem verödeten Zimmer stumm gegenübergesessen hatten. Du kau'st ja an Deiner Cigarre, wie jenes grämliche Krokodil in dem deutschen Gedicht an seinem Lotosstiel kau't. Wenn ich vor der Abreise noch etwas schlafen will, sollte ich nun nach Hause gehn. Komm, Du Sieger über Frauenherzen; komm, brechen wir auf.

Um welche Stunde fährst Du ab? fragte Axel und sah plötzlich auf.

Morgen früh sechs Uhr und fünfundzwanzig Minuten. Nach Mittag bin ich in Stettin; von da sogleich weiter.

Mit dem Dampfer.

Ja.

Die kleinen, weißen Zähne Axels bissen die Cigarre mitten durch. — Ich reise mit, Lund.

Was?

Ja, ich reise mit.

Der überraschte Lund sah mit gekniffenen Augen und halb offenem Mund Axeln in's Gesicht; eine geraume Zeit. Der Jüngling blieb aber still und rührte sich nicht. Er blickte nur auf den Rubin an seinem Finger, mit einem sonderbaren Lächeln, das ihn sehr verschönte.

Digitized by Google

Das könnte mir ja gefallen, sagte Lund nach diesem Schweigen. Aber vorhin wolltest Du ja nicht. Warum willst Du jetzt?

Axel antwortete nicht. Er hatte offenbar mit sich selbst zu sprechen. Er bewegte sogar die Lippen. Dann zog er seine Brieftasche hervor; eine zierliche, rothe, juchtene, auf die man in Goldbuchstaben „Souvenir" gedruckt hatte. Langsam öffnete er sie und griff in eine ihrer Taschen, nach einer kleinen weiblichen Photographie. Doch es lag eine zweite daneben, und beide fielen zugleich auf den Tisch. Lund betrachtete sie forschend durch sein rechtes Auge, indem er das linke schloß. Er glaubte in der weiblichen — einer üppigen jungen Dame mit rundlichem Gesicht und großen, hellen, flachliegenden Augen — die „blonde Thusnelda", die Tochter dieses Hauses zu erkennen; und er irrte nicht. Auf der andern Photographie sah ein Mann in mittleren Jahren, ein kurz geschnittenes, schwärzliches Bärtchen auf der Oberlippe, mit kleinen, klugen Augen dem Beschauer entgegen. Das ist ja der Senator Ludwig Grotius! sagte Lund und lächelte erstaunt.

Axel wollte etwas erwidern; doch die andere Photographie fesselte ihn zu sehr. Seine schönen, zärtlichen Augen vertieften sich in das kleine Bild. Allerlei Erinnerungen schienen in ihm aufzuwachen. Seine langen Wimpern senkten sich; seine vollen Lippen drückten sich gegen einander, und rundeten sich, wie wenn man küssen will. Dies alles bemerkte Lund sehr wohl; aber er störte ihn nicht.

Ja, das ist der Senator; der Polizei-Senator! sagte Axel endlich, als Lund seine Frage von vorhin schon vergessen hatte. Das ist dieser angenehme Herr, der mich wegen des alten Lügners, des Nachtwächters, zwei Tage sitzen ließ. Sieh ihn Dir an, Lund!

Ja, ich seh' ihn schon an. Warum trägst Du seine Photographie in der Tasche?

Wegen der Rache, Lund! Damit ich ihn nicht vergesse. Damit ich mich immer wieder daran erinnere, daß ich ihm etwas schuldig bin . . .

Plötzlich begannen die Rehaugen des jungen Schweden zu leuchten. Bist Du wirklich mein Freund? fragte er.

Ich glaube wohl.

Wollen wir noch einen letzten tollen Spaß mit einander machen? und ihm als Andenken zurücklassen? — Damals, im Polizei-Haus oder wie es heißt, hab' ich's geschworen, Lund! — — Morgen früh, noch eh der Morgen graut, fahren wir ab. Heute Nacht aber — —

Nun, was?

Da draußen am Hafen, beim Krahn, liegt ja noch das Schiff, das damals vom Stapel lief. „Ludwig Grotius" haben sie's getauft, diesem kleinen Senator zu Ehren, der sich so schön findet, Lund. Und in ganzer Figur haben sie ihn geschnitzt, mit weißen Hosen und niedlichen Vatermördern, damit er vorn unter dem Bugspriet, als „Gallion", mit durch

Digitized by Google

die Wellen kitscht, und den staunenden Hafenvölkern in Helsingör und Malmö und Stockholm und Bergen zeigt: so ein Kerl bin ich, Ludwig Grotius! — Heute Morgen brachten sie ihn hin, um ihn festzumachen; aber die ungeschickten Kerle haben ihn fallen lassen, daß von der Unterlage so ein Stück abgesprungen ist; — nun liegt der schöne Herr Ludwig Grotius in ganzer Figur auf dem Verdeck. Sollen sie ihn morgen ausbessern und an seinen Platz bringen, Lund? Geben wir das zu? — Nein! — Wenn morgen der wirkliche, lebendige Polizei-Senator kommt, um den geschnitzten Polizei-Senator zu besuchen, — dann soll er ihm nachpfeifen, Lund. Dann soll er sich seine sieben Barthärchen ausraufen und fragen: wo bin ich geblieben?

Und wie wolltest Du das anfangen?

Mit Deiner Hülfe, Lund! — Wenn 's gegen Mitternacht geht, und am Strand Todtenstille ist, dann steigen wir vom Bollwerk aus auf das Schiff. Wir binden dem geschnitzten Ludwig Grotius einen Strick um den Leib, ziehn ihn über Bord und an's Land; und führen ihn dann zwischen uns, Arm in Arm, durch die leeren Strandstraßen, bis an den stillen alten Ballast-Platz da hinten bei den Bretterstapeln. Da wünschen wir ihm dann gute Nacht und werfen ihn sanft, mit einem Stein um den Hals, in's Wasser —

Du verruchter Kerl! sagte Lund und lachte.

Darauf gehen wir heim, jeder in sein Quartier. Ich schleiche in mein Zimmer, packe mir nur eine Reisetasche, meine anderen Sachen lasse ich beim Pensionsvater stehn; — damit er nicht gleich am frühen Morgen merkt, daß ich ihm davongeflogen bin, und mir nachtelegraphirt! Sind wir erst drüben in Malmö, — das Herz meines Vaters werd' ich wol erweichen. Er ist sehr in der Uebung, Lund, mir zu verzeihn! . . . Unterdessen laufen sie hier am Strand umher, wie Ameisen, denen Du ein Loch in ihr Nest gestoßen: „wo ist unser großer Ludwig Grotius? wo ist der hölzerne Senator mit den weißen Hosen?" Und der Beschützer der Nachtwächter legt seine schöne Hand auf sein gekränktes Herz — — Warum siehst Du mich so an, Lund? Willst Du nicht?

Und wenn sie den geschnitzten Herrn dann nicht wiederfinden? fragte Lund zurück.

Von Schweden aus thun wir ihnen kund und zu wissen, wo sie ihn suchen können!

Lund sah den Jüngling mit durchdringendem Blick von der Seite an. Und warum willst Du auf einmal mit mir fort? fragte er wieder.

Axels Gesicht ward ernst. In den Muskeln seiner Wangen regte sich etwas, das eine weiche Empfindung seines Gemüths stärker verrieth, als er wollte. Ich will Dir etwas sagen, murmelte er dann; alter Satyr, lache mich nicht aus!

Nun, je nachdem!

Digitized by Google

Das ist dieselbe Amalie, die da oben wohnt, fuhr Axel mit halber Stimme fort, auf die Photographie deutend. 's ist dieselbe, Lund, die — der Andre zu gern hat; der rührende alte Kerl; — der Märtyrer mit der Torte. Ich bin einer von diesen „Franzosen des Nordens", sagst Du . . . Lund, es mag sein! Ich will auch nur sagen: einem Andern hätt' ich sie wol nicht gelassen; aber dieser gute Mensch — dieser Götterkerl — — Jetzt nicht lachen, Lund. Sie wäre in acht Tagen mein geworden, wenn ich wollte; — aber ich reise ab. Ich möchte, daß sie eines Tages seine Frau würde, Lund; daß die Torte nicht wieder an ihm vorüberginge. Ich möchte, daß er endlich einmal gute Tage hätte; und er liebt sie; ich hab's gesehn. Das einzige Schaf des Armen! — Ich dagegen, der ich noch das ganze Leben vor mir habe; ich, der junge, reiche, hübsche — denn wir müssen zugeben, daß ich ein hübscher Kerl bin; warum das leugnen, Lund — — während Er — —

Mit einer plötzlichen Bewegung nahm Axel Amaliens Photographie vom Tisch, sah sie noch einmal an, und zerriß sie dann in viele Stücke. Nachdem dies geschehen war, sammelte er sie langsam und versenkte sie in seine Tasche. Ich bin wirklich nicht schlecht in sie verliebt, murmelte er mit verhaltener Bewegung. Und sie in mich . . . Aber eines Tages, hoff' ich, wird das alles anders; und sie macht ihn glücklich . . . Worüber lächelst Du?

Ich hab' nur so meine Freude, weiter nichts, antwortete Lund.

Darum also will ich mit Dir fort! — — Und Du, willst Du nun diese letzte Dummheit mit mir machen? Die mit dem hölzernen Ludwig Grotius? Willst Du, oder nicht?

Sonderbarer Narr Du! — Warum willst Du sie machen?

Axel sah vor sich hin; dann, mit einem aufgeregten Lächeln, zu dem Freund hinüber. Ich muß mich los werden, Lund! Ich muß mich ableiten; — lache nur, es macht nichts. Wir kleben uns Bärte an; für den Fall, daß uns Jemand dabei sehen sollte. Du bist ja auch ein „schenkelrascher Pelide": jedenfalls laufen wir diesen schwerbeinigen Seehunden davon . . . Ich muß mich austoben, Lund! — — Und dann noch Eins (er faßte ihn vorn an einem der Knöpfe seines Rocks, rieb und drehte daran, und strich mit der feinen Hand über das Tuch herunter): Lund, ich habe edle Regungen; aber Blut hab' ich auch! Wenn zum Beispiel mir das Mädchen nach Malmö schriebe: ich kann nicht ohne dich leben, komm wieder; ich thue dir ja Alles zu Liebe, Alles was du willst — — hübsch ist sie, Lund. Hab' ich aber diesen Streich gemacht, dann kann ich nicht wiederkommen. Das ist das Gute an der Sache, Lund! — Wir wollen zahlen und gehn!

Digitized by Google

IV.

Es war, für so winterliche Zeit, eine milde Nacht. Wenzel, den die Noth — nämlich der Mangel eines warmen Ueberrocks — abgehärtet hatte, fühlte sich bald zu warm bei seinem raschen Schritt. Er öffnete den Rock, lüftete das Halstuch und stand zuweilen, tief Athem holend, still. Sein Weg nach Hause hätte ihn am Strande entlang geführt; aber obgleich es so spät war, wandelte er in einem großen Bogen um die Stadt herum, auf den alten „Wällen", unter den Linden hin: denn wo hätte er jetzt schon Schlaf gefunden, bei dieser fiebernden Unruhe seines Hirns. Das Gespräch, der Wein, zuletzt die Enthüllung des geheimen Kummers, mit dem er zu kämpfen hatte, trieben ihm das Blut in heißen Wellen zum Kopf. Er bereute seine Geschwätzigkeit; dann freute er sich wieder, daß der Wein so gut war; dann blieb er wieder stehn und seufzte über Amalie und über sein Geschick. Die kahlen, schwarzen Aeste über ihm kletterten in krausen Linien durch die graue Luft. Fast unbewegliche Wolken standen hoch darüber und verhüllten das Sterneufeld; aber ein blasser Lichtschein durchdämmerte das Gewölk und verrieth die Wirkung des unsichtbaren Mondes, der im Osten aufstieg. Die dunklen Häuser und die braunen Gärten der Vorstadt lagen jenseits des breiten, tiefen Wallgrabens still wie in festem Schlaf; nur hier und da schimmerte eine helle Hausfront, von einer Laterne beleuchtet, aus dem farblosen Straßenzug herauf. Der Weg, auf dem Wenzel ging, krümmte sich wie ein Kreis; denn der Wall zog hier, als Bastion vorspringend, um die alte „Teufelsgrube" herum, einen tief eingebetteten Teich, auf den man wie auf einen halbgefüllten Trichter hinuntersah. Uralte, schwarze Kanonen standen oben auf der Höhe. Von da über die „Teufelsgrube" hinwegblickend starrte der einsame Träumer auf den Thurm des „Kröpeliner Thors", der wie ein mächtiges Wahrzeichen zum Gewölk emporstieg, und auf die Kirchen und Mauern dieser alten Stadt. Nahe und ferne Kirchen-Uhren schlugen. Wenzel horchte; es war Mitternacht.

Ist es möglich? dachte er. Geh' ich schon so lange? Und hatten wir so stundenlang in dieser Strandkneipe geschwatzt? — — Der Thürmer blies vom Jakobithurm seinen eintönigen, fast klanglos verflatternden Stundenruf in die Nacht hinein. Aus der Tiefe, vom Teufelsteich, kamen sonderbare Töne herauf, es war zuerst, wie wenn Frösche quakten. Bald aber erkannte Wenzel, daß einige der Enten schnatterten, die den Teich bewohnten. Sie mochten halb oder ganz aus dem Schlaf erwachen; sie schnatterten offenbar ohne Sinn und Verstand; ein widerliches, unheimlich-nüchternes Alteweiber-Geschwätz in der Geisterstunde. Plötzlich erhob sich aber, während dies verstummte, ein anderer, gespenstischerer Klang. Eine der unsichtbaren Krähen auf den fernen Dächern begann laut zu krächzen, wie aus dem Schlaf geschreckt. Es ertönte wie ein heiseres Wehgeschrei

Digitized by Google

durch die tiefe Stille. Sogleich erwachten, wie es schien, Hunderte von Krähen und Dohlen aus ihrem sonst so friedlichen Schlummer; von allen Dächern schienen sie zu rufen, zu fragen, zu schreien und zu jammern, so verwirrend erscholl dieses Durcheinanderkrächzen. Drüben aus der Vorstadt warfen die Häuserreihen den Wiederhall zurück; es klang, wie wenn auch dort ebenso viele Hunderte erwachten und Antwort gäben. In diesem Augenblick brach der späte Halbmond durch das auseinanderweichende Gewölk. Neben dem horchenden, leise schaudernden Wenzel, ihm zur Seite, zwischen den schwarzen Kanonen, ward etwas Dunkles, wie eine Menschengestalt, am Boden sichtbar. Wenzel schrak zusammen ... Er blickte hin; doch mit Scheu. Ihn durchfuhr plötzlich der Gedanke: dort liegt Das, warum die Krähen erwachten, und warum sie krächzen. Ein Erschlagener ...

Das Mondlicht ward heller, und Wenzel lächelte. Er athmete beruhigt auf. Was dort am Boden lag, war sein eigner Schatten; der Mond zeichnete ihn auf das vergilbte Gras. Doch nun fühlte er erst, wie seine Pulse schlugen. Er hatte eine Hand auf die schwer athmende Brust gelegt, ohne es zu wissen; ein Schauder, der ihm über den Rücken gelaufen war, saß ihm noch im Nacken, im Hinterhaupt, sodaß ihm war, als greife dort eine Faust in sein zusammengepreßtes Haar. Großer Gott! dachte er und schämte sich. Wessen Schatten ist das? Eines alten Narren, der noch immer ein Kind ist. Warum sollte hier ein todter Mann liegen; was sind das für Gedanken ... Mitternacht. Nun ja, warum denn nicht Mitternacht; — an Geister glaubt ja doch wol der alte Esel nicht mehr! — Was gehn die Krähen mich an; — — jetzt werden sie still. Dieses unglückselige Gespräch über meine Criminal-Phantasien, meine Mord- und Proceß-Gedanken; das geht mir nun nach ... Und das Bier, der Wein; — — doch der Wein war gut. Mild und stark! — Was für eine Gottesgabe! — — Geh nach Hause, Wenzel. Beruhige Dich, wasch Dir den heißen Kopf, und dann schlafe aus. Siehst Du, wenn Du gehst, geht auch der „todte Mann", der da unten lag. Siehst Du wol, wie er vor Dir her geht. Er ist gescheidter als Du, er geht Dir voran, nach Haus. Geh ihm nach; geh schlafen!

Wenzel ging seinem Schatten nach; den Weg zurück, den er gekommen war, und durch die Strandstraßen hin. Hier verschwand der Schatten; der Mond beleuchtete nur die Giebel und die Dächer, denn die Höhe des Himmels hatte er noch nicht erstiegen, und in diese einsamen, todten, engen Gassen, die mit dem Fluß in gleicher Richtung liefen, dämmerte nur sein Widerschein hinab. Von Zeit zu Zeit senkte sich, über Kreuz, eine hellere, breitere Straße aus der hügeligen Stadt herunter, lief auf den Hafen zu, und die im Mondlicht glänzenden Masten der Schiffe erschienen. Dann verschwanden sie wieder, und die alte

Digitized by Google

Strandgassen-Dämmerung legte sich dem Träumer vor's Gesicht. Er dachte an die kleinen Nichten, die nun friedlich schliefen; und an die Geschichte von der Torte, die den freundlichen jungen Fremden so gerührt hatte . . .

Du! es geht langsam mit dem alten Burschen! hörte er plötzlich eine Stimme sagen.

Eine andere Stimme antwortete, wie zur Ruhe verweisend; doch in einer Sprache, die Wenzel nicht verstand. Er sah nur auf und ging weiter. Drei männliche Gestalten befanden sich vor ihm auf der Straße; in dunklen Kleidern, nur die mittlere hatte helle Hosen, die in dem ungewissen Dunkel leuchteten. Der muß warmes Blut haben, dachte Wenzel, daß er in dieser Jahreszeit Sommerhosen trägt!

Einer der Männer flüsterte, als Wenzel näher herankam, und sie wichen aus. Zwei von ihnen führten den Dritten, den in den Sommerhosen; dieser Dritte schien nicht sehr sicher auf den Füßen zu sein, denn bei jedem Schritt schwankte er etwas, bald nach rechts, bald nach links, und willenlos schien er sich den Andern zu überlassen. Sie führten ihn von der Straße auf den Bürgersteig, wobei er strauchelte, und zogen ihn hinauf wie ein kleines Kind.

Kann er denn nicht die Beine selber heben! dachte Wenzel, der sonst in aller Gutmüthigkeit die Menschen gewähren ließ. Dieser Trunkenbold!

Er blieb unwillkürlich auf der Straße stehn.

Dies schien den Andern, den Nüchternen, etwas peinlich zu sein; denn sie flüsterten wieder, von ihm abgewandt, und der Eine von ihnen suchte den Elenden, der nicht stehen konnte, mit seinem ausgespannten Mantel zu verdecken. Auch drückte er ihm den hohen, weichen Filzhut fester auf den Kopf. Das gefällt mir an ihm, dachte Wenzel, daß er für den Schweinigel, den Betrunkenen, so viel Schamgefühl hat. Der aber steht wie ein Klotz; mit dem Kopf gegen die Wand . . . Was für ein Elend ist es doch, in der edlen Gottesgabe sich zu übernehmen! Wenn ich damals Friederikens todten Vater nicht hätte leben lassen — —

Nun, erbrich Dich einmal, alter Junge! sagte einer der Nüchternen mit heller Stimme zu Dem in den hellen Hosen, der sich gegen ein Haus lehnte. Vielleicht, alter Junge, daß Dir dann besser wird!

Der „alte Junge" erwiderte nichts; nur ein unterdrücktes Lachen, von dem Andern zur Rechten, ließ sich hören.

Wenzel stand nicht länger; aus Zartgefühl ging er seines Weges weiter. Sie sollten ihm eine Feder oder dergleichen in den Mund stecken! dachte er im Gehen. Diese helle Stimme war mir so bekannt; — doch wem sie gehört, könnte ich nicht sagen. Der „alte Junge" (er blickte einmal zurück) steht noch immer, ohne sich zu rühren. Ein Puppe von Holz kann nicht hülfloser, klotziger, willenloser sein, als dieses sogenannte

Digitized by Google

„Ebenbild Gottes" da. O Du „Krone der Schöpfung", was kann aus Dir werden!

Indem er das dachte, ließ er die Drei hinter sich, im Dunkel, und trat durch eines der Strandthore (zur Zeit dieser Geschichte standen sie noch) auf den „Strand" hinaus. Hier lag heller Mondschein auf den Ziegel- und Balkenhaufen, den am Ufer hingestreckten Ankern und Ketten, den hochragenden Schiffen, den Landungsbrücken und dem fast wie ein See ausgebreiteten Fluß. Links, hart am Wasser, erhob sich der „Krahn", mit dem man die Masten in die neugebauten Schiffe einläßt; er streckte seinen Hebearm wie einen ungeheuren Elephantenrüssel schräg in den Himmel hinaus. Mit fest eingerefften, kaum bemerkbaren Segeln auf den langen Raaen lagen die großen Fahrzeuge, dicht gedrängt, wie ein winterlicher Wald ohne Blätter da; die dunklen Rumpfe, die noch keine Fracht zu tragen hatten, stiegen hoch über dem Bollwerk auf. Alles war still und todt, wohin man sah. Auf den verlassenen Strickleitern kletterte nur das Mondlicht auf und ab. Die Schiffe rührten sich nicht, denn die Luft war leblos. Glatt lag die bleigraue Fläche des Wassers, bis zum niedrigen Ufer drüben; vorne aber am Bollwerk, an das Wenzel herantrat, schwärzte sie tiefer Schatten, der sich nicht bewegte. Nur ein leichter Wasserdunst schien heraufzusteigen; und dem schnobernden Wenzel war's, als rieche er sogar Meerluft, obwol die See noch mehr als eine Meile entfernt war. So still schlief die Nacht, daß er das klingende Platzen der Blasen im Wasser hörte. Auch das leise Schnalzen der kleinen Fische erklang; zuweilen erknarrte langsam eines der straffen Taue auf den Schiffen, oder am Bollwerk gluckst'te, kaum vernehmbar, ein einziges, letztes, eingefangenes Wellchen, das in seinem Winkel zwischen Pfahl und Ufer sein müdes Dasein verhauchte.

Wenzel sah umher und begann zu träumen. Ueber ihm ragten die langen Bugspriete der dem Land zugekehrten Dreimaster wie riesige Kanonenläufe in die Luft hinein, über den Hafendamm weg. Die weißen Gestalten und Brustbilder am schwarzen Bug sahen ihn ernsthaft und gespenstisch an, wie Gefangene, Verzauberte, die sich nicht rühren können. Die beiden großen Löcher rechts und links im Bug, durch welche die Ketten liefen, erschienen ihm wie die Augen des Schiffsgesichts; die großen Anker hingen wie gewaltige Haarlocken über den Bord herab. Wenn mir vielleicht eines Tages — dachte Wenzel — so ein Ungeheuer Amalie Berring entführt, in's Meer hinaus! Ihr Jüngling steht dort an Bord und lockt sie; und sie springt ihm nach — — und das Schiff stößt ab! . . . Soll ich das dulden? Nein. Ich springe auch; klammere mich an — —

Sein Blut ward wieder wild; er bewegte die Finger, und mit großen Schritten ging er am Ufer fort, ohne aufzusehen, ohne zu wissen, wohin. An die Schiffsleiter, dachte er, klammere ich mich an; ich schwinge

Digitized by Google

mich über Bord . . . Will er mir das Einzige, was ich habe, lassen, oder nicht? — Will er nicht? — Wie, Du schlägst nach mir? Vor den Augen Amalieus schlägst Du mir in's Gesicht — — Das ist zu viel. Das fordert Blut. Schurke, das wird Dein Tod! — Ich bin stark, siehst Du; ich hab' noch Kraft in den Armen; fühlst Du, wie ich Dich halte? Und wenn Du Dein Messer ziehst, drück' ich Dich zusammen, wie wenn Du von Gummi wärst, und werfe Dich über Bord . . . Halte Dich nur an der Strickleiter fest; es hilft Dir nichts! So, so, so reiß' ich Dich los; hinunter in's Wasser mußt Du, elender Verführer Du — —

Plötzlich sah er auf. Da hinein mit Dir! hörte er Jemand sagen.

Am Bollwerk, nicht weit von ihm, standen zwei Männer, die einen dritten hielten. Sie waren ihm abgewandt, ihre Gesichter konnte er nicht sehen. Eh er noch „drei" hätte zählen können, zog Einer den Dritten näher bis zum Rand, gab ihm einen gewaltigen Stoß, und der Mensch sank wehrlos und lautlos in den Fluß hinab.

Herr mein Gott! rief Wenzel aus.

Im nächsten Augenblick sahen die beiden Uebelthäter ihn an; helle Gesichter mit schwarzen Bärten erschienen in dem ungewissen Mondlicht, das wieder durch Gewölk verschleiert war. Der Größere von den Beiden stieß einen kurzen, raschen Laut hervor, und lief dann mit solcher Geschwindigkeit davon, daß er sogleich hinter Bretterstapeln verschwand. Der Andere blieb — wie es schien, vor Ueberraschung — stehn. Vom Wasser her kam ein harter, dumpf klatschender Schall; doch kein Schrei, kein Stöhnen, kein Laut einer Menschenstimme; nichts mehr. Herr mein Gott! rief Wenzel noch einmal aus.

Nun schien auch der Andere, Kleinere an Flucht zu denken; er wandte sich und setzte sich in Bewegung. Indessen Wenzel, der sein erstes Entsetzen überwand, sprang mit langen Schritten auf ihn zu und ereilte ihn. Mörder! Mörder! sagte er mit zitternder Stimme und packte ihn am Arm.

Der Andere riß sich los. Er schien etwas erwidern zu wollen, während er seinem Verfolger scharf in das Gesicht sah. Doch er schloß den Mund wieder, und dem fassungslosen Wenzel war's, als ob dieses jugendliche, schwarzbärtige Ungeheuer lächelte. Fliehen Sie! Schweigen Sie! sagte endlich die Stimme dieses Ungeheuers in einem künstlichen, gezwungenen Baß. Nehmen Sie das da! Behalten Sie 's!

Damit zog der Mensch einen Ring vom Finger — wenigstens schien es so —, steckte ihn mit unglaublicher Geschwindigkeit an den kleinen Finger von Wenzels rechter Hand, und schlug dem noch immer Fassungslosen auf die rechte Schulter. Im nächsten Augenblick lief er davon, auch den Brettern zu. Fliehen Sie! Schweigen Sie! rief er noch zurück. Fliehen Sie!

Digitized by Google

V.

Die in der Phantasie so traumbildend, so ergiebig leben, sind selten die Geistesgegenwärtigsten in der Wirklichkeit; — wenigstens Herr Wenzel war in diesem Falle, und sein rasches Erwachen aus dem ersten Schreck hatte ihn selbst überrascht. Der zweite Schreck — den Mörder lächeln zu sehen, und so reden zu hören — verflog nicht so bald. Bewegungslos wie der Unglückliche, den das Wasser verschlungen hatte, starrte er dem Flüchtling nach, bis dieser hinter dem ersten, zweiten, dritten Bretterhaufen verschwunden war. Dann erst schüttelte er die Erstarrung von sich ab und lief hinterdrein.

Täuschte er sich, oder lief ihm selber Jemand aus der Ferne nach? — Er wußte nicht mehr, was er sah und hörte. Auch die Schatten hinter den Brettern verwirrten ihn, als er um die Ecke kam; mehr noch die Schatten der Bäume, die aus der angrenzenden Allee herüberfielen: bald schienen sie Menschen zu sein, die sich verbargen, bald auch wieder nicht. Endlich sah er einen andern, körperlicheren Schatten, der weit hinten in der Allee vorüberhuschte; darauf einen zweiten, der ebenso rasch verschwand. Das sind sie ja wieder! dachte er und seufzte. Athemlos — denn er war des Laufens nicht mehr gewohnt — stürzte er ihnen nach, bis er nicht mehr konnte. Wieder schien Jemand hinterdrein zu traben, aus der Ferne her. Dann erscholl ein Pfiff . . .

So war er bis zum Petrithor gekommen; erschöpft stand er hier still. Die Beiden, die er verfolgte, waren längst verschwunden; vielleicht in eine der Nebenstraßen geflohen; — wie sollte er wissen, wohin. Er ging noch durch das Thor hindurch, an dem der gemalte „Vogel Greif", das Wahrzeichen der Stadt, seinen Märchen-Schweif ringelte; ging ein paar Häuser weiter, die Slüter-Straße hinauf. Dann, da er in der öden Stille nichts mehr sah, nichts hörte, blieb er rathlos stehn.

Da wär' ich nun richtig vor meinem Haus! dachte er verwirrt. Links, eine grüne kleine Anhöhe hinauf, erhob sich die Petri-Kirche mit ihrem endlosen spitzen Thurm, dem höchsten der Stadt; rechts, in der Häuserreihe, stand das kleine, dürftige Gebäude, in dessen oberem Stock er mit Marthe und Grete Schmidt, seinen Nichten, wohnte. Denn in dieser armseligen Gegend ließ sich billig leben; und er hatte das unentgeltliche Vergnügen, von seinem Fenster aus den stillen, feierlichen Kirchenplatz und den zum Himmel hinaufweisenden Thurm zu sehn . . . Warum ist denn Licht in meinem Zimmer? fragte er sich verwundert. Oder seh' ich falsch? Träum' ich? Bin ich nicht recht bei Sinnen? Hab' ich auch dieses fürchterliche Ereigniß, und die Flucht, die Verfolgung, alles nur geträumt? — — Wenn ich wirklich bei Sinnen bin, seh' ich da oben Licht. Was bedeutet das? — — Er griff in die Tasche, zog mit zitternder Hand seinen Hausschlüssel hervor, und öffnete die Thür.

Digitized by Google

Mit drei Schritten war er bei der engen, hölzernen Treppe, die er im Dunkeln fand; er stolperte hinauf. Doch als er in sein Zimmer kam, stand er beruhigt still. In der That brannte die Lampe auf seinem Tisch; Frau Schwäbke hatte offenbar in der Schlaftrunkenheit vergessen, sie auszulöschen; aber sie selber schnarchte friedlich nebenan (die Thür war offen), und ebenso unversehrt und ungestört schliefen Marthe und Grete in ihrem gemeinsamen Bett. Neben dem seinen stand es an der Wand; denn „ich bin ihnen ja Onkel und Tante, Frau Schwäbke", pflegte er zu sagen. Die kleine Kammer nebenan war für Frau Schwäbke allein; in diesem „Salon" aber, oder dieser „besten Stube", wie Wenzel der Humorist sein einziges Zimmer nannte, lebte die „Familie" bei Tag und bei Nacht. Hier spielten die Kleinen, wenn er als Lehrer der Jugend in die Häuser der „Reichen" ging; hier schrieb er ab, wenn sie schliefen; hier wälzte er sich noch zuweilen phantasirend auf seinem Strohsack, wenn sie schon erwachten . . . Er trat an ihr Bett. Unter einer blau und weiß gestreiften, großen Decke lagen die Zwillinge, Nachtmützchen auf dem Kopf, so übereinstimmend da, als wären sie ein einziges Geschöpf mit zwei kleinen Köpfen und vier kleinen Armen. Je zwei dieser Arme — alle mager und fein — lagen mit ineinander gefalteten Händen auf der Decke. Die Köpfe hatten sich ein wenig auf die Seite geneigt, beide nach links. Ueber jede Stirn fielen ein paar Löckchen; darunter streckte sich je ein längliches Näschen, das schon jetzt verrieth, daß es einst der großen Nase des Onkels gleichen wolle. Dieses zweiköpfige Wesen schien nur Ein Lungenpaar zu haben: denn gleichmäßig hob und senkte sich die Decke hier und dort. Sogar die Lippen hatten sich hier und dort geöffnet; Beide schienen zu lächeln.

Hm! murmelte Wenzel. Wenn man sie so ansieht — und nicht ihr Onkel und ihre Tante ist — könnte man wol fragen: warum wurden Zwei daraus? — Wohlfeiler ließen sie sich ernähren, wenn die Natur die Sache vereinfacht hätte (er lächelte wehmüthig); wenn dieses Wesen nur Grete oder Marthe hieße — — Nichts für ungut, Grete — oder Marthe — je nachdem. Ich sage nur so. Ich meine es nicht so. Keiner von euch will ich zu nahe treten; ich will eine Grete und eine Marthe haben; und euch beide zu großen Frauenzimmern zu machen, dazu wird's ja noch reichen! — Ich bin ja gesund; dieser Schwindel hat nichts zu sagen — —

Indem er das murmelte, setzte er sich hin; denn die überreizten Nerven spielten plötzlich ein thörichtes Spiel mit seinem Blut, ließen es nicht zum Hirn, und das Bewußtsein drohte ihm zu entfliehen. Er griff nach der Lehne des Stuhls, in den er gesunken war, und hielt sich fest. Eine Weile war ihm, als wisse er nur noch von sich, daß er Wenzel heiße; — dann weckte ein lauter Pfiff, von der Straße her, ihn wieder auf. Schwere Tritte ertönten auf dem Pflaster. Eine Baßstimme ließ

Digitized by Google

sich vernehmen; bald darauf eine zweite, die nur flüsterte. Wenzel fuhr wieder empor.

Wird die Straße noch einmal lebendig, dachte er, in so tiefer Nacht? Pfiff nicht Jemand; ebenso wie vorhin? — — Vorhin — — Hatt' ich denn ganz vergessen, was vorhin geschehen ist. Warum steh' ich denn hier? Muß ich nicht zum Steinthor laufen, auf die Polizei — melden, was ich gesehen habe, ich mit meinen Augen — wie er in's Wasser fiel — — Lautlos, wie ein Stück Holz, fiel der Mensch hinein. War er denn schon todt? — — Und dieser Schwarzbärtige, der lächelte und mir sagte — —

In diesem Augenblick sah er auf seine Hand, und sah den Ring. Es war ein wirklicher, leibhaftiger Ring, den ihm der Mörder an den Finger gesteckt hatte. Von Neuem entsetzt nahm er ihn in die Hand. Ein großer Rubin leuchtete ihm entgegen ... Wie? Hatte er nicht so einen Rubin heute Nacht gesehn? bei dessen Anblick ihm der Gedanke kam: „Davon könnt' ich ja wol ein Jahr leben, ich mit meinen Nichten?" — Und dieser Rubin steckte an einer weißen Hand; an der Hand des hübschen jungen Fremden, der ihn so zärtlich umarmt hatte — —

Man polterte die Treppe herauf, und dieses Geräusch unterbrach seinen Gedankengang. Die Thür seines Zimmers ward geöffnet, ohne daß Jemand geklopft hätte. Ein Nachtwächter trat herein; dann ein Schutzmann in seiner Uniform, und ein alter Matrose — wie es schien — der sich keuchend den Schweiß von der Stirne wischte. Doch als diese alte „Theerjacke" den plötzlich erblassenden Wenzel in's Auge gefaßt und eine Weile scharf beobachtet hatte, keuchte er dem Schutzmann zu: Sehen Sie, da steht er! Das is er! Herr, varhaften Sie diesen Herrn; das is einer von die Varbrecher! warraftig und Gott!

VI.

In der „Schreiberei" saß der kleine Senator Ludwig Grotius, der Director des Polizei-Amts dieser alten Stadt, am Morgen nach dieser Nacht hinter seinem Tisch. Es war das Zimmer, in dem er die Feinde der öffentlichen Ordnung und des Gesetzes zu verhören pflegte; ein altes, einfaches, trauriges Gemach, wie es selbst Wenzels düstere Phantasie sich nicht einfacher und trauriger gedacht hätte. Mitten in diesem Zimmer stand er selbst, Gottlieb Wenzel, vor des Herrn Grotius Tisch. Die Feder des Polizei-Schreibers, der etwas zur Seite saß, knisterte mit mechanischer Geschäftigkeit über den großen Protokoll-Bogen hin, immer von links nach rechts. Wenzel hatte gesprochen, nun verstummte er. Er zog sein großes, buntes Schnupftuch aus der Tasche, um sich die „hohe Denkerstirn" zu trocknen; zog dabei auch eine Düte mit hervor, sah sie zu Boden fallen, bückte sich aber nicht, um sie aufzuheben, sondern mit finsterer Unbeweglichkeit sah er auf sie herab.

Digitized by Google

Was ist das? fragte der Senator Ludwig Grotius, scharf und streng.

Knallbonbons, antwortete Wenzel.

Warum hat man sie Ihnen nicht abgenommen? fragte der Senator.

Die Düte hatte sich in mein Taschentuch verwickelt, darum hat man sie vermuthlich nicht bemerkt, antwortete Wenzel gutmüthig, um den nachlässigen Schutzmann zu entschuldigen.

Und mit Ihrer Geschichte sind Sie nun zu Ende?

Ich habe sie erzählt, Herr Senator, wie sie sich zugetragen hat, erwiderte Wenzel; ganz der Wahrheit gemäß!

Der Polizei-Schreiber sah von seinem Bogen auf und lächelte.

Wir kennen diese Geschichte, sagte der kleine Senator selbstbewußt, indem er eines seiner kleinen, klugen Augen schloß und mit dem andern auf Wenzel zielte. Sie wird oft erzählt! Man kommt gerade von ungefähr dazu, während der Mord — oder was es nun ist — geschieht. Man ist ganz unbetheiligt. Man will sogar den Verbrecher festhalten — kommt ihm dabei zu nahe — er steckt Einem etwas in die Hand und läuft davon; — so erklärt sich dann sehr einfach, daß man das corpus delicti bei uns findet. Wie gesagt, diese Geschichte ist sehr beliebt; sie wird oft erzählt. Nur müssen Sie sich nicht wundern, daß ich sie nicht glaube.

Ich wundere mich auch nicht! erwiderte Wenzel mit düsterer, schwermüthiger Resignation, ohne zu widersprechen. Ich wußte, daß ich keinen Glauben finden würde. Ich habe es gewußt.

Woher haben Sie es gewußt?

Wenzel schwieg. Er machte nur eine Bewegung, wie wenn er dies alles schon vor Jahr und Tag erwartet hätte. Dann sah er mit verzweifelter Ruhe vor sich hin.

Es würde Ihnen auch nichts nützen, wenn Sie sich wunderten, fuhr der Senator selbstzufrieden und fast heiter fort. Ich will Ihnen nun sagen, was ich von der Sache denke. Für's Erste gefallen mir diese angeblichen „harmlosen Wanderer" nicht, die Jemand in's Wasser werfen sehn und nicht um Hülfe rufen —

Ich war so betäubt, Herr — —

Die dann selber davonlaufen, wenn ein Dritter kommt —

Ich lief ihm ja nach, Herr — —

Die dann einfach nach Hause gehen, statt die Polizei zu allarmiren —

Das Licht, das ich in meinem Zimmer sah — —

Und die man dann findet, während sie mit einem Rubinring liebäugeln, den ihnen Niemand geschenkt hat! — Für's Zweite aber will ich Ihnen sagen, was der Zeuge Jakob Russow, Matrose, von hier, vor mir ausgesagt hat. Er kommt eben von der Kosfelderstraße auf den Strand hinaus, und geht nach links, nach dem Wall zu; da hört er hinter sich, in der stillen Nacht, einen schweren Fall in's Wasser, wie wenn ein Mensch

Digitized by Google

hineinfällt. Wo, kann er nicht sagen, denn es kommt von fern; — aber er macht Kehrt, wie es die Schuldigkeit jedes ordentlichen Menschen ist, und geht auf die Richtung zu. Da sieht er zwei Männer davonlaufen, einen Kleinen und einen Großen. Der ist also nicht von selber hineingefallen! denkt er — wie es richtig war — und läuft ihnen nach. Doch weil er ein älterer Mann und etwas kurzathmig ist, holt er sie nicht ein. Er ruft aber den Nachtwächter an, den er die Grubenstraße herunterkommen hört; und dieser pfeift einem andern; und unterdessen eilen sie, so schnell sie können, dem Großen, dem Langen nach, der auch stehen bleibt und Athem holt; und behalten ihn im Auge bis zu seiner Thür. Und als hier ein Schutzmann zu ihnen stößt, dringen sie in's Haus durch die unverschlossene Thür —

Ich schloß nicht wieder zu — weil das Licht in meinem Zimmer mich so sehr verwirrte — —

Und diese Drei finden den Großen, und in seiner Hand diesen Ring; — und der Große sind Sie!

Ja, der Große bin ich, sagte Wenzel und sah resignirt an sich hinunter. Ich aber war's, der dem Kleinen nachlief — —

Unterbrechen Sie nicht. Ich bin nicht zu Ende. Für's Dritte will ich Ihnen sagen, was sich an diesem Morgen weiter begeben hat. Herr Schwan, Inhaber einer Pension für junge Ausländer, dahier, schickt heute Vormittag auf die Polizei: einer seiner Pensionäre, ein junger Schwede, Namens Axel Palmblad, sei in dieser Nacht nicht nach Hause gekommen; ob vielleicht die löbliche Polizei — wie schon einmal der Fall war — seinen gegenwärtigen, freiwilligen oder unfreiwilligen, Aufenthalt anzugeben wisse. Ich lasse darauf zurückmelden: bei uns befindet sich besagter Axel Palmblad diesmal nicht; den Herrn Schwan aber lasse ich ersuchen — und so weiter. Herr Schwan kommt zu mir, und ich zeige ihm den bei Ihnen gefundenen Ring. Er erkennt ihn sogleich . . . Warum werden Sie blaß. — Er erkennt ihn sogleich. Diesen Ring trug eben derselbe Axel Palmblad an der Hand, der heute Nacht nicht nach Hause kam; der noch bis zu diesem Augenblick, zwölf Uhr Mittags, vermißt wird; der verschwunden ist. Inculpat, sehen Sie mich an!

Wenzel sah den Senator an, ohne sich zu rühren. Diese Verwickelung der Sache betäubte, versteinerte ihn.

Ist Ihnen dieser Axel Palmblad bekannt?

Mir? — — Nein, Herr Senator. Das heißt, doch; — vermuthlich — —

Drei Aussagen für eine! „Nein; doch; vermuthlich!" — Wir werden ja bald ergründen, welche von den dreien die am wenigsten falsche ist — —

Der Schreiber sah wieder auf und lächelte.

Sehen Sie mich an, Inculpat; mich, den Inquirenten! — Diesen

Digitized by Google

Ring, dessen Eigenthümer spurlos verschwunden ist, steckte Ihnen also Jemand an den kleinen Finger, wie Sie sagen; und zwar ein Mann mit einem schwarzen Bart; und zwar eben derselbe, der, wie Sie versichern, den Andern in's Wasser stieß. Nehmen wir einmal an, dieser räthselhafte Mann mit dem schwarzen Bart, der die Ringe, die er raubt, an Vorübergehende verschenkt, der existire wirklich: wo geschah denn das? Wo warf man den Axel Palmblad — jenen Unbekannten, will ich einstweilen sagen — über das Bollwerk in's Wasser?

Ich weiß es nicht, Herr Senator, antwortete Wenzel, dem sich ein immer dunklerer Schleier vor die Augen legte. Mir ist es nicht bewußt.

Aber Sie werden zugeben, daß wir wünschen müssen, es zu erfahren; um diesen Menschen im Wasser aufzufinden! — Sie standen dabei, wie Sie sagen, und Sie wissen es nicht?

Es war irgendwo — — aber ich hatte kein Gefühl davon, wo es war. Ich ging so dahin, ohne zu wissen, wo. Ich war so tief in meinen Gedanken — —

Der Schreiber lächelte wieder.

In was für Gedanken? fragte der Senator.

Wenzels blasses Gesicht wurde dunkelroth. Er vergrub die Hände in sein großes Schnupftuch. Seine Gedanken in jenem verhängnißvollen Augenblick standen ihm plötzlich wieder vor der Seele: seine Mordgedanken. Er hatte das Schiff erklettert, auf dem der Entführer Amaliens eben davonsegeln wollte; er hatte ihn gepackt und riß ihn von der Schiffsleiter los: „hinunter in's Wasser mußt du, elender Verführer du" — —

In was für Gedanken? wiederholte der Senator.

Ich kann's nicht sagen, murmelte Wenzel.

Hm! Sie können's nicht sagen. Sie standen dabei, aber Sie wußten nicht, wo Sie sich befanden; Sie wußten es nicht, weil Sie so tief in Ihren Gedanken waren; aber diese Ihre Gedanken können Sie uns nicht sagen. Vielleicht sagen Sie sie uns ein andermal — —

Herr Grotius klingelte. Der Schutzmann erschien, der Wenzel verhaftet hatte.

Führen Sie die junge Dame herein, die sich als Zeugin gemeldet hat, sagte der Senator.

Wenzel, der tiefgebengten Kopfes wie ein Verlorener dastand, horchte auf. Was für eine Dame? in seiner Sache? — Er wendete seinen schlaffen, hinfälligen Oberkörper und sah nach der Thür. Ein Laut der Ueberraschung entfuhr ihm, als, in schüchtern feierlicher Haltung und mit nassen Augen, Amalie Berring erschien.

Sie wünschen für diesen Angeklagten Zeugniß abzulegen, fragte der Senator.

Ja, sagte sie muthig, obwol sie zugleich stark erröthete. O Herr Senator — —

Digitized by Google

Herr Grotius unterbrach sie, um die üblichen Fragen an sie zu richten: nach Namen, Stand und so weiter. Fräulein Amalie antwortete mit Festigkeit, indem sie dem Senator starr in's Antlitz sah. Dann aber warf sie aus ihren großen, hervortretenden, leuchtenden blauen Augen einen so mitleidsvollen Blick auf den armen Wenzel, daß diesen plötzliche, tiefe Rührung ergriff, als wäre er ein Weib. Ein Gefühl des Glücks kam ihm mitten in seiner Noth. Nur daß ihn zugleich die Angst befiel, er könnte weinen; und um dieser Beschämung zu entgehn, drückte er die Hände und die Zähne zusammen, sah von Amalien hinweg und auf den Schreiber, dessen Benehmen ihn wohlthuend erbitterte und verhärtete, und erhob seinen Kopf.

Sie kennen diesen Herrn, fragte der Senator sanft, in dem ruhigen Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit.

O ja, Herr Senator; o, ich kenne ihn, antwortete das Mädchen.

Und Sie wissen, warum er hier steht —

Jesus, Gottes Sohn! Wie ist es möglich, Herr Senator; ach, wie ist es möglich! — Ich steh' vor der Thür, da kommt Frau Schwäbke gelaufen: „der Herr Wenzel sitzt in der Schreiberei, er soll Einen umgebracht haben" — — Wie ich das höre, denk' ich doch, ich muß gleich in die Kniee sacken. Und mir wird so vor den Augen, Herr Senator — —

Es handelt sich hier nicht darum, wie Ihnen wurde, unterbrach sie Herr Grotius ruhig, aber bestimmt; sondern was Sie in dieser Sache zu bezeugen vermögen. Deshalb sind Sie hier —

Ja, Herr Senator, deshalb bin ich hier; und entschuldigen Sie nur, ich bin noch so perplex — — denn (sie blickte wieder auf Wenzel, voll Mitleid und voll Vertrauen) so ein Mann, Herr Senator! Eine Seele von einem Menschen, Herr Senator — und Dem sagen Sie nach, er hat Einen umgebracht! — — Aber ein Unglück war in der Luft; das fühlt' ich schon heute Nacht. Mich hat der Alp gedrückt — und schon vor Thau und Tag konnt' ich nicht mehr schlafen, und mir war so — ich weiß nicht; und ich verließ meinen Nachtplatz, Herr Senator, als es noch stickendunkel war —

Wollen Sie zur Sache kommen, oder nicht? fiel ihr jetzt der Senator streng und scharf in's Wort. Was haben Sie zu bezeugen —

Ach, daß er gewiß nicht schuldig ist! sagte sie mit weicher Stimme und einem rührenden Blick. Daß er eine Seele von einem Menschen ist; und er hat's nicht gethan! — Sehen Sie, Herr Senator, er hat nichts auf der Welt; außer ein paar Zwillinge — aber es sind nicht seine — aber er hat sie geerbt; und wie er sich abexiert, um sie zu ernähren, können Sie nicht glauben! Und ihm ist immer Alles contre coeur gegangen, und er geht so mit der Hungerharke durch das Leben hin; — aber er ist wie ein Held, Herr Senator! er thut seine Pflicht! Und ich sagte mir gleich, als ich davon hörte: nun sitzt er verlassen da, denn er

Digitized by Google

hat ja Niemand! Aber Eine hat er, die für ihn sprechen will, — was auch die Leute darüber sagen mögen; — und wenn ich nun auch roth werde, es thut nichts. Darum bin ich gekommen, Herr Senator; daß ich für ihn rede. Und verzeihen Sie mir, wenn ich das Schluchzen kriege — — aber es ist mir so beweglich — — und glauben Sie's nicht! Er hat's nicht gethan!

Herr Grotius schwieg eine Weile. Er betrachtete dieses sonderbare Mädchen, das sich in so gemischter Redeweise so gefühlvoll ereiferte, und den Angeklagten, der nun auch vor Rührung leise schluckte. Sie gehören zum unjuristischen Geschlecht, sagte er endlich, mit so viel herablassender Milde, als ihm an diesem Ort und hinter diesem Tisch zulässig schien. Daher haben Sie denn auch nicht bedacht, daß es sich hier nicht um Ihre subjective Meinung über den Charakter des Angeklagten handelt, sondern daß wir den objectiven Thatbestand eruiren wollen. Die Armuth ist gewiß eine sehr bedauernswerthe Sache; aber wenn wir bei einem armen Menschen einen solchen Ring finden, der einem Andern gehört — —

Was haben Sie? unterbrach Herr Grotius sich selbst, da er das Mädchen erblassen und die großen Augen noch größer aufreißen sah. Er hatte den Ring in die Hand genommen und hielt ihn zwischen Zeigefinger und Daumen in der Luft. Warum starren Sie so . . . Was sehen Sie an dem Ring?

Ich kann nicht sprechen, sagte sie nach einer Pause wie flüsternd, mit erstickter Stimme. Ich bin aus der Fust! — — Diesen Ring — sagen Sie — fanden Sie bei Herrn Wenzel — —

Ja, diesen Ring! Der dem vermißten jungen Schweden gehört —

Dem Vermißten, sagen Sie! stammelte das Mädchen. Er wird also vermißt — —

Schutzmann, halten Sie das Fräulein aufrecht! sagte der Senator. Führen Sie sie an den Stuhl. Setzen Sie sie hin! — — Fassen Sie sich, mein Fräulein. Wir werden warten, bis Sie zu sich kommen —

O, ich bin ganz bei mir! sagte sie, stoßweise athmend und mit noch starren, verwilderten Augen um sich blickend. Herr Axel Palmblad, sagen Sie, wird vermißt — — Jesus, Gottes Sohn!

Sie kennen ihn, wie ich sehe. Sie kennen auch diesen Ring —

Amalie nickte stumm. Plötzlich ward sie roth; dann wieder blaß. Sie warf auf den armen Wenzel, der durch das Licht, das ihm aufging, wie vernichtet dastand, einen Blick voll Grauen, voll Entsetzen. Herr Wenzel, Sie zittern ja! sagte sie, wieder ohne Stimme.

Er hörte auf, zu zittern, aber er antwortete nicht.

Den Ring da hatten Sie — — den Ring mit dem rothen Stein — — Antworten Sie doch!

Sie haben ja gehört, sagte der Senator zu Amalien, da Wenzel

Digitized by Google

schwieg. Heute Nacht fand man ihn bei ihm. Nachdem er entflohen war — —

Herr du meines Lebens! rief das Mädchen aus; die Hand auf der Brust. Herr Wenzel! Herr Wenzel! Sehen Sie mich an. Sie sind ja ganz benan't; ganz von Gott verlassen. Sie haben ja wol das Leben nicht mehr . . . Was haben Sie ihm gethan?

Nichts, murmelte Wenzel.

Was haben Sie ihm gethan? wiederholte sie. Antworten Sie wie vor Gottes Thron: was haben Sie ihm gethan? — Sie hassen ihn, sagten Sie mir gestern. Und Sie brüteten so vor sich hin und schlugen dann auf den Tisch — und ich verfierte mich und entsetzte mich, so wild sahen Sie aus — und ich sagte noch: „was haben Sie — Gott soll mich bewahren!" — — Herr Wenzel! Sehen Sie mich an! Was haben Sie ihm gethan?

Wenn ich Ihnen antworte: „nichts", so glauben Sie mir ja nicht, sagte Wenzel mit der Ruhe der Verzweiflung, indem er sein Taschentuch durch die Finger zog. Ich wußte vorher, daß mir Niemand glauben würde. Ich hab's gewußt.

O Gott! O Gott! rief sie und stand auf. Herr Wenzel, Herr Wenzel, reden Sie die Wahrheit; seien Sie nicht steinpöttig und verstockt, denn Sie stehen vor Gott! — Sie sind dann hinuntergegangen, als Sie mich verließen, und unten im Gastzimmer haben Sie ihn gefunden — den Sie haßten, Herr Wenzel — und haben mit ihm gesessen und getrunken —

Hm! hat er das! fiel der Senator ein.

Ja, das hat er, ich weiß es! rief das Mädchen und schluchzte. Denn mein Vater kam noch hinauf und erzählte mir's —

Davon haben Sie mir ja nichts bekannt! sagte der Senator, sich zu Wenzel wendend. Sie versicherten mir ja auch, Sie kennten Herrn Palmblad nicht.

Ich kannte ihn auch nicht, murmelte Wenzel.

O Gott! O du großer Gott! rief Amalie aus, die vor krampfhaftem Schluchzen kaum mehr reden konnte. Und ich kam noch her, um für Sie zu reden — und geweint hab' ich um Sie, während ich da draußen warten mußte — — und da stehn Sie nun, von Gott verlassen! — Und Sie haben noch mit ihm gegessen und getrunken — und er war gestern Nachmittag noch so grell und grall — — und jetzt — — O mein Gott. Kain, Kain — — — Herr Senator, ich kann keine Luft mehr kriegen — —

Nachdem sie Dies noch gesagt hatte, fiel sie vom Stuhl. Herr Wenzel rührte sich mechanisch, um sie aufzuheben; doch er schwankte selbst. Er taumelte. Daß er dem Schutzmann in die Arme fiel, war ihm noch

Digitized by Google

bewußt; dann hatte er das Gefühl, in's Wasser und zu dem jungen Schweden auf den Grund zu sinken, und zu seiner großen Erleichterung verließen ihn die Sinne.

VII.

Die „Schreiberei" oder, wie das Volk sie nennt, das „Brummbärloch" — das Criminalgefängniß dieser ehemals freien Stadt, die noch immer einen Theil ihrer alten Gerichtsbarkeit über ihre Missethäter ausübte — sah mehr einem Kasten als einem Hause gleich. Sie lag mitten in der Stadt, aber am ödesten Theil des Marienplatzes. In die sichtbare Wand dieses Kastens, die der Rauch einer sonderbar tief angebrachten Schornsteinöffnung schwärzte, waren eine Thür, einige unregelmäßige Fenster, und oben unter dem Dach eine Reihe kleiner, viereckiger Löcher eingeschnitten: hinter diesen Löchern, die trübes Glas bedeckte, wohnten die angeklagten Missethäter, oder Die, welche man dafür hielt. Hinter dem letzten Loch, an der Ecke, wohnte Gottlieb Wenzel. Die Zelle an sich konnte ihm nicht mißfallen; denn sie entsprach dem Bild, das seine Verbrechen-dichtende Phantasie sich von einem Wohnraum dieser Art gemacht hatte. So leer wie die Tonne des Diogenes war sie nicht, auch konnte man sie aufrecht durchschreiten, wenn man sich müde gesessen oder munter geschlafen hatte („vielleicht schliefen hier Andere; ich nicht," dachte Gottlieb Wenzel); dagegen sah Diogenes durch die Oeffnung seiner Tonne mehr von Athen, als Wenzel durch das Loch da oben von seiner Vaterstadt sah. Denn das kleine Quadrat verengten noch dicke Eisenstäbe; dann legte sich von außen der hölzerne Fensterrahmen davor; und das dicke, hier und da fast erblindete Glas gab von dem reinen Licht, das es von draußen erhielt, nur einen Bruchtheil an den „Unreinen" da drinnen ab. Auch mußte man klettern, wenn man sein Gesicht an die Eisenstäbe bringen wollte, um den Pfarrhof mit seiner kleinen Spielschachtelmauer links, und gradeaus den riesigen, gothisch aufstrebenden Bau der Marienkirche zu sehn, der wie mit einem ausgebreiteten Mantel von Stein die Welt verdeckte. Himmelhoch stiegen die schmalen Fenster an den Seiten auf; höher noch der Vorbau über dem unsichtbaren Portal, der von Wenzels „Tonne" aus wie ein ungeheurer Thurm erschien, seinen spitzen Stachel in die Wolken bohrend und von Krähen umflattert. Unten aber am Fuß dieses backsteinernen Märchens schlief der öde Platz. Schubkarren und Handwagen standen umher, wie Schiffe im Winterhafen; Lebendiges bewegte sich hier nicht. Denn es war ein Wochentag, und die Kirche geschlossen. Und auch morgen wird ein Wochentag sein, dachte Gottlieb Wenzel. Und übermorgen; — und wie wird es enden ...

Er sah einen Mann vor sich, den er beneidete. Dieser Mann stand an einem fernen — geträumten — Fenster in der Slüter-Straße; er hatte seine Hände rechts und links auf die Zwillingsköpfe von kleinen

Digitized by Google

Mädchen gelegt, die, auf Stühle geklettert, ihre neugierigen Gesichter an die Scheiben drückten; und er blickte auf den Platz ihm gegenüber hinaus. Auch ein stiller Platz; auch ein Kirchenbau, der in die Wolken stieg. Nicht so edel gegliedert, wie die Marienkirche hier; nicht so vornehm in ein wechselndes Prunkgewand von glasirten und matten, grünlichen, gelblichen, röthlichen Backsteinen gekleidet; — aber auf den freien Platz davor sah ein freier Mann. Ein Mann, der seine Nichten und sich schlecht und recht ernährte. Ein Mann, an dem zwar die „Torte", aber auch das Verderben stets vorüberging. Ein Mann, der seinen Hausschlüssel in der Tasche hatte; und der mitten in der Nacht zu sich sagen konnte: wohin gehn wir, Gottlieb? Ein Mann, dem keine schluchzende Stimme „Kain, Kain" zurief; der nicht einem Schutzmann in die Arme fiel, weil Amalie Berring ihn als Mörder verwünschte; der nicht zu sich sagte: mitschuldig bist du, Gottlieb — —

Denn wie kann ich es leugnen, sagte Wenzel, wieder auf seinem Lager sitzend, dumpf vor sich hin. Wozu mich belügen; was hilft das. Mitschuldig bin ich; — das hat die Vorsehung wunderbar gefügt, daß nun ich hier sitze: gethan hat's ein Anderer, aber „vor Gottes Thron" mitschuldig bin ich! — Warum dachte ich mir diesen Jüngling aus der Fremde wie ein Ungeheuer, das man umbringen muß. Warum stellte ich ihm nach mit Mordgedanken. Warum verlockte ich ihn auf schwedische Briggs und in Schlechtigkeiten, und stieß ihm dann mein Messer in die Brust, oder warf ihn über Bord! — Und indem ich das thue, in dem nämlichen Augenblick thut's ein Andrer auch. Ich in Gedanken, er in Wirklichkeit. Er entwischt, mich ergreifen sie. Ich stehe als Mörder da ... Wenn das nicht ein feines Stück, ein Plan der Vorsehung ist, dann versteh' ich's nicht! — „Du Gedankensünder," sagt der Geist, der die Welt regiert; „Du denkst, Dir kann nichts geschehn; aber ich fasse Dich! Gottlieb Wenzel, die »Torte« des Glücks geht oft am Menschen vorbei; aber die Vorsehung nicht! Was hatte Dir dieser Jüngling gethan, der vielleicht unschuldiger, besser war als Du? der in seiner ahnungslosen Herzensgüte freundlicher zu Dir war, als Du's verdientest? Hatte ich Amalie Berring nur für Dich geschaffen? Hatte ich sie Dir übergeben, über sie zu wachen, und alle Die in Gedanken umzubringen, denen sie gefiele? — Du Gedanken-Kain! Ich habe Dich an den Ort gebracht, wohin Du gehörst. Sündige nicht wieder in Deinem Herzen: murre nicht gegen mich! Sei ganz still, Gottlieb Wenzel. Frage nicht, wie es enden wird. Ich weiß, wie es enden wird; Du nicht. Wart's ab; murre nicht!" — —

In solchen und ähnlichen Gedanken saß Wenzel da; so verging der Tag. Essen konnte er nicht; Schlafen war unmöglich. Dachte er an seine Nichten, so schwoll ihm das Herz; dachte er an Amalie, so lief er Gefahr, wie ein Kind zu weinen ... Doch dann richtete er sich wieder

Digitized by Google

steifer auf und sagte in sich hinein: „Sei ganz still! Murre nicht!“ — — Es war endlich dunkel geworden, doch die Sterne schienen vom unbewölkten, stahlfarbigen Himmel herab. Er saß, vielleicht stundenlang, unter seinem Fenster und träumte zu ihnen hinauf, sich durch philosophische Betrachtungen zu erleichtern suchend; zuletzt erstaunte er über ein Gefühl, das sein Herz bewegte: tiefes Mitleid mit Amalie, daß sie ihren geliebten, schönen Jüngling verloren hatte. Diesen freundlichen, lebensfrohen, gütigen Jüngling; — dem er sein Herz ausgeschüttet, ohne es zu ahnen. Ihm entfuhr ein so schwerer, lauter Seufzer, daß er vor dem unerwarteten Ton in der tiefen Stille erschrak. Es war ihm auf einmal unerträglich, so allein zu sein. Indem er sein feuchtes Gesicht an die Eisenstäbe seines Fensters brachte, suchte er irgend etwas Lebendes zu entdecken ... Wer steht dort? dachte er.

Eine große, weibliche Gestalt, den Kopf durch ein dunkles Tuch bedeckt und das Gesicht verschleiert, stand nicht weit von der Kirchenthür und schien herüberzuschauen. Sie bewegte sich nicht.

Sie hat Amaliens Größe, dachte er. Doch warum denk' ich immer an Amalie! Die liegt zu Hause auf dem Sopha oder im Bett, weint um ihn und verwünscht mich. Vielleicht sitzt hier neben mir ein Andrer, der glücklicher ist als ich; der eine Liebste hat, die von unten heraufseufzt. Und was für ein elender Schuft mag er dabei sein ... Sei Du still. Murre nicht!

Die Gestalt blieb noch eine Weile stehen; dann legte sie die Arme ineinander (ganz wie Amalie! dachte er); endlich ging sie langsam an der Kirche hin. Doch von Zeit zu Zeit wandte sie sich und sah noch zurück. Leise that es ihm wohl, daß es doch irgend einen Menschen gebe, der sich für die „Schreiberei“ und ihre Bewohner interessire; — wenn auch nicht für mich! dachte er. Als sie an die Ecke kam, stand sie noch einmal still. Sie zog ein Schnupftuch hervor und brachte es, den Schleier lüftend, an's Gesicht; und wenn es nicht der Nase galt, so schien sie zu weinen. O dieser Glückliche! murmelte Gottlieb Wenzel vor sich hin.

Das Licht einer nahen Laterne fiel auf sie und das Schnupftuch; doch der Schleier lag wieder wie zuvor, vom Gesicht konnte er nichts sehen. Das Schnupftuch entfaltete sich über ihrer Hand. Es war groß und bunt. Wie kam dieses Frauenzimmer zu einem so großen Taschentuch von denselben Farben, wie Er — Gottlieb Wenzel — eins in der Tasche trug; wie er deren noch vier zu Hause hatte: denn das sechste hatte er einmal, im Scherz, Amalie Berring geschenkt. Am Dreikönigstag war's; und er hatte es ihr geschenkt, damit sie nicht länger über seine ungeheuerlichen „Schnupf-Laken“ lachen, sondern ihren praktischen Werth selber erkennen sollte. Wie kam jetzt dieses Frauenzimmer dazu, so ein „Laken“ in der Hand zu halten — —

Digitized by Google

Sie hob es empor, wie eine Fahne; wie wenn sie es zeigen, damit winken wolle. Dann sank es wieder, und sie verschwand um die Ecke.

Großer Gott! sagte Wenzel laut. Er sank auf seinen Stuhl. Das war Amalie; oder Alles lügt! Ja, das war Amalie — — und wie ist es möglich!

VIII.

Bis zum Dunkelwerden hatte Amalie Berring auf ihrem Bett gelegen; zuweilen mit geschlossenen Augen, wie wenn die Bewußtlosigkeit, aus der sie im Vorzimmer der „Schreiberei" erwacht war, wiederkäme; zuweilen trostlos gegen die Decke starrend und in jammervoller Klarheit der Gedanken. Sie hatte sich eingeschlossen; Niemand durfte zu ihr. Erst als die Sterne in die Fenster schienen, raffte sie sich auf. Doch sie saß noch lange auf ihrem Bett; trat endlich aus dem Cabinet, in dem sie schlief, in ihr Wohnzimmer, nahm ihre Lampe vom Spiegeltisch, zündete sie an, und trug sie zum Nähtisch, der am Fenster stand. Es war ein Verlangen über sie gekommen, die eine der beiden Photographien zu sehen, die sie in der Schublade des Nähtisches verschlossen hielt; die sie täglich in unbewachten Stunden herausnahm, damit sie sie bei der Arbeit, beim Lesen, beim stillen Denken vor Augen habe. Der eine war ihr theurer „Meister" und „Bildner" Gottlieb Wenzel; wer der Andre war, brauch' ich nicht zu sagen. Diesen wollte sie sehen. Sie schloß auf, und mit nassen Augen blickte sie auf die beiden Photographien hinab. Neben Scheere und Fingerhut lagen sie über einander; Gottlieb Wenzel lag oben.

Dich will ich nicht sehn! sagte sie mit einer schaudernden Bewegung. Kain, Kain — —

Sie nahm ihn in die Hand, um ihn wegzuwerfen. Indem sie ihn so zwischen den Fingern hielt, verweilte ihr Auge darauf; — o wie anders wird er mir jetzt, jetzt vorkommen! dachte sie. Er sah aus dem Bilde heraus, ihr in's Gesicht; sein großer Kopf füllte fast die ganze Photographie. Ueber der „Denkerstirn" stieg das zurückgewichene Haar buschig in die Höhe. Sie suchte es recht mit Abscheu anzublicken; in diesem ungebändigten Gelock schien sich ihr — ach, heute zum ersten Mal — eine verwilderte Seele zu verrathen, die sich sonst verbarg. O, was für Gedanken — sagte sie vor sich hin — was für Gedanken steckten hinter dieser furchtbaren, großen Stirn — —

Ach mein Gott! seufzte sie. Ach, und doch so 'ne edle Stirn. Und so blink und blank. Gott im Himmelsstrom, wie soll man sich prekawiren, wenn die Schlechtigkeit in so einem Tempel Gottes wohnen kann! Diese große, blasse Nase, die so treuherzig zwischen den mageren Backen in die Welt hineinsieht: „ist da auch Platz für mich?" Und die dunkeln Augen, die so tief, tief hinter der Stirn liegen, — wie unter 'nem hohen, hohen Giebeldach; und wie wehmüthig kucken sie mich an. Ich mag gar nicht

Digitized by Google

mehr hinsehen; wir wird ja wol ganz miserabel und erbärmlich zu Sinn. Sie wollen mir's ja wol rein zum Vorwurf machen, daß ich ihnen nicht mehr glauben will. Ach, sie sind so gut! Und so angegriffen von dem Schreiben und Schreiben, — und so ehrlich kucken sie mich an. Und die dünnen Lippen. Als hätten sie sich nach und nach so schmal gemacht, weil ihnen auch nur schmal zugemessen wird; — ach, und es kam ja auch immer mehr Gutes aus ihnen heraus, als in sie hinein! — Aber sie lächeln doch ein bischen; so gutherzig. Als wenn sie sagen wollten: „Viel haben wir nicht vom Leben; aber vergrätzt und verbittert sind wir darum doch nicht! Und sehn Sie uns doch nur an, Fräulein Amalie; sehn Sie Ihren alten Lehrer und Freund doch recht ordentlich an" — —

Ach! seufzte sie plötzlich, und ihre leicht gerührten Augen füllten sich mit Thränen. Ja, sie sah ihn an. Fort und fort sah sie ihn an; denn er that es auch; und er schien zu ihr zu sprechen und zu klagen. Wie wenn er leise und traurig sagte (wenigstens dachte sie sich seine Worte so): „Wie können Sie so schlecht von mir denken, Fräulein Amalie. Sehen Sie doch her. Eine hübsche Extremität hab' ich freilich nicht; pük und fein bin ich nicht; aber Mord und Todtschlag sehn Sie mir doch nicht an! Hab' ich wol ein Gesicht für Schlechtigkeiten? Und hab' ich nicht gehungert und gedarbt, ohne zu murren; und hab' ich Sie nicht immer lieb gehabt, ohne unbescheiden zu werden; und haben Sie je ein Wort von mir gehört, das nicht unschuldig und gut gewesen wäre; und warum glauben Sie nun, ich hätte Axel Palmblad umgebracht? Hab' ich Ihnen nicht in der Schreiberei, vor meinem Richter, und vor Gottes Thron, gesagt, daß ich unschuldig bin? Fräulein Amalie, warum glauben Sie mir nicht? Sehen Sie mich doch an" — —

Sie konnte ihn nicht mehr sehn, sein Gesicht verschwamm ihr vor den nassen Augen. Ach, Herr Wenzel! Herr Wenzel! seufzte sie und stand auf. Das Bild fiel ihr aus den Fingern, auf den Tisch. Sie ließ es liegen; — — ich will zu Herrn Lund gehn! sagte sie auf einmal. Hatte ihr nicht Axel Palmblad zuweilen, so im Reden, gesagt: „wie mein Freund Lund behauptet"? Hatte er ihr nicht erzählt, daß er aus Malmö sei, „und mein Freund Lund ist es auch"? Hatte er sie nicht eines Abends, als sie aus dem Theater kam, nach Hause geführt; und waren sie nicht durch die Kosfelderstraße gegangen, und hatte ihr nicht Axel Palmblad das grüne Eckhaus gezeigt und gesagt: „da oben wohnt mein Freund Lund"? — Ich weiß also, wo er wohnt, dachte sie; nahm nicht ihren Hut, sondern ein Tuch, umhüllte damit ihren Kopf und die runden Schultern, band sich einen Schleier vor's Gesicht, und löschte die Lampe aus. Ich will ihn fragen, ob er nichts von Axel Palmblad weiß! dachte sie im Gehn. Ach, und Herr Wenzel — — ach, mein guter Herr Wenzel hat es nicht gethan! Wie war ich schlecht, wie war ich schlecht, daß ich ihm nicht glaubte. Ach, wie wär' es möglich!

Digitized by Google

Sie stieg die Treppe hinunter, nahm ihren Bruder, einen Knaben, mit, um zu dem fremden jungen Mann nicht allein zu kommen, und ging in die Nacht hinaus. Es war spät geworden; die Leute aber standen noch vor den Thüren und sprachen über die Gasse hinüber, und Alle schienen nur von Axel Palmblad und Gottlieb Wenzel zu sprechen. „Je, der ist ja nun auch ein bischen todtgeblieben", hörte sie einen Spaßmacher sagen, der im Schurzfell auf der Schwelle stand. „Erst hat er ihn abgemurkst, und dann 'ringeschmissen", sagte drüben unter dem Thorweg eine andre Stimme.

Amalie konnte nicht hinsehn, aus was für einem Mund diese Stimme kam; sie hätte es gern gethan, aber sie konnte es nicht; so sehr empörte sich ihre arme Seele. Sie drückte sich ihren Schleier gegen das Gesicht und ging rascher fort. O gemeine, gemeine Welt! dachte sie (es war ein Vers aus einem Gedicht) und seufzte. Doch da stand sie schon vor dem Haus „seines Freundes Lund". Ach, kein Licht hinter seinen Fenstern . . .

Zu wem wünschen Sie? fragte eine alte Frau, die drinnen im Haus auf der Treppe stand.

Zu Herrn Lund! sagte sie verlegen.

Der ist fort, antwortete die Frau.

Wohin?

Nun, wohin er gehört! In sein Schwedenland! Da mögen sie ja wol alle mit Pinseln Gesichter auf die Fensterscheiben malen; — wenigstens Herr Lund hat's da oben auf meinen Fenstern gethan. Wenn's nicht der Andre gethan hat, der Musche Palmblad; der nun ja wol in der Warnow liegt.

Amalie zitterte.

Ist er nach Malmö abgereist? fragte sie.

Wer?

Herr Lund.

Wenn er nicht gelogen hat, ist er wol nach Malmö! Denn da wollte er hin!

Ich danke Ihnen. Adieu.

Bitte; keine Ursache! — — Wenn Sie ihm vielleicht telegraphiren wollen (die Frau lächelte höhnisch), so melden Sie ihm nur auch gefälligst, ich hätte Ihnen gesagt, er wäre ein — —

Amalie war schon fort. Das letzte Wort hörte sie nicht mehr. Es thut auch nichts! dachte sie . . . Aber die Frau hat Recht, fuhr ihr durch den Kopf: warum sollte ich ihm nicht telegraphiren . . . Ja, ich telegraphire! — So viel Geld habe ich ja noch. Als ich gestern Herrn Wenzel die sechs Stunden zu viel bezahlte — — ach, der arme Schlucker! — — da behielt ich ja noch mein Monatsgeld. Ich telegraphire an Herrn Lund in Malmö: „Axel Palmblad wird vermißt; soll ermordet

Digitized by Google

in der Warnow liegen. Ein Unschuldiger wird verdächtigt. Um Gottes Barmherzigkeit willen, was wissen Sie von ihm? Antwort bezahlt"... Und meinen Namen setze ich darunter . . .

Du kannst nach Hause gehn; ich komme bald! sagte sie zu dem Knaben und schickte ihn fort. Sie stürzte weiter durch die Straßen, dem Telegraphenamt zu.

Arme Amalie! Sie hatte heute kein Glück. Im Telegraphenamt war schon die Thür geschlossen; der Tagesdienst war zu Ende. Nachtdienst gab es hier nicht. Ach, was nun? dachte sie verzweifelnd, und über die runden Wangen rollten wieder Thränen. Warten bis morgen früh! — Ach, und nun wohin?

Sie lächelte auf einmal, es war ein liebliches Lächeln; denn sie wußte, wohin. Ich gehe auf den Marienkirchhof, sagte sie zu sich; und kucke ein bischen hinauf nach der Schreiberei. Vielleicht, daß ich sein liebes altes Gesicht an seinem Kuckloch sehe; oder wenn auch nicht, — ich bin ihm doch nah — und es ist mir doch so zu Muth. „Schleier, Schleier, der du mich verhüllest" — — Und dann seh' ich noch einmal nach den Nichten hin. Ach, die armen, kleinen, magern Zwillinge; die armen Spirrfixe: die werden nun jammern um den Onkel Gottlieb, ihren Beschützer und Erhalter . . . Ja, ich spring' noch hin! — Und dann morgen früh das Telegramm an Herrn Lund. Sagte nicht Axel einmal zu mir — ich weinte ja noch, aber er merkte es nicht —: „wenn ich fortgehe, Amélie, geh' ich plötzlich fort; ohne Abschied, geräuschlos; wie eine Sternschnuppe verschwind' ich dann, Amélie!" — Gott im Himmel! vielleicht hat er's so gemacht. Vielleicht ist er mir so davongeburrt . . . Ach, wie wär' das gut. Wenn es so wär', ich wollte ja nicht mehr weinen; nie, nie, nie sollt' er wiederkommen; — er soll thun, was er will! — — Ich kenn' mich ja wol nicht mehr. Ich bin ja wol in den jungen Menschen gar nicht mehr verliebt! — — Armer Märtyrer; armer, lieber Herr Wenzel. Wie konnte ich nur so sein, daß ich den jungen Menschen lieber hatte, als Sie. Ach, wenn er doch noch lebte und in Schweden säße — und wenn Sie mir verzeihen könnten — — Ich stelle mich an der Marienkirche hin, und da bitte ich Ihnen ab. Ach, Herr Wenzel! Herr Wenzel!

Und so ging sie hin.

IX.

Stehen Sie ruhig, Angeklagter. Sehen Sie mich an. Sie haben gestern nicht gestehen wollen; vielleicht sind Sie heute Morgen in der Stimmung, es zu thun. Sie haben sich gestern nicht erinnern können, wo Herr Palmblad — oder sagen wir, der Unbekannte — in's Wasser gefallen ist; vielleicht hat sich über Nacht Ihr Gedächtniß gestärkt. Schutzmann, Sie können gehn. Hat es sich gestärkt?

Digitized by Google

Nein, antwortete Wenzel.

Sehn Sie auf diesen Herrn! Herr Schwan, bei dem besagter Axel Palmblad wohnte, hat gestern Abend von dem noch ahnungslosen Vater, Kaufmann Palmblad in Malmö, einen Brief erhalten: der junge Herr Axel soll nach Hause kommen, er soll sich einem wissenschaftlichen Unternehmen anschließen; — hier ist der Brief. Das wird eine traurige Ueberraschung für den Vater werden ... Wir wünschen ihm wenigstens Gewißheit zu geben. Also wo sahen Sie seinen Sohn — sagen wir, den Unbekannten — in die Warnow fallen?

Ich weiß es nicht, antwortete Wenzel.

Sie gestehen auch heute nicht?

Wenzel schwieg eine Weile. Herr Senator, sagte er dann langsam, — ich könnte Ihnen ja die ganze Geschichte erzählen, wie sie sich zugetragen haben könnte; denn heute Nacht hab' ich mir's durchdacht. Wenn dieser junge Schwede, statt den beiden Andern zwischen die Hände zu kommen, damals Nachts, am Strand, mir begegnet wäre; und wenn wir uns über eine gewisse Sache ausgesprochen hätten — und wenn dann der böse Geist über mich gekommen wäre, und der junge Mensch mich gereizt hätte, und er mich vielleicht angepackt hätte, und ich ihn wieder, und so weiter — — dann war ich es. Und dann wüßte ich auch wahrscheinlich, wo er läge; und dann würd' ich's sagen. Denn meinem Richter entgehn wollte ich dann nicht! Aber nun ist's ein Andrer, — oder Zwei; und ich stehe hier nicht vor meinem Richter, Herr Senator. Ich entziehe mich meinem Richter nicht. Aber Sie sind es nicht. Und wenn Sie als Inquirent mich fragen, wo er liegt, und wer es gethan hat, so antworte ich als ganz gehorsamster Inquisit: Herr Senator, ich weiß es nicht!

Herr Ludwig Grotius blickte auf den wunderlichen Redner mit geöffnetem Mund und sehr unklarem, fragendem Gesicht. Seine beste Waffe — sein gewohnheitsmäßiges selbstgefälliges Lächeln — ließ ihn diesmal im Stich. Dann blickte er auf Herrn Schwan, und dieser auf den Senator; und so schwiegen sie alle. Hm! Hm! sagte endlich Herr Grotius.

Kleesattel, was gibt's? fuhr er fort, da der Schutzmann, der abgetreten war, wieder erschien. Was bringen Sie da?

Eine Depesche, Herr Senator. Dringlich.

Nun, so geben Sie her!

Der Senator nahm sein Glas, klemmte es in's Auge, und öffnete die Depesche. Seine kleinen Augen wuchsen, während er las. Er pfiff vor sich hin.

Es war ein Telegramm aus Malmö, an den Senator Ludwig Grotius gerichtet, und es lautete:

„Suchen Sie den Ermordeten in der Warnow bei der alten Ballast-Stätte wo das frischgetheerte Boot am Bollwerk liegt dem Busen der Leda gegenüber man begrabe ihn"

Unterzeichnet: „Lexa".

Digitized by Google

Schutzmann, führen Sie den Angeklagten zurück! sagte der Senator, der sich aufrichtete und einen triumphirend durchdringenden Blick auf Herrn Wenzel warf. Bis auf Weiteres führen Sie ihn zurück! — Herr Schwan, folgen Sie mir, wenn's gefällig ist. Ihre Gegenwart ist mir erwünscht. Draußen sage ich Ihnen mehr! Kleesattel, Sie kommen mir nach, wenn Sie hier fertig sind. Unten erfahren Sie, wohin. Meine Herren, wir gehn! Meine Herren, wir gehn!

Wohin gehn sie? dachte Wenzel beklommen und sah ihnen nach . . . Doch er sah nichts mehr; der noch jugendlich rüstige Herr Grotius stürmte schon hinunter. Draußen sammelte sich bald eine Schaar seiner Trabanten um ihn. Die kleine Gestalt des Senators schien gewachsen zu sein; der Glanz der Selbstzufriedenheit strahlte von ihr aus. Zugleich schien sie auch dunkel ihre Schönheit zu fühlen . . . Es wird Licht, Herr Schwan! sagte Herr Grotius vergnügt, während er mit Herrn Schwan voran und zum Strand hinab ging. Nach und nach; aber es wird Licht! — — Wie werden wir diesen armen Burschen finden; — es war ein leichtsinniger Strick, Herr Schwan, und ein dreister Schlingel; aber er hatte ja auch gute Gaben, hör' ich. Ihre schönen Töchter werden recht bewegt sein; — die weichen, mitfühlenden Frauenherzen, Herr Schwan . . . Bitte, gehn Sie rascher. Aus Malmö? Was heißt das? Und die Unterschrift „Lexa"! Wer ist Lexa? — Denken wir darüber nach, wenn wir Zeit dazu haben. Dieser Fall, Herr Schwan, wird von sich reden machen! Nur nicht aufgeregt; nur kaltes Blut, — wie wir ihn auch finden. Halten Sie sich an die Hauptsache: es wird Licht, es wird Licht!

Sie hatten den Flußhafen und den Platz erreicht, wo sie suchen sollten: die ehemalige Ballast-Stätte vor dem Mönchenthor, wo jetzt eine Abzweigung der Eisenbahn am Ufer hinlief. Hölzerne Schuppen, Balken- und Bretter-Stapel erhoben sich neben dem Geleise. Wenige Schritte von da, wo die Bahn endete, lagen frisch getheerte Böte in der Sonne. Ein kleineres lag für sich, in nächster Nähe des Bollwerks, den Schnabel gegen den Fluß gekehrt; — und hier löste sich dem Herrn Senator das Räthsel, warum die Depesche vom „Busen der Leda" sprach. Eine große Brigg, die den Namen „Leda" führte — einen auf blauen Grund gemalten Schwan trug sie hinten am Stern — lag hier angekettet, am Ufer entlang; da, wo ihr Bug auf dem Wasser schwamm, wandte ihr das Boot seinen Schnabel zu. Sie lag aber auf mehr als Manneslänge vom hölzernen Bollwerk entfernt; eine mächtige Stange hielt sie davon ab. Das dunkle, schmutzige Wasser floß hier also frei zwischen Brigg und Bollwerk; tief genug, daß man seinen Grund nicht sehen konnte; breit genug, um selbst einen Elephanten, der hier hinuntergeworfen würde, in sich aufzunehmen.

Meine Herren, dies ist der Platz! sagte der Senator, als Alles, was helfen sollte (und noch Einige mehr), sich versammelt hatte. Herr Kapitän,

Digitized by Google

ich danke Ihnen sehr, daß Sie sich bemühen! Wenn Ihre Leute die Bootshaken hier hinunterlassen, müssen sie ihn finden. Sie da, nicht drängeln, wenn ich bitten darf. Ruhe! — Hinein! Hinein!

Nun? Haben Sie ihn? fragte er einen Matrosen, der von der „Leda" her seinen langen Bootshaken in die Tiefe senkte, während Andere vom Ufer aus mit Stangen und Rudern fischten. Haben Sie ihn, oder haben Sie ihn nicht?

Ich hätte ihn wol, Harr Senator, sagte der Mann bedächtig. Aber mir ist das nur markwürdig, Harr Senator, daß er von Holz oder von sonst was ist; denn weich anfühlen thut er sich nicht, das ist mal gewiß.

Nun, so wird es ein Stück Holz sein, und kein Mensch. Suchen Sie weiter, Mann!

Aber mir wäre doch beinahe so, als wenn er es wäre, sagte der Matrose, nachdem er von Neuem getastet hatte. Denn ein bloßes Stück Holz, Harr Senator, ist das nicht. Das ist so lang wie ein Mensch. Gott vardamm' mich! Wir sollten es doch wol mal 'raufziehn, daß wir sehen, Harr Senator, was für ein Diert das ist!

Nun, so zieht es herauf, in des Teufels Namen! sagte der Senator.

Viele Hände rührten sich zu gleicher Zeit, vom Schiff und vom Bollwerk her; mit Stricken, Stangen und Haken.

Alle Handen ahoy! Ahoy! rief ein alter Matrose mit seiner singenden Stimme.

Langsam erhob sich die Gestalt — denn es war eine menschliche Gestalt, man sah es schon — aus der trüben Fluth. Nur nicht so nervös, Herr Schwan; nur ruhiges Blut! sagte der Senator. Ein schöner Anblick ist das nicht — aber was hilft's — —

Plötzlich erhob sich ein kräftiges, herzliches Gelächter, und von vielen Stimmen. Die hölzerne Gestalt des Herrn Ludwig Grotius, mit den weißen Hosen, die aber der Schlamm unwürdig befleckt und besudelt hatte, stieg aus dem Wasser an's Licht des Tages herauf. Einige Ziegelsteine, die man ihr mit einem Strick auf den Bauch gebunden, um sie schwer zu machen, lösten sich und prasselten in die Fluth zurück.

Gott vardamm' mich, Harr Senator, das sünd Sie! sagte der Matrose und greinte über das ganze Gesicht.

Herr Grotius betrachtete sein Ebenbild — das er über diesem geheimnißvollen Mord ganz vergessen hatte — mit tiefem Schweigen und fast dummem Gesicht. Lachen konnte er nicht; aber es erbitterte ihn, daß auch Herr Schwan hinter ihm zu lachen anfing.

Was wollen Sie? fuhr er Fräulein Amalie Berring an, die in diesem Augenblick herankam, sich durch die heiteren Menschen hastig zu ihm drängte, mit den großen Augen ihn anstrahlte und ein Blatt Papier in die Höhe hielt.

Digitized by Google

O Herr Senator, Herr Senator! Ein Telegramm! keuchte sie athemlos. O Herr Schwan, Herr Schwan — — Lesen Sie! lesen Sie!

Herr Schwan nahm das Blatt in die Hand, da der verstörte Senator wieder auf den triefenden, hölzernen Ludwig Grotius starrte.

„Fräulein Amalie Berring Stadt London Strandstraße."

„Axel Palmblad lebt und ißt nebenan Bücklinge mit Eiern Brief folgt"

Unterschrieben: „Lund".

X.

Es war Abend geworden, und noch einmal Abend. Gottlieb Wenzel stand wieder, wie vordem, in seinem Zimmer; seinem eigenen. Seine Lampe brannte; der Rest eines freundlichen kleinen Kohlenfeuers glühte noch im Ofen. Ein aufgeschlagener Band seines geliebten Schiller — in der Thaler-Ausgabe — lag neben der Rostocker Chronik und dem Rostocker Gesangbuch auf dem Schreibtisch. Die schöne Stille des Abends ruhte draußen über der Straße und hier über dem Zimmer; denn es war schon neun Uhr, und die Zwillinge schliefen. Unter der großen, blau und weiß gestreiften Decke, die Nachtmützchen auf dem Kopf, lagen sie wieder geräuschlos, in friedlicher Eintracht, wieder wie ein einziges Naturgebilde da. Sie athmeten ebenso regelmäßig, aber bescheidener, als die alte Wanduhr, die vorlaut, etwas schnarrend, tickte; dieses einzige Erbstück Wenzels — außer den Zwillingen — und das einzige Geräusch in seiner schweigenden Zelle.

Gottlieb Wenzel lächelte wehmüthig vor sich hin. Da steht er ja, dachte er: der Mann, den ich so beneidete, als ich in der Schreiberei saß. Da steht er ja an seinem Fenster in der Slüter-Straße und sieht auf den Petri-Kirchenplatz hinaus. Er ist frei wie ein Vogel. Er kann mit seinem Hausschlüssel in der Tasche spielen; Niemand nennt ihn „Kain". Niemand verachtet ihn. Niemand schließt hinter ihm zu. Nun, warum beneid' ich ihn denn nicht? Warum hüpft mir nicht das Herz „wie ein Lämmerschwanz", daß ich selber die Ehre habe, dieser Mann zu sein? — Das ist ja doch wol eine große Sache. Wer beneidet denn den Gottlieb Wenzel nicht. Er kann nun wieder abschreiben und Stunden geben, fasten und phantasiren, Alles was er will. Niemand stört ihn, wenn er einsam ist. Die alte ruppige Blase kann wieder für sich allein obenauf schwimmen, — bis sie platzt. Immer lustig! Ahoy!

Er legte sein Gesicht an die Fensterscheibe und sah in die trübe Nacht. Schwarz war die Kirche, sternenlos der Himmel; denn ein Wolkensack verhüllte ihn. Lautloser, feiner Regen sprühte unaufhörlich herab. Wenzel dachte an Frau Schwäbke, die nun in dem kalten Regen durch die Straßen zog, um noch für ihn zu holen — er hatte vergessen, was; und an Amalie Berring, die nun wol in ihrem dunkelgrünen Kleid in

Digitized by Google

ihrem Zimmer saß. Die er nicht wiedergesehn, seit sie ihn Kain genannt hatte; — „die nun auch ganz, ganz vorübergegangen ist", dachte er und seufzte ... Was für Schritte kamen denn wol jetzt die stille Straße herunter? Was für ein lustiger Junge pfiff sich da die Melodie vom Jungfernkranz, und erschien auf dem äußersten Rand des Trottoirs, wo er die Arme hob, um sich auf den schmalen Steinen im Gleichgewicht zu erhalten? Und was für eine große weibliche Gestalt ging neben dem Jungen hin? blieb dann vor Wenzels Hause stehen, machte ihren Regenschirm zu und sah zum Fenster herauf? — —

Ich bin ja in's Zimmer zurückgetreten; warum that ich das, dachte Gottlieb Wenzel. Er horchte, und eine seiner Hände legte sich ihm auf's Herz. Die kleine Glocke an seiner Hausthür erklang; wie allemal, wenn man sie öffnete. Schritte auf seiner Treppe. Seine Thür ging auf. Amalie Berring, in Hut und Mantel, erschien, den Regenschirm in der Hand; hinter ihr der Junge, ihr Bruder, einen Korb am Arm.

Sehen Sie nicht her, Herr Wenzel, sagte Amalie, mit bittender, weicher Stimme, und blieb an der Thür. Sehn Sie mich nicht an. Bleiben Sie da nur stehn!

Warum soll ich hier stehen bleiben, fragte er, — ebenso verlegen wie sie.

Ich schäme mich so ... Gestern hatt' ich nicht den Muth; heute Morgen auch nicht. Nun bin ich endlich hier ... Sehen Sie meinen Heinrich an, wie sein Röckchen naß ist. Denn er wollte ja um Alles in der Welt keinen Regenschirm nehmen —

Es drippelt ja man blos! sagte der Junge verächtlich.

Gib Deinen Korb her, Heinrich, fuhr das Mädchen fort. Stell' ihn auf den Tisch! — Nämlich, ich dachte, Herr Wenzel, Sie essen so gern saures Gänsefleisch, und wir hatten welches. Und es thut Ihnen so gut, wenn Sie Bier dazu trinken; — und wenn Sie mich nicht hassen und verachten — — Ach thun Sie's nicht, Herr Wenzel! ach, thun Sie's nicht! setzte sie mit einem flehenden, feuchten Blick hinzu.

Wie käme ich dazu? erwiderte er, dem die Kehle sich zusammenschnürte. Auch warf er einen Blick auf den Jungen; wie konnte er denn vor dem Jungen reden. Nehmen Sie doch Platz! sagte er nach einer Weile, um etwas zu sagen.

Doch das Mädchen blieb stehn. Wie sie schlafen, die beiden kleinen, magern Engel! sagte sie gerührt. Die werden es nun auch besser haben, Herr Wenzel; denn das muß ich Ihnen nur gleich sagen, und das wird Sie freuen: Sie werden ja wol noch wohlhabend, Herr Wenzel! Und Sie werden ja wol noch ein berühmter Mann! In der ganzen Stadt spricht man nur von Ihnen, und daß Sie als Mörder im Brummbärloch gesessen haben, aber daß es nun klipp und klar ist, daß Sie unschuldig sind. Und die schönsten jungen Damen schwärmen nun von Ihnen —

Digitized by Google

lächeln Sie doch nicht so — und wissen vor Mitgefühl nicht, wie sie sich haben sollen; und zehn aus meiner Bekanntschaft, lauter junge Mädchen, wollen partout gemeinschaftlich Stunden bei Ihnen nehmen, deutsche Literatur, und Geschichte, und allerhand! Und was der Pensionsvater von — von ihm war, der Herr Schwan, der will Sie für seine jungen Ausländer als deutschen Lehrer haben —

Sie spaßen wol! sagte Wenzel mit Mühe; doch er richtete sich unwillkürlich etwas höher auf.

Ich wär' wol nicht recht bei Trost, wenn ich jetzt spaßen könnte! erwiderte das Mädchen. O Herr Wenzel! — — Und hier hab' ich auch einen Brief, den Sie lesen müssen; heute Abend gekommen . . . Sehn Sie mich nicht an. Lesen sie ihn; ich kann ja den Korb unterdessen auspacken; — 's ist auch ein Bischen zum Naschen für die Zwillinge drin. Setzen Sie sich an die Lampe; sehn Sie mich nicht an!

Wenzel nahm den Brief. Eine jugendliche, flüchtige Hand hatte ihn geschrieben; bald mit großen, weitläufigen Buchstaben, bald kleiner und gedrängt; keine Reihe lief wie die andere. „Gegeben Malmö, im Hause meines Vaters", stand obenan. Wenzel trat zur Lampe und las:

„Liebes Fräulein Amélie! Wie sagte ich Ihnen einmal? »Wie eine Sternschnuppe werde ich verschwinden« — — und so ist es gekommen! — — Könnten Sie in die tiefste Tiefe des unermeßlichen Abgrunds meiner Seele blicken, so würden Sie mich *achten*, Fräulein Amélie; ja Sie würden mich *bewundern*, daß ich mich so aus dem Paradies meines Lebens losriß; — aber Sie sehen nicht bis in diese Tiefe, und ich kann's Ihnen nicht sagen. Vielleicht werden Sie mir niemals verzeihn; und ich muß es tragen. Ruhelos, wie bisher, werde ich weiter durch das Leben stürmen; ohne eine andere Heimat, als die des Gedankens und der Wissenschaft, — denn es wird nun Ernst; ihr Bummeljahre, ihr seid nun dahin. Ich werde arbeiten, Amélie, mich zum Manne schmieden; ruhelos aber wird mein irrendes Leben sein; eine zarte, weiche Seele zu beglücken bin ich nicht geschaffen. Fluchen Sie mir nicht, Amélie, sondern segnen Sie mich; sagen Sie mir, daß Sie mir verzeihn!

Ich habe noch den Senator Ludwig Grotius in den Strom geworfen, und dann hab' ich den Ort verlassen, wo ich so glücklich war — — — Wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, wird man wol den hölzernen Herrn mit den weißen Hosen schon gefunden haben; und der mir unbekannte Unschuldige, von dem Sie telegraphirten, der mich Unglücklichen »ermordet« haben sollte, wird wieder in Freiheit seinem Schöpfer danken! — Für mein sündhaftes Vergehn an Herrn Grotius bin ich bereit eine Geldbuße zu zahlen; eine *Freiheitsstrafe* — — nein! Dazu kriegt man mich nicht! Polizei-Senator, wir sind quitt; leben Sie ewig wohl!

Digitized by Google

Ich bleibe nicht in Malmö. Mein Vater — oder wie ihr Deutschen sagt, mein Alter — will einen großen Gelehrten aus mir machen; ich soll mitgehn auf eine wissenschaftliche Reise, und ich gehe mit. Nehmen Sie denn meinen Abschiedsgruß, holde Amélie; — und grüßen Sie mir noch Einen, theure Amélie; einen »famosen Kerl«, wie die Deutschen sagen; einen Mann, den ich liebe. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie er heißt; aber Sie kennen ihn. An einem Ring mit einem Rubin darin werden Sie ihn erkennen; — diesen Ring erlaubte ich mir ihm an den Finger zu stecken, aus Uebermuth und aus Freundschaft; wenn er eine große Seele ist, wie ich von ihm glaube, so behält er ihn — denn darum bitte ich — und »verklopft« ihn, und es bekomme ihm wohl! Ich möchte recht von Herzen gern, theure Amélie, daß dieser »famose Kerl« endlich glücklich würde. Ich möchte, daß die Torte nicht wieder an ihm vorbeiginge. Sagen Sie ihm das — — — Sie aber, verzeihen Sie mir, und leben Sie wohl! — —

Ich lege ein beglaubigtes Lebenszeugniß bei, damit die Kerle (ich meine, die Polizei und die hohe Justiz) nicht etwa Den aufhängen, der mich ermordet hat. Mein Freund Lund frühstückt nebenan, und empfiehlt sich Ihnen unbekannter Weise. O Amélie! O Amélie!!! — — — Gute Nacht!" — —

Amalie Berring sah, daß Herr Wenzel ausgelesen hatte. Heinrich! sagte sie. Mein Jüngling, willst Du nicht einmal da draußen die Treppe zum Kirchhof hinauf laufen und über den Platz an die Ecke gehn, wo das Slüter-Denkmal steht? und mir aus dem Immortellenkranz, der da am Postament wol noch liegen wird, drei Immortellen pflücken? Ich hab' den Kranz neulich hingelegt — —

Der Knabe war schon aus der Thür. Wenzel hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Brief noch in der Hand. Er hörte, daß Amalie sich ihm näherte. Plötzlich sah er, wie sie vor ihm in die Kniee sank und seine linke Hand nahm und an die Lippen drückte.

Sind Sie toll? stammelte er und stand auf.

Ach, ich möchte mich links und rechts vor Ihnen hinwerfen, sagte sie zerknirscht und gerührt. Wie konnt' ich so schlecht von Ihnen denken, Herr Wenzel. Schlagen Sie mich; tüchtig ... Aber wenn Sie mich geschlagen haben, seien Sie wieder gut!

Er zog sie in die Höhe, da sie noch immer nicht aufstand. Was Sie auch heute alles reden! sagte er ganz verwirrt. Warum sollten Sie nicht schlecht von mir denken; Alles sprach ja dafür, daß ich mitschuldig war — —

Sie schüttelte den Kopf. Ich, Ihre Schülerin, Ihre — — Ihre Amalie, durfte das nicht denken! Wie konnte ich nur so sein . . . O wie schäm' ich mich. — Aber ich bin doch auch nicht so schlecht, wie Sie nun wol glauben. Sehn Sie diesen Aufsatz, Herr Wenzel: den hab'

Digitized by Google

ich heute Morgen geschrieben, als ich so traurig in meiner Stube saß. Nicht „über die weiblichen Tugenden", wie Sie mir's aufgegeben hatten; sondern „über den Nutzen und Segen der Photographie". Das hab' ich mir selber aufgegeben, Herr Wenzel; und da hab' ich die Geschichte erzählt, wie ein Mensch, der an einem andern Menschen irre geworden war, zufällig die Photographie dieses andern Menschen vor die Augen nahm und sich darin wieder zurechtfand; — und einem dummen Mädchen ist es so gegangen. Ach, lesen Sie's doch, Herr Wenzel — —

Ich las schon zu viel! sagte er und deutete auf den Brief.

Es ist ja auch von Ihnen in dem Brief die Rede; mußten Sie ihn nicht lesen? — — Amalie trat von ihm hinweg und an's Fenster, als sähe sie hinaus. Sie schien zu warten, was er über diesen Brief, über Axel Palmblad und so weiter, ihr nun sagen werde. Doch Wenzel vertiefte sich nur in den wehmüthig-tröstlichen Anblick ihrer starken, schönen, blonden Flechten und ihres wohlgeformten Rückens, und erwiderte nichts.

Wir kriegen ja wol beide das Stillschweigen, sagte das Mädchen endlich. Und da kommt Heinrich schon zurück! — Ich wollt' Ihnen noch sagen, Herr Wenzel (sie blieb abgewandt stehn): ich hab' viel geweint über Axel Palmblad; — aber wie mir dann der Gedanke kam: vielleicht ist er dir nur so weggewunscht — als Sternschnuppe, wie er sagt — da hab' ich nicht mehr geweint. Da hab' ich auf einmal gedacht: ach, wenn's doch so wäre; und wenn ich doch auf diesen Abweg nie gerathen wäre; — und wie wenn man einen dicken, schweren Mantel auszieht, so war es fort! — — Und ich danke nun Gott recht von Herzen, daß es so gekommen ist, Herr Wenzel, wie — wie es gekommen ist; denn — — ich hab' in mein Inneres geblickt, Herr Wenzel. Daß dieser Jüngling aus der Fremde, wie Sie sagen, mich verlassen hat, das thut mir nicht weh. Aber wenn ich Sie verloren hätte, weil Sie was Unrechtes gethan hätten — oder weil Sie mir nicht vergeben hätten — nie, nie, nie hätt' ich das überlebt!

Ich danke Ihnen, murmelte er gerührt.

Vielleicht hätte er noch mehr gesagt; aber der Knabe trat nun wieder ein. Er hatte drei Immortellen in der Hand. Trocken sind sie nicht! sagte er und schüttelte sie.

Nun erst wendete sich Amalie; ging dem Jungen entgegen, nahm ihm die nassen Blumen aus der Hand und kam damit zu Gottlieb Wenzel zurück. Wissen Sie das noch, sagte sie mit ihrer herzlichen, bewegten Stimme, wie Sie mir so schön von diesem alten Slüter aus der Lutherzeit erzählten; von dem Reformator unsrer alten Stadt! Darum hab' ich ihm auch neulich diesen Kranz gebracht ... Sie sind mein Reformator; — nein, lachen müssen Sie nicht. Sie haben mich dummes Mädchen aufgeweckt, und mich besser gemacht — — und Sie sollen mich immer, immer

Digitized by Google

besser machen; und das will ich Ihnen ja nur „durch die Blume“ sagen. Ach nehmen Sie sie doch hin!

Gutes Fräulein — —

Und nun essen Sie! — Komm, Brüding; wir gehn!

Wollen Sie schon gehn?

Ach ich muß ja wol; schickt es sich denn, daß ich länger bleibe? — Aber Sie kommen zu mir . . . Lieber Gott, wie die kleinen Dinger schlafen und schlafen, während wir reden und reden. Geben Sie mir eine schöne Hand, wenn Sie mir wirklich verzeihn —

So schön, wie ich sie habe! sagte Wenzel lächelnd.

Sie hielt seine Hand, und so stand sie bei ihm. Leise sagte sie: Und Ihre kleinen Zwillinge will ich nie verlassen! Ich will ihnen wie eine Tante sein — — oder wie Sie wollen. Ich nenne mich auch nie mehr Amélie; sondern Amalie . . . O, wie sehn Sie mich an. Wenn das Heinrich sieht — —

Heinrich stand in der Thür. Kommst Du denn nicht? fragte er ungeduldig.

Gute Nacht, gute Nacht, Herr Wenzel! sagte sie nun laut. Und lesen Sie meinen Aufsatz über die Photographie! Und wenn Sie ihn mir dann bringen, so sagen Sie mir, was — was noch daran fehlt; was ich noch hinzusetzen soll. Ich bin ja Ihre gehorsame Schülerin, ich thue ja, was Sie wollen. Schlafen Sie schön! Gute Nacht!

Sie ging hinaus. Die Thür fiel hinter ihr zu. Wenzel stand wieder allein in der Einsamkeit. Doch ein sonderbares, aufgeregtes, jugendliches, schwärmerisches Lächeln ging ihm über's Gesicht . . .

Er sah den Tisch, die Bescheerung, die die gute Amalie ihm ausgepackt, auf die er noch keinen Blick geworfen hatte. Zwischen Fleisch und Bier stand eine kleine Marzipan-Torte, von Blumen und Epheu bekränzt. Ein beschriebenes Blatt lag darauf. Er nahm es und las:

„Verse von Einer, die 's nicht kann; o verzeihen Sie!“

„Du ließest mich einst in Dein Herze sehn:
Viele Torten sahst Du Armer an Dir vorübergehn.
Ich geh' nicht fort, ich bleib' hier stehn.
Du mußt mich nur auch recht verstehn.
Auf Wiedersehn!“

Digitized by Google

Lessing in England.

Von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Von unsern großen Dichtern des vorigen Jahrhunderts hatten bisher nur Goethe und Schiller ihre Biographen in England, der Heimat unserer angelsächsischen Stammesvettern, gefunden. Lessing ermangelte eines solchen. Es durfte das Wunder nehmen, nicht allein, weil Lessing derjenige deutsche Schriftsteller war, der zuerst Shakespeares hohen Genius seinen Landsleuten ganz erschlossen und so zu jener tiefen und verständnißvollen Verehrung des großen britischen Dramatikers den Grund gelegt hatte, in welcher Deutschland beinahe dessen eigenes Vaterland überflügelte, sondern auch deshalb, weil Lessings eigner kräftiger und durchaus realistisch angelegter Geist vorzugsweise, sollte man meinen, gerade dem englischen wahlverwandt und sympathisch hätte sein müssen. Schon vor mehr als 50 Jahren that Carlyle, der seitdem eine so große literarische Autorität in England geworden ist, den Ausspruch: „Für Lessing muß ein Engländer die stärkste Zuneigung fühlen und man muß sich wundern, daß von diesem Manne noch so wenig bei uns bekannt ist.“ Aber es bewendete bei einem Artikel über Lessings Charakter und Werke in der Edinburgh Review 1845; zu einer umfänglicheren Biographie kam es nicht.

Jetzt endlich ist diese Lücke ausgefüllt, und zwar in würdigster Weise. Je später die Anerkennung, welche England diesem dritten unserer großen Geisteshelden schuldete, nachgeholt worden, desto vollständiger ist es nun geschehen. Das stattliche Werk des Engländers James Sime über Lessing*), zwei starke Bände, ist ein Ehrendenkmal für den deutschen Dichter und

*) Lessing, by James Sime. 2 volumes, with portraits. London, Trübner & Co. 1877. (Die Porträts sind die Lessings und seiner spätern Gattin Eva König.) Eine deutsche Bearbeitung des Werkes erschien soeben unter dem Titel: „G. E. Lessing. Ein Lebensbild. Nach James Sime's ꝛc. frei bearbeitet von Adolf Strodtmann.“ Autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, 1878, A. Hofmann & Co.

Digitized by Google

Denker, aber auch für den Biographen, der so viel Fleiß, Gründlichkeit und warme Hingebung seinem Gegenstande zugewendet hat.

In gewisser Hinsicht übertrifft diese Biographie Lessings von Sime die gleichartigen Arbeiten von Carlyle über Schiller und von Lewes über Goethe. Carlyles Buch über Schiller ist der Erguß eines dichterisch gearteten Geistes über einen von ihm enthusiastisch bewunderten und verehrten höheren Geist, an welchem er selbst sich theilweise herangebildet, durch dessen Strahlen er sich befeuert hat; es hat die Vorzüge, aber auch die Schwächen eines Panegyricus; der Biograph wird selbst zum Dichter, aber er vergißt darüber bisweilen den Kritiker und Literarhistoriker; er ist ganz in seinen Gegenstand versenkt, fast zu sehr, um ihn in gehöriger Ferne ruhig und objectiv zu betrachten. Das „Leben Goethes" von Lewes bietet eine Menge geistreicher, oft glänzender Aperçus mit manchen treffenden Winken, manchen scharf eindringenden Beobachtungen über den Charakter und das Genie des Dichters, aber es ist mehr eine Reihefolge feuilletonartiger Artikel, die ihr Thema von den verschiedensten Seiten her in's Licht stellen, als eine stetig fortschreitende, organisch sich gliedernde Darstellung. Simes „Lessing" könnte man vielleicht hier und da beinahe zu ausführlich finden, zu sehr in alle, auch die kleinsten Einzelheiten des Lebensganges und der schriftstellerischen Thätigkeit seines Helden eindringend, zu lange dabei verweilend. Wir dürfen indeß nicht vergessen, daß es ihm galt, seine Landsleute mit einem Geiste bekannt zu machen, der ihnen bis dahin noch ziemlich fremd gewesen. Wenn diese Landsleute des Verfassers, deren Geschmack er jedenfalls kennt, mit derselben Geduld und Pietät Lessings Leben und Wirken bis in seine feinsten Details an der Hand des Werkes von Sime studiren, mit welcher letzterer selbst dieses Detail zusammentrug, sichtete, ordnete und zu einem wohlabgerundeten Gemälde verarbeitete, so können wir uns darüber nur freuen im Interesse unseres großen Dichters, Kritikers und Philosophen, der ihnen dadurch innerlichst vertraut und lieb werden muß. Und mit Vergnügen vernehmen wir, daß Simes Buch in England rasch Anklang und Verbreitung gefunden hat. Uebrigens verliert Sime niemals über dem reichen Detail, das er vor uns ausbreitet, die großen allgemeinen Gesichtspunkte aus den Augen, von denen aus erst das rechte Licht auf solche Einzelheiten fällt.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist es, daß der Verf. desselben die Literatur über Lessing, besonders auch die monographische, mit einer namentlich bei einem Ausländer fast staunenswerthen Sorgfalt verfolgt und für seine Arbeit verwerthet hat. Gerade die letzten Jahre sind an Monographien über Lessing ziemlich fruchtbar gewesen. Man hat nachgeholt, was man nur zu lange versäumt hatte. So stand dem Verf. ein Material zu Gebote, welches frühere, selbst deutsche Bearbeiter Lessings entbehrten, und man muß bekennen, daß er von diesem Material bis auf die allerneueste Zeit herab den besten Gebrauch gemacht hat, indem

Digitized by Google

er es fleißig zu Rathe zog, ohne doch dabei die Freiheit der eigenen Kritik aufzugeben. Nicht blos die unmittelbar auf Lessing bezüglichen Schriften hat er sorgfältig studirt, selbstverständlich vor Allem die Werke von Danzel, Guhrauer und Stahr, daneben auch (vielleicht zu viel) das nicht immer sehr kritische Leben Lessings von seinem Bruder, dann neben Lachmanns und von Maltzahns großen Lessingausgaben auch die neueste von Hempel, Lehmanns „Forschungen über Lessings Sprache", Düntzers „Erläuterungen", Pröhles Büchlein über „Lessing, Wieland und Heinse", von Heinemanns „Zur Erinnerung an Lessing", Schönes „Briefwechsel Lessings mit seiner Frau", Blümners Commentar zum „Laokoon", Cosacks und Schröders und Thieles Arbeiten über die „Hamburger Dramaturgie", Gottschlichs „Lessings Aristotelische Studien", Baumgarts „Aristoteles, Lessing und Goethe", die Bemerkungen von Caro, Strauß, Kuno Fischer zum „Nathan", sodann neben dem älteren Werke von Schwarz über „Lessing als Theolog" die neueren „Lessingstudien" Heblers und die neueste Schrift in derselben Richtung, Rehorn „Ueber Lessings Stellung zu Spinoza", — auch von andern Literaturwerken hat er herbeigezogen, was nur irgend ein Licht auf sein Thema werfen konnte, wie Ständlins und Neanders Kirchengeschichte, Brunns, Welckers, Vischers, Lübkes antiquarische, ästhetische, kunsthistorische Forschungen (mit Bezug auf den „Laokoon"), Eckermanns und Anderer Goethiana — bis herauf zu Kuno Fischers erst im vorigen Jahre erschienenen Aufsatz über „Johannes Faust" in dieser Zeitschrift. Ebenso bewandert zeigt er sich, neben der eigenen heimischen, auch in der französischen Literatur, besonders in der des vorigen Jahrhunderts. Endlich besitzt er, was ihm bei der Kritik der antiquarischen und der auf die plastische Kunst bezüglichen Arbeiten Lessings sehr zu Statten kommt, eine vielseitige persönliche Anschauung antiker und moderner Kunstwerke. Für die allgemeine cultur- und literaturgeschichtliche Grundlegung zu seinem Bilde von Lessing und dessen Zeit hat er namentlich zwei Werke benutzt, wie er in der Vorrede ausdrücklich anmerkt, „Deutschland im 18. Jahrhundert" von dem Verfasser dieses Artikels, und Hettners „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts".

So wohl ausgerüstet, dazu mit einer warmen Hingabe an seinen Stoff, die gleichwol ebenso frei ist von sclavischer Bewunderung für seinen Helden, wie von blindem Nachsprechen fremder Autoritäten, ging Sime an die für einen Ausländer immerhin schwierige Aufgabe, einen Schriftsteller zu erfassen und zu schildern, der, bei mancher nahen Geistesverwandtschaft zu englischem Wesen, doch in anderer Beziehung wiederum so specifisch deutsch und überhaupt so eigengeartet ist, daß sein tieferes Verständniß nicht eben leicht sein mag für einen Biographen, der nicht in der Atmosphäre des allgemeinen geistigen Lebens unserer Nation sich bewegt. Um so größer das Verdienst Simes, diese Schwierigkeit in lobenswerthester Weise bemeistert zu haben.

Digitized by Google

In einer Einleitung schildert Sime die politischen, sittlichen und literarischen Zustände Deutschlands vom 30jährigen Kriege an bis zu Lessing. Er kennzeichnet die Abwendung der Fürsten und Höfe vom deutschen Wesen, ihre äffische Nachahmung der Sprache und Sitte Frankreichs; die Ertödtung des Volks- und Nationalgeistes durch einen brutalen und engherzigen Despotismus; die Verkümmerung des kirchlichen Lebens im Banne einer starren Orthodoxie, des wissenschaftlichen durch den pedantischen Geist, der auf vielen Universitäten Platz griff. Er geht dann über zu den speciellen Zuständen der Literatur, als des Ausdrucks ihrer Zeit. Denn, bemerkt er zutreffend, „so wenig die äußeren Umstände einen Genius zu schaffen vermögen, so wenig kann doch auch der Genius seine volle Kraft entfalten in einer Zeit der Verwirrung oder der Schwäche". Die „erste schlesische Schule" mit ihrer nüchternen „Correctheit" (nur an Paul Flemming rühmt er einen kräftigeren, natürlicheren Ton — er hätte daneben auch Simon Dach nennen können), die „zweite" mit ihrer Schwulst und ihrer „cynischen" Leichtfertigkeit, die „höfischen Dichter" mit ihrer zwar weniger ausschweifenden, aber um so mehr blos „conventionellen" Poesie — dies alles charakterisirt er als Anzeichen einer an innerer Geisteskraft armen, durch falsche Muster verbildeten oder entarteten Zeitrichtung. Etwas mehr Schwung findet er bei den Satirikern des 17. Jahrhunderts, wie Logau, Neukirch, Wernike. Noch frischeres Leben würde ihm begegnet sein bei Moscherosch und dem Verfasser des „Simplicissimus", die er übergeht. Mit Recht rühmt er die Kraft und Innigkeit des geistlichen deutschen Liedes, aber mit Unrecht schreibt er das Hauptverdienst davon den Pietisten zu. Paul Gerhardt war kein Pietist (in eben dem Jahre, wo dessen geistliche Lieder erschienen, 1666, begann erst Spener, der Vater des Pietismus, seine Wirksamkeit); vielmehr war er ein strammer Orthodoxer, ein so strammer, daß er die Staaten des großen Kurfürsten verließ, weil dieser den Elenchus nominalis, das Schimpfen auf die Andersgläubigen mit Namensnennung von den Kanzeln herab, untersagte. Die pietistischen Lieder sind (wenigstens zu einem großen Theile) von einer gewissen weichlichen Empfindsamkeit angekränkelt, während in denen, die auf dem Boden des „alten Glaubens" erwuchsen, meist ein kräftiger, oft sogar streitbarer Geist (wie bei Luther selbst) weht. Die Verdienste Speners und seiner echten Jünger liegen nach einer anderen Seite hin.

Die Ungunst des äußern, besonders des nationalen Lebens brachte damals zuerst, wie Sime richtig bemerkt, in den Deutschen jene Hinwendung zu rein idealen Interessen und jene seltsame Verachtung der Außenwelt zuwege, wegen deren das deutsche Volk später so — sollen wir sagen „berühmt" oder „berüchtigt"? — ward (das englische Wort famous, dessen sich Sime bedient, kann beides bedeuten), eine Richtung, „welche," wie Sime treffend bemerkt, „es lange Zeit ebensowol unpraktisch

Digitized by Google

und zu Thaten unfertig (im äußeren Leben, in der Politik), wie andererseits zu dem geistig regsamsten Volke in Europa machte".

Die Verdienste eines Leibnitz, Thomasius, Wolf um die Wiedererhebung des deutschen Volkes aus der geistigen Verkümmerung, in die es der 30jährige Krieg gestürzt, das allmähliche Hervorbrechen einer natürlicheren Empfindung auch in der Poesie (in den Liedern Günthers, den Naturschilderungen von Brockes und Haller, den Satiren Hagedorns, den leichten Klängen Gleims und seiner Genossen), Gottscheds wohlgemeinter, aber irregehender Versuch, ein deutsches Nationaldrama zu schaffen, sein Streit mit den Schweizern — das alles wird kurz, aber im Ganzen richtig dargestellt, und so werden wir allmählich an die Schwelle jener Zeit geführt, wo Deutschland endlich reif war für einen kräftigeren Aufschwung, dessen Prophet Lessing werden sollte.

Ein ganzes Capitel — überschrieben Boyhood — ist der ersten Jugendzeit Lessings bis zu dessen Uebergang auf die Universität gewidmet. Eine Menge kleiner Züge — uns Deutschen meist wohlbekannt — sind hier angeführt aus Lessings Knabenzeit im Elternhause und aus seiner Schulzeit zu St. Afra. Für den englischen Biographen Lessings, der so pietätvoll allen Spuren des Dichters schon in den Anfängen seiner Bildung nachgeht, mag es von Interesse sein (nicht minder auch für die Kenner und Bewunderer des Lessingschen Geistes in dessen eignem Vaterlande), die Censuren kennen zu lernen, die der junge Lessing während der fünf Jahre, die er in St. Afra zubrachte (21. Juni 1741 bis 30. Juni 1746), von Halbjahr zu Halbjahr erhielt. Sie sind in dem unlängst erschienenen „Afraner-Album, Verzeichniß sämmtlicher Schüler der königl. Landesschule zu Meißen von 1543—1875, zusammengestellt von A. H. Kreyßig", einem Werke von echt deutschem Fleiße, aus den Akten der Anstalt aufgeführt und lauten folgendermaßen: 1) nach dem Michaelisexamen 1741: Ne, quod laudis ex venusta facie habet, licentia aliqua et procacia contaminet, monitus, monitisque parere visus est. (Ein Rest dieser procacia war es wol, was zu jenem auch von Sime citirten Ausrufe eines Lehrers: „Admirabler Lessing!" Anlaß gab und zu der Mahnung des Rectors an Lessings jüngeren Bruder bei dessen Aufnahme: er möge so fleißig, aber nicht so vorlaut sein wie jener); 2) nach dem Osterexamen 1742: Ingenio non obscuro, sed regendus et gubernandus, ut recte et industrie, quae legibus debet exsolvat; 3) nach dem Michaelisexamen 1742: Pollet mentis facultate et tranquille agit; ab incuriae vero nota ubique non est liber; 4) nach dem Osterexamen 1743: Hujus ingenii nervis accurata diligentia, diligentiae optata progressio respondet; 5) nach dem Michaelisexamen 1743: In literis promptum et industrium ingenium aperte proficit; in morum cultura tectius agit, quam ut omnis simulationis expers judicari possit; 6) nach dem Osterexamen 1744: Acri ingenio et egregiis memoriae viribus

Digitized by Google

valet, atque ad morum dignitatem animum applicat; 7) nach dem Michaeliseramen 1744: Praestantiam ingenii crebris exercitiis, etiam geometricis, emendatisque moribus reddit laudabiliorem; 8) nach dem Ostereramen 1745: Ingenio prompto artes mathematicas et, quae traduntur, alia addiscit, sed monetur, ne styli exercitationem negligat (der Lehrer ahnte wol nicht, daß der, von dem er dies schrieb, der größte Stylist Deutschlands werden sollte!); 9) nach dem Michaeliseramen 1745: Nullum est doctrinae genus, quod non aveat vegetus hujus animus, et capiat, revocandus interdum, ne in justo plura distrahatur; 10) nach dem Ostereramen 1746: Ad omne genus doctrinae et intentum et idoneum ingenium magna exercet assiduitate, exercitum laetis ornat incrementis, animo neutiquam pravo, tametsi fervidiore.

In dem Capitel „Leipzig" treffen wir wieder meist auf Bekanntes, doch auch auf einige feine Anmerkungen des Verfassers über Lessing. Bei Gelegenheit der kleinen lyrischen Sachen Lessings (später zusammengestellt in dessen „Kleinigkeiten") kommt er auf eine Vergleichung der Lessingschen Lyrik mit der Goetheschen. Natürlich fällt es ihm nicht ein, jene irgendwie dieser gleichzustellen. Aber er benutzt diesen Vergleich, um auf einige Grundverschiedenheiten in Lessings Charakter gegenüber dem Goethes hinzuweisen, die sich in seiner Lyrik wiederspiegeln. Das Eine ist Lessings gänzlicher Mangel an — wir möchten nicht sagen: Natursinn, aber an jener empfindsamen Hingebung an die Eindrücke der Natur, welche im vorigen Jahrhundert in Deutschland so weitverbreitet war und welcher Goethe in seinen Naturschilderungen einen so bezaubernden, von den banalen Uebertreibungen sich freihaltenden Ausdruck gibt. „Ueberhaupt," sagt Sime, „hatte Lessing nicht jene vagen Anwandlungen von Sehnsucht, von innerer Ueberfülle und Drang des Geistes, womit die romantische Schule (richtiger hätte Sime die näher an Lessing grenzende „Sturm- und Drangperiode" genannt) die Welt ansah; alle Gegenstände seiner Betrachtung sind genau begrenzt, alle seine Ideen sind klar und bestimmt." Auch die Liebe, fährt Sime fort, spiele eben darum in Lessings Lyrik bei weitem die Rolle nicht wie bei Goethe. „Liebe und Wein kommen neben einander wol in seinen Liedern vor, aber die Liebe, wie der Wein, nur als das Vergnügen einer müssigen Stunde, das man genießt und dann wieder vergißt, nicht als eine das ganze Leben ausfüllende und erschöpfende Leidenschaft."

In dem Abschnitte „Berlin" schildert Sime, wie Lessing das damals noch weniger häufige Wagniß, nur von seiner Feder — gleichsam als „fahrender Literat" — zu leben, unternommen und bestanden habe. Er hätte dabei auf zwei für Lessings Bildungsgang wichtige Folgen dieser Lebensweise aufmerksam machen können: einmal auf die große Masse und Vielseitigkeit des Wissens, welche Lessing auf diesem Wege (durch Uebersetzen, Bearbeiten, Kritisiren der verschiedensten Schriften aus den verschiedensten

Digitized by Google

Gebieten) sich aneignete, was ihm dann auch bei seinen wissenschaftlichen Originalarbeiten zu gute kam, sodann auf die Unabhängigkeit und Festigkeit des Charakters, die er aus diesem täglichen „Kampfe mit dem Leben" für sich gewann. Wenn Lewes einmal von Goethe sagt: er habe nie den Kampf mit dem Leben gekannt, und daher fehlten ihm als Dichter, namentlich als Dramatiker, manche Eigenschaften, die nur in einem solchen Kampfe erworben und entwickelt würden, so gilt gerade das Umgekehrte von Lessing.

Für einen englischen Biographen Lessings mußte es von besonderem Interesse sein, die Spuren Shakespeareschen Einflusses auf den jungen deutschen Dichter und Kritiker zu verfolgen. Sime findet einen solchen im „Henzi", in welchem er eine Nachbildung des Brutus aus „Julius Cäsar" erblickt (beiläufig gesagt, erschien Borckes Uebersetzung des „Cäsar" nicht 1749, sondern schon 1741) und in dem Fragment „Das befreite Rom". Ueber das Erstere ließe sich streiten; Hettner erkennt als das Vorbild des „Henzi" (vielleicht richtiger) Otways „Gerettetes Venedig". In der Vorrede zu den „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters", die aus dem Jahre 1749 stammen, stellt Lessing Shakespeare noch unterschiedslos mit englischen Dichtern ziemlich niedern Ranges aus der französisch angekränkelten Restaurationszeit zusammen, wie Wicherley, Cibber, Vanbrugh u. a. Auffallend ist, daß Sime weder Nicolais anerkennenden Ausspruch über Shakespeare in den (von ihm erwähnten) „Briefen über den gegenwärtigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland", noch aber auch Lessings Schweigen über den großen britischen Dichter (mit Ausnahme jener etwas zweideutigen Anführung aus dem Jahre 1749) bis zu dem berühmten 17. Literaturbriefe (Ende des Jahres 1759) einer besondern Beachtung werth gefunden hat.

Sime meint, Lessing sei, „indem er sich an die Engländer und speciell an Shakespeare anschloß", nur „dem allgemeinen Zuge der Zeit gefolgt", da „die kräftigsten und freiesten Geister in Deutschland beinahe alle nach England um Hülfe ausschauten"; andererseits aber habe Lessing „die Bedeutung Shakespeares von englischen Schriftstellern gelernt".

Beide Behauptungen möchten wol einer Berichtigung oder mindestens Einschränkung bedürfen. Was den „Zug der Zeit" nach der englischen Literatur hin betrifft, so ist es zwar richtig, daß trotz Gottsched die deutschen Dichter sich von den Franzosen ab- und den Engländern zuzuwenden begonnen hatten. Allein ihre Muster waren ganz andere als Shakespeare, nämlich außer Milton, den Klopstock nachahmte, Thomson, Pope, Richardson, Young — insgesammt Dichter, deren Wege von denen Shakespeares weit ablagen. Wenn ferner Sime von englischen Lehrmeistern Lessings in Bezug auf die intimere Kenntniß Shakespeares spricht, so dürfte es ihm schwer fallen, darüber etwas Bestimmtes nachzuweisen. Selbst für die deutschen Ausleger Lessings ist es ein bisher noch unge-

Digitized by Google

lösles Problem, wann und von wannen demselben jene tiefere Einsicht in Shakespeares Geist und seine eigenthümliche Größe als Dramatiker gekommen, welche er zuallererst in dem 17. Literaturbriefe, ausführlicher dann in der „Hamburgischen Dramaturgie" bekundet, nachdem er bis 1759, wie schon bemerkt, keinerlei Andeutung einer solchen Einsicht oder überhaupt einer näheren theoretischen Beschäftigung mit Shakespeare gegeben.

Wir verübeln es dem englischen Biographen Lessings nicht, wenn er seinen Landsleuten gern den beschämenden Vorwurf ersparen möchte, als habe ein Fremder ihnen den Vorrang abgelaufen in der Bewunderung und dem Verständniß ihres größten Nationaldichters. Wir wissen wohl, daß in England selbst Shakespeare (nachdem er weit über ein Jahrhundert nicht blos so gut wie vergessen, sondern verdrängt gewesen war durch Dichter untergeordneten Ranges, die zum größten Theil bei den Franzosen in die Schule gegangen) um 1740 gleichsam von den Todten wieder erweckt ward durch das Genie Garricks, der dessen gigantische Figuren, zuerst Richard III., von Neuem auf die Bühne brachte. Daß indessen noch einige Zeit verging, bevor das Interesse und Verständniß des großen Dichters in seinem eignen Vaterlande wieder ein allgemeineres und tiefer gewurzeltes ward, schließen wir daraus, daß erst 1769 — fünf Jahre nach Shakespeares 200jährigem Geburtstag — Garrick es unternahm, eine „Shakespearefeier" zu veranstalten, die dann allerdings glänzend ausfiel. Allein damals war es schon volle 10 Jahre her, seit in Deutschland Lessing in den Literaturbriefen durch seine begeisterte und verständnißvolle Schilderung von Shakespeares großen Eigenschaften als Dramatiker das entfesselnde Wort gesprochen hatte zu dem eindringenderen Studium in dessen Meisterwerke. Es geschah dies nur um zwei Jahre später, als in England Dodds Beauties of Shakespeare, in demselben Jahre, wo Youngs Buch on original works, und drei Jahre früher, als Homes principles of criticism erschienen, welche beide letzteren Werke sich ebenfalls mit Shakespeare beschäftigen. Und kaum einer dieser englischen Schriftsteller — dies wird uns vielleicht Sime selbst zugestehen — drang so tief in das innerste Wesen Shakespeares ein, wie Lessing, hob seine Vorzüge gegenüber den Franzosen so schlagend hervor, ohne doch nach der andern Seite hin in Uebertreibung oder Einseitigkeit zu verfallen.

Jedenfalls ist es merkwürdig, daß in Deutschland das rechte Verständniß Shakespeares nur durch Lessing geweckt und gefördert ward, während die englischen Quellen über ihn, namentlich Youngs weniger kritische als phantastische Schilderung seines Wesens, theilweise zu einer einseitigen und mißverständlichen Erfassung und Nachahmung des Shakespeareschen Genius verführten.

Doch — wir möchten uns nicht gern in einen Streit um nationale Priorität oder Superiorität einlassen mit einem Manne, der für unsern

Digitized by Google

Lessing eine so aufrichtige Hochschätzung und Würdigung bekundet. Für den Engländer aber ist es, meinen wir, Befriedigung genug seines nationalen Bewußtseins, zu sehen, wie der größte Genius, den sein Land hervorgebracht, auch in Deutschland als solcher anerkannt und verehrt wird, und neidlos mag er dem deutschen Kritiker das Verdienst zuerkennen, dazu in erster Linie beigetragen zu haben.

Vollkommen im Rechte ist Sime, wenn er den deutschen Dichter bei der Schaffung seiner „Miß Sara Sampson" im englischen Fahrwasser segeln und jenem Impulse folgen läßt, den in England Lillo durch seinen „Kaufmann von London" zur Begründung einer neuen Gattung dramatischer Poesie, des „bürgerlichen Trauerspiels", gegeben hatte, obschon einigen Antheil daran wol auch Diderot gehabt. Ebenso geben wir ihm Recht, wenn er eine Schwäche jenes Lessingschen Stücks in dem schwankenden Charakter Mellefonts, vor Allem aber in dem Mißgriff erblickt, den der Dichter beging, indem er diesen Mellefont in wenig motivirter Weise seine frühere Geliebte, die wilde Marwood, mit seiner neuen, edleren, der Sara, in persönliche Berührung bringt, ja sie mit letzterer allein läßt, wodurch dann statt einer innern Lösung des Conflicts eine rein äußerliche Katastrophe, die Vergiftung der Sara, herbeigeführt wird. Dagegen zollt er der Kühnheit Lessings in der Schaffung eines so leidenschaftlichen Charakters, wie eben der Marwood, volle Gerechtigkeit.

Wir gehen über den „Zweiten Aufenthalt Lessings in Leipzig" (1755—1758) rasch hinweg, da Sime hier meist nur Specialitäten erwähnt, die (wie Lessings verschiedene Bearbeitungen fremder Stücke und Uebersetzungen) zwar an sich nicht uninteressant, aber doch für den eigentlichen Bildungsgang Lessings von untergeordneter Bedeutung sind. Bei dem nach unserer Ansicht bedeutungsvolleren Briefwechsel Lessings mit Nicolai und Mendelssohn über den Zweck der Tragödie verweilt Sime kürzer, als wir wünschen möchten. So wenig befriedigend das letzte Resultat dieser gemeinschaftlichen ästhetisch-dramaturgischen Erörterungen der drei Freunde erscheint, so kommen doch darin einzelne, für damals überraschend feine Bemerkungen vor — z. B. über die Einheit des Ortes und der Zeit, über die dramatische Illusion u. s. w., so daß ein näheres Eingehen darauf sich wol verlohnt hätte.

Was Sime über Lessings grundsätzliche Abneigung vor allem Cliquewesen, über seine Strenge gegen sich selbst in Bezug auf stetiges Weiterstreben von Stufe zu Stufe und über das dadurch veranlaßte Alleinstehen Lessings — trotz vieler Freunde, die er hatte und die bewundernd zu ihm aufblickten — ausspricht, dem stimmen wir vollkommen bei.

Am Anfang des Capitels über Lessings dritten Aufenthalt in Berlin finden wir einen längeren Excurs des Verfassers über Lessings Patriotismus, oder, richtiger gesagt, über dessen Mangel an Patriotismus. Bekannt und vielberufen sind jene Worte Lessings: „Ich habe von der

Digitized by Google

Liebe zum Vaterland keinen Begriff, und sie erscheint mir höchstens wie eine heroische Schwäche, die ich gern entbehre." Sime hält sich für verpflichtet, dieses Selbstbekenntniß Lessings zu erklären und den Dichter deshalb zu entschuldigen. Er will (wenn wir ihn recht verstehen) Lessings Patriotismus retten theils durch den Hinweis auf das, was derselbe für die geistige Größe Deutschlands und für dessen Unabhängigkeit nach dieser Seite hin von dem Auslande gethan, theils dadurch, daß er ausführt, wie eine Nation um so größer sei, je mehr sie in sich das allgemeine Bild der Menschheit darstelle, und wie daher „Lessings Kosmopolitismus der beste Theil seines Patriotismus war".

Der Standpunkt, von welchem aus eine Zeit lang die literarische Kritik sich verpflichtet wähnte, unsere großen Dichter auf ihre politischen — freiheitlichen oder nationalen — Gesinnungen zu inquiriren (es geschah das namentlich bald nach 1848), ist jetzt ein so ziemlich wieder überwundener. Wir verlangen nicht mehr von unsern Dichtern im vorigen Jahrhundert ein politisches Programm, weder ein klein- noch ein großdeutsches, weder ein fortschrittliches, noch ein conservatives; wir messen sie mit dem Maßstabe ihrer Zeit und betrachten sie im Rahmen ihrer Zeit. Was speciell jenen allerdings etwas provocatorischen Ausspruch Lessings anbelangt, so muß er, wie auch Sime ganz richtig andeutet, zunächst in engster Beziehung zu der Veranlassung beurtheilt werden, die ihn hervorrief. Es war Lessings Freund Gleim, der „preußische Grenadier", der ihn dazu herausforderte. Lessing hatte an dem frischen Tone der Grenadierlieder von Haus aus seine herzliche Freude gehabt. Er theilte auch bis auf einen gewissen Grad Gleims Begeisterung für dessen großen Heldenkönig. Er selbst hatte — lange ehe die Grenadierlieder erschienen — in dem von ihm redigirten „Gelehrten Artikel zur Vossischen Zeitung" 1751 ff.) regelmäßig zu Neujahr (wahrscheinlich einer hergebrachten Sitte folgend, aber augenscheinlich mit freiester Ueberzeugung und ohne eine Spur von blos forcirter Begeisterung) den Monarchen besungen, unter dessen Schutz er damals lebte. Er hatte in Leipzig an der Wirthstafel den Sieger von Roßbach als Sachse gegen seine Landsleute, die in Friedrich II. nur den „Landesfeind" sahen und bekämpften, beharrlich, selbst heftig, in Schutz genommen. Er läßt in seiner „Minna" das sächsische Fräulein von Barnhelm zu dem preußischen Major von Tellheim sagen: „Ich will gern glauben, daß Ihr König nicht blos ein großer, sondern auch ein guter König ist." Allein er haßte die Superlative und vor Allem die pathetischen Extravaganzen. Er besaß einen Widerspruchsgeist, der sich gern da auflehnte, wo irgend Etwas allzu absolut behauptet, das Gegentheil allzu absolut geleugnet wurde. Wir wissen, wie dieser Widerspruchsgeist und diese Abneigung gegen Einseitigkeiten ihn später sogar dazu trieb, sich des orthodoxen Hauptpastors Goetze eine Zeit lang gegen seine Feinde, die sog. Neologen, anzunehmen.

Digitized by Google

Bei den Preußen und namentlich in Berlin mochte ihm wol häufig dieses Sprechen in Superlativen, diese einseitige Selbstüberhebung über andere Stämme, dieses allzu emphatische Pochen auf die eignen Vorzüge begegnet sein. War ihm doch durch das viele Renommiren der Berliner mit ihrer „Aufklärung" und ihrer „Denkfreiheit" beinahe diese selbst verleidet, so daß er sich zu jenem in alle Wege übertriebenen und ungerechten Ausspruche hinreißen ließ: es herrsche dort weniger wahre Denk- und Schreibfreiheit, als unter Maria Theresia in Wien. So verdroß ihn auch seines Freundes Gleim allzu fanatischer Patriotismus, der, nicht zufrieden, die Vorzüge des eignen Landes und Volkes und die Größe seines Königs hervorzuheben, mit besonderer Vorliebe in der Schmähung und Herabsetzung der Feinde Preußens sich erging. Zumal für einen Dichter, der immer einen höhern, freiern Standpunkt einnehmen soll, fand Lessing dieses ewige Haß- und Rachegeschrei nicht passend; er „fürchtete, der Patriot möchte den Dichter überschreien".

So erklären sich auf ungesuchte Weise jene abmahnenden Worte, die Lessing an Gleim richtete. Was er dann gleichsam noch als Trumpf darauf setzte: „Ich habe von der Vaterlandsliebe keinen Begriff" — das klingt freilich sehr ketzerisch. Allein vergegenwärtigen wir uns doch, was damals, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland „Vaterland" und „Vaterlandsliebe" hieß und war! Erinnern wir uns doch des Ausspruchs eines Schriftstellers der damaligen Zeit, Eggers, der in seiner „Geschichte der Menschheit" sagt: „Jeder Deutsche zählt sich zu den Oestreichern, den Preußen, den Sachsen, den Hannoveranern, den Mecklenburgern; nur die, welche kein besonderes Vaterland haben, nennen sich Deutsche!" Erinnern wir uns, daß Lessings Berliner Freund Nicolai — gegenüber K. Fr. v. Mosers Schrift „vom deutschen Nationalgeist", worin dieser den Mangel eines solchen beklagt, — die Idee eines deutschen Nationalgeistes ein „politisches Unding" nennt, und das Bestreben, die Gemüther für diese Idee zu erwärmen, einen „hämischen Parteizweck"! Sime will es nicht gelten lassen (und er spielt dabei wol auf den Verfasser dieses Artikels an), daß „einige Schriftsteller jenen Ausspruch Lessings nicht auf Deutschland, sondern auf Sachsen beziehen". Allein in der That gab es, wie damals in Deutschland die Dinge lagen, keine „deutsche" Vaterlandsliebe, sondern lediglich eine „preußische, sächsische" u. s. w. Und daß der Sachse Lessing von einer solchen „keinen Begriff hatte", läßt sich wol denken. Woher hätte einem freier denkenden und höher strebenden Geiste wie Lessing sächsische Vaterlandsliebe kommen sollen unter einem Grafen Brühl? Aber auch die preußische Vaterlandsliebe seines Freundes Gleim erschien ihm als eine beschränkte, zumal so weit sie sich doch vorzugsweise nur auf die „heroische", die militärische Größe Preußens bezog, welche Lessing zwar gelten ließ, aber nicht als alleinigen Maßstab der Größe einer Nation angesehen wissen wollte.

Digitized by Google

Daß Lessing für das, was einer Nation wirklich noth thut, was aber der deutschen damals noch fehlte, gar wohl Sinn und Empfindung hatte, und zwar eine sehr tiefe und sehr warme Empfindung, geht u. A. hervor aus jenen schmerzlichen Worten, mit denen er in seiner „Hamburger Dramaturgie" von seinem „Traum" eines „deutschen Nationaltheaters" (wie solches in Hamburg hatte begründet werden sollen) Abschied nahm, jenen Worten: „O über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind. Ich rede nicht von der politischen Verfassung, sondern blos von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eignen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen."

Eben dahin deuten einzelne Aussprüche in seinen Dramen, in der Form scherzhaft gehalten, aber doch nicht ohne den bittern Beigeschmack eines durch die damals allverbreitete Ausländerei tiefverletzten vaterländischen, nationalen Gefühles. So, wenn er in seinen „Juden" den Bedienten Christoph auf die Frage des Kammermädchens Lisette: „Sie sind wol gar ein Franzose?" mit beißender Satire (ob ganz im Charakter eines damaligen Bedienten, ist freilich etwas zweifelhaft) antworten läßt: „Nein, ich muß meine Schande gestehen, ich bin nur ein Deutscher." So, wenn er seiner Minna von Barnhelm (hier mit vollem Recht) die stolze Abfertigung des windigen Franzosen Riccaut de la Marlinière in den Mund legt, als dieser wie selbstverständlich voraussetzt, daß sie französisch spreche: „In Frankreich würde ich es zu sprechen suchen, aber warum hier?"

Welchen feinen Sinn Lessing für das natürliche und richtige Verhältniß zwischen Patriotismus und Kosmopolitismus, zwischen der Zubehörigkeit des Einzelnen zu einem bestimmten Staate und seiner freien Erhebung über die Beschränktheit des bloßen Einzelstaatsbewußtseins zu dem Bewußtsein des allen Menschen Gemeinsamen hatte, dafür legen die von Sime umständlich analysirten „Freimaurergespräche" Lessings (oder „Ernst und Falk") ein glänzendes Zeugniß ab. Allerdings gehören sie einer viel späteren Periode seines Lebens an (1778); sie sind Zeitgenossen und Geistesverwandte des „Nathan" und der „Erziehung des Menschengeschlechts". Lessing berührt in ihnen die höchsten Probleme des Staats und der bürgerlichen Gesellschaft: die Fragen der Regierung von oben her und der Selbstregierung, des sogenannten „Staatswohls", welches aber nur zu oft ein bloßer Deckmantel der Tyrannei oder des egoistischen Vortheils einer herrschenden Minderheit sei, und des Wohls der Einzelnen als höchsten Staatszweckes, endlich die natürlichen Ungleichheiten der Menschen nach Stand, Beruf, Besitzthum in der bürgerlichen Gesellschaft. Er berührt alle diese Probleme, ohne jedoch sie lösen zu wollen. Nur in Bezug auf das zweite hat er eine festbegründete Ansicht — dieselbe, welche, wie Sime treffend erinnert, Friedrich der Große so glänzend

Digitized by Google

bethätigte, freilich darin fast alleinstehend unter den Hunderten deutscher Landesherren —: die Ansicht, daß der Regent eines Landes um des Volkes willen da sei, nicht umgekehrt. Den Gedanken einer Gesellschaft von Individuen, die keiner Regierung bedürften, weil Jeder sich selbst regiere, Jeder recht und gesetzlich handle, wirft er nur so hin — unter Hinweis auf den Ameisenstaat im Gegensatz zum Bienenstaat. Daß er dabei nicht an Rousseaus „Naturzustand" dachte, darin stimmen wir vollständig mit Sime überein; hatte er doch Rousseaus Schrift gegen die Civilisation schon in seinem „Gelehrten Artikel zur Voss. Zeitung" (1751) als eine Uebertreibung bekämpft. Und ebenso wenig fiel es ihm ein, etwa die sociale Ungleichheit unter den Menschen wirklich abstellen zu wollen. Solche Bestrebungen waren, wie Sime ebenfalls richtig bemerkt, dem vorigen Jahrhundert, in Deutschland wenigstens, fremd. Leibnitz, auf den Lessing viel gab, hatte in seiner Theorie von der „besten Welt" die sociale Ungleichheit, sogar in ihrer schroffsten Gestalt, der Leibeigenschaft, noch als ein unabänderliches Naturgesetz hingestellt.

Worauf Lessing in seinen „Freimaurergesprächen" abzielte, war ein Anderes. Einzelne, durch Verfassung, Gesetzgebung, Landesart, Sitte u. s. w. von einander getrennte Staaten müssen sein und werden immer sein, ebenso verschiedene Religionen; desgleichen werden die Standes- und Vermögensunterschiede in der bürgerlichen Gesellschaft schwerlich je aufhören. Aber das Uebel, welches diese Verschiedenheiten, diese Trennungen, diese Gegensätze unvermeidlich mit sich führen, — „wie das Feuer den Rauch", sagt er in einem nicht unebenen Bilde — dieses Uebel läßt sich, wenn nicht gänzlich beseitigen, so doch wesentlich mildern, — „wie der Rauch durch Rauchfänge entfernt wird", fährt er in seinem Bilde fort — wenn die einzelnen Menschen ihre Denk- und Handlungsweise so einrichten, daß sie nicht als Deutsche und Franzosen, oder als Franzosen und Engländer, nicht als Muhamedaner, Juden und Christen, nicht als Reiche und Arme, Vornehme und Geringe einander gegenübertreten, vielmehr als Menschen dem Menschen, also nach dem, was ihnen allen gemeinsam, nicht nach dem, was zwischen ihnen Trennendes ist. In der Bildung und Uebung einer solchen Denkweise findet er das Wesen, die Aufgabe, das Geheimniß der wahren, echten Freimaurerei, — nicht in den Formen und Ceremonien, womit diese sich theilweise umgibt.

Gewiß ein schöner, großer Gedanke! Man kann denselben, wie Sime thut, einen demokratischen, man kann ihn auch einen weltbürgerlichen nennen. Lebte Lessing heute, in der Zeit der großen internationalen Bestrebungen auf den materiellsten, wie auf den idealsten Gebieten, — von den Weltpostcongressen an bis zu den internationalen Vereinigungen für Wissenschaft, Kunst, Erziehung, Wohlthätigkeit, kurz Menschenveredelung jeder Art — und der nicht minder gewaltigen, zwar zum Theil mißverstandenen und mißleiteten, aber doch auch in vielen ihrer Rich-

Digitized by Google

tungen gesunden und erfolgreichen Bestrebungen für Linderung der Uebel, die in der socialen Ungleichheit ihre Wurzel haben: gewiß, er würde nicht unempfindlich sein für diesen Fortschritt der Menschheit und würde vielleicht ebenso sehr darin eine Verwirklichung jenes seines schönen menschenfreundlichen Wunsches erblicken, wie andererseits in dem unbeschadet dessen viel mehr gekräftigten Nationalbewußtsein seines eignen, des deutschen Volkes eine Befriedigung jenes richtigen Gefühls, welches ihm damals den schmerzlichen Ausruf erpreßte: „Ach, wir sind keine Nation, und unser Charakter besteht beinahe nur darin, keinen Charakter zu haben!"

Einmal bei Lessings politischen Ansichten verweilend, erinnert Sime auch an jenes satirische Gespräch an einer andern Stelle der Lessingschen Schriften: ob es mehr Mönche oder mehr Soldaten gebe und was von Beiden schlimmer sei (wobei Lessing zu dem Schlusse kommt, daß es für den Landmann dasselbe sei, ob seine Saaten von den Schnecken oder von den Mäusen verheert würden), ferner an Lessings aphoristische Bemerkungen (in seinen „Collectaneen") über den Verfall der alten deutschen Stände, den er beklagt.

Doch — wir haben den chronologischen Gang der biographischen Schilderung verlassen, der uns zunächst zu Lessings Antheil an den „Literaturbriefen" führt.

Sime verweilt bei dieser lange und mit sichtlicher Vorliebe. Einer sehr gerechtfertigten! Denn hier ist es, wo Lessings kritisches Talent zuerst in voller Kraft sich entfaltet; hier ist es, wo er zuerst ganz und entschieden mit dem französischen Klassicismus und mit dessen Nachbeter, Gottsched, bricht und beiden eine Niederlage beibringt, von der sie sich nicht wieder erholten, wo er zuerst seine volle Vertrautheit mit und seine aufrichtige Bewunderung für Shakespeare an den Tag legt.

Wir übergehen die Ehrenrettung Gottscheds in Bezug auf dessen Hinneigung zu der französischen Klassicität, welche Sime unternimmt. Sie macht seinem Billigkeitsgefühl alle Ehre, allein im Namen der deutschen Literaturgeschichte und Kritik können wir sie nicht acceptiren. Das Aeußerste, was man zu Gunsten dieser Gottschedschen Richtung allenfalls zugeben kann, ist, daß dieselbe ein pis aller, ein Nothbehelf gewesen sei zur Säuberung der deutschen Bühne von Rohheit und Gemeinheit; daß aber der deutsche Geist, wie Sime auszuführen versucht, überhaupt der Zucht des französischen Klassicismus bedurft hätte, um den rechten Weg zu finden, das möchte schwer aus der Geschichte dieses Geistes zu begründen sein. Doch — lassen wir Gottsched, über den in Deutschland die Akten geschlossen sind, und wenden wir uns wieder zu Lessing!

In Bezug auf das Faustfragment Lessings erwähnt Sime die hergebrachte Tradition von zwei verschiedenen Plänen, die der Dichter ausgearbeitet, den einen mit, den andern ohne dämonisches Beiwerk; er miß-

Digitized by Google

versteht aber die darüber vorhandenen Nachrichten, wenn er beide Pläne in der verhängnißvollen Kiste auf dem Transport von Dresden nach Braunschweig verloren gehen läßt. Im Uebrigen entscheidet er sich für die Ansicht, die auch wir für die richtige halten, daß Lessing den Stoff doch für eine dramatische Bearbeitung zu spröde erfunden habe und deshalb davon abgestanden sei.

Ueber den „Philotas" urtheilt er: der Patriotismus, aus welchem dessen Handlungsweise entspringe, sei zu übertrieben, zu „theatralisch"; Philotas selbst sei „mehr ein eigensinniger Knabe, als ein seiner That und ihrer Bedeutung sich klar bewußter Mann". Wir können ihm darin nicht ganz Unrecht geben.

Von dem Breslauer Aufenthalt Lessings entwirft Sime ein farbenreiches Bild nach Lessings eignen und seiner Freunde Briefen. Er läßt sich durch das scheinbar zerstreuungsvolle Leben, das Lessing dort führte, nicht irre machen an der unverrückbaren Tendenz seines Wesens nach dem Höchsten und Besten, darin Goethes treffendem Ausspruch folgend: „Lessing warf bisweilen seine persönliche Würde weg, sicher, wie er war, sie jeden Augenblick wieder aufnehmen zu können."

Von den beiden köstlichen Früchten des Breslauer Aufenthaltes Lessings, „Minna von Barnhelm" und „Laokoon", handelt Sime mit dankenswerther Ausführlichkeit. Im Eingange seiner Analyse der „Minna" befindet er sich wol in einem Irrthum. Bekanntlich wird erzählt, daß Lessing die Geschichte von einer Braut, die ihrem Bräutigam, einem verabschiedeten Offizier, nachgereist sei, als in Breslau wirklich vorgefallen gehört habe. Ein ebenso wirkliches Erlebniß soll dann jener Zug von Edelmuth eines preußischen Offiziers gegen eine von ihm besetzte feindliche Provinz gewesen sein. Daß aber jener und dieser Offizier in der Wirklichkeit als eine und dieselbe Person aufgefaßt worden sei, wie er dies in dem Lessingschen Stücke ist, davon ist uns nichts bekannt. Ebenso neu, beiläufig gesagt, war es uns, von Pröhle (in dessen Schriftchen: „Lessing, Wieland und Heinse") zu vernehmen, — freilich ohne Beweis oder Quellenangabe — daß jener edelmüthige Offizier kein anderer gewesen sein solle, als der preußische Major Kleist, Lessings Freund und aller Wahrscheinlichkeit nach dessen Musterbild zum „Tellheim".

Daß Lessing sich selbst im Tellheim abgebildet habe, wie einzelne deutsche Kritiker gemeint, bestreitet Sime mit Recht. Solche poetische Selbstabspiegelungen oder „Selbstbekenntnisse" lagen durchaus nicht in Lessings Natur. Die Charakterzeichnung in der „Minna von Barnhelm" erweckt Simes höchste Bewunderung. Er bedient sich des schönen Bildes: diese Charaktere glichen „Hügeln, deren Conturen in hellem Licht vom klaren Morgenhimmel sich scharf abheben". Das Vorurtheil, als habe Lessing nicht verstanden, den Reiz einer echt weiblichen Natur zu schildern, widerlege treffend der Charakter der Minna. Aber auch

Digitized by Google

die anderen Personen des Stücks seien mit gleicher Meisterschaft individualisirt.

In Betreff der Composition stimmt Sime Goethen darin bei, daß sie vortrefflich sei bis auf die Retardation im dritten Akte, wo Lessing, statt, wie man erwarte, die Haupthandlung stetig fortzuführen, dieselbe durch ein Zwiegespräch untergeordneter Personen, Franziskas und Justs, unterbricht. Dagegen ist er unabhängig genug, die Richtigkeit der von Goethe aufgestellten, allerdings wol schwer zu begründenden, Ansicht, als ob das Stück eine Art poetischer Aussöhnung zwischen Preußen und Sachsen bezwecke, anzuzweifeln.

Dem „Laokoon" hat Sime eines der längsten Capitel seines Buches gewidmet. Wir können ihm nicht in alle seine, meist sehr tief in ihr Thema eingehenden, feinsinnigen Erörterungen folgen und wollen daher nur im Allgemeinen anerkennen, daß er die von Lessing angestellten Betrachtungen ebenso nach der Seite der bildenden Kunst, wie der Poesie, mit viel Scharfsinn und Freimuth kritisirt, dabei hier und da in der ersteren Richtung zu etwas andern Resultaten, als Jener, gelangt, zum Theil gestützt auf neue Forschungen und Entdeckungen im Gebiete der antiken Plastik, welche Lessing noch nicht benutzen konnte.

Mit der gleichen dankenswerthen Gründlichkeit ist Lessings „Hamburgische Dramaturgie" besprochen. Sogar in die klippenreichen Untiefen der Aristotelischen Theorie von der κάθαρσις τῶν παθημάτων und der vielen gelehrten Commentare dazu älteren und neueren Datums taucht Sime unverzagt hinab und versucht, Lessings Ansicht darüber — welche nicht durchweg ganz klar ist — in das beste Licht zu stellen. Uns will bedünken, er müht sich allzusehr ab, die Aristotelischen Kategorien von Mitleid und Furcht auf die Tragödien einerseits Shakespeares, andererseits der Franzosen anzuwenden und diese modernen Dramen danach zu beurtheilen. Auch Lessing hing noch zu fest an diesen Kategorien, die doch nur auf das antike Drama passen mit seiner fast unbedingten Herrschaft des Fatums oder des Willens der Götter über die Menschen, nicht aber auf das moderne, dessen Lebensnerv der freie Wille des Menschen und der daraus entspringende tragische Conflict ist.

Mit Recht ist bemerkt worden (u. A. von Hettner), daß diese einseitige Theorie Lessings vom Drama, die dessen Zweck nur in der Erregung von Mitleid und Furcht fand und zu dem Begriffe der tragischen Schuld noch nicht durchgedrungen war, sich an dem Dramatiker Lessing gerächt habe in seiner „Emilia Galotti". Verlauf und Schluß dieses Trauerspiels sind rührend, erst unsere Furcht, dann unser Mitleid erweckend, aber nicht eigentlich tragisch, denn es fehlt die innerlich zwingende Nothwendigkeit zu der tragischen Katastrophe, der Ermordung einer Tochter durch ihren Vater. Was man, um eine solche zwingende Nothwendigkeit herbeizuführen, dem Dichter untergeschoben hat, eine geheime Leidenschaft

Digitized by Google

Emilias zu dem Prinzen, das weist Sime mit richtigem Gefühle zurück, und auch Goethes Autorität, der bekanntlich einer solchen Ansicht zuneigte, macht ihn darin nicht irre. Er will lieber einen Fehler in der Composition zugeben, als daß er wagen möchte, um den Dichter gegen diesen Vorwurf zu schützen, ihn dem viel größeren auszusetzen, den Charakter Emiliens in einem falschen Lichte und in einem grellen Widerspruch mit sich selbst gezeigt zu haben.

Das Verhältniß Lessings zu Eva König, seiner spätern Gattin, zwar kein Liebesroman in dem reizvollen Genre etwa der Goetheschen, zeigt uns doch Lessing den Menschen von neuen, liebenswürdigen Seiten, als den einerseits ernst verständigen und charaktervollen, andererseits aber tief fühlenden Mann. Er verlor bekanntlich nach ganz kurzem glücklichen Besitz die Gattin und das kaum von ihr geborene Kind und stand wieder so einsam da, wie vorher. Kein Wunder, wenn Jacobi ihn lebensmüde und bisweilen von einer Bitterkeit fand, die sich in unheimlich gezwungener Lustigkeit äußerte.

Was ihm um eben jene Zeit, wo er in seinen nächsten Empfindungen so tief und schmerzlich litt, auch die Freude an der literarischen Thätigkeit beinahe verleidete, war das Auftauchen einer ganz neuen, der seinigen so unähnlichen Richtung in der Literatur, der Schule der sog. „Originalgenies" oder des „Sturmes und Dranges". Schon am Schluß seiner „Dramaturgie" hatte Lessing davor gewarnt, daß man nicht, nachdem man den falschen, beengenden Regeln der Franzosen sich glücklich entwunden, in das andere Extrem verfalle und Regellosigkeit für das Anzeichen des wahren Genies nehme. Die Warnung war in den Wind gesprochen. In Goethes „Götz" feierte die Regellosigkeit ihren Triumph, und alle Welt jauchzte dieser neuen Richtung zu. Lessing fühlte, daß seine kurz vorher erschienene „Emilia", welche Freiheit mit Regelmäßigkeit zu gatten versuchte, mit diesem stürmischen, Alles vor sich niederwerfenden Anlauf der jungen Schule nicht Schritt halten könne. Vielleicht war es die Mißempfindung darüber, welche machte, daß er nicht gern von diesem seinem jüngsten Geistesproducte reden hören mochte. Wir brauchen ihn weder des Egoismus, noch des Neides anzuklagen, sondern es erklärt sich hinlänglich aus seinem Festgewurzeltsein in einer andern, wohlerwogenen Ansicht von der dramatischen Kunst, wenn er an dem lauten Beifall, den der „Götz" auf der Berliner Bühne fand, nicht gerade Freude hatte. Noch viel natürlicher war es durch und durch männlichen und thatkräftigen Lessing tiefe Antipathie gegen den Werther, die er in den bekannten spöttischen Worten aussprach: „der mannhafte Grieche würde selbst einem schwachen Mädchen eine solche Weichlichkeit des Gefühls, wie sie Werther zeige, kaum verziehen haben." Wir freuen uns, daß der englische Biograph Lessings sich in dieser Frage ohne Schwanken auf die Seite seines Autors stellt, unbekümmert um die Verketzerung,

Digitized by Google

welcher er sich dadurch bei manchen deutschen Kritikern vielleicht aussetzt. Die „vollendete poetische Meisterschaft Goethes in der Schilderung eines solchen Charakters erkennt er bereitwillig und rückhaltlos an; aber der Charakter selbst in seiner „Hypersentimentalität" erscheint ihm zum Helden, selber nur eines Romans, zu wenig geeignet.

Nahezu die Hälfte des zweiten Bandes seiner Schrift hat Sime der Analyse und Kritik Lessings als Philosoph und Theolog gewidmet. Man durfte gespannt sein, wie ein Engländer diese Seite des Lessingschen Geistes behandeln würde. In seinen theologischen Schriften hat Lessing eine unverkennbare Geistesverwandtschaft mit den englischen Freidenkern. Auf der andern Seite ist bekannt, daß so tief gehende kritische Auflösungsversuche in Bezug auf die positive Substanz der christlichen Dogmenlehre, wie sie die Untersuchungen Lessings, wie sie namentlich auch die von ihm herausgegebenen und wenigstens in vielen Punkten vertheidigten und befürworteten „Wolfenbüttler Fragmente" enthalten, in England weitverbreiteten Bedenken begegnen, hergenommen von der dort traditionellen Ansicht, daß die Mysterien des Glaubens ein noli me tangere seien für den kritischen Verstand. Aber auch hier bewährt Sime seine wissenschaftliche Unbefangenheit. Er gibt die verschiedenen Lessingschen Ausführungen über religiöse Dinge getreu und mit scharfem Eindringen in deren wahren Sinn wieder, und er würdigt sie nicht von einem voreingenommenen Standpunkt aus, sondern nach ihrem Zusammenhange unter einander, sowie mit dem Charakter Lessings und mit dem Gesammtzustande der Theologie und Philosophie Deutschlands in der damaligen Zeit.

Mit wissenschaftlich eindringender Schärfe beleuchtet er Lessings Ansichten von dem Christenthum vor der Bibel, von der Tradition und der regula fidei, besonders auch von dem Urevangelium; als den eigentlich springenden Punkt aber, von welchem Lessing in seinen Kämpfen mit den Theologen ausgegangen sei und auf den er sich immer wieder, als auf das sicherste Bollwerk, zurückgezogen habe, betrachtet er die von ihm in den mannichfachsten Wendungen und unter den treffendsten Bildern (z. B. jenem von dem Palast und den verschiedenen Bauriſſen dazu) wiederholte Auffassung des Christenthums als einer Sache nicht des Grübelns, des Speculirens, sondern des Handelns, und zwar des Recht- und Guthandelns, als des unvergänglichen Denkmals jener Idealität, Reinheit und Hoheit der Gesinnung und des Lebenswandels, von der Christus selbst uns ein so erhabenes Beispiel gegeben.

Darin besteht nach Lessing, wie Sime richtig bemerkt, die „Religion Christi", die That des edelsten, erhabensten Menschen — weit unterschieden von der „christlichen Religion", jenem Gewebe von Dogmen, durch welche Christus zu einem Gegenstande des Wunderglaubens gemacht, aber eben dadurch unsrer rein menschlichen, innigen Verehrung und Bewunderung ferner gerückt werde. Diese „Religion Christi" fand Lessing

Digitized by Google

am Schönsten ausgeprägt in dem „Testamente Johannis", jenem immer und immer wiederholten: „Kindlein, liebet Euch unter einander!"

Dieselbe rein praktisch-sittliche Anschauung vom Wesen und vom Werthe der Religionen findet sich dann wieder im „Nathan", als ihrer schönsten dichterischen Bekräftigung und Verherrlichung. Als dramatische Composition, meint Sime, lasse der „Nathan" Manches vermissen; in rein dichterischer Bedeutung könne er sich mit „Antigone", „Hamlet", „Faust" nicht messen; allein „das würde ein enger Begriff von Poesie sein, welcher den »Nathan« von einem hohen und dauernden Platze in der Weltliteratur ausschließen wollte".

Die Vereinbarung des „Nathan" mit der „Erziehung des Menschengeschlechts" hat den deutschen Auslegern Lessings viel Kopfzerbrechen verursacht. Dort, scheint es, stellt Lessing alle Religionen gleich hoch oder gleich niedrig, indem er nur das ihnen allen Gemeinsame — das rein Menschliche — als das allein an allen Werthvolle hervorhebt; ja, wenn er einer Religion einen Vorzug vor der andern zu geben scheint, so ist es eher die jüdische oder die muhamedanische gegenüber der christlichen, als umgekehrt. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" dagegen nimmt er einen Fortschritt an von dem Judenthum als einer unvollkommenen zu dem Christenthum als einer vollkommneren Stufe der Offenbarung. Sime sucht diesen Widerspruch dadurch auszugleichen, daß er einerseits im „Nathan" die Personen des Nathan und Saladin nicht als specifische Repräsentanten des Judenthums und des Islams ansieht (Nathan würde als solcher von den wirklichen Juden nie anerkannt worden sein, der historische Saladin war nichts weniger als duldsam), sondern als Charaktere, die eben über der Beschränktheit ihrer besonderen Religion stehen, diese Beschränktheit abgestreift haben, und indem er andererseits in der „Erziehung des Menschengeschlechts" weniger das Hervorgehen einer Offenbarungsstufe aus der andern, als vielmehr das hervorhebt, daß der Fortschritt der Menschheit in der Erhebung über das Specifische jeder einzelnen Religion bestehe, in jener allgemein menschlichen Denkweise, wie sie im „Nathan" betont sei, insbesondere aber in jener reinen, uneigennützigen, selbstlosen Moral, welche die „Kraft des echten Ringes" ausmacht. Diese Lösung der Frage, wenn sie auch nicht völlig erschöpfend ist, hat jedenfalls viel Ansprechendes und Sinniges.

Sime erkennt an, daß der wahre Begriff der „Offenbarung" auf das, was Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" so nennt, streng genommen nicht paßt. Denn dieser Begriff bezeichne etwas Absolutes, Etwas, was für alle Zeiten und für alle Menschen bestimmt ist, nicht Etwas von blos vorübergehender Dauer und Geltung. Auch werde der Inhalt einer wirklichen Offenbarung nicht als ein solcher gedacht, der auch auf anderem Wege, mittelst der menschlichen Vernunft, gefunden werden könnte. Allein war es denn Lessings Absicht, eine Apologie des

Digitized by Google

Christenthums, etwa gegen Reimarus, zu schreiben? Er leistete der Religion schon einen großen Dienst, indem er, gegenüber der von Voltaire aufgebrachten und von manchen deutschen Schriftstellern, auch Reimarus, nachgeahmten Auffassung des Christenthums als eines Werkes der Selbsttäuschung oder des Priesterbetrugs, ihm und allen Religionen die erhabene Bedeutung von Mitteln der Veredelung der Menschheit, des Fortschrittes zu immer größerer Sittlichkeit, Cultur, Humanität beilegte.

Am Schlusse dieses ganzen Abschnittes versucht Sime, „Lessings Philosophie" näher zu präcisiren. Er geht dabei von der Ansicht aus, daß es für einen Geist wie Lessing unmöglich gewesen sei, unempfindlich zu bleiben gegen die großen philosophischen Probleme seiner Zeit; daß er, der niemals sich begnügt mit halben Erklärungen, nothwendiger Weise dazu getrieben worden sei, die letzten Gründe der Wahrheit zu erforschen, und daß er daher sich eine zusammenhängende Theorie der Welt zu bilden gesucht habe. Wolf konnte ihn unmöglich lange befriedigen. Von seiner früheren Bekanntschaft mit Leibnitz finden sich Spuren schon in der Abhandlung über „Pope als Metaphysiker", die er gemeinsam mit Mendelssohn schrieb. Aber auch mit Spinoza machte er bald Bekanntschaft; ausführlicher beschäftigte er sich mit ihm in Breslau. Daß er es gründlich that, weist Sime treffend aus einem Briefe Lessings an Mendelssohn aus dem Jahre 1763 nach, wo Lessing sehr fein unterscheidet zwischen der „prästabilirten Harmonie" bei Leibnitz und der Annahme einer einzigen Substanz, die bald unter der Form des Denkens, bald unter jener der Ausdehnung sich darstellt, wie Spinoza sie auffaßt.

„Was aber waren die positiven Resultate, zu denen Lessing in seinem Philosophiren gelangte?" Diese Frage, welche Sime aufwirft, hat auch unsere deutschen Lessing-Commentatoren vielfach beschäftigt; aber noch keiner hat sie so gelöst, daß jeder Widerspruch geschwiegen hätte. Der gleichnamige Abschnitt: „Lessings Philosophie" in „Heblers Lessingsstudien" gibt davon Zeugniß. Sehen wir, wie der englische Autor sie beantwortet! Sime knüpft an das vielberufene Gespräch Jacobis mit Lessing an, auf Grund dessen Lessing von Jacobi zum Spinozisten pur sang gestempelt ward. Sime geht nicht soweit wie Guhrauer und der neueste Ausleger Lessings in der Hempel-Ausgabe von Lessings Schriften, welche beide dem Jacobischen Berichte über dessen Gespräch mit Lessing kein Gewicht beilegen; er hält diesen Bericht für richtig aus inneren Wahrscheinlichkeitsgründen. Allein er will nicht zugeben (und er schließt sich darin den meisten deutschen Bearbeitern Lessings an), daß damit Lessing zu einem Spinozisten mit Haut und Haar werde. Alles, was man sagen könne, sei, daß er sich in gewissen Beziehungen dem großen jüdischen Denker näher gefühlt habe, als irgend einem anderen Philosophen. Dafür glaubt Sime in Lessings Schriften die Beweise zu finden.

Freilich muß Sime zugeben (und darin theilt er nur die allgemein

Digitized by Google

darüber in Deutschland herrschende Ansicht), daß Lessing ein vollständiges philosophisches System, auch wenn er es vielleicht hatte, doch niemals in bestimmter Form ausprägte. Wir müssen uns seine philosophischen Ansichten theils aus einzelnen Aufsätzen von ihm, die specifisch philosophischen Inhalts sind, theils aus einzelnen Aeußerungen in seinen sonstigen Schriften herausſuchen.

Dies unternimmt Sime. Die erste hier einschlagende Schrift Lessings ist das „Gespräch über die Herrnhuter" (aus dem Jahre 1750 oder 1755). Als dessen letztes Wort bezeichnet Sime die Ansicht des Verfassers, daß der Mensch zum Handeln, nicht zum Vernünfteln geschaffen sei, daß es also auch in der Religion weit mehr auf die guten Handlungen, als auf die Spitzfindigkeiten der Dogmatik ankomme. Es ist das dieselbe Ansicht, die Lessing auch in seinen vielen Streitschriften gegen Goetze u. A. vertrat.

Daß Lessing damit eine absolute Gleichgültigkeit gegen alles speculative Wissen habe predigen wollen, nimmt Sime nicht an; mindestens sei er auf diesem Standpunkte nicht lange geblieben. Der berühmte Ausspruch Lessings von der vollen Wahrheit und dem Streben nach Wahrheit beweise zwar, daß er den Menschen für unfähig hielt, jemals in den Besitz der absoluten Wahrheit zu gelangen, aber auch, daß er eine stetige Beschäftigung mit den höchsten Problemen des Denkens als die Bestimmung des Menschen erkannte. Einer solchen stets fortschreitenden Erkenntniß werde auch in der „Erziehung des Menschengeschlechts" das Wort geredet.

In einer ganz anderen Richtung als jene über die Herrnhuter bewegt sich eine zweite Schrift Lessings ohngefähr aus derselben Zeit (1753 oder 1754): „Das Christenthum der Vernunft". Hier unternimmt Lessing eine speculative Ableitung oder Erklärung der Dreieinigkeit und ebenso der Schöpfung. Sime findet darin Spuren der Denkungsweise Spinozas. Aber können wir wol ernstlich einen jüdischen Philosophen als den intellectuellen Urheber einer Deduction der Dreieinigkeit, dieses so specifisch christlichen Dogmas, ansehen? Auch begegnen wir in derselben Schrift dem Gedanken einer Stufenreihe von Wesen, einem Gedanken, der weit mehr an Leibnitzens Monadenlehre erinnert. Uns scheint, diese Schrift, wie auch die kleine Abhandlung „über die Wirklichkeit der Dinge außer Gott", sind Jugendversuche Lessings, sich von dem Verhältniß der Welt zu Gott und der verschiedenen Wesen in der Welt zu einander eine philosophische Vorstellung zu bilden, Versuche, die eben Versuche blieben, wie denn die erstgenannte Schrift selbst ohne eigentlichen Abschluß plötzlich abbricht. In der „Erziehung des Menschengeschlechts" (§. 73) kehrt die gleiche Vorstellung von der Dreieinigkeit wieder, aber auch nur aphoristisch, eingeleitet mit jenem bei Lessing so häufigen: Wie?, womit er oftmals einen Gedanken oder richtiger einen Gedankenanlauf zu marki-

Digitized by Google

ren pflegte, den er nur als ein Problem, als ein Ferment weitern Denkens hinwarf, ohne ihn allemal selbst aus- und zu Ende zu denken. Wir dürfen nicht vergessen, daß, wie Sime selbst sagt, Lessing kein systematischer Philosoph war, keiner sein wollte, daß es ihm oft mehr um das Anregen zu thun war, als um die strenge Durchführung eines Satzes oder einer Behauptung.

Schwerlich werden wir irregehen, wenn wir als den eigentlichen Kern aller Speculationen Lessings über des Menschen Bestimmung und seine höchsten Ziele auf der Erde einerseits die Erhebung zu thatkräftiger Sittlichkeit und Selbstveredlung, andrerseits die möglichste Abstreifung alles Dessen erkennen, was den Menschen vom Menschen trennt und den Einzelnen in die beengenden Schranken einer ausschließenden, unduldsamen, lieblosen Lebensauffassung bannt.

Noch eine besondere Seite Lessingscher Philosophie! Lessing speculirt über Freiheit oder Unfreiheit des Willens. In dem Gespräche mit Jacobi äußerte er (nach Jacobis Angabe): er verlange gar keine Willensfreiheit, er danke vielmehr Gott dafür, „daß er müsse, das Beste müsse". In der kurzen Bemerkung, womit er des jungen Jerusalem Aufsatz „über die Freiheit" begleitet, findet sich ganz derselbe Gedanke: „Zwang und Nothwendigkeit," heißt es hier, „nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nämlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können!" Zur Erklärung, wie er jenes „das Beste müssen," meine, fügte er in dem Gespräche mit Jacobi hinzu: es sei ein Irrthum, wenn man den menschlichen Verstand als ein Erstes, Anstoßgebendes betrachte, da er doch, wie alles Andere, „von einer höhern Kraft abhängt, die unendlich erhaben über alles dieses Einzelne ist".

Offenbar dachte hier Lessing entweder an die „prästabilirte Harmonie" von Leibnitz, durch welche der ganze Zusammenhang der Begebenheiten in der Welt von Ewigkeit her durch Gott bestimmt ist, oder noch wahrscheinlicher (da er neben dem menschlichen Verstand auch die „Ausdehnung" nennt) an die Substanz Spinozas und die Abhängigkeit aller Einzelwesen von dieser, als bloßer „Modificationen" derselben. Jedenfalls sah er dasjenige, was „die Vorstellung des »Besten« im Menschen wirket," für etwas Höheres, Vollkommneres an, als den menschlichen Einzelwillen.

Wunderbar ist es, daß weder Sime, noch aber auch die deutschen Ausleger Lessings in diesem Punkte, weder Ritter noch Danzel, weder Schwarz noch Hebler, darauf aufmerksam gemacht haben, wie grundverschieden diese Auffassung Lessings von der Unfreiheit des menschlichen Willens von derjenigen Jerusalems ist, dessen Ansichten doch Lessing hier bekräftigen und vertheidigen will. Jerusalem findet die Unfreiheit des menschlichen Willens darin, daß jedem Denk- und Willensakte gewisse „dunkle Vorstellungen" vorausgehen, d. h. gewisse unklare Eindrücke äußerer

Digitized by Google

Dinge auf die Seele des Menschen, durch welche der Wille bestimmt werde. Es heißt in dem Aufsatze: „Das erste Glied in der Kette (unserer Handlungen oder Vorstellungen) ist immer eine Vorstellung, die durch einen sinnlichen Gegenstand rege gemacht ist.“ Wer fände nicht hierin jene Theorie von den „kleinen“ Vorstellungen wieder (petites perceptions), die Leibnitz in seinen wider Locke gerichteten Nouveaux Essais sur l' Entendement humain so geistreich und mit so viel Scharfsinn entwickelte? Leibnitz bedient sich daselbst der äußerst feinen und sinnigen Unterscheidung zwischen blos veranlassenden und wirklich zwingenden Ursachen menschlicher Handlungen. Les petites perceptions, sagt er, font pencher la volonté humaine, mais ne la nécessitent pas, d. h. die „kleinen“ oder „dunklen“ Vorstellungen (die vorausgegangenen sinnlichen Eindrücke) lenken zwar den menschlichen Willen hierhin oder dorthin, aber sie zwingen ihn nicht, gerade so oder so zu handeln; der Wille ist immer noch stark genug, sich diesem Einflusse zu entziehen, gegen die sinnlichen Eindrücke zu reagiren. Jerusalem findet die Freiheit des menschlichen Willens darin, daß derselbe im Stande ist, die „dunklen“ Vorstellungen „zu deutlichen aufzuklären“ und dadurch „dasjenige, was unsere Vernunft uns als das höchste Gut vorstellt, demjenigen, was unsere Leidenschaften als Gut vorstellen, bei der Wahl vorzuziehen und danach seine Handlungen einzurichten“. Bei Jerusalem, wie bei Leibnitz, ist also das, was den menschlichen Willen beeinflußt (nicht „zwingt“), etwas Niedereres, als der Wille, etwas Materielles; bei Lessing ist es etwas Höheres, nämlich jene „höhere Kraft, von der Alles abhängt“ und die „unendlich erhaben über alles Einzelne ist“. Anderwärts allerdings, z. B. in dem Zusatz zum zweiten „Wolfenbüttler Fragment“, bedient sich auch Lessing (wie Hebler richtig hervorhebt) jener Auffassungsweise Jerusalems von den „dunklen Vorstellungen“ oder „sinnlichen Begierden“, die „zu schwächen“ wir in uns das Vermögen haben.

Sime hat sich die Sache noch etwas anders zurechtgelegt — geistvoll und in seiner Art auch consequent, nur zweifeln wir, ob im Sinne jener oben angeführten Worte Lessings. Er sagt: ein Mensch von ausgeprägtem Charakter wird im gegebenen Falle, wo er zwischen gut und bös zu wählen hat, das Erstere wählen. Dies stimmt ohngefähr mit dem zusammen, was Kant den „intelligibeln Willen“ oder „Charakter“ des Menschen nannte. Sime beruft sich dabei auf eine Stelle im „Nathan“, wo Nathan zum Derwisch sagt: „Niemand muß müssen, und ein Derwisch müßte? Was müßt' er denn?“ Derwisch: „Warum man ihn recht bittet und er für gut erkennt, das muß ein Derwisch.“ Nathan: „Bei unsrem Gott, da sagst du wahr.“ Hier trifft allerdings das zu, was Sime vom „Charakter“ sagt; allein diese Stelle im „Nathan“ und jene andere Aeußerung Lessings sind offenbar zwei ganz verschiedene Dinge — wiederum ein Beweis, daß wir es bei Lessing nicht mit einem abgeschlossenen philosophischen Systeme zu thun haben, sondern daß er es liebte, solche spe-

Digitized by Google

culative Probleme auch einmal von verschiedenen Seiten zu betrachten. Es kam ihm eben darauf an (wie er selbst dies aussprach), unablässig die Wahrheit zu suchen, ohne sich einzubilden, jemals die ganze Wahrheit entdeckt zu haben.

Lessings Theorie von der „Seelenwanderung" betrachtet Sime mehr als einen geistreichen Gedanken, denn als eine wohlbegründete und klar entwickelte Ansicht. Dagegen hält er Lessing für einen entschiedenen Anhänger der Leibnitzschen Idee von der „besten Welt" — nicht in dem Sinne, daß in der wirklichen Welt Alles auf's Beste sich verhalte, wohl aber in dem, daß die Welt und namentlich die moralische Welt, die Menschheit, in einem stetigen Fortschritt zum Besten begriffen sei.

Doch — wir müssen mit unseren Betrachtungen auch über diesen Theil des Simeschen Buches zu Ende kommen! Wir scheiden von demselben mit aufrichtiger Achtung für des Verfassers Gründlichkeit, Unbefangenheit und für sein feines Eindringen in alle Seiten und Richtungen des Lessingschen Wesens und mit dem nochmaligen Ausdruck herzlicher Freude darüber, daß unser großer Kritiker, Dichter und Denker einen seiner würdigen Biographen und Ausleger in dem uns stammverwandten englischen Volke gefunden hat.

Digitized by Google

Die Telegraphenschrift des Himmels.

Von

H. W. Vogel.

— Berlin. —

In der elektrischen Telegraphie benutzt man einen sogenannten Schreibapparat, der von dem amerikanischen Maler Morse erfunden wurde. Dieser Apparat macht auf einem Papierstreifen Punkte oder Striche, wenn ein Telegraphist auf einer fernen Station den mit dem Apparate in Verbindung stehenden elektrischen Strom öffnet und schließt. Diese Punkte und Striche bilden die Buchstaben der elektrischen Telegraphenschrift. Eine ähnliche Telegraphenschrift empfangen wir von den Sternen, nicht auf den Schwingen des elektrischen Stromes, sondern auf den Schwingen des Lichts, es sind die dunklen Linien, die sich in dem Spectrum des Sternenlichts zeigen.

Seit 200 Jahren kennt man das Sonnen-Spectrum, aber erst im Anfang dieses Jahrhunderts beobachtete Wollaston dunkle Streifen in demselben. Fraunhofer, der berühmte Münchner Optiker, unterwarf diese einem sorgfältigen Studium und erkannte bereits, daß das Spectrum der Fixsterne zum Theil ganz andere, zum Theil dieselben Linien zeigt, als das der Sonne, aber er vermochte nicht, die seltsame Linienschrift zu enträthseln, und fast 50 Jahre vergingen, ehe man in diesen Linien Buchstaben erkannte, in welchen uns die selbstleuchtenden Himmelskörper ihre Bestandtheile telegraphiren. Die Enträthselung dieser Schrift erinnert an die Entzifferung der Hieroglyphen.

Im British Museum befindet sich ein unter dem Namen des Steins von Rosette bekannter schwarzer Stein, der in Unterägypten gefunden wurde. Er enthält eine dreifache Inschrift, eine griechische, demotische und hieroglyphische, die beiden ersteren leicht lesbar, die letztere ein Räthsel. Aus der griechischen Inschrift ging hervor, daß alle drei Schriften desselben Inhalts sind. Dennoch war bei der Verschiedenheit der Wort- und Satz-

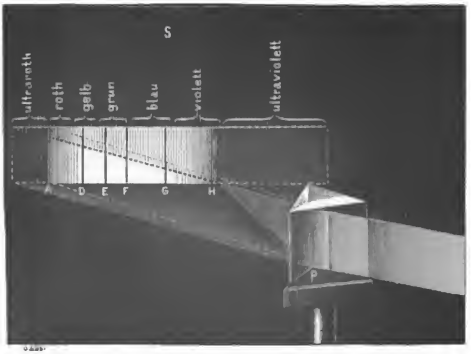
Digitized by Google

bildung in den verschiedenen Sprachen eine Deutung der hieroglyphischen Zeichen mehr als schwierig. Da erkannte Thomas Young, der berühmte Physiker, der schon als Knabe Proben seines staunenswürdigen Sprachentalents gegeben hatte, daß jedem Königsnamen in der griechischen Inschrift gewisse, mit einer elliptischen Linie umzogene Zeichen in der Hieroglyphenschrift entsprechen und daß bei Wiederkehr desselben Königsnamens in der griechischen Schrift die gleichen Zeichen in der Hieroglyphenschrift sich wiederholen. Diese Regelmäßigkeit konnte kein Zufall sein; diese Zeichen und diese Namen bedeuten dasselbe, sagte Th. Young und der erste Schritt zur Lösung der Hieroglyphenschrift war damit gethan.

In ähnlicher Weise lernte man die Telegraphenschrift der Sterne erst dann lesen, als man andere analoge Schriften, deren Bedeutung man kannte, mit ihr verglich und die auffallende Uebereinstimmung der Zeichen gewahr wurde.

In dem Spectrum der Sonne gibt es tausende von dunklen Linien. Fraunhofer erkannte, daß dieselben eine fest bestimmte Lage zu einander haben, so daß man gewisse Linien und Liniengruppen sofort wieder erkennt, gleichviel mit welchem Instrument man dieselben beobachtet. Er stellte die Lage von nicht weniger als 576 Sonnenlinien fest, entwarf eine genaue Zeichnung derselben und benannte die charakteristischsten derselben mit Buchstaben, die in dem Spectrum eingeschrieben sind, dessen Entstehung beifolgende Figur 1 versinnlicht, die bereits bei einer frühern Gelegenheit in dieser Zeitschrift zur Erläuterung diente (siehe Octoberheft 1877 S. 102).

Fig. 1.



Läßt man auf das in dieser Figur sichtbare Glasprisma P, statt des schmalen Bündels Sonnenlicht das Licht einer mit Kochsalz gelb ge-

Digitized by Google

färbten Spiritusflamme fallen, so entsteht, statt des leuchtenden siebenfarbigen Spectrums mit seinen dunklen Linien, eine einzige helle gelbe Linie und diese nimmt genau die Stelle der mit D bezeichneten dunklen Sonnenlinie ein. Man bemerkt diese Uebereinstimmung der Lage sofort, wenn man auf die untere Hälfte des Prismas das Kochsalzspiritusslicht, auf die obere Hälfte Sonnenlicht fallen läßt. Die helle gelbe Linie liegt dann genau in der Verlängerung der dunklen mit D bezeichneten Linie, wie solches Fig. 2 darstellt.

Fig. 2.

Läßt man das Licht beider Lichtquellen nacheinander durch 2 Prismen gehen, so spaltet sich sowol die helle Kochsalzlichtlinie als auch die dunkle Sonnenlinie D in zwei Linien und wiederum liegen die hellen Linien genau in der Verlängerung der dunklen.

Diese wahrhaft frappirende Uebereinstimmung entdeckte bereits Fraunhofer, er hatte somit in der unter einander gestellten spectralen Sonnen- und Flammenschrift zwei übereinstimmende Zeichen gefunden; aber das eine Zeichen war hell, das andere dunkel und dieser Gegensatz war zu auffällig, um die Uebereinstimmung für etwas mehr als einen Zufall zu nehmen.

So blieb das Räthsel der Sonnenschrift vorläufig ungelöst und nur schrittweise kam man seiner Lösung näher.

Schon Fraunhofer hatte festgestellt, daß in dem Licht unserer Kerzen, Lampen und Gasflammen nicht die Spur von dunklen Linien sichtbar ist. Alle diese Flammen liefern ein Spectrum, welches aus einem homogenen ununterbrochenen Regenbogenfarbenstreifen besteht. Man erkannte aber bald, daß wenn die Strahlen dieser Flammen durch gewisse durchsichtige, namentlich farbige Körper gehen, sich in ihrem Spectrum dunkle Streifen bilden. So liefert Anilinroth-Lösung, in den Gang der Strahlen eingeschaltet, einen dunklen Streifen im Gelbgrün (siehe Fig. 3), indem es von den vielen farbigen Strahlen, die im Lampenlichte enthalten sind, die grüngelben verschluckt oder absorbirt, alle übrigen aber durchläßt.

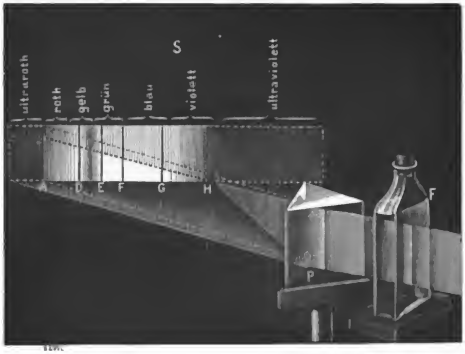
Mit den feinen zarten Sonnenlinien hat dieser dicke verwaschene Streif freilich nur eine oberflächliche Aehnlichkeit. Bringt man aber in das Fläschchen F (Fig. 3) einen Tropfen rother rauchender Salpetersäure, so füllt dieses sich mit dem Dampf der gedachten Flüssigkeit und dann erscheinen in dem Spectrum des durchgehenden Lampenlichts den Sonnenlinien ähnliche, feine dunkle Linien zu Hunderten, indem der Dampf der genannten Säure ebenfalls gewisse Strahlen des Spectrums verschluckt oder absorbirt.

Diese Thatsache berechtigte zu der Annahme, daß auch die zahlreichen dunklen Linien des Sonnenspectrums durch „Absorption" in irgend einem

Digitized by Google

Dampfe oder Gase entstünden, und damit fing der Schleier des Geheimnisses der Sonnenlinien an, sich allmählich zu lüften. Bald entdeckte man andere farbige Dämpfe, die ähnliche, wenn auch in ihren Linien verschiedene Spectra lieferten. Aber keins dieser „Linienspectra" stimmte mit dem Sonnenspectrum überein.

Fig. 3.



Da beobachtete der verdienstvolle Optiker Brewster beim genaueren Studium des Sonnenspectrums, daß manche dunklen Linien auffallend breiter werden, wenn die Sonne sich dem Horizont nähert, daß sogar alsdann neue Linien auftreten, und diese Erscheinung ließ sich nur daraus erklären, daß die atmosphärische Luft diese Linien verursacht, indem sie, gleich den genannten Dämpfen, gewisse Strahlen verschluckt. Morgens und Abends ist die Dicke der Luftschicht, welche die Sonnenstrahlen durchlaufen müssen, um bis zum Erdboden zu dringen, bedeutend größer als am Mittag, in Folge dessen ist auch die Absorption stärker; daher erklärt sich das Erscheinen neuer und das Breiterwerden schon vorhandener Linien.

Leider aber konnten nicht alle, sondern nur einzelne Linien des Sonnenspectrums als durch die Atmosphäre veranlaßt gedeutet werden; wäre letztere die alleinige Ursache derselben, so müßten sich in den Spectren der Fixsterne genau dieselben Linien zeigen, wie im Sonnenlicht. Daß dieses nicht der Fall sei, erkannte schon Fraunhofer, er erklärte daher mit größter Zuversicht bereits im Jahre 1814, daß, was auch immer die Ursache der Linien sein möge, diese nicht innerhalb, sondern außerhalb der Atmosphäre gesucht werden müsse.

Das war ungefähr der Standpunkt unserer Kenntnisse bis zum Jahre 1859. Streng genommen waren wir von 1814 bis 1859 nur wenig vorwärts gekommen. Es herrschte im Gebiete des Wissens über

Digitized by Google

die geheimnißvolle Sonnenfernschrift dunkle Nacht und ihr entsprachen die hochgelehrten und jetzt so kindlich erscheinenden Hypothesen über die Natur der Sonne, die um jene Zeit in allen Schulen, in welchen Physik getrieben wurde, als Wahrheit gelehrt wurden und die Arago, der große Physiker, folgendermaßen hinstellt:

„Man ist zu der definitiven (!) Annahme genöthigt, daß die Sonne aus einem dunklen Körper besteht, welchen zunächst eine in gewissem Grade undurchsichtige, das Licht zurückstrahlende Atmosphäre umhüllt, daß hierauf eine leuchtende Atmosphäre oder Photosphäre folgt, die selbst wiederum in einer gewissen Entfernung von einer durchsichtigen Atmosphäre umgeben ist. — Wenn man mich fragt, ob die Sonne von Wesen bewohnt sein kann, welche eine analoge Organisation besitzen wie die, welche unsere Erde bevölkern, so werde ich nicht anstehen, eine bejahende Antwort zu ertheilen." Wie Arago

so lehrten vom Katheder
Herr Puffendorf und Feder

und fanden Glauben bei Jung und Alt, denn auch im Bereiche der Naturwissenschaften gibt es Dogmen, die auf Treu und Glauben genommen werden müssen und genommen werden. In ihrer maßlosen Selbstüberschätzung als sogenannte Herren der Schöpfung sahen sich die Menschen für einen so unentbehrlichen Factor innerhalb der letzteren an, daß sie ihr Dasein auf Sonne, Mond, Planeten und Fixsternen als selbstverständlich erachteten und alle Theorien, welche dieser Anschauung huldigten, mit Vergnügen acceptirten. — Da wurde es plötzlich und fast unerwartet Tag. Im October 1859 verkündete der Bericht der Berliner Akademie der Wissenschaften der Welt die Lösung des Räthsels der Sterntelegraphenschrift, die Entdeckung der wahren Ursache der Fraunhoferschen Linien durch G. Kirchhoff. Bald darauf folgte in Poggendorffs Annalen 1860 die Publication der „chemischen Analyse durch Spectralbeobachtungen" durch Kirchhoff und Bunsen, und mit Staunen und Bewunderung vernahmen die Chemiker und Astronomen von einer ganz neuen Untersuchungsmethode, welche ihre bisher getrennt neben einander wandelnden Fachwissenschaften eng verknüpfte, ihren Gesichtskreis in's Ungemessene erweiterte und neue wunderbare Geheimnisse der Schöpfung offenbarte. Hören wir, wie das Räthsel der Sonnenlinienschrift gelöst wurde.

Kirchhoff erzählt: „Um die mehrfach behauptete Coincidenz (das Zusammenfallen) der durch eine Kochsalzflamme erzeugten Natriumlinien mit den D-Linien des Sonnenspectrums zu prüfen, entwarf ich ein mäßig helles Sonnenspectrum und brachte dann vor den Spalt des Apparats (d. i. die schmale schlitzförmige Oeffnung, durch welche man das flache Sonnenstrahlenbündel [Fig. 1] erzeugt) eine Natrium-(Kochsalz)-Flamme. Ich sah dabei die dunklen D-Linien in helle sich verwandeln. — Ich ließ dann vollen Sonnenschein durch die Natriumflamme auf den Spalt

Digitized by Google

fallen und sah da zu meiner Verwunderung die dunklen D-Linien in außerordentlicher Stärke hervortreten. Ich ersetzte das Licht der Sonne durch das Drummondsche Kalklicht, dessen Spectrum — keine dunkeln Linien hat; wurde dieses Licht durch eine geeignete Kochsalzflamme geleitet, so zeigten sich im Spectrum dunkle Linien an den Orten der Natriumlinien!" So hatte Kirchhoff in dem Spectrum eines Lichts, welches für sich keine dunklen Linien gibt, solche erzeugt, und zwar durch eine helle Flamme; es klingt paradox, aber es ist Thatsache.

Dieselbe Flamme, deren Licht im Spectrum zwei helle gelbe Linien liefert, verschluckt das gelbe Licht einer andern Lichtquelle, deren Strahlen durch die bewußte gelbe Flamme gehen. In der gelben Flamme aber ist der gelbe Dampf des Metalls enthalten, welcher einen Hauptbestandtheil des Kochsalzes bildet, das Natrium, und so wurde die große Wahrheit entdeckt: die dunklen Linien D des Sonnenspectrums werden durch glühenden Natriumdampf erzeugt.

Der Sonnenbuchstabe D war somit enträthselt und zu gleicher Zeit der Schlüssel zur Lösung der übrigen gefunden. Kirchhoffs Genius erkannte das diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Naturgesetz: dieselben Strahlen, welche ein glühender Dampf aussendet, werden von dem Dampfe absorbirt, wenn fremdes Licht durch ihn hindurchgeht. Und was Kirchhoff durch Speculation gefunden, das bestätigte das Experiment getreu dem Dichterwort:

Mit dem Genius steht Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, hält die andre gewiß.

Nachdem das Gesetz der Absorption glühender Dämpfe (diese sind es auch, welche die Flammen unserer Feuerwerkskörper färben: Strontiandampf leuchtet in diesen mit rothem, Barytdampf mit grünem, Kupferdampf mit blauem Licht) erkannt war, hatte die weitere Lösung des Räthsels der Sonnenschrift keine Schwierigkeiten mehr.

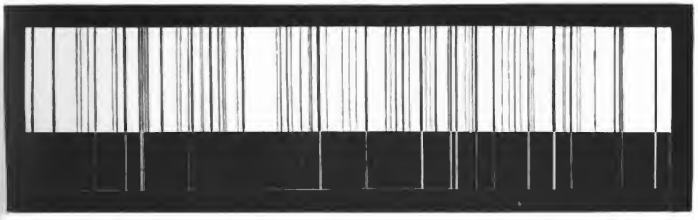
Die Entzifferung des Steins von Rosette wiederholte sich in anderer Form. Kirchhoff ließ das Licht glühender Metalldämpfe auf den unteren Theil, das Sonnenlicht auf den oberen Theil seines Prismas fallen, so erhielt er die dunklen Linien der Sonnenschrift und die hellen Linien des leuchtenden Dampfes übereinander und so erkannte er die Uebereinstimmung einer ganzen Reihe von Linien.

Manche Leser werden zu wissen wünschen, wie man Metalldämpfe erzeugt. Solches ist leicht mit Hülfe des elektrischen Funkens. Springt derselbe zwischen Metallen über, so erfolgt gleichzeitig durch die dabei sich entwickelnde sehr hohe Temperatur eine Losreißung und Verflüchtigung von Metalltheilchen unter glänzender Lichterscheinung. So kann man Eisen, Kupfer, Gold, selbst Platina verflüchtigen. Die Spectra, welche diese Metallfunken geben, bestehen aus einer großen Zahl heller Linien. Eisen gibt deren z. B. 450 und als Kirchhoff diese neben dem Sonnenspectrum beobachtete, da zeigte sich eine frappante Uebereinstimmung mit

Digitized by Google

gewissen Sonnenlinien, wie sie beifolgende Figur, welche einen Theil des Spectrums im Grün darstellt, veranschaulicht. Kirchhoff erkannte, daß nicht nur jeder hellen Eisenlinie eine dunkle Sonnenlinie entspricht, sondern daß auch die Intensität, Dicke, kurz der ganze Charakter derselben mit

Fig. 4.



einander harmoniren, und diese Thatsache erklärt sich nur durch die Annahme, daß das Licht der Sonne durch Eisendämpfe gegangen ist, bevor es zur Erde gelangte. So hatte Kirchhoff durch Vergleichung der Sonnenlinienschrift mit der künstlich entworfenen Eisenlinienschrift einen zweiten Sonnenbuchstaben enträthselt, und dieser bedeutete Eisen.

Wohl kannte man die Spectra der glühenden Metalldämpfe schon früher. Wheatstone, der bekannte Physiker, welcher die Geschwindigkeit der Elektricität maß, hatte bereits im Jahre 1835 Metallspectra beobachtet, aber abgesehen von einem flüchtigen Versuch von Brewster war es Niemandem eingefallen, ein solches Metallspectrum neben dem Sonnenspectrum zu beobachten, Kirchhoff unternahm es und er entdeckte den Schlüssel zur Telegraphenschrift des Himmels.

Wo befinden sich aber die glühenden Eisendämpfe, welche durch Absorption des weißen Sonnenlichts jene schwarzen Linien erzeugen?

Hören wir Kirchhoffs Antwort, die er in den Berichten der Berliner Akademie vom Jahre 1861 publicirte: „Die Eisendämpfe könnten in der Atmosphäre der Sonne oder in der der Erde vorhanden sein. Aber in unserer Atmosphäre kann man unmöglich Eisendämpfe in einer Menge annehmen, die zureichend wäre, um so ausgezeichnete Absorptionslinien im Sonnenspectrum hervorzurufen, als die den Eisenlinien entsprechenden sind; um so weniger, als diese Linien nicht eine merkbare Veränderung erleiden, wenn die Sonne sich dem Horizonte nähert. Der Annahme solcher Dämpfe in der Atmosphäre der Sonne steht aber bei der Höhe der Temperatur, die wir dieser zuschreiben müssen, Nichts entgegen. Die Beobachtungen des Sonnenspectrums scheinen mir hiernach die Gegenwart von Eisendämpfen in der Sonnenatmosphäre mit einer so großen Sicherheit zu beweisen, als sie bei den Naturwissenschaften überhaupt erreichbar ist. — Nachdem so die Gegenwart eines irdischen Stoffes in der Sonnenatmosphäre festgestellt

Digitized by Google

und durch dieselbe eine große Zahl der Fraunhoferschen Linien erklärt ist, liegt die Vermuthung nahe, daß auch andere irdische Stoffe dort sich befinden und durch die Absorption, die sie ausüben, andere von den Fraunhoferschen Linien hervorbringen. Es ist namentlich wahrscheinlich, daß Stoffe, welche hier an der Erdoberfläche in großen Massen vorhanden sind und welche zugleich durch besonders helle Linien in ihren Spectren sich auszeichnen, auf ähnliche Weise, wie das Eisen, sich in der Sonnenatmosphäre bemerklich machen werden. Es ist das in der That der Fall bei Calcium, Magnesium und Natrium. Allerdings ist die Zahl der hellen Linien in dem Spectrum eines jeden dieser Metalle nur ein kleine, aber diese Linien, sowie diejenigen des Sonnenspectrums, mit denen sie zu coincidiren scheinen, sind von so ausgezeichneter Deutlichkeit, daß ihre Coincidenzen sich mit ganz besonderer Schärfe beobachten lassen. Hierzu trägt der Umstand noch wesentlich fördernd bei, daß diese Linien in Gruppen vorkommen, deren Coincidenzen schärfer als die Coincidenzen einzelner Linien wahrgenommen werden können." Die Linien des Chroms bilden auch eine sehr ausgezeichnete Gruppe, die mit einer gleichfalls sehr deutlichen Gruppe Fraunhoferscher Linien übereinstimmt; auch die Anwesenheit des Chroms in der Sonnenatmosphäre glaube ich hiernach behaupten zu dürfen. — Es schien von Interesse, zu prüfen, ob in der Sonnenatmosphäre auch Nickel und Kobalt vorhanden sind, diese steten Begleiter des Eisens in den Meteormassen. Die Spectren dieser beiden Metalle zeichnen sich, wie das des Eisens, durch die außerordentlich große Zahl ihrer Linien aus. Aber die Linien des Nickels und mehr noch die des Kobalts sind sehr viel weniger hell, als die des Eisens; ich konnte ihre Lage daher lange nicht mit der Genauigkeit beobachten, wie es bei den Eisenlinien möglich gewesen war. Die helleren Linien des Nickels scheinen alle mit Linien des Sonnenspectrums zu coincidiren; dasselbe findet statt bei einigen Linien des Kobalts, bei anderen von merklich gleicher Helligkeit aber nicht. Ich glaube aus meinen Beobachtungen schließen zu dürfen, daß Nickel in der Sonnenatmosphäre sichtbar ist, ob dasselbe von Kobalt gilt, darüber halte ich mein Urtheil zurück. Baryum, Kupfer und Zink scheinen in der Sonnenatmosphäre vorhanden, aber nur in geringer Menge. Die übrigen Metalle, welche ich zu untersuchen habe, nämlich Gold, Silber, Quecksilber, Aluminium, Kadmium, Zinn, Blei, Antimon, Arsen, Strontium und Lithium sind im Spectrum der Sonnenatmosphäre nicht sichtbar."

Nach diesen Thatsachen blieb zur Erklärung der dunklen Linien des Sonnenspectrums nur die Annahme übrig, daß die Sonne aus einem hellleuchtenden, in höchster Weißgluth befindlichen Kern besteht, der umgeben ist von einer glühenden Dampfatmosphäre von etwas geringerer Temperatur.

„Diese Vorstellung von der Beschaffenheit der Sonne ist in Uebereinstimmung mit der von Laplace begründeten Hypothese über die Bildung

Digitized by Google

unseres Planetensystemes. Wenn die Masse, die jetzt in den einzelnen Körpern desselben concentrirt ist, in früheren Zeiten einen zusammenhängenden Nebel von ungeheurer Ausdehnung bildete, durch dessen Zusammenziehung Sonne, Planeten und Monde entstanden sind, so mußten alle diese Körper bei ihrer Bildung im Wesentlichen von ähnlicher Beschaffenheit sein. Die Geologie hat gelehrt, daß die Erde einst in glühend flüssigem Zustande sich befunden hat, man muß annehmen, daß auch die andern Körper unseres Systemes einmal in einem solchen gewesen sind. Die Abkühlung, die in Folge der Ausstrahlung der Wärme bei allen eingetreten ist, hat aber bei ihnen, vornehmlich je nach der verschiedenen Größe, sehr verschiedene Grade erlangt und während der Mond kälter als die Erde geworden ist, ist die Temperatur der Oberfläche des Sonnenkörpers noch nicht unter die Weißglühhitze gesunken."

„Die irdische Atmosphäre, die jetzt nur wenige Elemente (hauptsächlich Stickstoff und Sauerstoff) enthält, mußte, als die Erde noch glühte, eine viel mannichfaltigere Zusammensetzung haben, alle in der Glühhitze flüchtigen Stoffe mußten in ihr vorkommen. Eine entsprechende Beschaffenheit muß noch heute die Oberfläche der Sonne besitzen."

Diese Kirchhoffsche Lehre war so überzeugend, sie war so sicher durch die Theorie und das Experiment gestützt, daß sie alle Gelehrten sofort für sich gewann, unähnlich anderen Theorien, die auf zähen Widerstand stießen und erst nach jahrelangem Kampfe den Sieg gewannen, z. B. die Lehre von der Axendrehung der Erde, die Wellentheorie des Lichtes, die Lehre vom Luftdruck und die Newtonsche Farbenlehre.

Wie Columbus' Entdeckung den tellurischen Gesichtskreis der Menschen erweiterte und eine neue Welt auf Erden erschloß, so erweiterte die Entzifferung der Sternschrift den kosmischen Gesichtskreis und erschloß ein neues Gebiet der Wissenschaften, „die Chemie des gestirnten Himmels".

Kirchhoff begnügte sich damit, den Schlüssel zur Lösung der Telegraphenschrift des Himmels geliefert zu haben. Es lag ihm fern, das Räthsel aller Sonnenlinien lösen zu wollen. Er überließ das den zahlreichen Forschern, die mit Feuereifer die neue Beobachtungsmethode ergriffen.

Bald entdeckte man noch andere Metalle, wie Strontian, Kadmium, Kobalt, (dessen Gegenwart Kirchhoff zweifelhaft erschienen war), Mangan, Titan, Kupfer und Uran und auch ein Nichtmetall, das Wasserstoffgas.

Nach Kirchhoffs Anschauung müssen die glühenden Dämpfe und Gase, welche in dem Lichte des weißglühenden Sonnenkörpers gewisse Strahlen auslöschen und dadurch dunkle Linien liefern, für sich allein (ohne das Licht des Sonnenkörpers dahinter) helle Linien erzeugen, ebenso wie eine Kochsalzspiritusflamme, die, vor ein Knallgaslicht gehalten, zwei dunkle Linien erzeugt, für sich allein durch das Prisma betrachtet, zwei helle Linien liefert.

Nun ist man bei gewissen Gelegenheiten in der Lage, das Licht der

Digitized by Google

Dämpfe der Sonnenatmosphäre für sich allein, ohne das Licht des darunter befindlichen Sonnenkörpers, beobachten zu können, das ist bei totalen Sonnenfinsternissen.

Mit Ungeduld erwartete man nach Kirchhoffs Entdeckung die erste Sonnenfinsterniß, es war die berühmt gewordene von 1868. Deutsche, englische und französische Beobachter begaben sich zu ihrer Beobachtung nach Indien, und dem Franzosen Janssen glückte es zuerst, helle Linien in der Atmosphäre der total verfinsterten Sonne zu sehen; diese Linien gehörten dem Wasserstoff an. Somit war Kirchhoffs Theorie auf das Schönste bestätigt.

Janssen erkannte diese Linien zuerst in dem Spectrum der Protuberanzen, d. h. der rosafarbenen Hervorragungen, die gleich Wolken oder Feuersbrünsten, oder gewaltigen Hörnern über den verfinsterten Sonnenrand hoch hinausragen. Er erkannte aber auch, daß die gesehenen hellen Linien von solcher Intensität waren, daß er die Hoffnung äußerte, dieselben auch bei hellem Tage, trotz des glühenden Lichtes der Sonne, wahrnehmen zu können. Und diese Hoffnung ging in Erfüllung. Als er sein Instrument am folgenden Tage auf den Sonnenrand einstellte, erkannte er helle Linien und zwar dieselben, die er Tags vorher gesehen. Er erkannte dadurch, daß die gewaltige, an 20,000 Meilen hohe Protuberanz, welche er während der Finsterniß beobachtete, einen Tag später nicht mehr vorhanden war. Ehe der Bericht über seine Beobachtungen nach Europa gekommen war, glückte es Lockyer, die hellen Protuberanzenlinien ohne Sonnenfinsterniß zu beobachten. Mit Eifer wurde nunmehr der Sonnenrand auf helle Linien im Spectroskope geprüft, die Sonnenflecke und die sie umgebenden Halbschatten und hellglänzenden Fackeln wurden in gleicher Weise auf's Korn, oder besser gesagt, auf den Spalt des Spectroskops genommen und Lockyer, Respighi, Janssen, Zoellner, H. C. Vogel, Tachini, Secchi, Young ꝛc. förderten durch ihre Beobachtungen innerhalb weniger Jahre großartiges Material über die Natur unseres Sonnenkörpers zu Tage.

Man stellte fest, daß die Protuberanzen nur locale Anhäufungen von Wasserstoff sind, Sonneneruptionen, bei welchen die glühenden Gasmassen hoch hinausgeschleudert werden, so daß sie zum Theil bis zu 14 Erddurchmesser über den Sonnenkörper emporsteigen. Man erkannte in diesen glühenden Gasmassen auch noch die hellen Linien des Kalks, Magnesiums, Natriums, Baryums, Nickels, Eisens und Mangans. Man stellte fest, daß abgesehen von localen Wasserstoffanhäufungen die Sonne ringsum mit einer wesentlich wasserstoffhaltigen, helle Linien im Spectrum zeigenden Atmosphäre umgeben ist, die Lockyer Chromosphäre nannte, und Young gelang es, bei der Sonnenfinsterniß von 1870, in schönster Bestätigung der Kirchhoffschen Theorie, nicht nur einzelne helle Linien darin wahrzunehmen, sondern sämmtliche dunkle Linien des Sonnenspectrums im Moment der völligen Bedeckung der Sonne durch den Mond als helle Linien zu erblicken.

Digitized by Google

Die Wasserstoffmassen, welche die Sonne umgeben, leuchten aber zum Theil mit solcher Gluth, daß sie selbst mitten auf der Sonnenscheibe als helle Linien erscheinen. Dieses geschieht namentlich an den hochglänzenden Stellen, welche die sogenannten Sonnenfackeln bilden und die nichts weiter darstellen, als Protuberanzen mitten auf der Sonnenscheibe.

Neuerdings erkennt man aber die Protuberanzen am Rande der Sonne nicht blos an ihren hellen Linien. Vervollkommnete Spectralapparate erlauben, nach der Methode des trefflichen Astrophysikers Zoellner in Leipzig, dieselben in ihrer vollen Gestalt wahrzunehmen. Zoellner selbst wurde durch seine Beobachtungsmethode am 1. Juli 1869 Zeuge einer hochinteressanten Sonnenrevolution, bei welcher plötzlich mächtige Protuberanzen vor seinen Augen auftauchten, ihre Gestalt in der seltsamsten Weise veränderten und wieder verschwanden. Wir geben nachfolgend Zoellners Beschreibung und Abbildungen.

„Die erste Protuberanz, welche ich beobachtete, ist in Figur 5 dargestellt. Ueber einer intensiv leuchtenden kegelförmig am Sonnenrand aufsteigenden Masse breitet sich ein wolkenartiges Gebilde von geringer Intensität aus.

Fig. 5.

Fig. 6.

„Eins der merkwürdigsten Gebilde war die in Figur 6 dargestellte Protuberanz. Ich traute meinen Augen kaum, als ich an demselben die züngelnden Bewegungen einer Flamme wahrnahm. Diese Bewegung war jedoch langsamer, als die entsprechende hochauflodernder Flammen bei Feuersbrünsten, sie dauerte 2 bis 3 Sekunden."

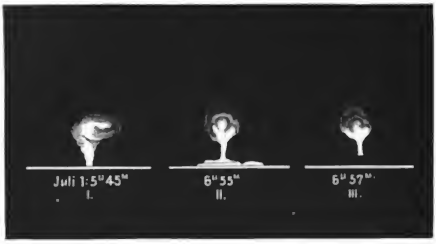
Eine dieser ähnliche Protuberanz beobachtete die norddeutsche Sonnenfinsternißexpedition, bei welcher Schreiber dieses betheiligt war, 1868 in Aden in Südarabien und gelang es der Expedition, deren etwas gekrümmte Gestalt photographisch zu fesseln.

Von der großen Schnelligkeit, mit welcher Protuberanzen, ihrer Form und Intensität nach, sich verändern, geben die Abbildungen in Fig. 7 Beispiele. In diesen sind die verschiedenen Gestalten dargestellt,

Digitized by Google

welche eine und dieselbe von Zöllner beobachtete Protuberanz in den darunter angegebenen Zeiten annahm.*)

Fig. 7.



Zieht man in Betracht, daß die Protuberanzen Fig. 5 und 7 eine Höhe gleich dem vierfachen Erddurchmesser aufwiesen, die Protuberanz Fig. 6 sogar eine Höhe gleich dem $13\frac{1}{2}$fachen, daß ferner bei den in

Fig. 8.

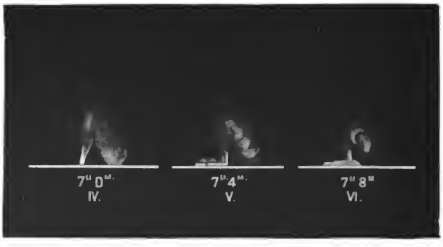


Fig. 7 abgebildeten Veränderungen der Gestalt die einzelnen Theile Bewegungen durch eine Strecke von circa 6000 geogr. Meilen innerhalb weniger Minuten vollführten, so bekommt man einen annähernden Begriff von der Kolossalität der Sonnenausbrüche, mit denen verglichen die verheerendsten Vulkanausbrüche unserer Erde als eitel Spielerei erscheinen. Und diese Sonnenrevolutionen gehen fast täglich vor sich, wenn auch Perioden der Ruhe eintreten, wo sie minder heftig erscheinen. Man hat Bewegungen an Protuberanzen beobachtet, bei denen diese in der Sekunde 20 Meilen durchliefen, während der fürchterlichste irdische Orkan kaum mehr als $\frac{1}{12}$ Meile in der Sekunde durchrast.

So bedeutende Resultate die Spectroskopie der Sonne aber auch

*) Die Zeitangabe unter der ersten Figur ist unrichtig. Es ist statt 5 U. 45 M. 6 U. 45 M. zu lesen.

Digitized by Google

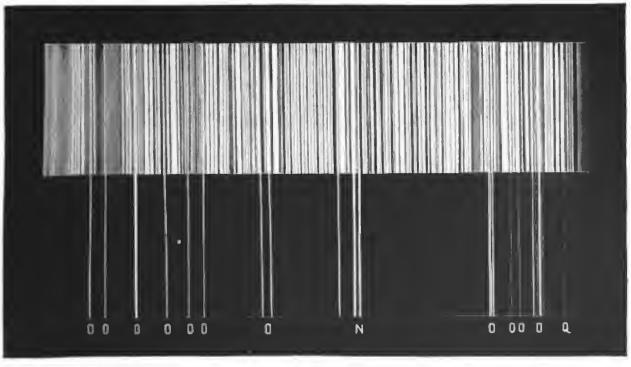
zu verzeichnen hat, so sind wir noch weit entfernt, die Ursache aller Sonnenlinien bestimmen zu können. Etwa 1700 Linien haben Kirchhoff, Hoffmann, Angström und Thalen in dem sichtbaren Theile des Sonnenspectrums verzeichnet, aber nur ungefähr der sechste Theil derselben ist bisher sicher gedeutet worden.

Uebersieht man die Zahl der auf der Sonne gefundenen Elemente, so erscheint es auffällig, daß Körper, die unter den Bestandtheilen unserer Erde eine wichtige Rolle spielen, z. B. der Sauerstoff, der allein $^1/_5$ unserer Atmosphäre ausmacht und einen Hauptbestandtheil der festen und flüssigen Erdoberfläche und sicher auch des Erdinnern bildet, dort oben noch nicht gefunden worden ist.

Man hat die Linien des glühenden Sauerstoffs auf das Aufmerksamste mit den Sonnenlinien verglichen, jedoch ohne positives Resultat. Ebenso vergeblich war das Forschen nach den Linien des Stickstoffs, des Schwefels, des Siliciums und anderer Nichtmetalle.

In neuester Zeit ist die Lösung dieses Räthsels versucht worden. Professor Draper photographirte den violetten Theil des Sonnenspectrums und das Spectrum eines durch Luft schlagenden elektrischen Funkens und zu seiner Ueberraschung erkannte er in dem Bilde, das wir hier in Fig. 9 reproduciren, daß die (in der Figur mit O bezeichneten) hellen Linien des Sauerstoffgases nicht mit dunklen Linien der Sonne, sondern mit hellen Zwischenräumen übereinstimmten.

Fig. 9.



Diese Thatsache würde nach Kirchhoffs Theorie gegen die Anwesenheit des Sauerstoffes in der Sonne sprechen, denn der glühende Sauerstoff sollte sich eigentlich durch schwarze Absorptionslinien verrathen, wie die übrigen Elemente der Sonnenatmosphäre.

Digitized by Google

Zieht man aber die Thatsache in Betracht, daß bei den Sonnenfackeln (s. o.) auch andere Gase, z. B. Wasserstoffgas sich nicht in dunklen, sondern in hellen Linien auf der Sonnenscheibe markiren, daß ferner in den Protuberanzen eine helle gelbe Linie sichtbar ist, für welche wir keine analoge dunkle im Sonnenspectrum kennen und deren Ursprung noch nicht enträthselt ist, daß endlich die Breiten der Sauerstofflinien und die Breiten der damit zusammenfallenden Zwischenräume im Sonnenspectrum einander entsprechen, so erscheint es wol glaublich, daß auch der Sauerstoff so hell leuchtet, daß sein Ausstrahlungsvermögen sein Absorptionsvermögen übersteigt, d. h. daß er helle Linien statt der dunklen im Spectrum erzeugt. Somit würde nach Drapers Ansicht das Sonnenspectrum als ein Gemisch von dunklen und hellen Linien erscheinen und Sauerstoff und Wasserstoff, die sich bei mäßig hoher Temperatur unter gewaltiger Explosion mit einander verbinden, dort oben noch neben einander existiren, durch die ungeheure Gluth des Sonnenkörpers an ihrer Vereinigung verhindert.

Das sind in Kurzem die wesentlichsten Resultate der spectralanalytischen Untersuchung der Sonne.

Die Enträthselung ihrer Telegraphenschrift hat uns mit kolossalen Revolutionen auf deren Oberfläche bekannt gemacht, sie hat aber auch eine ebenso große Revolution in unsern Anschauungen über dieselbe hervorgebracht.

Wie harmlos erscheint uns jetzt die fünfzig Jahre lang von allen Kathedern gelehrte und von aller Welt geglaubte Hypothese vom bewohnbaren Sonnenkörper, eine Anschauung, welche empfindsamen Seelen gestattete, sich den Mittelpunkt unseres Planetensystems als Ort des ewigen Frühlings, als Aufenthaltsort glücklicher Menschen auszumalen. Man träumte von einer Helligkeit ohne erschlaffende Wärme, von einem Paradies, so recht geeignet zum Wohnsitz der Seligen.

Da zog Kirchhoff den Schleier von dem Phantasiegemälde. Aus dem geträumten Paradies wurde ein schauerlicher Höllenpfuhl, entsetzlicher als die unheimlichsten Bilder aus Dantes Inferno, ein ewig gährender, küstenloser Feuerocean, dessen grausenvolle Hitze nicht nur jede Spur organischen Lebens auf weite Ferne unmöglich macht, sondern selbst das Vereinigungsbestreben der Elemente vereitelt und die strengflüssigsten Körper wie Kalk, Magnesia, Eisen zu Gasen verflüchtigt, welche als brodelnde Gluthatmosphäre den (vielleicht flüssigen) Sonnenkörper umtosen, sich theils zu Wolken verdichten, theils in Feuernebel zerstieben, und in fürchterlichen Orkanen, gegen welche die irdischen Teifuns wie Kindesodem erscheinen, die Wellen des chaotischen Gluthmeeres peitschen.

Digitized by Google

Der Palatin und seine Ausgrabungen.

Von

H. Schoener.

— Rom. —

Der hervorragendste und anziehendste unter den „sieben Hügeln" Roms ist heute der Palatin. Die beiden zusammenhängenden nordöstlichen, d. h. der Quirinal und der Viminal, sind völlig mit modernen Gebäuden überdeckt; der erstere trägt bekanntlich den zur königlichen Residenz gewordenen mächtigen päpstlichen Palast, der andere dichtgedrängte Wohnungsquartiere. Im Norden hat die erweiterte Stadt auch den Monte Pincio noch mit in ihre Grenzen gezogen und sich dadurch die schöne von den Römern und den Fremden gleichmäßig geschätzte, aber auch einzige Promenaden-Anlage erworben. Der ausgedehnte Esquilin, im Alterthum durch die Gärten des Mäcenas, die Titusthermen und das Goldene Haus Neros geschmückt, später entvölkert und verlassen, ist neuerdings zum Schauplatz der großartigen Erweiterungsanlagen geworden und bereits zum großen Theil von breiten geradlinigen Straßen und von modernen Häusern und Villen bedeckt. Alles aber, was weiter südlich liegt, trägt jene Spuren der Verödung, jenen traumhaften Charakter des Geschwundenseins einstiger Pracht und Größe, der uns die alten Ruinenstätten so anziehend macht und in Rom durch seine Contraste ganz besonders fesselnd wirkt. Kaum hat man die neuesten Stadtquartiere und die prächtige Basilica Sa. Maria Maggiore hinter sich, so glaubt man sich in der öden Campagna zu befinden. Weite unbebaute Strecken, wie draußen vor den Thoren, dehnen sich hier aus: und doch sind wir noch innerhalb der Aurelianischen Stadtmauer, auf einem Boden, der einst dicht bewohnt war. — Der ganze Caelius ist jetzt unbewohnt und nur von vereinzelten Prachtbauten, wie dem Lateran, besetzt, welche seine Verödung noch augenfälliger machen. Ausgedehnte Vignen, Gärten und Felder nehmen die Stellen ein, wo einst dichtbevölkerte Straßenquartiere lagen; halbverfallene Mauern und Dornenhecken schließen sie ein. Hie

Digitized by Google

und da erhebt sich eine antike Ruine, von dichtem Grün überwuchert. Trümmerhafte Bogenreihen alter Wasserleitungen ziehen majestätisch durch die Niederungen und über die Hügel, von denen aus sie die gleich alten und gleich trümmerhaften Mitzeugen draußen in der weiten Campagna zu grüßen scheinen. So ist es auf dem Caelius. Denselben Anblick bietet der Aventin, zur Zeit der Republik Hauptsitz der zahlreichen plebejischen Bevölkerung. Aus unabsehbaren Vignen, die von wenigen krummen Wegen durchschnitten sind, ragen ein paar graue und stumme Kirchen, Klöster und Osterieen auf. An Sonn- und Festtagen vergnügt sich das Volk in den letzteren. Sonst ist es still und einsam dort oben; kaum ein Laut zu hören; außer einem Mönche kaum ein Mensch zu sehen.

Anders sieht es auf dem capitolinischen Hügel aus. Er liegt inmitten bevölkerter Stadttheile; die städtische Verwaltung hat sich auf ihm niedergelassen, und er wird von Geschäftspflegenden und Schaulustigen nicht leer. Hier steht eine vielbesuchte Kirche auf der Höhe des Tempels der Juno Moneta, der Gesandtschaftspalast und das Archäologische Institut Deutschlands auf der des Jupitertempels. Hier ist das Stadthaus, der Senatorenpalast und die beiden Paläste Giacomos del Duca mit den Museen des Capitols. Hier steht die Reiterstatue Marc Aurels, und hier ist, von tropischen Gewächsen beschattet, der Käfig mit der Wölfin, dem Wappenthiere der Stadt des Romulus und Remus.

Von Süden her windet sich ein Fahrweg nach dem Capitol hinauf. Er hält ungefähr die Richtung der alten Triumphstraße, des Clivus Capitolinus. Von seinem Scheitel aus schaut man hinab auf das Forum Romanum mit seinen dichtgedrängten, Ehrfurcht gebietenden Ruinen, mit den malerischen Säulen und Steinfließen und weiterhin auf den Titusbogen und das Colosseum. Unmittelbar gegenüber aber ragen an einem steilen Abhang mächtige Backsteinruinen empor, geborsten unter der Last der Jahrtausende, am Fuße von ewig jungem Rankenwerk umflochten, zu Häupten von dunkeln Bäumen beschattet, nach zwei Seiten sich weit hinziehend, wie um eine verzauberte Burg zu umschließen.

Es ist der Palatin, der geheimnißvollste und anziehendste von allen römischen Hügeln. Auch auf ihm haben sich ein paar Klöster, früher noch einige Villen und Gärten angesiedelt und sorglos über und zwischen den tief verschütteten Bauten des Alterthums ausgebreitet. Aber sie thun dem Charakter dieser keinen Abbruch; im Gegentheil — die Palmen und Cypressen erhöhen den poetischen Reiz der geheimnißvollen Höhe, und gern erfreut sich der Wanderer, während er die übereinander gethürmten Ruinen durchstöbert, an der üppigen und duftigen Vegetation und an der unvergleichlichen Fernsicht über die grünen Höhen und die weite Campagna.

Der Palatin ist von der Sage wie von der Geschichte gleichmäßig bevorzugt und darum immer als eins der erinnerungsreichsten und ehr-

Digitized by Google

würdigsten Stücke römischen Bodens betrachtet worden. An ihn knüpfen sich die Gründungssagen und der geschichtliche Anfang der ewigen Stadt, an ihn ihr größter Glanz und die Ereignisse, welche den Untergang ihrer alten Größe begleiteten. Denn hier erbauten die ersten Ansiedler ihre bescheidenen Hütten, wo angeblich auch Romulus die seinige gehabt hatte; hier erhoben sich später die stolzen Häuser der vornehmsten Bürger und die Kaiserpaläste von nie geahnter Pracht; hier war ein Hauptfeld für die raub- und zerstörungslustigen Hände der nordischen Kriegsschaaren, welche das tausendjährige Römerreich in Trümmer schlugen, und noch mehr für die der Nachkommen der Quiriten selbst, welche ohne Bedenken fortschleppten, was sie brauchen konnten.

Gewaltige Wandlungen hat der Palatin mit der Stadt und dem Reiche zugleich durchgemacht. Die römischen Dichter der Glanzzeit gefallen sich darin, seine ursprüngliche ländlich einfache Erscheinung mit der derzeitigen Pracht in Vergleichung zu stellen und daran zu erinnern, daß dort, wo man zu ihrer Zeit nichts als von Marmor, Gold und Farben strahlende Gebäude sah, dereinst Wald und Sumpf, rohes Gemäuer und Bauern- und Hirtenhäuser gewesen waren. Aber die Wandlungen waren zur Zeit jener Dichter noch nicht vorüber. Die stolzen Besitzer, die übermüthigen Herren Roms und der Welt, verschwanden vom Palatin; die Paläste fielen in Schutt, und wieder nahmen Bäume, Sträucher und Pflanzungen Besitz von dem Hügel, von dem aus die Welt regiert worden war, so daß man schier vergaß, daß dort Kaiser und Könige gehaust hatten. Und dann brach wieder eine Zeit an, die sich an das Vergangene erinnerte und die Verlangen trug, mit Augen zu sehen, was von den unsterblichen Werken des gewaltigsten Volkes übrig geblieben war, um daran sich selbst zu bilden und zu stärken, — und es wurden abermals die Bäume gefällt und das Gestrüpp ausgerodet, und aus dem Schutte der Jahrhunderte stiegen die Reste der Vergangenheit deutlich und staunenerregend wieder an's Tageslicht.

Noch ist bei Weitem nicht Alles, was der Boden des Palatins birgt, wieder sichtbar geworden. Die geordneten Ausgrabungen sind erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit im Werke, und ein großer Theil des Terrains hat noch nicht durchforscht werden können, weil er in Privatbesitz sich befindet. Dennoch haben die Arbeiten derartige Resultate geliefert, daß man die Unternehmung als eine der glücklichsten bezeichnen muß und durch sie der alte Ruinencomplex zu dem lohnendsten Flecke römischen Bodens geworden ist.

Die völlige Zerstörung der palatinischen Gebäude wie zahlloser anderer Reste des Alterthums hat nicht, wie die Römer gerne sagen, durch die nordischen Barbaren, sondern durch die furchtbaren inneren Wirren in den finsteren Jahrhunderten des Mittelalters stattgefunden. Wie die Gebäude auf und am Forum Romanum: der Severus-, Titus- und Con-

Digitized by Google

stantinsbogen, das Colosseum und die Tempelruinen, so werden auch die starken Mauern der Kaiserpaläste von den kämpfenden Baronen und Prälaten als Schutzwehren benutzt worden sein. Was sie an beweglichen Kostbarkeiten enthielten, ging dabei verloren. Kunstwerke, kostbare Wandbekleidungen, Mosaiken und Fußböden wurden fortgeschleppt, die Mauern und Substructionen dienten als Steinbrüche, und Unmassen von Marmor wanderten in die Kalköfen. Als im 9. Jahrhundert der Anonymus von Einsiedeln seinen Besuch in Rom machte, von dem er uns eine Beschreibung hinterlassen hat, scheint er schon den Palatin in vollem Verfall gefunden zu haben. Von den Klöstern, welche sich auf und an ihm ansiedelten, erhielt das des Heil. Gregorius am Fuße des Caelius 975 einen großen Theil des Terrains zum Geschenk, bei welcher Gelegenheit zwei Localitäten: Septem Solia Major und Minor erwähnt werden. Die Namen sind mittelalterliche Verballhornisirungen von Septizonium majus und minus, und die letzteren bezeichnen Bauten — vermuthlich einen Palast und ein Grabmal — des Septimius Severus. Ein Bericht des Poggio aus dem 15. Jahrhundert sagt, der Palatin sei derartig verfallen, daß man keines einzigen Gebäudes Form oder Bedeutung mehr bestimmen könne.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts erbauten die Mattei über den Ruinen im Süden eine Villa und legten einen großen Garten an, während Papst Paul III. (Alexander Farnese) durch Vignola, Sangallo und Michelangelo im nördlichen Theile die nach ihm genannten Anlagen herstellen ließ. Die Villa Mattei kam 1689 in den Besitz der Spada, 1777 in den des Franzosen Raucoureil und 1818 in den des gelehrten und um die römischen Alterthümer hochverdienten Briten William Gell, der sie bald seinem Freunde Charles Mills abtrat. Seit 1857 wohnen Nonnen vom Orden des Franz von Sales darin, weshalb gegenwärtig sowol Besuche als Ausgrabungen dort unmöglich sind.

In den farnesischen Gärten hat Herzog Franz von Parma 1720—1728 unter Leitung des Marquis Ignazio de' Santi und des Grafen Suzzani Nachgrabungen anstellen lassen. Der bei denselben gegenwärtige Monsignor Bianchini, der in seinem Eifer einmal durch den Sturz von einer Wölbung des Domitianischen Palastes in Lebensgefahr gerieth, hat dieselben in einem illustrirten Folianten — „Del Palazzo de' Cesari, Verona 1738" — genau beschrieben. — Nach dem Erlöschen des männlichen Stammes der Farnese kam der Besitz mit deren Erbschaft an die Bourbonen von Neapel und von dem Exkönig Franz im Jahre 1861 durch Verkauf an Napoleon III., der am 4. November desselben Jahres unter Leitung Pietro Rosas die systematischen Ausgrabungen beginnen ließ, deren hochwichtige Resultate wir jetzt anstaunen.

Auch in der südlichen Besitzung, die jetzt ihrer Wiedereröffnung harrt, sind schon vereinzelte, aber mehr auf Werthfunde gerichtete Nachgrabungen

Digitized by Google

vorgenommen worden. Man glaubte dort das Haus des Augustus gefunden zu haben, und Piranesi, einer der eifrigsten Alterthumsforscher, der 1756 sein stupendes Prachtwerk „Le Antichità Romane“ herausgab, wußte sich trotz der Wachsamkeit und Eifersucht des Besitzers Pläne davon zu verschaffen. Ein gewisser Benedetto Mori schlich in seinem Auftrage bei Nacht in die Ruinen und machte seine Zeichnungen, „die Taschen voll Brot“, wie Guattani sagt, „um sich des Wohlwollens eines grimmigen Schäferhundes zu versichern, der als Wächter dort gelassen war“. Einen vollständigen Plan jener Ruinen, der so bei Lampen- und Mondschein aufgenommen war, brachte Guattani in seinen „Monumenti antichi inediti dell' anno 1785“. Wie aber damals mit den Fundgegenständen verfahren ward, zeigt eine Aeußerung desselben. Er sagt, man könne sich unmöglich vorstellen, in welcher Menge Sculpturen, Simsstücke, Friese, Kapitäle, darunter zwei herrliche ganz unversehrte von Giallo antico, in ganzen Karrenladungen als gemeiner Schutt in die Werkstätte des Steinhauers Vinelli am Campo Vaccino geschafft worden seien.

Erst die Ausgrabungen Napoleons III. haben, ungeachtet des tendenziösen Antheils, den sein Eifer für das altrömische Cäsarenthum daran hatte, das Verdienst, in wissenschaftlicher Weise und zu dem alleinigen Zwecke der Feststellung der alten Topographie unternommen zu sein. Nächst dem Forum und dem Capitolium forderte kein Punkt Roms mehr dazu auf und versprach reichere Resultate. Denn was knüpfte sich Alles an das Palatium und die Cäsaren, von denen die Herrscher-„Pfalzen“, die „Paläste“ und die „Kaiser“ ihre Namen bekommen!

Der Palatin liegt inmitten der andern Hügel. Er erhebt sich ungefähr 35 Meter über den heutzutage bedeutend erhöhten Boden der alten Stadt und hat einen Umfang von etwa 1800 Metern. Er besteht aus theils weicherem, theils härterem vulcanischem Tuffstein, und seine ein verschobenes Viereck bildenden Seiten fallen auf allen Seiten ziemlich steil ab, nur an wenigen Punkten einen bequemen Aufgang gestattend. Der eine Aufgang lag an der Nordostseite, von wo man noch heute den Palatin betritt und zweigte sich von der Via Sacra da ab, wo diese, von der Ebene des Forums nach der des Colosseums laufend, den höchsten Punkt der zwischenliegenden Erhebung, der Velia, überschritt, d. h. wo jetzt der Titusbogen steht. Der andere Aufgang lag an der Nordwestseite, die Verbindung mit einer nicht minder als das Forum wichtigen Niederung, dem Velabrum, herstellend. Das letztere reichte bis zum Tiberstrom, der hier mit einer kräftigen Biegung dem Palatin am nächsten kam. Beide Niederungen waren ursprünglich, sei es von Natur, sei es durch die Ueberschwemmungen des Tiber, sumpfig und wurden erst durch den erstaunlichen Bau der Königszeit, die Cloaca Maxima, trocken gelegt.

Kein Wunder, daß auf diesem von der Natur so begünstigten Hügel die Anfänge der neuen Stadt entstanden. Er war gegen Angriffe leicht

Digitized by Google

zu sichern, lag nahe an dem schiffbaren Strome, der die Ackerbauproducte zum Meere und industrielle Erzeugnisse zur Stadt schaffen konnte und dessen Mündung inmitten der Westküste Italiens, also an einem der vortheilhaftesten Punkte des Mittelmeeres, lag. Kein Wunder, daß hierher die mythischen Anfänge der Stadt verlegt und noch in spätester Zeit die sagengeheiligten Localitäten gewiesen wurden. Hier sollten schon in der glückseligen Zeit des Götterkönigs Faunus die Arkader unter Evander sich angesiedelt, hier Hercules den Unhold Cacus, der ihm die Rinder gestohlen und in einer Höhle des Palatin geborgen hatte, erschlagen haben, worauf Evander dem Heros einen Altar gegründet habe. Bis in späte Zeit befand sich im Velabrum der Hauptaltar des Hercules, und die sogenannte „Treppe des Cacus" glaubt man heute wiedergefunden zu haben. Am nahen Tiberufer landete der Sage nach das Schiff des Urahnen der römischen Könige, des Troers Aeneas, Sohnes der Göttin Venus, der von Evander freundlich empfangen und zu den Hirtenwohnungen auf dem Palatin geleitet wurde. Ebendaselbst landete dann ein anderes Fahrzeug, welches den Stammvater des römischen Volkes trug. Es war die Wanne mit den ausgesetzten Zwillingen Romulus und Remus, die unter dem Feigenbaume hängen blieb, wo die Wölfin die Knaben fand, in ihre Höhle trug und säugte. Auch diese Höhle scheint, wenigstens in ihrer späteren veränderten Gestalt, heute wiedergefunden zu sein; und nichts ist wahrscheinlicher, als daß eine so ehrwürdige Stätte, wie das Lupercal, bei allen späteren Bauten geschont worden ist. Die Höhle soll schon zu der Arkader Zeiten dem grottenliebenden Pan geweiht gewesen sein. Dionys von Halicarnaß sagt, daß sie zu seiner Zeit ihren ursprünglichen Anblick verloren gehabt habe; denn ursprünglich habe sie im dichten Walde gelegen, von Bäumen beschattet und einer kühlen Quelle benachbart. Ein Erzbild der Wölfin mit den Zwillingen wurde von den Aedilen Gnaeus und Quintus Ogulnius im Jahre 296 v. Chr. in der Nähe aufgestellt, und vermuthlich ist dies dasselbe, welches heute im Museum des Conservatorenpalastes auf dem Capitol aufbewahrt wird. Auch der heilige Feigenbaum, der ficus Ruminalis, wurde lange am Nordwestfuße des Berges verehrt und soll einer Nachricht zufolge erst abgestorben sein, als bei der Erbauung der Treppe des Caligula seine Wurzeln verletzt wurden, während einer andern Angabe zufolge er durch ein Wunder des Augurn Attius Navius auf das Forum versetzt worden ist. An letzterer Stelle und zwar neben der Basilica Julia und dem Tribunal zeigt ihn uns ein auf dem Forum gefundenes und noch dort befindliches Relief.

Mit der Stadtgründung des Romulus mehrten sich auf dem Palatin und besonders an seinem Westabhange die von einer späteren Zeit als heilig verehrten mythischen Zeugen. Man zeigte da das älteste Heiligthum der Laren, das Grab der Acca Larentia, das Haus des Romulus

Digitized by Google

„am Wege nach dem Circus", d. h. am Abhange über dem Velabrum, und den Cornelkirschbaum, der aus der von Romulus vom Aventin nach dem Palatin geschleuderten Lanze entsprossen war.

Ohne auf die Sagen von Roms Gründung Rücksicht zu nehmen, muß doch als unzweifelhaft gelten, daß die älteste Stadt auf dem Palatin gelegen hat, und es ist auch höchst wahrscheinlich, daß ihre Anlage in der von den Chronisten gemeldeten rituellen Weise stattgefunden hat. Die ältesten in Rom nachweisbaren Befestigungsreste sind auf dem Palatin zu Tage gekommen. An verschiedenen Stellen sieht man Reste jener Mauer, welche die älteste Ansiedelung schützte, so daß man ihren Lauf, der mit den Beschreibungen übereinstimmt, deutlich verfolgen kann. Sie ist aus rechtwinklig behauenen Tuffblöcken, die auf dem Berge selbst gebrochen sind, ohne Mörtel aufgeschichtet und zwar so, daß dieselben lagenweise abwechselnd nach der Länge und nach der Breite gelegt sind. Sie umzog im Viereck den ganzen Hügel — weshalb die älteste Stadt Roma quadrata heißt — nur da unterbrochen, wo der natürliche oder durch Abschroffung des Tuffgesteins hergestellte Abhang sie unnöthig machte.

Der bei der Anlage angewendete Ritus war der etruskische. Mit einem Pfluge, vor welchen ein Stier und eine Kuh, diese links, jener rechts, gespannt waren, zog man eine Furche, so daß die Schollen nach innen fielen, damit Wall und Graben der Stadt bezeichnend. Wo ein Thor sein sollte, deren dieser Ritus drei verlangte, wurde der Pflug ausgehoben und getragen (daher porta). Die Umwallung und ein unmittelbar daran grenzender Streifen Landes, der pomoerium hieß, waren geweiht und unbenutzbar. Gellius gibt uns die bestimmte Nachricht: „Das älteste pomoerium, das von Romulus angelegt ist, wurde durch den Fuß des palatinischen Berges begrenzt," und Tacitus beschreibt sogar genau den Lauf der ältesten Mauer. „Den Anfang der Gründung," sagt er, „und das pomoerium, welches Romulus angelegt hat, zu kennen, scheint mir nicht überflüssig. Also: vom Forum Boarium, wo wir das eherne Bild des Stieres erblicken, weil diese die Thiergattung ist, die vor den Pflug gespannt wird, begann die Furche zur Bezeichnung der Stadt, so daß sie den großen Altar des Hercules umfaßte. Von da reichten die in bestimmten Zwischenräumen gelegten Steine am Fuße des Palatinus bis zum Altar des Consus, dann zu den Curiae Veteres, dann zum Heiligthum der Laren und dem römischen Forum." — Der „Rindermarkt" war der Platz zwischen dem Velabrum und dem Tiber; der Consusaltar lag am Südfuße, die „Alten Curien" am Ostrande, die Larenkapelle noch in der Kaiserzeit am Nordostabhange an dem höchsten Punkte der Heiligen Straße, also nahe dem Aufgange zum Mugonischen Thore. Den Rest der Ummauerung, die aber unzweifelhaft in der Richtung der „Neuen Straße" um den Nordabhang bis zum Velabrum herumzog, nennt Tacitus nicht mehr, wol weil sie zu seiner Zeit durch

Digitized by Google

die Kaiserbauten gänzlich überdeckt war, oder weil sich ihre Fortsetzung von selbst verstand.

Natürlich war diese älteste Burg auch die Stätte der ältesten Heiligthümer. Es wird berichtet, daß schon in Urzeiten ein Tempel des Jupiter und einer der Victoria auf dem Palatin gewesen sind; desgleichen das Heiligthum der palatinischen Salier, wo die zwölf heiligen Schilde und der Augurstab des Romulus aufbewahrt wurden, sowie das Auguratorium selbst, die Aufmauerung, von der aus die Himmelszeichen beobachtet wurden. Der uralte, der Sage nach von Romulus in der Schlacht gegen die Sabiner unter Tatius gelobte und später erneuerte Tempel des Jupiter Stator ist unzweifelhaft wiedererkannt worden, besonders mit Hülfe der bekannten Stelle der Porta Mugonia, in deren Nähe er sich befinden mußte. Letzteres Thor, später Vetus Porta Palatii genannt, hat immer den Haupteingang zum Palatin gebildet. Ein Theil der alten Straße, die von der Via Sacra zu ihm hinaufführte, ist gleichfalls wiederaufgedeckt.

Neben den Heiligthümern waren auch die Wohnungen der Herrscher auf der Höhe, und sie blieben es, selbst als die Stadt sich viel weiter ausgebreitet hatte. Die Könige Tullus Hostilius, Ancus Martius und Tarquinius Priscus hatten dort ihre Häuser, und in dem des letzteren hat wol auch der letzte König, Tarquinius Superbus, gewohnt. Es lag nahe am Tempel des Jupiter Stator, und die Königin Tanaquil konnte aus seinen Fenstern zu dem auf der Nova Via versammelten Volke reden. Nach dem Sturze der Alleinherrschaft wurden an Stelle der Königshäuser Heiligthümer gebaut; nur das des Tarquinius blieb stehen, um dem „Opferkönig" als Wohnung zu dienen. So erhielt der Palatin immer mehr einen geweihten und ehrwürdigen Charakter, und zugleich wurde er von den Bürgern der jungen Republik als einstige Herrscherburg mit einer gewissen Scheu betrachtet, so daß lange Zeit wenige Privathäuser dort entstanden sein mögen. Als der Consul Valerius Publicola sich in der geweihten Gegend ein Haus bauen wollte, gerieth er in den Verdacht, nach der Königsgewalt zu streben und mußte das angefangene niederreißen und im Thale wieder aufbauen.

Diese Bedeutung des Palatin ist wohl zu beachten. Sie erklärt es, weshalb am Ende der Republik die vornehmsten und hochstrebendsten Männer auf ihm sich anbauten und nur er der Sitz der neuen Alleinherrschaft, des Cäsarenthums, werden konnte. Julius Cäsar zog als Pontifex Maximus in die alte Königswohnung, die Regia am Fuße des Palatin neben dem Vestatempel, ein. Octavianus wohnte nach Suetons Angabe „anfangs am Forum Romanum oberhalb der annularischen Treppe in dem früher dem Redner Calvus gehörigen Hause; nachher im Palatium, indessen in dem bescheidenen Hortensiusschen Hause". Aber kaum hatte er — es war im Jahre 36 v. Chr., in welchem dieses Haus vom Blitze getroffen wurde — den großen Sieg über Sextus Pompejus erfochten,

Digitized by Google

so ließ er benachbarte Grundstücke dazu kaufen und erweiterte das Haus zu einem Palast. Dieser wurde nach der Schlacht bei Actium die Residenz des Imperators, und damit war der Palatin wieder zur Herrscherburg gestempelt, welche die meisten folgenden Kaiser bewohnten; denn kein anderer Platz war so dazu prädestinirt, wie das Palatium, an dem die alte monarchische Tradition haftete.

Schon in der letzten Zeit der Republik hatten viele hervorragende Männer Häuser auf dem Palatin, der nach den Beschreibungen damals schon einen stolzen Anblick geboten haben muß.

Gajus Gracchus, der Volkstribun, wohnte auf dem Palatin. Er verließ ihn aber und siedelte sich am Forum an, um sich populär zu machen, ein Beweis, daß die auf dem Hügel Wohnenden immer im Geruche der Vornehmheit und des Hochstrebens standen. Auch des Gracchus Freund Fulvius Flaccus besaß dort ein Haus, welches von den Optimaten nach ihrem blutigen Siege niedergerissen wurde. An seiner Stelle erbaute Q. Catulus, der College des Marius, ein Haus mit einer Porticus, geschmückt mit der Siegesbeute aus dem Cimbernkriege. Dicht dabei lag ein von dem Tribunen M. Livius Drusus erbautes Haus, das später einem P. Crassus gehörte und von Cicero für drei und eine halbe Million Sesterzen (fast 614,000 Mark) gekauft wurde. Bekannt ist, daß sein Feind Clodius, nachdem er die Verbannung des Redners im Jahre 58 durchgesetzt hatte, auch den Beschluß erwirkte, jenes Haus neben der Porticus des Catulus niederzureißen, daß aber Cicero nach seiner Zurückberufung den Wiederaufbau auf Staatskosten erlangte. Ueber die Lage dieses Hauses, auf das der glanzliebende und eitle Redner sich nicht wenig einbildete, wissen wir nur soviel, daß es an der dem Forum zugewendeten Seite und nicht weit vom Tempel des Jupiter Stator gelegen haben muß. Das Letztere geht daraus hervor, daß Cicero als Consul am Morgen nach der Nacht, in welcher er durch Fulvia von dem Mordplane der Catilinarier unterrichtet worden war, den Senat in jenen Tempel zusammenberief, in der Absicht, sich nicht weit von seiner Wohnung entfernen zu müssen; das Erstere folgt aus einer Aeußerung Ciceros gegen Clodius, dessen Haus hinter dem seinigen lag. Er drohte diesem nämlich, er wolle sein eigenes Dach erhöhen, um ihm den Anblick der Stadt, die er habe zerstören wollen, zu entziehen.

Ein Haus von unerhörter Pracht war dasjenige, welches einige Jahre später, nämlich 53 v. Chr., derselbe Clodius von M. Aemilius Scaurus für nicht weniger als vierzehn Millionen achthunderttausend Sesterzen (gegen 2,600,000 Mark) erwarb. Auch dies muß in der Nähe der schon genannten Häuser unweit der Heiligen Straße gelegen haben, „wo man von der Summa Sacra Via in die nächste Gasse links einbiegt", und zwar an der Stelle eines alten Hauses des Cn. Octavius, Besiegers des Perseus von Macedonien, welches Cicero als „auf dem Palatium" gelegen

Digitized by Google

bezeichnet. Scaurus, der als Aedil im Jahre 58 einen kolossalen Aufwand gemacht und für die vierwöchentlichen Festspiele eigens ein prächtiges Theater erbaut hatte, schmückte nachher mit den für dasselbe angefertigten Statuen und Säulen, Tausenden an der Zahl, sowie den Gemälden, Mosaiken, Spiegelscheiben u. s. w. den genannten Palast. Im Atrium desselben z. B. standen dreihundertundsechzig Säulen aus sogenanntem lucullischen Marmor, 38 Fuß hoch, die eigens von den Nilinseln herbeigeschafft waren und deren Transport die Straßen beschädigt hatte.

Wenn wir noch erwähnen, daß auch Catilina, Milo, M. Antonius der Triumvir und Ti. Claudius Nero, der Vater des Tiberius und Drusus, auf dem Palatin gewohnt haben und daß während der Jahrhunderte der Republik noch verschiedene Tempel, namentlich ein berühmtes Heiligthum der Großen Göttermutter Cybele 191 v. Chr. und ein solches des Bacchus dort gegründet worden sind, so können wir nun zu den bedeutenderen Bauten der Kaiserzeit übergehen.

Der jetzige von den Farnese angelegte Eingang zum Palatin liegt an der Nordostseite ganz nahe dem Titusbogen, also unweit des alten Aufganges zur Porta Mugionis. Wenn man die Freitreppe hinaufgestiegen ist, oberhalb deren auf antiken Gewölben, von Blumenbeeten und immergrünen Bäumen umgeben, die hübsche Wohnung des Directors Pietro Rosa liegt, und sich von hier aus links wendet, so steht man nach wenigen Schritten vor dem Unterbau eines mäßig großen Tempels, vor dessen Front die Stelle eines alten Thores und ein Stück einer Fahrstraße aus ungewöhnlich großen polygonen Steinblöcken zu sehen ist. Es sind der uralte Tempel des Jupiter Stator, das palatinische Thor und der Clivus Palatinus, der von der Sacra Via, die Nova Via durchschneidend, nach dem Hügel hinaufführte. Die Oertlichkeit wird mit den deutlichsten Zügen von Ovid in einer Stelle beschrieben, welche wegen einer Andeutung der Lage des Augustei'schen Palastes merkwürdig ist. Der Dichter, der am unwirthlichen Strande des schwarzen Meeres in der Verbannung lebte, sendet das dritte Buch seiner Trauergedichte nach Rom und läßt es auf die Frage nach dem Wege zum kaiserlichen Palaste die Antwort erhalten:

. . . . . „Dies sind die Foren des Cäsar,
Dies die Straße, die nach Heiligthümern benannt.
Dies ist der Vesta Platz, die das Feuer und Pallasbild hütet;
Hier war der kleine Palast Numas, des Alten, dereinst.
Jetzo wende zur Rechten: Hier ist des Palatiums Pforte,
Jupiter Stator, und hier legte den Grund man zur Stadt."

Die topographische Schilderung konnte kaum deutlicher sein: Vom Forum schlägt man die Heilige Straße ein, geht am Vestatempel und der Regia vorüber, biegt rechts in den Clivus Palatinus ein und steht vor dem Thore und dem Statortempel.

Daß nun auch der Palast des Augustus nahe dabei gelegen haben,

Digitized by Google

wenigstens von hier aus deutlich sichtbar gewesen sein muß, lehrt die weitere Beschreibung Ovids. Das Buch ruft aus:

„Staunend betracht' ich die Dinge; da fallen mir glänzend in's Auge
Pfosten, waffengeziert, götterwürd'gen Palast's.
Ist das Jupiters Haus? — so fragt' ich; es schien meinem Sinne
Ein Wahrzeichen davon jener eichene Kranz.
Als mir der Herr war genannt, so rief ich: Nicht also irrt' ich;
Wahr ist's, daß der Palast Jupiters Wohnung ist!
Warum also verdeckt gepflanzter Lorbeer die Thüre
Und der schattige Baum kränzt das erhabene Haar?
Etwa weil dieses Haus beständ'ge Triumphe verdiente?
Oder weil es geliebt stets der leucadische Gott?
Ist es ein Festhaus selbst? Verbreitet es überall Feste?
Ist es des Friedens Bild, den es den Ländern bescheert?"

Es ist schon gesagt worden, daß Octavianus, als er kaum den Weg zur Alleinherrschaft betreten hatte, sein Haus auf dem Palatin zu einem Palaste umschuf. Der kluge Mann unterließ nichts, was, ohne Verdacht und Mißstimmung zu erregen, seiner Stellung auch äußerlich Ansehen und Weihe geben konnte. Er vermied in seinem Hause alle überflüssige und übermäßige Pracht; wohl aber machte er es ansehnlich und geräumig genug, um mehr als ein bloßes Privathaus zu sein. Er empfing dort die Beamten, die fremden Fürsten und Gesandten, hielt dort Versammlungen und Berathungen ab und berief in sein Haus den Senat. So erhielt dasselbe einen ganz hervorragenden Charakter, wurde gewissermaßen zu einem Staatsgebäude, und als nach dem Tode des Lepidus im Jahre 12 v. Chr. Augustus die hohe Würde des Pontifex Maximus mit seinen übrigen Würden vereinigte, wußte er seinem Hause sogar eine heilige Bedeutung zu geben. Er erklärte nämlich, um nicht in die alte Amtswohnung des Oberpriesters neben dem Vestatempel ziehen zu müssen, einen Theil seines Palastes zum öffentlichen Gebäude, da in einem solchen der Pontifex Maximus wohnen mußte, und erreichte damit, daß durch jene Würde, welche alle folgenden Imperatoren beibehielten, nicht blos seine Person, sondern auch der kaiserliche Palast eine religiöse Weihe empfing.

Eine andere äußerliche Auszeichnung, auf welche die oben citirten Verse Ovids anspielen, hatte das Haus schon nach seiner Vollendung im Jahre 27 v. Chr., in welchem dem Imperator der Titel „Augustus" beigelegt wurde, erhalten. Auf Senatsbeschluß nämlich wurden vor der Thür zwei Lorbeerbäume gepflanzt und über derselben der Eichenkranz mit der Aufschrift Ob Cives Servatos, die Auszeichnung für Rettung von römischen Bürgern, angeheftet, was Ovid auch noch in den Worten erwähnt, mit welchen Apollo die Daphne über ihre Verwandlung in einen Lorbeer tröstet:

„An den erhabenen Pfosten als treueste Wächterin wirst du
Vor der Thüre nun steh'n und inmitten den Eichenkranz schützen."

Digitized by Google

In diesem Hause wohnte Augustus bis zu seinem Tode, also vierzig Jahre lang. Nach seinem Tode stand es lange unversehrt, und noch zu Hadrians Zeit wurden Möbel und Geräthschaften aus Augustus Besitz darin gezeigt.

Von seiner inneren Einrichtung wissen wir, daß es, wie die meisten Häuser, ein Peristyl, d. h. einen von einer Säulenhalle im Viereck umgebenen Gartenhof mit einer Fontaine hatte. Im Sommer ruhte er oft bei offenstehenden Thüren im Schlafzimmer oder auch im Peristyl selbst bei dem plätschernden Brunnen, wobei er sich von einem Sklaven fächeln ließ. Vierzig Jahre soll er hier dasselbe Schlafzimmer benutzt haben. Nur, wenn er krank war, zog er vor, im Hause seines Vertrauten Mäcenas zu weilen, was seltsam erscheint, da doch seine Gemahlin Livia immer um ihn war. Die Seinigen wohnten mit in dem Palaste. So seine Stiefsöhne, seine Tochter Julia mit ihrem Gemahl Marcellus, den der Kaiser adoptirte, seine Enkel und auch sein Feldherr Agrippa, der zweite Gemahl der Julia; dieser seit dem Jahre 25 v. Chr., als das frühere Haus des Antonius, welches er und Messala im J. 30 zum Geschenk erhalten hatten, abgebrannt war.

Sind Reste des Augustus-Palastes vorhanden? Unter den jetzt vor uns liegenden Ruinen in den farnesischen Gärten, namentlich in der Nähe des Statortempels, wo er nach Ovids Worten vermuthet werden müßte, findet sich nichts, was man dafür halten kann. Dagegen ist unterhalb des Casino der ehemaligen Villa Mills und Rancoureil, des jetzigen Salesianerinnen-Klosters, bei den seit 1777 angestellten Nachgrabungen ein großes zweistöckiges Gebäude entdeckt worden, dessen vollständige in der oben erwähnten heimlichen Weise gewonnene Pläne in Gnattanis „Monumenti inediti Nov. e Dic. 1785" herausgegeben sind. Dieses nach seiner Ausplünderung wieder verschüttete und jetzt unzugängliche Gebäude wird, hauptsächlich wegen der mit den Bauten Agrippas übereinstimmenden Ziegelconstruction, von Einigen für den Palast des Augustus gehalten. Dagegen scheint seine bedeutende Entfernung vom Statortempel und der Porta Magonia zu sprechen, obwol es nicht unmöglich war, wenn keine anderen Gebäude dazwischen lagen, auch von dort aus seine Front zu erblicken. Eine Entscheidung der Frage muß von der Wiederaufnahme der Ausgrabungen in der Villa Mills erwartet werden. Gegenwärtig sind nur wenige Zimmer des unteren Geschosses, das nach allen Beschreibungen von großer Pracht gewesen sein muß, und auch diese nur den Klosterinsassen, zugänglich. Das obere ist zerstört, und an seiner Stelle erheben sich ernst die mächtigen Cypressen, die gleich Schildwachen längs des Randes einer Terrasse stehen, welche von einem gewaltigen Ziegelunterbau getragen wird und eine herrliche Aussicht über das Thal des Circus Maximus und die grünen Abhänge des Aventin gewährt.

In demselben Jahre, in welchem Octavianus die Erweiterung seines

Digitized by Google

alten vom Blitze getroffenen Hauses in's Auge faßte, gelobte er auch auf demselben Terrain einen Tempel für Apollo zu erbauen, nachdem die Haruspices erklärt hatten, daß der Gott durch den Blitzschlag sich selbst jenen Ort ausgewählt habe. Octavianus bewies dabei um so größeren Eifer, als er dem Apollo ganz besonders ergeben war und sich sogar gern für einen Sohn desselben halten ließ.

Bekanntlich schmückte und vergrößerte Octavian nach dem Siege bei Actium den dortigen berühmten Apollotempel, und drei Jahre später, 28 v. Chr., weihte er den auf dem Palatin feierlich ein. Auch von diesem ist bis zur Stunde noch nichts aufgefunden worden; die Vermuthung spricht dafür, daß auch er im Gebiete der Villa Mills sich finden wird.

Das Gotteshaus war groß und prächtig, wie es sich für ein zugleich zur Verherrlichung der neu entstandenen Monarchie bestimmtes Votiv-Heiligthum ziemte. Es war aus Marmor von Luna errichtet, und seinen Giebel krönte eine Statue des Phöbus auf einem vergoldeten Viergespann. Der Vorplatz, die oft genannte Area Apollinis, war von einer Halle aus afrikanischen Marmorsäulen mit vergoldeter Cassettendecke eingeschlossen, und hier standen zwischen den zweiundfünfzig Säulen der einen Seite die Standbilder des Danaus mit gezücktem Schwert und seiner fünfzig Töchter, ihnen gegenüber in der Area die fünfzig Söhne des Aegyptus auf bronzenen Rossen. In der Mitte des Platzes sah man eine Marmor-Statue des leierspielenden Apollo und um den Altar am Fuße der Tempelstufen vier eherne Stiere von des berühmten Myron Hand. Die Pforte des Tempels war mit Elfenbeinreliefs geschmückt, welche die Verjagung der Gallier aus Delphi und die Tödtung der Niobiden darstellten.

Im Innern stand die majestätische Gestalt Apollos zwischen Latona und Diana, angethan mit dem langen Gewande des Citharöden und in die Saiten der Lyra greifend, ein Werk des Scopas, unter dessen Basis die sibyllinischen Bücher verwahrt lagen. Den Raum schmückten Dreifüße, die Augustus nach der Einschmelzung der ihm selbst errichteten silbernen Bildsäulen hatte herstellen lassen. Im Allerheiligsten stand ein Kandelaber in Form eines Baumes, von dessen Zweigen Lampen in Gestalt von Aepfeln herabhingen, einst von Alexander dem Großen bei der Erstürmung Thebens erbeutet und dem Apollotempel im kleinasiatischen Kyme geschenkt.

In Verbindung mit dem Tempel hatte der Kaiser die beiden berühmten Bibliotheken, die lateinische und die griechische, gegründet, welche den zahlreichen in Rom lebenden Gelehrten und Schriftstellern das Studium und die Forschung erleichterten und viel zum Aufschwung der Literatur beitrugen. In den Büchersälen standen Porträts der berühmten Schriftsteller und eine Statue des Kaisers als Apollo. — In einem Saale mit flachrundem Abschluß, der an einen andern ähnlichen anstößt

Digitized by Google

und nahe der Mitte des Südwestrandes unweit des vermeintlichen Hauses des Augustus liegt, hat Rosa die Bibliothek erkennen wollen. Doch ist diese Bestimmung ebenso fraglich, wie die des andern mit rundumlaufenden Sitzstufen versehenen als „Akademie". Beide haben etwa 20 Meter Länge und fast die gleiche Breite und sind von NNW nach SSO gerichtet.

Der Tempel brannte im Jahre 363 n. Chr. nieder, wobei mit Mühe die sibyllinischen Bücher gerettet wurden, und ist, da lauter christliche Kaiser folgten und 394 durch Theodosius die heidnischen Tempel geschlossen wurden, wol nicht wieder aufgebaut worden. Er muß mit der Porticus und der Bibliothek auf dem Terrain der Villa Mills und des an dieselbe anstoßenden gleich ihr jetzt unzugänglichen und noch der Erforschung harrenden Klosters S. Bonaventura gelegen haben. Bei der Erbauung des letzteren um 1675 hat man viele Spuren von Prachtgebäuden mit Resten kostbarer Fußböden und Sculpturen aufgefunden, darunter Säulen von afrikanischem Marmor und nach Flaminio Vaccas Versicherung achtzehn bis zwanzig weibliche Marmortorsen, die er für Amazonen hielt, Bianchini aber mit größerer Wahrscheinlichkeit für Reste der Danaiden aus der Tempelporticus erklärte. Bianchini gibt sogar einen Plan des Tempels mit einer rundumlaufenden Halle und zwei Sälen, welche denen in den farnesischen Gärten ähnlich sind und bezieht sich dabei auf ältere Untersuchungen des Panvini, der noch Reste davon gesehen hatte. Doch beweist nichts, daß dies nicht ebensowol der Vestatempel oder der der Cybele hätte sein können.

Den Vestatempel hatte Augustus auf dem von ihm gekauften Grund neu errichtet, den der Cybele erneuert. Der letztere war im Jahre 204, als man in der Noth des hannibalischen Krieges den schwarzen Meteorstein aus Pessinus, das Bild der „Großen Göttermutter vom Ida", nach Rom gebracht hatte, in Angriff genommen und dreizehn Jahre später geweiht worden. Schon Metellus hatte ihn einmal erneuert. An die Ueberführung des Bildes knüpfte sich die Erzählung von der wunderbaren That der Vestalin Claudia, die auf einem capitolinischen Relief dargestellt ist. Als das Schiff mit den Heiligthümern auf einer Untiefe im Tiber festgefahren war, warf sie, deren Ruf einigen Makel erlitten hatte, demselben ihren Gürtel zu und zog es unter dem Rufe: „Folge mir, so wahr ich eine reine Jungfrau bin!" vorwärts. — Vor der Schlacht von Mutina 43, in Folge deren der neunzehnjährige Octavian sein erstes Consulat errang, soll die Bildsäule der Cybele, die nach Osten schaute, sich nach Westen gewendet haben. Sie muß noch im Jahre 394 gestanden haben, denn es wird erzählt, daß damals Serena, des Stilicho Frau, eine kostbare Halskette derselben abgenommen habe.

Auch dieser Tempel scheint ein Rundtempel gewesen zu sein und nebst einem Bacchusheiligthum am Abhange nach der Via Sacra, vielleicht

Digitized by Google

wo sich von dieser der Clivus Palatinus abzweigte, gelegen zu haben. Denn es wird kaum ein anderer als dieser sein, dessen Martial Erwähnung thut, indem er seinem Buche den Weg zum Palaste Domitians beschreibt, der mit jenem bei Ovid beschriebenen völlig übereinstimmt. Er sagt:

„Welche Straße du nimmst? — Am nahen Tempel des Castor,
Am jungfräulichen Haus Vestas gehe vorbei.
Steig' auf dem Heiligen Weg zum Palatium auf, dem verehrten,
Wo des obersten Herrn Bildniß am meisten erglänzt.
Und nicht halte dich auf die Masse des Strahlenkolosses,
Den es freut, daß er selbst Rhodus' Werk überragt.
Biege du ab, wo das Haus sich des feuchten Lyäus erhebet
Und, korybantenbemalt, Cybeles Kuppelgebäu."

Von dem Tempel der Juventas, welchen Augustus auf dem Palatin gegründet, ist bis jetzt nichts gefunden. Dagegen darf man glauben, einen älteren Tempel wiederentdeckt zu haben, und zwar den des Jupiter Victor, welchen Q. Fabius Rullianus in der schweren Schlacht von Sentinum 295 gelobt hatte. Er liegt auf dem nördlichen Theile der Westseite, wo noch das Verzeichniß der Regionen in der Zeit Constantins ihn nennt. Sein hohes Alter beweisen die Reste einiger ursprünglich mit Stuck überzogener Peperinsäulen sowie die großen Tuffblöcke der Fundamente. Der fast quadratische Unterbau, bei einer Restaurirung mit einem Marmorpaviment umlegt, ist vollständig erhalten. 26 Stufen führen in fünf Absätzen von Westen her zu seinem Eingang hinauf.

Nach Augustus bestieg sein Stief- und Adoptivsohn Tiberius, der Livia Sohn, den Cäsarenthron und richtete sich mit kaiserlichem Glanze auf dem Palatin ein. Hatten die Anlagen des Augustus' wesentlich die südliche Hälfte des von einer Einsenkung durchschnittenen Hügels eingenommen, so nahm nun Tiberius fast die ganze Nordhälfte, soweit sie nicht von Heiligthümern besetzt war, für sich in Anspruch. Der ausgedehnte Palast, den er, wahrscheinlich in der Gegend des von seinem Vater Nero ererbten Hauses, aufführte, ist die beträchtlichste Ruine der farnesischen Gärten, doch ist nichts als die mächtigen Grundmauern nebst mehreren durchkreuzenden Corridoren des Erdgeschosses und einer Anzahl von kleinen Außenzimmern erhalten. Diese wie die Corridore sind gewölbt, z. Th. noch mit Resten der Stuckirung und der Mosaikfußböden versehen, gestatten aber keinen Schluß auf ihre einstige Bestimmung. Der größte Theil ist noch mit Erde angefüllt, und die Gewölbe tragen einen Garten, in welchem die Römer Sonntags unter blühenden Rosen, Oleander und immergrünen Eichen spazieren gehen, ohne an den furchtbaren räthselhaften Mann zu denken, der von hier aus die einsichtigsten und segensreichsten Anordnungen in das gewaltige Reich erließ, und dann wieder seine Umgebung mit Furcht und Entsetzen erfüllte. Seine

Digitized by Google

schrecklichsten Thaten sah freilich nicht Rom, sondern die schöne Insel Capri, auf der er die letzten elf Jahre seines mißtrauischen Greisenthums zubrachte.

Dagegen spielten die Tollheiten und Greuel des eiteln Wüstlings Caligula sich hauptsächlich auf dem Palatin ab. Die kolossalen Pfeiler und Wölbungen, die uns bei der Annäherung vom Forum her zuerst in's Auge fallen, die hohen übereinander gethürmten Gemächer und Untergeschosse, auf denen jetzt das Casino steht und die durch die farnesischen Anlagen zum Theil in Grotten und Souterrains verwandelt waren, gehören den Bauten Caligulas an. Von unsinniger Verschwendungs- und Bausucht erfaßt, dehnte er den tiberianischen Palast noch weit über die Abhänge nach dem Forum hin aus. Der Clivus Victoriae, der Hain der Vesta oberhalb der Via Nova und selbst der an der Nordspitze liegende von Tiberius erbaute Tempel des Augustus wurden von den Wölbungen des neuen Palastes überdeckt. Am bekanntesten ist sein unsinniges Unternehmen, dieses Haus durch eine Pfeilerbrücke mit dem Tempel des Jupiter auf dem Capitol zu verbinden, aus der erklärten Absicht, einer Einladung des Gottes, mit dessen Bildsäule er oft sprach, zu folgen und leichter mit ihm zu verkehren. Die riesigen Ansatzpfeiler dieser Brücke und selbst ein Theil ihres Marmorgeländers sind noch vorhanden; ebenso Ruinen des Palastes, welcher sich bis zum Tempel der Dioscuren am Forum ausdehnte und den letzteren als Vestibulum noch mit umfaßte. Moderne Häuser sind auf und zwischen die Ruinen gebaut, und ein paar gewaltige Mauern umschließen jetzt ein Orangengärtchen hinter der Kirche S. Maria Liberatrice. — In einem verdeckten Gange des Palatins, vermuthlich in einem der tiberianischen Corridore, war es, wo Caligula, aus dem Circus zurückkehrend, von den Verschworenen ermordet wurde. Seine Leiche wurde eilig nur halb verbrannt und nothdürftig verscharrt, sein Andenken verwünscht, sein Name auf Monumenten vertilgt. Wenige Bilder sind von ihm vorhanden. Aber die Riesentrümmer des Palatins illustriren auch dieses Wahnwitzigen Geschichte.

Der Oheim des Ermordeten, der blödsinnige Claudius, war in der Begleitung Caligulas gewesen und hatte sich aus Angst in den Palast geflüchtet und in einem Erkerzimmer versteckt. Jammernd hervorgezogen, ward er von den Prätorianern in ihr Lager geführt und zum Kaiser ausgerufen. Am nächsten Tage, nachdem sein Zagen besiegt war, kehrte er in das Palatium zurück und ließ sich dort vom Senate huldigen.

Nach seinem gleichfalls im Palatium und zwar durch seine Frau Agrippina veranlaßten gewaltsamen Tode wurde dasselbe die Residenz Neros und damit der Schauplatz nie gesehener Orgien, üppiger Feste und vieler der excentrischen Scenen, durch welche das Leben dieses Kaisers bezeichnet ist. Seiner Maßlosigkeit und Prachtliebe genügte das Vorhandene bei weitem nicht. Was an Privathäusern etwa noch auf dem

Digitized by Google

nördlichen Theile des Palatins sich befand, mußte weichen, um seinen Erweiterungsbauten Platz zu schaffen, die er mit aus dem ganzen Reiche zusammengerafften Kunstwerken schmückte. Ja der Palatin genügte ihm nicht mehr. Er baute sich die sogenannte Domus Transitoria, das „Passagehaus", welches den Palatin mit den „Gärten des Mäcenas" auf dem Esquilin verbinden sollte, und nachdem dies durch den großen Brand des Jahres 65 zerstört war, legte er das berühmte und berüchtigte „Goldene Haus" an, welches an Ausdehnung wie an verschwenderischer Pracht alles Dagewesene übertraf. Es war eine Parkanlage mit Hügeln und Thälern, Wiesen und Bosquets, Springbrunnen, Seen und den verschiedensten Gebäuden, die vom Palatin sich über die ganze Velia und die Carinen bis weit auf den Esquilin hinauf erstreckte. Das Atrium befand sich da, wo jetzt die Reste des hadrianischen Venus- und Romatempels stehen. Im Vestibulum stand die 120 Fuß hohe eherne vergoldete Statue Neros als Sonnengottes mit dem Strahlenkranze, deren Basis man vor dem Colosseum sieht.

Das Goldene Haus hatte nicht viel längeren Bestand als die Herrschaft seines Urhebers. An der Stelle des großen Teiches erbaute Vespasian das Amphitheater, über einem Theil der Gebäude Titus seine Bäder. Die kaiserliche Residenz ward wieder auf den Palatin beschränkt, aber etwas nach Süden verlegt, wo Domitian den neuen glanzvollen Gebäudecomplex vollendete, der unter dem Namen der flavischen Paläste den besterhaltenen Theil der neuesten Ausgrabungen ausmacht. Er liegt zwischen dem tiberianischen und dem augusteischen Hause, theilweise noch unter dem Gebiete der Villa Mills. Sein Atrium beginnt unmittelbar beim Statortempel und der Porta Palatii und erstreckt sich, an den Tempel des Jupiter Victor angelehnt, bis an den Südwest-Abhang des Berges.

Dank der guten Conservirung sind wir hier sogar im Stande, die einzelnen Räume, welche im Großen ein Abbild des gewöhnlichen römischen Hauses sind, zu bestimmen.

Die Haupttheile des römischen, allerdings früh nach griechischer Weise modificirten Hauses sind, wie wir es in Pompeji durchweg finden, die zwei hintereinander liegenden rectangulären Höfe, das Atrium und das Peristyl, beide von einer bedeckten Halle umgeben, auf welche die Zimmer münden, und durch ein zwischen beiden liegendes Hauptzimmer, das Tablinum, von einander getrennt.

Das Atrium fehlt bei dem flavischen Palaste. Dagegen sind alle andern Theile, natürlich vergrößert und den Bedürfnissen der kaiserlichen Residenz, in welcher die Regierung des Reiches concentrirt war, angepaßt, ihrem Plane nach wohl zu erkennen, da selbst die Mauern bis zur Höhe von 3—6 Metern erhalten sind.

Auf dem ebenen Vorplatz am palatinischen Thore stehend hat man

Digitized by Google

eine hohe Rampe vor sich, die jedenfalls einst durch eine Freitreppe zugänglich war. Von ihr aus tritt man durch weite Thüren in drei nebeneinander liegende und auch unter sich communicirende Säle. Der größte in der Mitte, im Privathause das Tablinum, das Cabinet des Hausherrn, ist hier als Thron- und Empfangssaal zu denken, bestimmt zu wichtigen Regierungsfunctionen und Repräsentationen der kaiserlichen Macht. An den Wänden sind rechts und links abwechselnd viereckige und runde Nischen, welche mit Statuen gezirrt waren. Einen Hercules und einen Bacchus von Basalt hat man umgestürzt dort gefunden. An der Rückwand dem Eingange gegenüber ist eine große halbrunde Nische für den Thronsitz des Imperators; dort sieht man Reste des Fußbodens und der Wandbekleidung, die durchweg aus verschiedenartigem buntem Marmor bestand. Nach dem Berichte Bianchinis, welcher der Ausgrabung im Jahre 1720 beiwohnte, wurden daselbst noch sechzehn Säulen von Giallo antico, Paonazzo und andern Marmorsorten mit zum Theil außerordentlich kunstreich gearbeiteten Basen und Capitälen aufgefunden, welche vor den Nischen standen, sowie zahlreiche Marmortafeln von der Wandbekleidung. Zwei der schönsten Säulen, 28 palmi hoch und 3,25 im Durchmesser, wurden für 3000 venetianische Zecchinen verkauft. Wo sind sie und der übrige Reichthum hingekommen? Man sieht jetzt nicht viel mehr als die Ziegelmauern, diese aber mit der jener Zeit eigenen Solidität und Meisterschaft construirt, welche sie fast neu erscheinen läßt. — Der Saal ist 150 röm. Fuß lang und 120 Fuß breit.

Ihm zur Rechten liegt ein kleinerer oblonger Saal mit Spuren zweier Säulenreihen und einer erhöhten halbrunden Tribüne, zu welcher man, gerade wie in der Basilica von Pompeji, auf zwei halbversteckten schmalen seitlichen Treppen hinaufsteigt. Offenbar haben wir auch hier eine Basilica vor uns, in welcher der Kaiser Recht gesprochen hat, und der Rest einer marmornen Gitterschranke kann, auch wenn er nicht an Ort und Stelle gefunden sein sollte, sehr wohl sich dort befunden haben, um den Raum für die Parteien von dem der Advocaten zu trennen. Auffällig ist ein hoher starker Ziegelpfeiler in der vorderen nördlichen Ecke der Basilica.

Links vom Tablinum befindet sich ein noch kleinerer mit mehreren Hinterzimmerchen in Verbindung stehender Saal, welcher jetzt als Lararium, d. h. Hauskapelle, bezeichnet wird; ob mit Recht, muß dahinstehen, da der hier aufgestellte kleine Altar mit den Reliefbildern der Laren und des Familiengenius nicht hier gefunden worden sein soll.

Hinter den genannten drei Sälen dehnt sich nun das imposante Peristyl, ein Säulenhof von über 3000 □Meter aus, von welchem ein Theil noch durch den Garten der Salesianerinnen bedeckt wird. Eine Porticus aus Säulen von karischem Marmor umgab hier einen Garten mit Blumen und Wasserwerken, und ein Sockel aus Giallo

Digitized by Google

antico zog sich rings um die Wände, von dem aber nur geringe Reste zu sehen sind.

Um das Peristyl liegen, wie in allen Privathäusern, kleinere und größere Zimmer, deren Bestimmung sich nicht sicher mehr nachweisen läßt. Ein großer Saal auf der hinteren Seite mit Resten eines schönen Mosaikfußbodens aus Marmor und Porphyr hat wol als Triclinium, d. h. Speisesaal, gedient; denn er hat die für einen solchen übliche Lage mit dem freien Blick auf die Beete und Springbrunnen des Peristyls. Zur Rechten des Tricliniums befindet sich ein kleines Zimmer mit einem erhöhten elliptischen Bassin, das ganz mit weißem Marmor ausgelegt ist, mit Säulchen und Statuen, wahrscheinlich auch Gewächsen geschmückt war und in welches ein Wasserstrahl hineinfiel, dessen bleierne Leitungsröhren erhalten sind. Hier konnte man, behaglich auf Stühlen in den Nischen sitzend, nach dem Mahl sich der Kühle, des Wassergeplätschers und des Blumenduftes erfreuen. — An das Peristyl stößt noch ein kleiner Durchgangssaal, der es mit einer nördlichen Außengallerie, welche an Stelle der sonst üblichen fauces als Communication zwischen Atrium und Peristyl diente, verbindet, und neben dem Durchgangssaal sind je vier halbrunde mit dem Rücken aneinandergelehnte kleine Gemächer, in denen man wol exedrae, Ruheplätze mit dem Blick in's Freie, zu sehen hat.

Die planmäßig symmetrische Anlage und gleichmäßige Construction dieses Palastes beweist, daß er in einem Zuge, die zahlreichen Ziegelstempel, daß er wirklich von Domitian erbaut worden ist. Wenn er von geringerem Umfange war, so muß er nicht viel weniger prächtig gewesen sein als das Goldene Haus. Der Schmeichler Martial vergleicht ihn mit einer Götterwohnung und sagt, Jupiter müsse besorgen, daß das Haus sich bis zum Himmel erhebe; der ermüdete Blick erreiche kaum die gewaltig hohen Wölbungen und müsse die goldenen Cassettenfelder für den Himmel halten. Er erwähnt, daß kostbares Gestein aus Libyen, Ilium, Syene, Chios und Luna dort verwendet sei und setzt der Lobpreisung die Krone auf, indem er ausruft:

„Dieser Palast, o Erhabner, der mit dem Scheitel die Sterne
Rührt, ist dem Himmel gleich, aber nicht gleich seinem Herrn."

In der That war der Palast, der auch den nächsten Kaisern als Residenz diente, der Herren der Welt würdig, und wenn sie von hier aus auf die seit Augustus in Wahrheit zu einer marmornen gewordene und noch immer sich verschönernde Stadt hinabblickten, so konnten sie mit noch größerem Rechte, als die Dichter der augusteischen Zeit, sagen, daß keine Stadt der Erde Rom gleich komme. Nach Südwesten blickte man auf den Circus Maximus mit seinen Triumphthoren und den in ungeheuren Ellipsen ansteigenden an Spieltagen von einem meerähnlichen Menschengewoge erfüllten Sitzreihen nieder. Im Westen glitt der Blick über die Heiligthümer des Forum Boarium und den von bunten Barken

Digitized by Google

belebten Tiber hinüber nach dem Janiculum mit seinen villenbesetzten Abhängen, die Abends in feenhaftem Glanze leuchteten, und zu dem Circus in Neros vaticanischen Gärten, die einst durch Tausende von Christen als Fackeln erleuchtet worden waren. Nordwärts ragten in der Ferne die statuengeschmückten Theater des Pompejus und des Balbus, näher das des Marcellus und die Prachtbauten des stolzen Capitols empor — Alles eitel glänzender Marmor. Welcher Anblick aber erst in der Tiefe gen Norden und Osten, wo ein Prachtforum neben dem andern angelegt war: das des Cäsar, des Augustus, des Vespasian, des Nerva, des Trajan — alle angefüllt mit Tempeln, Basiliken, Säulenhallen, Statuen und Triumphbögen! Gerade gegenüber der Front des Palastes lag an der Velia der imposanteste aller Tempel Roms, der der Venus und Roma, von Hadrian 135 nach seinem eigenen Entwurfe erbaut, und neben ihm endlich erhob sich, den Palatin noch überragend, der Wunderbau des flavischen Amphitheaters. Neben ihm und den Thermen des Titus vorbei aber schweifte der Blick, wie jetzt, in die weite Landschaft, die aber damals nicht, wie jetzt, melancholisch, öde und verlassen, sondern bis zu den fernen Albanerbergen von schimmernden Landhäusern bedeckt war, daß sie wie eine Fortsetzung der endlosen Stadt erschien.

Ungewiß ist, ob eine an die Rückseite des domitianischen Palastes sich anschließende Porticus, von deren Cipollin-Säulen einige in Höhe von 6 Metern noch aufrecht stehen, sowie die beiden als „Akademie" und „Bibliothek" (?) bezeichneten Säle noch zu jenem Palaste gehört haben. Derselbe ist über älteren durch ihn ganz verdeckten Bauten errichtet, die zum Theil aus vorsullanischer Zeit herstammen müssen, da sie aus dem später nicht mehr verwendeten römischen Gestein — vom Caelius — bestehen. Aus dem Peristyl kann man in ein paar hohe unterirdische Gemächer hinabsteigen, die 1726 entdeckt und ohne Grund mit dem Namen „Bäder der Livia" bezeichnet worden sind. Sie sind gewölbt und hatten an der Decke schöne, jetzt verblichene Malereien in Weiß, Blau und Gold bewahrt. Man fand sie ohne Thüren und Fenster, woraus zu schließen ist, daß sie nach der Ueberbauung durch den flavischen Palast überhaupt nicht mehr gebraucht worden sind.

Nerva erklärte den ganzen Palast zum Staatsgebäude und ließ daran schreiben: Aedes publicae. Trajan und Hadrian nahmen einige Veränderungen vor. Unter Commodus 191 n. Chr. fand ein Brand statt, und dieser wird die Ursache gewesen sein, weshalb dieser Kaiser einen neuen Palastbau unternahm, den Septimius Severus fortsetzte und erweiterte. Der einzige noch freie Raum war die Südseite, und der gewaltige Ruinencomplex, den wir hier anstaunen, gehört den Bauten jener beiden Kaiser an.

Ehe wir zu diesen hinüberwandern, wollen wir noch ein Privathaus auf der Nordseite betrachten, welches allein von den zahlreichen Kaiserbauten

Digitized by Google

nicht verdrängt worden ist. Es ist das des Prätors Ti. Claudius Nero, ersten Gemahls der Livia und Vaters des Kaisers Tiberius, in welchem Livia mit ihrem Sohne gelebt haben wird, bevor sie Augustus heirathete, und in das sie nach des Letzteren Tode zurückkehrte. Erhalten ist eine ziemliche Anzahl kleiner Diener- und Wirthschaftsräume aus gutem opus reticulatum und das Atrium nebst Vestibül und vier Zimmern, welche mit schönen Fresken in pompejanischer Weise bemalt sind. Das Haus lehnt sich an die Südwestecke des großen tiberianischen Palastes an, und man gelangt von diesem aus mittelst einer abwärts führenden Treppe in das Atrium, einen mosaicirten Hof mit der Basis eines Altars. Von demselben aus tritt man rechts in das oblonge Triclinium, das mit Landschaften, Thieren und Gefäßen bemalt ist und seine Farben, namentlich ein feuriges Roth, in bewundernswerther Frische bewahrt hat, geradeaus aber in das Tablinum und zwei Flügelzimmer, die gegen das Atrium ganz offen sind und dereinst durch Vorhänge abgeschlossen wurden. Das Tablinum hat Wandgemälde von seltener Vollendung, die durch die auch in Pompeji allgemein angewendete gemalte Säulen- und Veranden-Architektur unterbrochen werden. An der Hinterwand ist — als ein Ausblick in's Freie gedacht und durch treffliche Perspective ausgezeichnet — ein Seebild mit Polyphem und Galatea, rechts Jo, Argus und Merkur und eine Straßenscene. Zwei kleinere Bilder mit Opferdarstellungen sind wie zusammenlegbare Tafelbilder gemalt. Die rechte Ala ist mit pompösen Blumenguirlanden, Masken und einem gemalten Fries mit eigenthümlichen landschaftlichen und figürlichen Scenen, die linke mit anmuthigen Flügelgestalten und Arabesken oberhalb brauner, roth und grün eingefaßter Flächen geschmückt. Das Ganze macht den Eindruck eines eleganten und wohnlichen Heims, und man mag sich recht wohl die intrigante Livia hier in Berathung mit ihren Vertrauten oder im einsamen Nachsinnen über die Pläne denken, die sie in den nahen Palästen auszuführen beabsichtigte.

In dem südlichen Ruinencomplex, zu welchem uns ein verbindender Gartenpfad um die Villa Mills herumführt, sehen wir zuerst eine Rennbahn von einer Porticus umgeben, die mit Pfeilern und Halbsäulen versehen war. An ihrem Ende bei dem halbrunden Abschluß bezeichnet ein Wasserbassin das Ziel, um welches die Wettläufer herumzulaufen hatten. Es ist das Stadium Domitians, welches sich genau an die Südgrenze der Villa Mills, also muthmaßlich an die Bauten des Augustus, anlehnt und mit den im Garten des Klosters Bonaventura befindlichen übrigen domitianischen Gebäuden in Verbindung steht. — In der Mitte der südlichen Porticus befinden sich drei zum Stadium gehörige Gemächer, in deren einem Stuck und Malereien gut erhalten sind. Ueber diesen ist später eine gewaltige halbrunde gewölbte Apsis oder Loge — vielleicht zum Anschauen der Wettläufe — errichtet worden, die von einem bedeckten Gange mit mächtigem Cassettengewölbe umgeben ist.

Digitized by Google

Ein Gewirr von noch nicht genau bestimmten Gemächern durchzieht in mehreren Stockwerken diesen Theil des palatinischen Hügels. Die zahlreichen großen und kleinen Badezimmer, zum Theil mit Cassettengewölben und Stuckverzierungen, gehören den Bauten des Commodus an, die riesigen Unterbauten endlich, die am weitesten nach Südwesten vortreten, denen des Alexander Severus. Wer den Palatin besucht, versäumt nicht über die schmale, hölzerne Brücke zu gehen, welche eine Lücke in einem der riesenhohen Gewölbe überspannt, und das Plateau der Severusbauten zu betreten, von dem man, namentlich bei Sonnenuntergang, eine unvergeßliche Aussicht über den südlichen Theil der Stadt und die Campagna bis zu den Albanerbergen genießt.

Spurlos verschwunden ist ein namentlich bezeichnetes Gebäude des Septimius Severus, das Septizonium, obwol von demselben bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts bedeutende Reste vorhanden waren. Es lag an der äußersten Südspitze des Palatin, und war von dem Kaiser, der aus Afrika stammte, mit großem Aufwande dort errichtet worden, um seinen durch die Porta Capena nach Rom kommenden Landsleuten sogleich in die Augen zu fallen. Auf Abbildungen bei Du Pérac und Gamucci sieht man noch eine Ruine von drei Stockwerken mit Säulengallerien oder Logen korinthischer Ordnung, welche von Sixtus V. abgebrochen und in den Vatican geschafft wurden — eins der zahllosen Beispiele von Zerstörungen der römischen Monumente, welche man den „Barbaren" zuzuschreiben liebt.

Auch Elagabal und Alexander Severus errichteten noch Bauten auf dem Palatin, und zwar der Erstere einen Thurm von schwindelnder Höhe, dessen Fuß er mit Gold und edeln Steinen umgeben ließ, um, wenn er sich durch einen Sturz von dem Thurme das Leben nehme, wenigstens unter Pracht und Kostbarkeit umzukommen.

Unbestimmbare Ruinen, meist gewölbte Zimmer, sieht man noch am Ost- und Nordost-Abhange des Palatin. Sie sind versteckt im Grün der Gärten und Vignen, aus denen malerisch einige der neronianischen Bogen der Aqua Claudia aufragen.

Auf der Seite des Circus Maximus endlich und zwar nahe den mächtigen Unterbauten der Palastloge, aus welcher die Kaiser den Circusspielen zusahen, ist noch ein Zimmercomplex ausgegraben worden, der durch eine Anzahl von Graffiti, d. h. den in Pompeji so häufigen Einkritzelungen auf dem Stuck der Wände, Interesse gewonnen hat. Eine derselben, welche besagt: Corinthus exit de paedagogio, hat die vermuthungsweise Bezeichnung dieser Räume als Paedagogium, d. h. Erziehungsanstalt der kaiserlichen Sclaven, veranlaßt, und allerdings lassen sowol Inhalt als Form der mannichfaltigen lateinischen und griechischen Bemerkungen und die karrikirten Zeichnungen sich recht wohl auf kecke Schülerhände zurückführen. Es sind darunter viele Eigennamen, manche mit großen Buch-

Digitized by Google

staben wie kalligraphische Uebungen ausgeführt, z. B. FELICI ΦΗΛΙΚΙ — ΒΟΥΠΑΤΗΤΟΥ ΒΑCΙΛΕΟC — AVRELI STEPHANI — LIBANVS EPISCOPVS — SVPERBVS LIBI — GORDIANVS — ΑΓΡΙΠΠΙΑC ꝛc. Unter der Zeichnung eines Esels, der eine Mühle dreht, steht die launige Bemerkung: Labora, aselle, quomodo ego laboravi, et proderit tibi — „Arbeite, Eselein, wie ich gearbeitet habe, und es wird dir gut thun." Die merkwürdigste ist eine jetzt im Kirchnerianischen Museum verwahrte Spottinschrift auf das Christenthum. Neben einem Manne mit Pferde- oder Eselskopf, der an's Kreuz geheftet ist und neben dem ein Anderer steht, liest man: ΑΛΕΞΑΜΕΝΟC CEBETE ΘΕΟΝ „Alexamenos betet Gott an".

Als die hier noch verspottete Religion im römischen Reiche zum Siege gelangt war, ging es mit dem Glanze des Palatins zu Ende. Schon nach der Theilung des Reiches unter Diocletian blieb Rom nicht mehr die gewöhnliche Residenz der Kaiser; Constantin machte Byzanz gar zur Hauptstadt. Nach dem Sturze des weströmischen Reiches durch Odoaker nahm dieser nicht in Rom, sondern in Ravenna seinen Sitz. Ebenso that sein Besieger und Nachfolger Theodorich und die oströmischen Statthalter, die Exarchen. Theodorich führte noch einige Bauten auf dem Palatin aus, und die byzantinischen Kaiser ernannten im 7. Jahrhundert „Intendanten des Palatiums". Nach der Chronik von Monte Cassino kam 629 der Kaiser Heraclius, nachdem er das Kreuz wiedergewonnen, nach Rom, „wurde vom Senat auf den Augustusthron des Cäsarenpalastes gesetzt", mit dem Diadem geschmückt und zum Alleinherrscher gemacht. Aber dies war die letzte Erneuerung der alten Bedeutung des Palatins. Schon längst war der Brauch aufgekommen — mindestens seit dem 3. Jahrhundert — jede Residenz des Kaisers Palatium zu nennen. Im 8. Jahrhundert wohnten die „Herzöge" von Rom in dem schon halb verfallenen und unzählige Male geplünderten Palast.

Daß schon im 10. Jahrhundert das Palatium kaum mehr beachtet ward und später immer mehr verwüstet wurde, ist schon gesagt worden; ebenso, daß wichtige Ausgrabungen erst im vorigen Jahrhundert gemacht worden sind.

1846 begann der Kaiser Nicolaus von Rußland in der ehemaligen Vigna Nussiner auf der Seite des Circus Maximus Ausgrabungen anstellen zu lassen, welche unter der Leitung Vescovalis zur Auffindung von Resten der ältesten Mauer und von dem sogenannten Paedagogium führten, woran sich die Entdeckung des kaiserlichen Pulvinar und einer Strecke der Via Nova anschloß.

Am 4. November 1861 haben die von Napoleon III. veranlaßten Arbeiten in den farnesischen Gärten begonnen. Schon am 16. November hatte Rosa den Umfang des Domitianischen Palastes festgestellt und die Grenzen der Augusteischen, Tiberianischen und Caligulaschen Bauten in großen Zügen bestimmt.

Digitized by Google

Was dieſe Arbeit des Neſtors der italieniſchen Archäologen bisher ergeben, haben wir geſehen. Eigenthumsverhältniſſe haben der Vollendung der Aufdeckungen noch Hinderniſſe in den Weg gelegt; doch werden auch dieſe ſchwinden, und es wird dereinſt im Zuſammenhange vor uns liegen, was die Jahrtauſende von den Menſchenwerken auf dem ehrwürdigſten der römiſchen Hügel übrig gelaſſen haben. Iſt derſelbe ſchon jetzt ein ſprechender und impoſanter Zeuge der glänzendſten Periode Roms, ſo wird dieſe ſeine Eigenſchaft dadurch noch geſteigert werden. Kann er dann auch nicht die maleriſche Erſcheinung bewahren, die ihm die Vignen, die Klöſter und Gärten gegenwärtig noch verleihen, ſo wird er deshalb nicht weniger anziehend ſein; denn allenthalben werden wir an Stelle der Bäume und Blumen Menſchenwerke aus dem Boden auferſtehen ſehen und mit Sophokles ſagen:

„Vieles Gewaltige gibt's, doch nichts iſt gewaltiger als der Menſch."

Digitized by Google

Bogumil Dawiſon.

Von

Karl Gutzkow.

— Sachſenhauſen. —

Leſſing ſpricht im Anfang ſeiner Dramaturgie einfach und nüchtern, wie ſeine Weiſe war, dieſelbe Wahrheit aus, welche eine ſpätere Zeit, die einen blumenreicheren Ausdruck liebte, dahin bezeichnete, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flechte.

Man kann nicht ſagen, daß Leſſing ſeine Analyſen der in Hamburg angetroffenen Spielweiſen, beſonders Ekhofs, in der ſentimentalen Abſicht ſchrieb, das Andenken dieſer Künſtler zu erhalten. Es iſt wahr, in ſeinen Berichten geht ſein jugendlicher Feuereifer zuweilen ſelbſt bei dem klaren und verſtändig denkenden Kopfe ſo weit, daß man fragen möchte: Wo will das hinaus? Die Betrachtung z. B. über die Art, wie Ekhof Sentenzen behandelte, dieſe ruhig einwarf und hoffentlich (denn das iſt allein das Richtige) als Theile der Handlung betrachtete, verliert ſich in Labyrinthe der Pſychologie, wo man dem originellen Denker kaum nachfolgen kann!

Gewiß gehört es zur Verfeinerung der Bildung eines Volkes und zur Belebung des äſthetiſchen Verkehrs, wenn der Grundſatz angenommen wird, daß, wenn man einmal die Feder führt, man auch verpflichtet iſt, über das Leben und die Kunſt berühmter Darſteller zu berichten, mit denen uns das Leben zuſammenführte. Und nicht einmal um die Kunſtgebilde handelt es ſich, ſondern um den ganzen, vielleicht von Niemand ſo, wie von irgend einem Eingeweihten, belauſchten Charakter. Dawiſons Leben, Extravaganzen, Thorheiten erzählen, heißt ſeine Spielweiſe charakteriſiren. Wer braucht eine Schilderung der Art und Weiſe, wie einſt die Clairon ſpielte! Man lieſt einfach ihre Memoiren, ihren originellen Lebenslauf, ihre in Ansbach über ein Land, einen Fürſten, deſſen rechtmäßige Gemahlin ausgeübte Herrſchaft, eine Herrſchaft wie mit der Reitgerte, und hat das ganze Bild der Dejazet des vorigen Jahrhunderts vor ſich. Sie

Digitized by Google

wird die des unsrigen gewiß bei Weitem sowol im Leben wie auf den Brettern an Caprice und herausforderndem Humor übertroffen haben. Das tägliche Spielenmüssen machte leider zuweilen die Dejazet recht schläfrig.

Glückliche Stunden, die ich Jahre lang im vertraulichsten Verkehr mit Dawison verlebte, sollen sie verrauscht sein im Strom der Zeiten? Soll sich nicht die Pflicht des Schriftstellers regen, Annalist zu sein von allem, was die Zeit auch hier in seine unmittelbare Nähe rückte? Und zumal, da die Berichte, die beim Tode des leider an Geisteskrankheit gestorbenen Künstlers fast durchgängig gegen ihn gerichtet waren, mehr seine Schwächen, als seine Vorzüge hervorhoben, und wie von neidischen „Collegen" geschrieben schienen. Die junge Feuilletonistik hat meist Theaterstücke auf dem Lager und witterte die beifällige Aufnahme ihrer abfälligen Artikel bei einer in Theatersachen machtbegabten Instanz, die auf Dawison einen speciellen Haß geworfen hatte.

Die Lebensumstände Dawisons sind bekannt. Er war kein Pole. Er war im Deutschsprechen aufgewachsen, wie alle Juden in Polen. Es handelte sich bei ihm nur darum, die gemeine Sprechweise des Deutschen zu verlernen und sich den gebildeten Ausdruck unserer Schrift anzueignen. Daß er eine Zeit lang seine Kenntniß der polnischen Sprache ausnutzte und Schauspieler in Lemberg wurde, brachte ihm den Vortheil, eine Gattin zu gewinnen, die am Lemberger Theater, unter dem Grafen Skarbek, die ersten Liebhaberinnen spielte und Anmuth sowol wie klares Verständniß ihrer Rollen und ein strenges ästhetisches Gewissen besaß. Diese slavischen Stämme um die Donau herum bilden sich alle nach Frankreichs Beispiel! Dieselben Regeln werden dort befolgt, derselbe Stil wird eingehalten! Die junge Gemahlin, jeune première der polnischen Bühne in Lemberg, wurde Dawisons erster Instructor. Sie legte, er gestand es mir oft, selbst wenn er mit ihr zankte, den Grund zu jener ernsten, nichts über's Knie brechenden, gewissenhaften Spielweise, die ihm eigen war und allerdings z. B. in seinem Hamlet, in seinem Philipp II. in eine akademische Haltung ausarten konnte, welche dem Wort mehr einräumte, als ihm gebührte und der ganzen Leistung etwas Ungelenkes und Steifes gab.

Ich habe den trefflichen, vorzugsweise gewissenhaften Künstler mehrere Jahre lang fast jeden Abend, wo derselbe eine neue oder irgend bedeutende Rolle spielte, in seinem kleinen Ankleidestübchen besucht, ehe ich in den Zuschauerraum ging. Es war in Dresden, in einem versteckten Winkeleingang des abgebrannten Semperschen Theaters. Mit Bescheidenheit ließ er sich mustern, ob sein Bart als Alba nicht zu lang sei, ob die Andeutung des Höckers in Richard III. nicht zu schwach hervortrete. Immer bekamen darauf die dienenden Hände, die seinen großen Stehspiegel umkreisten, Anweisungen, da oder dort zu ändern, hier zu mäßigen, dort zuzusetzen, die Ausmalung des Gesichts zu ändern oder zu vervollständigen,

Digitized by Google

bis er endlich mit einem gewissen Zagen hinausging, und in der Scene die Minen abbrannte, die er auf der Probe gelegt hatte.

Denn ich habe viel Theaterproben in meinem Leben durchgemacht, schätze viele Darsteller, hege viele im dankbarsten Gedächtniß, aber das muß ich bekennen, nie kam mir ein Schauspieler vorbereiteter, fertiger, mit allen Anzeichen des vorausgegangenen Studiums versehener auf die des Vormittags ach! so nüchternen, so unheimlichen, so unpoetischen Bretter. Dort der sich erst an einem Lämpchen aus dem Buch langsam orientirende Regisseur! Da die ewig mit dem Souffleur zankenden, kaum das Nothwendigste ihrer Rollen wissenden Schauspieler! Dawison allein durchaus fertig in seinem Part, sicher in jeder Stellung, die entweder er selbst oder seine Mitspielenden einzunehmen hatten. Es gab zuweilen harte Kämpfe. Die Mittelmäßigkeit glaubt bekanntlich bedeutend zu werden, wenn sie sich aufbäumt. Es ist die gewöhnliche Theatererfahrung, gegen die sich ein guter Bühnenlenker früh zu wehren lernen muß. Manches bittre Wort flog von des polnischen Juden witzbelebten Lippen. Er war von hoher Gestalt, gerade wie die Schauspieler den Shylock zu spielen lieben, obschon Polen die Gestalten des Orients schwerlich häufig zeigen mag. Seine Mutter hatte einen hohen stolzen Wuchs wie eine Fürstin, eine Prophetin. Sie war zum Besuch in Dresden. Kommen Sie, rief mir Dawison in der Wilsdruffer Gasse entgegen, ich will meiner Mutter eine goldne Uhr kaufen! Er zog mich fort, ich mußte ihn begleiten. Charakteristisch für seine Schwankungen, für seine künstlerischen Velleitäten, die jedoch den Reiz jeder poetischen Natur machen können, wenn sie nicht überwuchern, war sein Wort am Eingang des Uhrmacherladens. Goldne Uhr? Was meinen Sie? Nicht wahr? Eine silberne thut's auch! — Hätte ich mit Emphase gesagt: Nein, eine goldne ziemt sich! er würde dem Worte gefolgt sein. Ich war mitleidig genug mit seiner Schwäche und erleichterte ihm die Inconsequenz durch ein Allerdings! Die Frau gehörte ja ganz dem ungebildeten Volke an.

Dawison trat seine Dresdener Stellung mit den freudigsten Hoffnungen, wie eine Erlösung aus Ketten und Banden an. Er hatte am Burgtheater zu keiner Geltung kommen können; denn die zweiten Rollen standen ihm nicht. Es gibt Schauspieler, die nicht ergänzend wirken können, aber vortrefflich am Platze sind, wenn sie ein Stück zu tragen haben. Der Episodenspieler, der Ensemblecharakteristiker hat eine andere Begabung, als sie der „Virtuose" besitzt, wie man die Schauspieler genannt hat, die in Folge ihres angeborenen Naturells nur erste Rollen, Titelrollen spielen können. Einem vernünftig geleiteten Theater muß alles zu Gute kommen Man quälte Dawison in Aufgaben hinein, denen seine hohe Gestalt, seine scharfbetonende Sprechweise, sein Bedürfniß, dem Publikum eindringlich zu sein, widersprach. Dieser Trieb zur Ueberredung, zur Gewinnung des Antheils für die Fabel ist wahrlich nicht zu unterschätzen und geringer zu

Digitized by Google

achten, als das Vermögen achtbarer Mittelmäßigkeiten, im Wallenstein einen Buttler, im Lear einen „nicht störenden" Edgar durchzuführen. Der Künstler wollte aus dieser Stellung heraus. Die maßgebende Macht versagte die Entlassung. In einer Scene der äußersten Heftigkeit rief der Verzweifelnde, der die Lösung seiner Contracte verlangte: Ich sterbe, wenn ich bleiben muß! Die Antwort soll gelautet haben: Sterben Sie! Dies Wort, wenn es gefallen, war angethan, dem gereizten Hirn des Künstlers, der in Geistesschwäche starb, den ersten Stoß zu geben. Denn zerstörend, furchtbar vernichtend wirken im Menschen die Vorstellungen dessen, was Andere zu thun, in ihrem Interesse zu unterlassen vermögen! Nicht um ein Eignes handelt es sich dann, nicht um den persönlichen Wunsch, den vielleicht nur der erkannte Eigensinn begehrte; es wird die Weigerung, der nie zu überwindende Widerstand, die kalte Betrachtung der glühendsten Erregung geradezu zu einer Einbuße des Lebens. Da bringt man mir eben das Zeitungsblatt! Es gibt sogleich ein Beispiel! Man denke an Tschech, den schlesischen Bürgermeister! Auch Michael Kohlhaas liegt von jenem „Sterben Sie!" nicht zu fern.

Dresden brachte allerdings sogleich wiederum die Störung durch Emil Devrient. Sogleich die erste Rolle, Hamlet, gab Anlaß zur Vergleichung. Geistreich hat Emil Devrient den Hamlet nie gespielt. Dann sprach nur der Dichter, die gelernte Rolle aus ihm, wenn die Schauspieler vorgeführt wurden oder Polonius gar zu weise schwatzen wollte. Aber Anmuth konnte sich Dawison nicht geben, nicht die Verbindung seines dramatischen Spiels mit den Monologen. Letztere blieben, ich nannte es damals, unvermittelte Parabasen. Er zürnte darum nicht, überraschte mich vielmehr mit der eingehendsten Kenntniß meiner Schriften und urtheilte nur in sarkastischer Laune darüber, wobei er manchen kleinen versteckten Tadel anbrachte, den ich aufzugreifen verstand und wohlbenutzte. Wie ein so scharfsinniger, theaterkundiger Schriftsteller, wie der kürzlich verstorbene Verfasser von „Geistige Liebe" und andern kleinen Stücken, Dr. Lederer, einen solchen Haß auf Dawison hat werfen können, daß er regelmäßig behauptete: „Sie werden erleben, er kommt noch mit dem Hut in der Hand, bettelt und macht Collecte!" glaube ich zu verstehen und zwar aus den Tantièmeverhältnissen des Burgtheaters. Aber die meisterhafte Darstellung des „Spielwaarenhändlers" machte in der That die Vision des frivolen Witzhaschers zur Wahrheit. Auch Dawisons „Heinrich" im „Lorbeerbaum und Bettelstab" schilderte den Wahnsinn mit einer erschreckenden Versenkung in die Nachtseiten der Natur und des menschlichen Geistes. Der Schmerz, der den Künstler, als wir seine erste Gattin begruben, bewog, in die Gruft nachzuspringen, wie Hamlet bei Ophelien that, war nicht affectirt. Er kam von einem Menschen, der unendlich viel erlebt und mit der Todten verloren hatte; er kam von der Reue über tausend Uebertretungen dessen, was die übliche Moral voraussetzt und was in der

Digitized by Google

christlichen Todtenfeier eine so bewältigende Verklärung empfängt. Es drückte ihn nieder zum wesenlosen Schatten. Daß er dann doch wieder lachen, scherzen konnte, das sind eben die Vorrechte der menschlichen Natur.

Zwei Dinge sind es besonders, die Dawisons Geist zuletzt umdüsterten, und von denen ich mich entsinne, in den Nekrologen, die nach seinem Tode erschienen sind, auch nicht die Spur einer Andeutung gefunden zu haben. So gering ist der Apparat von Thatsachen, mit welchem unsere junge Feuilletonistik an die Spaltenfüllung unserer zahllosen Zeitungen geht! Es war der Mord, den sein eigner Diener auf seinem eignen Grundstück an einem jungen Kaufmannsgehülfen beging, und ein Duell mit einem nur noch wenig genannten Schriftsteller Robert Heller in Hamburg.

Dawison hatte sich von den Erträgen seiner glänzenden, oft auf zwanzig Abende gesteigerten Gastrollen ein kleines Vermögen erworben, das ihm der geist- und gemüthvolle Advocat Fasoldt treulich verwaltete. Er erwarb der Blindenanstalt gegenüber einen ansehnlichen Flächenraum, um darauf eine Villa, eine Remise, einen Stall zu bauen. Diese Schöpfung, die Anlage eines kleinen Gartens war seine Erholung. Seinem stürmischen Temperament konnte nicht rasch genug die Vollendung folgen. Endlich war das Ganze ein reizender Aufenthalt für seine leider todtkranke Gattin, sein eigenes, von einer reich ausgestatteten Bibliothek unterstütztes Studium und die Erholung seiner zahlreichen Freunde, für welche die sinnigsten Veranstaltungen zur Bewirthung getroffen wurden. Nichts anregender als eine Kaffee- und Cigarrenstunde bei dem vielseitig gebildeten Künstler, der immer etwas las, immer über die Schwierigkeiten einer Rolle sich aussprach, gern fremde Ansichten hörte, rasch vom Bücherbrett ein theures Werk herabnehmen und vergleichen konnte und dabei nach allen Richtungen hin, der politischen und socialen Bewegung der Zeit, Empfänglichkeit besaß. Zwei, drei Stunden anzuordnen und sich und seiner Gattin allein ein neues Stück vom Autor desselben vorlesen zu lassen, verschlug ihm nichts. Er freute sich über die Gelegenheit zur Discussion. Auf Wahrheit, wenn auch aus Wohlwollen negativ vorgetragen, konnte man gefaßt sein. Wo wollen Sie die Darsteller finden? Ein solches Wort sagte sogleich alles. Denn nur der französische Schauspieler setzt die Arbeit des Dichters fort, greift den Faden der Handlung da auf, wo der Autor endete, und macht die Arbeit, die er darzustellen hat, zu seiner eignen. Und in diesen stillen Frieden, in diese geschmackvoll gepflegte Blumenwelt brach der Mord mit seinen unmittelbaren nachhaltigen Schrecken! Ein junger Bankiergehülfe brachte jeden Sonnabend auf einen nahegelegenen Bauplatz den Lohn der Arbeiter, einen Vorschuß seines Principals von etwa 250 Thalern, wie der Unvorsichtige dem mit ihm über den Gartenzaun plaudernden Factotum der Villa erzählte. Dieser lockt dann das Opfer eines teuflischen Mordplanes in den inneren Gartenraum, in den Stall und wirft ihm eine in Bereitschaft gehaltene Schlinge um den Hals. Der

Digitized by Google

unglückliche entseelte Jüngling wird zuerst in einer dunkeln Ecke des kleinen Parkes verscharrt (die Herrschaft war verreist), dann bei Nacht über einen andern Theil der Mauer geschleppt und dort an einem Baum, zum Schein einer Selbstentleibung, aufgehängt. Roßhaare, die sich an den Kleidern des Erhängten befanden, führten auf die Spur des Ursprungs der That, die Niemanden so ergriff, wie den, von der Reise zurückeilenden, man möchte sagen, phantasieüberladenen Künstler. „Ich war stündlich mit dem Unseligen allein," sagte er zitternd, „ich plauderte im Stall mit ihm, ich ging mit dem Mörder durch die dunkeln Gänge des Gartens, ordnete, zimmerte und bohrte im Keller mit ihm, alles vertrauensvoll und wie an einem Haar hing mein Schicksal! Ich faß' es nicht! Der Aufenthalt ist mir unheimlich geworden! Ich sehe auch, er liegt in der That zu isolirt, zu unbewacht, man vergiftet meinen Hund und macht mit mir was man will!" So klagte er mit bebender Stimme, die kaum eine zusammenhängende Rede hervorbringen konnte. Immer sah er das Schleppen des Opfers über die Mauer seiner schönen Wein-Veranda, das Aufhängen desselben an einen Blüthenbaum, der dicht unter seinem Fenster stand. Obschon unser gemeinschaftlicher Freund, der Director des Blindeninstituts, der sinnige Dichter Karl Georgi, sich erbot, bei ihm zu wachen und zu schlafen, so hatte er doch keine Ruhe mehr, bis er in Zschachwitz bei Pillnitz, wo sein Advocat Theodor Fasoldt eine kleine Besitzung bewohnte, sich neben dem Hüter seiner Vermögensverhältnisse ansiedelte und die Villa gar nicht mehr betrat.

Einen zweiten Stoß auf Dawisons Hirn führte das in den Nekrologen ganz vergessene Robert Hellersche Duell! Ich war Zeuge der furchtbaren Wirkung einer Verpflichtung, der er sich, das war die Pointe seines Schmerzes, als jener kühne Matador, für welchen er seither so gern gelten mochte, nicht entziehen konnte. Wenn die Velleität des täglichen Lebens die Segel streicht, so lacht man und das Komische kann da niemals tragisch werden. Dawisons Angst aber vor dem Gedanken, eine Kugel des Hamburger Journalisten säße ihm in der Brust, war in der That tragisch. Er lag an meinem Halse und weinte wie ein Kind. Sein besonderer Schmerz war der, daß man gerade ihn, den „Polen", der größten Entschlossenheit für fähig hielt und daß seine bisherige Art des Auftretens ihn eine Duellforderung wie eine Bagatelle hätte betrachten lassen müssen. Letztere war die Folge eines in einer Zeitung erschienenen Dawisonschen Briefes, in welchem er die kritischen Urtheile Robert Hellers zurückgewiesen und mit Persönlichkeiten zurückgewiesen hatte. Dann bereitete er sich noch den besonderen Kummer, über die Rolle zu verzweifeln, welche in diesem Handel der bekannte Schauspieler Heinrich Marr spielte. Dieser, auch in anderen Fällen ein Mephisto, hatte die Absendung des Briefes erst gebilligt und war dann doch auf die Seite des tonangebenden mächtigen Hamburger Kritikers getreten. Mein Rath, an die sächsische Grenze zu

Digitized by Google

reisen und das Erscheinen der Hamburger Partei, die gewiß nicht ohne Friedensvorschläge kommen würde, ruhig abzuwarten, wurde mit den Ausdrücken des äußersten Schmerzes und dem ständigen Ausruf: Er schießt mich todt! aufgenommen. Die Lippen bebten, die Brust hob und senkte sich krampfhaft, der ganze Mensch war in Furcht und Zagen aufgelöst.

Und man darf hier nicht geradezu von Feigheit reden, sondern nur von einem überreizten Vorstellungsvermögen. Die Phantasie des Unglücklichen sah geschehen, was doch nur im Reich einer traurigen Möglichkeit lag. Das Hirn war schon krank, die Nerven waren zu zerrüttet. Er raffte sich noch zu jener anstrengenden Reise nach Amerika auf, lebte aber schon machtlos ganz unter dem Schutz und der steten Obhut einer vortrefflichen zweiten Gattin, die er gefunden. Bald war der irrsinnige „Spielwaarenhändler" — er selbst!

Den Tadel mancher seiner Leistungen bestreite ich nicht. Die Form, wie das Dämonische innerhalb der germanischen Welt hervortritt, war ihm versagt. Er bedurfte des rhetorischen Beiwerks. Er hatte nicht jenen Ton passiver Leidenschaft, die englischen, die deutschen Schauspielern eigen ist. Sein Verstand mußte gestalten, das Gegebene erschöpfen können. Der Zusatz einer latenten Schönheit, die wir Poesie nennen, war in der Regel bei ihm fraglich. Und doch waren sein Richard III., sein Othello, Franz Moor hinreißende Gebilde, wie selbstverständlich alles in der rein verständigen Sphäre Liegende, Carlos im Clavigo, Marinelli, Riccaut de la Marlinière, französische Chargen, wie sein Bonjour. Eine absolut seltsame und ganz vergriffen herauskommende Rolle war die des Philipp im Don Carlos. Hier wollte er die spanische Bigotterie, die steife Andächtelei charakterisiren, aber das Gebilde wurde darüber düster, aschgrau, langweilig. Sein hochliegendes, oft zur Fistelstimme greifendes Organ störte ihn überall, besonders wo schon im Ton die breite Pinselführung edler Leidenschaft, tragischer Würde liegen mußte. Er war kein Wallenstein. Immer kam die Rede spitz und eckig heraus. Dennoch war sie durch die klare Darlegung des Inhalts der Rollen hinreißend für den wahren Freund der dramatischen Muse. Man sollte nur auf das Lobens- nicht Tadelnswerthe im Gedächtniß dieses großen Künstlers halten. Dawison war ein Muster von Gewissenhaftigkeit und als Mensch, wenn auch schwach und allzu biegsam, doch liebenswürdig für die, die überhaupt zu lieben verstehen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Neues Werk von Fritz Reuter.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben: aus

Fritz Reuter's Nachlaß:

Die drei Langhänse,

Lustspiel in drei Acten.

(Für die Bühnenaufführung eingerichtet von **Emil Pohl.**)

Preis broch. 1 M. 50 Pf.
Elegant geb. 2 M. 25 Pf.

Einer besonderen Empfehlung eines neuen Buches von Fritz Reuter glauben wir uns enthalten zu dürfen.

In die Volks-Ausgabe der sämmtlichen Werke wird dieser Band nicht aufgenommen.

Hinstorff'sche Hofbuchhandlung in Wismar.

Meyers Reisebücher.

Zur ***Weltausstellung*** *erschien soeben durchaus neu bearbeitet:*

PARIS *mit den Reiserouten dahin und durch* ***Nordfrankreich,***

mit Karten, Plänen, Ansichten reichlichst ausgestattet. Geb. 7½ M.

Verlag des ***Bibliographischen Instituts*** *in Leipzig.*

Verlag von **August Hirschwald** in Berlin.

Soeben erschien:

Geographisch-medicinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde, von Docent Dr. **A. Wernich.** 1878. gr. 8. Preis: 10 Mark.

Das natürliche

Friedrichshaller Bitterwasser

dessen — auch curgemässer — Gebrauch zu Hause und ohne Unterbrechung der Berufsgeschäfte möglich ist, hat sich nach dem Urtheil der bedeutendsten ärztlichen Autoritäten als sicherstes und auch bei langjähriger Anwendung unschädliches Mittel bewährt bei

Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Blähsucht, Verschleimung, Hämorrhoiden, Chronischen Magen- und Darm-Katarrhen, Frauenkrankheiten, Gicht, Blutwallungen, trüber Gemüthsstimmung, Unreinigkeiten des Bluts und der Haut etc.

„Dasselbe gehört durch seinen Kochsalz-Chlormagnesium- und Bromgehalt zu den wirksamsten Europa's, und ich halte diese Mineralquelle für einen wahren Schatz, dessen hoher Werth von Jedem anerkannt werden muss, der durch den Gebrauch die trefflichen Wirkungen des Wassers kennen gelernt hat." **Prof. Dr. J. von Liebig.**

„Ist als gelegentlich eröffnendes und die Verdauung verbesserndes Mittel unter allen das beste." **Sir Henry Thompson, Professor, London.**

„Seine Wirkung ist eine mildere, auch bei längerem Gebrauch weniger erschöpfende und demnach nachhaltigere." **Geheimr. Prof. Dr. Frerichs, Berlin.**

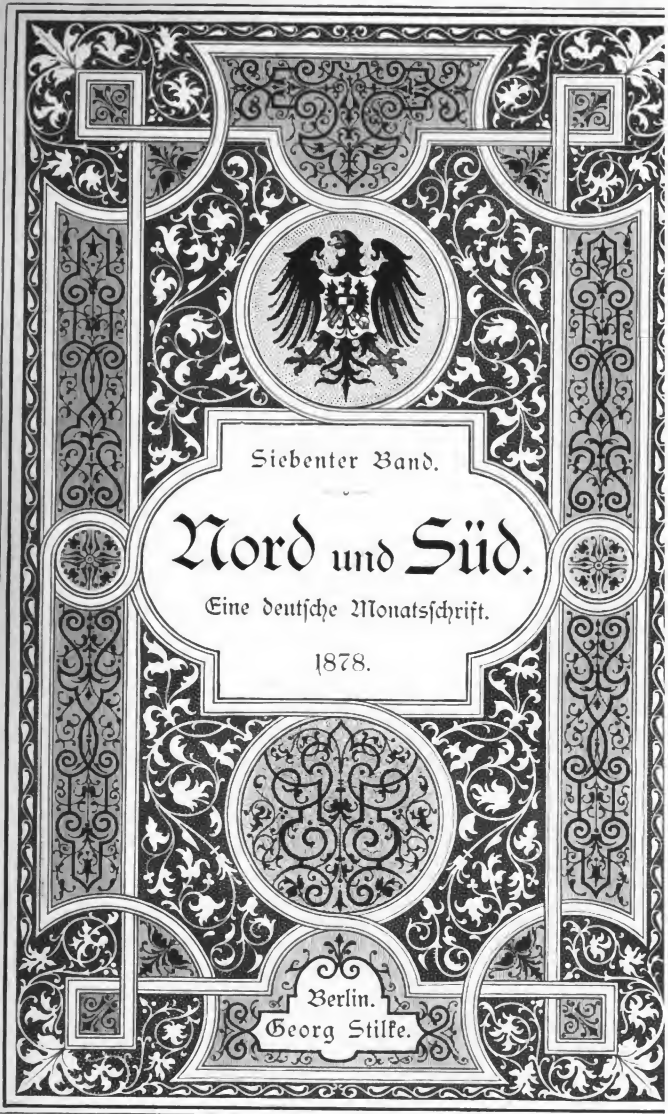
Frische Füllung in allen Mineralwasser-Handlungen u. Apotheken.

Brunnen-Direction: **C. Oppel & Co.** in **Friedrichshall** bei Hildburghausen.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Siebenter Band.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew und Richard Wagner.

Berlin, 1878.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Luisenstraße.

Digitized by Google

Inhalt des 7. Bandes.

October — November — December.

1878.

Karl Braun-Wiesbaden in Berlin. Seite

Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze . . 173

Karl Erdm. Edler in Wien.

Eine Glocknerfahrt. Novelle 200

Karl Emil Franzos in Wien.

Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende 1

Emanuel Geibel in Lübeck.

Sieben Oden des Horaz 166

Siegfried Kapper in Pisa.

Klöster und Klosterleben in der Hercegovina 335

Heinrich Kruse in Berlin.

Idyllen.

Die Dachreiter 283

Wider Wind und Wellen 288

Hugo Magnus in Breslau.

Die Farbenblindheit 325

F. Max Müller in Oxford.

Ueber Fetischismus. I. 137

Ueber Fetischismus. II. 293

Ludwig Noiré in Mainz.

Max Müller und die Sprachphilosophie 24

Mit dem Porträt von Max Müller. Radirung von D. Raab in München.

Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten I. 68

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. II. 224

Digitized by Google

Ludwig Pietsch in Berlin. Seite
Iwan Turgénjew. Persönliche Erinnerungen 242
Mit dem Porträt von Iwan Turgénjew. Radirung von B. Mannfeld in Berlin.

K. Th. Richter in Prag.
Die Braut. Novelle 362

Justus Scheibert in Stuttgart.
An den Grenzen der Strategie und Taktik 315

Eduard Schelle in Wien.
Richard Wagner 261
Mit dem Porträt von Richard Wagner. Radirung von J. L. Raab in München.

Bernhard Wagener in Kiel.
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine 120

Ernst Wichert in Königsberg.
Sommerfrische am Baltischen Strande 88

J. H. Witte in Bonn.
Kant und die Frauen 101

Digitized by Google

W. C. Willenbücher

Band ~~6~~ 7 — Heft 19.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

Digitized by Google

October 1878.

Inhalt.

Karl Emil Franzos in Wien. Seite
Die Locke der heiligen Agathe. Eine moderne Legende . . . 1
Ludwig Noiré in Mainz.
Max Müller und die Sprachphilosophie 24
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten 68
Ernst Wichert in Königsberg.
Sommerfrische am Baltischen Strande 88
J. H. Witte in Bonn.
Kant und die Frauen 101
Bernhard Wagener in Kiel.
Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine 120

Hierzu das Porträt Max Müller's, Radirung von D. Raab in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.
— Preis pro Quartal 5 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VII. Band. — October 1878. — 19. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: F. Max Müller.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

Digitized by Google

Die Locke der heiligen Agathe.

Eine moderne Legende.

Von

Karl Emil Franzos.

— Wien. —

Das Gewitter hatte sich verzogen, die letzte schwarze Wolke barst und jäh und plötzlich ging wieder der goldige Strom des Lichts über Himmel und Erde. Es war gar lustig zu sehen, wie das verregnete Stückchen Landschaft plötzlich wieder aufathmete. Und als derselbe Windstoß, welcher die Wetterwolken vertrieben, noch immer durch die Bäume rauschte, daß die hangenden Regentropfen herabrieselten, da war's fast, als schüttelten sich die Bäume selbst vor Lust und würfen die Thränen weit von sich.

Nur die Menschen waren nicht plötzlich mit dem Sonnenschein wieder da, einige Minuten durch war es ganz leer im Stadtpark. Und wie ich so langsam eine verödete Allee hinabschritt, kam mir entgegen etwas Feines, Gleißendes durch die leise bewegte Luft geschwommen. Wie ein Fädchen war's, zitternd, unendlich fein, goldig blickend.

Ich griff darnach und fing es: es war ein langes, blondes, weiches Frauenhaar.

Ich bin ein ernsthafter Mensch, aber mit dem Haar, das mir so unversehens entgegen geflogen kam, trieb ich's recht kindisch. „Wo kommst Du her?" fragte ich es ganz laut und streichelte es dann sanft, als wäre es etwas Lebiges, freilich blickte ich gleich darauf sorgsam um, ob mich Niemand belauschte, aber weit und breit war kein Mensch zu sehen. Da ward ich noch kühner in meiner kindischen Art. Ich setzte mich hin und legte das Haar behutsam auf meinen Rockärmel und sah zu, wie der Goldfaden auf dem dunklen Grunde erst recht blinkte und gleißte.

Was mir, während ich so saß und schaute, zuerst durch's Herz ging,

Digitized by Google

das will ich nicht erzählen. Mir thäte es zu weh und Andere würden vielleicht gar darüber lächeln. Aber je länger ich so auf das blonde Haar hinblickte, desto mehr verblaßte die Erinnerung an meine heiße, thörichte, qualvolle Jugendliebe und die Geschichte eines anderen Herzens trat vor mich hin — so faßbar klar und lebendig, daß ich gar nicht begriff, wie ich sie hatte durch lange Jahre so ganz vergessen können! „Du armer, armer Mensch!“ sagte ich mir leise und mir war's dabei, als blickte mich der junge Pater Eusebius wieder an mit seinen traurigen, gütigen Augen ...

Aber da tönten Schritte, rechts und links — die Spaziergänger kamen angezogen, und als ich mich erhob, um eine dicke Bankiersfrau zu grüßen, welche schnaubend und rauschend gegen den Frühlingswind angesteuert kam, wie ein Dampfer gegen den Strom, da trug mir dieser Wind auch jenes goldene Haar davon — noch einmal blinkte es über mir und verschwand dann im tiefen Blau. Aber die Geschichte des armen Eusebius hat mir kein Windstoß wieder hinwegtragen können und heute, an einem stillen, wehmüthig-schönen Herbsttag, will ich sie erzählen.

Es ist eine absonderliche Geschichte, durch welche nicht blos eine Goldwelle weichen Frauenhaars fluthet, sondern auch ein großes Weh und eine herbe Frage. Gewiß auch diese letztere. Eine moderne Legende habe ich die Geschichte genannt und mit gutem Rechte, denn es sind noch wenig über zehn Jahre her, seit die Leute in dem abgelegenen Dörfchen der mittleren Steiermark das Haar der heiligen Agathe als neue Reliquie gläubig verehren. Aber wer nach diesen Andeutungen ein Tendenz-Histörchen gegen die katholische Kirche vermuthet, der irrt sich. Derlei steht mir fern. Ich glaube, daß die katholische Kirche ebenso gut ist, als eine andere, und wenn dem nicht so wäre, so leide doch ich nicht darunter und habe darum kein Recht zur Klage und Anklage. Nein, wiederhole ich, ich habe nicht künstlich eine Spitze in diese Geschichte gelegt. Und wenn eine solche gleichwol daraus hervorsieht, wenn derselbe Stachel, welcher dem Eusebius das Herz durchbohrt, sich auch drohend gegen jene Satzung richtet, welche dem Menschen verbietet, ein Mensch zu sein, so ist dies nicht meine Schuld. Ich erzähle eine Beobachtung, ein Erlebniß — nichts weiter!

Vor sieben Jahren war's und im Spätfrühling. Auf den Bergen der oberen Steiermark war kaum noch der Schnee geschmolzen, aber im mittleren Gelände grünte und blühte es allerwärts und der Lenz lag, ein fröhlicher Eroberer, mit Blumenduft und Vogelsang mitten im Herzen der guten Stadt Graz. Andere minder gesegnete Städte belagert er wol ringsumher mit all' seinen lichten Boten, aber einziehen mag er nicht in die dumpfen, engen, geschlossenen Häuserzeilen. In Graz freilich, wo sich Häuser und Gärten anmuthig verbinden, kann man ihn überall gewahren. Aber eben darum muß man auch dort ewig an ihn denken und wer an den Lenz denkt, denkt auch an das Wandern. So ist es wenig-

Digitized by Google

stens mir alljährlich in besagter Stadt ergangen und nicht anders in jenen Maitagen von 1871.

Ich nahm mein Felleisen auf den Rücken und meinen Ziegenhainer in die Hand, und wanderte in's Land hinaus. Zwei Tage ging ich an der Mur hin, flußaufwärts, und am dritten bog ich zur Rechten in ein Seitenthal ab, den Bergen entgegen. Es war ein schönes Wandern durch das einsame liebliche Bergthal, durch den kühlen Tann — hell war der Himmel und mein Herz heiter, wenn ich heute daran zurückdenke, so ist mir zu Muthe, als wäre ich damals ein Vogel gewesen, der wirklich und wahrhaftig hat fliegen können. Dem scheint aber doch nicht ganz so gewesen zu sein, denn ich erinnere mich deutlich, wie müde ich am Abend jenes dritten Wandertages war, wie sehnsüchtig ich nach dem Dorfe ausblickte, welches ich mir zur Nachtruhe bestimmt. Die Sonne sank, es wurde immer kühler, aber noch war keine Hütte zu gewahren. In einem engen Thal ging ich dahin, so eng, daß nur Straße und Fluß darin Platz fanden, steil ragten die Felsen auf und nichts erquickte das Auge, als das eigenthümliche Spiel der Abendgluth gegen die aufsteigenden Schatten der Dämmerung. Noch schimmerte das satte Roth sieghaft zu meinen Häupten, aber ich wußte, daß es bald unterliegen müsse. Mir war nicht bange vor einer nächtlichen Wanderung, aber ich fühlte mich müde, sehr müde, und auch die unsägliche Einsamkeit bedrückte mein Herz . . .

Da, plötzlich, bei einer Biegung des Weges, traf ich auf einen Menschen. Zuerst freilich gewahrte ich nur, etwa fünfzig Schritte vor mir, einen hellen Streifen im Tannenwald, über der Straße. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Mönch in weißem Ordensgewande war — er saß auf einem gefällten Baumstamm und hielt das Haupt tief auf ein Buch gesenkt, das ihm im Schooße lag. Was er las, mußte ihn wol ganz erfüllen, denn er blickte bei meinem Nahen nicht auf und als ich ihn anrief, zuckte er erschreckt zusammen, daß ihm das Buch entfiel und mir vor die Füße rollte.

Ich hob es auf und dabei streifte mein Blick zufällig das Titelblatt — Goethes „Faust". Das war zu jener Zeit, unter dem fanatischen, fast wahnwitzig strengen Regimente des Bischofs von Seckau, Johannes Zwerger, eine gefährliche Lectüre für einen Mann dieses Standes. Daran sollte ich sofort erinnert werden. Denn als ich nun zu dem Mönche emporeilte und mich der Störung wegen entschuldigte, erwiderte er nichts, und erst als ich fragte, wie weit es noch nach dem Dorfe Waldkirchen sei, sagte er nur kurz und gepreßt: „Nicht weit!" Aber dabei streckte er seine Hand angstvoll nach dem Buche aus und diese Hand zitterte . . .

„Du armer Sklave!" dachte ich mitleidig. Und das Mitleid wuchs, als ich dem Manne in's Antlitz sah. Er war noch jung, vielleicht dreißig-

Digitized by Google

jährig, aber er mußte wol krank sein, sehr krank. Bleich und welk, wie aus Wachs geformt, war dies Antlitz, nur auf den Wangen brannte eine unheimliche, scharf begrenzte Röthe. Aber war es nur körperliches Leid? Müde und traurig blickten die glanzlosen Augen und um den Mund lagen schwere, tiefe Furchen . . .

Er ließ das Buch hastig in die Tasche seines Gewandes gleiten. Dann blickte er mich ängstlich, unstet, fragend an. Ich verstand diesen Blick — „wirst Du mich verrathen?" war darin geschrieben.

Ich stand einen Augenblick verlegen, nach dem rechten Worte der Beruhigung suchend. War es nicht das Beste, wenn ich ihn recht unbefangen frug, was er gelesen? Aber das verwarf ich sofort. Man konnte von dem Platze westwärts weit blicken, in's Thal hinein, wo jetzt der letzte Schein des rothen Lichts um das blanke Kirchendach schimmerte, aber sonst traten rings die Felsen dicht heran. Es war ein guter Ort zu ernstem Sinnen und das sagte ich denn auch und fügte hinzu, daß sich hier ein heiliges Dichterwort recht nachfühlen lasse, und der „Faust" sei ein solches Evangelium.

Ich sagte das warm und sicherlich ohne Ironie. Aber der bleiche Mann blickte mir doch spähend in's Antlitz, ob ich nicht etwa spöttelte. Dann schien er beruhigter, aber er erwiderte nichts. Erst nach einer Weile, deren Stille recht peinlich war, fragte er: „Sie sind wol Student der Grazer Hochschule?"

Ich bejahte es und nannte meinen Namen.

„Dann kennen Sie wol meinen Freund Cölestin Weber?" fuhr er lebhafter fort.

„Nur vom Sehen!" mußte ich erwidern. Und dabei glitt mir unwillkürlich, in Erinnerung an diesen curiosen Gesellen, ein Lächeln über das Antlitz.

Der Mönch bemerkte es, seine dünnen Lippen preßten sich zusammen. „Scheint er Ihnen komisch?" fragte er scharf. Aber im nächsten Augenblick, zauberhaft schnell, wandelte sich der Ausdruck der Züge und ward überaus mild. „Sie sind so jung und lustig," sagte er leise, „wie sollten Sie da den «Faust» schon recht verstehen!" Und als ich ihn verblüfft ansah, lächelte er und fuhr dann fort: „Sie wollen in Waldkirchen übernachten? Es gibt ein Wirthshaus im Orte, aber es liegt noch eine Stunde weit. Wenn Sie müde sind, so kehren Sie beim Steinbauer ein, nahe dem Pfarrhof. Er hält kein Wirthshaus, ist aber ein freundlicher Mann." Ich grüßte und wollte gehen, als er noch einmal zu sprechen begann: „Ich bin Pfarrer im Orte und würde Sie gern zu mir laden. Aber mein Haushälter ist krank!" Wieder mußte ich ihn erstaunt anblicken, nicht dieser wenigen, fast selbstverständlichen Worte wegen, sondern weil er sie mehr stammelte als sprach und überhaupt sichtlich in größter Verlegenheit war. Ueber diesem Erstaunen vergaß ich, meinen Dank

Digitized by Google

für den guten Willen zu sagen und ging mit stummem Gruße den Abhang hinab und weiter dem Dorfe zu.

Das war unsere ganze Unterredung. Aber man wird es vielleicht nicht verwunderlich finden, wenn ich gestehe, daß sie seltsam und stark in mir nachklang. Mir war's, als hätte ich mit einem Gefangenen gesprochen — jeder kennt seine unglückliche Lage und darum wird jedes Wort befangen und beziehungsvoll. Aber am Tiefsten hatte es mich getroffen, daß er den Cölestin Weber einen „Faust" genannt . . .

„Nur vom Sehen" kannte ich diesen Mann, wie wol alle Studenten, seine nähere Bekanntschaft hatte keiner gemacht und keiner sehnte sich darnach. Nicht einmal aus Neugierde — seine äußeren Schicksale waren ohnehin bekannt. Er war eines Köhlers Sohn aus der Köflacher Gegend und bis zu seinem zwanzigsten Jahre hatte er nichts gelernt, als den Meiler anzuzünden und zu behüten. Seltsame Gedanken mögen ihn durchstürmt haben, während er so nächtelang müssig in die rothe Gluth starrte. Denn eines Tages ging er aus dem Walde und zur Stadt und warf sich dem Fürstbischof (damals war's noch der edle, milde Graf Attems) zu Füßen: er müsse studiren und geistlich werden, sonst könne seine Seele keine Ruhe finden auf Erden. Der gütige Greis hörte ihn still an, bis sich des Flehenden Stimme in Thränen brach, dann hob er ihn auf und sagte: „Dein Wunsch ist erfüllt." Er nahm den Köhlerjungen in sein Haus und ließ ihn unterrichten, im Lesen und Schreiben und dann in allen Disciplinen der lateinischen Schule. Und wenn Jemand darüber lächelte, so sagte der Greis ernst: „Ihn dürstet, lassen wir ihn trinken, möge es ihm zum Heile sein!" und dann pries er den Eifer und die Begabung seines Schützlings. In der That konnte Peter — auf diesen Namen war er getauft — nach fünf Jahren seine Prüfung aus dem Gymnasium machen und ward Theologe. Und wieder nach einigen Jahren galt er als das Lumen der Facultät und ward zu seiner völligen Ausbildung nach Rom geschickt. Als er zurückkehrte, wollten sie den gelehrten Dr. Weber, welcher noch vor zehn Jahren als Köhler im Walde gehaust, zum Professor der Dogmatik machen. Aber der finstere ascetische Mann lehnte das ängstlich ab, er müsse ja noch studiren, bat er, studiren und vor Allem reize ihn das jus canonicum. So ward er denn Jurist und nach fünf Jahren auch beider Rechte Doctor. Dann aber that der Mann, dem nun allerseits die glänzendste Laufbahn prophezeit wurde, einen seltsamen Schritt: er wurde Mönch, Cisterzienser und stellte die einzige Bedingung, sich seine Pfarre selbst wählen zu dürfen. Denn dieser Orden verpflichtet seine Glieder zur Seelsorge. Als dies verlautete, da höhnten seine Neider und alle jene, die er durch sein barsches Wesen verletzt: „Seht den Heiligen! Er will irdisch Gut gewinnen und sich die reichste Pfarre sichern!" Aber sie schwiegen beschämt, als Weber die ärmste und beschwerlichste erwählte, ein kleines Bergdorf — ich hatte den Namen

Digitized by Google

nennen hören, Waldkirchen war es nicht, aber es schwebte mir vor, als müsse der Ort in dieser Gegend liegen. Dort blieb er lange Jahre und war für die Welt so ganz verschollen, daß selbst seine Bekannten verdutzt waren, als der alternde Mann plötzlich wieder in Graz auftauchte und sich als — Mediciner inscribirte. Er hatte sich die Erlaubniß hierzu von seinem Abte nur nach hartem Kampfe errungen, nur durch die Vorstellung, wie schwer in jenen Bergwäldern ärztliche Hülfe zu finden und daß er sich nur die nothwendigsten Kenntnisse erwerben wolle, um den Verlassenen beizustehen. Aber mit dem Nothwendigsten schien er sich nicht begnügen zu wollen; er war nun schon im vierten Jahre wieder an der Hochschule und hörte mit rastlosem Eifer nicht blos Medicin, sondern auch sonstige Collegien. In jenen, welche Professor Nahlovski über Ethik las, war ich neben ihm gesessen. Es ist klar, daß solche Schicksale und Studien dem Manne selbst unter uns übermüthigen Jünglingen einen gewissen Respect hätten sichern müssen; wenn dies gleichwol durchaus nicht der Fall war, wenn wir den „Pfaffen" im Gegentheil als ein Spielzeug betrachteten, welches uns der liebe Gott zum Amüsement für die langweiligen Collegien beschеert, so lag dies einzig in seinem Aeußern und Betragen. Pater Cölestin — dies sein Ordensname — war einer der häßlichsten Menschen, die ich je gesehen, auf einem Stiernacken saß ein mißfärbiges Bullenbeißergesicht, nur die Augen waren groß, klar und ausdrucksvoll. Er erschien immer in derselben Kutte, welche ursprünglich nach der Regel der Cisterzienser weiß gewesen sein mochte, jetzt aber mehr dem dunkelbraunen Mantel der Kapuziner glich, und was von Wäsche sichtbar wurde, spottet durch sein Farbenspiel vollends jeder Beschreibung. Er kam und ging ohne Gruß, auf harmlose Fragen hatte er nur ein abwehrendes Knurren, vermuthete er aber eine Hänselei, so wurde er ganz fabelhaft grob. Kein Wunder, daß wir uns dieses Gaudium, unserem seltsamen Collegen diese Emotion, recht häufig gönnten und namentlich Neulinge gern an ihn gerathen ließen. Ich selbst hatte nie ein Wort mit ihm gesprochen, verspürte auch keinerlei Lust dazu, obwol er, wie erwähnt, ein Semester lang mein Sitznachbar war. Während des Vortrags saß er regungslos und horchte, sein hartes Antlitz hatte dabei — ich finde kein bezeichnenderes Wort — den Ausdruck eines Verschmachtenden, der nach Labung dürstet. Nahlovski war Herbartianer und sprach besonders oft und warm über Werth und Würde der Wissenschaft. In solchen Augenblicken zeigte sich auf dem Antlitz meines Nachbars ein Zug tiefen Schmerzes und in seinen Augen lohte ein düsteres Feuer. Ich hatte mich nicht viel darum gekümmert, erst jetzt überkam mich der Gedanke, ob nicht dies Feuer ein Abglanz jener Gluth gewesen, welche ihm „das Herz verbrannte", weil auch er, der ja gleichfalls „Philosophie, Juristerei und Medicin und leider auch Theologie durchaus studirt", zum Resultat gekommen, „daß wir nichts wissen können?"

Digitized by Google

In tiefem Sinnen ging ich die Dorfstraße entlang, bis zur Kirche. Sie war schmuck genug, der angebaute Pfarrhof hingegen ein morsches, verfallenes Haus. Auf der Thürschwelle saß ein Greis, das dunkel geröthete Antlitz auf beide Arme gestützt. Auf meine Frage nach des Steinbauern Hause taumelte er empor, glotzte mich mit stieren Augen an und lallte unverständliche Laute. Er hatte mich nicht verstanden oder der Branntwein lähmte ihm die Zunge — der alte Mensch war offenbar schwer betrunken. War das der „Haushälter" des Pfarrers und bestand darin seine „Krankheit"?

Ich sollte es bald erfahren. Auf gut Glück ging ich auf den nächsten Bauernhof zu — das Haus lag stattlich zwischen Scheunen und Ställen. Hinter den kleinen Fenstern schimmerte ein Lichtschein, aber der Hof lag verödet, das Gesinde war wol schon zur Ruhe gegangen. Als ich näher trat, schlug der Haushund an, bellte mächtig d'rauf los und zerrte an seiner Kette. Darauf trat ein altes Mütterchen vor die Thüre und musterte mich fragenden Blicks. Ich brachte meine Bitte vor, der Herr Pfarrer habe mich hergewiesen.

„Dann kommet nur näher!" sagte sie freundlich, „Ihr seid wol gar ein Freund zu ihm?"

„Nein," erwiderte ich, „aber er hätte mich doch gern selbst bewirthet, wenn nicht —"

„Ja freilich!" rief sie und nickte eifrig. „Und wenn der Herr Dechant käm', er könnt' ihm keine Gastlichkeit erweisen. Wisset, er ist halt gar so schlimm d'ran mit seinem Haushälter! Der Schuster-Toni ist ein Lump — ei ja leider! — ewig ranschig. Habt ihn jetzt wol selbst gesehn?" Ich nickte. „Sehet, so ist er immer!"

„Und warum jagt er ihn nicht fort?"

„Ja, sehet," erwiderte sie, indem sie mich in's Haus geleitete, „unser hochwürdiger Herr Eusebius ist halt gar zu gut. Der Toni müßt' sonst vor Hunger hinsterben und der Herr kennt ihn schon so lang und hat auch seine Tochter gekannt, die Aga (Agathe). Sehet, das war ein braves Mensch, die Aga, g'rad' so brav, wie der Vater nichtsnutzig. Und dann müsset der Herr doch wieder ein Mannsbild zur Wirthschaft nehmen, ein Weib darf nicht in seinem Haus verweilen — wisset wol, er ist ja ein Weißrock!" (Mönch.)

Damit öffnete sie die Stubenthür und ich trat vor den Steinbauer hin und brachte wieder meinen Bittspruch vor. „Ganz wohl, ganz recht!" rief der alte Mann freundlich und schickte sein Weib sofort in die Küche, mir einen Pfannkuchen zu bereiten. Eine große Flasche rothen Landweins — „Schilcher" nennen sie ihn dort — stand ohnehin auf dem Tische, er hieß mich nur noch ein zweites Glas vom Gesimse langen, denn er selbst war nicht mehr recht beweglich; „der Tod hat mich im vorigen Jahr kalt angehaucht," sagte er wehmüthig — einen Schlag-

Digitized by Google

anfall meinte er. Dann ward er aber sofort wieder fidel und nachdem er mich eine Weile lächelnd fixirt, machte er: „Meck! Meck!" und nickte mir fröhlich zu.

„Was meint Ihr?" fragte ich erstaunt.

„Nun wohl," rief er, „Ihr seid doch gewiß ein Schneider!"

„Nein," betheuerte ich und im Verlaufe der Rede stellte es sich heraus, daß auch hier der Wunsch des Gedankens Vater gewesen. Der Dorfschneider war nämlich krank und der Steinbauer brauchte dringend eine neue Hose. Weil aber auch seine Sackuhr verdorben war, so fuhr er fort: „Also wenn kein Schneider, so doch gewiß ein Uhrmacher?"

Auch dazu konnte ich mich leider nicht bekennen, zur großen Verwunderung meines Wirthes. „Ja, was sonst?" rief er. „Eure Hände sind fein — zum schweren Handwerk gehöret Ihr nicht!"

Noch eine Weile ließ ich ihn rathen, dann sagte ich ihm das Richtige.

„Student!" rief er. „Es ist mir ja gleich so gewesen, als Ihr zur Thüre hereinkamt. Aber" — er schüttelte den Kopf — „es ist da was nicht in Ordnung! Verzeihet, aber die Osterferien sind vorbei und die großen noch nicht da — was habt Ihr jetzt im Lande herumzulaufen?"

Ich suchte meinen Leichtsinn zu entschuldigen, so gut es ging und fragte dann, woher er die akademischen Ferien so genau kenne.

„Von meinem Sohn her," erwiderte er, „vom Georg, der ist auch Student zu Graz gewesen. Hat's freilich nicht weiter gebracht, der Nichtsnutz!" Aber dabei strahlten seine Augen von Glück und Stolz und fröhlich erzählte er mir die Geschichte seines Lieblings. Der Georg war sein Zweitgeborner und „weil der Bub gar so viel gescheidt war" und hauptsächlich „weil der Steinbauerhof so lang ungetheilt stehen soll, als die Erde steht", sollte er geistlich werden, studirte auch im Stift Admont und ward dann Theologe in Graz. „Es ist ihm aber," erzählte der alte Mann, „schwer geworden, den schwarzen Rock anzuziehen, er hätt's auch nicht gethan, aber des Hahnwirths Loysl (Aloys) hat damals seine Seel' in der Hand gehalten, wie einen Vogel, der fortfliegen will, und wie der Loysl gesagt hat: «Komm' mit, Georg», hat der kein Wort mehr gesagt und ist mit ihm gegangen auf Graz." Blieb aber nur ein Jahr dort und kam wieder und „des Thalbauers Broni in Sternegg war ihm halt doch noch lieber als der Loysl." Der Ex-Theologe heirathete die reiche Erbtochter und saß nun vergnüglich mit Weib und Kind auf dem reichen Thalhofe. Mit satten Farben schilderte mir der Steinbauer das Glück des Sohnes und wie man ihn überall nur den „König von Sternegg" nenne, weil er der einzige reiche Bauer in diesem ärmlichen Dorfe sei und wie ihn sogar sein älterer Bruder Conrad beneide. „Und der wird doch der Steinbauer zu Waldkirchen!" sagte der Alte mit ernstem Stolze. Aber gleich darauf lachte er wieder: „Ist doch ein Nichtsnutz, der Georg,

Digitized by Google

hat mich viele schwere Gulden gekostet und die Broni hätt' ihn auch ohne die Studia genommen. Aber mir ist's recht. Wenn ich mir so den Loysl anschau' — was hat der von der allzu großen Frommheit? Ein schwer Herz und ein traurig Leben! . . ."

Da brach er kurz ab, als hätte er schon zu viel gesagt. „Wer ist denn dieser Loysl?" fragte ich.

„Ihr kennet ihn ja!" war die erstaunte Antwort. „Unser Herr Pfarrer Eusebius ist's!" Und dann nach einer Pause: „Ihr dürfet aber auf mein thöricht Wort nichts geben! Freilich ist er kein glücklicher Mensch, aber das kommt vielleicht von seiner Krankheit oder" — er stockte und fuhr dann rasch fort — „aber von der heiligen Weih' kommt's nicht. Denn sehet, die ist ihm vorbestimmt gewesen und er hätt' nach seinem Herzen nichts Anderes werden können auf Erden. Schon als Büblein war er sanft und fromm und wie ein Engel war er anzusehen, mit dem langen blonden Haar und den blauen Augen. Da war einmal der Apfel weit vom Stamm gefallen, denn sein Vater, der Hahnwirth, war ein wüster Mensch und hart und lumpig — sein Weib hat er in die Erd' gebracht durch seine Hartheit und sich dann am eigenen Schnaps langsam zu Tod' getrunken. Der arme Loysl hat's mit ansehn müssen, freilich nur zwei Monat' im Jahr — die übrige Zeit war er in der Studia zu Admont. Denn dort im Stift hat ihn unser alter Herr Pfarrer einen Freiplatz geschafft, weil er ein gar so frommer Bub war und nur immer gern in den Büchern gelesen hat. Dort hat er die Freundschaft mit meinem Georg geschlossen und sie hat gedauert bis heute. Nur ein Jahr waren sie auseinander, wie der Georg den schwarzen Rock ausgezogen hat für immer. Der Loysl aber hat ihn anbehalten und schließlich gar noch mit dem weißen vertauscht! . . ."

„War er Anfangs Weltgeistlicher?" fragte ich.

„Ja freilich! Wie er ausgeweiht war, haben sie ihn zuerst nach Welschland geschickt, und ihm dann die Pfarre hier gegeben, damit er ruhig ein Buch schreiben kann. Dann hat der Bischof in Graz gesagt, so ein Buch ist nöthig für die Christenheit und Keiner kann es so gut machen wie der Aloys Waldner. Angefangen hat er's auch, aber fertig ist er nicht geworden. Und daran und an seiner ganzen Traurigkeit ist nur Einer Schuld — der verrückte Weißrock, der früher Pfarrer drüben in Sternegg war — der, das sag' ich!"

„Cölestin Weber?" rief ich.

„Ja, der Cölestin! Sehet, ein Jahr war der Loysl als Schwarzrock bei uns Pfarrer und bei aller Frömmigkeit so heiter und gesund, daß es eine Freud' war, ihn anzuseh'n. Da wird er auf einmal traurig und blaß. Warum? Die Leut' sind schlecht und reden viel, wenn der Tag lang ist, die Leut' sagen: weil er die Aga begehrt hat, des Schuster-Tonls Tochter, und das Mädel war brav und hat nicht zu ihm als Köchin ziehen

Digitized by Google

wollen! 's ist aber Alles Lüge: der Weißrock in Sternegg hat ihm Mucken in den Kopf gesetzt und gesagt: «Du bist noch nicht fromm genug» und davon ist er so traurig worden. Und endlich hat er's dem Cölestin geglaubt, ist in das Stift R. gegangen und als Mönch wieder zurückgekommen. Und seitdem kränkelt er so dahin ..."

„Aber der weiße Rock ist doch nicht so ungesund?" rief ich.

„Zu fromm ist ungesund!" war die kurze Antwort. „Und nun greifet zu, gesegne es Gott!" Denn die Steinbäuerin war schon vor einer Weile mit dem Pfannkuchen erschienen und ich hatte nur deshalb nicht zugegriffen, weil ich nach Berichten über den armen Eusebius hungriger war, als nach der Speise. Auch jetzt noch weilten meine Gedanken nicht ganz bei dieser und während ich die größten Bissen verschluckte, wühlte es mir im Hirn: „Zu fromm — und Goethes «Faust» als Erbauungsbuch? Und warum hat er so verlegen die ewige Betrunkenheit seines Haushälters eine «Krankheit» genannt?" Und als der Teller leer war, da trat mir wol nicht diese Frage auf die Lippen, aber eine andere, die eng damit zusammenhing: „Was ist denn aus der Aga geworden?"

„Die Aga!" rief der alte Mann heftig. „Was geht denn Euch die Aga an? Ja, so sind die Städtischen — schlechte Geschichten über die hochwürdigen Herren, die sind ihnen schon das Liebste. Aber damit ist's hier nichts!" Dann fuhr er ruhiger fort: „Die Aga ist auf Graz, in den Dienst als Köchin, und dann auf Wien. Gehört hat man nichts mehr von ihr. Wird wol gestorben sein oder gar schlecht geworden ..."

„Vater," mahnte die Bäuerin, „sie war sehr brav."

„Brav war sie," bestätigte dieser, „und schon das Schönste, was man kannt' sehen. Aber warum schreibt sie nicht, wenn's ihr gut geht? Warum schickt sie dem Vater nichts? Ein Lump ist der Schuster-Toni, aber doch ihr Vater! Nun muß ihn der arme Herr Eusebius aus Barmherzigkeit ernähren, und darum ist eigentlich jenes schlimme Gered' aufgekommen. Das hat man von der Barmherzigkeit!"

„Ja, das hat man davon," wiederholte das Mütterchen, „aber es ist schon zehn Uhr."

Dann geleiteten mich die guten Leute in die Schlafkammer ihres Jüngsten, des Matthias, welcher eben zur Landwehrübung in Bruck war. Ich hatte einen langen Marsch gethan und das Lager war reinlich, aber es lockte mich noch nicht. Es war so schwül im Kämmerchen, ich riß das Fenster auf und lehnte mich hinaus. Aber auch draußen war es schwül. Die Wolken hingen dicht herab und zuweilen zuckte ein Wetterleuchten durch das bängliche Dunkel. Erst nachdem ich eine Weile hinausgeschaut, unterschied ich die Umrisse der Kirche; rechts von ihr, etwa zwei Fuß über der Erde, brach ein matter Lichtstrahl auf die Straße — er kam aus den niedrigen Fenstern des Pfarrhofs. Ich wandte den Blick dahin, die Fenster waren geöffnet, ich schaute in eine erleuchtete Stube und er-

Digitized by Google

kannte auch die Umrisse einer Gestalt, die regungslos am Tische saß. Ich griff nach meinem Felleisen, zog das Operuglas hervor und richtete es dahin. Nun konnte ich deutlich jedes ärmliche Geräth der Stube erkennen und auch jene Gestalt — es war der Pfarrer, er las in einem mächtigen Folianten. Wenn er sein Antlitz erhob und dem Lichte zukehrte, konnte ich auch deutlich den Ausdruck desselben gewahren — und seltsam! ich mußte sofort an meinen Nachbar im Colleg denken, es war genau derselbe Zug des Verschmachtens, der Gier nach einer Labe. Dann klappte er das Buch zu, lehnte sich zurück und schlug die Hände vor's Antlitz „Er weint!" sagte ich laut vor mich hin. Aber da, beim Klang der eigenen Stimme, faßte mich auch die Scham, dies einsame Weh durch meine Neugier entweiht zu haben. Rasch löschte ich die Kerze, entkleidete mich im Dunkeln und kaum, daß mein Kopf das Kissen berührt, schlief ich auch fest ein.

Als ich erwachte, war es heller Tag und meine erste Empfindung, daß ich zu lange geschlafen. Eilig brachte ich mich und mein Gepäck in Ordnung und ging die Treppe hinab. Das Haus war leer, das Gesinde schon zur Arbeit ausgezogen. Erst auf dem Bänkchen vor der Thüre traf ich das greise Paar. Der Steinbauer neckte mich wegen des langen Schlafs, das Mütterchen aber lief in's Haus und brachte das Frühmahl, das sie für mich warm erhalten. „Wie soll ich das vergelten?" fragte ich gerührt. „Indem Ihr wacker zuhaltet," erwiderte der Alte. „Könnet auch andere Studenten zum Steinbauer in Waldkirchen weisen, aber —", er hob schelmisch den Finger — „erst in der Ferienzeit!"

So plauderte ich vergnüglich noch eine Weile mit den guten, herzlichen Leuten, und als sie vernahmen, daß ich in's Oesterreichische wolle, also über Sternegg, da trugen sie mir auf, doch ja bei ihrem Georg Einkehr zu halten. „Es wird ihn gar freuen," sagte der Steinbauer „ist ja selber Student gewesen. Der weiß zu reden — der kann Euch viel vom Loysl erzählen!"

„Der Hochwürdige heißt Eusebius," verwies ihn sein Weib. „Aber hast Du schon von der heiligen Sach' erzählt, die er aus Welschland mitgebracht hat?"

„Richtig!" rief der Steinbauer. „Die müsset Ihr Euch in unserer Kirche anschauen! Sehet, welch' frommer Mann der Loysl schon als Schwarzrock gewesen! Wie sie ihn von Graz mit gutem Geld nach Welschland geschickt haben, da bequem die Studia zu treiben, da hat er sich soviel vom Mund erspart, um eine Reliquie zu kaufen und seinem Heimatsdorf zu bescheeren! War das nicht brav?"

„Gewiß!" sagte ich. „Was ist es denn?"

„Seht's nur selber an, — der Meßner wohnt hinter der Kirche."

Nach vielem Dank und Gegengruß verließ ich das gastliche Haus. „'s wird irgend ein alter Knochen sein," dachte ich, „den er zu einer Zeit

Digitized by Google

erworben, da auch er noch den «Faust» nicht verstand." Aber warum sollte ich dem Steinbauer nicht den Gefallen thun! — und ich wandte mich zur Kirche.

Als ich am Pfarrhause vorüberging, saß der Schuster-Tonl wieder auf der Schwelle. Er war diesmal nüchtern, sah aber in seinem zerlumpten Gewande, mit dem aschenfahlen Antlitz und den zitternden Händen auch nicht viel reputirlicher aus, als den Abend vorher.

„Wollet zum Herrn Pfarrer?" fragte er und richtete sich auf. Ich blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. „Ist aber nicht zu Hause," fuhr er fort. „Ist zum Schneider-Bartl gegangen, mit dem heiligen Gut. Der Schneider hustet sich noch heut' für immer aus — hihi!"

Der alte Lump lachte höhnisch auf. Ich aber ging rasch weiter, dies heisere Krächzen nicht mehr hören zu müssen. Da vernahm ich eilige Schritte hinter mir — es war der Tonl. „Wollet die heilige Sach' beschauen?" rief er mir athemlos entgegen. „Wartet — ich rufe den Meßner."

„Kann ihn selber rufen!" sagte ich abwehrend und ging weiter.

„Nein, nein!" rief der Trunkenbold dringend und lief neben mir her. „Bitt' Euch, bitt' Euch! gönnet es mir!" Der Ton bänglichen Flehens fiel mir auf und derselbe flehentliche Ausdruck lag auch auf den verwitterten Zügen — ich blieb stehen. „Ich dank' Euch!" rief er überlaut und verschwand hinter der Kirche.

Ich blickte ihm erstaunt nach. Bittet der so dringend um die Gelegenheit für ein Trinkgeld? dachte ich. Aber das war's nicht. Denn als er mit der Nachricht zurückkehrte, der Meßner komme sogleich, und ich ihm einige Kreuzer reichen wollte, wies sie der zerlumpte Mensch zurück. „Nein," bat er, „Ihr könnt mir eine andere Gutthat erweisen: nehmet mich mit, damit ich die heilige Sach' auch beschauen kann!"

„Habt Ihr sie noch nie gesehen?" fragte ich.

„Wohl! wohl!" war die Antwort, „aber nicht so oft, als ich möcht'. Das ist ja meine einzige Freude." Und seine gerötheten Lider begannen heftig zu zwinkern — der Mensch hatte Thränen in den Augen.

„Ihr weint ja," sagte ich fast verblüfft. Aber da erschien auch schon der Meßner mit dem rasselnden Schlüsselbund. Er war ein dicker Mann, mit einem rothen, weitläufigen Gesichte, bewegte sich überaus würdevoll und trug ein langes, schwarzes, halb priesterliches Gewand. Diesem Aeußeren entsprach auch seine fettige, salbungsvolle Stimme und seine Rede, welche freilich durch das gezwungene Hochdeutsch mindestens auf mich keinen so imponirenden Eindruck machte, als sie ja sonst nach Inhalt und Form verdiente.

„Gott zum Gruße!" begann er. „Sie wünschen diesen Tempel Christi zu besichtigen und das darin aufgestellte Heiligthum zu verehren?" Ich nickte. „Gern," fuhr der würdige Mann fort, „will ich Ihnen denselben

Digitized by Google

erschließen, auch die nöthige Erläuterung geben, obzwar dieses eine besondere, in der Bestallung nicht vorgesehene Mühe ist! Denn wol wird dieses Heiligthum von vielen Pilgern, sowie auch von Solchen, welche zufällig dieses Weges kommen, besucht, aber wenige wissen, daß ich weder als Meßner, noch als Schullehrer hiesigen Orts hierzu verpflichtet bin, vielmehr dieses, so zu sagen, eine freiwillige Leistung ist!" Er blickte mich fragend an, ich nickte wieder.

„Dann kommen Sie!" Er öffnete, schlug einen der schweren Thorflügel nach innen und forderte mich durch eine Handbewegung auf, einzutreten. Aber vor mir und unter dem majestätisch gehobenen Arm hinweg schlüpfte der Tonl in die Kirche.

„Schuster-Tonl," sagte der Würdevolle und hob die Brauen, „Schuster-Tonl oder wie Ihr eigentlich heißt, Anton Weinlechner, hebet Euch hinweg, denn Ihr seid ein Lump!"

„Meßner," winselte der alte Mensch. „Wisset ja, wie mein Herz d'ran hänget! Erlaubt es, Meßner!"

„Schuster-Tonl!" erwiderte dieser, „Ihr gebet mir leider, trotz wiederholter Vermahnung, nicht die richtige Ansprache und gebührende Titulatur. Denn wol bin ich Meßner hiesigen Orts, aber auch Schullehrer, und der letztere Titel kommt mir für gewöhnlich zu, weil er das ansehnlichere Amt repräsentiret. Auf alle Fälle aber kommt es mir zu, Herr genannt zu werden . . ."

„Meßner," jammerte der unverbesserliche Schuster-Tonl, „ich hab' Euch ja den Herrn zugeführt und der Herr erlaubt's mir!"

Der dicke Mann zuckte die Achseln, blickte mich fragend an und als ich abermals nickte, schritt er vorwärts gegen den Altar zu.

„Was Sie hier angehört," bemerkte er dabei seufzend, „wiederholet sich für mich leider einige Male im Tage. Denn wenn ich auch sonst schwer durch die Unbildung hiesiger Bauernschaft zu leiden habe, so kränket mich doch der Entgang der gebührenden Anrede am Meisten. Als ich hierherkam und diese ungebildeten Menschen erfuhren, daß ich Franz Xaver Hoisenroither heiße, da wollten sie mich sogar den «dicken Franzl» nennen. Solches ist mit Entschiedenheit abgewehrt worden, aber der Titel «Herr» noch immer nicht errungen, obwol weder freundliche Bitte noch ernste Mahnung —"

„Herr Schullehrer," fiel ich ihm in's Wort, „diesbezüglich wollen wir auf die Zukunft hoffen und das Geschlecht, welches Sie erziehen. Nun aber — die Reliquie!"

Der dicke Mann lächelte geschmeichelt. „Wie ich sehe," sagte er, „sind Sie ein gebildeter Jüngling, wol gar ein Jünger jener Wissenschaft, welche aus den Brüsten der Grazer Hochschule fließt?" Ich nickte. „Dann," fuhr er fort, „will ich Ihnen Alles genau zeigen, denn derselben Wissenschaft habe auch ich, leider nur bis zur dritten Gymnasial-Classe,

Digitized by Google

gehuldigt, so daß ich mich Ihnen, so zu sagen, geistig verbrüdert und zu jeder Gefälligkeit verpflichtet fühle. Denn wol hat mich später das Leben —"

„Herr Schullehrer," unterbrach ich ihn wieder, „Ihre Bildung ist noch sichtlicher als die meine! Ich aber möchte die Reliquie —"

„O über die Ungeduld der Jugend!" rief er mit wohlwollendem Lächeln. „Doch sind einige historische Daten unerläßlich! So vernehmen Sie denn, daß diese Kirche der heiligen Agathe geweiht ist, wasmaßen denn auch viele Mägdlein dieser Ortschaft auf diesen Namen getauft werden. Sie hat sich aus einer Kapelle entwickelt, welche im fünfzehnten Jahrhundert erbauet wurde. Was jedoch den Erbauer betrifft, so dürfte er ein frommer und gottesfürchtiger Mann, auch besonderer Verehrer jener Heiligen gewesen sein, obwol dieses leider nicht überliefert ist. Auch sein Name ist unbekannt, doch war er wahrscheinlich nach der Sitte jener Zeit ein Ritter, der einen Harnisch trug und eiserne Hosen —"

„Herr Schullehrer," fragte ich etwas scharfen Tones, „die Reliquie ist wol im Altarschrein?"

„Ja, dort ist sie!" erwiderte der sichtlich gekränkte Mann und wandte sich zum Schrein. Der Schuster-Tonl war schon während unserer Unterredung dorthin geschlüpft und lag auf den Knieen, das Antlitz an die schön geschnitzte Holzwand gepreßt und sie mit beiden Armen umfassend. Ein heftiges Zucken durchflog dabei seinen morschen Körper.

„Schuster-Tonl!" sagte der Meßner, „dieser Herr ist ungeduldig und will blos sehen und nicht hören. Gebet Raum, daß ich öffnen kann, Schuster-Tonl!"

„Ja, ja!" schluchzte dieser, rückte auf den Knieen bei Seite und erhob sein thränenüberströmtes Antlitz. „Oeffnet es, Meßner, daß ich die schöne Sach' beschauen kann!"

„Um Euretwillen geschieht es nicht!" verwies ihn der Würdevolle. Aber um meinetwillen schien er es leider auch nicht gleich thun zu wollen. Denn noch einmal wandte er sich zu mir und fragte:

„Kennen Sie die heilige Agathe?"

„Ja!"

„Dann wissen Sie," fuhr er trotzdem fort, „daß diese Heilige ein edelgeborenes Fräulein war, welches in der Stadt Catania auf der Insel Sicilien, wo die Pommeranzen wachsen und von wo man zuweilen Italiener zum Eisenbahnbau hierher beziehet, lebte. Ihre Eltern, Gutsbesitzer, welche jedoch in der Stadt wohnten, waren fromme, gottesfürchtige Leute, welche ihres Kindes sorgsam warteten, also daß es, nachdem es die katholische Mädchenschule zu Catania besucht und auch im Französischen und der Handarbeit gründlich unterrichtet worden, nicht minder durch weltliche Bildung, als durch christliche Frömmigkeit ausgezeichnet war. Leider aber besaß sie auch einen schönen Körper und ein feines Gesicht, denn obgleich dies ansonsten für ein Mädchen kein Unglück zu sein pflegt, so gerieth

Digitized by Google

doch die fromme Agathe deshalb in eine Bedrängniß. Denn sie lebte nicht etwa zu unserer Zeit, auch nicht einmal zur Zeit der Maria Theresia, sondern schon vor sechzehnhundert Jahren. Es war dies aber noch eine harte Zeit für das Christenthum, denn die Juden waren damals noch zahlreicher als jetzt und außerdem gab es sehr viele Heiden, welche einen Lumpen und Wüstling, Jupiter geheißen, als Götzen verehrten und auch eine leichtsinnige Frauensperson, Venus genannt, zur Verehrung oft ganz nackt in Marmor abbildeten. Dieses sündhaften Irrglaubens waren auch die Römer, welchen damals die Stadt Catania gehörte. Nun kann man sich denken, wie ungebildet und unsittlich ein Volk sein muß, wenn es ein nacktes Weib von schlechtem Rufe als Göttin verehrt, und leider war auch der Bezirkshauptmann, welcher damals im Namen des römischen Kaisers über Catania herrschte, ein Lump und Wüstling. Wenn er wo ein schönes Mädchen sah, so schleppte er es gleich in sein Haus. Nun wollte es das Unglück, daß dieser Bezirkshauptmann, welcher sich Quintilianus geschrieben hat, häufig durch die Gasse ging, wo die Eltern der Agathe ihr eigenes Haus besaßen und er sah sie am Fenster und sie gefiel ihm schon von unten herauf sehr gut. Noch mehr aber gefiel sie ihm, als er ihr einmal am Sonntag Vormittag nach der Messe auf der Straße begegnete und er trat an sie heran und sprach: «Du gefällst mir — komm' in mein Haus!» Sie aber rief: «Hebe Dich hinweg, denn ich bin ein tugendhaftes Mädchen!» Da sprach er weiter: «Also wenn Du tugendhaft bist, so will ich Dich zum Weibe nehmen!» Sie aber erwiderte: «Bei den Römern geht es zu, wie bei den Türken und sie nehmen so viele Weiber, als ihnen gefällt. Wenn es aber auch nicht so wäre, so will ich doch nicht Dein Weib werden, denn Du bist ein Heide!» Da ergrimmte der Bezirkshauptmann und winkte einigen Polizisten und sie schleppten das Fräulein in sein Haus. Und nun sprach er: «Füge Dich meinem Willen, sonst lasse ich Dir die Ohren abschneiden.» Sie aber schüttelte den Kopf. «Füge Dich meinem Willen,» sprach er weiter, «sonst lasse ich Dir den Busen abschneiden.» Da sagte sie: «Schneide mir ab, was Du willst — ich will als tugendhafte Christin sterben.» Und da ließ er ihr den rechten Busen abschneiden und dann —"

„Halt!" rief ich, „ich kenne die Geschichte." Ich kannte sie wirklich, wenn auch nur zufällig. Als ich nämlich den Herbst vorher zu Florenz verweilt, da hatte mich das Bild des Sebastiano del Piombo, welches sich dort im Palazzo Pitti befindet und in grausig-schöner Art das Martyrium dieser Heiligen darstellt, so tief erschüttert, daß ich bei meiner Heimkehr in den Acta Sanctorum den Bericht hierüber nachgelesen hatte. Das sagte ich dem Meßner, um ihn der Störung wegen zu begütigen, und fügte hinzu: „Der Maler hat sie als herrliche, üppig erblühte Jungfrau dargestellt und wie ein Fürstenmantel wallt ihr um die Schultern das dunkle Haar!"

Digitized by Google

Aber kaum daß ich diese Worte ausgesprochen, da wich ich auch erstaunt, ja erschreckt zurück. Denn sie übten auf meine beiden Zuhörer eine seltsame, gewaltige, mir räthselhafte Wirkung. Der Schuster-Tonl war, wie von einer Natter gestochen, aufgesprungen und ballte die Fäuste gegen mich und rief: „Ihr lügt! — ihr Haar war golden!" Der Meßner aber war todtbleich geworden und wurde nun dunkelroth und faßte mich mit zitternder Hand beim Arme: „War ihr Haar wirklich dunkel?"

Mir war es einen Augenblick zu Muthe, als wäre ich in ein Tollhaus gerathen. „Auf jenem Bilde ist es fast schwarz!" erwiderte ich.

„Und ist der Maler," fuhr der Meßner fort, „ein verläßlicher Mann gewesen, welcher die heilige Person getreu abgebildet hat?"

Ich konnte wieder lächeln. „Nein!" versicherte ich, „Sebastiano hat die Heilige nicht persönlich gekannt!"

Der Mann athmete erleichtert auf, schlug ein Kreuz und verdrehte die Augen gegen das Kirchendach, „Herr Gott, ich danke Dir!" rief er. Und zu mir gewendet, sprach er salbungsvoll: „O lieber Herr Studiosus, welche Last war mir jetzt auf dem Herzen. Denn dieses Herz ist, mit Verlaub zu sagen, ein echt christliches und hänget besonders an dieser Reliquie hier. Nun haben zwar gottlose Spötter schon oft an deren Echtheit gezweifelt, doch geschah es aus bösem Vorwitz und ohne jeglichen Grund. Wäre aber jener Maler, der Herr Sebastian, der ja im Uebrigen ein braver Mann sein mag, auch verläßlich und gewissenhaft, so wäre dieses für mein Herz sehr traurig. Und insbesondere wäre es" — und bei diesen Worten zuckte blitzschnell ein widriges, tückisches Lächeln über sein Antlitz — „für den von mir innigst verehrten hochwürdigen Herrn Pfarrer hiesigen Orts eine fatale Geschichte. Denn was birgt dieser Schrein, mein lieber Herr Studiosus?" Er schlug den Deckel zurück und sagte: „Eine echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe und diese ist blond wie von Golde!"

„Ja — golden! — golden!" schluchzte der Schuster-Tonl, drängte sich heran und öffnete die Augen weit, als könnte er den Anblick nicht gierig genug einfangen. Sein wüstes, verwittertes Gesicht wies dabei einen Ausdruck inbrünstiger, schmerzlicher Andacht, wie man ihn diesem Menschen nimmer hätte zutrauen mögen. So blickte ich denn, als ich an den Schrein trat, mehr auf ihn, als auf die Reliquie. Denn an der war nicht viel zu beschauen. Auf einem hellblauen Pölsterchen, durch eine dicke Glastafel geschützt, lag ausgebreitet eine Locke von allerdings schönem, ja herrlichem rothblondem Haar. Daneben ein Votivtäfelchen, welches in Golddruck auf weißem Porzellan die Inschrift wies:

DIE CORP. DOM. MDCCCLXVIII.

„Wie?" fragte ich, „ist die Reliquie erst seit dem Frohnleichnamstage 1868 in Waldkirchen?"

Digitized by Google

„In Waldkirchen schon weit länger," erwiderte der Meßner, „aber erst seit jenem Tage in hiesiger Kirche und allgemeiner Verehrung zugänglich. Verstatten Sie, daß ich diese merkwürdige Thatsache des Nähern berichte."

Er schöpfte tief Athem — ich hatte offenbar eine längere Rede zu erwarten, aber diesmal sah ich ihr nicht bange entgegen, sondern in größter Spannung.

„Vor allem sei es bemerkt, daß ich, nachdem ich vorher selbiger Aemter zu Sternegg gewaltet, im Frühling 1868 durch die Gnade des hochwürdigsten Herrn Abtes von R. hierher berufen ward, in den Herzen hiesiger Jugend die Wurzeln der Bildung auszustreuen und zugleich jene Pflichten zu erfüllen, so unsere heilige Religion dem Meßner auferlegt. Aber damals ahnte ich noch nicht, daß es mir zugleich vergönnt sein werde, Gläubige durch Vorzeigung dieser Reliquie zu erquicken. Denn weder wußte Jemand im Orte von diesem kostbaren Schatze, noch würdigten mich Seine Hochwürden, der Herr Pfarrer, einer Mittheilung hierüber. So sollte denn ich, der ich der heiligen Kirche nahestehe und mich sogar zu ihren, wenngleich geringeren Dienern zählen darf, alles erst durch denselben Zufall erfahren, wie die anderen Glieder der Gemeinde. Aber war es ein Zufall? Nein! Es war Gottes Finger — vernehmen Sie, wie er hier gewaltet hat. Schon bei meiner Herkunft beklagten sich nämlich Seine Hochwürden über stechende Schmerzen in der Brust und am Montage jenes hochheiligen Festtages sagten Sie mir: «Ich leide schwer — meine Lungen schmerzen bei jedem Athemzuge, als hätte ich da eine Wunde — ich fürchte, ich werde morgen bei der Procession im glühenden Sonnenschein auf dem staubigen Wege zusammenbrechen!» Also klagten Sie, ich aber tröstete: «Der Herr wird Sie stärken!» und fügte hinzu, wie dieses Wandeln durch Staub und Gluth dem Himmel wohlgefällig sei, versprach aber auch, Christum und die heilige Gottesmutter in inbrünstigem Gebete um solche Stärkung anzuflehen. Die Himmlischen aber erhörten mein Gebet nicht, denn sie wollten, daß diese Reliquie allgemeiner Verehrung theilhaftig werde! Darum waren Seine Hochwürden am Frohnleichnamstage noch kränker als bisher und gingen todtblaß und wankenden Schrittes mit dem Sanctissimum unter dem Baldachine einher. Als wir aber zu dem Altare kamen, den der fromme Wiesenbauer vor seinem Hause errichtet, da sanken der Herr Pfarrer zusammen, so plötzlich, daß ich kaum das Sanctissimum vor der Berührung mit dem Staube bewahren konnte, indem ich es aus seiner Hand riß. Er aber schlug zur Erde hin und ein Blutstrom quoll aus seinem Munde und überfluthete das priesterliche Ornat, also daß ich später mit dem Fleckputzen große Mühe hatte. Entsetzt schrie das Volk auf und drängte sich dicht heran und wußte keinen Rath. — «Wehe! wehe!» schrien sie — «solches ist noch nie erhört worden und bedeutet

Digitized by Google

Unglück für das Dorf.» Einige aber schrien: «Helft dem Pfarrer — er verblutet!» rührten aber auch keine Hand. Da raffte ich mich auf und übergab das Sanctissimum meinem Sohne, welcher mir allhier als Helfer in Meßnerei und Schule beigegeben ist, und kniete neben dem Kranken nieder, hob sein Haupt und löste ihm das schwere Ornat von Brust und Schultern. Hierbei halfen mir der Wiesenbauer und sein Sohn, indem sie den Bewußtlosen stützten. Als ich aber das Gewand auf der Brust gelöset und zurückgeschlagen, da sahe ich, daß der Herr Pfarrer darunter an einem Bändchen ein rothseidenes Beutelchen trug, gerade auf dem Herzen. Ich griff darnach und öffnete es rasch, wahrlich nicht aus Neugierde, sondern weil ich wußte, daß Pilger, welche von den heiligen Stätten oder von Rom zurückkehren, solche geweihte Amulete mitzubringen pflegen, welchen oft eine wunderbare Kraft innewohnt. Da nun der hochwürdige Herr vor zwei Jahren in Rom verweilt, so vermuthete ich in dem Beutelchen ein solches Amulet und wollte es hervorziehen, um vielleicht dadurch den Blutstrom zu hemmen. Aber als ich nun den Inhalt hervorzog, entfuhr mir ein Ruf des Staunens, denn im Beutelchen lag diese Locke hier. Das Volk aber schrie wild auf: «Sehet! sehet! der Priester, der Mönch hat eines Weibes Haar selbst an diesem hochheiligen Tag am Herzen getragen! O, über den Sünder — sehet, es war Gottes Hand, welche ihn vor dem Altare niedergeworfen!» Nur Einer drängte sich heran und rief mit lauter Stimme: «Schweiget — er stirbt!» und dieser war der Georg Grueber, des hiesigen Steinbauern Sohn, welcher schon damals als Thalhofbauer zu Sternegg saß. Und selbiger gewaltthätige und ungerechte Mann riß mir auch das Beutelchen und die Locke aus den Händen und schrie mir zu: «Hebe Dich hinweg, frommer Spion!» Ich aber gedachte des Wortes der Schrift, daß der Gerechte auf Erden oft erniedriget wird, und blieb und betete. Diesem Gebete und sicherlich nicht dem Wasser und den Riechmitteln, mit welchen der Georg den Hochwürdigen zu beleben suchte, diesem Gebete allein schreibe ich es trotz aller christlichen Demuth zu, daß sich die Blutung stillte und der Herr Pfarrer endlich die Augen aufschlugen. Sein erster Blick fiel auf mich und dann auf sein gelöstes Gewand, und da tastete er angstvoll nach seinem Herzen und rief: «Wo ist die Locke?!» Und wirren Blickes stammelte er dann: «Agathe — ich sterbe!» ... und neue Ohnmacht kam über ihn, das Volk aber gerieth nun vollends in wildesten Aufruhr. Denn Agathe — wol sträubet sich meine Zunge, diese nichtswürdige Verleumdung zu wiederholen, aber ich muß es thun, weil sonst Sie, verehrter Herr Studiosus, das Folgende nicht verstehen würden — Agathe also hieß auch jene Magd, von welcher Spötter und Bösewichte behaupteten, daß sie dem Herrn Pfarrer — —" Er stockte, wieder überflog blitzschnell jenes widrige Lächeln seine Antlitz. „Darum also," fuhr er fort, „empörte sich das fromme Volk, als es diesen

Namen von seiner Lippe vernahm und schrie: «Es ist das Haar seiner Liebsten — des Schuster-Touls Aga hat er angerufen!» Ich aber schwieg, und mein Flehen wandte sich nur noch inbrünstiger zu den Heiligen droben! «Christus und Maria,» flehte ich, «und besonders Du, heilige Agathe, Schutzpatronin der Kirche, welcher dieser würdige Priester dient, bringe seine Unschuld an's Licht.» Und auch dieses Gebet, mein Herr Studiosus, wurde sofort erhört. Denn der Georg Grueber richtete sich auf und rief: «Schweiget, ihr Thoren! Er hat die heilige Agathe angerufen, und dieses Haar ist eine Locke von ihrem Haupte — er hat die Reliquie in Welschland erworben und stets am Herzen getragen, weil sie ihm so theuer war!» Da verstummte das Volk, nur der fromme Wiesenbauer sprach: «Lüge nicht Georg! Warum hat er uns, den Frommen, nichts davon gesagt und nur Dir, dem gottlosen Spötter?!» Der Georg aber rief: «Weil er weiß, daß ich kein Spötter und Gottloser bin — im Uebrigen wartet, bis er es Euch selbst sagt! Jetzt aber gehet heim, Leute, denn die Procession ist jedenfalls zu Ende!» Und darauf zerstreute sich das Volk wirklich; nur einige, darunter der Wiesenbauer, der Georg und ich, blieben bei dem Kranken und schafften ihn in sein Haus. Auf dem Wege frug noch der Wiesenbauer: «Meßner — was haltet Ihr von der Sache?» worauf ich erwiderte: «Wohl ist der Georg Grueber ein gewaltthätiger und schier gottloser Mensch, hat auch, statt die heilige Kirche, die Thalhofbauer-Vroni in Sternegg gefreit» (was sich, lieber Herr Studiosus, darauf bezog, daß dieser Mann früher Theologe war), «aber Ihr wisset, daß unser Herr Pfarrer dennoch sein Freund ist — wir wollen warten, was er selbst sagt!» Und wir vernahmen die Bestätigung wirklich noch am selben Tage. Denn als der hochwürdige Herr wieder sprechen konnte, fragte ihn der Georg in unserem Beisein: «Weß ist diese Locke?» und er erwiderte: «Der heiligen Agathe!» Wohl machte mich der fromme Wiesenbauer darauf aufmerksam, daß der Georg vorher dem Pfarrer etwas heimlich zugeflüstert, aber ich verwies ihm solche Reden und sagte: «Ein hochwürdiger Herr lüget nicht!» Dann ging ich heim und berichtete die Begebenheit an meinen Gönner, den hochwürdigen, hochmögenden Herrn Abt von R., und zwei Tage später traf ein Delegat hier ein, der alte Herr Pater Anselmus, ein gar lieber und fröhlicher Herr, welcher leider im Sommer vorigen Jahres plötzlich nach allzureichlicher Mahlzeit aus diesem irdischen Jammerthal in die bessere Heimat abberufen worden ist. Dieser hochwürdige Herr nun vernahm sowol uns, als den Herrn Pfarrer und verfaßte ein Protokoll, in welchem verzeichnet war, daß dieses Haar von dem damaligen Weltpriester, jetzigen Ordensbruder Pater Eusebius Waldner im Jahre des Herrn 1866 zu Rom um 500 Goldgulden als echte Locke vom Haupte der heiligen Agathe erworben worden sei. Dieses Protokoll fertigten wir alle, auch der hochwürdige Anselmus, welcher dabei bemerkte: «Diese Reliquie ist ebenso echt, als

Digitized by Google

die meisten anderen.» Und seit jenem Tage ist sie auch allgemeiner Verehrung ausgesetzt, denn die Bitte unseres Herrn Pfarrers, sie auch fernerhin allein verehren zu dürfen, konnte nicht erfüllet werden. Doch verrichtet er auch jetzt noch häufig einsam und unter Thränen seine Andacht an derselben! Am Tage der heiligen Agathe, zugleich dem Kirchweihtage hiesigen Orts, dem fünften Februarius, wallfahrten trotz der ungünstigen Jahreszeit, in welche leider dieser Tag fällt, viele Leute hierher, und es ist zu hoffen, daß der Ruf des Heiligthumes immer mehr wächst. Ein Mirakel aber," schloß er seufzend, „ist bisher leider noch nicht geschehen!"

Ich entlohnte die Mühe des würdigen Mannes nach Kräften und verließ, von den seltsamsten Empfindungen erfüllt, die Kirche. Vorher aber sah ich noch ein widriges Schauspiel. Der Meßner mußte den Schuster-Tonl, der fortwährend die Locke angestarrt und nicht auf die Erzählung geachtet, mit Gewalt vom Schreine weg und aus der Kirche zerren. „Lasset mich hier," schluchzte der alte Mensch, „um Christi Willen — noch ein Weilchen lasset mich die heilige Sach' beschauen!" Und als er endlich vor der Thüre war, da ballte er die Fäuste und ging schimpfend und fluchend davon.

„Solches bereitet mir dieser Lump immer!" sagte der dicke Mann athemlos, indem er die Kirchenthüre verschloß. „Er hänget an dem Heiligthume, wenn auch aus einem lächerlichen und fast sündhaften Grunde."

„Aus welchem?"

„Er behauptet, daß das Kopfhaar seiner Tochter, welche in der Fremde verschollen, von derselben Farbe gewesen sei, wie das unserer Heiligen. Thöricht Geschwätz! — Der Branntwein hat sein Gehirn verbrannt — Gott befohlen, verehrter Herr Studiosus!"

Ich wanderte weiter, die Straße gegen Sternegg. Als ich an einem kleinen Hause vorüberging, hörte ich Wehklagen daraus ertönen und dann eine schwache, heisere Stimme milde Trostworte sprechen. Ich erkannte diese Stimme sofort, obwol ich sie am Vortage nur wenige Worte hatte reden hören. Als ich nach einigen Schritten zurückblickte, sah ich den Pfarrer aus dem Hause des Schneider-Bartl treten. Ein junger, vierschrötiger Schlingel im Meßnerkleid, der Sohn meines Cicerone, schritt ihm mit dem Glöcklein lustig voran. Er aber wankte langsam hinterher. Wieder sah ich sein blasses Antlitz und die traurigen, müden Augen. Einen Todtkranken hatte er getröstet — ein Todtkranker war er selbst...

Um die Mittagszeit, nach dreistündiger Wanderung, war ich in Sternegg. Ich kehrte im Thalhofe ein, nicht blos, um die Grüße meines freundlichen Wirthes zu überbringen, sondern weil ich darnach brannte, den Georg Grueber kennen zu lernen. Er allein konnte mir ja die Frage beantworten, welche ich mir auf dem langen Wege rastlos zu lösen versucht. Aber ich kam nicht dazu, diese Frage zu stellen. Georg Grueber, der mich, nachdem ich die Grüße seiner Eltern bestellt, wie einen alten

Digitized by Google

Freund aufnahm, war nicht der Mann, dem ich durch plumpe Neugier den willkommenen Anlaß gegeben hätte, sich und seinen armen Jugendfreund in interessantem, romantischem Lichte erscheinen zu lassen. Denn dieser glücklichste Mensch, den ich je kennen gelernt, vereinte mit einem einfachen, fast derben Wesen eine schöne, harmonische Bildung und ein tiefes, feinfühliges Gemüth. Das erkannte ich in der ersten Stunde unseres Beisammenseins und schwieg darum. Ich erzählte ihm nicht einmal von jener Begegnung mit dem Pfarrer, und daß ich die Reliquie gesehen. Es fehlte uns ja auch sonst nicht an interessantem Gesprächsstoff. Als ich ihn am Nachmittage auf einem Rundgange durch seine Felder begleitete, erzählte er mir von der Art, wie er sein Leben eingerichtet, und wahrlich! — ich blickte in eine Idylle, wie sie bisher kein Dichter so schön, einfach und menschlich wahr ersonnen. Alles an diesem Menschen war harmonisch, selbst sein Verhältniß zur Kirche. Wer einmal die Kutte getragen und sie dann gewaltsam abgestreift, pflegt dann oft ein Atheist der schlimmsten, lautesten, unduldsamsten Sorte zu werden. Er aber freute sich wol seiner eigenen Klarheit, ließ aber jeden selig werden, wie ihm beliebte. Georg war nicht, wie so viele Ex-Theologen, ein „libertinus", sondern ein „liber", kein Freigelassener, sondern ein Freier.

Das erwies sich auch in der Art, wie er über den einstigen Pfarrer seines Ortes, Cölestin Weber, urtheilte. Wir kamen erst spät auf diesen Mann zu sprechen, am Morgen des nächsten Tages, da mir Georg noch ein Stück Weges über Sternegg hinaus das Geleite gab. Ich erzählte ihm von der Art, wie wir den sonderbaren Studenten im Colleg behandelt, und er hörte es mit Betrübniß.

„Es scheint das Schicksal dieses Menschen," sagte er, „daß ihm ewig bitteres Unrecht angethan wird. Seine Kutte ist schmutzig, das ist leider wahr; aber wol selten ist Jemand über diese Erde gegangen, der sich bei dieser harten Wanderung das Herz gleich rein und edel bewahrt hat. Und gewiß keiner, der ernster und schmerzlicher nach Erkenntniß und Wahrheit gerungen hat. Aber — was ist Wahrheit? Andere kommen darüber hinaus, keine Antwort auf diese Frage zu wissen, — Cölestin ist daran zu Grunde gegangen!"

„Sie kennen ihn näher?" fragte ich.

„Ja — er ist mein Freund, außer mir lebt ein einziger Mensch auf Erden, der ihn so genau kennt, wie ich. Und eben um der Art willen, wie er gegen diesen Menschen handelte, habe ich ihn Jahre lang gehaßt, bis ich die Thatsachen genauer erkannte und ihn dann aus demselben Grunde verehren mußte. Es war eine sonderbare Geschichte — ich darf sie Ihnen erzählen, denn Sie können nie ahnen, wen sie angeht."

Ich wurde blutroth, aber ich fand den Muth nicht, ihm zu sagen, daß ich es schon jetzt ahnte.

„Also hören Sie!" fuhr Georg fort. „Ich hatte einen Freund, der

Digitized by Google

ein tiefgläubiger, hochbegabter, überaus sanftmüthiger, aber charakterschwacher Mensch war. Diesem jungen Manne — er war Weltgeistlicher — stand allem Anscheine nach eine glänzende Carriere bevor — er war sofort nach Abschluß seiner Studien Pfarrer einer ansehnlichen Gemeinde geworden, außerdem hatte der Bischof ihm, seinem Liebling, eine wichtige und ehrenvolle literarische Arbeit übertragen. Ich freute mich seines Glückes, obwol sein Weg nicht der meine war. Da erfuhr ich, daß er scheinbar ohne jede äußere Ursache urplötzlich ein ascetischer Frömmler geworden und gegen den Willen des Bischofs in einen Mönchsorden getreten, demselben, dem Cölestin angehörte. «Das ist das Werk des Weißrocks von Sternegg», sagten die Leute, und ich mußte es glauben und fluchte dem Fanatiker, welcher den schwachen Menschen umstrickt und in eine finstere, brütende Melancholie hineingezerrt. Erst später erfuhr ich, wie sich die Sache in Wahrheit zugetragen. Jener junge Geistliche war tiefgläubig und rein, aber — er war ein Mensch! Eine schöne Dirne seines Dorfes hatte seine Sinne entflammt, dann auch sein Herz; auch sie liebte ihn mit einer so echten, starken Leidenschaft, daß ihr die «Sünde», welche sie dadurch beging, wol kaum in's Bewußtsein trat. Dem Manne ihres Herzens anzugehören und ihm dienen zu dürfen, schien ihr ein so hohes Glück, daß sie es auch gern mit dem Spott, ja mit der Verachtung der Welt erkauft hätte. Darum forderte sie von dem Geliebten nichts, als daß er sie als «Köchin» in sein Haus nehme. Wenn Sie erwägen, wie oft ähnliche Verhältnisse in unseren Pfarrhäusern anzutreffen sind, so wird Ihnen dieser Wunsch vielleicht vom Standpunkte eines Dorfmädchens gar nicht frech, ja nicht einmal auffällig erscheinen. Bedenklicher ist es schon, daß der junge Geistliche ihr dies zusagte — er war eben schwach und die Versuchung groß. Erst in letzter Stunde, als eben das Mädchen zum Einzug in sein Haus rüstete, kam ihm die Reue, er fühlte Gewissensbisse und wandte sich an Cölestin. Dieser fragte ihn nur kurz: «Liebst Du sie?» und auf die Antwort «Ja!» gab er den ebenso kurzen und bündigen Rath: «Dann ziehe den schwarzen Rock aus, werde Protestant und heirathe sie!» Dazu konnte sich der schwache, ehrgeizige Mensch nicht entschließen, aber ebenso wenig wagte er es, dem Mädchen seinen Wunsch abzuschlagen. In dieser Bedrängniß gerieth er auf einen curiosen Ausweg. Er beschloß, das Verhältniß, welches bisher ein reines war, abzubrechen und zugleich, um alle Versuchung abzuschneiden, Mönch zu werden, weil er als solcher keine Köchin in seinem Hause halten durfte. Bei diesem Schritte war ihm Cölestin allerdings behülflich, aber erst, nachdem er vergeblich alle Ueberredungskunst aufgewandt, den Freund hiervon abzuhalten. Denn er sah die unseligen Folgen voraus, wie sie auch richtig eintrafen. Das leidenschaftliche Mädchen, welches sich verschmäht sah und nach ihrer Auffassung betrogen glaubte, ging in die Stadt und ist da verdorben oder gestorben. Der junge Geistliche aber

Digitized by Google

verlor durch diesen Schritt nicht blos die Gunst des Bischofs, sondern auch für immer den Frieden seiner Seele. Denn erst nach der Trennung erkannte er, wie sehr er jenes Mädchen geliebt, und fluchte jener Satzung, welche ihm verwehrt hatte, ohne schwere Sünde, ohne Trug und Heuchelei, glücklich zu werden. Er verlor den Glauben, die inneren Kämpfe brachten eine Krankheit, zu welcher der Keim allerdings in ihm lag, zum Ausbruch — er wurde ein entsetzlich unglücklicher Mensch. Aber das war er nicht durch Cölestin, sondern trotz Cölestin geworden. Als ich dies erkannt, habe ich um Cölestins Freundschaft geworben, wie einst um die Liebe meines Mädchens. Es ist mir gelungen! Noch einmal: Der Schein ist gegen ihn, aber man soll nicht nach dem Scheine urtheilen."

So erzählte er, und darauf hin konnte ich nicht länger heucheln. Ich faßte warm seine Hand; „Sie haben Recht," sagte ich bewegt, „man soll nicht nach dem Scheine urtheilen. Ich kenne einen Mann, der in Glaubensdingen freisinnig ist, und der dennoch bewirkt hat, daß eine Haarsträhne vom Haupte eines Dorfmädchens als Reliquie einer Heiligen verehrt wird. Aber er hat es gethan, um einen tief unglücklichen Menschen wenigstens vor äußerer Schmach zu bewahren. Und er hat recht gehandelt!"

Der junge Mann blickte mich erglühend, mit weitgeöffneten Augen, fassungslos vor Staunen an. Ich aber schritt raschen Schritts und bewegten Herzens weiter in's Land hinein ...

Digitized by Google

Max Müller und die Sprachphilosophie.

Von

Ludwig Noiré.

— Mainz. —

Die sympathische und einsichtsvolle Besprechung meiner Schriften durch den großen Sprachforscher, dessen Name der Stolz seines Heimatlandes Deutschland und seines Adoptivvaterlandes England ist, wie sein wissenschaftlicher Ruhm gleichmäßig die ganze gebildete Welt von den Ufern des Ganges bis zum atlantischen Ocean erfüllt, legt mir die Verpflichtung auf, schweres Unrecht wieder gut zu machen, arge Fehlgriffe und Mißverständnisse, die ich mir zu Schulden kommen ließ, öffentlich zu bekennen und zurückzunehmen. Ich habe dies zwar, sobald ich meines Verschuldens inne wurde, dem Verletzten gegenüber brieflich gethan, und seiner anima candida et ingenua genügte mein Bekenntniß, um mir sofort volle Verzeihung zu gewähren, ja, mehr als dies, mir seine Freundschaft anzutragen, wofür ich mich zu tiefster, innigster Dankbarkeit verpflichtet fühle. Allein es geziemt sich, daß eine solche Seelengröße und ideale, selbstlose Gesinnung, von welcher nach meinem Dafürhalten die Annalen der Gelehrsamkeit kein zweites Beispiel verzeichnen, künftigen Generationen als schönes Vorbild zur Nachahmung erhalten bleibe, bei welchen hoffentlich das kleinliche Gezänke und leidenschaftliche Gebelfer der Selbstverherrlichung, welches leider! bei den heutigen Viri Docti noch immer nicht zu den Ausnahmen gehört, mehr und mehr der reinen, interesselosen Hingabe an die Sache der Wahrheit weichen wird. Paßt doch das schöne Rechtssprichwort:

In unnöthigem Streit
Geschieht dem Recht ein Leid

gewiß in noch viel höherem Grade auf die Wissenschaft und ihre Pfleger.

Außerdem erheischt es aber auch die Wichtigkeit der hier in Frage

Digitized by Google

stehenden Probleme, deren ungeheure Tragweite und Bedeutung heute erst von den Wenigsten begriffen wird, daß, in strenger Handhabung distributiver Gerechtigkeit, das Suum cuique sorgfältig abgewogen und gewissenhaft durchgeführt werde. Und je mehr der vortreffliche Mann, der, in erhebender Weise frei von allen persönlichen Motiven, nur das eine Interesse der Förderung und Ergründung der Wahrheit kennt, seine Ansprüche auf Priorität in den Hintergrund stellt, um so dringlicher erscheint mir eine solche Prüfung und rückhaltlose, objective Darstellung jener Fragen sowie seines bedeutenden Antheils an deren Beantwortung.

I.

Darwin und Max Müller.

Der Gedanke der Weltentwickelung, der größte Gedanke, den nach meiner Ueberzeugung der Menschengeist jemals gedacht hat, bewegt und erregt heute alle Geister. An den Namen Darwin knüpfen sich mächtige Gegensätze, die in leidenschaftlichem Streite die Gemüther erhitzen und nicht nur in wissenschaftlichen Sphären, sondern bis herab zum Tagesgespräch und in einer riesig anwachsenden Tagesliteratur ausgefochten werden. Wie es früher kein wissenschaftliches Gebiet gab, das nicht in irgend einer Weise mit der religiösen Tradition und dem kirchlichen Autoritätsglauben in Conflict kam, so daß eine Auseinandersetzung mit, eine Emancipation von diesen Mächten erste Lebensbedingung und Lebensthätigkeit der erwachenden und erstarkenden Wissenschaften wurde, so gibt es auch jetzt keine Domäne des menschlichen Wissens, welche nicht ihre höchsten und letzten Fragen mit dem Entwickelungsgedanken in Verbindung zu setzen hätte, ja sich selbst nur als einen Zweig des großen Baumes betrachten müßte, dessen Wurzeln in eine unermeßliche Vergangenheit sich hinabsenken, während seine Krone in den weiten, lichten Himmelsraum emporstrebt und mit Blüthen sich schmückt, deren Früchte dermaleinst spätgeborenen Geschlechtern reifen werden. Dieser mächtige Baum ist die Wissenschaft vom Menschen.

Nur das Studium seiner Vergangenheit vermag das große Räthsel zu lösen, vermag dem Menschengeiste Aufklärung über sich selbst und seine Stellung im Weltall zu gewähren, damit zugleich ihm einen Leitstern, einen Compaß in das dunkle Reich der Zukunft anzueignen, der ihn vor den vielen vergeblichen Irrfahrten und nutzlosen Kraftverschwendungen der Vergangenheit bewahren wird. Seiner Ziele bewußter, seiner Mittel gewisser wird der Mensch in seiner künftigen Entwickelung alles bis jetzt Erreichte weit hinter sich lassen. Ja es ist wol nicht zu viel gesagt, daß nach Ablauf einiger Jahrhunderte die Menschheit auf unser hoch aufgeklärtes, verfeinertes und gebildetes Zeitalter als auf eine Periode der Barbarei und Unwissenheit herabblicken dürfte.

Digitized by Google

Der Gedanke der Entwickelung ist, wie schon öfters bemerkt wurde, kein neuer. Seine Keime lassen sich zurückverfolgen bis zu jenem auserwählten Volke, dessen Lichtgedanken zuerst das Walten der Vernunft in der Schöpfung zu erkennen sich bemühten, bis zu den ältesten griechischen Philosophen, von denen namentlich der tiefsinnige Herakleitos, „der Dunkele", die Welt als ein ewiges Werden im Aufwärtsstreben und Niedergange (denn so verstehe ich ἡ ὁδὸς ἄνω κάτω) auffaßte und die Schopenhauer-Darwinsche Lehre bereits vor 2400 Jahren mit ihren eigensten Worten aussprach: *Ἡράκλειτος μὲν γὰρ ἄντικρυς πόλεμον ὀνομάζει πατέρα καὶ βασιλέα καὶ κύριον πάντων.* Haß und Streit treibt zur Geburt, aus der Entzweiung entstehen alle Wesen, der Kampf um's Dasein beherrscht die Welt, ist ihr Lebensprincip; nur in der ἐκπύρωσις, der Zurückverwandlung in die Urelemente des Feuers (also der Buddhisten und Schopenhauers Nirwâna, Negation des Willens) ist Uebereinstimmung und Friede (ὁμολογία καὶ εἰρήνη). Also auch er verkannte, wie Schopenhauer und Darwin, daß neben und über dem Hasse, welcher Alles entzweit und sondert, das große Weltprincip, aus welchem jede neue Vervollkommnung hervorgeht, die allmächtige Liebe steht, die Alles vereinigt und bindet, Alles duldet und erträgt, Alles verzeiht und ausgleicht, Alles hingibt und opfert, auch das Leben — ja auch das Leben.

In den Schriften der großen Heroen unserer klassischen Literatur tritt der Gedanke der Entwickelung mit bald mehr bald weniger bestimmter Schärfe oder bewußter Klarheit hervor. In seinen Vorlesungen über pragmatische Anthropologie nahm Kant keinen Anstand, die Abstammung des Menschen aus niederen Stufen, also von thierischen Wesen, als selbstverständlich vorauszusetzen. Der von den Ideen Spinozas erfüllte Geist Lessings konnte unmöglich andere Bahnen wandeln, als die ihm eine Erziehung des Menschengeschlechts mit natürlichen Mitteln und Kräften zu stets höherer Klarheit und Selbständigkeit offen ließen. Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte sind eigentlich eine Skizze der Entwickelung der Menschheit in allmählicher, stufenweise voranschreitender Vervollkommnung; auch er widmet der körperlichen Gegensätzlichkeit des Menschen zu den Thieren eingehende und, soweit es das damalige Erfahrungswissen erlaubte, vergleichende Betrachtung; viel größeres Gewicht aber legt er — und darin könnten die heutigen Darwinisten gar Manches von ihm lernen — auf das innere Princip, die geistige Entwickelung, welche doch wol auch die Hauptsache ist, obschon sie — seltsam genug! — von der modernen Descendenzlehre fast ganz unbeachtet bleibt oder nur nebenher erwähnt wird.

Bekanntlich ist eine lebhafte Controverse über die Frage geführt worden, ob die Descendenztheorie das Recht habe, Goethe zu den ihrigen zu zählen und ob man ihn, wie Häckel thut, als einen der Begründer der Abstammungslehre anführen dürfe, oder ob er vielmehr ein Anhänger

Digitized by Google

der Typentheorie gewesen sei. Ich muß gestehen, ich halte dies für einen müßigen Streit. Die jugendliche Begeisterung, welche den 81jährigen Goethe ergriff, als er die Kunde vernahm, daß die Pariser Akademie den Cuvier-Geoffroyschen Streit unter lebhafter Betheiligung in derselben Zeit mit angehört hatte, da draußen die politischen Kämpfe der Juli-Revolution tobten, zeigt, daß es sich für ihn nicht um wissenschaftliche Theorien, sondern um den Sieg einer Weltanschauung handelte und zwar einer solchen, welche dem Geiste wieder Rechnung trug und nicht nur der Materie. Das klingt allerdings, wo von Darwinismus die Rede ist, höchst paradox, aber nur für die Mehrheit der Gedankenlosen, welche zwischen Materialismus und dem um eine ganze Himmelsaxe verschiedenen Monismus keinen Unterschied zu machen wissen. Ich führe deshalb die tiefbedeutsamen Aeußerungen Goethes selber an und zwar mit den Bemerkungen, welche Lazar Geiger*) an dieselben knüpfte: „Als die Juli-Revolution ausbrach, und der treue Eckermann seinen Goethe in lebhafter Erregung über die große Begebenheit fand, die zu Paris stattgefunden, und er von den Fehlern der gestürzten Minister zu reden beginnen wollte, da erwiderte Goethe: «Wir scheinen uns nicht zu verstehen; ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und Herr sein über die Materie. Man wird Blicke in große Schöpfungsmaximen thun, in die geheimnißvolle Werkstatt Gottes. Dieses Ereigniß ist für mich von unglaublichem Werthe und ich juble mit Recht über den endlich erlebten Sieg einer Sache, der ich mein Leben gewidmet habe, und die ganz vorzüglich auch die meinige ist.» Der Gedanke, dessen Sieg Goethe damals im Geiste vor Augen sah, zu dem Geoffroy de Saint-Hilaire sich bekannte, der Gedanke der Weltentwickelung, er wird, ich zweifle nicht, weltbefreiend sein, wie es jemals irgend einer der größten weltgeschichtlichen Gedanken gewesen ist. Dieser Gedanke wird uns dereinst lehren, was der Mensch von sich, von der Menschheit, von der Natur zu erwarten und zu fordern hat."

Wer wie Schiller den Gattungscharakter des Menschen in der Freiheit findet, wer, wie er, Freiheit und Herrschaft als die großen Gegensätze der Menschheit bezeichnet, der kann unmöglich die Leitung und Beeinflussung des menschlichen Willens durch einen wenn auch noch so hoch, edel und rein gedachten außermenschlichen Willen anerkennen. Daß der Mensch sein eigener Schöpfer ist, das allein verleiht ihm Werth, Würde und Hoheit; jene Machtfülle, die ihm die Herrschaft über unseren

*) Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S. 114.

Digitized by Google

Planeten erworben hat, sie kann uns nur interessiren, wenn sie das Ergebniß seines eigenen Ringens ist, nicht aber wenn sie ihm vom Glücke, und nur als solches könnte uns ja ein den Menschen vorzugsweise begünstigendes höheres Wesen erscheinen, in den Schoß geworfen wurde. Das war für Schiller der wahre Kern und Inhalt der Universalgeschichte, sie war ihm das Bild der zu stets höherer Freiheit, Macht und Sittlichkeit emporringenden Menschheit. In diesem Sinne entwarf er eine geniale Skizze derselben in seiner Jenaer Antrittsrede, von welcher Carlyle sagte: „There perhaps has never been in Europe another course of history sketched out on principles so magnificent and philosophical.“ Nachdem er das Bild der tiefsten Stufe ursprünglicher Wildheit entrollt und diesem das glänzende Gemälde der gegenwärtigen Cultur entgegengehalten, sagt er resumirend:

„Welche entgegengesetzte Gemälde! Wer wird in dem verfeinerten Europäer des achtzehnten Jahrhunderts nur einen fortgeschrittenen Bruder des neueren Kanadiers, des alten Celten vermuthen? Alle diese Fertigkeiten, Kunsttriebe, Erfahrungen, alle diese Schöpfungen der Vernunft sind im Raume von wenigen Jahrtausenden in dem Menschen angepflanzt und entwickelt worden; alle diese Wunder der Kunst, diese Riesenwerke des Fleißes sind aus ihm herausgerufen worden. Was weckte jene zum Leben, was lockte diese heraus? Welche Zustände durchwanderte der Mensch, bis er von jenem Aeußersten zu diesem Aeußersten, vom ungeselligen Höhlenbewohner zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann emporstieg? Die allgemeine Weltgeschichte gibt Antwort auf diese Frage.“

Die wenigen Jahrtausende, von denen hier Schiller redet, genügen heute auch dem Historiker der Menschheit nicht mehr. Die prähistorische Wissenschaft hat uns einen Blick in den Abgrund einer ungeheuren Vergangenheit hinabsenken lassen, für welchen die Maßstäbe der seitherigen Chronologie so wenig ausreichen, als unsere irdischen Maße für die Siriusweiten. Je dunkler die Ferne, desto langsamer war naturgemäß der Fortschritt. Es gab eine Zeit, in welcher der Mensch ohne den Besitz des Feuers war, ja es gab eine Zeit, wo er noch nicht einmal die einfachsten Werkzeuge, die uns doch von seinem Begriffe so unzertrennlich scheinen, besaß, und dennoch war er damals schon Mensch, denn er besaß — die Sprache.

Da uns demnach das Gebiet der eigentlichen Menschheitsgeschichte, bis auf eine kurze hellbeleuchtete Strecke, noch in so tiefes Dunkel gehüllt ist; da hier noch eine unermeßliche Vorvergangenheit mit Räthseln und tiefen Geheimnissen angefüllt, zu deren Lösung nur wenige stumme Zeugen aus dem Schoß der Erde hervortreten, dem Forschergeiste als eine schwer und nur allmählich zu bewältigende Aufgabe sich darbietet: was nützt es, welchen Sinn hat es, diese Frage scheint wol erlaubt, in kühnem Wagnisse

Digitized by Google

jetzt schon sogar über jene Grenzen hinauszuschweifen und nach den Gliedern zu fragen, welche den Menschen als Gattung mit anderen Wesen, denen das charakteristisch Menschliche, die Vernunft, fehlt, in einen genetischen Zusammenhang zu bringen vermögen. Und dennoch wird unsere Wißbegierde gerade durch diese Frage auf's mächtigste gereizt, dennoch ist die Stellung dieser Frage, der höchsten, die es für uns gibt, denn sie betrifft die Menschwerdung, unabweisbar; sie wird, wenn sie auch tausendmal als vorwitzig und nicht zu beantworten abgewiesen würde, immer wiederkehren und nicht eher zur Ruhe gelangen, bis sie ihre Erlösung in ihrer Beantwortung gefunden haben wird.

Lamarcks und Darwins Idee gründet sich auf die Vergleichung der unendlich zahlreichen organischen Formen, von denen die Oberfläche unseres Planeten erfüllt ist und welche alle trotz ungeheurer Verschiedenheiten einen inneren Zusammenhang, eine Art von Wesensgleichheit nicht verleugnen können. Schiller sagt von den wilden Völkerstämmen, deren Sitten und Lebensweise durch die Entdeckungsreisen der neueren Zeit zur Kunde der europäischen Menschheit gelangt sind: „Es sind Völkerschaften, die auf den mannichfaltigsten Stufen der Bildung um uns herumgelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herumstehen, und durch ihr Beispiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unserer eigenen Cultur weit genug würden vorangeschritten sein, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen und den verlorenen Anfang unseres Geschlechts aus diesem Spiegel wiederherzustellen." Was Schiller hier von der Menschheit innerhalb der Grenzen ihres Gattungsbegriffs für möglich und wünschenswerth erklärt, das Heute durch eine ungeheure Entwickelung der Vergangenheit zu begreifen und verständlich zu machen, das dehnt der Darwinismus auf den Menschen als letztes Glied einer weit, weit größeren und fast unabsehbaren Entwickelungsreihe aus, deren erstes Glied in der rudimentärsten Form des thierischen Lebens, der scheinbar ganz form- und structurlosen Amöbe zu finden wäre. Was Schiller von den cultnrlosen, primitiven Naturvölkern sagt, das wendet die Descendenztheorie auf die vielfältigen Gestalten des Thierreiches an; es sind die wahren Kindheitsformen unseres Geschlechts, Puppenzustände, Etappen, welche dasselbe durchlaufen mußte, ehe es zur menschlichen Bildung und durch diese zu seiner heutigen Vollkommenheit gelangen konnte. Ein geistreicher Franzose redete von einer postérité contemporaine — er bezeichnete damit das Urtheil des Auslandes über die einheimischen Literaturerzeugnisse — man könnte die ungeheure Mannichfaltigkeit der thierischen Lebewesen eine antiquité contemporaine nennen, indem hier die Natur selbst unsere embryonalen Urzustände festgehalten und in zahllosen Exemplaren zu nachdenkendem Ver-

Digitized by Google

gleichen und zu ernster Besinnung auf unseren Ursprung um uns ausgebreitet hat.

Bei aller Anerkennung des hohen wissenschaftlichen Werthes des Darwinismus — welchen ich hiermit ausdrücklich und nachdrücklich von der monistischen Entwickelungslehre gesondert und unterschieden wissen will — darf der philosophische Denker doch keineswegs über dessen Schwächen, Lücken und Einseitigkeiten die Augen verschließen.

Man hat oft mit Recht das ruhige und besonnene Vorgehen Darwins, der als echter Naturforscher seine Conclusionen nicht eher zog, als bis er ein gewaltiges, sorgfältig gesichtetes und geprüftes Beobachtungsmaterial zur Hand hatte, rühmend hervorgehoben. Und es scheint mir allerdings ein sehr gerechtfertigtes Ansinnen an die tapfere Schaar der unter seinen Fahnen kämpfenden Naturforscher, daß sie den Satz, der bei all ihren empirischen Studien und theoretischen Folgerungen ihnen als Alpha und Omega, d. h. als stillschweigende Voraussetzung und Zielpunkt aller ihrer Anstrengungen gilt: Natura non facit saltus, auch in ihrer Methodik strenge einhalten und nicht etwa durch leichtfertige Sprünge Dinge in Verbindung setzen oder aus einander herleiten, welche einstweilen durch unermeßliche Abgründe und Klüfte von einander getrennt sind.

Die größte Einseitigkeit des heutigen Darwinismus liegt darin, daß er Alles aus äußeren Ursachen herzuleiten bemüht ist und auf die inneren Eigenschaften, wie es scheint, wenig oder gar nicht achtet. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern.

Wenn der Nachweis geliefert werden kann, daß in den Polargegenden hauptsächlich weiße Füchse vorkommen, so liegt eine Erklärung dieser Erscheinung aus Darwinschen Principien sehr nahe. Die weiße Farbe ist eine schützende mimicry in Schneeregionen, das Thier entgeht viel leichter den Nachstellungen seiner natürlichen Feinde, und nimmt man an, daß dieselben Verhältnisse eine genügende Zeit fortdauern, so läßt sich recht wohl begreifen, daß alle übrigen Farben aussterben und nur noch weiße Füchse übrig bleiben. In diesem Falle ist nur von äußeren Ursachen die Rede; denn die Vervollkommnung, die schützende Anpassung an die gegebenen Verhältnisse ist lediglich das Resultat einer Auslese, die nur durch den Zwang eben dieser Verhältnisse vollzogen wird. Der Wille, die innere Eigenschaft des Thieres kommt dabei gar nicht in Betracht. Hier behält also der Darwinismus Recht, wenn er schon, um ganz ehrlich zu verfahren, eingestehen müßte, daß das Wort, womit er auch diese Thatsache erklärt, das Wort Vererbung nämlich, selber noch ein ungelöstes Räthsel oder eben nur — ein Wort ist.

Wie ganz anders aber verhält es sich, wo das Thier den ihm von allen Seiten drohenden Gefahren dadurch entgeht, daß seine innere Eigenschaft, sei es nun, nach menschlichen Begriffen, List, Schlauheit, Vorsicht, oder eine Verfeinerung seiner Wahrnehmungsorgane oder was immer,

Digitized by Google

eben durch die fortgesetzte Uebung im Begegnen und Vermeiden jener Gefahren sich beständig erhöhen, wo demnach eine zugleich psychische und physische — beides ist ja untrennbar — Vervollkommnung durch den Willen, die eigene Anstrengung, den energischen Trieb der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung in allmählichem, durch die Generationsfolge außerordentlich gesteigertem Wachsthum erreicht wird!

Ist von diesen beiden Fällen nicht der erstere einem Geschenke des Zufalls, also etwa dem Gewinnste bei einem Lotteriespiele, der letztere aber dem in saurer Arbeit errungenen Vermögen gleichzustellen? Wer in dem letzteren Falle nur von äußeren, rein mechanischen Ursachen redet, der hat das große Problem der Entwickelungslehre kaum geahnt, geschweige denn eingesehen; er hat aber sicherlich in philosophischen Dingen kein Recht mitzureden.

Die Verwechselung der äußeren und inneren Eigenschaft der Dinge, der Irrglaube, daß aus körperlichen Formen Geistiges, Bewußtes hergeleitet werden könne, hat den Darwinismus verhindert, eine ernste philosophische Prüfung seiner wahren Grundlagen, seiner metaphysischen Voraussetzungen anzustellen; diese mangelnde Kritik ist aber für ihn verhängnißvoll geworden, indem er dadurch zu den gewagtesten Folgerungen, dem leichtfertigsten Ueberspringen ungeheuerer Abgründe, der Vergleichung und causalen Zusammenstellung durchaus heterogener, sich jeder Vergleichung entziehender Verhältnisse gelangt ist.

Wenn das Reich der Lebewesen von der organisirten Zelle hergeleitet, diese Thatsache aber etwa in höchst cavalierer Weise folgendermaßen eingeschwärzt wird: Accordez-nous seulement ce petit bout, nous en déduirons le reste, so verräth ein solches Vorgehen eine ebenso vollständige naive Unkenntniß der Größe und Schwierigkeit, wie auch des wahren Kernpunktes des Problems, als wenn Sir W. Thomson und sein Schüler Helmholtz die Keime des organischen Lebens durch Meteoriten aus fernen Weltkörpern auf unsere Erde gelangen lassen, oder Häckel in dem Kohlenstoff den eigentlichen Träger des Lebens vermuthet. In letzterem haben wir wieder ein recht lehrreiches Beispiel moderner Mythologie, nomina werden numina.

Ist es denn wirklich so schwer einzusehen, daß die Materie als solche unmöglich Ausgangspunkt der theoretischen Auffassung der Welt sein kann, daß ihr Begriff nur das Secundäre in unserer Erkenntniß bildet, daß das unmittelbar Gewisse vielmehr das Bewußtsein, die Empfindung, der Wille ist?

Wann wird endlich einmal die Wahrheit sich Bahn brechen, daß der Chemiker, wenn er uns zeigt, wie Sauerstoff und Wasserstoff, Säure und Basis aufeinander losstürzen und sich verbinden, mit diesem Vorgange etwas uns durchaus Unbegreifliches vorgeführt hat, sofern wir ihn als einen rein mechanischen Proceß betrachten wollten, daß wir dagegen,

Digitized by Google

sobald wir ihn mit analogen Vorgängen in uns, z. B. dem Bedürfnisse des Athmens, der Nahrungsaufnahme ꝛc. identificiren, alsbald ein unmittelbares Verständniß dafür gewinnen, da eben die Empfindung, der Trieb, der Wille, diese seelischen Eigenschaften, für uns das Bekannteste auf der Welt sind?

Noch gewaltiger ist der Irrthum, die Selbsttäuschung der Darwinisten, wenn sie den Menschen, das ewige Räthsel der Sphinx, das größte Geheimniß des Weltalls, theils aus äußeren d. h. negativen Ursachen, theils aus somatischen Factoren erklären zu wollen sich vermessen. Love's labour lost und Much ado about nothing! kann man den Anthropologen zurufen, welche eben jetzt wieder mit Ameisenthätigkeit und lautem Lärm die Welt erfüllen und aus Schädelmessungen, Gehirnwindungen, blauen oder braunen Augen, schwarzen oder blonden Haaren tiefe Weisheit und höchst werthvolle Aufklärungen zu Tage zu fördern wähnen. Das ganze Treiben wird endlich an seinem eigenen Exceß zu Grunde gehen und bei den Nachgeborenen höchstens ein Lächeln über das schreiende Mißverhältniß der aufgebotenen Mittel zu den erzielten Resultaten erwecken.

Noch weniger aber ist die Kluft, welche den Menschen vom Thiere trennt, mit solchen physiologischen Künsten, wie etwa Brachycephalie und Makrocephalie oder mit willkürlichen Classificationen wie homo alalus — eine Begriffsverbindung, die lebhaft an das Xylosideron oder hölzerne Eisen erinnert — oder auch durch den Nachweis, daß der ganze Körperbau des Menschen durchaus kein specifisches anatomisch-unterscheidendes Kennzeichen von dem Körperbau des Thieres aufweist, auszufüllen. Das letztere Argument namentlich läßt sich direct gegen die Theorie des Darwinismus verwerthen. Die Conclusion liegt wenigstens nahe, daß, wenn denn gar kein körperlicher Unterschied zwischen Mensch und Thier vorhanden ist, bei der notorischen ungeheuren Ueberlegenheit des ersten über das letztere, doch nothwendig eine andere Ursache dieser Ueberlegenheit vorhanden sein müsse, und dies würde uns direct wieder zu der Annahme einer selbständigen, vom Körper unabhängigen Substanz, der menschlichen Seele führen.

Hier habe ich nun der Stellung, welche Prof. Max Müller dem Darwinismus gegenüber eingenommen und bis heute eingehalten hat, zu gedenken. Bekanntlich haben alle, welche mit mehr oder weniger Geschick und größerer oder geringerer Aufrichtigkeit gegen die Darwinsche Theorie geschrieben und geredet haben, den Namen Max Müller in erster Linie als ein gewaltiges Bollwerk, als ein schlagendes Argument vorgeschoben und sich hinter demselben verschanzend ihre eigenen schwachen Geschosse gegen den großen Unruhstifter abgesandt. Daran thaten sie in gewissem Sinne wohl, denn es ist auch meine feste Ueberzeugung, daß von allen, die bis jetzt in die Arena getreten sind, Max Müller der einzige gewachsene, ja überlegene Gegner Darwins ist.

Digitized by Google

„In dem Menschen liegt ein Etwas, eine qualitas occulta, wenn man so will, das ihn von allen Thieren ausnahmslos sondert. Dieses Etwas nennen wir Vernunft, wenn wir es als innere Wirksamkeit denken, wir nennen es Sprache, sobald wir es als Aeußeres, als Erscheinung gewahren und auffassen. Keine Vernunft ohne Sprache, keine Sprache ohne Vernunft. Die Sprache ist der Rubicon, welcher das Thier vom Menschen scheidet, welchen kein Thier jemals überschreiten wird. Ich bin überzeugt, daß die Sprachwissenschaft uns allein noch in den Stand setzen wird, dem Vordringen der Darwinisten ein Halt zuzurufen und die Grenze festzustellen, welche Thier und Mensch unwiderruflich trennen. Man versuche es und bringe den intelligentesten Affen in menschliche Pflege und Lehre, er wird nicht sprechen, er wird Thier bleiben, während das roheste Menschenkind aus dem wildesten Stamme in menschlichem Umgange frühzeitig dieses Charakteristicum der Menschheit sich aneignen wird."

Mit diesen gewichtigen Argumenten und Aussprüchen stellte sich der unerschrockene Mann vor die verlassene und scheinbar durch die von allen Seiten andringenden wüthenden Angriffe der Darwinisten bis in die Tiefen erschütterte Grenzmauer und sagte entschlossen:

„Hier ist Vernunft, hier Sprache, hier der Mensch. Keiner von Euch soll mir hier herüberkommen, Keiner in das Heiligthum eindringen, wenn er mir nicht zuvor erklären kann, wie Vernunft, wie Sprache entstanden ist."

Und die mit lautem Hurrah vorandringenden Angreifer verstummten, denn sie hatten keine Antwort.

II.

Max Müller und die Entwickelungslehre.

Wenn ich gesagt habe, Max Müller sei der einzige überlegene Gegner Darwins, so wollte ich damit keineswegs sagen, daß er ein Gegner der Entwickelungslehre sei. Ich scheide vielmehr, wie ich schon angedeutet habe, ausdrücklich zwischen Darwinismus und monistischer Entwickelungstheorie.

In seinen, sonst vortrefflichen und durch strahlende Klarheit wie durch Tiefe der Gedanken gleich ausgezeichneten Vorlesungen über Darwin steht allerdings ein von ihm in's Treffen geführtes Argument, die Alternative nämlich: „Entweder hat Kant Recht oder Darwin; einer schließt den anderen aus" nicht auf festen Füßen. Denn Kant setzte wol die Vernunft als das unmittelbar Gegebene, als die nothwendige unanzweifelbare Basis aller Erkenntniß voraus; der Schluß lag also nahe, daß er sie als eine nicht weiter herzuleitende, dem Menschen durch göttliche Influenz als besondere Gabe zugefallene Eigenschaft anerkenne. Aber an

Digitized by Google

vielen Stellen seiner Schriften läßt Kant deutlich durchblicken, daß die menschliche Vernunft nicht von Ewigkeit vorhanden sei, daß sie demnach wol auch aus natürlichen Ursachen, durch das Zusammenwirken natürlicher Kräfte entstanden gedacht werden könne. Wenn er den Unterschied zwischen „receptiver Sinnlichkeit" und „Spontaneität des Denkens" aufstellt, wonach Thierleben und menschliche Vernunft in zwei durchaus gesonderte Lager geschieden erscheinen, so nahm er einestheils, wie Schopenhauer nachgewiesen hat, die Sache viel zu leicht, anderentheils gestand er ausdrücklich zu, daß wol beide, Sinnlichkeit und Denken, durch deren Zusammenwirken alle Erkenntniß sich vollzieht, aus einer gemeinsamen Wurzel hervorgewachsen sein dürften.

Dennoch war der Hinweis auf Kant sehr berechtigt, namentlich in einem Lande wie England, für welches die großartigen Entdeckungen des Verfassers der Kritik der reinen Vernunft fast vollständig terra incognita sind. Dasselbe gilt freilich auch für viele, ja die meisten Vertreter des Darwinismus in Deutschland, denen von Kant nur das bekannt zu sein scheint, was in ihren Kram paßt, also z. B. die Theorie von der Entstehung des Weltgebäudes, die unter dem Namen Kant-Laplacesche Kosmogonie schon in den Mittelschulen gelehrt wird. Die wichtige Thatsache, daß bei Lebzeiten Kants und so lange die Spuren seines Geistes noch bei den Lehrern der Philosophie wirksam waren, der Materialismus nicht wagte, den Mund aufzuthun, wird meist übersehen oder ignorirt.

Die Vernunft, die nur dem Menschen eigene, ihn von allen übrigen Wesen unterscheidende und auszeichnende Gabe, ist Quell- und Ausgangspunkt aller Erkenntniß, sagt Kant und ihm schließt sich Max Müller an, indem er hinzufügt: sie ist dem Menschen verliehen zugleich mit der Gabe der Sprache. Ratio et oratio, beide sind Eins, sie verhalten sich wie Körper und Geist, wie Aeußeres und Inneres; sie sind wol unterscheidbar, aber nicht scheidbar. Ohne Sprache kein Denken; das fühlten die Griechen, da sie für beides das nämliche Wort ὁ λόγος anwandten. Die Sprache ist darum der getreueste Spiegel des Menschengeistes; in ihr liegt eine Fülle von Weisheit, von höchst wichtigen Aufklärungen sowol über die geistigen Zustände der Vorwelt als über äußere Culturverhältnisse der Menschheit in einem grauen Alterthum, von welchem sonst jede Spur erloschen ist, verborgen; es gilt nur den Schatz aus der Truhe zu heben, der Schlüssel dazu ist die vergleichende Sprachwissenschaft. Kein Preis, kein Rühmen kann sich zu der Höhe der Wichtigkeit der letzteren aufschwingen. „Mit gerechtem Stolze dürfen wir es sagen, daß während der letzten hundert und noch mehr während der letzten fünfzig Jahre die orientalischen Studien mehr als irgend ein Zweig wissenschaftlicher Forschung dazu beigetragen haben, die geistige Atmosphäre Europas zu verändern, zu reinigen und zu durchleuchten, und unseren Horizont zu erweitern in Bezug auf Alles, was zur Wissenschaft des Menschen gehört,

Digitized by Google

in Bezug auf Geschichte, Philologie, Theologie und Philosophie. Nicht nur haben wir neue Welten erobert und dem alten Gebiete der Wissenschaft hinzugefügt, sondern wir haben die alte Welt durchsäuert mit Ideen, die schon in dem täglichen Brod der Schulen und Universitäten gähren."*)

„Man sehe nur zu, was die Meister der Sprachvergleichung geleistet haben! Der Orient, das alte Land der Träume, Fabeln und Feen, ist ein Land von unzweifelbarer Wirklichkeit geworden; der Vorhang zwischen Ost und West ist gelüftet und unsere alte vergessene Heimat steht wieder vor uns in hellen Farben und scharfen Umrissen. Zwei Welten, Jahrtausende getrennt, sind wie durch ein Zauberwort wieder vereinigt und wir fühlen uns reich in einer Vergangenheit, welche wol der Stolz der edlen Arischen Familie sein mag. Nicht länger sagen wir nur unbestimmt und dichterisch: Ex Oriente Lux, sondern wir wissen, daß alle Lebenselemente unseres Wissens und unserer Civilisation — unsere Sprachen, Alphabete, Ziffern, unsere Maße und Gewichte, unsere Kunst, Religion, unsere Traditionen bis auf unsere Ammenmärchen aus dem Osten stammen; ja wir müssen bekennen, daß ohne die Strahlen des östlichen Lichts, welche die verborgenen Keime des dunkeln und öden Westens zum Leben hervorlockten, Europa, jetzt die wahre Leuchte der Welt, wol für immer ein unfruchtbares, vergessenes Vorgebirge des urweltlichen asiatischen Continents geblieben wäre. Wir leben in der That in einer neuen Welt; die Schranke zwischen Ost und West, die unübersteiglich schien, ist geschwunden. Der Orient gehört uns, wir sind seine Erben und beanspruchen mit vollem Rechte unseren Antheil an seiner Verlassenschaft."

„Wie einst durch die geistige Berührung der barbarischen nordischen Nationen mit der reichen, sonnigen Culturwelt Griechenlands und Roms deutscher und klassischer Geist sich vereinigten und jenen Strom des modernen Gedankens bildeten, an dessen Ufern wir selber leben und weben, so wälzt sich nun ein neuer mächtiger Strom orientalischer Denkweise in das nämliche Bett und schon zeigen die Farben des alten Stroms deutlich die Einwirkungen des neuen Zuflusses. Wer in irgend eins der bedeutenden Werke, die in den letzten zwanzig Jahren veröffentlicht worden sind, hineinblickt, ob sie nun die Sprache oder Literatur, Mythologie, Gesetze, Religion oder Philosophie betreffen, der wird auf jeder Seite das Walten eines neuen Geistes erkennen. Ich will nicht sagen, daß der Orient uns Neues lehrt, aber er entfaltet vor uns alte Dinge, aus welchen wir Lehren und Erkenntnisse schöpfen, die wunderbarer und erstaunlicher sind, als irgend etwas, das wir je in unserer Philosophie gedacht und geträumt haben."

„Vor Allem hat das Studium des Ostens uns gelehrt, was auch

*) M. Müller, Chips of a german workshop. Vol. IV, p. 322.

Digitized by Google

nordischen Nationen einst in Rom und Athen lernten, daß es noch andere Welten gibt außer der unsrigen, daß es noch andere Religionen, Mythologien, Gesetze gibt und daß die Geschichte der Philosophie von Thales bis Hegel nicht die ganze Geschichte des menschlichen Denkens ist. In all diesen Gegenständen hat der Orient uns Parallelen geliefert mit allem, was in Parallelen gegeben ist, nämlich der Möglichkeit des Vergleichens, Messens und Verstehens. Der Geist der Vergleichung ist der wahre wissenschaftliche Geist unseres Jahrhunderts, vielmehr aller Zeitalter. Eine empirische Kenntniß der Thatsachen ist keine Wissenschaft in dem wahren Sinne des Wortes. Alles menschliche Wissen beginnt mit der Zwei, der Dyade, dem Begreifen zweier Einzelwesen als Eines. Ein einzelnes Ereigniß mag rein zufällig sein, es kommt und geht, es ist unerklärlich; sobald sich aber das Ereigniß wiederholt, beginnt das Werk der Vergleichung und der erste Schritt wird gethan in jenem wunderbaren Processe, welchen wir Generalisiren nennen und welcher die Wurzel aller intellectuellen Erkenntniß und aller intellectuellen Sprache ist. Der ursprüngliche Proceß der Vergleichung wird wieder und wieder erneut, und wenn wir nun der höchsten Art der Erkenntniß in allen Sphären der Wissenschaft den Namen vergleichend geben, so haben wir nur das alte Wort intelligent (inter-legens, inter-ligans), zusammen bindend, durch ein neues, ausdrucksvolleres Wort ersetzt. Vor Allem aber hat das Studium der Sprachen durch die comparative Methode eine vollständige Umwälzung erfahren."

Wie das Griechische die Sprache der Menschheit des fünfzehnten Jahrhunderts und seiner Nachfolger bis zum achtzehnten, bis Lessing, Goethe und Schiller, gewesen ist, so ist das Sanskrit die Weltsprache des neunzehnten Jahrhunderts und seiner künftigen Nachfolger.

„Thatsache ist, daß die Zeit noch nicht gekommen ist, in welcher die ungeheure Wichtigkeit der Sanskritphilologie allgemeine Würdigung findet. Es war einst mit der griechischen Philologie nicht anders. Als im fünfzehnten Jahrhundert das Griechische von hervorragenden Geistern studirt wurde, hielt man die Sache für eine literarische Curiosität; weitere Ansprüche begegneten lebhafter Opposition, ja selbst dem Hohne, am lautesten schrien die, welche am wenigsten davon verstanden. Selbst als dies Studium sich verallgemeinerte, an Schulen und Universitäten eingeführt wurde, hatte es in den Augen der Mehrzahl nur ein gelehrtes Interesse. Jetzt wissen wir, daß das Wiederaufleben griechischer Gelehrsamkeit die tiefsten Lebenswurzeln der Menschheit berührte; daß es in der That das Wiederaufleben jenes Bewußtseins war, das große Theile der Menschheit mit einander verbindet, die Lebenden in Zusammenhang bringt mit den Todten und so den Folgegeschlechtern die ganze intellectuelle Erbschaft unseres Geschlechts sichert. Ohne dieses historische Bewußtsein wäre das Leben des Menschen ephemer und nichtig. Je weiter wir

Digitized by Google

rückwärts sehen, uns selbst in wahre Sympathie mit der Vergangenheit versetzen, um so mehr machen wir das Leben früherer Generationen zu unserem eigenen, um so fähiger werden wir, an unserem Theile das Werk fortzusetzen, das vor vielen Jahrhunderten in Athen und Rom begonnen wurde. Einen weit, weit größeren Einfluß, als die Entdeckung der klassischen Welt wird die des Sanskrit ausüben. Sie wird die zerrissenen Fasern wiederbeleben, die einst die südöstlichen Zweige der arischen Familie mit den nordwestlichen verknüpften, und wird so die geistige Geschwisterschaft nicht nur der germanischen, griechischen und römischen, sondern zugleich der slavischen, celtischen, indischen und persischen Zweige wiederherstellen. Sie wird den Geist des Menschen reicher, sein Herz weiter, seine Sympathien weltumfassend machen; sie wird uns in Wahrheit humaniores machen, da wir immer tiefer und vollständiger begreifen werden, was die Menschheit gewesen ist und was sie sein wird. Dies ist der wahre Sinn der umfassenden Studien des neunzehnten Jahrhunderts, und obgleich die volle Würdigung ihrer Bedeutung erst der Zukunft vorbehalten bleibt, so kann es doch Keinem, der aufmerksam den intellectuellen Fortschritt der Menschheit verfolgt, verborgen bleiben, wie ungemein schon jetzt das vergleichende Studium der Sprachen, Mythologien und Religionen unseren Horizont erweitert hat; daß unendlich Vieles, das verloren war, wiedergewonnen ist und daß eine neue Welt wenn noch nicht erobert, doch in Sicht ist.*)"

Und was ist es denn, was dem ernsten Forscher, dem ausdauernden Arbeiter in den mühselig erbohrten Schachten der Sprachwissenschaft auf einmal so das Herz bewegt, daß er in dichterischer Begeisterung, gleich Mosen von den Höhen hinausschauend in das Land der Verheißung, Kindern und Kindeskindern das Herannahen einer neuen, herrlichen, ungeahnten Geistesklarheit kündet? Was macht ihn so zum new inspired prophet? Dies, daß er bewußt ist, daß mit diesen neu erschlossenen Schätzen, von denen er selbst einen großen, wenn nicht den größten Theil in langjährigem, redlichem Ringen aus der Tiefe gefördert, es der Menschheit vergönnt sein wird „den verlorenen Anfang unseres Geschlechtes wiederherzustellen", die Kette, welche Glied um Glied, Jahrhundert um Jahrhundert unser heutiges Dasein mit längst erloschenen Generationen verbindet, auf eine gewaltige Strecke aus dem Dust und Geröll, das Jahrtausende über sie gelagert, an's Tageslicht zu heben, und neue überraschende Aufklärung zu erlangen über das größte Räthsel der Welt, den Menschengeist, das Menschengeschlecht und sein in seiner Art einzig wunderbar verschlungenes Schicksal auf unserem Planeten.

Die gewaltigen Verdienste Max Müllers um die Herausgabe der Vedas sind zu bekannt, als daß ich sie hier zu erläutern hätte. Am 14. Sep-

*) M. Müller, Chips IV, p. 361.

Digitized by Google

tember 1874 legte er dem in London tagenden Congresse der Orientalisten den letzten Bogen des „Rig-Veda mit dem Commentar des Sâyanâkârya" vor, nur kurz andeutend, welch mühevoller Arbeit Frucht dies riesige Werk gewesen. Er selber sagte über dieses älteste Buch der arischen Welt: „Die Herausgabe dieses Werkes wäre ohne die erleuchtete Liberalität der Indischen Regierung unmöglich gewesen. Wenn ich die großen und kleineren Ausgaben des Rig-Veda zusammen rechne, so finde ich, daß ich in den letzten fünfundzwanzig Jahren so viel gedruckt habe, daß auf jedes Jahr ein Octav-Band von etwa sechshundert Seiten kommt. Solch eine Publication hätte jeden Buchhändler ruinirt, um so mehr da in dem Veda wenig Anziehendes, wenig allgemeineres Interesse Erweckendes ist. Vom ästhetischen Gesichtspunkte würde sich Niemand an die Veda-Hymnen machen und nichts beweist mehr den gewaltigen Umschwung der letzten fünfundzwanzig Jahre, als daß seit dieser Zeit die Arbeit fast aller Sanskrit-Gelehrten sich auf die Veden concentrirt hat; das ästhetische Interesse ist dem wissenschaftlichen gewichen .... Als ich vor einigen Jahren den ersten Band meiner Uebersetzung veröffentlichte, wählte ich absichtlich solche Hymnen, die höchst charakteristisch für den primitiven, rohen Urzustand der arischen Welt sind; es war interessant, dabei die allgemeine Enttäuschung zu beobachten. Was, sagte man, sind diese seltsamen, wilden, grotesken Anrufungen der Sturmgötter die begeisterten Klänge der alten Weisen Indiens? Ist dies die Weisheit des Orients? Ist dies die Offenbarung der Urwelt? Selbst hochangesehene Gelehrten stimmten in diesen Ruf, und meine Freunde gaben mir zu verstehen, daß sie ihr Leben nicht an ein solches Buch verschwendet haben würden."

„Nun, gesetzt, ein Geologe brächte die Knochen eines fossilen Thiers aus einer Periode, in der noch nie Spuren animalischen Lebens vorher entdeckt worden wären, an's Tageslicht, würde wol eine junge Dame es wagen zu kritisiren: «Ja, diese Knochen sind sehr merkwürdig, aber gar nicht hübsch.» Oder gesetzt, eine neue ägyptische Statue wäre entdeckt worden, die einer bis dahin noch nicht durch Statuen vertretenen Dynastie angehörte, würde wol ein Schuljunge sich einfallen lassen zu bemerken: «Ja, sie ist recht nett, aber die Venus von Milo ist netter.» Wenn ein Chemiker ein neues Element entdeckt, wird er bemitleidet, daß es kein Gold ist? Wenn ein Botaniker über Keime schreibt, hat er sich zu vertheidigen, daß er nicht über Blumen schreibt? Gerade weil der Veda so verschieden ist von dem, was man davon erwartete, weil er von den Psalmen, von Pindar, von Bhagavadgita so sehr unterschieden ist; gerade weil er für sich allein steht und nur die ältesten Keime des religiösen Gedankens enthüllt, so wie sie wirklich waren; gerade weil er uns eine Sprache vorführt, die älter und ursprünglicher ist, als irgend eine, die wir früher kannten; weil seine Poesie das ist, was man wild, roh, ungebildet, formlos nennen mag, gerade darum verlohnte es der Mühe,

Digitized by Google

tiefer und tiefer zu graben, bis die alte verschüttete Stadt wieder an's Tageslicht kam und uns zeigte, was der Mensch war, was wir waren, bevor wir auf die Höhe Davids, Homers, Zoroasters emporstiegen, uns zeigte eben die Wiege unseres Denkens, unserer Worte, unseres Thuns."

Ich brauche wol diesen Worten nichts hinzuzufügen, um darzuthun, daß die Entwickelungsgeschichte der Menschheit von ihren ersten, schwankenden Schritten bis zu ihrer selbstgewissen Männlichkeit das hohe Ziel, die zu rastloser, unermüdlicher Thätigkeit anspornende Aufgabe für einen von der Natur und dem Glücke so reich ausgestatteten Geist, wie Max Müller, gewesen ist. Nur schaute sein großes, weitblickendes Auge in den Tiefen unermeßlicher Vergangenheit noch die Spuren des Menschlichen, wo für schwächere Augen Alles in unterschiedlosen Nebel zusammenrann und eben darum die Grenzlinie von Thier und Mensch gar nicht mehr vorhanden schien.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes erlaubt es wol, daß ich hier noch einige Stellen anführe, in denen ein Geistesverwandter Müllers, welcher auf großentheils unabhängigen Wegen zu denselben Resultaten und Anschauungen gelangte, mit fast gleichlautenden Worten seiner Bewunderung über das neu aufgehende Licht Ausdruck verlieh. Ich meine Lazar Geiger.

„Das Studium der Sprachen," sagt dieser bedeutende Denker*), „ist in unserer Zeit zu einer unvergleichlichen philosophischen Bedeutung gelangt, indem es für eine Seite der Welt und des Daseins einen Schlüssel bietet, zu welcher die Naturwissenschaft nicht zu dringen vermocht hätte, und uns Aufschluß gibt über das, was wir sind und was wir gewesen sind, über unsere Vernunft und unsere Geschichte .... Der Blick schweift ahnend in ungemessene Schöpfungsfernen, und es beginnt jenes große Geheimniß dunkel sich unserer Brust zu verkünden, das Geheimniß unserer Entwickelung."

„Die Frage, wie die Phantasie der Völker beschaffen, von welchen Motiven sie beherrscht gewesen sein muß, als die Perser die Hunde mit so ängstlicher Sorgfalt pflegten, die Aegypter den heiligen einbalsamirten Leichen des Apis zu Memphis Grüfte bauten, die 64 Generationen derselben bergen, ist uns so wichtig, daß wir weise Lehren, an denen es uns ja sonst kaum fehlt, wenn wir sie nur hören wollen, aus jenen Tagen gern entbehren. Es erinnert dies an eine von Max Müller mitgetheilte Notiz, den für uns wichtigsten Theil der Sanskritliteratur, die Vedaschriften, betreffend. Als ein talentvoller junger Deutscher, der in jugendlichem Alter verstorbene Rosen, in der reichen Bibliothek der ostindischen Gesellschaft in London beschäftigt war, die vedischen Lieder zu copiren,

*) Geiger, Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S. 2, 12, 14.

Digitized by Google

mit deren Herausgabe er im Jahre 1838 begann, so konnte der damals in London anwesende Brahmane Rammahan Rai sich über dieses Unternehmen nicht genug verwundern; die Upanischad, meinte er, seien das Wichtige, welches die Veröffentlichung viel eher verdiene. Diese jüngsten Stücke der Veden enthalten nämlich eine mystische Philosophie, worin sich eine Art von Monotheismus oder Pantheismus finden läßt, welche dem indischen Aufklärer, wie so manchen anderen, das Non plus ultra der religiösen Weisheit zu sein schien. Aber die uralten Vedahymnen, ganz heidnisch, naiv und oft barock, deren sich der moderne gebildete Inder wol heimlich schämen mochte, in denen aber die Jugend der Menschheit mit entzückender Frische weht, sie sind für uns das wahre Kleinod der indischen Literatur; sie enthalten kein für uns noch brauchbares religiöses System, aber sie sind gleichsam ein Lehrbuch der menschlichen Religionsgeschichte selbst."

„Vor Allem beachtenswerth sind die Keime der Speculation in jener merkwürdigen, unter dem Namen der Rigvedasanhita bekannten uralten Sammlung heiliger Lieder, deren Erhaltung bis auf unsere Zeit für das menschliche Geschlecht ein hohes Glück zu nennen ist, wenn es anders mit Recht das Bewußtsein über seinen eigenen Ursprung und die Erkenntniß der Gesetze seines Werdens als einen Gegenstand des Wunsches und der Sehnsucht achtet. Ganz anders als in allen uns bekannten Literaturen, welche überall auf Trümmern einer verschollenen Vorzeit aufsteigende oder durch Verkehrsberührung und Mischung der Erzeugnisse verschiedener Volksgeister begründete neue Formen zeigen, liegt in diesen Liedern vielmehr ein ursprüngliches, von fremden Einwirkungen allem Anscheine nach freies, nicht aus der Zerstörung des Früheren in zweiter Bildung hergestelltes, sondern unmittelbar aus dem Schoße der Natur neu und jung erblühendes Leben der Menschheit, ja eine gleichsam noch unverhärtete Seelengestalt in Wort und That und das überall sonst nur als vollendet und fertig zu Beobachtende im Entstehen uns offen. Darum ist auch in diesen Hymnen nicht allein für die ihnen folgende Entwickelung der Inder, noch auch für die zum Theil auf gleicher Wurzel ruhende der sämmtlichen verwandten Völker der Schlüssel des Verständnisses zu finden, sondern bei der Natureinheit, die wir in dem gesammten Entfaltungsgange unserer Gattung erkennen, zugleich für die Schöpfungen aller speculativen Kraft auf Erden oder für den ganzen Inhalt der Vernunft d. i. für ihre dauernden Erwerbungen seit der Epoche, da sich überhaupt unter den Menschen zuerst Ueberzeugungen aus festgehaltenen Wahrnehmungen formten und ein vielfältiges Meinen, Glauben oder Wissen möglich wird*)."

*) Geiger, Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft I, S. 119.

Digitized by Google

„Das Auftreten der Sprachforschung, als einer selbständigen, von allen praktischen und äußerlichen Zwecken losgelösten Wissenschaft, am Anfange dieses Jahrhunderts, einer Wissenschaft von den vorhistorischen Zuständen der Völker, ist ein großes für die Geschichte der Menschheit unglaublich wichtiges Ereigniß. Die Sprachvergleichung stürzte die bisherigen, sehr dunkeln Vorstellungen von den ältesten Völkerbildungen und Wanderungen völlig um. Man lernte zwischen verwandten und nicht verwandten Völkern unterscheiden und erlangte ein weit sichereres und feineres Mittel für die Eintheilung der Menschheit in Stämme, als naturhistorische Kennzeichen bis dahin an die Hand gegeben hatten. Man sah in weiter, schwindelnder Ferne der Urzeit die Hoffnung auf eine bestimmte Kenntniß von Zuständen eines Alterthums winken, über dessen bloßes Dasein bisher alle Geschichte geschwiegen hatte*)."

Eine so vollkommene Uebereinstimmung zweier der seltensten Geister unseres Jahrhunderts, ein solcher fast gleichlautender begeisterter Hinweis auf den neuen mächtigen Quell der Erkenntniß, welcher, von den Meisten übersehen, aus ungeahnter Tiefe in unser Zeitalter hervorbrach, läßt deutlich erkennen, um welchen hochwichtigen Gegenstand es sich handelt, um nichts Geringeres nämlich, als um die Entwickelungsgeschichte der Menschheit, um die Lösung des uralten, größten, heiligen Räthsels, eine Lösung, die zum ersten Male als möglich sich darstellte durch die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft, durch die in den Wort- und Begriffsgenealogien aufbewahrte wunderbare Kunde von einer uralten Vorzeit des menschlichen Gedankens, von dem Werden, Wachsen und Reifen der hohen, einzigen Auszeichnung des Menschen, die alles Uebrige möglich machte und erklärt, seiner Vernunft und Sprache (λόγος).

Wer den Menschen erklären will, der muß vor Allem das Menschliche verstehen; er muß den Punkt kennen, auf den es ankommt und von dem alles Uebrige herzuleiten ist. In der Sprache liegt das Räthsel geborgen; wer es anderswo suchen wollte, der wäre betrogen.

Also Entwickelungslehre der Menschheit ist Max Müllers Ziel und Lebensaufgabe; er suchte sie aber da, wo sie allein zu finden und herzuleiten ist, in dem Geistigen, dem Denken, d. h. der Sprache. Die Frage nach dem Ursprunge, dem Keime, der ersten Entstehung dieser wunderbaren Gabe ließ er einstweilen noch offen oder unbeantwortet; ihm galt es, als Sprachforscher, mit dem Material, das die Sprachstudien darboten, sich Wege zu bahnen in eine Vorzeit, die bisher von dichtester Nacht eingehüllt war, und erst wenn die ältesten Menschenzustände, wie sie in dem Licht der Sprachforschung sich darstellten, unserem Auge in schärferen Contouren erschienen, dann, dachte er, könnte auch

*) Geiger, Ursprung der Sprache S. 16.

Digitized by Google

das Jenseits der Berge, wo der Faden der Sprache abreißt, rechtmäßig und mit größerer Aussicht auf Erfolg, von anderer Seite exploriert werden.

Das Problem des Geistes in seiner ganzen Tiefe verstehen, dasselbe mit dem wahrsten Erzeugnisse, dem Körper des Geistes prüfen und bis in die letzten Wurzeln verfolgen: man sollte meinen, so besonnene und klare Vorschläge müßten sich der Billigung und des Dankes aller Einsichtsvollen erfreuen. Aber im Getöse des Kampfes, in der Hitze der Leidenschaften verhallen vernünftige Reden und so wurde denn von heftigen Darwinisten, die, wie dies bei Jüngern stets der Fall, weit über das vom Meister gesteckte Ziel hinausschossen, ein Feldzug gegen Max Müller organisirt, bei welchem dieser und jener Sprachforscher auf den Schild erhoben, aber durch die vernichtende Entgegnung des Angegriffenen alsbald zum kläglichsten Rückzuge gezwungen wurden.

Wie edel und groß gegenüber diesen leidenschaftlichen Angriffen lauten nicht die Worte, mit welchen Max Müller seine Verwahrung gegen die voreiligen Schlüsse und Ueberstürzungen der Hyper-Darwinisten einleitete, und in denen er nur das eine Interesse, das alle wissenschaftlichen Kämpfer beseelen sollte, als maßgebend und entscheidend voranstellte:

„Die Frage ist nicht, ob die Ansicht, daß so weit auseinanderstehende Wesen, wie ein Mensch, ein Affe, ein Elephant, ein summender Vogel, eine Schlange, ein Frosch und ein Fisch von denselben Eltern abstammen konnten, monströs ist, sondern einzig und allein: ob sie wahr ist. Wenn sie wahr ist, so werden wir uns bald daran gewöhnen. Berufungen auf den Stolz oder die Demuth des Menschen, auf wissenschaftlichen Muth oder religiöse Frömmigkeit sind dabei von gar keinem Belang." (Vorlesungen üb. Wissensch. d. Spr.)

Ich glaube in dem Vorausgehenden die Stellung, welche Max Müller zu der Entwickelungstheorie und speciell zu dem Darwinismus einnimmt, wenn auch in sehr allgemeinen Umrissen, doch klar genug bezeichnet zu haben. Er trennt sich von den Anhängern Darwins, er tritt ihnen kritisch entgegen, wo diese, das wahre Charakteristicum des Menschen, seine Vernunft und Sprache übersehend oder leichthin abthuend, äußere Ursachen und Formübergänge für ausreichend halten, um als wissenschaftliche Erklärung des größten Wunders und Räthsels der Schöpfung zu gelten. Wie einseitig eine solche Ansicht ist, hat auch Lazar Geiger mit Entschiedenheit betont: „Wir können von dem Knochengerüste und vielleicht der ganzen äußeren Erscheinung einer untergegangenen Thierspecies durch geologische Funde eine Anschauung gewinnen; wir können aus Schädelresten auf ein unvollkommener entwickeltes Menschengeschlecht der Urzeit allgemeine Schlüsse ziehen; doch über die Art, wie der Kopf gedacht haben mag, dessen Trümmer sich in dem Neanderthale als

Digitized by Google

Problem für die Gegenwart aufbewahrten, möchte es schwer sein, sich aus seinem Anblicke irgend eine Vorstellung zu bilden.*)"

„Glücklicherweise," fährt der geniale Denker fort, „hat auch die Geschichte des Geistes ihre urweltlichen Reste, ihre Ablagerungen und Versteinerungen anderer Art; sie bieten lehrreichere Aufschlüsse, als man zu glauben geneigt sein sollte; sie führen, sorgfältig verfolgt, zu vielleicht unerwarteten, allein, wie ich glaube, darum nicht weniger sicheren Ergebnissen."

Die Erleuchtung des ungeheuren Hintergrundes unserer Vergangenheit, der Vergangenheit des menschlichen Geistes, wie er in der Sprache gebunden ist und durch die Wissenschaft entsiegelt werden kann, das ist die Lebensaufgabe, das hohe Ziel aller Bestrebungen Max Müllers. Er selber spricht sich deutlich genug darüber aus**):

„Jeder Mensch macht sich seinen Lebensplan, jeder Gelehrte muß zu einer Armee gehören und einen Schlachtplan im Kopfe führen, der ihn bei der Wahl seines eigenen Marsches bestimmt und leitet. Ich gehöre zu denen, die mit Pope sagen: „The proper study of mankind is man", und als ich mir die Frage stellte, was die richtige oder wenigstens die fruchtbarste Methode des Menschenstudiums sei, so bildete sich bald bei mir die Ueberzeugung aus, daß, um zu wissen, was der Mensch ist, wir vor allen Dingen beobachten und feststellen müssen, was der Mensch gewesen und wie er das geworden, was er ist.

III.

Sprache und Vernunft.

Origin of species! war das Zauberwort, mit welchem Darwin die Gemüther bewegte, die so lange schlummernde oder vielmehr unter der Asche glühende Frage, ob denn die Dinge und insbesondere die organischen Wesen von jeher so gewesen, oder ob sie einmal entstanden, natürlichen Ursachen und welchen ihr Dasein, ihren Ursprung verdankten, zu hellen Flammen anfachte.

Diese Frage, auf den naturwissenschaftlichen Boden verpflanzt und mit dem Aufgebot des bis dahin angesammelten, ungeheuren Beobachtungsmaterials zu lösen versucht, brachte den nicht hoch genug anzuschlagenden Vortheil, daß das philosophische Denken, die deductive Methode wieder an die Stelle des reinen Empirismus trat, welcher ja, namentlich als Reaction gegen die Orgien der Naturphilosophie, gleichfalls seine hohe Berechtigung hatte, wie er denn als exacte Methode der Sinneswahrnehmung stets den unentbehrlichen, festen Boden aller Naturwissenschaft bildet.

*) Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit S. 45.

**) Ueber alte Zeiten und alte Menschen. Vortrag. S. 190.

Digitized by Google

Was das Wesen der Species ausmacht, das ist, wie schon der Name besagt, das Specielle d. h. das Besondere. Das Besondere sondert sich aus von dem Allgemeinen, wird selbständiger, eigenartiger, gewinnt mit anderen Worten an Charakter, an Individualität. Aufgabe der Entwickelungslehre ist demnach, an der Hand der historischen Forschung alles Besondere, bei den organischen Lebewesen also die Arten, zurückzuführen auf immer allgemeinere Daseinsformen, den Strom der Entwickelung von der heutigen unendlichen Mannichfaltigkeit des Gegebenen und Bekannten aufwärts zu verfolgen bis zu seinen ersten Anfängen, soweit diese der stets beschränkten menschlichen Vernunft überhaupt erreichbar sind, als letztes Ziel jenen im Grauen unermeßlicher Vergangenheit sich bergenden Zeitpunkt zu erstreben, da zuerst unser Weltsystem, eine riesige Dunstkugel, hervorbrach aus dem Todesschlummer des Allgemeinen und Einen und die erste Veranstaltung sich vollzog, aus der nachmals der Wille zum Leben sich in den unzähligen individuellen Wesen zu den Freuden und Leiden des vergänglichen Daseins emporrang.

Inmitten dieses ungeheuren Werdegangs, der unsere Phantasie mit bangem Staunen erfüllt, während doch wieder Alles so still und geräuschlos sich vollzieht, daß unsere Vernunft des festen, causalen Zusammenhangs bewußt, der jeden Zeitmoment des Geschehens und Werdens mit dem unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden verbindet, zu der Ansicht sich gedrängt fühlt, es geschehe Alles nach strengen, unentrinnbaren Gesetzen der Nothwendigkeit, sehen wir eine Stelle aufleuchten, die das heilige Mysterium einer neuen Gattung birgt, welche zu höherer Freiheit, Bewußtheit und Vollkommenheit berufen, eine Ausnahmsstellung inmitten der ganzen übrigen Natur einnimmt, da mit ihr das Reich des bewußten Geistes und des nach eigener Wahl und Voraussicht geordneten Lebens gegründet wird.

Diese Gattung ist die Menschheit, das aufdämmernde Licht, das ihren Eintritt in die Welt bezeichnet, die Vernunft. Der Gegensatz zwischen dieser und dem, was uns etwa bei den übrigen Wesen Analoges begegnet, ist so stark, daß wir stets bereit sind, Aeußerungen der letzteren Art mit dem Namen Naturtriebe oder Instincte kurzerhand abzuthun. Damit ist freilich nicht viel mehr gegeben, als ein Wort, bei welchem man sich alles Mögliche denken und nicht denken kann.

Die Vernunft, das Geistesleben des Menschen ist mithin eine neue Species, die ihres Gleichen nicht hat unter allen Naturwesen, eine Besonderung, deren Herleitung aus natürlichen, allgemeineren Ursachen von jeher als das größte, schwierigste, aber auch wissenswürdigste Problem galt, mit welchem nur die Frage nach dem Ursprung der organischen oder Lebewesen sich messen kann.

Auch dem Vernunft-Leben und Werden muß das große Gesetz der fortschreitenden Individualisirung und Besonderung, welches allein im

Digitized by Google

Stande ist, den unaufhaltsamen Fortgang der Weltentwickelung zu erleuchten und verständlich zu machen, zu Grunde liegen.

Das, wodurch die Functionen der Vernunft sich vollziehen, ihr inneres organisches Gewebe, das Mittel, wodurch die ganze äußere und geistige Welt befaßt, geformt und ausgedrückt wird, sind jene geheimnißvollen Wesen, die bisher der Gegenstand des Studiums aller gesunden Philosophie gewesen sind, welche bald mit dem platonischen Worte Ideen, bald Notionen, meist aber conceptus oder Begriffe genannt werden. Sie sind ausschließliches Eigenthum des Menschen, kein Thier vermag jemals derselben theilhaftig zu werden. Es ist daher krasse Verkennung des Wesens der Sache oder schnöder Mißbrauch der Sprache, wenn die modernen Materialisten von dem „Denkvermögen der Thiere" reden.

Begriffe werden nur möglich durch Worte. Der Laut, das Wort ist der Körper des Begriffs; die Sprache also die äußere Seite, der Körper des Gedankens, der Vernunft. Ungeschieden war demnach noch das wesentlich Eine, welches aber von zwei Seiten, der äußeren und der inneren, betrachtet werden kann, in der Auffassung der Griechen, welche Denken und Sprechen mit Einem Worte, λόγος, bezeichneten.

Es gibt gewisse Wahrheiten, die auf frühen Stufen der Entwickelung dem naiven Denken unmittelbar gewiß und bewußt sind, die aber nachmals in dem Zeitalter der Reflexion vermöge eines eigenthümlich einseitigen Entwickelungsgangs, den das Denken genommen hat, verloren gehen und zu deren Wiederentdeckung dann gewöhnlich große Geistesanstrengung nöthig ist. Zu diesen Wahrheiten gehört auch die große, wichtige, bedeutungsvolle, daß das Denken sich nur durch Worte vollzieht, daß ohne Sprache ebenso wenig ein Denken, als ohne Denken eine Sprache möglich ist.

Ich sagte, daß diese Wahrheit der kindlichen Denkweise der Naturvölker unmittelbar bewußt ist. Ich führe als Beleg den pittoresken Ausdruck der Polynesier an, für welche nach Farrar Denken soviel ist als „Reden im Bauch" (d. h. im Inneren). Aber auch der göttliche Platon wußte seinen Sokrates keine andere Definition geben zu lassen. „Was verstehst Du unter Denken?" fragt Theätetus.*) Sokr.: „Ein Gespräch, das die Seele über die Objecte ihrer Betrachtung mit sich selber führt. Freilich theile ich Dir das mit, ohne es zu wissen. Denn wenn sie denkt, thut sie, wie mir scheint, nichts Anderes, als sie unterredet sich, fragt sich selbst und antwortet, bejaht und verneint."

Und wodurch ist denn diese instinctive Gewißheit der Menschheit verloren worden? Dadurch, daß in dem Zeitalter der Reflexion und des Schematismus man sich daran gewöhnte, dem Begriffe oder Gedanken als Innerem oder Geistigem das Wort als Lautgebilde entgegen zu stellen. Nun gewann der Irrthum immer mehr Boden, daß die Begriffe das

*) Platon, Theaitetos, cap. 32.

Digitized by Google

prius seien, daß sie unabhängig vom Worte schon ein Dasein in dem Menschengeiste hätten und daß die Worte nur das Zeichen, der Ausdruck jener selbständig vorhandenen Wesen seien. „Die Philosophen haben von jeher der Wahrheit dadurch einen Scheidebrief gegeben, daß sie dasjenige geschieden, was die Natur zusammengefügt und umgekehrt," sagt Hamann.

„Der Ursachenbegriff," sagt Goethe, „ist die Quelle unendlichen Irrthums." Sieht man genauer zu, so findet man, daß dieser Satz auf alle Fundamentalirrthümer paßt, in welche der Menschengeist sich seit Jahrtausenden verstrickt sieht und aus welchen er vergeblich Erlösung sucht, so lange er nicht die tiefe, metaphysische Wurzel derselben erkannt hat. „Der Körper ist die Ursache des Geistes," wiederholen seit Demokrit und Epikur gläubig alle Materialisten; sie können eben nicht verstehen, daß nur zwischen gleichen qualia ein Ursachenverhältniß obwalten kann, daß dasselbe aber auf das Untrennbar-Eine niemals angewandt werden darf. „Der Geist ist Ursache der Körper," sagen seit Platon alle Idealisten, und es bleibt ihnen keine andere Wahl, als die Welt entweder als ein Phantasma, ein Geschöpf ihrer eigenen Einbildung aufzufassen oder die Kluft zwischen Geist und Körper durch allerlei Kunststücke, wie concursus divinus, prästabilirte Harmonie in kühnem Wagnisse zu überbrücken. Dagegen tragen Spinozas Monismus, Kants Kritik der Vernunft und Schopenhauers Willenstheorie das erlösende Wort in ihrem Schoße, weil diese mächtigen Denker die Welt und die Erkenntniß derselben in ihren metaphysischen Voraussetzungen zum Gegenstand ihrer Betrachtungen machten.

Sobald man von Einer Seite der Dinge ausgeht und die andere nach dem Ursachenverhältniß daraus herleiten will, geräth man in unlösbare Widersprüche; der circulus vitiosus ist unvermeidlich. Derselbe hat sich denn auch bei der Erklärung der wichtigsten, der wahrhaft menschlichen Eigenschaft des Menschen alsbald eingestellt. In unaufhörlichem Wirbel dreht sich das Rad des Ixion, indem es bald heißt: „Vernunft, darum Sprache," bald „Sprache, darum Vernunft." Daß beide, ratio et oratio, eins und dasselbe Wesen sind, daß sie nur nach den Gesichtspunkten, der Auffassung verschieden, bald die innere geistige, bald die äußere körperliche Seite eines Monon darstellen, diese Wahrheit, so bestimmt und überzeugend sie auch von den bedeutendsten Denkern der letzten fünzig Jahre ausgesprochen worden ist, hat noch kaum Wurzel geschlagen in den Geistern, die sich die Enträthselung des großen Problems des Menschengeistes zum speciellen Studium erwählt, geschweige denn in dem Denken der allgemein Gebildeten.

Der mächtigste Vorkämpfer dieser Idee ist Max Müller. Wie einst der große Schüler Spinozas, Goethe, das monistische Grunddogma aussprach mit den einfachen, jeden Zweifel, jedes Mißverständniß aus-

Digitized by Google

schließenden Worten: „Kein Geist ohne Stoff, kein Stoff ohne Geist," so sagt Müller ebenso bestimmt und unzweideutig*): „Without speech no reason, without reason no speech. Es ist seltsam zu beobachten, mit welchem Widerstreben viele Philosophen diesen Satz einräumen, und wie sie dieser Folgerung auszuweichen bemüht sind, Alles selbst wieder eine Folge des Einflusses der Sprache, die in den meisten neueren Dialecten zwei Wörter, eins für Sprache und ein zweites für Vernunft hervorgebracht hat und die auf diese Weise den, der sie spricht, zu der Annahme verleitet, daß zwischen den beiden ein wesentlicher Unterschied und nicht blos eine formale Differenz vorhanden sei."

Weiter sagt er, an scharfsinnige Bemerkungen Lockes anknüpfend, der, wie es scheint, als der erste vor Herder auf den unlöslichen Zusammenhang von Sprechen und Denken aufmerksam gemacht und darum als Heilmittel der Vernunft eine ernsthafte Kritik der Worte verlangt hatte, damit nicht immer mit unverstandenen Redensarten die Hörer und der Redende selbst irre geleitet würden: „In allen diesen Bemerkungen liegt unzweifelhaft viel Wahres, dennoch ist es, streng genommen, ebenso unmöglich, Worte ohne Gedanken zu gebrauchen, als ohne Worte zu denken. Selbst diejenigen, welche in's Blaue hinein über Religion, Gewissen ꝛc. schwatzen, haben doch wenigstens einen vagen Begriff von der Bedeutung der Worte, die sie gebrauchen, und wenn sie aufhören wollten, mit den von ihnen geäußerten Worten irgendwelche Idee, so unvollkommen und falsch sie auch sein möge, zu verbinden, so könnte man von ihnen nicht länger sagen, daß sie sprächen, sondern nur, daß sie ein Geräusch machten. Dasselbe findet statt, wenn wir unsern Satz umkehren. Es ist möglich, ohne Sprache zu sehen, wahrzunehmen, die Dinge anzustarren; aber ohne Sprache können selbst so einfache Vorstellungen, wie weiß oder schwarz, auch nicht einen Augenblick realisirt werden."

Alle Unklarheit und Verwirrung, alle in's Unendliche sich fortspinnenden Streitigkeiten, ob man nicht auch den Thieren, den noch sprachlosen Kindern, den ungebildeten Taubstummen Vernunft und Denkvermögen zuschreiben müsse, sind bloße Wortstreitigkeiten und rühren daher, daß man mit diesen Worten nicht den bestimmten, klaren, nur ihnen zukommenden Begriffsinhalt verbindet, sondern sie in einer allgemeinen, nebelhaft verschwimmenden Weise gebraucht. „Ein Kind weiß ebenso gewiß, ehe es noch sprechen kann, einen Unterschied zwischen süß und bitter zu machen, als es später (wenn es zu sprechen anfängt) weiß, daß Wermuth und Zucker nicht dieselbe Sache sind. Das Kind empfängt die sinnliche Empfindung der Süßigkeit; es erfreut sich derselben, es erinnert sich an dieselbe, es wünscht sie wieder herbei; aber es weiß nicht, was süß ist; es ist in seine Empfindungen, in seine Freuden und Er-

*) Lectures on the Science of Language II, p. 73.

Digitized by Google

innerungen versunken, es kann nicht von oben herab auf dieselben blicken*), es kann nicht über dieselben urtheilen, es kann nicht von ihnen sprechen.**)

Aehnlich sagt Lazar Geiger: „Wodurch entsteht z. B. ein Begriff, wie roth? Zu sehen, daß Blut roth ist und Milch weiß, mag leicht sein. Aber die Röthe des Blutes von dem Gesammteindrucke zu abstrahiren, an einer rothen Beere wieder denselben Begriff aufzufinden, die rothe Beere bei ihrer sonstigen Verschiedenheit mit dem rothen Blute, die weiße Milch mit dem weißen Schnee in dieser einen Beziehung zusammenzufassen — das ist etwas ganz Anderes, das thut kein Thier; denn dies eben ist Denken."***)

Wir gelangen also zu dem scheinbar paradoxen Satze: Die sogenannten allgemeinen Begriffe sind etwas Besonderes; etwas der menschlichen Vernunft ausschließlich Eigenthümliches; sie umfassen und begreifen die ganze Welt, sowie dieselbe in das Erkenntnißvermögen des Menschen einzieht; sie vermögen aber nur durch ihre körperlichen Aequivalente, die sinnvollen Laute oder Worte, realisirt zu werden. Die Sprache ist nicht das Kleid, sie ist der Körper der Vernunft. Without speech no reason, without reason no speech.

Es dürfte demnach nicht schwer fallen, einzusehen, warum bis jetzt alle Versuche, die menschliche Vernunft zu erklären, ein befriedigendes psychologisches und erkenntnißtheoretisches System aufzustellen, gescheitert sind. Es kommt dies daher, weil man eben die menschliche Vernunft als das Absolute, nicht weiter zu Erklärende auffaßte; weil man es vermied, in ihrer Geschichte, ihrer Vergangenheit die gewünschte Aufklärung zu suchen, während man doch in der vergleichenden Sprachforschung, als welche nichts anderes ist als das Studium der Geschichte eben dieser Vernunft, ein unschätzbares Werkzeug zur Erreichung des heiß ersehnten Zieles besaß. Reißt man ein beliebiges Thier aus der Kette des Zusammenhangs der lebenden Wesen, betrachtet es für sich — es bleibt ewig ein unauflösliches Räthsel. Als Glied einer voranschreitenden Entwickelungskette dagegen findet es seine Erklärung in Allem, was ihm vorangegangen, in einer unermeßlichen Vergangenheit.

Es gilt also, dasselbe, was Darwin für die Organismen gethan hat, auch auf jene organischen Gebilde zu übertragen, welche wir menschliche Begriffe, Vernunftconceptionen oder Worte nennen. Es handelt sich

---

*) Diesen Gedanken habe ich ausgesprochen mit den Worten: „Die Sprache gibt dem Menschen einen Standpunkt außerhalb und über den Dingen", und habe ihn ausführlich begründet in meiner Schrift: „Einleitung und Begründung einer monistischen Erkenntnißtheorie" S. 95 ff.

**) Max Müller, l. c. S. 77.

***) L. Geiger, Ursprung der Sprache S. 110.

Digitized by Google

demnach um eine neue Origin of species. Jeder Begriff, jedes Wort, das im Laufe der Entwickelung sich einstellt, ist ein Neues, Besonderes, ein mehr Specialisirtes und Individualisirtes, welches niemals durch sich begriffen, nicht als durch generatio aequivoca aus dem Nichts hervorgebrochen gedacht werden darf, sondern welches, als ein neues Vernunftelement, aus früheren Elementen in einer ununterbrochenen Filiation entstanden, jene innere Geisteskraft, die wir Vernunft nennen, erhöht, steigert, bereichert und zugleich als Erklärungsprincip, als Wahrzeichen und Denkstein des Wachsthums dieser Vernunft, den dichten Schleier des Geheimnisses, in welchen diese eingehüllt ist, um ein wenig lichtet. Auf diesem Wege und in dieser Weise rückschreitend in die Vergangenheit, gelangen wir zu einfacheren und stets einfacheren Elementen, welche dem Elementarzustande der Vernunft entsprechen, bis wir endlich durch das Licht der Sprachforschung im Verein mit deductivem, philosophischem Denken in kühnem Wagnisse jenem engen Kreise zustreben, wo es kein Denken und kein Sprechen mehr gibt, wo demnach Wiege und Ursprung der Vernunft zu suchen ist.

Die Etymologie oder Wurzelforschung, eine Wissenschaft, welche durch deutschen Fleiß gegründet und herrlich ausgebaut, Stolz und Freude unseres idealen Bestrebungen sonst scheinbar ganz entfremdeten Jahrhunderts ausmacht, darf daher den Anspruch erheben, mit den in ihr geborgenen Schätzen uns die wichtigsten, überraschendsten Aufschlüsse über unser eigentliches Wesen, unsere Vorgeschichte und den Weg, auf welchem der Menschengeist zu seiner heutigen Kraft, Klarheit und Vollkommenheit gelangt ist, an die Hand zu geben.

In der Sprache ist uns ein wunderbarer Spiegel der Vergangenheit unseres Geschlechts, seiner äußeren Zustände und Erlebnisse erhalten; in uralte Nacht, aus welcher sonst kein Zeugniß zu uns herabdringt, wirft die Sprachforschung ihre Lichtstrahlen. In dieser Hinsicht ist ihre würdige Schwester die Palaeanthropologie, die Wissenschaft vom prähistorischen Menschen; denn auch an Wohnungen, Werkzeugen, Waffen und Geräthen haftet der menschliche Gedanke, tritt er in die Erscheinung, spricht er auch heute noch zu dem verständnißvollen, empfänglichen Sinne des Forschers. Deutlichere, viel werthvollere Kunde aber ist uns in den Worten, den vestiges of language erhalten, denn diese reichen in eine Zeit, wo selbst der Faden der prähistorischen Forschung abreißt, wo der Mensch ohne Werkzeug, ohne Feuer, ohne alle jene Einrichtungen war, die wir als nothwendige Attribute der Menschheit zu betrachten gewohnt sind.

„Es liegt ein hoher Zauber darin," sagt Max Müller*), „die verschiedenen Wandlungen der Form und Bedeutung an den Wörtern zu beobachten, indem diese den Ganges oder die Tiber hinab sich in den

*) Lectures II, p. 274.

Digitized by Google

großen Ocean menschlicher Sprachen ergossen. Im achten Jahrhundert vor Chr. war die lateinische Mundart noch auf ein kleines Gebiet beschränkt. Sie war nur eine einzelne Mundart aus der Menge derer, die in den verschiedenen Theilen Italiens gesprochen wurden. Aber sie wuchs kräftig empor, sie wurde zur Sprache Roms und der Römer. . . . Sie wurde zur Sprache des Gesetzes und der Regierung in den civilisirten Theilen Nordafrikas und Asiens und wurde durch die Verkünder des Christenthums nach den fernsten Theilen des Erdballs getragen. Sie verdrängte in ihrem siegreichen Vorrücken die alten einheimischen Mundarten Galliens, Spaniens und Portugals; sie versuchte zwar vergebens die lebensvollen Idiome der germanischen Stämme zu vernichten, aber sie ließ doch auf ihrer Oberfläche eine dichte Ablagerung fremder Wörter zurück und lieferte so die größere Hälfte im Wortschatze fast aller civilisirten Völker der Welt. Wörter, welche zuerst im Munde italischer Schäfer erklangen, werden jetzt von den Staatsmännern Englands, den Dichtern Frankreichs, den Philosophen Deutschlands gebraucht und das ferne Echo ihrer Schäfergespräche kann im Senate zu Washington, in der Kathedrale von Calcutta und in den Ansiedelungen auf Neuseeland gehört werden."

„Wir erkennen so, wie die Sprachen die Geschichte der Nationen abspiegeln und wie fast jedes Wort, gehörig zergliedert, uns von vielen wechselvollen Schicksalen erzählen kann, welche es auf seinem Wege von Mittelasien nach Indien oder nach Persien, nach Kleinasien, Griechenland und Italien, nach Rußland, Deutschland und Gallien, den britischen Inseln, Amerika und Neuseeland durchzumachen hatte; in der That merkwürdige Schicksale, welche es vielleicht auf seinen weltumfassenden Wanderungen sogar nach Indien und den Thälern des Himalaya, von denen es vor Jahrtausenden ausging, zurückführen. Manches Wort hat so die Reise um die Welt gemacht und wird sie vielleicht immer wieder und wieder machen. Denn obgleich sich die Worte in Klang und Bedeutung in solcher Ausdehnung verändern, daß nicht ein einziger Buchstabe derselbe bleibt und ihre Bedeutung geradezu in das Gegentheil der ursprünglichen umschlägt, so ist es doch wichtig zu beobachten, daß seit dem Anfange der Welt zu den wesentlichen Bestandtheilen der Sprache ebenso wenig irgend etwas Neues hinzugefügt worden ist, wie zu den wesentlichen Elementen der Natur. Es findet ein beständiger Wechsel in der Sprache statt, ein Kommen und Gehen der Wörter, aber Niemand kann je ein gänzlich neues Wort erfinden. Wir sprechen in jeder Hinsicht ihrem Wesen nach dieselbe Sprache wie die Urväter unseres Geschlechts; von der wissenschaftlichen Etymologie geleitet, können wir von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die dunkelsten Perioden der Weltgeschichte hindurchgehen, bis uns der Sprachenstrom, auf dem wir selbst dahintreiben, zu jenen fernen Regionen zurückträgt, wo wir die Gegenwart unserer frühesten

Digitized by Google

Vorväter zu fühlen und die Stimme der erdgeborenen Söhne Manus zu hören meinen."*)

Aber nicht nur die Geschichte der äußeren Welt, der, wenn ich so sagen darf, materiellen Zustände der Vorzeit des Menschengeschlechts spiegelt sich in der Sprache und ihren von der Wissenschaft sorgfältig unterschiedenen und durchforschten Schichten; viel bedeutungsvoller ist sie uns als Spiegel, als Document des Fühlens, Denkens und Empfindens einer längst zu Staub zerfallenen Vorwelt; und in dieser Hinsicht steht die Sprachforschung einzig da und bedarf weder der Hülfe einer anderen Wissenschaft, noch darf sie einer anderen die Berechtigung zu diesem ihr allein vorbehaltenen Werke zugestehen.

Die Sprachgeschichte ist, wie ich bereits sagte, die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft selbst. In dieser Hinsicht haben wir von der Sprachforschung unschätzbare Aufschlüsse über die Vergangenheit der Vernunft, aber auch zugleich eine erlösende, befreiende Wirkung durch Beseitigung unsäglichen Irrthums und Leidens, die durch Wortverwirrung und Unklarheit des Denkens beim Gebrauche der Worte über die Menschheit gebracht worden, zu erwarten. Ich lasse wieder Max Müller reden:

„Wer den Einfluß, welchen Wörter, bloße Wörter auf den menschlichen Geist ausgeübt haben, genau verfolgen wollte, würde zugleich eine Weltgeschichte schreiben, welche uns wol mehr lehren würde, als irgend eine, welche wir besitzen."**)

„Ich spreche hier nicht von jenem sehr handgreiflichen Mißbrauch der Sprache, wenn Schriftsteller, anstatt ihre Gedanken reif werden zu lassen und sie dann gehörig zu ordnen, uns mit einem Schwulste harter, schiefer und räthselhafter Ausdrücke und Phrasen überschütten, welche von ihnen selbst, wenn nicht von Anderen, für tiefe Gelehrsamkeit und höchste Leistung der Speculation gehalten werden. Dieses Allerheiligste der Unwissenheit und Anmaßung hat seinen Nimbus so ziemlich eingebüßt und Gelehrte oder Denker, welche das, was sie sagen wollen, nicht in guter logischer Form und verständlich sagen können, haben in dieser unserer Zeit wenig Aussicht, für die Verwahrer geheimnißvoller Weisheitsschätze gehalten zu werden. Si non vis intelligi, debes negligi. Ich denke vielmehr an Wörter, welche Jedermann gebraucht und welche so klar und verständlich zu sein scheinen, daß es fast wie eine Keckheit aussieht, sie vorzufordern und zur Rechenschaft zu ziehen. Dennoch ist es merkwürdig zu beobachten, wie veränderlich die Bedeutung der Wörter ist, wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselt, ja wie sie selbst im Munde fast jedes Sprechenden sich leise abschattirt. Ausdrücke wie Natur, Gesetz, Freiheit, Nothwendigkeit, Körper, Substanz, Materie, Kirche, Staat,

*) Lectures II, p. 286.
**) Lectures II, p. 573.

Digitized by Google

Offenbarung, Eingebung, Erkenntniß, Glaube, werden in dem Wortkriege hin- und hergeworfen, wie wenn Jeder sie kennte und in demselben Sinne gebrauchte, während doch die meisten Menschen diese Ausdrücke in ihrer Kindheit aufleſen, indem sie mit den unbestimmtesten Ausdrücken anfangen, dann von Zeit zu Zeit etwas mehr hineinlegen, vielleicht auch ebenfalls auf's Gerathewohl manche Irrthümer verbessern, aber niemals, so zu sagen, sich ein sicher angelegtes Wortcapital bilden, niemals geschichtliche Forschungen über die Ausdrücke anstellen, mit denen sie so frei umspringen, sich niemals ihrer Bedeutungen nach Inhalt und Umfang im Sinne einer logischen Definition versichern. Es ist häufig gesagt worden, daß die meisten Streitfragen sich um Worte drehten. Das ist gewiß wahr, aber es schließt noch weit mehr ein, als es scheint. Wortstreitigkeiten sind nicht, wofür man sie bisweilen hält, blos geringfügige formelle, äußerliche oder zufällige Streitigkeiten, die man durch eine Erläuterung oder einen Hinweis auf Johnsons Wörterbuch schlichten könnte. Es sind Streitigkeiten, welche aus der mehr oder weniger vollkommenen, vollständigen und richtigen Auffassung der den Worten beigelegten Begriffe entstehen; der Geist ist es, der auf immer neue Schwierigkeiten stößt, nicht etwa die Zunge allein."

„Hier eröffnet sich," fährt M. Müller fort*), nachdem er an zahlreichen, wohlgewählten Beispielen gezeigt, wie seltsamen Selbsttäuschungen die Vernunft durch ihre eigenen Schöpfungen, die Worte, ausgesetzt gewesen, „dem Sprachforscher ein weites Feld. Sein Geschäft und Amt ist es, die Urbedeutung jedes Wortes aufzuspüren, seine Geschichte, seine Form- und Bedeutungswechsel in den philosophischen Schulen oder auf dem Markte und im Gerichtshofe zu verfolgen. Er hat zu zeigen, auf welche Weise häufig verschiedene Begriffe unter demselben Worte zusammengefaßt oder derselbe Begriff mit verschiedenen Ausdrücken bezeichnet wird . . . Eine Geschichte solcher Ausdrücke, wie wissen und glauben, endlich und unendlich, wirklich und nothwendig, würde mehr als irgend etwas sonst zur Klärung der philosophischen Atmosphäre beitragen."

Eine historische Kritik der Worte ist allein im Stande, uns eine empirische Kritik der menschlichen Vernunft zu geben. Diese von M. Müller klar erkannte und gestellte Aufgabe berechtigte ihn zu dem tiefen, bis jetzt so wenig verstandenen Ausspruche: „Alle künftige Philosophie wird ausschließlich Sprachphilosophie sein."

Jede große, im Zeitbewußtsein gereifte Wahrheit, wenn sie schon in Einem genialen Haupte zum ersten Male in voller Klarheit aufleuchtet, von Einem beredten, wahrheitglühenden Herzen zum ersten Male mit der vollen Kraft der Ueberzeugung ausgesprochen wird, tritt dennoch niemals urplötzlich wie eine Schöpfung aus dem Nichts in die Welt hervor. Nicht

*) Lectures II, p. 621.

Digitized by Google

selten geschieht es, daß zwei Geistesverwandte, ohne von einander zu wissen, den nämlichen Gedanken gleichzeitig aussprechen. Die Geschichte der Wissenschaften weist mehr als ein Beispiel dieser Art auf, von dem Newton-Leibnizschen Prioritätsstreit bis auf die Entzifferung der Hieroglyphen, von der Entdeckung des Sauerstoffs bis auf die Formulirung des Princips der Erhaltung der Kraft, welches in neuester Zeit so viel Staub aufgewirbelt hat, nun aber mit Recht den Namen des bescheidenen, großen Denkers Robert Mayer trägt. So hat denn auch unabhängig von Max Müller der mehrgenannte Lazar Geiger das erlösende Wort aller künftigen Philosophie „eine empirische Kritik der menschlichen Vernunft durch Kritik der Sprache" ebenso bestimmt ausgesprochen und feste, scharf gezogene Grundlinien des künftigen Baues in seinen gedankentiefen Werken niedergelegt.

Aber auch Vorläufer hat ein solcher Gedanke, bald mehr, bald weniger deutlich wetterleuchtet er bereits in den Schriften der nach dem gleichen Ziele Zustrebenden, bis er endlich gewitterartig losbricht und die Atmosphäre von Schwaden und Dünsten Jahrtausende alter Irrthümer und Vorurtheile reinigt. Unter den Vorläufern der Müller-Geigerschen Theorie möchte ich vor Allen den trefflichen, leider auch bei seinen Lebzeiten — da das Schelling-Hegelsche Phrasenthum alle Geister beherrschte und alles gesunde Denken erstickte — kaum beachteten und noch viel weniger anerkannten Theodor Waitz nennen. Es wird genügen, einige Sätze von ihm anzuführen, um den Erweis zu liefern, daß der Gedanke der Entwickelungsgeschichte des Denkens und der Vernunft in ihm zum Durchbruch gekommen war:

„Mit Kant," sagt er,*) „kann ich die Aufgabe der Philosophie nur darin finden, eine Wissenschaft aufzustellen, welche den Grund aller Erfahrung und diese aus jener begreiflich macht. Alle andere Speculation muß ich von vornherein als eine leere Speculation erklären."

„Nicht Kritik und noch weniger Construction, auch keine combinirte Anwendung beider kann zum gewünschten Ziele führen, sondern einzig die Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens ist im Stande dies zu leisten."

„Ich habe versucht, die Psychologie auf unzweifelhafte physiologische Thatsachen zu gründen, damit sie und mit ihr die Philosophie überhaupt in Zukunft unabhängig werde von den Streitigkeiten philosophischer Schulen, die sich nur in vagen Allgemeinbegriffen herumtreiben, über welche sich leicht streiten läßt, weil sich Jeder etwas Anderes bei ihnen denken darf, so lange durch keine vorausgegangene Entwickelungsgeschichte der Unterschied fehlerfreier und verfehlter Begriffsbildungen festgestellt ist. Die Speculation, welche sich nicht unmittelbar auf die Erfahrung einläßt, wird ewig ein Gegenstand des Streites sein und bleiben müssen."

*) Grundlegung der Psychologie. Vorwort.

Digitized by Google

Noch deutlicher sprach Waitz sich in seinen Vorlesungen über Psychologie aus, indem er erklärte: „Den anderen philosophischen Disciplinen gegenüber hat die Psychologie das Geschäft der Begründung, denn unsere Begriffe haben sämmtlich eine Bildungsgeschichte, von welcher ihr Inhalt ganz und gar abhängt. Wissenschaftlich brauchbar werden sie erst durch die Nachweisung, daß sie keine blos individuellen und insofern zufälligen Gebilde eines unbewußten Processes sind, sondern nothwendige Erfolge einer Entwickelung, welche nach allgemein gültigen, d. h. nach solchen Gesetzen zu Stande gekommen ist, denen die Ausbildung des inneren Lebens immer und durchaus unterworfen sein muß."

Also, was zu leisten sei, das war Waitz vollkommen klar; nur über das Wie, über die Mittel, durch welche das Ziel zu erreichen sei, war er im Ungewissen. Er wandte sich mit unermüdetem regem Eifer zuerst zur Physiologie, dann zur vergleichenden Psychologie, endlich zur Anthropologie, für welche er sein epochemachendes Sammelwerk: „Die Anthropologie der Naturvölker" schuf.

An der reichsten, lautersten, untrüglichsten Quelle aber, aus welcher die Entwickelungsgeschichte der menschlichen Vernunft zu schöpfen hat, ging er ahnungslos vorüber. Diese zu entdecken blieb Max Müller und Lazar Geiger vorbehalten.

IV.

Max Müller und das Problem des Ursprungs der Sprache.

„Denn so paradox es auch scheinen mag, ich behaupte, daß es uns ganz unmöglich ist, die Individuen zu kennen, und ein Mittel ausfindig zu machen, die Individualität irgend eines Dinges genau zu bestimmen."

„Die allgemeinen Wörter haben nicht nur auf die Vervollkommnung der Sprachen bedeutenden Einfluß; sie sind für dieselben geradezu unentbehrlich. Man würde schlechterdings gar nicht reden können, wenn es blos Eigennamen (nomina propria) der individuellen Dinge und keine allgemeine Namen (nomina appellativa) gäbe."

Mit diesen wichtigen Wahrheiten warf der große Leibniz in seinen „Nouveaux essais sur l'entendement humain" neues Licht auf das Wesen von Sprache und Denken. Sein Vorgänger war Locke. Auch er hatte gesagt: „das, was die Worte bezeichnen, sind allgemeine Begriffe (general ideas)."

„Auf diese Art," fährt Leibniz fort, indem er von der Bildung und Entstehung der allgemeinen Ideen redet, „ließe sich die ganze Lehre von den Gattungen und Arten, die in den Schulen so viel Aufsehen macht, aber außerhalb derselben von so geringem Einflusse ist, einzig und allein auf die Bildung abstracter Ideen größerer oder geringerer Ausdehnung bringen, denen man gewisse Namen gibt."

Digitized by Google

Sind das nicht auch heute noch sehr beherzigenswerthe Worte? Liegt in ihnen nicht die große Lehre, ehe man sich streitet, wie draußen in der Welt die Arten und Gattungen beschaffen sein mögen, sich erst darüber zu verständigen, was denn mit diesen Worten gemeint sei, und wie denn solche Begriffe in unserem Denken, unserem Geiste entstehen. Dies nebenbei.

Wenn wir das große Räthsel der menschlichen Sprache in's Auge fassen, so werden wir durch das nämliche Wunder überrascht und geblendet, das die Natur in allen ihren Schöpfungen darbietet, nämlich die ungeheuere, verschwenderische Fülle der mannichfaltigsten Formen neben der unglaublichsten Einfachheit und Sparsamkeit der Mittel. Wer sollte es, wenn er nicht darauf aufmerksam gemacht würde, glauben, daß alle menschliche Sprache sich durch verschiedenartige Combination einer ganz geringen Zahl von Lauten realisirt, und daß alles menschliche Denken an dieses unscheinbare Mittel unauflöslich gebunden, sich nur durch diesen höchst einfachen, mechanischen Apparat der articulirten Lauterzeugung vollzieht?

Was ist es nun aber, das diesem Mechanismus, dem Worte, insofern es nur Laut ist, Geistiges entspricht? Was ist der Begriff, die Bedeutung der Worte? Und wie kommen die besonderen Begriffe dazu, gerade durch die besonderen Laute ausgedrückt und dadurch verständlich zu werden? Sind es die Dinge der Außenwelt, welche einfach durch phonetische Zeichen festgehalten und in unserem Geiste mit Hülfe derselben reproducirt werden, etwa nach dem Ausspruche Ciceros: „Vocabula sunt notae rerum", ein Ausspruch, der in der ganzen Vergangenheit bis auf Leibniz und Locke das Wesen der Sprache zu erschöpfen schien?

Solche Fragen mußten einer erneuten, ernsthaften Kritik unterzogen werden, wenn auf das ungemein wichtige und dunkle Problem des Ursprungs der Sprache neues Licht fallen sollte. Und der Zeitpunkt schien gekommen, jenen Fragen energischer und erfolgreicher zu Leibe zu gehen, wenn anders die großartigen Resultate der vergleichenden Sprachforschung nicht blos ein aufgestapeltes Wissensmaterial, sondern ein werthvolles Besitzthum der Menschheit für die Entscheidung der letzten und höchsten philosophischen und anthropologischen Fragen sein sollte.

Hier bewährte sich denn der Tiefsinn und philosophische Geist Max Müllers, welcher zuerst von allen Sprachforschern mit der Fackel des empirischen Wissens, das er zugleich unter den Ersten gefördert hatte, in jene dunklen Tiefen hinabzuleuchten wagte, aus denen allein eine befriedigende Antwort über die größte Räthselfrage, Ursprung des Menschengeistes, zu erbringen ist.

Seinen Ausgangspunkt nahm Müller von den oben angeführten Ansichten Lockes über das Wesen und die Eigenart der menschlichen Sprache. Er citirt die Worte des trefflichen englischen Denkers, der, nachdem er gezeigt, in welcher Weise universelle Ideen entstehen, wie der Geist, nachdem er dieselbe Farbe am Kalk, am Schnee und an der Milch beobachtet

Digitized by Google

hat, diese einzelnen Wahrnehmungen unter dem allgemeinen Begriff der Weiße zusammenfaßt, — dann fortfährt: „Wenn es zweifelhaft erscheinen mag, ob nicht die Thiere ihre Ideen auf jenem Wege bis zu einem gewissen Grade verbinden oder erweitern können, so glaube ich doch soviel bestimmt behaupten zu können, daß das Vermögen der Abstraction ihnen durchaus nicht innewohnt, vielmehr das Fassen allgemeiner Ideen einen wesentlichen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründet und ein Vorzug ist, den die Thiere keineswegs erreichen können."*)

Dieses Vermögen aber der Abstraction oder der allgemeinen Ideen, fährt Max Müller fort, wird einzig und allein realisirt durch die Sprache, welche dem Menschen ausschließlich und insofern zukommt, als er Mensch ist. Das, was äußerlich Sprache ist, ist innerlich Vernunft. Sie ist das handgreifliche Unterscheidungszeichen zwischen Menschen und Thier. Das Geheimniß der Menschwerdung kann daher nur durch die Entdeckung des Ursprungs der Sprache aufgehellt werden. Was hat nun die Sprachvergleichung aus dem bisher erforschten Material für neue Aufschlüsse zu Tage gefördert, mit deren Hülfe diese Frage mit mehr Hoffnung auf Erfolg angegriffen werden könnte?

„Das Resultat meiner Vorlesungen," sagt unser Autor, „ist das folgende: Nachdem wir alles nur irgend Erklärbare im Wachsthum der Sprache erklärt hatten, blieb schließlich als das allein unerklärliche Residuum die sogenannte Wurzel übrig. Diese Wurzeln bilden die eigentlichen Bestandtheile aller Sprachen. Diese Entdeckung hat das Problem des Sprachursprungs ungemein vereinfacht. Sie hat jenen schwärmerischen Schilderungen der Sprache, welche dem Beweise für den göttlichen Ursprung der Sprache beständig voranzugehen pflegten, jede Entschuldigung entzogen. Wir werden nun nicht länger von jenem wunderbaren Werkzeug zu hören bekommen, welches Alles, was wir sehen, hören, schmecken, berühren und riechen, auszudrücken vermag, welches das athmende Abbild des Weltalls ist, welches den erhabenen Gefühlen unserer Seelen Form und den kühnsten Träumen unserer Phantasie Körper verleiht, welches in genauer Gedankenperspective Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammen zu gruppiren und über alle Dinge die wechselnde Farbe der Gewißheit, des Zweifels, der Zufälligkeit auszugießen vermag. Alles dieses ist vollkommen wahr, aber es ist nicht länger wunderbar, wenigstens nicht im Sinn eines Märchens aus Tausend und eine Nacht. Der speculative Geist fühlt, wie Dr. Ferguson sagt, bei der Vergleichung der ersten und letzten Stufen des Sprachenfortschritts dieselbe Art von Erstaunen, wie ein Reisender, der allmählich einen Bergabhang erstiegen hat und nun, indem er plötzlich in einen Abgrund von unermeßlicher Tiefe hinabschaut, nur durch übernatürliche Hülfe zu dieser schwindelnden

*) Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 305.

Digitized by Google

Höhe emporgestiegen zu sein glaubt. Gewissen Geistern erscheint es wie eine Täuschung und Demüthigung, sich an der Hand der Geschichte von jenem hohen Gipfelpunkt wieder hinabführen zu lassen. Sie ziehen das Unverständliche, das sie bewundern, dem Verständlichen, das sie nur verstehen können, vor; aber dem gereiften Geiste ist die Wirklichkeit anziehender als die Fiction und die Einfachheit wunderbarer als die Ideenverwickelung. Die Wurzeln mögen trocken erscheinen, wenn man sie mit den Dichtungen Goethes vergleicht, und dennoch liegt etwas viel Wunderbareres in einer Wurzel als in der ganzen Lyrik der Welt."

„Was sind denn nun diese Wurzeln? In unseren modernen Sprachen lassen sie sich nur durch wissenschaftliches Analysiren auffinden und selbst bis in die Zeiten des Sanskrit zurück können wir behaupten, daß eine Wurzel eigentlich niemals als Nomen oder Verbum in Gebrauch war; aber ursprünglich wurden sie doch so gebraucht und im Chinesischen ist uns glücklicherweise ein Repräsentant jener ursprünglichen radicalen Sprachstufe erhalten, welche wie Granit unter allen anderen Schichten der menschlichen Rede sich hinzieht. Diese Wurzeln sind also nicht, wie gewöhnlich behauptet wird, bloße wissenschaftliche Abstractionen, sondern sie wurden ursprünglich wie wirkliche Wörter gebraucht. Was wir nun gern enthüllen möchten, ist dies: Welche innere geistige Phase entspricht diesen Wurzeln als den Keimen der menschlichen Rede."

Wie viel neue Wahrheit in einfacher schlichter Form! Wie viel Belehrung und Anregung für das philosophische Denken — leider für die große Zahl der heutigen Philosophen die Stimme des Rufenden in der Wüste! Das Problem des Sprachursprungs auf eine so einfache, concrete Form gebracht, ein schmaler Pfad aufgezeigt, der, wenn auch durch dunkeles Dickicht und Gestrüpp, doch sicher zum Ziele führen mußte. Forscht nach dem Ursprunge dieser Wurzeln, dieser Residua, die in dem Tiegel des sprachforschenden Scheidekünstlers geblieben sind; die Sprachwissenschaft breitet den Zellenzustand des Sprachlebens vor euch aus. Omne vivum ex ova, die ova, welche die Sprachphysiologie in ihren empirischen Forschungen entdeckt hat, sind die Wurzeln. Durch deren Entwickelung und unausgesetztes Wachsthum sind alle bekannten Sprachen der Erde zu den wundervollen Gebilden, dem Körper der Vernunft und dem Werkzeug des Geistes, emporgestiegen. Mit diesen Wurzeln und ihrem geistigen Inhalt hat der Mensch die ganze Schöpfung zu seinem geistigen Eigenthum gemacht, indem er sie gleichsam in diese Formen goß oder mit deren Hülfe umprägte

Woher nun diese Wurzeln? Wie entstanden sie? Wie wurden sie dauernder Besitz des Menschen? Wie gelangten sie zu ihren Bedeutungen? Als Max Müller seine Vorlesungen hielt, waren vorzüglich zwei Ansichten bei den Sprachgelehrten im Schwange, welche energisch bekämpft und aus dem Tempel der Sprachforschung hinausgejagt zu haben, sein ausschließliches und dauerndes Verdienst ist.

Digitized by Google

Diese beiden Theorien beruhten aber auf einem einzigen, allgemein verbreiteten, sehr natürlichen und darum auch wol verzeihlichen Irrthum. Nämlich, da die Sprache Alles durch Laute ausdrückt, so lag es wol sehr nahe, zum mindesten für ihre Elemente, in unserem Falle also die Wurzeln, nach dem causalen Zusammenhang zu forschen, der zwischen dem Laute und seiner Bedeutung vorhanden gedacht wurde.

Am beliebtesten bei den Sprachforschern alter und neuer Zeit war die Theorie der Schallnachahmung, die onomatopoetische oder, wie Max Müller sie bezeichnete, die Bauwau-Theorie. „Da ein Vorgang in der Außenwelt," sagt Geiger, „keinen anderen Vergleichungspunkt mit einem Worte bietet, als sofern er etwa hörbar und zwar mit einem dem Worte irgendwie ähnlichen Klange hörbar ist, so ist es begreiflich, wie gerade diese Hypothese etwas besonders Einleuchtendes und Gewinnendes haben mochte."

Schon der göttliche Platon hatte in seinem nie genug zu bewundernden Dialog „Kratylos" auf die Möglichkeit eines solchen Ursprungs der Worte hingewiesen, obschon er sogleich tief einsichtsvoll hinzusetzt: „Die Stimmen der Thiere nachahmen heißt durchaus nicht sie benennen." Auch Leibniz*) wollte die Schallnachahmung als eine ergiebige Quelle zahlreicher Wurzelwörter anerkannt wissen, namentlich mit Bezug auf die Stimmen der Thiere. „Dahin gehört z. B. das lateinische Wort coaxare," sagt er, „welches von den Fröschen gebraucht wird und mit dem deutschen quaken übereinkommt. Das Geschrei und Lärmen dieser Thiere scheint überhaupt vielen anderen deutschen Wörtern ihren Ursprung gegeben zu haben. So wie die Frösche einen gewaltigen Lärm verursachen, so wendet man heutiges Tags dies Wort auf die leeren Schwätzer und Plauderer an, welche man im Deminutiv «Quackeler» nennt. Da aber der Ton oder das Geschrei der Thiere ein Zeichen des Lebens ist und man daraus, ehe man es sieht, das Lebendige erkennt, so ist davon das alte deutsche Wort «queck» (engl. quick) hergeleitet. Davon sind noch deutliche Spuren in der heutigen Sprache: Queckſilber = vif-argent, erquicken heißt stärken, und das unausrottbare, überall auf den Aeckern umherlaufende Unkraut wird mit Quecke bezeichnet." Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Sachliche dieser Vergleiche unhaltbar ist.

Herder huldigte gleichfalls dieser Theorie; er ließ die Stimmen der Thiere für den beobachtenden Menschengeist zum Merkworte werden. „Du bist das Blökende," sagt der Mensch zu dem Schafe und bald verschwistert sich der Laut des Thieres mit dessen Vorstellung. Ebenso nahm auch W. von Humboldt in seinem genialen Werke: „Ueber die Verschiedenheit des Sprachbaus" die Nachahmung der Naturlaute wenigstens als einen wichtigen Factor bei der Sprachentstehung an, obschon auch ihm

*) Nouveaux essais, livre III, chap. 2.

Digitized by Google

die Schwäche und das Mißliche dieser Hypothese, die aus der Menschensprache in einer gewissen Zeit ein Concert von Thierstimmen machte, nicht verborgen blieb: „Diese Bezeichnung," sagt er, „ist gleichsam eine malende; sowie das Bild die Art darstellt, wie der Gegenstand dem Auge erscheint, zeichnet die Sprache die, wie er vom Ohre vernommen wird. Da die Nachahmung hier immer unarticulirte Töne trifft, so ist die Articulation mit dieser Bezeichnung gleichsam im Widerstreite, und je nachdem sie ihre Natur zu wenig oder zu heftig in diesem Zwiespalte geltend macht, bleibt entweder zu viel des Unarticulirten übrig oder es verwischt sich bis zur Unkenntlichkeit. Aus diesem Grunde ist diese Bezeichnung, wo sie irgend stark hervortritt, nicht von einer gewissen Rohheit freizusprechen, kommt bei einem reinen und kräftigen Sprachsinn wenig hervor und verliert sich nach und nach in der fortschreitenden Ausbildung der Sprache."

Diese Theorie, so einleuchtend und verlockend sie auf den ersten Blick scheinen mag, steht im Widerspruch mit allen Thatsachen der bis jetzt erforschten Sprachen. Diese Wahrheit sprach Max Müller mit der größten Bestimmtheit und Entschiedenheit aus und beseitigte damit endgültig die immer wiederkehrenden Versuche, den Sprachursprung aus einem Quell herzuleiten, der stets locken und immer wieder im Sande verrinnen mußte. „Wir entgegnen hierauf"*), sagte er, „daß allerdings in jeder Sprache durch bloße Ton- und Schallnachahmung gebildete Wörter zu finden sind, daß diese aber einen äußerst kleinen Bruchtheil des Wortschatzes bilden. Sie sind Spielzeuge, nicht Werkzeuge der Sprache und jeder Versuch, die gewöhnlichsten und nothwendigsten Wörter auf imitative Wurzeln zurückzuführen, wird schließlich gänzlich fehlschlagen ... Wir können die Möglichkeit nicht leugnen, daß eine Sprache nach dem Princip der Nachahmung hätte gebildet werden können; wir behaupten aber, daß bis jetzt noch keine gefunden worden, welche wirklich nach diesem Princip gebildet ist ... Es gibt allerdings einige Namen, welche offenbar aus Tonnachahmung gebildet sind, z. B. Kukuk. Aber Wörter dieser Art gleichen künstlichen Blumen, denen die Wurzel fehlt. Sie sind unfruchtbar und unfähig, außer dem einen Gegenstand, dessen Ton sie nachahmen, noch irgend etwas zu bezeichnen ... Da das Wort Kukuk nichts aussagt, als das Geschrei eines individuellen Vogels, so konnte es auch nie zum Ausdrucke irgend einer allgemeinen Eigenschaft, an der andere Thiere Theil haben könnten, gebraucht werden ... Kukuk konnte nie etwas anderes bedeuten als Kukuk, und während ein Wort wie Rabe (welches von der bedeutungsvollen Wurzel ru = rauschen, lärmen, schreien abgeleitet ist) so viele verwandte Wörter aufweisen kann, von rumor bis rufen, von raunen bis zum engl. to rouw, steht Kukuk ganz einsam und vereinzelt da, wie ein Hagestolz, ein dürrer Pfahl in einer lebendigen, frisch belaubten Hecke."

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 309.

Digitized by Google

„So sehr wir fortwährend in Versuchung sind, einen inneren Zusammenhang zwischen dem Ton und den Bedeutungen der Wörter in unseren heutigen Sprachen anzunehmen, indem wir z. B. in squirrel das Rascheln des Eichhörnchens, in Krähe, Katze u. s. w. die eigenthümlichen Laute dieser Thiere zu vernehmen glauben, so lösen sich doch alle diese Onomatopöien in Nichts auf, sobald wir an der Hand der Sprachwissenschaft die Wortstämme, aus welchen die Wörter gebildet sind, zurückverfolgen bis auf ihren Ursprung aus den Wurzeln. Mit einem Worte: Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß die uns bekannten Sprachen nicht aus den brausenden, zischenden, rasselnden, knisternden, rauschenden, krachenden Tönen der Natur gebildet sind, sondern auf anderen Ursprung hinweisen."

Die zweite Theorie, die gleichfalls bedeutende Vertreter unter den Sprachphilosophen zählte, leitete nach dem Vorgange Epikurs und unter den Neueren namentlich De Brosses' (Traité de la formation mécanique des langues 1756*) und Condillacs die Sprache von den Empfindungslauten des Menschen her. Diese Ansicht, welche Geschrei, Freuden- und Schmerzrufe als die ersten Ansatzpunkte menschlicher Rede betrachtete, ward von Max Müller mit kurzer, treffender Bezeichnung die Puh-Puh- oder interjectionelle Theorie genannt.

Auch über diese Theorie sprachen die Ergebnisse der Sprachforschung das Vernichtungsurtheil. „Es gibt ohne Zweifel," sagte Max Müller**), „in jeder Sprache Interjectionen und einige derselben mögen sich weiter überliefert und in Wortzusammensetzungen verirrt haben. Aber Sprache ist das nicht. Die Sprache fängt eben da an, wo die Interjectionen aufhören. Es besteht ein ebenso großer Unterschied zwischen einem wirklichen Wort, wie z. B. «lachen» und der Interjection ha, ha!, zwischen «leiden» und o weh!, als zwischen dem unwillkürlichen Act und Geräusch des Nießens und dem Verb «nießen». Vortrefflich hat schon Horne Tooke die ungeheure Kluft zwischen Empfindungslauten und Sprache aufgedeckt. «Das Reich der Sprache» sagt er, «ist auf den Sturz und Untergang der Interjectionen begründet. Ohne die kunstreichen Erfindungen der Sprache würde das Menschengeschlecht nichts als Interjectionen besessen haben, um

*) Da diese Theorie trotz der sonnenklaren Widerlegung Max Müllers auch heute noch unter den Naturforschern zahlreiche Anhänger findet, so diene diesen zur Nachricht, daß sie ihre Phantasie nicht anzustrengen nöthig haben, sondern daß sie in diesem geistvollen Buche Alles finden werden, was etwa Vernünftiges auf einem widersinnigen Grund aufgebaut werden kann; also daß das r, die litera canina, das Unangenehme bezeichnet, daß die Stimme des Schmerzes tief oh, heu, hélas, die des Erstaunens höher oh, ah, die der Freude kurz und wiederholt Ha ha ha, he he he, die des Mißfallens und Verabscheuens labial fi, vae, puh, pfui, die des Zweifels und der Verneinung nasal hmm, hom, non ist u. s. w. und daß davon die nothwendigsten Wörter abstammen!

**) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 315.

Digitized by Google

durch dieselben alle seine Gefühle sich einander mündlich mitzutheilen. Das Wiehern des Pferdes, das Brüllen der Kuh, das Bellen des Hundes, das Nießen, Husten, Stöhnen, Kreischen und jedes unwillkürliche Aufschreien würde dann fast ebenso guten Anspruch auf den Namen Sprache haben, wie die Interjectionen. Freiwillige Interjectionen werden nur da angewandt, wo das plötzliche Eintreten oder die Heftigkeit einer Gemüthsaffection oder Leidenschaft den Menschen in seinen Naturzustand zurückversetzt und ihn für einen Augenblick den Gebrauch seiner Sprache vergessen läßt oder wenn irgend eines Umstands wegen die Kürze der Zeit ihm den Gebrauch der Sprache nicht gestattet.»

„Es ist wahr, daß eine kurze Interjection wirksamer, passender, beredter sein kann, als eine lange Rede; es ist wahr, daß, mit lebhaften Bewegungen, dem Ausdruck des Auges verbunden, ein Schrei den Inhalt einer Empfindung weit vorzüglicher ausdrücken kann, als alle Worte — aber Sprache ist das nicht, wenigstens nicht die Sprache, die uns als Menschensprache überall entgegentritt, wo wir Menschen antreffen ... Was die Versuche betrifft, einige unserer Wortformen etymologisch von bloßen Interjectionen herzuleiten, so werden sie immerdar mißglücken und zwar wegen des nämlichen Irrthums, der uns zu der Annahme verleitet, daß in dem Klange der Worte ein ausdrucksvolles Element liege."

Beide Theorien, sowol die Bau-Wau- wie die Puh-puh-Theorie, werden schließlich durch dieselbe philosophische Betrachtung, deren Kernpunkt die Eingangs dieses Abschnitts erwähnten Worte Leibnizens enthalten, zu Falle gebracht:

„Wenn die Bestandtheile der menschlichen Rede entweder ein bloßes Aufschreien oder Nachahmungen der von der Natur hervorgebrachten Laute wären, so würde es schwer einzusehen sein, warum die Thiere der Sprache ermangeln sollten. Nicht blos der Papagei, sondern auch der Spottvogel und andere können ja articulirte und nicht articulirte Laute sehr glücklich nachahmen, und es gibt fast kein Thier, das nicht Interjectionen wie bä, ya, hiß u. s. w. hervorbringen könnte. Es ist auch klar, daß, wenn das Fassen allgemeiner Ideen einen vollkommenen Unterschied zwischen Menschen und Thier begründen soll, eine Sprache, welche nur aus Interjectionen und Nachahmungen thierischer Laute hervorgeht, nicht beanspruchen könnte, das äußere Zeichen jener unterscheidenden Fähigkeit des Menschen zu sein. Alle Wörter würden, wenigstens zu Anfang (und dies ist der einzige Punkt, welcher uns hier interessirt), die Zeichen individueller Eindrücke und Perceptionen gewesen und erst ganz allmählich dem Ausdrucke allgemeiner Ideen angepaßt worden sein."*)

„Die durch eine nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachforschung durchgeführte Analyse der Sprache uns dargebotene Theorie steht

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I, S. 318.

Digitized by Google

jenen Ansichten schroff entgegen. Wir gelangen schließlich zu Wurzeln und jede drückt eine generelle, nicht eine individuelle Idee aus. Jedes Wort enthält, wenn wir es zergliedern, eine prädicative Wurzel in sich, nach welcher der Gegenstand, auf welchen es bezogen wurde, uns kenntlich wird."

Mit anderen Worten, nicht daß durch einen bestimmten Gegenstand der Außenwelt ein bestimmter Laut oder Schrei aus dem Inneren eines empfindenden und wahrnehmenden Wesens hervorgelockt wird — Steinthals Reflexlaut-Theorie entspricht etwa diesem Standpunkte — macht das Wesen der Sprache aus, sondern, daß mit dem Laute etwas gesagt, daß dabei etwas gedacht und von dem Gegenstande etwas prädicirt wird.

Und mit Rücksicht hierauf sprach Max Müller eine große, ganz unberechenbar wichtige Wahrheit aus, die ihm bei den Einsichtigen den Namen „der Darwin des Geistes" eintragen wird, indem er die ununterbrochene, in fortgesetzter Entwickelung befindliche Filiation der Begriffe klar und bestimmt als eine unbezweifelbare Wahrheit, als ein wichtiges Ergebniß der Sprachforschung hervorhob.

„Niemals," sagte er, „kommt es in der Geschichte der Sprachentwickelung, soweit wir dieselbe übersehen können, vor, daß ein Object oder ein Begriff sich urplötzlich, wie aus dem Nichts, also durch eine Art von generatio aequivoca mit einem Laute verbunden hätte. Das Object existirt nur durch den Begriff, den wir von demselben haben, für unser Bewußtsein, der Begriff selbst aber existirt nur durch den Laut, d. h. seinen Körper, sein Zeichen, wenn wir so wollen."

Genau zu demselben Resultate gelangte auch Lazar Geiger und ich will auch hier, wie es der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache entspricht, die bedeutsamsten Stellen aus dessen „Ursprung der Sprache" anführen, wodurch der Max Müllersche Gedanke eine weitere Bestätigung und hellere Beleuchtung erhalten wird.

„In der geistigen Natur gibt es so wenig wie in der körperlichen einen Sprung, die geistige Entwickelung setzt sich aus eben so kleinen Elementen wie die körperliche zusammen."

„Langsame Entwickelung, Hervortritt des Gegensatzes aus unmerklichen Abweichungen ist historisch überall die Ursache der Bedeutungsveränderung einer- und des Verständnisses andererseits . . . Ich habe keinen Punkt aufzufinden vermocht, wo irgend ein Begriff auftauchte, der nicht von einem anderen schon vorhandenen abstammte, wo also der Geist gezwungen wäre, sich für irgend eine Vorstellung ein Zeichen von außen, etwa an einem Schalle, zu suchen, oder auch in Folge eines neuen Eindruckes zu einer neuen Lautbewegung Veranlassung zu bieten."

Geiger stützt seine Ansicht, wie aus diesen Worten ersichtlich, auf

Digitized by Google

den Lieblingsgedanken des großen Leibniz, daß nirgends in der Natur ein Sprung vorhanden, daß vielmehr alle Veränderungen sich nur als Uebergänge an dem unermeßlich Kleinen vollziehen, ein Gedanke, der auch schon, wie Leibniz ausdrücklich hervorhebt, die Frage nach den Zwischenstufen zwischen Thier und Mensch involvirt, die, obwol unter den Trümmern einer ungeheuren Vergangenheit begraben, dennoch als einmal vorhanden, als wirklich durchlebt gedacht werden müssen, und an deren Wiederbelebung oder Reconstruction eben Sprachwissenschaft und Philosophie mit vereinten Kräften arbeiten, indem sie den verschütteten Quell des Ursprungs der Sprache wieder aufzudecken bemüht sind.

Aber auch der Hauptgedanke der Filiation oder des genetischen Zusammenhangs aller menschlichen Begriffe war wol schon in dem Geiste des gewaltigen Leibniz gedacht, wenn auch nicht in der Klarheit, wie ihn Max Müller und L. Geiger, von den Höhen der Wissenschaft auf das vor ihren Blicken weit ausgebreitete Material herabschauend, auszusprechen vermochten. Denn es gibt kaum einen Gedanken, der heute mächtig die Geister bewegt, der nicht schon im Keime in Leibnizens Schriften zu finden wäre. Zum Beweis führe ich nur folgende Stelle aus seinen „Nouveaux essais“ (IV chap. 4) an:

„Haben Sie es schon vergessen, lieber Philaleth, daß unsere Ideen ursprünglich in unserer Seele liegen und daß alle Gedanken aus ihrem eigenen Grunde kommen, ohne daß andere Creaturen einen unmittelbaren Einfluß auf die Seele haben?“ sagt er als Widerlegung der Lockeschen Ansicht, daß alle Ideen ihren Grund in der Sinnlichkeit hätten und aus dieser herstammten.

Ist nun dieser Gedanke wahr, und alle Sprachbetrachtung und Sprachforschung bestätigt ihn, predigt ihn laut, wie diese ja wol auch erst durch Voraussetzung seiner Wahrheit als Wissenschaften möglich geworden sind, dann ist ein unschätzbarer sicherer Boden für alle weitere Forschung gewonnen und das bisher in weiter, nebelnder Ferne schwankende Problem des Ursprungs der Sprache ist uns auf einmal in erreichbare, deutlich umgrenzte Nähe des Gesichtskreises gerückt.

Die Folgerungen, welche Max Müller selbst aus dieser wichtigen Grundwahrheit zog, sind in großen Zügen etwa folgende:

1) Die Laute sind in der Sprache überall und zu allen Zeiten bedeutungsvoll. Durch letztere Eigenschaft allein sind sie Sprachlaute. Interjectional- und mimetische Theorie sind somit hinfällig.

2) Nichts ist in der Sprache todt, was nicht einst lebendig war. Mit diesem Satze wird die scheinbare Ausnahmsstellung, welche Flexionsendungen, Bildungssilben und der ganze formale Apparat der Sprache einzunehmen schienen, erklärt und beseitigt. Ein frucht-bar konnte nicht entstehen, wenn nicht die zweite Silbe bedeutungsvoll war; wenn auch dem heutigen Sprachgefühl die Bedeutung entschwunden ist, so klärt uns

Digitized by Google

die Wissenschaft darüber auf, daß das Wort so viel als frucht-bringend bedeutete.

3) Von einfachen Anfängen — einsilbigen, primären Wurzeln — ging die Sprache zuerst durch die secundären und tertiären Wurzeln, dann durch die überwuchernde Bildungs- und Formenfülle der polysynthetischen oder agglutinirenden Stufe zu der Klarheit und Bestimmtheit und dem wunderbaren Gedanken- und Ausdrucksreichthum der inflexionalen und modernen Sprachen voran. Der Weg der Wissenschaft ist natürlich der entgegengesetzte. Das Ziel der Sprachwissenschaft steht da, wo die Wiege aller Sprache stand.

4) Das Geistige, was den Wurzeln entspricht, sind feste, bestimmte Vernunft-Elemente, fast alle prädicativer Natur, nur wenige, nämlich die Pronominalstämme, sind demonstrativ. Wie also die Wurzeln als Laute phonetische Typen sind, so entsprechen ihnen im Geiste Vernunft- oder Gedanken-Typen, jene sind phonetical types, diese conceptual types oder rational concepts. Diese sind also, um es nochmals zu sagen, feste Formen und Normen, mit welchen die Sprache, d. h. das Vernunft-Denken, die ganze Schöpfung geprägt und sich zu eigen gemacht hat.

5) Der ursprünglichste geistige Inhalt, die ältesten Bedeutungen der Wurzeln, soweit die analysirende Sprachvergleichung dieselben erreichen kann, waren nichts Anderes, als sinnliche Wahrnehmungen, Sinneseindrücke, sensuous impressions.

Bei diesem letzteren Satze, als der Grenze, bis zu welcher unter Max Müllers Heeresleitung die Truppen vorgeschoben waren, welche die bisher für uneinnehmbar gehaltene Festung stürmen sollten, muß ich etwas ausführlicher verweilen. Denn von ihm aus wagte Max Müller selber schon einen Sturm, welcher aber nicht erfolgreich sein konnte, weil jener Satz zwar eine Wahrheit enthält, aber nicht die ganze Wahrheit, vielmehr nur die Hälfte, die eine Seite des wahren Sachverhalts ausspricht.

Ich führe, der Wichtigkeit des Gegenstandes halber, seine eigenen Worte an: „All roots i. e. all the material elements of language, are expressive of sensuous impressions, and of sensuous impressions only“ (Lectures on the Science of Language. 9 edit. II, p. 372). „The only definition we can give of language during that early state is, that it is the conscious expression in sound, of impressions received by all the senses“ (Chips from a German Workshop vol. II, p. 54.)

Ich sagte: von dieser Position aus wagte Max Müller einen Sturm auf die geheimnißvolle Feste, die den Ursprung der Sprache und Vernunft bis heute den Blicken der Sterblichen verschloß. Die in Gemäßheit zu diesem Grundgedanken von ihm aufgestellte Theorie ist folgende:*)

*) Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Deutsch von Böttger I, S. 331. — Ich muß hier ausdrücklich hervorheben, daß Prof. Max Müller von dieser

Digitized by Google

„Es gibt ein Gesetz, welches sich fast durch die gesammte Natur hindurchzieht, daß jedes Ding, das ist, einen Klang von sich gibt. Jede Substanz hat ihren eigenthümlichen Klang. Wir können auf die mehr oder weniger vollkommene Structur der Metalle aus ihren Vibrationen schließen, aus der Antwort, die sie ertheilen, wenn man sie nach ihrem Naturklange fragt. Gold erklingt anders als Zinn, Holz anders als Stein, und verschiedene Klänge entstehen, je nachdem die Erschütterung der Körper verschieden ist. Ebenso war es mit dem Menschen, dem vollkommensten Organismus unter den Werken der Natur. Der Mensch war in seinem vollkommenen Urzustande nicht wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Interjectionen und seine Wahrnehmungen durch Onomatopöie auszudrücken, er besaß auch das Vermögen, den Vernunftconceptionen seines Geistes einen besser, seiner articulirten Ausdruck zu geben. Dieses Vermögen hatte er nicht selbst herausgebildet. Es war ein Instinct, ein Instinct des Geistes, ebenso unwiderstehlich, wie jeder andere Instinct. Der Mensch verliert seine Instincte, indem er aufhört derselben zu bedürfen. Seine Sinne werden schwächer, wenn sie — wie der Geruchssinn — unnütz werden. So erlosch jenes schöpferische Vermögen, welches jeder Vorstellung, indem sie das erste Mal durch das Gehirn draug, einen lautlichen Ausdruck verlieh, sobald als es seinen Zweck erfüllt hatte. Die Zahl dieser phonetischen Typen muß zu Anfang fast unendlich gewesen sein und nur durch den Proceß der natürlichen Auslese, den wir noch in der ältesten Geschichte der Wörter beobachten können, ward es möglich, daß ganze Trauben von mehr oder weniger synonymen Wurzeln allmählich von ihren dichtgedrängten und unentwickelten Beeren eine nach der anderen verloren, daß alle diese Wurzeln endlich auf bestimmte Typen beschränkt wurden. Anstatt die Sprachen von neun Wurzeln, wie Dr. Murray versucht hat, oder gar von einer Wurzel abzuleiten, müssen wir annehmen, daß der ersten Feststellung der radicalen Sprachelemente eine Periode unbeschränkten Wachsthums — ein Sprachenfrühling — voranging, dem mancher Herbst nachfolgen sollte."

Ich glaube dem Zwecke dieses Aufsatzes entsprechend zu handeln, wenn ich hier gleich die Punkte anführe, in welchen Lazar Geiger von Max Müller, mit welchem er sonst fast in allen Dingen übereinstimmt, sich trennt und einen nach meiner Ueberzeugung richtigeren und näher zum Ziele führenden Weg einschlägt. Diese beiden Punkte sind

1) ein consequenteres Verharren in dem wichtigsten Princip, daß die Sprache stets nur Begriff aus Begriff entwickelt, herleitet. Speciell von der Max Müllerschen Hypothese sagt Geiger: „Die Annahme eines

an Heyse anlehnenden Theorie selber niemals befriedigt war, daß er dieselbe stets nur als Nothbehelf ansah, wie er denn auch in seinen „Vorlesungen über Darwins Sprachphilosophie" nach einem anderen Ausweg suchte.

Digitized by Google

jetzt erloschenen Vermögens der Sprachschöpfung und die damit zusammenhängende von einem vollkommenen Urzustande des Menschen ist eine Zuflucht zum Unbegreiflichen und nicht weit von dem Eingeständnisse entfernt, daß es uns der Natur der Dinge nach für immer unmöglich sei, den wahren Sinn der Urwurzeln zu erkennen und den Vorgang des Sprachursprungs zu erklären." Geiger selbst bleibt dem Grundsatze treu, daß es bei Entstehung der Sprache nicht anders könne zugegangen sein, als es heute in der Entwickelung aller Sprachen geschieht, nur unendlich viel langsamer; er setzt darum auch nicht zahllose Sprachlaute und diesen correspondirende Vorstellungen an den Anfang, sondern einen einzigen Laut, der durch eine bestimmte Vorstellung erweckt wurde. „Der Schlüssel zu der Bedeutung eines Wortes liegt nur in einer vergangenen ... Die Masse der in sämmtlichen Wörtern wirklich enthaltenen Bedeutungen läuft allerdings zuletzt in einen einzigen Mittelpunkt zusammen, aber er liegt nirgends, als in dem ersten Ursprunge der Sprache selbst ... Weshalb bezeichnen nun aber die Worte anfangs so wenig, und überhaupt rückwärts gesehen, immer weniger? Ich weiß hierauf keine andere Antwort zu geben als: weil anfangs nur so wenig bemerkt worden ist." (Ursprung der Sprache, S. 130.)

2) Beschränkt Geiger die sinnliche Wahrnehmung, welche Max Müller durch Eindrücke sämmtlicher Sinne (impressions received by all the senses) als Quell des ersten Sprachwerdens wirken läßt, auf den einzigen Gesichtssinn. „Eine Ueberzeugung, die aus der Betrachtung alles sprachlichen Stoffs, welchen zu übersehen mir bis jetzt gelungen ist, sich mir unwidersprechlich ergeben hat, ist folgende: Die Wahrnehmung, von deren allmählichem Wachsthum in der Menschheit die Sprache Zeugniß ablegt, ist die durch Gesichtsempfindungen ... Die Unterscheidung durch Gesichtswahrnehmung, namentlich aber das Interesse für dieselbe ist die wesentlichste Eigenthümlichkeit des Menschen." (U. d. S. S. 142.)

Aber trotz dieser neuen und unverkennbar fruchtbaren Aufklärungen war es auch Geiger nicht beschieden, das letzte Ziel zu erreichen, obschon er dies hoffte und wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, es schon erreicht zu haben glaubte. Die Sprachwissenschaft konnte überhaupt auf ihren eigenen Wegen nicht dazu gelangen, es mußte von einer anderen Seite, und zwar von der Philosophie, der Wissenschaft des Geistes, ein gleichzeitiger Angriff geschehen und dann mit den von der vergleichenden Sprachforschung in's Feld gestellten Truppen und aus den von ihr eroberten Positionen unter der Oberleitung des philosophischen Gedankens der letzte, entscheidende Sturmlauf ausgeführt werden.

Nach der Lectüre meines eigenen Buchs: „Ueber den Ursprung der Sprache" schrieb mir Max Müller, nachdem er den Fortschritt, der in dieser Schrift enthalten, anerkannt, u. A. Folgendes: „Nun komme ich zu meinen Schwierigkeiten. Mir scheint das wahre Problem im Ursprung

Digitized by Google

des Denkens zu liegen, oder kurz gesagt, im Uebergang von Perception zu Conception. Wer mir erklärt, wie der Mensch dazu kommt, die «zwei» zu fassen, der hat mir den Ursprung der Sprache erklärt."

Das ist ein sehr wahres und sehr tiefes Wort. Es ist durchaus unmöglich, von der Perception d. h. der rein sinnlichen Wahrnehmung zum Gedanken zu gelangen, gerade so unmöglich als es ist, aus der bewegten Materie den Geist abzuleiten. Nur unter Voraussetzung des Empfindens kann die Weltentwickelung begriffen, nur unter Voraussetzung der Conceptionen können wir zum Ursprunge der Vernunft gelangen.

Während also alle vorausgehenden Sprachphilosophen, Max Müller und Geiger mit einbegriffen, die Sprache und das Denken, der allgemein herkömmlichen Betrachtung (auch aller Philosophie) gemäß aus der Wahrnehmung d. h. dem Erleiden hergeleitet haben, habe ich zuerst den entgegengesetzten Weg eingeschlagen und gesagt: „Die Sprache ist ein Kind des Willens, nicht des Erleidens; die Sprachwurzeln enthalten die eigene Thätigkeit des Menschen und gelangen zu ihrer Charakteristik erst durch die Wirkung dieser Thätigkeit, insofern diese phänomenal d. h. sichtbar ist. Der menschliche Gedanke entspringt stets aus einer Doppelwurzel, der subjectiven Thätigkeit, dem Willen und dem objectiven Phänomen, das der Wahrnehmung zugänglich ist." Max Müller hat seitdem seine volle Zustimmung zu dieser meiner Ansicht ausgesprochen.

Es ist eine ungemein große und wichtige Aufgabe, an deren Erfüllung gegenwärtig — wenn auch nur von Wenigen, aber den Einsichtsvollsten beachtet und verstanden — Philosophie und Sprachforschung arbeiten. Es handelt sich um nichts Geringeres als das Riesenwerk des gewaltigen Kant auf empirischer Basis zu erneuen, zu reconstruiren, zu vollenden; das Entstehen, Werden, das Wachsthum und die Vervollkommnung des höchsten Wunders der Schöpfung, der menschlichen Vernunft, zu ergründen und begreifen zu lernen. Mit solcher Aufgabe vermag sich selbst die Lehre von entstehenden und zerfallenden Planetensystemen auch nicht entfernt an Wichtigkeit zu messen.

Denn wenn das erlösende Wort gefunden ist, dann wird, wie Max Müller mit voller Ueberzeugung, welche auch ich theile, ausgesprochen hat, alle künftige Philosophie nur Sprachphilosophie sein.

Digitized by Google

Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

Dem deutschen Reisenden, welcher England besucht, steht dort ein Freund und Führer von seltener Zuverlässigkeit zur Seite. Sicher geleitet er uns über das Meer und zeigt uns Weg und Steg durch das fremde Land. Er bereitet uns sorgsam vor auf die Weltstadt, ihre Gasthäuser und Sehenswürdigkeiten, ihre Verbindungen und Verkehrsmittel, ihre Unterhaltungen und Gefahren. Er führt uns durch das betäubende Gedränge der City, durch das schwarze Labyrinth der unterirdischen Eisenbahnen; er erleichtert uns die schwere Last der Museen und Sammlungen; er lichtet uns das Dunkel der englischen Geschichte, er enthüllt uns die Mysterien der englischen Küche. An jedem Morgen weckt er uns zeitig; er weist uns an, die kurz gemessenen, hier doppelt kostbaren Stunden jedes Tages auszunutzen; er weiß sogar Rath und Trost in der unendlichen Oede des Londoner Sonntags und flüchtet mit uns nach Hampton Court oder Greenwich. Das Alles thut der rothe Bädeker für Alle, welche sich ihm anvertrauen. Jeder wird ihn loben, der an seiner Hand Städte und Landschaften durchwandert hat und mit erweitertem Blicke, gereiften Lebensanschauungen und nicht fruchtlos erschöpfter Börse aus dem großartigen Altengland heimgekehrt ist.

Zu Hause blättern wir die vertrauten Seiten wieder durch und besprechen mit des Landes Kundigen die Fülle unserer Erinnerungen. Erst dann erkennen wir vielleicht, daß wir doch vielfach nur die äußeren Mauern der großen Inselfestung umgangen haben. Die Städte und Häfen, die Kirchen und Museen in England haben wir kennen gelernt, nicht aber das lebendige England selbst, jedenfalls nicht einen wichtigen und hervorragenden Theil seiner Bewohner und ihr Leben.

Digitized by Google

Denn der Engländer der höheren Klassen wohnt und lebt nicht in der großen Stadt, dort arbeitet er nur; er schlendert nicht auf Boulevards und sitzt nicht um Mitternacht vor Cafés, denn das verbietet das Klima; er sucht nicht seine Erholung mit Frau und Kindern in nahegelegenen öffentlichen Vergnügungsgärten, denn solche gibt es nicht: des Engländers Heimat ist auf dem Lande, in den Schlössern und Cottages, in den Parks, Gärten und Gärtchen. Den Weg nach dieser Seite des englischen Lebens weist uns der getreue Bädeker zwar aus der Ferne, aber er verschafft uns nicht den Schlüssel, um in die wohlverwahrte Burg einzudringen.

Der Engländer hat sein Daheim auf dem Lande. Dort müssen wir ihn aufsuchen, um seine besten Seiten, die liebenswürdigen Eigenschaften zu entdecken, die er hinter einem tüchtigen, aber schroffen und abweisenden Aeußern verbirgt; denn nur hier öffnet sich diese spröde, verschlossene Natur.

Dieses Daheim will er in Haus und Garten geschmückt sehen, er studirt darauf, es mit allem Comfort und aller Cultur auszustatten, die der Boden, das Klima und der nationale Reichthum entwickelt haben.

Nur dann also besitzen wir eine volle Anschauung des englischen Lebens, wenn wir Englands Landsitze und Gärten kennen lernten. Zugleich aber werden wir dort in ein ganz neues Culturgebiet, in die englische Gartenkunst eingeführt. Die Pflege und Ausschmückung der Landsitze unter Bedingungen, die von den Linien unseres continentalen Lebens wesentlich abweichen, hat die Gärtnerei in England zu einer eigenthümlichen und hochentwickelten Luxusindustrie ausgestaltet.

Zunächst erlaubt das sonnenarme, feuchte Klima nicht ein anhaltendes ruhiges Verweilen im Freien; es gestattet den reichlichen Genuß der frischen Luft nur in lebhafter Bewegung.

Dieses kühle Klima reift auch nicht die Früchte, an denen bei uns jedes Gärtchen selbst dem Unbemittelteren seinen Antheil gibt.

Andererseits gewähren die milden englischen Winter einer großen Zahl von Gewächsen, welche unser härteres Klima vernichtet, das Fortkommen im Freien.

Hierzu gesellt sich noch der milde, meistens frische, sandige Boden in einem großen Theile von England. Dieser, in Verbindung mit dem feuchten Klima, erzeugt oder gestattet die saftigen, reinen, grünen Rasenflächen, welche dem englischen Garten seinen Grundzug geben und deren glückliche Nachahmung bei uns so selten gelingt.

Endlich führt die bestehende politische und sociale Eintheilung des Jahres den Engländer während der schönsten Monate des Frühlings und Sommers in die Stadt, während er im Winter auf dem Lande lebt.

Diese Umstände sind es vornehmlich, welche, unterstützt von dem hohen durchschnittlichen Reichthum der größeren Grundeigenthümer und der zahlreichen kleineren Landhausbesitzer, zu einer völlig eigenthümlichen Methode in der Behandlung und Cultur der Parks und Gärten führten.

Digitized by Google

Die Parks sollen möglichst weit, dabei baum- und wildreich sein, um Raum für energische Bewegung im Freien, für die Jagd und den nationalen Sport zu schaffen. Die Gärten sollen im kurzen Sommer Laub und Blumen tragen, sie sollen aber vor Allem in der rauhen Jahreszeit keine blätterlose Oede, sie sollen immer grün sein. Das Haus soll während dieser Zeit in den Wohnzimmern und im Wintergarten einen stets blühenden Blumenfrühling zeigen. Die Tafel verlangt frische Früchte und junge Gemüse das ganze Jahr hindurch.

Es soll mithin der englische Landsitz nicht etwa nur dem Stadtbewohner einen nothdürftigen Behelf für den Sommer liefern, er soll vielmehr dem Besitzer und seinen zahlreichen Gästen einen geräumigen, warmen, reichen, „comfortablen" Aufenthalt im Herbste und Winter bieten. Hier will der Eigenthümer sich durch Gärtnerei, Landwirthschaft, Pflege des Forstes und durch die Anstrengungen der Jagd wieder für die heiße gehetzte Saison in London stärken, hier will er in ausreichenden Räumen bequeme Geselligkeit üben, hier will er als Grundherr seinen politischen und socialen Einfluß geltend machen und genießen.

So hat sich die heutige englische hohe Gärtnerei entwickelt aus einem Kampfe gegen die Ungunst des Klimas und der Jahreszeit. Der schwere Streit ist siegreich durchgefochten vermöge der charakteristischen Rücksichtslosigkeit des Engländers gegen den Kostenpunkt, wenn ein bestimmter, nothwendiger oder wünschenswerther Zweck erreicht werden soll. Es bildete sich eine besondere Schule der Gärtnerei, die, zugleich mit dem bunten Teppiche der Sommerblumen, den Garten der immergrünen Gewächse um das Haus legt; die aber vor Allem im Treibhause zu jeder Jahreszeit das beste Obst, die seltensten Blumen für Tisch und Wohnzimmer hervorbringt und daneben im Wintergarten einen erfreulichen, reich geschmückten Aufenthalt für die Hausgenossen schafft.

Es ist also, wie wir sehen, das Treibhaus die nothwendige Grundlage dieses weitverbreiteten großartigen gärtnerischen Comforts.

Vereinzelte Ansätze und unvollkommene Nachahmungen dieser englischen Treibhausgärtnerei treffen wir auch in der Heimat; aber nur in seltenen einzelnen Fällen ist diese Kunst bei uns zu einer ähnlichen Stufe der Vielseitigkeit und Vollendung entwickelt, wie sie in England den Durchschnitt der Leistungen bildet.

Diese hohe englische Gärtnerschule fand ihre Zusammenfassung in dem großartigen botanisch-gärtnerischen Institute zu Kew; sie entwickelte, dem Gesetze der Arbeitstheilung folgend, die riesenhaften Warmhausbetriebe der großen Handelsgärtner.

In diese Welt lade ich meine Leser ein, mir zu folgen. Unsere Wanderung wird uns nicht mit einem Ballaste lehrhafter Beschreibungen, nicht mit photographisch genauen Wiedergaben technischer Einzelheiten beladen; sie bietet nur wechselnde bunte Bilder, die sich dem reisenden Garten-

Digitized by Google

freunde als Gast auf englischen Landsitzen und als Besucher englischer Gärten entrollen.

Die nachfolgenden Blätter sollen daher oberflächlich sein. Falls sie sich wider Willen irgendwo in der Ueberfülle des Stoffes verlieren, bitte ich den Sachkundigen wegen der unvermeidlichen dilettantischen Mängel und Lücken um Nachsicht; mit den übrigen geneigten Lesern aber bin ich vollständig einverstanden, wenn sie ermüdende Aufzählungen und Schilderungen fremdartiger Einzelheiten wohlwollend überschlagen.

I.

Hatfield House, der Landsitz des Marquess von Salisbury.

Aus der langen Reihe jener bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten des englischen Volkscharakters, welche wesentlich dazu mitgewirkt haben, das Inselreich so frühzeitig auf seine Höhe zu führen und dort bis jetzt dauernd und fest zu erhalten, tritt, verwandt mit dem allgemeinen Geiste der Gesetzlichkeit, ganz besonders der historische conservative Sinn des Engländers hervor, die weit verbreitete Bekanntschaft mit der vaterländischen Geschichte, das warme Interesse für die Denkmale und für die bedeutenden, wirkungsvollen Menschen der Vorzeit. Jeder Lebende fühlt sich, in traditionellem Respecte, mit seiner Vorgeschichte und ihren hervorragenden Vertretern verbunden; er sieht die Entwickelung seines Landes durch die Jahrhunderte greifbar vor seinen Augen entrollt und naturgemäß vereinigt sich in ihm die erhaltende Neigung mit der angeborenen weiterbildenden Thätigkeit.

So genährt und erzogen strebt der englische Volksgeist, von positiven Gesichtspunkten ausgehend, stets nur nach den nächsten praktischen Zielen und schweift nicht haltungslos nach willkürlichen doctrinären Theoremen in die Irre.

Allerdings konnte sich dieser glückliche historische Sinn des Volkes im Wesentlichen ungestört entwickeln. Es ist England stets vergönnt gewesen, ruhig an sich weiter zu bauen und die Fäden seiner Vergangenheit stetig vom Vater durch den Sohn zum Enkel fortzuspinnen. Kein dreißigjähriges Kriegselend hat die hohe Cultur und Blüthe des Landes unter Schutt, Thränen und Blut auf fast zwei Jahrhunderte begraben, hat die stärksten Wurzeln der nationalen Kraft zerstört und die geistig wie materiell verarmten Nachkommen, jenseit einer weiten Kluft, ihren Vorfahren entfremdet gegenüber gestellt. Nie war das Land zum Spielballe und Tummelplatze jedes raubgierigen Nachbarn erniedrigt gewesen; nie ist die imponirende Entfaltung seiner nationalen Wehrkraft, das nothwendigste Schutzmittel für den nationalen Wohlstand, durch ein verfassungsmäßig gelähmtes, organisch auseinander strebendes föderatives Regiment unterdrückt worden. Endlich drang auch die englische Kirchenreformation,

Digitized by Google

getragen von der starken Staatsgewalt, zur Einheit durch; es entstand kein Riß inmitten der Nation, in den fremde Gewalten ihre Hebel mit Erfolg hätten einsetzen können.

Unter allen Figuren in der Geschichte Englands, welche sich über das gewöhnliche menschliche Maß, der Herrscher wie der Beherrschten, erheben und um so größer erscheinen, je tiefer im Laufe der Jahrhunderte alle umgebenden, ehedem hervorragenden Spitzen versunken sind, — unter allen nimmt im Herzen jedes Engländers die Königin Elisabeth den ersten Platz ein. Sie ist in der Erinnerung ihres Volkes lebendig geblieben; nicht wandelt sie nur als blutloser Schatten durch die Schlösser, Galerien und Bibliotheken. Der stetig fortgesponnene Faden der geschichtlichen Entwickelung verbindet noch immer Good Queen Bess mit Denen, die drei Jahrhunderte nach ihr leben.

Zu dieser Wahrnehmung gelangt man schon, wenn man in englischer Gesellschaft die Kapelle Heinrichs VII. in der Westminster Abtei betritt und bemerkt, wie dort der ehrfurchtsvoll schweigende Kreis das Monument der Königin umsteht, allen ihren Nachbarn gleichgültig vorbeigehend; oder wenn der Beefeater im Bell Tower ihr Gefängniß zeigt und von Essex und Lady Jane Grey erzählt. Ebenso verschwindet in White Hall Karl I., in St. James' Palast die „blutige" Mary, in Hampton Court Wolsey und Heinrich VIII., ja! es verblaßt, zwischen allen starken Tudors und schwachen Stuarts, selbst der große Protector Cromwell vor dieser einzigen erhabenen und volksthümlichen Gestalt. Und es ist nicht nur märchenhafte Romantik, die sie umgibt, wie unsere Kaiser, den „Rothbart" und den „letzten Ritter"; nein! der englische Protestant jeder Partei und Sekte sah und sieht in ihr die endliche Befreierin von der Herrschaft Roms, die Vorkämpferin für Gewissensfreiheit, die Beschützerin Englands gegen den spanischen Kreuzzug und die schottische katholische Prätendentin, die Erwerberin Irlands, die Begründerin der Macht und Größe des britischen Volkes. Man hat ihr noch nicht die weise Selbstüberwindung vergessen, mit der sie in der Frage wegen des königlichen Monopolrechtes dem energischen Widerstande des Unterhauses nachgab und wie sie hernach den Gemeinen in würdigen und warmen Worten für ihre Pflichttreue in der Vertheidigung des Volkswohles dankte.

So fühlt die Gegenwart sich der Königin Bess als ihrer directen Erblasserin dankbar verbunden; längst sind die kleinen Schwächen der Frau vergessen, die als Königin schon bei ihren zeitgenössischen Widersachern so hoch stand, daß die Puritaner, die sie selbst hatte in's Gefängniß werfen lassen, dort für ihre Errettung vor jesuitischen Mordanschlägen beteten, und daß ein besonders fanatischer Sektirer, dem soeben auf dem Schaffotte die rechte Hand abgeschlagen war, mit der Linken seinen Hut schwenkte und laut rief: God save the Queen!

Solche und ähnliche, durch den Vergleich mit den Schicksalen des

Digitized by Google

genen Vaterlandes nicht erheiternde Betrachtungen werden dem deutschen Reisenden häufig das Geleit geben, wohin er auch in England seine Schritte wendet. Ueberall hier findet er Vergangenheit und Gegenwart friedlich neben einander und in harmonischer Folge vereinigt, überall stellt sich aus Erhaltung und Fortbildung ein einheitliches Ganzes zusammen.

Wir verlassen nach kaum einstündiger Fahrt unsern Zug auf einer Station der Großen Nordbahn, die uns von Kings Cross aus dem dunstigen London entführt hat. Schon wenige Schritte außerhalb des Bahnhofes haben wir ein Stück Mittelalter vor uns. Wir betreten ein Städtchen, dessen malerische weißgetünchte Fachwerkhäuser sich mit den spitzen Giebeln der Straße zuwenden und mit dem übergebauten, Sonne und Luft suchenden Sommerzimmer die schmale Gasse überragen. Sie versetzen uns in die Zeiten, wo der Hausstein noch den Kirchen und Herrenhäusern vorbehalten und der rothe Backstein ein neuer Luxus war. Das Städtchen lag ursprünglich nur im Thale; die Kirche allein, älter als Wilhelm der Eroberer, stand darüber erhöht. An dieser vorbei zog sich später die neuere Hochstraße, dem Wege nach London entlang, den Hügel hinan und mündete unter dem alten Sommerpalaste der frommen Bischöfe von Ely. Vielleicht war dieser neue Stadttheil noch nicht ganz oben angelangt, als die Bischöfe den Hügel schon wieder hinabstiegen, um dem zweiten Tudor, Heinrich VIII. in ihrer Sommerfrische Platz zu machen. Hernach wurde es dann zu spät, die Höhe zu erklimmen, denn als Jakob I. den alten Bischofspalast verließ, schied der neue Eigenthümer Robert Cecil erster Earl von Salisbury, Elisabeths zweiter großer Minister, sich und sein neues „Haus" durch die heute noch stehende hohe Parkmauer von dem emporstrebenden Städtchen ab. Zwei und ein halbes Jahrhundert lag der Ort alsdann ruhig in seinem alten Weichbilde, bis wieder ein Großer des Reiches, dieses Mal ein ganz moderner, der Director der „Großen Nordbahn", sich auf dessen anderer Seite ansiedelte, der nun die neuesten Häuser sich zuwenden.

Das Städtchen heißt Hatfield und war schon eine erwähnenswerthe Niederlassung, als es unter dem Namen „Hetfelle" in das Doomsdaybook eingetragen wurde. Hier saßen Benediktiner von der Abtei Ely und verwalteten ihr schönes Gut, ein Geschenk des sächsischen Königs Edgar aus den Tagen des heiligen Dunstan. Es umfaßte etwa viertausend Morgen. Später ward aus der Abtei zu Ely ein Bischofssitz und aus dem Meierhofe zu Hatfield eine Sommerresidenz der Bischöfe. Um das Jahr 1480 bauten diese sich dort einen „Palast", den wir näher kennen lernen werden. Jedoch sollten die geistlichen Herren sich des schönen Besitzes nicht mehr lange erfreuen, denn im Jahre 1534 mußte der neue Bischof vom König Heinrich VIII. seine Ernennung mit der Abtretung von Hatfield bezahlen. Wie beide hohe Herren sich wegen dieser Sünde der Simonie vor ihrem Gewissen absolvirten, weiß man jetzt nicht mehr

Digitized by Google

genau. Vermuthlich verfuhr Heinrich VIII. hier ähnlich wie gegen die Erben und Gläubiger des Cardinals Wolsey, als er dessen ungeheures Vermögen einzog. Er überwies den Berechtigten als Vergütung eine Reihe von Forderungen der Krone, die aber schon lange notorisch „nothleidend", nicht mehr realisirbar waren. Leider ist ja zu allen Zeiten das Gut der Kirche, deren Reich nicht von dieser Welt sein soll, von den Großen dieser Erde als passende Beute angesehen. Auch die mächtigen Laien hatten stets, nicht minder als die Kirche, „einen guten Magen" und konnten „ungerechtes Gut verdauen".

So wurde Hatfield eine königliche Residenz und sogar eine sehr beliebte und viel bewohnte. Eduard VI. und seine Schwester Elisabeth verlebten hier einen Theil ihrer Jugend und Letztere bestieg von hier Englands Thron. Ihrem Nachfolger jedoch, Jakob I., gefiel ein Schloß seines Ministers Robert Cecil besser und er tauschte es im Jahre 1607 gegen Hatfield ein. Mit diesem Wechsel stieg der alte Herrensitz zu neuem dauerndem Glanze empor, denn der neue Eigenthümer baute in den alten Park das prächtige „Haus", welches wir, nebst den weiten Gärten, mit denen er es umgab, heute durchwandern wollen.

Indessen begann die Verbindung der Cecils mit Hatfield nicht erst damals, als sie dessen Besitzer wurden. Schon Robert Cecils, des ersten Earls von Salisbury Vater, William Cecil, der berühmte erste Minister Elisabeths während vierzig Jahren, uns Deutschen aus Schillers Maria Stuart als Lord Burleigh wohl bekannt, ließ die Spuren seines Wirkens hier zurück. Er besaß eine hervorragende klassische Bildung und gab, erst neunzehn Jahre alt, den Studenten von St. Johns College zu Cambridge schon griechische Repetitorien. Bereits unter Eduard VI. und der „blutigen" Mary hatte William Cecil angesehene Stellungen im Staatsdienste bekleidet; er hatte sich unter der Letzteren wieder öffentlich zum Katholicismus bekannt und — wie es die Königin verlangte — einen Hauskaplan gehalten, da er keinen Beruf zum Märtyrer verspürte. Als Elisabeth im Jahre 1558 aus ihrer Gefangenschaft in Hatfield den Thron bestieg, ernannte sie William Cecil, ihren bewährten geheimen Rathgeber, zu ihrem Ersten Staatssecretär. Er blieb in dieser Stellung und in der noch höheren als Lord High Treasurer bis zu seinem Tode im Jahre 1598. Augenscheinlich war er der Mann, der von Allen, welche Elisabeth und ihre königliche Macht umwarben, die meisten von den Eigenschaften vereinigte, deren der erste Diener und Rath der energischen Selbstherrscherin bedurfte. Nach längerem Schwanken hat sein geschichtliches Bild sich etwa dahin festgestellt, daß er, wenn auch kein großer Mann und kein edler heroischer Charakter, jedenfalls ein großer Minister war. Vielleicht bedingt das Eine nicht nothwendig das Andere.

Und niemals verließ das Vertrauen der Königin ihren treuen Diener. Ihrem Herzen standen der gewandte Leicester und der glänzende Essex

Digitized by Google

näher, Burleigh aber wurde stets gegen alle Intriguen und Angriffe in den höchsten Ehren erhalten. Für ihn galt die damalige strenge Etiquette nicht, nach welcher Jedermann, den die Königin anredete oder auch nur ansah, sofort auf die Kniee sinken mußte; für Burleigh war stets ein Sessel vorhanden. Auch ihre Sparsamkeit in Ehren und Geldbelohnungen vergaß sie für Cecil. Er hinterließ, nach Macaulay, etwa dreihundert verschiedene Landgüter. Zwölf königlicher Besuche hatte er sich zu erfreuen; jeder dauerte mehrere Wochen und kostete dem Wirthe vierzig- bis sechzigtausend Mark. Indessen war der ganze Zuschnitt seines Haushaltes, oder richtiger Hofstaates diesem königlichen Luxus gewachsen. Er hatte zwei Residenzen in London und zwei auf dem Lande. In der Stadt kostete sein Haushalt wöchentlich sechshundert Mark wenn er abwesend und achthundert bis tausend Mark wenn er anwesend war. Dort hielt er stets drei offene Tafeln. Sein Gefolge bestand aus zwanzig angesessenen bemittelten Edellenten. Er war ein sehr vornehmer und stolzer, noch mehr aber ein sehr kluger und scharfsinniger Mann. England verdankt William Cecil, wie seinem jüngeren Sohne und Nachfolger Robert Cecil, seinen großen Aufschwung unter Elisabeths langer Regierung und die endliche feste Gründung des protestantischen Glaubens. Dieser Sohn war als Elisabeths erster Minister sein unmittelbarer Nachfolger. Sein Aeußeres konnte die Königin nicht bestochen haben. Er war kränklich, seine Gestalt verwachsen und zwerghaft, aber in diesem elenden Körper lebte ein starker, thätiger, geduldiger, kluger Geist und eine zuverlässige muthige Pflichttreue. Robert Cecil ererbte in Wirklichkeit von seinem Vater die Eigenschaften, die einen bedeutenden Staats- und Geschäftsmann ausmachen, — eine Erbschaft, welche immer noch häufiger eröffnet als angetreten wird.

Nicht ohne Grund wird ihm die kluge und discrete Art, in welcher er den Uebergang der Krone von der alternden Elisabeth auf ihren unruhigen, ungeduldigen schottischen Großneffen vermittelte, zum Verdienste gerechnet. Er traf im Stillen alle Vorbereitungen für einen Wechsel ohne Störungen und stand an Elisabeths Seite als sie starb (1603). Sie hatte ihn stets gerne mit seiner körperlichen Mißgestalt geneckt und auch wol in ihren Briefen „Pigmäe", „kleines Männlein" angeredet. Als es nun an's Sterben ging und sie irreredend mit starrem Blicke im Garten von Windsor dasaß, von ihrem rathlosen Hofe umstanden, sagte Cecil: „Ew. Majestät müssen jetzt zu Bette gehen." „Müssen," stieß die Königin hervor, „müssen! Ist «müssen» ein Wort für eine Fürstin? Oh, Männlein, Männlein! Dein Vater hätte sich ein solches Wort nicht erlaubt, aber Du wirst jetzt unverschämt, weil Du weißt, daß ich sterben werde." Das unglückliche Wort „müssen" war wol des armen Cecils einzige Pflichtvergessenheit gegen seine Gebieterin während seiner langen Dienstzeit.

Jakob I. zeigte sich nicht undankbar gegen Cecil. Nach zwei Jahren

Digitized by Google

war dieser Earl of Salisbury, Ritter des Hosenbandes und bald darauf Lord High Treasurer. Aber der Herr selbst war ein Anderer. Er war kein Selbstherrscher wie Elisabeth und verlangte keine äußere Unterwürfigkeit. Es regierte sich ganz bequem unter ihm, falls er nur hinreichend Freiheit und Geld fand, um die neuen großen Verhältnisse mit seinen „hungrigen" Schotten zu genießen. Man beglückwünschte eines Tages Cecil, daß er nun nicht mehr zu knien brauche; er erwiderte: „Wollte Gott, ich spräche noch auf meinen Knieen." Er hatte hart zu kämpfen gegen des Königs Verschwendung und Haltlosigkeit und mit Schmerz sah er England von der hohen Stellung herabgleiten, die es unter Elisabeth in Europa eingenommen hatte. Um so weniger wol mochte er sich weigern, dem Könige zu Willen zu sein, als Jakob wünschte, Robert Cecils schönen Landsitz Theobalds bei London gegen das entferntere Hatfield einzutauschen.

Jedoch dem Minister genügte der „Palast" in Hatfield ebenso wenig als dem Könige und da er zudem die Baupassion hatte, so benutzte er Ort und Gelegenheit, vermuthlich auch günstige Tauschbedingungen, um sich ein neues „Haus" neben dem alten „Palaste", und diesen weit überragend, zu bauen.

Das neue Haus krönt, weithin sichtbar, die Anhöhe, welche wir vom Bahnhofe aus hinansteigen. Durch den Umschwung der Zeiten und Communicationen kehrt jetzt das Schloß dem Ankömmlinge seine nördliche Rückfront zu, während die südliche Vorderseite, der alten Heerstraße von London zugewandt und mit ihr durch eine großartige Allee verbunden, in einsamer Hoheit die Gärten überragt. Nach Nord und Nordost dehnt sich der Park aus, nicht sehr groß, seine Umfassungsmauer mißt nur eine deutsche Meile. Ein neuer Weg leitet uns vom kürzlich eröffneten Parkthore am Bahnhofe nach Osten und biegt in die Hauptallee ein, die südlich zum Schlosse führt. Der Park tritt hier unmittelbar an das Haus heran. Das Schloß bildet drei Seiten eines offenen Vierecks. Die ungebrochene nördliche Rückfront, in ihrer Mitte durch einen hohen Uhrthurm gekrönt, hat eine Länge von etwa achtzig Metern; die nach Süden vorspringenden Seitenflügel sind etwa sechsundvierzig Meter lang. Das Haus ist aus rothem Backstein aufgeführt, die Einfassungen der Fenster und Thüren, die Mauerkanten und Krenelirungen sind von dunklem Haustein. Die vordere südliche Front ist eine der großartigsten Schöpfungen der englischen Architektur in jener eigenthümlichen Mischung des späteren gothischen oder perpendiculären Stils mit der Renaissance, welche man den Elisabethstil genannt hat. Die beiden auf dieser südlichen Seite weit vortretenden Flügel sind jeder mit zwei ausspringenden viereckigen Thürmen abgeschlossen, zwischen denen doppelte Freitreppen zu weiten mit Glas geschlossenen Pforten führen. Längs der, zwischen diesen beiden Flügeln weit zurücktretenden südlichen Front des Hauptgebäudes, welches

Digitized by Google

zwei Stockwerke enthält, während die Flügel es mit einem dritten überragen, zieht sich eine doppelte Reihe aufeinander gestellter dorischer Säulen hin. Der große Haupteingang, dessen Ueberbau, der Uhrthurm, in mehreren Stockwerken emporstrebt und mit einer konisch abgerundeten Kuppel abschließt, zeigt, nach damaligem Geschmacke, eine aufsteigende Zusammenstellung von Säulen dorischer, ionischer und korinthischer Ordnung. An jeder Seite des Thurmes erheben sich auf dem Dache zwei niedrige Giebel. Das Ganze bringt durch seine edlen Verhältnisse, mannichfachen Verzierungen und durch den Gegensatz, in welchem sich der rothe Hausteinbau vom dem üppigen Grün der Landschaft abhebt, eine außergewöhnlich großartige Wirkung hervor.

Der Hof zwischen den beiden Flügeln ist ganz frei; eine breite grüne, von Blumenbeeten unterbrochene Terrasse erstreckt sich vor der Hauptfront längs dem Schlosse. Von ihr aus führen nach vorn und nach den Seiten schwere Sandsteintreppen in die Gärten hinab. In diese mündet auch, vor der Hauptfront, die große etwa fünfzig Meter breite Einfahrtsallee von mächtigen Linden, an deren fernem nicht absehbarem südlichen Ende der Park durch ein reiches vergoldetes Eisengitter sich gegen die Heerstraße abschließt.

Da ich den Vorzug genoß, Hatfield House als Gast zu betreten und der Hausherr heute durch Geschäfte in Downingstreet gefesselt war, so empfing mich sein ältester Sohn, der junge Lord Cranborne, und erbot sich, mir das „Haus" und die Gärten zu zeigen. Nach den ungezwungenen Gewohnheiten, die auf den großen englischen Landsitzen jedem Gaste, und auch dem Wirthe, möglichst selbständige Bewegung gestatten, wußte ich, daß ich die Dame des Hauses erst Abends beim Dinner begrüßen würde.

Der erste Robert Cecil war sein eigner Baumeister und wahrhaftig, er hatte einen großartigen Begriff von seiner Aufgabe; er wußte, wie ein prächtiger ländlicher Herrensitz zugeschnitten und ausgestattet sein muß, um nicht nur seines vornehmen Eigenthümers würdig zu erscheinen, sondern auch den Souverain und seinen Hof festlich zu empfangen und zu bewirthen. Sehen wir jetzt, wie er seine Aufgabe gelöst hat.

In jedem Flügel des Schlosses führt eine Treppe zum ersten Stocke empor. Beide sind in Eichenholz schwer geschnitzt, die östliche jedoch ist reicher mit allerlei Figuren verziert, da sie zu denjenigen Gemächern des ersten Stockes führt, die für die Majestät bestimmt waren. Diesen füllt in der ganzen Länge der Hauptfront des Mittelbaues eine Galerie aus, sechsundfünfzig Meter lang. Sie ist an Decken und Wänden mit reichem eichenen Täfelwerke bekleidet, das durch silberne Armleuchter unterbrochen wird. Große, bis beinahe auf den Fußboden gehende Fenster führen genügendes Licht zu, auch wird der allgemeine dunkle Ton des Raumes durch rothe Vorhänge und durch eine reiche Waffensammlung belebt. Auf der westlichen Seite stößt diese Galerie an einen, jetzt als Bibliothek reich

Digitized by Google

und bequem eingerichteten saalartigen Raum. Auf der anderen Seite der Galerie ist ein gleich großes Gemach, the kings chamber, denn hier und in den anstoßenden Schlafzimmern sollten die Majestäten wohnen, in der Galerie aber und jenseit derselben in der jetzigen Bibliothek die Feste sich entwickeln. Die Verbindungen sind durch die zwei Treppen auf's Beste hergestellt und zugleich ist die Raumverschwendung für ein übergroßes Staatstreppenhaus in der Mitte des Schlosses vermieden, welches sich oft wie ein riesiges fremdartiges Ungeheuer in's Unendliche breit macht und ein halbes Dutzend unentbehrlicher Zimmer zum Fenster hinauswirft.

Auf die königlichen Wohnräume ist selbstverständlich aller Glanz und Reichthum verwendet, den die damalige Zeit zu ersinnen vermochte. Aus den Kassettirungen des Plafonds hängen metallene Verzierungen herab, die Wände sind (wol erst später) mit weißem Atlas bespannt, die Möbeln in rothem Sammt und Gold überzogen. Ein bis an die Decke ragender Kamin wird durch die Bronzestatue Jakobs I. gekrönt.

Die Arbeiten der Holztäfelung, womit das Schloß hier und in vielen anderen seiner Räume verziert ist, sind von seltener Schönheit und verdienen eine nähere Betrachtung. Man weiß aus den Bauacten, daß der Bauherr den Entwürfen dazu ganz besondere Aufmerksamkeit widmete. Er vermied thunlichst die großen ebenen Flächen, verschmähte alle überladene Vergoldung, ebenso die dem englischen Klima nicht Stand haltenden Wandmalereien und wendete auch keine Ledertapeten an. Dafür bekleidete er das Haus mit einem seltenen Reichthum von Holzsculptur.

Dorische und ionische Halbsäulen mit reichen Laubkränzen an den Capitälen schmücken die königlichen Schlafzimmer; in der Kapelle und in der großen Speisehalle, beide zu ebener Erde, sind die Wände in einfachere große Fächer eingetheilt, hier abgerundet, dort rechteckig. Diese sind dann wieder mit Arabesken von zartester Arbeit verziert. Ueberall begegnet man reichen Friesen und Architraven, Blumengewinden und Pfeilern. Aber trotz der Zartheit in der Ausführung erweckt diese Decoration den Eindruck des Warmen, Massiven, Dauerhaften — des Einheimischen. Sie entspricht durchaus dem vornehmen, ernsten Stile des Hauses und dem nicht weniger ernsten Charakter der Landschaft, in welcher dieses reich gemaserte und kräftig gefärbte Eichenholz gewachsen ist.

Als wir in der Reihenfolge dieser großartigen Staatsgemächer den ersten Stock fast durchmessen hatten, öffnete mein junger Führer eine kleine Thür. Wir traten in eine Art von Prieche ein, welche als hohe Empore die eine Breitseite eines kirchenhaft langen und weiten, zwei Stockwerke hohen Raumes einnimmt. Durch Oeffnungen, die mit Flügeln aus durchbrochenem Holzwerke verschließbar sind, sahen wir hinab in die große Halle, den Speiseraum.

„Wir wollen die Halle heute Abend von unten genauer besehen,"

Digitized by Google

sagte der junge Lord, „ich brachte Sie jetzt nur hierher, damit Sie die Fahnen betrachten, welche vor dieser Empore aufgehängt sind. Es sind Franzosen, aus der Schlacht von Waterloo: der Herzog von Wellington schenkte sie hierher. Bei großen Festen wird hier oben Musik gemacht und sie klingt an der flachen weißen Gipsdecke über uns recht kräftig wieder. — Jetzt haben wir Alles im ersten Stock gesehen."

„Aber," fragte ich, „wo wohnten und schliefen denn wol die Gäste, welche zu den großen Festen hier erschienen und wo wurde das königliche Gefolge untergebracht?"

„Ich weiß es eigentlich nicht recht," erwiderte Lord Cranborne, „denn zu ebener Erde sind außer dieser Halle und der Kapelle nur die Wohnzimmer meiner Eltern und oben, im zweiten Stocke der Flügel, wo wir fünf Brüder und zwei Schwestern hausen, da sieht es nur bescheiden aus. Auch nimmt unser großes Familienarchiv, das die bekannten «Hatfield Papers» enthält, dort viel Raum ein. Indessen," fuhr er fort, „hörte ich oft sagen, daß man in früheren Zeiten nicht so viel Ansprüche und auch nicht so viel Umstände gemacht hat, wie jetzt. Es erschienen auf den großen Festen nicht so zahlreiche Damen, überwiegend Herren. Die Kammerjungfern schliefen mit im Zimmer ihrer Lady und die vornehmen Diener stellten eine Pritsche vor die Thür ihres Herrn. Von Letzteren wurden auch wohl mehrere in ein Zimmer gelegt. Für die untere Dienerschaft war ausreichender Raum im Pferdestalle; davon werden Sie sich hernach selbst überzeugen."

„Eine schöne, bescheidene Zeit, die «gute alte»," bemerkte ich, „räumen wir das ein; aber wie stand es damals wol mit den Bade- und Waschapparaten, die in unseren jetzigen Schlaf- und Ankleidezimmern einen so bedeutenden Raum verlangen?"

„Das weiß ich nicht," erwiderte mein junger Führer, „jetzt aber ist diese Schwierigkeit gehoben, da das ganze Schloß mit heißem Wasser geheizt wird." —

Wir durchwanderten nun die Wohnräume zu ebener Erde. Sie sind stattlich, herrschaftlich, und ihre reiche, schwere Einrichtung entspricht in den Maßen wie in den Stoffen dem Stile des Hauses. Ihre schönste Zierde jedoch besteht in den hier vereinigten historischen Porträts, deren Originale zum größten Theile durch persönliche Beziehungen mit dem Hause Cecil verknüpft sind.

Heinrich VIII. erscheint mehrfach, darunter einmal von Holbeins Meisterhand, mit prachtvollem, täuschend gemaltem Schmucke; das Bild ist ausgezeichnet durch die Frische der Farben. Der dicke, polygamische Herr mit seinem etwas rohen und grobsinnlichen Ausdrucke erinnert unwillkürlich an den Märchenhelden Blaubart.

Die „blutige" Mary ist nicht vertreten; wir wissen, daß ihr Verhältniß zu ihrem Minister William Cecil kein sehr inniges war. Sie

Digitized by Google

traute seiner Orthodoxie nicht und er temporisirte. Auch dauerte ihr finsteres Regiment nur fünf Jahre.

Die Königin Elisabeth erscheint hier in zwei bemerkenswerthen Porträts. Einmal jung, als Diana mit der Mondsichel und entsprechend durchgeführtem Kostüme. Sie ist in ihrer Blüthe dargestellt, etwas fade und weislich, mit blaßröthlichem Haar. Sie blickt freundlich, aber das helle Auge, fast ohne Brauen, ist nicht gerade gewinnend. Das andere Bild, aus späterer Zeit, ist ernster: ein stechendes Auge, scharfe Züge und ein harter Ausdruck. Sehr merkwürdig ist ihr reiches Gewand. Das schwere Stoffkleid ist übersäet mit menschlichen Augen und Ohren, also wol die Allwissenheit darstellend. Wenn sie das Kleid wirklich jemals trug, so haben diese unendlich vervielfältigten Organe des Allsehens und Allhörens auf die officiellen königlichen Verehrer, deren heimliche kleine Erholungen ja nicht unbekannt geblieben sind, einen etwas unheimlichen Eindruck machen müssen — falls sie es nicht besser wußten, wie es mit der königlichen Allwissenheit bestellt war.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Königin uns in diesen Darstellungen ihrer äußeren Erscheinung unendlich weniger groß und imponirend entgegentritt, als in ihrem geschichtlichen Charakterbilde. Sie hatte als Frau mancherlei Schwächen und Schatten, als Englands Beherrscherin jedoch war sie — jeder Zoll eine Königin! und so bezeichnet sie auch Robert Cecils Nachruf: „Wollte Gott, ich müßte noch knien."

Zwischen der keuschen Diana und der Allwissenheit fesselt uns ein Bild von seltener Lieblichkeit; die poetisch verklärte Gestalt, die wir „Maria Stuart", die Engländer „Mary Queen of Scots" nennen. Es stammt aus ihrer Jugend, so wie sie uns Deutschen — wenn auch mit einiger dichterischer Freiheit — auf immer bekannt und vertraut ist. Ein frischer Schmelz ruht auf diesem Bilde; es ist ein echt französisches Gesicht, mit feiner Nase, reizvoll lieblichem Munde, etwas schmachtenden Augen, die nicht gerade einschüchternd wirken, und mit außerordentlich schönen Händen. Ihr Anzug, obschon in der fremdartigen Tracht jener Zeit, ist so harmonisch in den Farben und der Anordnung, daß man auch hierin die Französin zu erkennen glaubt.

Zu ihrer Rechten und Linken sehen wir zwei vornehme Herren. Rechts der junge verführerische, unwiderstehliche Dudley, der „zu Schiff nach Frankreich" ging, und links derselbe Graf Leicester, lange nach seiner Rückkehr; ein vornehmer, schöner, starker, alter Herr mit wohlgepflegtem weißem Barte; nicht sehr klug ausschauend, aber recht würdevoll.

Wir verlassen die Drawingrooms im östlichen Flügel durch eine der großen Glasthüren, in England french windows genannt, und stehen auf den breiten Gartenterrassen, die sich mit stattlichen Treppenfluchten bis zum Flüßchen Lea hinabziehen, das den Park durchfließt. Auch diese Anlagen sind vom Erbauer des Schlosses entworfen; in einer späteren

Digitized by Google

Generation wurden wol einzelne Aenderungen in der Benutzung getroffen.

Die Gartencultur nahm in England erst zur Zeit der Königin Elisabeth einen neuen Aufschwung, gleichzeitig mit dem Wechsel in der Bauart der Herrenhäuser auf den großen Landsitzen, die, nach dem Frieden der beiden Rosen, nicht mehr befestigte Burgen, sondern frei zugängliche Häuser sein sollten. Bis dahin muß der Gartenbau wenig gepflegt worden sein. Noch im Jahre 1550 schreibt Roger Asham, Elisabeths bekannter Lehrer in den alten Sprachen, aus Gent seinen Freunden in Oxford: „Wenn man doch allein auf den wüsten Plätzen innerhalb Londons solche Gärten anlegen wollte, wie sie hier jede Stadt, auf eine Meile hinaus, voll Kraut und Gemüse umgeben; zuvörderst für die Fremden, die diese Kost gewohnt sind; nach und nach würde auch die große Menge aus Noth, Sparsamkeit oder Mäßigkeit davon Gebrauch machen und dann dürften sich in England die Lebensmittel bald billiger stellen als es jetzt der Fall ist."

Wir werden nun sehen, welche riesige Fortschritte die Gartenkunst in England in einem halben Jahrhunderte gemacht hatte; wie es scheint, wesentlich unter dem Einflusse französischer Lehrer, denn solche sind auch in Hatfield gewesen.

Es gibt wol wenige Orte, die dem Gartenfreunde und dem Landschaftsgärtner ein größeres Interesse bieten als die Gärten von Hatfield House. Alte Vergangenheit und die neueste Gegenwart bilden hier die stärksten Gegensätze und sind dennoch, jede in vollkommener Leistung, zu einem schönen Ganzen verschmolzen. Auch hier ist der historische Faden der Entwickelung nie zerrissen; diese Gärten bilden ein Stück englischer Geschichte. Sie sind zum Theil älter als das Schloß, größeren Theils gleichaltrig.

Wir nähern uns dem „Weinberge", ein großes, nicht übersehbares Terrain, welches sich östlich vom Schlosse an das Flüßchen Lea hinunterzieht, durch einen stolzen alten Baumgang von Linden und Eichen. Aber der Weinberg, für den Sir Robert fünfzigtausend Reben und zwei Gärtner aus Frankreich verschrieb, ist längst verschwunden. Wir sehen jetzt hier Lenotre'sche Gartenkunst in ungewöhnlich großartiger, seltsamer Anwendung. Man betritt den Weinberg zwischen soliden dunkelgrünen Mauern und befindet sich bald in einem weitläufigen Systeme von Thürmen, bedeckten Wegen, Bögen, Schießscharten und Zinnen. Alle diese Werke sind von verschnittenem Taxus hergestellt. Wir wandeln durch riesige Galerien, gewölbte Gänge mit dichten, undurchdringlichen Dächern; an den Kreuzungen stehen schwere Pfeiler, aus verschlungenen Stämmen gebildet. Der nach dem Flusse abfallende Boden hat zu den originellsten Abwechselungen Anlaß gegeben. Die unteren Aeste der Bäume sind zur Erde herabgebogen und bilden eine dichte Decke, einen weit herabwallenden Schleppmantel um den Stamm, während der obere Theil sich zu einer frei und

Digitized by Google

breit wachsenden Krone schließt. Der Anblick ist märchenhaft und feierlich, eine etwas prosaische Poesie; leider ist er wegen seiner Absonderlichkeit im Einzelnen und wegen der Großartigkeit seiner Ausdehnung sehr schwer beschreiblich; er allein lohnt dem Gärtner eine Reise nach Hatfield. Eine Schilderung seiner Gärten sollte, bei richtiger Vertheilung des Stoffes, eigentlich mit dem Weinberge schließen, denn alles Andere ist geringer, mag auch Einiges noch älter sein. In diesem Zauberwalde steigt man zum Flüßchen hinab, an dessen anderem Ufer der alte, von hohen Mauern eingeschlossene Küchengarten, jetzt modern cultivirt, sich erhebt.

Am entgegengesetzten westlichen Ende des Parkes liegen die neuen Küchengärten. Sie geben uns, in vollkommenem Gegensatze, auf ihrem Gebiete von etwa zwölf Morgen ein Bild modernster englischer Hochcultur. Indessen drängt die Zeit und wir treten unter der Führung des Obergärtners, Mr. George Norman, in das anstoßende Gebiet der Treibhäuser. Hier reift die Traube für den Tisch, vom April bis tief in den Winter hinein, in verschiedenen Häusern von insgesammt einhundert Metern Länge. In vier Häusern, von zusammen dreißig Metern Front, werden Gurken, Melonen und Bohnen getrieben. Daneben stehen zwei Ananashäuser, es folgen zwei Pfirsichhäuser, jedes zwanzig Meter lang und zwei, mit je fünfzehn Metern Front, für Erdbeeren. Aus den letzteren waren zwei Tage zuvor vierzig Pfund Erdbeeren für die Tafel geliefert und trotzdem hing eine neue, reichliche, reife Ernte an den Büschen. Für die Ausschmückung des Schlosses und des Stadthauses mit Blumen ist durch ein Kalt- und ein Warmhaus gesorg; zugleich steht hier ein reich decorirter Wintergarten. Dann folgen nochmals ein Pfirsich- und ein Feigenhaus, beide achtzehn auf sechs Meter enthaltend, zwei Ananashäuser und eine Treiberei, in welcher nur Trauben in Töpfen gezogen werden. Außerdem fehlen die Vermehrungshäuser und der übrige nothwendige Zubehör an Räumen nicht. Genug, — vielleicht zuviel — der Aufzählung!

Ich kann jedoch nicht schließen, ohne des Heizapparates zu erwähnen. Hier haben wir ein Stück allermodernster Gartenindustrie. Der große Wasserkessel für alle diese Häuser wird nicht direct durch Kohlenfeuerung geheizt, sondern er ruht auf einem Ofen, in welchem eine Kalkbrennerei betrieben wird, und empfängt so die vom Kalke entweichende hochgradige Hitze. Die Idee ist ganz neu und hier zuerst praktisch ausgeführt. Mr. Norman sprach sich völlig zufrieden über das Ergebniß aus und bemerkte, daß bei durchschnittlichen Kalk- und Kohlenpreisen die gesammte erforderliche Wärme kostenfrei erzeugt und daneben an der täglichen Kalkproduction noch fünfzig Pfennig bis eine Mark verdient werde.

Wir nähern uns nun wieder dem Schlosse und gelangen an dessen südwestliche Ecke. Hier verändert der Garten seinen landschaftlichen Charakter. Er erscheint ungepflegter, verlassen, veraltet. Eine niedrige Mauer schließt

Digitized by Google

einen geräumigen, quadratischen, gegen die Umgebung vertieften Platz ein, wir steigen zu ihm auf halbverfallenen Stufen hinab. Rundum läuft ein Laubgang von alten, knorrigen, verschnittenen Linden. In der Mitte ist ein großes Wasserbecken, von geschorenen Juniperus umgeben, an welche sich schnörkelhafte Beete schließen. Die Beete sind mit einfachen veralteten Sommerblumen und mit Gemüsen besetzt. In jeder der vier Ecken steht ein nicht großer, aber sehr alter Maulbeerbaum. Es ist ein Stück mittelalterlicher Gärtnerei, in das wir eintraten. Dieser Garten gehört zum alten Tudorpalaste und ward wahrscheinlich in seiner jetzigen allgemeinen Anlage zu der Zeit hergestellt, als die junge Prinzeß Elisabeth hier die Maulbeeren pflanzte.

Aus dieser merkwürdigen Gartenruine führen uns wenige Schritte in den unmittelbar anstoßenden Rosengarten; ein großer quadratischer Raum, dessen Hintergrund der alte Palast bildet. Als die Tudors hier noch Hof hielten, war das jetzt blühende und duftende Rosenfeld ein kahler innerer Hof, welchen der Palast mit vier Flügeln umgab. Die Stellen, an denen ehemals die Eckthürme standen, sind durch erhöhte Beete bezeichnet. Die Rosen gedeihen hier prachtvoll; sie genießen den doppelten Vortheil der niederen schattigen Lage und einer Bewässerung durch unterirdische Röhren. In der Mitte sprudelt ein erfrischender Springbrunnen unter einem offenen Dache von Kletterrosen. Die Hauptfront des alten Palastes, auf dessen Grunde wir stehen, lief dem jetzigen westlichen Flügel des neuen Schlosses parallel. Sie und die beiden Seiten wurden niedergerissen; man bedurfte des Bauplatzes und benutzte das, erst einhundertundzwanzig Jahre alte Material. Zum Glück blieb das rückwärtige Gebäude verschont. Es enthält eine einzige große Halle, in deren Mitte ein Thurm den Eingang überhöht. Der Bau ist im reichen englisch-gothischen, dem sogenannten Tudorstile aus Back- und Hausteinen ausgeführt, welche noch keine Spuren des Verfalls tragen. Die erhabenen Arbeiten an den Gesimsen und die Zierathe an den Rahmen und Kreuzen der Fenster sind besonders kunstreich gearbeitet. Das Gebäude ist künstlerisch wol schöner zu nennen als das neue, weit höhere Schloß und könnte ihm durch den Reichthum seiner stilvolleren Formen und durch den warmen dunklen Ton seiner Steine Eintrag thun. Die Halle ist überwölbt mit einer nach Innen offenen und reich ornamentirten Holzdecke, ähnlich dem berühmten Dachstuhle in der Westminster Halle. Einst gab es hier hohe königliche Feste, von denen Eines noch nicht ganz vergessen ist. Nachdem die junge Prinzeß Elisabeth aus dem Tower entlassen war, beschränkte die Eifersucht der Königin ihren Aufenthalt auf Hatfield, das Eduard VI. der Schwester Elisabeth geschenkt hatte. Als Wächter ward ihr Sir Thomas Pope bestellt, der jedoch anscheinend keinen Beruf fühlte, es mit seiner Gefangenen durch Strenge zu verderben. Denn in der Fastenzeit des Jahres 1556 gab er auf seine Kosten der Lady Elisabeth eine glänzende

Digitized by Google

Maskerade in der großen Halle zu Hatfield, mit prächtigen Aufzügen und Belustigungen. Da erschienen zwölf alterthümliche Minstrels, achtundvierzig Herren und Damen gekleidet in rothen Atlas mit Gold, Spitzen und Perlen. Es war ein Kastell dargestellt aus goldgestickten Stoffen, dessen Zinnen mit Granatbäumen besetzt und mit den Schildern der sechs Ritter behängt waren, die davor in reicher Rüstung turnierten. Der Credenz in der Halle hatte zwölf Stufen übereinander, alle geschmückt mit Gold- und Silbergeschirr. Beim Bankette waren siebzig Plätze gelegt und es gab, mit Zwischengängen von gewürzten Süßigkeiten und feinem Backwerke, dreißig verschiedene Speisen. Alles ging auf Kosten von Sir Thomas. Am folgenden Tage wurde, zum Schlusse des Festes, das Schauspiel vom Holofernes aufgeführt. Indessen die strenge und eifrige Majestät gab dem armen Sir Thomas hinterher das allerhöchste Mißfallen über diese Fastnachtsscherze zu erkennen und so hatte das Maskiren fürder zu unterbleiben.

Jetzt ist jede Erinnerung an die frühere Herrlichkeit in der neueren Einrichtung verschwunden, denn diese königliche Banketthalle dient als hoher, luftiger, ganz modern eingerichteter — Pferdestall. Sic transit!

Vom früheren Abschlusse des Palastes gegen das Städtchen ist nur noch ein Thorhaus vorhanden. Neben diesem sieht man einen hohen, mit Epheu dicht bewachsenen Schornstein. Die Königin Mary soll auf diese Esse, die den Zimmern ihrer Halbschwester gegenüberstand, eine spitzige eiserne Stange haben befestigen und die Gefangene bedenten lassen: es sei dort der Platz für ihren Kopf, falls dieser etwa unruhig und unbequem würde.

Inzwischen mahnte die sinkende Sonne, sich zum Dinner anzukleiden. Um acht Uhr erscholl die Hausglocke und man versammelte sich im Drawingroom der Schloßdame neben der großen Speisehalle. In diesen Räumen waltet in England der weibliche Genius und bethätigt sich vor Allem in der Anordnung der reichen Blumenpracht, die, in den Treibhäusern vorbereitet, Wohnzimmer und Tafel stets mit frischem blühendem Leben schmückt. Dadurch gewinnt das schwere stilvolle Gemach des alten Schlosses ein heiteres und die häusliche Familientafel ein festliches Ansehen. Die Blumen bewillkommnen auch den Gast auf seinem Zimmer und ehren ihn jeden Tag neu in frischen Sträußen. So hat sich in England die Neigung für die Blumen in der pflegenden Hand der Frauen zu einer liebenswürdigen Seite des Nationalcharakters entwickelt.

Leider war der Herr des Hauses durch die Vorbereitungen für seine Congreßreise nach Berlin verhindert worden, die Stadt heute zu verlassen und ich genoß daher den Vorzug, im engsten Kreise der Damen und Kinder des Hauses zu speisen. Eine nicht große, prunklos reiche und mit Pflanzen und Blumen heiter verzierte Tafel stand in der Mitte des riesigen, hell erleuchteten Raumes und die wohlwollende, einfach höfliche Aufnahme,

Digitized by Google

die der Fremde an diesem Familientische fand, entsprach der echten Vornehmheit des Hauses. Mir gegenüber thürmte sich an der Wand ein mächtiges Buffet von dunklem Eichenholze, auf welchem schwere Schaustücke des viel gepriesenen alten englischen Silbers das Licht der Wachskerzen zurückwarfen. Zur Rechten des Buffets tritt aus goldenem Renaissance-Rahmen ein Bild hervor: der Erbauer des Schlosses in ganzer, lebensgroßer Figur, gemalt von Hilliard. Eine seltsame Erscheinung. In dem schönen blassen Gesichte schwarze, große, tiefe, melancholische Augen; ein großer Kopf unmittelbar auf die Schultern gesetzt; diese, rund und unverhältnißmäßig, geben der Gestalt den unverkennbaren Typus des Verwachsenen. Dazu trägt die Kleidung bei: große Halskrause, über dem Knie gebundene Pluderhosen, lange, enge, gelbe Strümpfe an zu schwachen Beinen. Es fehlt dem Körper das sichere Fundament; der Schwerpunkt erscheint zu weit nach oben gerückt. Allerdings war bei dem ersten Robert Cecil dieses „Oben" erheblich schwerer als bei der größten Zahl seiner Zeitgenossen.

Zur Linken des Buffets erscheint ein modernes Bild. Eine hohe, kräftige Gestalt. Die Haltung ist leicht vorn übergebeugt; eine nicht sehr hohe aber bedeutend entwickelte, denkende Stirn; kluge, ruhige, feste Augen; dunkler Vollbart, schwarzes gelocktes Haar, um den Scheitel schon stark gelichtet. Es ist der jüngste Robert Cecil Marquess of Salisbury, der Herr dieses Hauses, dessen schon langjährige öffentliche Laufbahn gerade jetzt der Welt in neuem energischen Aufschwunge erscheint, der sich inzwischen den schönen, reinen Ruhm erworben hat, durch seine Festigkeit und Mäßigung Europa den lange bedrohten Frieden gesichert zu haben und dafür den wohlverdienten Lohn in der höchsten Auszeichnung empfing, welche die englische Krone einem Engländer gewähren kann. „Sero sed serio", „langsam aber sicher", so lautet das Wappenmotto, welches der Ahnherr Robert Cecil seinem Geschlechte vererbte.

Als wir nach Tische wieder hinaus auf die Terrasse traten, erglänzten die Gärten im Schimmer des Vollmondes. Die Jugend war bereit, mir den nördlichen Park und besonders seinen „ältesten Baum" bei Mondschein zu zeigen. Bald traten wir in den alten Baumgang ein, dessen vielhundertjährige Eichen schon Schatten spendeten, als Edward VI. als Kind unter ihnen spielte. Mit seinem historischen Takte ist dieser nördliche Theil des Parkes nie umgestaltet; der Boden zu beiden Seiten der Bäume ist forstartig mit hohem Farrenkraute bedeckt, auf welchem in unregelmäßigem lichten Bestande alte Baumriesen sich breiten.

Das junge Geschlecht der Cecils schritt, heiter und unbefangen plaudernd, auf dem gewohnten Wege dahin, der den Fremden durch die Fülle der geschichtlichen Erinnerung und durch den lebendigen Zusammenhang dieser Gegenwart mit ihrer Vorzeit zu ernsteren Betrachtungen anregte. Wir bogen in einen Seitengang ein, an dessen Ende uns bald gespenster-

Digitized by Google

haft ein riesiger Eichenstumpf im weißen Mondlichte entgegentrat. Seine Krone ist längst gebrochen und lebt nur noch scheinbar, indem einige, in seinen hohlen Stamm eingesäete Eicheln junge grüne Loden entwickelt haben. Zu seinen beiden Seiten grünt und wächst die Gegenwart in zwei anderen kräftigen Eichen, von der jetzt regierenden Königin und dem nie genug betrauerten Prinzen Gemahl vor Jahren eigenhändig gepflanzt.

Wir stehen vor der ältesten Eiche von Hatfield House, vor der Eiche der Königin Elisabeth. Hier liebte die junge Prinzessin im Schatten des damals in seiner Vollkraft treibenden Baumes zu sitzen und mit Roger Asham griechische und lateinische Klassiker zu lesen. Hier saß sie auch am 17. November 1558, voll ängstlicher Spannung wegen der Nachrichten, die ihr William Cecil über die tödtliche Erkrankung ihrer Schwester hatte zugehen lassen. Schon war ihr von anderer Seite eine Todesbotschaft hinterbracht worden. Sie jedoch fürchtete eine Schlinge der grimmen Schwester — und dachte dabei vielleicht an den Schornstein. Sie verlangte daher, zum Zeichen der Wahrheit, daß man ihr einen gewissen Ring von schwarzer Emaille bringe, der die Hand der lebenden Königin Mary nie verließ. Indessen noch vor diesem Zeichen erschien auf der Straße von London her ein Trupp Reiter, welcher der Prinzeß in den Park nachfolgte. Es waren Mitglieder des Geheimrathes; sie kamen, ihr den Tod der Königin Mary anzuzeigen und der neuen Herrin zu huldigen. Da löste sich ihre quälende Spannung „zwischen Axt und Krone"; im überwältigenden Gefühle der Befreiung sank sie in die Kniee und rief laut mit dem Psalmisten: „Das ist vom Herrn geschehen und ist ein Wunder vor unseren Augen;" und die Nachlebenden können wol den voraufgehenden Vers desselben Psalms hinzufügen: „Der Stein, den die Baulente verworfen haben, ist zum Eckstein geworden."

Es ist nun allerdings nicht gewöhnlich, daß junge Prinzessinnen im Monate November im Freien unter entlaubten Eichen sitzen. Aber Elisabeth war auch keine gewöhnliche Frau. Sie besaß eine ungewöhnliche Stärke des Körpers wie des Geistes. Noch sechs Monate vor ihrem Tode, in ihrem siebzigsten Lebensjahre, einsam und leidend, ging sie täglich Stunden lang im Park von Windsor spazieren und ritt auch noch einmal auf einer Jagd zehn englische Meilen. Eine echte Engländerin, berufen, Engländer zu beherrschen. Sie starb, wie wir wissen, beinahe im Garten und ihr Lebensende fiel ebenfalls in den Winter.

Unter dieser alten Eiche gab sie auch später noch Audienzen und erledigte die Staatsgeschäfte. An diesem 17. November aber ernannte sie hier sofort ihren getreuen Freund in ihrer Niedrigkeit, William Cecil, zu ihrem ersten Minister. Durch ihn schloß sie noch in Hatfield, als praktische Frau und Regentin, mit einem der damaligen Großen von Lombardstreet, Sir Thomas Gresham, ein Anlehn ab von 500,000 Mark zur Bestreitung ihrer Krönung und von anderen 500,000 Mark um ihre leere

Digitized by Google

Kasse mit Betriebsmitteln zu füllen. Sir Thomas erwies sich hierbei als guter Patriot. Er nahm, wie er selbst erzählt, nur zwölf Procent von der jungen Königin, während ihre Vorgängerin stets vierzehn hatte bezahlen müssen.

Die vorgerückte Stunde mahnt zum Heimwege, den wir nur zögernd antreten. Unwillkürlich begleitet der große Schatten, welchen wir hier heraufbeschworen haben, noch unsere Schritte, als wir schon weit von der berühmten Eiche entfernt sind und uns der Gegenwart, dem erleuchteten Hause nähern. Er wandelt vor uns auf in dem ungewissen Mondlichte, das spärlich durch die Wipfel der Eichen dringt. Jetzt nicht mehr allein; der Königin zur Seite schreiten ihre beiden großen Minister, William und Robert Cecil; und wol sind sie würdig, den Nachkommen neben der Majestät zu erscheinen. Durch sie wurde Elisabeth aus Hatfield auf den Thron geführt, durch sie auf dem Throne über das gewöhnliche Maß menschlicher Größe emporgehoben. Sie lehrten ihre Herrin die große Kunst, ihr Volk stark und fest zu machen und dadurch zugleich die eigene Macht zu stärken. So ist durch die Cecils im Laufe der Zeiten die Königin mehr und mehr hinausgewachsen über die Frau.

Und so waren die Cecils Elisabeths würdigste Nachfolger in Hatfield House.

Digitized by Google

Sommerfrische am Baltischen Strande.

Von

Ernst Wichert.

— Königsberg. —

I.

Die Welt im Streit. Kaum hat der Pulverdampf
Aus tausend Feuerschlünden sich verzogen,
Und eifrig rüstet man zu neuem Kampf.

Die Friedenstauben kamen zwar geflogen,
Doch haben sie der Geier scharfe Klau'n,
So scheint's, nur unter's Federkleid gezogen

Und keiner mag dem Wort des Friedens trau'n.
Wenn endlich doch die Großen einig werden,
Wer wagt auf schwanken Grund ein Haus zu bau'n?

Wer mästet für das Wolfsgezücht die Heerden,
Das beutegierig haust im Felsgeklüft,
Stets auf dem Sprung den Frieden zu gefährden

Und kaum bedenklich, daß die Kugel trifft;
Denn mächt'ge Nachbarn fördern sein Gedeihen:
Ein jeder gönnt dem andern solches Gift.

So müssen Haß und Zwietracht sich erneuen;
Nur die Erschöpfung zwingt zu kurzer Rast,
Nie fehlt's an Grund sich wieder zu entzweien.

Drum ist der Friede nur ein flücht'ger Gast,
Man hält ihn nicht, wie freundlich man ihn bitte;
Und was er bringt, genießt man so in Hast,

Digitized by Google

Im Uebermaß nicht achtend guter Sitte.
Rasch sucht Erwerb, wer nur dem Tag vertraut,
Und stürmt zum nächsten Ziel mit eil'gem Schritte.

Nicht rechts, nicht links, nicht rückwärts wird geschaut,
Was in den Weg sich stellt, schiebt man zur Seite
Und überschreit des Schwachen Klagelaut:

Wer ist voraus? wer macht die schnellste Beute?
Vielleicht schon morgen schwankt Besitz und Recht,
Gewinn zerrinnt — gewiß ist nur das Heute!

So tobt die Jagd, und wie der Herr sein Knecht,
Auch der Geringste will sein Theil erhaschen.
Drum wächst heran ein rechtes Strolchgeschlecht,

Das übermüthig klopft auf volle Taschen
Und, wenn ihm die Justiz zu Leibe geht,
Verschlagen stets des Netzes weit'ste Maschen

Zum Durchschlupf listig auszuspähn versteht.
Gewalt vor Recht heißt ihm auch die Devise,
Und beugt das Recht sich nicht, wird es verdreht.

So rüstet man zur nächsten scharfen Krise
Und sorgt, wenn bitter schmeckt der Leiden Frucht,
Für desto mehr Ertrag der eignen Wiese.

Auf fremde Schultern wälzt man ab die Wucht
Der Lasten, die getragen werden müssen
Zum Wohl des Staats, und ohne Scham und Zucht

Schwelgt Ueppigkeit in dreisteren Genüssen.
Im Kampf um's Dasein, der ringsum entbrennt
Und alle Welt erfaßt, schweigt das Gewissen.

Seht, wie das Volk zum gold'nen Kalbe rennt,
In blinder Gier den Götzen anzubeten;
Die Schranke bricht, die Leidenschaft erkennt

Kein Maß, das Heil'ge in den Staub zu treten
Erscheint Verdienst; der Selbstsucht nied'rn Trieb
Beschwört man schon als Richtschnur ohn' Erröthen

Und frech nennt man den Eigenthümer Dieb.
Die Hand vermißt sich keck den Kopf zu meistern,
Und ernste Worte fallen durch ein Sieb:

Man will sich nicht erheben, nicht begeistern,
Nur von dem Tage nehmen, was er gibt,
Leichtfertig jeden Schaden überkleistern;

Digitized by Google

Und wenn man nichts mit rechter Liebe liebt,
Für kein Geliebtes strebt, gleichgültig passen,
Ob die Materie auseinanderstiebt,

Und bis dahin die Dinge gehen lassen;
Es sei denn, daß die menterische Schaar
Das Steuerruder früher will erfassen

Und blutig, jeder edlen Regung bar,
Gebieten, was der Faust erlauchter Wille. —
Fast sündhaft scheint's, so nahe der Gefahr

Zu retten sich in liebliche Idylle. —

2.

„Der Stadt entfloh ich," ihren heißen Gassen
Und dumpfen Häusern. Andern gönn' ich's gerne
Sich durch Concertmusik erbau'n zu lassen

Und zu bewundern sommerliche Sterne
Des zwölften Grades am Theaterhimmel.
Zwar mächtig zog es mich in weit're Ferne,

Zu schauen das Pariser Weltgetümmel
Und aller Völker aufgehäufte Schätze,
Voll Neugier umzutreiben im Gewimmel

Der ungezählten Fremden, in dem Netze
Der tausend Straßen mich hindurchzuwinden,
Und frei vom Zwang der heimischen Gesetze

Im Ungewohnten mich zurechtzufinden.
Es sollte nicht. — So ließ ich mir's genügen,
Wie sonst den Gaul vom Strange loszubinden,

Dran er geübt der Themis Feld zu pflügen,
Und an ein leichtes Wägelchen zu spannen —
Ihm selbst ist's wen'ger Arbeit als Vergnügen.

So geht's durch Wald und Feld landein von dannen;
Es ist kein Paradies, das wir durchfahren,
Die Insel nicht, die Dichter sich ersannen,

Wo Glückliche nur ihre Wohnung haben,
Doch wechselt Berg und Thal und Dorf und Mühle,
Und offne Fernsicht mag das Auge laben

Hoch auf die See hinaus nicht weit vom Ziele.
Die Luft wird rein, der Himmel klar, es sendet
Der Nordwind mir entgegen frische Kühle;

Digitized by Google

Und nun sich das Gefährt noch einmal wendet,
Geht's flugs bergab in eines Thales Senkung,
Drin unsre kurze Reise glücklich endet.

Es gibt dem kleinen Flüßchen Halt und Lenkung,
Bis es zum Teich sich weitet, den ein Bogen
Waldreicher Hügel schließt mit sanfter Schwenkung.

Rechts steigt das Dörfchen auf, langhingezogen,
Die weißen Häuschen blicken aus dem Grünen,
Jetzt von des Abends Rothgluth überflogen.

Es kräuselt blau der Rauch sich über ihnen;
Die schmucken Zelte, weiß mit rothem Bande,
Verstecken halb sich hinter Laubgardinen

Man haust darin den ganzen Tag „am Strande",
Geschützt vor Wind und vor der Sonne Strahlen.
Schwer keucht der Wagen nun im losen Sande.

Wir springen ab und gehn zu Fuß den schmalen
Gewund'nen Steg hinan, doch nicht zu steigen
Bis zu der Haide Grenzgebiet, dem kahlen,

Wo sich des Meeres weite Buchten zeigen.
Auch wol der Fremde rastet vor der Höhe
Und macht rückschauend sich das Bild zu eigen,

Das ich aus meinem Gärtchen stündlich sehe,
Im dichten Busch von Kirschenlaub geborgen.
Das niedre Fischerhaus ganz in der Nähe

Beherbergt jetzt im Sommer wenig Sorgen:
Der Wirth mit Weib und Kind ist ausgezogen,
Der Gast zieht ein; und wie von heut zu morgen

Der Tag vergnüglich, das nur wird erwogen,
Und — daß zu sehr der Tag dem Tag nicht gleiche —
Wohin bei schönem Wetter ausgeflogen?

Hier in des Birnbaums schattigem Bereiche
Gilt's schnell das Zelt von Leinwand aufzuschlagen,
Dem Wind zu wehren seine kecken Streiche,

Wenn die frugale Mahlzeit aufgetragen.
Auch weht er allzu gern das Blatt vom Tische,
Will ich einmal im Zelt zu schreiben wagen —

Kaum schickt sich's freilich für die Sommerfrische.

Digitized by Google

3.

Schon röthen in der Laube ſich die Kirſchen;
Es hüpft von Zweig zu Zweig ein Vögelpaar,
Um emſig auf die ſüßeſten zu pirſchen.

Ihr Lockruf führt herbei die Jägerſchaar,
Und bald wird's in dem ganzen Buſch lebendig —
Von mir, das weiß das Volk, hat's nicht Gefahr,

Ich ſitze ſtill. — Viel wollt' ich geben, fänd' ich
Die Bank noch, drauf ſo manches Jahr ich ſaß —
Sonſt iſt man doch in Allem hier beſtändig.

Es war kein Meiſterſtück, das man erlas,
Das hübſche Plätzchen kunſtgerecht zu zieren:
Ein jedes Ding nimmt von uns ſelbſt ſein Maß

Und hat nicht Jedem Gleiches zu verlieren.
Genug ich ſaß darauf ſo manches Jahr
Und hatte reichlich Stoff zum Phantaſiren.

Zwar äußerlich ſcheint Alles wie es war:
Zwei Pfähle, über die ein Brett geſchlagen.
Doch welch ein Brett? Der Fall iſt ſonderbar.

Es war ein Brett, das einſt ein Boot getragen,
Ein Eichenbrett — noch war das Loch zu ſehn,
Aus dem der Maſt beim Segeln mochte ragen ...

Ich ſah daran den rothen Wimpel wehn,
Wenn ſechs Matroſen von der ſtolzen Barke
Zu Lande brachten ihren Kapitain.

Woher das Brett, das ſchmale, glatte, ſtarke?
Das ſtammt von euren Fiſcherböten nicht,
Geſteht es nur, untrüglich iſt die Marke.

Da lacht des Fiſchers runzliges Geſicht:
Ei, Herr! Ihr habt es gut in Acht genommen,
Und was Ihr da vermuthet, hat Gewicht.

Das Ding kam nämlich an den Strand geſchwommen
Beim großen Sturm mit anderm ſolchen Wrack;
Da hab' ich's klar gemacht und mitgenommen.

Es war auf hoher See ein böſer Tag:
Zwei große Schiffe, hieß es, mußten ſtranden,
Ein drittes ſank. Von dieſem dritten mag

Digitized by Google

Die Mannschaft ausgesetzt sein hier zu landen.
Wir sah'n vom Ufer, wie die Ruderer
Mit Stricken an die Bänke fest sich banden

Der Wellen wegen — half doch kein Gesperr',
Das schlanke Ding war allzu schwer beladen,
Und Alle sind ertrunken, lieber Herr.

Ihr habt die See nicht wild genug bei'm Baden,
Besucht sie aber im Novembersturm,
Da merkt Ihr, wie sie wüthet uns zu schaden.

Dann schwankt zu Brüsterort der feste Thurm,
Das Ufer dröhnt von wucht'gen Wellenschlägen
Und machtlos fühlt der Mensch sich wie ein Wurm.

Da wagt kein Fischer Ruder einzulegen,
Wir zieh'n die Böte hoch hinauf an's Land,
Sonst würden sie die Wellen seewärts fegen.

Kurzum, das Brett trieb damals auf den Strand
Zusammt dem Mast und eines Seemanns Leiche.
Den Mann begruben wir. Was sonst man fand

Von Trümmerwerk in unserm Strandbereiche,
War kaum des Bergens werth. Still theilten wir,
Und mir gefiel nicht übel diese Eiche;

Sie paßte zu dem kleinen Bänkchen hier
Und wird, so Gott will, lange Jahre dienen. —
So sprach er, und ganz eigen wurde mir,

Als wäre mir des Seemanns Geist erschienen
Und gäbe selbst von Noth und Tod Bericht. —
Auf diesem Bänkchen saß ich oft im Grünen

Und schrieb darauf manch launiges Gedicht
Und manche heiter-tolle Lustspielscene.
Gern zeigt das Leben doppeltes Gesicht,

Und nah ist stets das Lachen bei der Thräne.
So wurde mir das Mastbrett lieb und werth,
Daß ich nach dem vermißten jetzt mich sehne,

Als fehlte etwas, das mir angehört.
Wo blieb das Brett? sagt mir's, ihr klugen Vögel.
„Es kam mit Anderm auf den Feuerheerd

Im letzten Winter nach der Bauerregel."

Digitized by Google

4.

Dem Flüßchen folgt' ich thalab von der Mühle.
Dort hat es ſeine Arbeit treu vollbracht,
Das mächt'ge Rad umſchwingend wie zum Spiele,

Und ſchleicht nun durch die Erlen müd und ſacht
Der See entgegen, die mit lichter Bläue
Sich vor dem Einſchnitt hoch zum Himmel dacht.

Doch zieht mich's heute nicht hinab in's Freie,
Denn überm Strande wüthet der Nordweſt,
Den ich als ein verwöhntes Stadtkind ſcheue.

Hier leg' ich lieber in das Gras mich feſt,
Geſchützt vom hochgethürmten Wall der Düne,
Die drohend überm Thal ſich blicken läßt.

Schon ſtreckt ſie ihren weißen Arm in's Grüne,
Bis zu den Erlen reicht die Todtenhand,
Das Flüßchen zu bedecken macht ſie Miene

Und legt die Finger jenſeits auf das Land.
Kaum wen'ge Schritte ſeitwärts dürft' ich ſtreifen,
So ſänke ſchon mein Fuß in tiefen Sand.

Ich liege langgeſtreckt; die Blicke ſchweifen
Hinüber zu des Himmels blauem Rund,
Durch das in dünnen ſilberhellen Streifen

Sandſchleier zieh'n, ſich ſenkend auf den Grund.
So ſchmeichleriſch mit ſanftem, leiſem Wehen
Thun ſie den Fluren ihr Verderben kund.

Bringt nicht der Landmann die Gefahr zum Stehen?
Zieht unaufhaltſam dieſes Sandmeer fort? —
So weit die Augen jetzt die Düne ſehen,

Bis hoch hinüber längs des Thales Bord,
War fruchtbar Ackerland vor wenig Jahren.
Begraben iſt die Saat, der Halm verdorrt.

Willſt Du hinauf — man darf nicht Mühe ſparen,
Da immer unterm Fuß der Boden weicht
Und zwingt, den halben Schritt zurückzufahren —

Haſt Du ein Bild, das wenig Bildern gleicht.
Du ſchauſt hinab in eine graue Höhle,
Durch deren Grund ein trübes Waſſer ſchleicht,

Digitized by Google

Wohl schauerlich genug, daß eine Seele,
Die der Verdammten finstrer Schaar gehört,
In ihrer Oede sich die Wohnung wähle.

Wo sie mit tiefem Rand zur See sich kehrt,
Siehst Du die sturmgepeitschte Woge jagen,
Die donnerrollend dieses Grausen mehrt,

Und wo hinaus des Halbrunds Spitzen ragen,
Streckt sich nach Ost und West die Küste weit,
Zerklüftet von Schluchten, zackig und zerschlagen.

In dieses Kessels Höhlung legt sich breit
Der Sturm und wühlt darin mit wildem Tosen,
Daß weit umher die Füllung wird zerstreut.

In hohen Säulen wirbeln auf die losen
Durchwühlten Massen, nicht gebändigt mehr
Von Ginster, Flechten, Haidekraut und Moosen.

Sie brechen sich und treiben drüber her,
Am Rand zu dünnen Schleiern sich verflüchtend,
Und sinken drüben auf den Boden schwer,

Mit weißem Sand des Thales Frucht vernichtend.
Nicht die Natur schuf diesen Höllenschlund;
Der Landmann, auf des Ufers Schutz verzichtend,

Verkaufte klugen Händlern seinen Grund,
Und wehrte nicht, so tief ihn auszuheben.
Sie witterten dort einen Bernsteinfund,

Wo unterm Meeresgrund ein Urweltsleben
Die Spur ließ. Keines Menschen Auge sah
Zum Himmel auf die mächt'gen Stämme streben,

Als grausig das Zerstörungswerk geschah
Vom Norden her durch eisbeschwerte Fluthen.
Der Bäume süß'ges Harz erstarrte da,

Das goldgelb tropfte in der Sonne Gluthen.
Jetzt gräbt der Mensch, der sich als Erbe weiß,
Nach Schätzen, die so manch Jahrtausend ruhten,

Und überreichlich wird belohnt sein Fleiß,
Wenn er zur Erdschicht nur gelangt, der blauen.
Im Orient hält der Bernstein seinen Preis:

Dort tragen ihn als Schmuck des Sultans Frauen.

5.

Zwar abſeits von der Straße liegt der Ort,
Doch kann ich ihn nicht weltverloren nennen,
Wie wohl auf weiter See des Schiffes Bord,

Auf hoher Alp das ſchlichte Haus des Sennen.
Seit das Beſondre aller Welt gehört,
Iſt's ſchwer vom Allgemeinen ſich zu trennen.

Wenn man entlang der Uferſtraße fährt,
Gibt das Geleit der Draht des Telegraphen,
Der faſt bedenklich die Idylle ſtört.

Der Mann, den wir bei ſchlimmſtem Wetter trafen,
Trägt zweimal täglich uns heran die Poſt,
Daß wir der Dinge Fortgang nicht verſchlafen;

Zeitungen füttern uns mit ihrer Koſt:
Wie oft ſie falſche Münze ſchlagen mögen,
Nie klebt für uns daran des Alters Roſt.

So folgt uns überall der Ernteſegen
Der lachenden und ſeufzenden Cultur,
Und thöricht wär's, den Weg ihr zu verlegen:

Man mag doch gern erfahren, was die Uhr,
Auch wenn man Zeit verſchwendet, und nicht immer
Schätzt man Enthaltſamkeit als beſte Kur.

Mag ſein, die Welt wird klüger nicht, noch dümmer
In einem kurzen, ſommerlichen Mond,
Und geht man nicht mit ihr, vermißt man's nimmer;

Doch ſind wir leider allzuſehr gewohnt,
Uns fremder Leute Köpfe zu zerbrechen:
Man murrt und ſieht ſich ungern doch verſchont.

Ich weiß mich ſtark in allen ſolchen Schwächen,
Doch manchmal reizt es mich, für kurze Friſt
Aus dem Gehege künſtlich auszubrechen,

Und wohlgelungen nenn' ich ſtets die Liſt.
Dann ſammeln ſich die ſchwarzbedruckten Blätter
Und Alles, was darin zu leſen iſt

Von Politik, von gut und ſchlechtem Wetter
In England, Frankreich und Amerika,
Der Wahltrompeten wüthendem Geſchmetter,

Digitized by Google

Von Allem, was geschah und nicht geschah,
Und hier und dort beinah geschehen wäre,
Kaum ausposaunt sich schon berichtigt sah —;

Von allem diesem laß ich eine Leere
In meinem Kopf, und dankbar muß er sein,
Daß ich ihn so mit Wissen nicht beschwere.

Nun mag sich neuen Kindersegens freu'n
Hans, Peter oder Kunz, des Schmerzes Thräne
Der Erbe dem verstorbnen Onkel weih'n,

Herr Iks und jene vielumworb'ne Schöne
Sich melden als verlobt mit fetter Schrift,
Ich merke nichts von alledem und wähne

So manche schlimme Klippe gut umschifft,
Brauch' ich um dies und das mich nicht zu mühen,
Was in der Stadt den lieben Nachbar trifft. —

Auch sonst den alten Jakob auszuziehen,
Und wär's auch nur auf kurzbemess'ne Zeit,
Verlohnt's einmal der Regel zu entfliehen.

Nicht fern vom Ort erstreckt sich meilenweit
Ein Forstrevier mit dichtem Holz bestanden.
Zu Anfang ist der Weg bequem und breit;

Er gabelt sich — dort scheint er zu versanden.
Ein Fußpfad führt seitab in tiefen Tann,
Und bald wird jede Wegekunst zu Schanden.

Das ist's, worauf ich mich gefreut: nun kann
Der Fuß im Walde munter phantasiren,
Die Quer, nach rechts, nach links, bergab, bergan

Mich nach Belieben gründlich irreführen.
Schnell dort hinein in's dichteste Gebüsch,
Es gilt, die Richtung gänzlich zu verlieren.

Das nenn' ich Wald: ein köstliches Gemisch
Von Laub- und Nadelholz, dazwischen Hecken
Von Brombeerstrauch, worin sich duftig frisch

Die rothen Walderdbeeren scheu verstecken.
Vielleicht gelingt's, wenn man die Zweige theilt,
Ein scheues Reh vom Lager aufzuschrecken:

Wie zierlich es in schnellem Lauf enteilt!
Ihm nach! es kennt gewiß die tiefsten Gründe,
In denen sich's zur Rast vergnüglich weilt.

Digitized by Google

Doch nun wohin? Ob ich den Ausweg finde?
Die Sonne macht ſich mir zur Führerin,
Verläßlich iſt der Bäume moof'ge Rinde.

Und geht auch noch ein Stündchen drüber hin,
Ein zweites, bis ein ſichrer Weg getroffen,
Was ſchadet das, da ich nicht eilig bin?

Zuletzt iſt hier und dort die Gegend offen,
Und eh' in's Meer hinab die Sonne ſteigt,
Darf ich in meinem Neſt zu ſitzen hoffen:

Sich zu verirren iſt durchaus nicht leicht!

6.

Ein kleines Haus, nur hoch genug und weit,
Mit Weib und Kind behaglich drin zu wohnen,
Ein Gärtchen rings umher als grünes Kleid;

Ein Ackerſtück zu Rüben, Kohl und Bohnen;
Ein Morgen fetter Weide für die Kuh,
Und Federvieh, der Wirthſchaft treu zu frohnen;

Vielleicht ein flottes Wägelchen dazu
Mit einem ſchnellen Traber an der Leine,
All eigen . . .! Drückte dann nicht ſonſt der Schuh —

Wie oft man große Sorge tauſcht für kleine
Und kümmerlich ſich müht um täglich Brod,
Damit man Sonntags ſich berauſcht am Weine —

Verlockend ſchien' es, ſo des Lebens Noth
Im Ringen um ein Höchſtes abzuſtreifen,
Gehorſam nur dem einen Pflichtgebot:

In ſich an ſeiner Stelle auszureifen. —
Nicht mehr begehren, als Beſcheidenheit
Im nächſten Umkreis mühelos mag greifen,

Und jedem Dinge laſſen ſeine Zeit;
Nie überſchätzen ſich in ſeinen Mitteln,
Mit Dank die Frucht verzehren, die gedeiht,

Nach andrer nutzlos nicht am Baume ſchütteln
Und, wenn die Schlußzahl glatt nicht ſtimmen will,
Deshalb des Himmels Fügung nicht bekritteln —

Wer ſo beſcheiden, gottergeben, ſtill,
Sein ganzes Herz im engſten Thun befriedet,
Der mache doch ſein Leben zum Idyll,

Digitized by Google

Wenn er vom Lärm der großen Stadt ermüdet,
Der Arbeit satt, die tausendfach verdrießt,
Abhold dem Zwang, der an's Geschäft ihn schmiedet,

Mit einem kräft'gen Strich die Rechnung schließt.
Hier hätt' ich ihm ein Plätzchen wie erlesen
Zu still beschaulichem Genuß erkiest.

Wie oft nicht bin ich glücklich selbst genesen,
Wär' ich auch wenig kurze Wochen nur
Des Segens seiner Heilkraft froh gewesen.

Kargt rings umher mit Reizen die Natur,
Hier hat sie sich geschmückt zum Feiertage
Und lacht verheißungsvoll aus Wald und Flur;

Hier wohnen Menschen noch vom alten Schlage,
Halb Bauer und halb Fischer, brav und schlicht. —
Und doch —! wenn ich mich auf's Gewissen frage:

Für's Leben wählt' ich diese Stille nicht.
Was mich entzückt bei seltenem Genießen,
Alltäglich zeigt's ein anderes Gesicht.

Mein freier Herr zu sein, auf eig'nen Füßen
Zu steh'n, nicht pflichtig eines Amtes Zwang,
Der Lockung kann ich nicht mein Ohr verschließen;

Doch mahnt es mich, wie vor Sirenensang
Mich an den Mast des Schiffes festzubinden.
Noch starb nicht in der Brust der frische Drang,

Auf hoher See zu treiben mit den Winden,
Nach guter oder sturmbeschwerter Fahrt
Von Neuem stets die Heimat aufzufinden.

Und wäre dann die Arbeit streng und hart,
Fast überreich dem Tage zugemessen,
Kein Mißerfolg dem Strebenden erspart,

Das mühevoll Erreichte bald vergessen,
Und das Bekenntniß, daß das Ziel verfehlt,
Das kümmerliche Facit alles dessen:

Doch heißt es leben, wenn die Kraft sich stählt,
Zu eigner Lust das Größ're zu vollbringen,
Wenn unser Herz nicht seine Schläge zählt,

Und unsre Seele die befreiten Schwingen,
So weit sie reichen mögen, senkt und hebt,
Voll Freudigkeit dem Dunst sich zu entringen.

Digitized by Google

Der wäre frei, der an der Scholle klebt,
Sich ſorglich mühend wenig zu bedürfen,
Um Andern nichts zu ſchulden, ſtets beſtrebt

Sich fernzuhalten zweifelhaften Würfen
Des Schickſals, lieber nie vom Wein verſucht,
Als je verführt, zu viel des Schaums zu ſchlürfen?

Wenn jeder Tag die gleiche Ziffer bucht,
Der Jahresſchluß erzielt kein Mehr, kein Minder,
Des Handelns einz'ge Frage: iſt's befugt —?

Niemals der Pulsſchlag eiliger, geſchwinder,
Die Ausſchau in die Zukunft eng beſchränkt
Auf väterliche Sorge für die Kinder...

Genieße ſtillvergnügt, wem's ſo geſchenkt,
Und blick' auf den mit lächelndem Bedauern,
Der ſelbſt das Joch ſich auf die Schulter hängt,

Zu rüſt'ger Arbeit hinter Wall und Mauern
In der Geſammtheit Dienſt Verlangen hat.
Ich weiß es, die Idylle darf nicht dauern:

Ich bin geſtärkt. Hab' Dank! Zurück zur Stadt!

Digitized by Google

Kant und die Frauen.

Von

J. H. Witte.

— Bonn. —

Es sind nun bald mehr denn hundert Jahre vergangen, da wanderte an jedem Tage so regelmäßig und pünktlich, daß man seine Uhr danach zu stellen vermochte, ein Mann von schlichtem Aeußeren nach Tische durch die Straßen unserer alten Krönungsstadt Königsberg. Sogar die Bettler hatten die Regelmäßigkeit, aber auch die Wohlthätigkeit jenes Spaziergängers bemerkt. Ja durch reichlichere Gaben als sie gewöhnlich sind, hatte der letztere in solcher Anzahl die ersteren nach dem später von ihm benannten Philosophendamme hingezogen, daß der Weg über denselben ihm lästig wurde und er fortan einen anderen einschlagen mußte, indem er alsbald den Gang besuchte, der nach dem holländischen Baume führte, sodann von dort nach dem Steindammer Thore wanderte und von hier über den Steindamm nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Wer war nun diese Persönlichkeit, deren öffentliche Erscheinung auf den Spaziergängen sowie in größeren gesellschaftlichen Kreisen Königsbergs augenblicklich die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich hinlenkte? Es war die eines der trefflichsten und scharfsinnigsten Geister, die je gelebt haben, es war Immanuel Kant, zweifellos der größte deutsche Philosoph, dessen Ruhm für alle Zeit in der Geschichte der Wissenschaft überhaupt und in der der deutschen Philosophie im Besonderen geborgen ist. — Wenn ein bereits so berühmter Mann die angedeutete Gewohnheit hatte, stets außer dem Hause sein Mittagsmahl einzunehmen, so wird als einer unter den dafür wahrscheinlichen Gründen der Umstand gelten können, daß er ein Junggeselle gewesen sei, und eben diese Vermuthung ist in der That auch die richtige. Aber daß er darum im Uebrigen ebenfalls die oft etwas sonderbaren Eigenschaften eines solchen an sich gehabt hätte, das dürfte eine nicht ohne Weiteres gerechtfertigte Annahme sein.

Digitized by Google

Und je mehr unsere Zeit die wissenschaftliche Größe Immanuel Kants zu würdigen gelernt hat, um so mehr erscheint es angezeigt, auch die Persönlichkeit desselben weiteren Kreisen bekannt zu machen. Denn letzteren läßt sich ein bedeutender Mann oft mehr durch seinen Charakter als durch seine Leistungen nahe bringen, und jenem gegenüber möchte, was Kant betrifft, immer noch eine gewisse Pflicht obwalten, ihn in klares Licht zu stellen, da selbst ein so liebevoll und genial gehaltenes Lebensbild wie das Kuno Fischers es ist, nicht ganz frei von dem Hange befunden werden möchte, in unseres Philosophen Persönlichkeit uns die eines Sonderlings darzustellen.

Ich glaube, daß das Gegentheil davon das Richtige ist, und ich hoffe, nicht nur dies in kurzen Betrachtungen erweisen zu können, sondern von einem Gegenstande zu handeln, der für einen weiteren Kreis von Interesse ist, wenn ich mir des Lesers geneigte Aufmerksamkeit erbitte für das, was Immanuel Kant über die Frauen geurtheilt und von ihnen gehalten hat.

Für dies Urtheil haben wir zwei Quellen: zuvörderst nämlich die Nachrichten, welche uns über Kants Verkehr mit den Frauen vorliegen, sodann seine Aeußerungen über dieselben in den Schriften. Urtheilt man doch nicht allein in Wort und Schrift, sondern auch durch sein Verhalten und seine Thaten, und beide erläutern sich wechselseitig.

Die erstere Quelle, die Nachrichten über Kants Umgang mit Frauen, besteht in wenigen Aufzeichnungen, die am besten zusammengestellt sind bei seinem auf urkundlichen Quellen fußenden Biographen Fr. W. Schubert. Sie nennen uns nur eine kleine Reihe von Frauen; aber die spärlichen Samenkörner, die durch sie in Kants Seele gelegt worden sind, geben nur einen neuen Beweis von seinem empfänglichen und tief angelegten Geiste, der auch sie zu reicher und reifer Frucht entwickelt hat.

An der Spitze dieser Frauen, sowol der Zeit nach als auch nach der Größe des Einflusses, den sie auf unseren Philosophen ausgeübt hat, steht seine Mutter, Anna Regina, geborene Reuter. Sie war es, die trotz der einfachen und schlichten Verhältnisse im Hause des ehrbaren Sattlers, als dessen Sohn Immanuel Kant am 22. April 1724 geboren wurde, an ihrem Theile reichlich dazu beigetragen hat, in ihrem Sohne früh die Ueberzeugung zu erwecken, daß Zartgefühl und feinsinnige Empfindung auch ohne den Glanz äußerlich blendender Verhältnisse den wesentlichen Kern jedes echt weiblichen Charakters ausmachen. Der Besitz dieser Vorzüge wird der Mutter Kants von seinen Biographen in übereinstimmender Weise zugesprochen, und es wird dabei im Besonderen hervorgehoben, sie habe den Sohn oft in die freie Natur geführt und ihn dabei auf die wechselnden Erscheinungen in derselben aufmerksam gemacht. So wurde zugleich mit der Empfindung für die Schönheit der Schöpfung die Forschbegierde des Knaben geweckt. Denn wenn auch die

Digitized by Google

Mutter, wie bei der Erwähnung dieser Spaziergänge ausdrücklich hervorgehoben wird, dem Sohne die Naturerscheinungen in herzlicher Zusprache aus der wunderbaren Macht Gottes zu erklären suchte, so muß doch dem freien Nachdenken über dieselben dadurch so wenig Zwang auferlegt worden sein, daß Kant, selbst als er schon durch die Herausgabe seiner Meisterwerke seinen freien und wahrhaft kritischen Geist bekundet hatte, doch die Erziehung, die er selbst genossen, gern derjenigen rühmend gegenüber stellte, die er selbst als Hauslehrer der gräflich Kayserling'schen Kinder habe anzuwenden verstanden. Er bezeugt damit, daß ihm die pietistisch religiöse Anschauung, der seine Mutter wie die ganze für ihn einflußreiche Umgebung in jener Zeit ergeben war, bei den Belehrungen, die ihm seine Mutter zu Theil werden ließ, stets nur als ein unwesentliches Aeußerliche erschien neben dem tiefen, heiligen Ernst, den ihre zärtliche Mutterliebe mit richtigem Gefühle an die Spitze der die Kindererziehung leitenden Grundsätze stellte.

So war die Mutter Kants die Ursache, daß er schon in seine Universitätsjahre ein Bild edler Weiblichkeit mitgenommen hat, das ihm stets lebendig vor Augen stand und ihn mit wahrer Achtung vor dem anderen Geschlechte erfüllte.

Allein die schlichte Art dieser guten Frau, deren Bildung mehr Herzens- als Verstandessache war, die wol braven Bürgersinn besaß, aber jeder feineren Weltbildung entbehrte, würde doch nicht ausreichend gewesen sein, Kant zu dem scharfsinnigen und oft sogar witzigen Beobachter weiblichen Wesens zu machen, als der er sich in seinen Schriften zeigt. Dazu bedurfte es des Umganges mit Kreisen, in denen der feinere gesellschaftliche Ton hauptsächlich durch wahrhaft gebildete Frauen vermittelt wurde. Und auch einen solchen Umgang hat Kant genossen, namentlich als er in den Jahren 1746—1755 auf verschiedenen Gütern in der Nähe seiner Vaterstadt als Hauslehrer thätig war. So war es die Familie des Rittergutsbesitzers von Hülsen auf Hermsdorf bei Mohrungen, in der sich Kant so beliebt machte, daß die Söhne der Familie sich noch zu ihm hielten, als er längst an der Universität seiner Vaterstadt als Lehrer thätig war. Vor allen aber war es die Familie des Grafen Kayserling auf Rautenberg, in der Kant als Hauslehrer Gelegenheit hatte, zu erfahren, welchen Einfluß eine feine und vornehme Frau von glänzenden, aber nicht etwa blos bestechenden Eigenschaften auf das Glück ihrer Familie haben kann. Eine solche Frau war aber nach den übereinstimmenden Berichten von Kants Biographen die Gräfin Kayserling, eine geborene Reichsgräfin von Truchseß zu Waldburg, deren Persönlichkeit eine so hervorragende gewesen sein muß, daß sie damals als die Tonangeberin für die Gesellschaft der höheren Stände Königsbergs galt. In diese Kreise zog sie denn auch mit richtigem Takte unsern Philosophen, und der Einfluß, den sie selbst wie ihre ganze Familie auf ihn aus-

Digitized by Google

geübt hatten, bewirkte, daß Kant, so ungern er gewisse conventionelle Höflichkeitsformen ertrug, doch viel darauf hielt, überall in Handlung und Ausdruck sich als den fein gebildeten Mann zu zeigen, der jene Formen beherrschte, auch wo er sich ihnen nicht unterzog, und der sich ihnen wiederum gern und mit bewußter Absicht unterzog, wo er sie als verständigen Ausdruck eines inneren Adels zu deuten vermochte. Gerühmt wird sein Talent gefälliger Erzählung und einer Tischunterhaltung, bei der Gegenstände der Tagesgeschichte wie der Literatur und Wissenschaft, weniger der Kunst, in leichter und angenehmer Folge wechselten und auf eine, selbst minder gebildete Leute fesselnde Art erörtert wurden. Selbst Züge cavaliermäßiger Geistesgewandtheit und Zuvorkommenheit gegen die Frauen werden erzählt.

Noch eine Familie bleibt zu erwähnen, in der Kant Gelegenheit fand, die auf weiblicher Wirksamkeit beruhenden Annehmlichkeiten des Lebens kennen zu lernen. Denn obschon die Frau Oberförster Wobeser in Moditten bei Königsberg in Bezug auf hervorragende Eigenschaften mit der Gräfin Kayserling kaum dürfte in einer Reihe genannt werden, so bewies doch das Forsthaus zu Moditten, daß ein Mann von biederem Charakter und einer für die mannichfachsten geistigen Interessen empfänglichen Seele, wie der Oberförster war, in Gemeinschaft mit einer einfach und still in echter Weiblichkeit wirkenden Hausfrau wol eine Häuslichkeit einzurichten und zu verwalten im Stande ist, in der sich, wie im Forsthause zu Moditten, die besten und geistvollsten Königsberger Gelehrten, Kant insonderheit, zu versammeln pflegten.

Und doch dieser feingebildete, für die Geselligkeit und die Annehmlichkeiten des Lebens nicht unempfängliche Philosoph, dessen Umgang und Lebensweise vielfach zugleich einen offenen Sinn für die Schönheiten der Natur und nicht minder für die Vorzüge des anderen Geschlechts bekundet, ist trotzdem sein Leben hindurch unverheirathet geblieben. — Man darf ihm wegen dieses Umstandes aber schwerlich eine Unterschätzung der Bedeutung der Ehe, zumal nicht in ihrem sittlichen Werthe, Schuld geben wollen. Noch weniger ist anzunehmen, daß dies cölibatäre Leben Kants die Folge einer eigensinnigen Grille war. Schon die angeführten Thatsachen aus seinem geselligen Leben sprechen dagegen. Und der wahre Grund dafür, daß Kant stets unverheirathet blieb, liegt offenbar darin, daß er in den Jahren, wo für ihn das Eingehen der zartesten und innigsten Lebensgemeinschaft natürlich gewesen wäre, außer Stande war, eine Frau zu ernähren, daß er aber, als er dies vermochte, in zu hohem Alter stand, um eine solche brauchen zu können, wie er sich fast wörtlich etwas derbe darüber ausgesprochen haben soll. Er empfand also in den späteren Lebensjahren das Bedürfniß nach der Ehe nicht mehr ernstlich. Wol aber gestaltete er seine Häuslichkeit so, daß sich erkennen läßt, wie sehr er das, was er immerhin als Entbehrung fühlte, durch eine sehr eng an

Digitized by Google

sich gefesselte Bedienung und durch einen täglichen Kreis befreundeter Tischgenossen zu ersetzen suchte. Einen solchen versammelte er während der spätesten Lebensjahre in seinem eigenen Hause.

Wol mochte auch der Ehestand in dem höheren Lebensalter unserem Philosophen als ein Hinderniß erscheinen für die von ihm in demselben inne gehaltene strenge Beobachtung eines regelmäßigen häuslichen Lebens, die nicht sowol Folge der Charaktereigenschaften eines Sonderlings war als sie vielmehr durch verständige Rücksicht auf Kants mangelhafte Gesundheit, zumal im Verhältniß zu den hohen Anforderungen seines Berufes, wie er ihn auffaßte, erheischt wurde.

Den Ehestand zu erstreben, das hielt Kant für einen Wunsch, der an sich durchaus in einer sittlichen und natürlichen Nothwendigkeit begründet ist; aber Aufmunterungen dazu, die sich auf seine Person bezogen, konnte er aus den angedeuteten Gründen nicht vertragen, und als man einst den unpassenden Scherz bis zu einem zudringlichen Vorschlag getrieben hatte, verließ er unwillig die Gesellschaft. Dennoch stand er in den mittleren Jahren zwei Male nahe daran, sein eheloses Leben aufzugeben; aber die gedachten peinlichen Rücksichten ließen ihn in Folge des zu spät gefaßten Entschlusses die günstige Gelegenheit versäumen.

Wie Kant überhaupt wenig eifrig in seinem Briefwechsel war, so hat er auch mit Personen des schönen Geschlechts keinen solchen regelmäßig geführt. Andererseits aber sind uns besonders zwei Briefe an Frauen erhalten, die beide ein Zeugniß davon geben, daß er die Frauen überhaupt für würdig genug hielt, um auch mit ihnen über die wichtigsten Angelegenheiten des Herzens und Verstandes sich in ernster Weise zu unterhalten. Der eine Brief betrifft den Fall des Geisterssehers Swedenborg, über den unser Philosoph an ein Fräulein von Knoblauch schreibt, der andere ist ein unvergleichlich schöner Trostbrief, an Frau von Funk gerichtet in Folge des Ablebens ihres Sohnes, eines von Kant überaus geliebten und geschätzten Zuhörers.

Das sind die wichtigsten Thatsachen, die für Kants Umgang mit den Frauen von Bedeutung sind, und das Urtheil, welches wir aus ihnen über Kants Meinung von dem anderen Geschlechte gewinnen, wird bestätigt durch seine Aeußerungen über dieselben in seinen Werken. Liegen diesen Aussprüchen doch jene Thatsachen als die Erfahrungen, die er verwerthet hat, zum Grunde.

Es sind aber vorzugsweise zwei Schriften, die hier in Betracht kommen, erstlich Kants Schrift, die den Titel führt: „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" und sodann seine „Anthropologie".

Der zuerst genannten wenden wir uns zunächst und fast ausschließlich zu. Kant verfaßte sie in dem uns bereits bekannten Hause des Oberförsters Wobeser zu Moditten. Während der Sommerfrische des ländlichen Aufenthaltes im Jahre 1764 wurde sie daselbst leicht hingeworfen und

Digitized by Google

vollendet. — Sie strotzt von einer Fülle feinsinniger Bemerkungen über ästhetische und moralische Gegenstände und zeigt uns zugleich Kant als einen wahrhaften Virtuosen im Beobachten seelischer Zustände. Dabei ist die Schreibart geistreich, sind die Gedanken oft genial, und die Haltung des Ganzen ist frei von den Fesseln philosophischer Terminologie, wie denn dieser Aufsatz auch siebzehn Jahre dem Erscheinen des ersten epochemachenden Hauptwerkes von unserem Denker, der „Kritik der reinen Vernunft" vorangeht.

Kant schrieb die „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" vielmehr in einer Zeit nieder, wo er sich eingehend mit der englischen Philosophie beschäftigte, zumal mit deren Untersuchungen über Fragen der praktischen Weltweisheit, und er zeigt sich in derselben vielfach abhängig von englischen Einflüssen, aber er steht doch nicht blos unter denselben. Es liegt mehr an der leichten Darstellungsweise, als daran, daß es noch Kants Ueberzeugung sein könnte, wenn das Schöne und das Sittliche in dieser Abhandlung oft nicht streng geschieden werden. Es ist offenbar nach Kants eigener Meinung nicht der tiefste, sondern nur der fruchtbarste Gesichtspunkt, wenn er hier nicht sowol das Wesen des Schönen aus dem des Geistes und aus jener Formvollendung, bei der die Gestalt des Sinnlichen zum reinen Ausdrucke der Harmonie von jenem mit dem Stoffe geworden ist, herzuleiten sucht, als nach den subjectiven Eindrücken fragt und nach den besonderen einzelnen Gefühlen, durch welche das Schöne hervorgerufen wird. Denn wenn Kant den ersten Abschnitt der in Rede stehenden Schrift, der „von den verschiedenen Gegenständen" handelt, „die das Gefühl des Schönen und Erhabenen" in uns erwecken, mit der allgemeinen Bemerkung beginnt, daß jede Empfindung weniger durch die Natur der Gegenstände, welche diese Empfindung hervorrufen, als durch die Beschaffenheit des Subjects, welches dieser Empfindung inne wird, bedingt ist, so gesteht er von den Factoren, deren Producte die Empfindungen sind, dem auf Seite des Geistes gelegenen eine so überwiegende Bedeutung zu, wie sie die englische Philosophie gerade leugnete. Wol aber befindet sich diese wichtige Rolle, die hier dem Subjecte, welches das Schöne empfindet, bei Bewirkung des letzteren zugeschrieben wird, in Uebereinstimmung mit den Lehren der Kritik der reinen Vernunft und den späteren der auf diese fußenden Kritik der Urtheilskraft. Liegt doch in der Consequenz der ersteren die Ansicht, daß, wo Gewißheit der Erkenntniß erreicht werden soll, sich die Gegenstände nach der Vernunft, nicht aber diese nach den Gegenständen richten müsse.

Kant urtheilt nun insonderheit vom Gefühl des Schönen und Erhabenen unserer Schrift zufolge, daß es in einer gewissen angenehmen Rührung bestehe, letztere aber auf verschiedene Weise angenehm sei. Das Erhabene nämlich errege ein Wohlgefallen, das mit Staunen, ja selbst mit Grauen gemischt sei. Das Schöne aber veranlasse eine angenehme Empfindung, die fröhlich und lächelnd sei.

Digitized by Google

Das Erhabene hat dann des Weiteren nach Kant drei Arten: 1) das Schreckhaft-Erhabene, 2) das Edele und 3) das Prächtige. Wenn bei der ersten Art die Empfindung mit Grausen, ja Schwermuth verbunden sei, wie beim Eindrucke, den die tiefe Einsamkeit der Wüste hervorruft, so bringe das Edele wiederum eine ruhige Bewunderung hervor, z. B. der stolze Bau einer Pyramide; beim Prächtigen aber sei über einen erhabenen Plan der Oberfläche der Schimmer der Schönheit verbreitet (Peterskirche).

Nach näherer Begründung dieser allgemeinen Auseinandersetzungen behandelt Kant im zweiten Abschnitte die Eigenschaften des Erhabenen und Schönen am Menschen, und er kommt dann im dritten endlich auf das, was uns hier eigentlich angeht, zu sprechen, nämlich auf den Unterschied des Erhabenen und Schönen im Verhältniß der beiden Geschlechter.

Das weibliche Geschlecht bezeichnet Kant hier als das schöne, das männliche als das edele. Letzteres fällt damit unter das Erhabene.

Denn — so führt Kant des Näheren aus — die Gestalt des Weibes ist feiner, ihre Züge sind zarter und sanfter, ihre Miene im Ausdrucke der Freundlichkeit, des Scherzes und der Leutseligkeit bedeutender und einnehmender als beim männlichen Geschlechte.

Aber dies ist für unseren Philosophen das Geringste, worauf hier das Gewicht fällt, und auch all' dasjenige schlägt Kant nicht am höchsten an, „was man für die geheime Zauberkraft abrechnen muß, wodurch sie unsere Leidenschaft zu vortheilhaftem Urtheil für sie geneigt machen", sondern „vornehmlich" ... „liegen in dem Gemüthscharakter dieses Geschlechtes eigenthümliche Züge, die es von dem unseren deutlich unterscheiden und die darauf hauptsächlich hinauslaufen, sie durch das Merkmal des Schönen kenntlich zu machen."

Wenn wir Männer im Gegensatze dazu den Anspruch auf die Benennung des edelen Geschlechts erheben dürften, so solle das jedoch nicht so verstanden werden, „daß das Frauenzimmer" — welchen damals unanstößigen Ausdruck Kant in der Sprache seiner Zeit meist gebraucht — „edler Eigenschaften ermangelte oder daß das männliche Geschlecht der Schönheiten gänzlich entbehren müßte. Vielmehr erwartet man, daß ein jedes Geschlecht beide vereinbare, doch so, daß von einem Frauenzimmer alle anderen Vorzüge sich nur dazu vereinigen sollen, um den Charakter des Schönen zu erhöhen, welcher der eigentliche Beziehungspunkt ist, und dagegen unter den männlichen Eigenschaften das Erhabene als das Kennzeichen seiner Art deutlich hervorsteche." Hierauf müssen nach Kant alle Urtheile von diesen zwei Geschlechtern, sowol die rühmlichen als die des Tadels sich beziehen.

Was nun aber die Gemüthsart im Besonderen betrifft, so wird für ihn der behauptete Unterschied zunächst dadurch bestätigt, daß das Frauenzimmer ein starkes Gefühl für Alles, was schön, zierlich und geschmückt

Digitized by Google

ist, besitzt. „Schon in der Kindheit sind sie gerne geputzt und gefallen sich, wenn sie geziert sind. Sie sind reinlich und sehr zärtlich in Ansehung alles dessen, was Ekel verursacht. Sie lieben den Scherz und können durch Kleinigkeiten, wenn sie nur munter und lachend sind, unterhalten werden."

Geben wir soweit auch Kant Recht, so glauben wir doch, daß er in den folgenden Sätzen auf eine schönfärbende Weise das als Thatsache angibt, was nur ein auf Grund gewisser wirklich vorhandener Anlagen bei den Frauen durch Erziehung leichter zu erreichendes sittliches Ideal darstellt, wenn er nämlich also fortfährt: „Sie haben sehr früh ein sittsames Wesen an sich, wissen, sich einen feinen Anstand zu geben und besitzen sich selbst; und dieses in einem Alter, wenn unsere (scil. männliche) wohlerzogene Jugend noch unbändig, tölpisch und verlegen ist." Die deutschen Backfische werden nach diesen Aeußerungen gewiß alle Ursache haben, sobald sie herangewachsen sind, doch 'mal zuzusehen, ob der Verkündiger des kategorischen Imperativs wirklich ein so rigoristischer Mann ist, als welcher er oft mit Unrecht verschrieen wird.

Wenn diese Züge die sinnliche Seite des Frauengemüthes kennzeichnen und gewisse mit Unterstützung ihrer Vorzüge zu erzielende praktische Fertigkeiten, selbst sittliche Eigenschaften, so findet Kant denselben Gegensatz beider Geschlechter auch wieder in den intellectuellen und höheren Geistesanlagen.

„Das schöne Geschlecht," sagt er, „hat ebensowol Verstand als das männliche; es ist nur ein schöner Verstand, der unsrige soll ein tiefer Verstand sein, welches ein Ausdruck ist, der einerlei mit dem Erhabenen bedeutet."

Auf diese Eigenthümlichkeit des Frauenverstandes soll man auch bei der Erziehung der Mädchen Rücksicht nehmen. Kant fordert in dieser Beziehung Folgendes: „Bei der Gelegenheit, die man ihnen geben wolle, ihre schöne Natur auszubilden, muß man dieses Verhältniß jederzeit vor Augen haben. Man wird ihr gesammtes moralisches Gefühl und nicht ihr Gedächtniß zu erweitern suchen." Letzteres in überwiegender Weise bei dem Frauengemüthe anzustreben, hält Kant für verfehlt, und er sagt darüber: „Es scheint eine boshafte List der Mannspersonen zu sein, daß sie das schöne Geschlecht zu diesem verkehrten Geschmacke haben verleiten wollen. Denn wohl bewußt ihrer Schwäche, in Ansehung der natürlichen Reize desselben, und daß ein einziger schalkhafter Blick sie mehr in Verwirrung setze als die schwerste Schulfrage, sehen sie sich, sobald das Frauenzimmer in diesen Geschmack einschlägt, in einer entschiedenen Ueberlegenheit und sind in dem Vortheile, den sie sonst schwerlich haben würden, mit einer großmüthigen Nachsicht den Schwächen ihrer Eitelkeit aufzuhelfen. Der Inhalt der großen Wissenschaft des Frauenzimmers ist vielmehr der Mensch und unter den Menschen der Mann. Ihre Weltweisheit ist nicht Vernünfteln, sondern Empfinden."

Digitized by Google

Endlich bekundet sich selbst in den rein moralischen Eigenschaften der unterschiedene Charakter beider Geschlechter auf die im Vorangehenden angegebene Weise. Sogar „die Tugend des Frauenzimmers ist eine schöne Tugend", wie Kant sich ausdrückt, „die des männlichen Geschlechts aber soll eine edle Tugend sein. Die Frauen," sagt er weiter, — und wenigstens hinsichtlich der Bethätigung eines ihnen natürlichen moralischen Gefühles können wir dies ihm zugeben — „die Frauen," meint er also, „werden das Böse vermeiden, nicht weil es unrecht, sondern weil es häßlich ist, und tugendhafte Handlungen bedeuten bei ihnen solche, die sittlich schön sind: Nichts von Sollen, nichts von Müssen, nichts von Schuldigkeit." Denn Kant glaubt auf Grund seiner Beobachtung des weiblichen Verhaltens dies versichern zu können: „Dem Frauensinne sind alle Befehle und aller mürrische Zwang unleidlich. Sie thun etwas nur, weil es ihnen so beliebt, und die Kunst besteht darin, zu machen, daß ihnen nur dasjenige beliebe, was gut ist."

„Selbst viele von ihren Schwachheiten sind" — so dünkt es unseren nachsichtigen Philosophen — „so zu sagen, nur schöne Fehler. Beleidigung oder Unglück bewegen ihre zarte Seele zur Wehmuth. Der Mann muß niemals andere als großmüthige Thränen weinen. Die, so er in Schmerzen oder über Glücksumstände vergießt, machen ihn verächtlich."

„Die Eitelkeit, die man dem schönen Geschlechte so vielfältig vorrückt, wofern sie ja an demselben ein Fehler ist, so ist sie nur ein schöner Fehler." Denn die Frauen „beleben ... dadurch wirklich ihre Reize. Diese Neigung ist ein Antrieb, Annehmlichkeiten und den guten Anstand zu zeigen, ihren munteren Witz spielen zu lassen, ingleichen durch die veränderlichen Erfindungen des Putzes zu schimmern und ihre Schönheit zu erhöhen."

Dennoch bleibt diese Eitelkeit fehlerhaft und ein Uebermaß in ihr macht zur Närrin, das freilich nach Kant nicht eine so harte Bedeutung hat wie dasselbe Wort mit fehlender Endsilbe beim Manne.

„Wenn die Eitelkeit ein Fehler ist, der an einem Frauenzimmer sehr wohl Entschuldigung verdient, so ist das aufgeblasene Wesen an ihnen nicht allein sowie an Menschen überhaupt tadelhaft, sondern es verunstaltet gänzlich ihren Geschlechtscharakter."

Eitelkeit und Aufgeblasenheit sind also nach Kant durchaus und scharf auseinanderzuhalten. „Die erstere" — so bestimmt er ihr Wesen des Näheren — „sucht Beifall und ehrt gewissermaßen diejenigen, um deren willen sie sich diese Bemühung gibt; die zweite glaubt sich schon in dem völligen Besitze desselben, und indem sie keinen zu erwerben bestrebt, so gewinnt sie auch keinen."

„Dem Schönen ist nichts so sehr entgegengesetzt als der Ekel sowie nichts tiefer unter das Erhabene sinkt als das Lächerliche. Daher kann dem Manne kein Schimpf empfindlicher sein als daß er ein Narr und

Digitized by Google

einem Frauenzimmer, daß sie ekelhaft genannt werde." Kant glaubt dies Urtheil selbst dem der Engländer gegenüber, sofern man von der sittlichen Werthschätzung absehe, aufrecht erhalten zu sollen, die da meinen: „dem Manne könne kein Vorwurf gemacht werden, der kränkender sei als wenn er für einen Lügner, und dem Frauenzimmer kein härterer als wenn sie für unkeusch gehalten wird."

Wenn Kant hiernach die Reinlichkeit bei dem schönen Geschlechte zu den Tugenden vom ersten Range rechnet, so ist es natürlich, daß er schon vom Gesichtspunkte leiblicher Sauberkeit aus die Schamhaftigkeit gleich hochstellt. Trotzdem aber hebt er für die Nothwendigkeit dieser doch in erster Linie die Bewahrung der sittlichen Lauterkeit hervor, wenn er von ihr sagt: „Sie ist ein Geheimniß der Natur, sowol einer Neigung Schranken zu setzen, die sehr unbändig ist und, indem sie den Ruf der Natur für sich hat, sich immer mit guten sittlichen Absichten zu vertragen scheint, wenn sie gleich ausschweift. Sie ist demnach als ein Supplement der Grundsätze höchst nöthig; denn es gibt keinen Fall, da die Neigung so leicht zur Sophistin wird, gefällige Grundsätze zu erklügeln als hier. Sie dient aber zugleich, um einen geheimnißvollen Vorhang selbst vor die geziemendsten und nöthigsten Zwecke der Natur zu ziehen, damit die gar zu geheime Bekanntschaft mit denselben nicht Ekel oder zum mindesten Gleichgültigkeit veranlasse . . . . ." Diese Eigenschaft ist dem schönen Geschlechte, wie Kant betont, sogar „vorzüglich eigen und ihm sehr anständig".

Die edlen Eigenschaften des weiblichen Geschlechts, die jedoch, wie wir bereits von Kant gelernt haben, niemals das Gefühl des Schönen unkenntlich machen müssen, kündigen sich durch nichts deutlicher und sicherer nach ihm an als durch die Bescheidenheit, die er für „eine Art von edler Einfalt und Naivetät bei großen Vorzügen" erklärt. „Aus derselben leuchtet eine ruhige Wohlgewogenheit und Achtung gegen andere hervor, zugleich mit einem edlen Zutrauen auf sich selbst und einer billigen Selbstschätzung verbunden, die bei einer erhabenen Gemüthsart jederzeit anzutreffen ist. Indem diese feine Mischung zugleich durch Reize einnimmt und durch Achtung rührt, so stellt sie alle übrige schimmernden Eigenschaften wider den Muthwillen des Tadels und der Spottsucht in Sicherheit. Personen von dieser Gemüthsart haben auch ein Herz zur Freundschaft, welches an einem Frauenzimmer niemals kann hoch genug geschätzt werden, weil es so gar selten ist und so überaus reizend sein muß."

Hierin sind die wichtigsten Beobachtungen Kants erschöpft, durch welche er die Natur des Weibes kennzeichnet als eine sowol in physischer als auch in geistiger Hinsicht vom Charakter des Schönen bestimmte Erscheinung. Nicht nur die äußere Gestalt, sondern auch die Verstandeskräfte und sittlichen Eigenschaften des Weibes haben vorwiegend den Charakter des Schönen und Anmuthigen, während dieselben bei dem Manne

Digitized by Google

den des Erhabenen und Würdevollen, sowie insonderheit den des Edlen an sich tragen.

Unser Weiser erörtert in ferneren Betrachtungen des hier besprochenen Abschnittes seiner „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" auch die Verschiedenheit des Eindrucks, den die Gestalt und die Gesichtszüge des schönen Geschlechts auf das männliche machen. Wir begnügen uns hier, das anzuführen, was Kant über den Unterschied der schönen, der angenehmen und der reizenden Frau bemerkt. Er sagt: „Eine Frau, an welcher die Annehmlichkeiten, welche ihrem Geschlechte geziemen, vornehmlich den moralischen Ausdruck des Erhabenen hervorstechen lassen, heißt schön im eigentlichen Verstande, diejenige, deren moralische Zeichnung, sofern sie in den Mienen oder Gesichtszügen sich kenntlich macht, die Eigenschaften des Schönen ankündigt, ist annehmlich, und wenn sie es in höherem Grade ist, reizend. Die erstere läßt unter einer Miene von Gelassenheit und einem edlen Anstande den Schimmer eines schönen Verstandes aus bescheidenen Blicken hervorleuchten, und indem sich in ihrem Gesicht ein zärtlich Gefühl und wohlwollendes Herz abmalt, so bemächtigt sie sich sowol der Neigung als der Hochachtung eines männlichen Herzens, die zweite zeigt Munterkeit und Witz in lachenden Augen, etwas feinen Muthwillen, das Schäkerhafte der Scherze und schalkhafte Sprödigkeit; sie reizt, wenn die erste rührt, und das Gefühl der Liebe, dessen sie fähig ist, und welches sie anderen einflößt, ist flatterhaft, aber schön."

Kant hebt nicht mit Unrecht am selbigen Orte hervor, daß vom feineren Geschmacke im Allgemeinen den Erscheinungen, die bei näherem Umgange gewinnen, der Vorzug gegeben werde vor denen, die zwar im ersten Augenblick blenden, dann aber erkältend wirken.

Ueberdies warnt er davor, auf die äußeren Reize zu großen Werth zu legen. Man habe Ursache, in der Verfeinerung des zärtlichen Gefühls behutsam zu sein, wofern wir uns nicht durch übergroße Reizbarkeit nur viel Unmuth und eine Quelle von Uebeln erklügeln wollen. „Droht doch auch allen Reizen das Alter, der große Verwüster der Schönheit."

Gleichwol gehört die Frau, auch wenn sie altert, nach Kant immer noch zum schönen Geschlecht. „Eine bejahrte Person," sagt er, „welche mit einem sittsamen und freundlichen Wesen der Gesellschaft beiwohnt, auf eine muntere und vernünftige Art gesprächig ist, die Vergnügungen der Jugend, daran sie selbst nicht Antheil nimmt, mit Anstand begünstigt, und indem sie für Alles sorgt, Zufriedenheit und Wohlgefallen an der Freude, die um ihr vorgeht, verräth, ist noch immer eine feinere Person als ein Mann in gleichem Alter, und vielleicht noch liebenswürdiger als ein Mädchen, wiewol in einem anderen Verstande. An der Natur" — so fügt er mit einer ganz trefflichen allgemeinen Bemerkung hinzu — „an der Natur liegt es niemals, wenn wir nicht in einem guten Anstande erscheinen, sondern daran, daß man sie verkehren will."

Digitized by Google

Es folgen Erörterungen über den Einfluß, den ein Geschlecht auf das andere auszuüben vermag, um dessen Gefühl zu verschönern oder zu veredeln. Kant behauptet in dieser Beziehung u. A.: „Das Frauenzimmer hat ein vorzügliches Gefühl für das Schöne, sofern es ihnen selbst zukommt, aber für das Edle, insoweit es am männlichen Geschlechte angetroffen wird. Der Mann dagegen hat ein entschiedenes Gefühl für das Edle, das zu seinen Eigenschaften gehört, für das Schöne aber, insofern es an dem Frauenzimmer anzutreffen ist. Daraus muß folgen, daß die Zwecke der Natur darauf gehen, den Mann durch die Geschlechterneigung noch mehr zu veredeln und das Frauenzimmer durch eben dieselbe noch mehr zu verschönern."

Ueber das Verhältniß, in dem diese Neigung ihren Gipfel erreicht, äußert er sich in folgender beachtenswerthen und zugleich ebenso wahren wie durchaus würdigen Weise:

„In dem ehelichen Leben soll das vereinigte Paar gleichsam eine einzige moralische Person ausmachen, welche durch den Verstand des Mannes und den Geschmack der Frauen belebt und regiert wird. Denn nicht allein, daß man jenem mehr auf Erfahrung gegründete Einsicht, diesen aber mehr Freiheit und Richtigkeit in der Empfindung zutrauen kann, so ist eine Gemüthsart, je erhabener sie ist, auch um desto geneigter, die größte Absicht der Bemühungen in der Zufriedenheit eines geliebten Gegenstandes zu setzen, und andererseits je schöner sie ist, desto mehr sucht sie durch Gefälligkeit diese Bemühung zu erwidern. Es ist also in einem solchen Verhältniß ein Vorzugsstreit täppisch, und wo er sich ereignet, das sicherste Merkmal eines plumpen oder ungleich gepaarten Geschmackes. Wenn es dahin kömmt, daß die Rede vom Rechte des Befehlshabers ist, so ist die Sache schon äußerst verderbt; denn wo die ganze Verbindung eigentlich nur auf Neigung errichtet ist, da ist sie schon halb zerrissen, sobald sich das Sollen anfängt hören zu lassen. Die Anmaßung des Frauenzimmer in diesem harten Tone ist äußerst häßlich und des Mannes im höchsten Grade unedel und verächtlich. Indessen bringt es die weise Ordnung der Dinge so mit sich, daß alle diese Feinheiten und Zärtlichkeiten der Empfindung nur im Anfange ihre ganze Stärke bewahren, in der Folge aber durch Gemeinschaft und häusliche Angelegenheit allmählich stumpfer werden, und dann in vertrauliche Liebe ausarten, wo endlich die große Kunst darin besteht, noch genugsame Reste von jenen zu erhalten, damit Gleichgültigkeit und Ueberdruß nicht den ganzen Werth des Vergnügens aufheben, um dessen willen einzig und allein es verlohnt hat, je eine solche Verbindung einzugehen."

Daß die Ehe auch eine mehr äußerliche Seite hat und daß, wenn sie nur von dieser aus in ihrer rechtlichen Bedeutung aufgefaßt wird, ihr Begriff ebenfalls weniger erhabene und schöne, ja zum Theil sogar etwas sinnliche Bestimmungen enthalten muß, ist selbstverständlich und für sich

Digitized by Google

klar. Einen solchen Begriff gibt uns Kant von der Ehe in seiner Rechtslehre, wo dieselbe in ihrer Wichtigkeit für den Staat und die bürgerliche Gesellschaft und rücksichtlich des Interesses derselben an der Erhaltung der Gattung erörtert wird. Allein wer die hier vorgetragenen Bemerkungen über die Ehe (zumal trotz des Umstandes, daß Kants Ausdrucksweise für jeden der Gesichtspunkte, unter dem er jedes Mal etwas behandelt, durchaus angemessen und deshalb an diesem Orte etwas derbe erscheint) für die die Sache erschöpfenden nehmen wollte, würde unserem Philosophen sehr Unrecht thun. Er würde eben vergessen, daß der Begriff eines Gegenstandes verschieden ist je nach dem Gesichtspunkte, von welchem er erfaßt wird, und daß Kant nicht nur in seinen „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", sondern auch noch in seinen spätesten Werken das eheliche Verhältniß zugleich in seiner sittlichen und inneren Bedeutung stets voll und ganz zu würdigen gewußt hat. Das gilt z. B. von der „Metaphysik der Sitten" aus dem Jahre 1797 und der „Anthropologie in pragmatischer Absicht", einer der letzten Schriften Kants, die er 1798, d. h. sechs Jahre vor seinem Tode abgefaßt hat.

Die „Anthropologie" ist nach Kant eine Lehre von der Kenntniß des Menschen. Eine solche als Weltkenntniß sei alsdann pragmatisch, wenn sie Erkenntnisse des Menschen als eines Weltbürgers enthält. Sie geht nicht, wie die physiologische, auf die Erforschung dessen, was die Natur, sondern auf das, was er, der Mensch, als frei handelndes Wesen aus sich selber macht oder machen kann und soll. Kant gliedert sie in zwei Haupttheile:

I. Von der Art, das Innere sowol als das Aeußere des Menschen zu erkennen und
II. von der Art, das Innere des Menschen aus dem Aeußeren zu erkennen.

Wie aller kritischen Betrachtung Kants die Eintheilung der Gemüthsvermögen in Erkennen, Fühlen und Begehren zu Grunde liegt — welche drei Fähigkeiten, in bestimmter Richtung zur Thätigkeit erregt zu werden, für Kant derartig unterschiedene Grundkräfte sind, die auf der Natur des Geistes als eines Allgemeinen und auf dem Verhältnisse desselben zum Besonderen bei seiner seelischen Bethätigung in diesem beruhen: so handelt er auch das Thema des I. Theiles ab in Bezug auf das Erkenntnißvermögen, das Gefühl der Lust und Unlust und auf das Begehrungsvermögen. Hier aber sind es nur ganz zerstreute Bemerkungen, welche die Natur der Frauen betreffen.

Im zweiten Theile jedoch werden folgende Gegenstände besprochen: 1) Der Charakter der Person, 2) der des Geschlechts, 3) der des Volks und 4) der der Gattung d. i. der Menschheit als solcher.

Der zweite dieser Abschnitte berührt somit ausführlich unseren Gegenstand. Kant geht in ihm von folgender Bemerkung aus:

Digitized by Google

„In alle Maschinen, durch die mit kleiner Kraft ebenso viel ausgerichtet werden soll als durch andere mit großer, muß Kunst gelegt sein. Daher kann man schon zum voraus annehmen, daß die Vorsorge der Natur in die Organisation des weiblichen Theiles mehr Kunst gelegt haben wird als in die des männlichen, weil sie den Mann mit größerer Kraft ausgestattet hat als das Weib, um beide zur innigsten leiblichen Vereinigung, doch auch als vernünftige Wesen zu dem ihr am meisten angelegenen Zwecke, nämlich der Erhaltung der Art zusammen zu bringen."

Zur Einheit und Unauflöslichkeit einer Verbindung sei das beliebige Zusammentreten zweier Personen nicht hinreichend; „ein Theil mußte dem anderen unterworfen und wechselseitig einer dem anderen irgendworin überlegen sein, um ihn beherrschen oder regieren zu können: .... der Mann dem Weibe durch sein körperliches Vermögen und seinen Muth, das Weib aber dem Manne durch ihre Naturgabe, sich der Neigung des Mannes zu ihr zu bemeistern. So sei es wenigstens im Fortgange der Cultur; im noch uncivilisirten Zustande sei freilich die Ueberlegenheit blos auf Seite des Mannes."

Im bürgerlichen Zustande aber „gibt sich das Weib dem Manne nicht ohne Ehe hin und zwar die der Monogamie."

Man könne nur dadurch, daß man nicht, was wir uns zum Zwecke machen, sondern was Zweck der Natur bei Einrichtung der Weiblichkeit war, als Princip brauche, zu der Charakteristik dieses Geschlechts gelangen, und da dieser Zweck selbst vermittelst der Thorheit des Menschen doch der Naturabsicht nach Weisheit sein muß, so werden diese ihre muthmaßlichen Ziele auch das Princip derselben anzugeben dienen können. Sie sind aber 1) Erhaltung der Art und 2) die Cultur der Gesellschaft und Verfeinerung derselben durch die Weiblichkeit.

Ueber beide macht Kant gute Bemerkungen, die aber am besten und geschmackvollsten bei ihm selbst nachgelesen werden mögen.

Interessant sind einzelne seiner zerstreuten Anmerkungen, die er diesen Ausführungen hinzufügt, z. B. folgende:

„Die Frau will herrschen, der Mann beherrscht sein (vornehmlich in der Ehe). Daher die Galanterie der alten Ritterschaft. — Die Frau setzt früh in sich selbst Zuversicht zu gefallen, der Jüngling besorgt immer zu mißfallen und ist daher in Gesellschaft der Damen verlegen (genirt)."

„Das Weib ist weigernd, der Mann bewerbend, ihre Unterwerfung ist Gunst. — Die Natur will, daß das Weib gesucht werde; daher mußte jenes selbst nicht so delicat in der Wahl nach Geschmack sein als der Mann, den die Natur auch gröber gebaut hat, und der dem Weibe schon gefällt, wenn er nur Kraft und Tüchtigkeit zu ihrer Vertheidigung in seiner Gestalt zeigt."

„Was die gelehrten Frauen betrifft, so brauchen sie" — sagt Kant — „ihre Bücher etwa so, wie ihre Uhr, nämlich sie zu tragen, damit

Digitized by Google

gesehen werde, ob sie eine haben, ob sie zwar gemeiniglich still steht oder nicht nach der Sonne gestellt ist." Von dem verlobten Mädchen hat unser Philosoph das, was hiernach offenbar von allen Frauen hinsichtlich des Uhrentragens gelten soll, nicht behauptet, und er würde es auch nicht gekonnt haben. Denn die glückliche Braut, falls sie eine Uhr besitzt oder auch nur Gelegenheit, über eine solche zu verfügen, hat, pflegt sie womöglich vorzustellen, um den selbst stets pünktlich erscheinenden Bräutigam dennoch zu schelten mit den gern gehörten Worten: „Du kommst ja so spät!"

„Weibliche Tugend oder Untugend", sagt Kant des Weiteren, „ist von der männlichen nicht sowol der Art als der Triebfeder nach sehr unterschieden. Sie soll geduldig, er muß *duldend* sein. Sie ist *empfindlich*, er empfindsam. Des Mannes Wirthschaft ist Erwerben, die des Weibes Sparen."

Indem Kant praktische Folgerungen dieser Auffassungen berührt stellt er allgemein dies auf:

„Das weibliche Geschlecht muß sich im Praktischen selbst ausbilden und disciplíniren; das männliche versteht sich darauf nicht."

Was einzelne Bestimmungen angeht, so bemerkt er auch hier wiederum über die Ehe sehr schön: „Das Weib wird durch die Ehe frei, der Mann verliert dadurch seine Freiheit." Er meint dies vorzugsweise auch in diesem besonderen Sinne, daß jenes nur in der Ehe den ihrer Natur entsprechenden Beruf, den sie in der Familie hat, ganz und voll zu erfüllen im Stande ist, während der Mann, gerade als Unverheiratheter, die für seinen bürgerlichen Lebensberuf nöthige Zeit ungetheilt besitzt und in diesem vielfach ungehemmt ist durch die mannichfachen Beschwerden und Hindernisse, die für denselben insonderheit eben der *Ehestand* mit sich bringt.

Kant fragt auch: „Wer soll denn den oberen Befehl im Hause haben?" „Denn nur Einer könne es doch sein, der alle Geschäfte in einen mit diesen seinen Zwecken übereinstimmenden Zusammenhang bringt." Und er antwortet: „Ich würde in der Sprache der Galanterie (doch nicht ohne Wahrheit) sagen: Die Frau soll herrschen und der Mann regieren; denn die Neigung herrscht und der Verstand regiert. — Das Betragen des Ehemannes muß zeigen, daß ihm das Wohl seiner Frau vor allem Anderen am Herzen liege. Weil aber der Mann am besten wissen muß, wie er stehe und wie weit er gehen könne, so wird er, wie ein Minister, seinem blos auf Vergnügen bedachten Monarchen, der etwa ein Fest oder den Bau eines Palais beginnt, auf diesen fürstlichen Befehl zuerst seine schuldige Willfährigkeit dazu erklären, nur daß z. B. für jetzt nicht Geld genug im Schatze sei, daß gewisse dringendere Nothwendigkeiten zuvor abgemacht werden müssen u. s. w., so daß der höchst gebietende Herr alles thun kann, was er thun will, doch mit dem Umstande, daß diesen Willen ihm sein Minister an die Hand gibt."

Digitized by Google

Es bleibt nur übrig, schließlich Kants Ansichten über die Bildung und Erziehung der Frauen mitzutheilen. Voran stelle ich seinen Ausspruch in einer Anmerkung zu den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen", daß er Rousseaus Wort um alles nicht gesprochen haben möchte, der da behaupte: „daß ein Frauenzimmer niemals etwas mehr als ein großes Kind werde". „Allein," so wendet Kant ein — und er glaubt jene verwegene Meinung dadurch zugleich einzuschränken — „der scharfsinnige Schweizer schrieb dieses in Frankreich und vermuthlich empfand er, als ein so großer Vertheidiger des schönen Geschlechtes, es mit Entrüstung, daß man demselben nicht mit mehr wirklicher Achtung daselbst begegnet."

Was nun des Näheren die allgemeine Ansicht über Frauenbildung und -erziehung betrifft, so will Kant, wie wir es bereits früher angedeutet haben, daß der dem weiblichen Geschlechte natürliche Charakter des Schönen auch bei der Erziehung gewahrt und ihm sorgsam Rechnung getragen werde. Sogar die in's Einzelne gehenden Ausführungen darüber beruhen ebenfalls auf der für jene Forderung geltend gemachten und uns schon bekannten Ueberzeugung, daß auch der Verstand der Frauen ein schöner sei, während der der Männer ein tiefer sein soll. Dieselben enthalten zugleich im Einzelnen noch Manches, was zu sehr interessanten Folgerungen führen würde in Bezug auf die sociale Stellung der Frauen und auf ihre Ausbildung für eine selbständige und von der Familie unabhängige Wirksamkeit in der bürgerlichen Gesellschaft. Um nun die dahin gehörigen Aeußerungen unseres Weisen nicht irrig zu deuten und die Wahrheit in denselben eben dadurch festzustellen, daß wir sie auf das rechte Maß zurückführen, muß ich jedoch eine eigene Bemerkung vorausschicken. Kant würde sie in seiner Weise vielleicht selbst gemacht haben, wenn er jene hier in Betracht kommenden Erfahrungen, die aus unseren gesellschaftlichen Zuständen hervorgehen, in solchem Grade vor Augen gehabt hätte

Ich meine Folgendes: Wenn Jemand, wie es Kant thut, die Meinung hegt, daß der Verstand der Frauen von Haus aus eine andere Anlage zeige als der der Männer, so kommt dies freilich darauf hinaus, daß selbst für die geistigen Kräfte beider Geschlechter eine qualitativ und wesentlich verschiedene Begabung vorauszusetzen sei. Und es dürfte doch die Erfahrung auch wol thatsächlich dafür sprechen, daß beispielsweise Verstand und Verstand nicht immer einerlei sei, daß er oft nicht blos dem Grade und der Stärke nach verschieden erscheint, sondern daß zumal das Mischungsverhältniß der Gemüthskräfte, welches sich in den Unterschieden der Temperamente und in anderen von der Geburt an mitgegebenen leiblichen und seelischen Bestimmtheiten darstellt, auch Art-Unterschiede des Verstandes zur Folge haben wird und so insonderheit ein solcher zwischen männlichen und weiblichen Verstandeskräften vorhanden sein mag. Wenn aber auch somit die angeborenen Unterschiede der Seelenkräfte wesentlich

Digitized by Google

auseinandergehende Befähigung für gewisse Leistungen des Verstandes bedingen, so ist im Sinne Kants doch jede solche Naturbeschaffenheit lediglich eine relative und nur in bestimmter Rücksicht bedeutsame, keine absolute und unbedingt geltende Schranke. Denn Niemand hat so wie er — Fichte etwa ausgenommen — die Macht jener Grundkraft des Gemüthes anerkannt, die ihrem Wesen nach alle Bestimmtheit durch anderes von sich ausschließt und die Selbständigkeit des Geistes und seine sittliche Stärke als etwas vor aller Naturbestimmtheit Liegendes offenbart. Diese Grundkraft ist der reine Wille, der ursprünglich frei, dem Geiste auch in jeder anderen Beziehung diejenige Selbständigkeit wieder zu erringen vermag, welche ihm, bei der Besonderung in seelische Individuen, eben nur vorübergehend verloren gegangen sein kann. Durch Innewerden seiner geistigen Selbständigkeit im reinen Wollen vermag jeder Mensch alle Naturbestimmtheit — sei es sinnliche oder intellectuelle — zu überwinden. Daher wird auch die Frau im Stande sein, all' das, was dem weiblichen Verstande an sich weniger angemessen erscheint, wenn es von ihr mit sittlichem Ernste ergriffen und in den Dienst ethischer Zwecke gestellt wird, in einer solchen Weise zu adeln, daß es nicht mehr als unweiblich befunden zu werden vermag. Eben darum geben wir gerne zu, daß manche von jenen der lediglich natürlichen Bestimmung der Frau weniger angemessenen und ihr weniger zusagenden Wirkungsarten dennoch von derselben mit gutem Fuge erfaßt und mit lohnendem Erfolge wird durchgeführt werden können, wenn sie ihr mit solchem moralisch geläuterten Eifer sich widmet, der die für ihre Gemüthsart von Haus aus vorliegenden Verstandesschwierigkeiten bewältigt. In der Weise müssen die Frauen aber jedenfalls solchen Berufsarten obliegen, daß man sieht, wie das ihnen sich hingebende weibliche Gemüth mit dieser Pflichterfüllung nicht nur nicht prahlt, sondern sogar trotz der anerkennenswerthen Bereitwilligkeit zur Uebernahme derselben das Lob derselben eher ablehnt als herausfordert und trotz der Freudigkeit an dieser Thätigkeit doch die klare Einsicht durchblicken läßt, daß es die natürlichste und eigentlichste Aufgabe seines Geschlechtes wohl begreift, ob es gleich der Lösung einer anderen nicht blos nothgedrungen sich hingibt. — Bedenken wir dies, so werden wir unter Voraussetzung der hier bezeichneten Einschränkungen im Uebrigen der Hauptsache nach immerhin das anzuerkennen vermögen, was Kant über die intellectuelle Anlage der Frau sowie über die ihr entsprechende Erziehung und Berufsart äußert.

„Zur Schönheit aller Handlungen" — so urtheilt er in den „Beobachtungen u. s. w." — „gehört vornehmlich, daß sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden; dagegen Bestrebungen und überwundene Schwierigkeiten Bewunderung erregen und zum Erhabenen gehören. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schicken sich nicht wohl für

Digitized by Google

eine Person, bei der ungezwungene Reize nichts anderes als eine schöne Natur zeigen sollen."

„Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind. — Ein Frauenzimmer, das den Kopf voll Griechisch hat, wie die Frau Dacier, oder über die Mechanik gründliche Streitigkeiten führt, wie die Marquise von Châtelet, mag nur immerhin noch einen Bart dazu haben; denn dieser würde vielleicht die Miene des Tiefsinnes noch kenntlicher ausdrücken, um den sie sich bewerben."

„Der schöne Verstand wählt zu seinem Gegenstande Alles, was mit dem feineren Gefühle mehr verwandt ist und überläßt abstracte Speculationen oder Kenntnisse, die nützlich aber trocken sind, dem emsigen, gründlichen und tiefen Verstande."

„Das Frauenzimmer wird demnach keine Geometrie lernen," aber „Gefühl für Schildereien vom Ausdrucke und für die Tonkunst, nicht insofern sie Kunst, sondern Empfindung äußert, alles dieses verfeinert oder erhebt den Geschmack dieses Geschlechts und hat jederzeit einige Verknüpfung mit sittlichen Regungen. Niemals ein kalter und speculativer Unterricht, jederzeit Empfindungen, und zwar die so nahe wie möglich bei ihrem Geschlechtsverhältnisse bleiben. Diese Unterweisung ist darum so selten, weil sie Talente, Erfahrung und ein Herz voll Gefühl erfordert, und jeder anderen kann das Frauenzimmer sehr wohl entbehren, wie es denn auch ohne diese sich von selbst gemeiniglich sehr wohl ausbildet."

Wie gesagt, wir würden Kant nicht beistimmen, falls diese Aeußerungen so zu verstehen wären, daß die Frau von der höheren Bildung ausgeschlossen sein soll. Dann würde ja auch die Ehe nur ein künstliches Band zwischen ungleichartigen Gliedern herstellen können ohne Zuverlässigkeit und Bestand, was denn doch durch eine Reihe, Gott sei Dank, herrlicher Erfahrungen für Jeden widerlegt wird. Das will aber unser Weiser auch eigentlich gar nicht sagen, sondern es kommt ihm im Wesentlichen nur darauf an, daß diese höheren Kenntnisse dem Weibe nicht als wissenschaftliche Untersuchung, sondern mehr in der Gestalt des Schönen, weniger zugleich mit ihren Gründen als nur in den Ergebnissen, daher hauptsächlich als Gefühlsbildung und in Beziehung zur Eigenthümlichkeit ihres Geschlechts ihnen mitgetheilt werden.

Daß dies der in erster Linie zu beachtende Gesichtspunkt sei, darin hat Kant unzweifelhaft Recht; daß er im Grunde mit seiner Forderung nicht weiter gehen will, bezeugt auch der Umstand, daß eine seiner spätesten Schriften, die ein Jahr vor seinem Tode, also 1803, von Rink herausgegebene „Pädagogik", die offenbar überall nur das Kindesalter und die Jahre vor den Anfängen der näheren schulmäßigen Vorbildung zur Wissenschaft im Auge hat, auch hinsichtlich der intellectuellen Erziehung gar keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden Geschlechtern

Digitized by Google

macht, während sie in Bezug auf gewisse physische und zugleich moralische Punkte den Gegensatz doch ausdrücklich betont hat.

Kant urtheilte überhaupt so: Was auf der einen Seite eine Schwäche des Weibes und ein Mangel sei, eben das gerade sei auf der anderen ein Vorzug und seine Stärke. So sei es zwar bürgerlich unmündig, d. h., wie er in der „Anthropologie" sagt, es habe eine Stellvertretung seiner Person nöthig, nicht wegen Unreife des Alters, sondern weil es nach Lage der bürgerlichen Einrichtungen zum eigenen Gebrauche seines Verstandes oftmals ungeeignet sei. „Das Weib," sagt Kant ebenda, „in jedem Alter wird für bürgerlich unmündig erklärt; der Ehemann ist ihr natürlicher Curator." — Denn „es können die Frauen, so wenig es ihrem Geschlechte zusteht, in den Krieg zu ziehen, ebenso wenig ihre Rechte persönlich vertheidigen und staatsbürgerliche Geschäfte für sich selbst, sondern nur vermittelst eines Stellvertreters treiben, und diese gesetzliche Unmündigkeit in Ansehung öffentlicher Verhandlungen macht sie in Ansehung der häuslichen Wohlfahrt nur desto vermögender; weil hier das Recht des Schwächeren eintritt, welches zu achten und zu vertheidigen sich das männliche Geschlecht durch seine Natur schon berufen fühlt."

Hiermit — so dünkt mich — hat Kant das Wahre und den Kern der Sache getroffen. Denn jenes Recht des Schwächeren bedeutet in seiner Sprache nur das einer äußeren Schwäche, die jedoch dazu dient, auf eine eigenthümlich innere Begabung des Weibes recht deutlich hinzuweisen.

Diese, d. h. sein Beruf für die Familie, ist darum zugleich eine das Weib auszeichnende Kraft und Würde. Wir müssen an Stelle jenes Rechtes des äußerlich Schwächeren in unserer Ausdrucksweise vielmehr das Recht einer eigenthümlich inneren Stärke setzen, die der Vorzug und Stolz der Frau ist und sogar so gebietend auftritt, daß der Mann selbst seine größere äußere Kraft willig in ihren Dienst stellt und keine Verletzung jener duldet.

Fassen wir Alles zusammen, so hat Kant, wie ich meine, nicht nur über die übrigen wichtigen Interessen, sondern auch über die als sogenannte Frauenfrage bezeichnete und unsere Zeit ernstlichst beschäftigende Angelegenheit schöne und klare Aussprüche gethan, — solche, durch die wir, gleichsam wie mittels eines Compasses, uns vielfach gut und sicher im unruhigen Gewoge der Tagesmeinungen orientiren können.

Der große Weise von Königsberg, ein unbestrittener Meister in Behandlung der tiefsten und gelehrtesten Fragen vieler Einzelwissenschaften, vor Allem aber der philosophischen Grundwissenschaft, erscheint somit auch als ein trefflicher und umsichtiger Berather in bedeutsamen Verhältnissen, welche das praktische Leben unmittelbar betreffen. Zu diesen aber werden stets jene Interessen gehören, welche von der Männerwelt, zumal von der verheiratheten, mit einer im Allgemeinen gewiß wohl begründeten Höflichkeit bezeichnet werden als die Angelegenheiten ihrer besseren Hälfte.

Digitized by Google

Bilder aus Deutschlands Kriegsmarine.

Von

Bernhard Wagener.

— Kiel. —

Vorgedanken.

Hast Du das Meer gesehen? War's Feiertag über den Gewässern, spiegelnde Sonnengluth, Lämmerwolken am Horizonte, schwirrende Insecten am Waldsaume, das Murmeln der Wellen am Strande wie die Athemzüge einer Schlummernden? Oder hast Du gesehen, wie Sturm und Meer geschwisterlich ihren Aufruhrreigen tanzten, wie zerrissenes Gewölk an der fahlgelben Mondscheibe vorüberflieht, wie zerstiebende Wasserfluthen strandaufwärts lecken, jede neue Woge höher hinauf und wie das Gebrüll dieser Ungeheuer vergebens sich müht, die pfeifenden, knatternden, zischenden Accorde des Orkanes zu übertosen?

Wenn Du am Strande wohnst, sind es vertraute Bilder, die ich Dir vor die Seele führe; wenn Du aber Dein Heim gegründet hast im Sande der Binnenlandsebene oder an den waldreichen Hängen unserer Berge: wie oft hat schon die Sehnsucht an Dein Herz gepocht, einmal, nur einmal diese irdische Unendlichkeit sehen zu dürfen, dann aber nicht im Schlummer des Friedens: im heulenden Aufruhr!

Der Binnenländer, dem es seine Mittel erlauben, im Hochsommer einige Wochen am kühler angehauchten Seestrande zu verträumen, ist wol die einzige Menschenklasse, der mit einem gründlichen Sturme auf dem Meere noch gedient ist; der Seemann hat zwar unter gewissen Vorbedingungen Nichts dagegen einzuwenden, aber eine „steife Brise" ist ihm lieber; der Küstenbewohner hat allerlei Grund zu Besorgniß, zumal, da das Reich mit der Einführung einer Strandungsordnung das alte Gebet: „Gott segne den Strand!" unter die indifferenten Dinge verwiesen hat.

Digitized by Google

Aber für die bloße Neugierde des Touristen hat das Meer Nichts, als ein nachsichtiges Lächeln; Du kannst mit den ersten zehn Graden Wasserwärme, die übrigens höchstens uns Salzwassergewöhnten zugemuthet werden dürfen, an unsere Küsten ziehen und mit Storch und Schwalbe von dannen gehen, und es wäre ein seltener Glücksfall, wenn Du aus eigener Anschauung einen rechten Begriff von Meereswellen und Sturmesgetobe bekommen hättest. Aber im Herbste und im Frühling, da ist es, wo die elementaren Kräfte ihren Umgang halten; da kann es Dir begegnen, daß Dich am sicheren Strande, angesichts der brüllenden Gewässer, derselbe Schwindel erfaßt, mit dem Du von Thurmeshöhe herabschaust oder daß der irrende Blick vergebens einen Punkt sucht, in dem Himmel, Wasser und Erde sich scheiden.

Was Dir am Ufer ein Schauspiel scheint, ist dem Seemann ein tiefernstes Ereigniß; nicht, daß ihn die Furcht beschleicht, aber selbst das Bewußtsein, jeder Pflicht genügt zu haben, welche die Sicherheit seines Fahrzeuges fordert, vermag den Gedanken nicht zu bannen, daß alles Menschenwerk der Einwirkung natürlicher Kräfte nur auf Zeit widerstehen kann und daß überall im trügerischen Elemente unsichtbare Gefahren lauern, jede bereit, das Verderben zu bringen.

Welcher Dichter die Poesie des Seelebens zuerst erfunden hat, ist mir nicht bekannt, aber daß sie eine der gewagtesten Erfindungen ist, zu denen sich Unkenntniß und lebhafte Phantasie verirren kann, glaube ich verbürgen zu dürfen. Im Seeleben gibt es absolut Nichts, was an Poesie erinnert; der Sturm ist keine Poesie, sondern Kampf und harte Arbeit; ein Stillleben an Bord bei Sonnenschein und gutem Segelwind ist keine Poesie, sondern die Zeit des Zeugflickens, Segelausbesserns, Deckscheuerns; der Aufenthalt in überseeischen Häfen ist keine Poesie, denn der Seemann kommt nur in homöopathischen Dosen von Bord und dann nur bis in das nächste Wirthshaus. Aber etwas Anderes ist es, was der Seemann vor vielen menschlichen Beschäftigungen voraus hat: das ist der ewige Kampf mit der Gefahr, das Bewußtsein, daß der Tod, oft als ein sagenhaftes Seegespenst, auf jedem Gallionsbilde reitet, daß kein Morgen dämmern wird, ehe der junge Tag nicht wirklich aus vergoldeten Wolkensäumen hervorlacht. Was einen großen Theil unserer männlichen Jugend zum Seeleben verlockt, ist entweder eine betrogene Sehnsucht nach unbekannten Wundern, welche ihren Reiz unter der steten Gesellschaft der Gefahr bald verlieren, oder das Ueberquellen der jugendlichen Kraft, welcher die Schranken der alltäglichen Lebensgewohnheit zu enge werden; endlich auch und nicht zum kleineren Theile die Tradition, das vom Vater erlernte Gewerbe, die Noth des Tages, der Instinct, der am Theergeruche und am Salzwasser haftet, dasselbe Heimatsgefühl, das den Bergbewohner stets in seine Felsenthäler zurückzieht.

Das Meer fesselt die Phantasie, wie alles Erhabene, an das unsere

Digitized by Google

Bewunderung sich zagend wagt: wer es niemals sah, der müht sich vergebens im Traume, ein Endloses zu denken, und wer je auf uferlosen Wellen schwamm, inmitten des Himmels, den hält das unendliche Meer an allen Fasern seines Herzens für immer gefangen!

Aber es ist mehr, als die Sehnsucht nach dem Unbekannten, was den Binnenländer, insbesondere den Deutschen, zum Meere zieht oder ihm aus der Ferne her Theilnahme abnöthigt für unser Seeleben: es sind nationale Erinnerungen und nationale Hoffnungen, die ihren Schauplatz auf der Salzfluth suchen. Deutschlands Hansazeit und unser heutiger Seehandel, des großen Kurfürsten Kriegsmarine und die schwarz-weiß-rothe Flagge mit Preußens Adler, die heute von hundert Gaffeln weht! Vor Jahrhunderten hat Deutschlands Handel den Erdkreis umspannt, friedlich oder in Wehr und Waffen, und heute würde vergeblich der Hafen gesucht werden, in dem die deutsche Handelsflagge nicht Heimatsrechte besäße; zwei Jahrhunderte rückwärts war es das kleine Chur-Brandenburg, das den rothen Adler im weißen Felde an Afrikas Küsten wehen ließ, und heute?

Wenn man, wie ich, mitten in einer Situation sich befindet, gewissermaßen verwachsen ist mit der Sache, um die es sich handelt, wird man nach allgemeinen Erfahrungssätzen gut thun, sich eines Urtheiles zu enthalten; nicht weil man schonendes Verschweigen für empfehlenswerth hielte, sondern weil man Grund hat, dem eigenen Urtheile zu mißtrauen, jedenfalls bei seinen Lesern den Glauben an eine unbefangene Kritik nicht voraussetzen darf.

Aber das deutsche Volk, in dem der nationale Gedanke nach schweren und mehr als ein Säculum alten Kämpfen in einer Weise zum Durchbruche gekommen ist, welche Bestand hoffen läßt, zählt zu seinen nationalsten Hoffnungen das Gedeihen unserer Kriegsflotte und wo ich auf gelegentlichen Querzügen im Vaterlande mich als Marinier entpuppte, war es der lebhafteste Wissensdrang nach den Dingen, die zum Seewesen gehören, welcher mir überall, selbst im Süden des bergreichen Bayerlandes, mit seltener Einstimmigkeit begegnet ist. Nun ist die andere Thatsache bekannt genug, daß das Seewesen eine durchaus eigenartige Sache ist, nicht nur unverständlich für den Laien durch eine Ueberfülle technischer Benennungen selbst für die gewöhnlichsten Dinge und Vorgänge im Leben, sondern eigenartig deshalb, weil es auf Vorbedingungen beruht, welche vom gewohnten Erdendasein wesentlich abweichen. Es wird beispielsweise Jedermann begreifen, daß die socialen Zustände an Bord, bei jahrelangem Zusammenleben im engsten Raume, nur durch gewisse, dem Laien vielleicht unnatürlich erscheinende Maßregeln ungefähr in denselben Bahnen aufrecht erhalten werden, wie sie in der sonstigen menschlichen Gesellschaft die Naturnothwendigkeit geschaffen hat und daß gar ein Kriegsschiff, auf welchem die starre Scheidung militärischer Grade eine eben solche Noth-

Digitized by Google

wendigkeit ist, wie im Heere, Einrichtungen aufzuweisen hat, welche erst bei richtiger Würdigung von Zweck und Mittel nicht mehr befremdlich erscheinen.

Eine compendiöse Besprechung alles Dessen, was die berechtigten Eigenthümlichkeiten unserer Kriegsmarine ausmacht, würde dem Leser wenig Ergötzliches bieten; indessen verspreche ich mir von einer Reihenfolge von Skizzen, welche hoffentlich Viele unterhalten, Manche auch wol belehren werden, den Erfolg, das Interesse dieses weiten Leserkreises nicht für undankbare Dinge in Anspruch genommen zu haben und durch den Versuch, aufzuklären, die Theilnahme an der maritimen Entwickelung deutscher Wehrhaftigkeit wachzurufen. Anspruchslos, wie diese Skizzen nur sein können, werden sie in zusammenhanglosen Bildern die Einrichtungen der Marine flüchtig behandeln, das seemännische Leben schildern, ein wenig Topographie, ein wenig Technik bringen, vor Allem nicht vergessen, daß in der Marine zwei Dinge zu den vertrautesten Nachbarn gehören: der Ernst der Gefahr und der kaustische Seemannshumor!

Vom Seemann und was dazu gehört.

Um dem geneigten Leser nicht von vorn herein die Laune zu verderben, bekenne ich mich an dieser hervorragenden Stelle laut und deutlich als Anhänger der neuen Zeit in der Marine, nicht mit blindem Enthusiasmus, sondern mit kritischer Mäßigung. Es bleibt mir also erspart, in wahlverwandtschaftlicher Beziehung zu einem der größeren Propheten auf den Trümmern der „guten, alten Zeit" zu klagen, obgleich ich sie mit erlebt habe und mit ungetrübter Heiterkeit können wir beide, der Leser und ich, vorübergehend in das Meer der Vergangenheit tauchen.

Der Seemann von „einst" hätte, wenn seine Eigenthümlichkeiten nicht einer großen Anzahl von Menschen wie eine Uniform auf den Leib gepaßt hätten, Etwas von einem Original an sich gehabt; er trug seine Mütze auf dem Hinterkopfe und den lackirten Paradehut seligen Angedenkens an derselben Stelle; er documentirte das Bewußtsein, daß seine Beine so wenig, wie seine ganze Körperconstitution für das Festland geschaffen seien, durch eine undefinirbare Gangart, in der die schwankende Bewegung des Schiffes, auch wo sie nicht vorhanden war, paralysirt werden sollte; er hatte in den seltenen Fällen, in denen er zum Defiliren vor hohen Vorgesetzten sich genöthigt sah, nur unvollkommene Vorstellungen von Richtung der Glieder, Tritt (im militärischen Sinne) und Körperhaltung; er trug einen hohen Grad von Verachtung im Busen für die fragwürdigen Exercitien, welche er die unterdrückten Menschenbrüder in der Armee ausführen sah: er hatte Alles in Allem schematische und anscheinend berechtigte Eigenthümlichkeiten, welche mit meinen Andeutungen noch nicht erschöpft sein sollen. Als in der deutschen Kriegsmarine vor beiläufig sechs Jahren die neue Aera kam, zog der Seemann den alten

Digitized by Google

Adam aus und einen neuen an. Er lernte von den sogenannten militärischen Tugenden alle diejenigen, welche er bisher nicht besessen und theilweise verachtet hatte und that einen Schritt, der zu den großartigsten gehört, die unsere Marine überhaupt gemacht hat: er brach mit der Tradition aller seefahrenden Nationen.

Der Seemann von heute ist in Folge dessen ein so complicirter Begriff geworden, daß diese Vielseitigkeit in demselben Menschen füglich in Erstaunen setzen darf. Zunächst ist er in des Wortes verwegenster Bedeutung Seemann geblieben; er weiß ein Boot zu rudern und hat ein tiefes Verständniß für den Unterschied in dem Schlage der „Riemen" in der Gig oder im Kutter; er entert mit Virtuosität die Wanten in die Höhe und versteht sich auf Segel nicht minder wie auf das zahllose Tauwerk; mit Sand, Scheuersteinen, Absetzer und Salzwasser bewirkt er Wunder in der Reinigung der Decke und mit der rührendsten Zärtlichkeit überwacht er den Zustand seiner Bekleidung; im Nothfalle versteht er wie nur je ein „Garn zu spinnen" und hat sich eine in weise Schranken gehaltene Vorliebe für Rum bewahrt.

Da nun ein Kriegsschiff ohne Kanonen nicht gut denkbar ist, so hat sich derselbe Seemann auf die artilleristische Wissenschaft verlegt; er versteht das Geschützexercitium vollkommen, er lernt zielen und abfeuern, was bei der störenden Bewegung des Schiffes seine besonderen Schwierigkeiten hat; er hat den complicirten Organismus eines Schiffsgeschützes am Schnürchen und wenn eine Musterung droht, putzt er in die breite Oberkante der Rahmenlafette mit herzgewinnender Ausdauer die zierlichsten Muster und Schraffirungen. Aber wahrhaft großartig wird seine Selbstverleugnung beim Exercitium mit den Boots- und Landungsgeschützen. Man denke sich eine Batterie zierlicher Kanonen, immer noch respectabel genug, um bei einer Landung schon aus den größeren Booten und sodann am Lande dem Feinde empfindliche Mahnungen zu senden; vorgespannt an breiten Zuggurten drei oder vier Paare Matrosen, gefolgt vom Geschützcommandeur und der Bedienungsmannschaft. Man stelle sich weiter vor, daß alle Bewegungen im scharfen Trabe ausgeführt werden, daß es keine artilleristische Finesse gibt, die nicht versucht würde, bis zum Wechsel eines zerschossenen Rades im feindlichen Feuer, und man wird es begreiflich finden, wenn diese Uebungen, ausgeführt mit der denkbarsten Präcision und Schnelligkeit, dem Leiter der Marine bei einer ersten Besichtigung ein Lächeln überraschter Befriedigung entlockten.

Aber zu einem Landungsversuche in Feindesland gehört mehr, als Geschütze; alle Boote, die das Kriegsschiff zur Verfügung hat, starren von Bewaffneten; die Riemen furchen das Wasser, die Flottille nähert sich dem Ufer. Jetzt streift der Kiel der tiefgehenden Boote den Sand, im nächsten Augenblicke wimmelt das Wasser von Menschen, die im eiligen Ansturm und mit kräftigem Hurrah! das Ufer gewinnen, den nächsten

Digitized by Google

Hügelzug oder die Uferhecken nehmen und als wohlorganisirte Tirailleurkette ihr Feuer eröffnen. Hinter ihnen sammelt sich das Gros der Mannschaft, aus den Booten an das Land watend und mit Erstaunen sieht der Armeekundige nach allen Regeln militärischer Kunst sich ein Gefecht entwickeln, immer von denselben Seeleuten ausgeführt, die in der nächsten Sturmesnacht auf der ächzenden Raa ihren Kampf um das Leben mit schlagendem Segeltuch kämpfen.

Noch immer sind wir nicht am Ende mit der Vielseitigkeit des Seemannes von heute. Auf dem Exercierplatze lernt der Matrose den Dienst des Infanteristen in seiner ganzen Vollkommenheit; er hat Verständniß für den „hörbaren Ruck" der Gewehrgriffe und für die richtige Lage der Stiefelspitze; er macht langwierige Schießübungen auf Scheiben mit sehr wenig weißem und sehr vielem blauen Papier; er schildert seine Wache mit aller Gravität, die der Posten für seine heiligste Pflicht hält: kurz, es gibt keinen Garnisondienst, in dem er nicht die gründliche Schule des deutschen Soldaten durchzumachen hätte.

Zudem ist der Matrose der anstelligste Mensch unter der Sonne; ich will kein Aufhebens davon machen, daß er sich im Bordleben eine beachtenswerthe Gewandtheit im Kartoffelschälen erworben hat, aber es gibt abgesehen davon schwerlich eine praktische Situation, in der sich der Seemann nicht schleunigst zurechtfände. Ich traue jedem Officiersburschen zu, daß er eine ausgesprochene Zuneigung zu Kindern hat, aber auch das Anbrennen einer heiklen Mehlspeise auf dem Feuer unfehlbarer zu verhindern weiß, als die gewandteste Köchin; es gibt keine Last zu bewegen, für welche der Seemann nicht die richtige mechanische Kraft herausfände; es gibt kein Gewerbe, in das er nicht hineinpfuschte und keine technische Fertigkeit, die er sich nicht im Handumdrehen aneignete.

Ich bin weit entfernt davon, zu behaupten, daß dieser Ausbund von Vielseitigkeit mit besonderer Begabung auf die Welt käme; aber der seemännische Beruf, das Angewiesensein auf eigene Kräfte und auf beschränkte Hülfsmittel an Bord erzieht dazu.

Die Frage der Heranbildung tüchtiger Unterofficiere, welche in der Armee eine Zeit lang eine brennende war, konnte der Kriegsmarine um so weniger erspart werden, als der Seemann von Beruf wenig Neigung besitzt, dem Dienste für das Vaterland mehr als die Pflichtzeit zu widmen; es zieht ihn gewaltsam in das ungebundenere Leben der Handelsmarine zurück, obgleich ihm das Bewußtsein folgt, im wöchentlichen Speiseturnus mindestens eine Mahlzeit von Pflaumen und Klößen gegen die verhaßten Erbsen mit Salzfleisch einzutauschen und auf manches frische Brot und Fleisch zu Gunsten ihrer fragwürdigen Dauersurrogate verzichten zu müssen. Das Institut der Schiffsjungen, an das sich eine längere Dienstverpflichtung knüpft, hat sich deshalb unter der neuen Aera einer besonderen Pflege erfreut und wer die blitzsauberen Jungen in Friedrichsort zur

Digitized by Google

Parade angetreten oder in ihren Lehrsälen auf die Bücher gebeugt sieht, wird sich beeilen, die alte Fabel aufzugeben, daß alle Taugenichtse jugendlichen Alters ihr Heil vorzugsweise in der Marine suchten. Daß diese hoffnungsvolle Jugend trotzdem nicht auf jenes unbestrittene Vorrecht verzichtet hat, welches wir Norddeutsche „Durchtriebenheit" nennen, liegt in der natürlichen Veranlagung des Menschen und es ließen sich über diesen Gegenstand ganze Serien von Geschichten erzählen, die sich für ernsthafte und gesetzte Leser nicht immer eignen. Hier eine harmlose von vielen, obgleich ich sie nur vom Hörensagen habe. Ein Prinz des preußischen Königshauses widmet den Schiffsjungen der Kriegsmarine seine besondere Zuneigung, die ihn Sommers häufig auf eins der Schulschiffe führt, wenn sie in der Ostsee kreuzen, und ihn tagelang dort verweilen läßt. Eines Tages betritt der hohe Herr das Zwischendeck, als die Jungen ihre Mittagsmahlzeit beginnen; der eine schaut trübselig in seine Blechschüssel, während überall sonst ein emsiges Löffelgeklapper sich bemerkbar macht. Der arme Sünder bekennt auf Befragen, daß er seinen Löffel verloren habe; ein Wink, und aus der prinzlichen Menage erscheint ein silberner Löffel, der die Wunde des kleinen Schelmes höchst bemerkenswerth schließt. Der glückliche Besitzer wird allgemein beneidet, er birgt sein Heiligthum sorgsam im Kleidersack. Der nächste Mittag kommt, wiederum besucht der Prinz den Speiseraum, aber welch ein Anblick! In langen Reihen sitzen die Jungen an den Backen, jeder den gefüllten Speisenapf vor sich, aber kein Löffel regt sich, Nichts, als erwartungsvolle Gesichter, die bald auf den Prinzen, bald auf den Napf gerichtet sind. Noch ist die Frage des Erstaunten nicht verklungen, als sich die Schaar unisono mit dem Rufe erhebt: „Wir haben unsere Löffel verloren!"

Nachdem der Seemann von Beruf ebenso, wie das Embryo eines solchen, der Schiffsjunge, unsere gebührende Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben, wollen wir in Kürze mit der Bemerkung schließen, daß die Schiffsjungen zu einer Abtheilung formirt sind und, wie schon oben angedeutet, in der den Kieler Hafen schließenden Seefestung Friedrichsort hausen, daß die Seeleute von Beruf, die eigentlichen Matrosen, zwei große Körper bilden, die sogenannten Matrosendivisionen, deren eine in Kiel, die andere in Wilhelmshaven stationirt ist und deren jede in vier Abtheilungen zerfällt. Da diese Marinetheile den größeren Theil der Schiffsbesatzungen zu stellen haben, so ist es erklärlich, daß sie niemals vollzählig beisammen sind, da irgendwo in der Welt stets die deutsche Kriegsflagge von der Gaffel weht, und daß sie am stärksten im Winter, am schwächsten aber im Sommer sein werden, wenn ein Panzergeschwader jene merkwürdigen Drehkreise beschreibt, welche eigentlich ihre Erklärung im Namen selbst finden, deren eingehende Betrachtung jedoch nicht hierher gehört.

Wer einmal Kriegsschiffe zu Gesicht bekommen hat, wird wissen,

Digitized by Google

daß sie der großen Mehrzahl nach einen Schornstein und einige Masten tragen. Wenn sich aus dem Schornsteine scharfsinnigerweise auf das Vorhandensein einer Dampfmaschine schließen läßt, so werden dem naiven Gemüthe die auf Segelgebrauch berechneten Masten mit ihren Querhölzern, den Raaen, entbehrlich scheinen. Aber die Thatsache, daß englische Maschinenkohlen zu den theuren Artikeln gehören und daß der Wind, wenn er einmal bläst, gratis zu haben ist, hat zu der ökonomischen Einrichtung geführt, daß ein Kriegsschiff in Friedenszeiten sich der Segel bedient, wo dies irgend angeht, und nur im Nothfalle zum Dampfe seine Zuflucht nimmt, also etwa wenn verfängliche Hafeneinfahrten passirt werden, wenn es sich um eilige Aufträge, um pünktliches Eintreffen handelt, oder für Uebungszwecke, welche auf den Kriegsgebrauch berechnet sind. Im Kriege selbst gehen natürlich die Feuer niemals aus, wenn das Schiff in Dienst gestellt ist, denn im Falle der Noth würden immerhin beiläufig zwei Stunden vom Feueranzünden an vergehen, ehe Dampf zur Bewegung vorhanden ist.

Diese Bemerkungen sollen einstweilen den geneigten Leser nur darauf vorbereiten, daß an Bord eines Kriegsschiffes das Personal der Maschinisten und Heizer seine bedeutungsvolle Rolle spielt; die ersteren vom leitenden Maschinisten, der seinen Platz an der Steuerung, vor dem von oben niederkommenden Sprachrohre, in der Action nicht verläßt, bis zum jüngsten Maschinisten-Applicanten hinab, der, mit der Handlampe bewaffnet, hunderte von durstigen Oeffnungen in dem Maschinengetriebe unablässig mit Oelfluthen tränkt.

Aber dort, im Hintergrunde des tunnelartigen Raumes: scheint es nicht eine Cyclopenwerkstatt, die ihre Gluth in den Maschinenraum haucht? In zwei Reihen liegen sich die Feuerungen gegenüber; hier und dort wird eine Thür aufgerissen, und wenn Dir die Hitze vorher den Athem benahm, so beschleicht Dich vor der geöffneten Thür die Furcht, daß Dir die Kleider vom Leibe schwelen. Gestalten mit schwarzen Gesichtern und schmutzigem Hemd, das in weißen Hosen steckt, regieren ungeheure Schürstangen, und wo eine Thür sich öffnet, verschlingt der Höllenschlund einen Centner Steinkohle auf einmal. Hinter Dir übertönt das Gerassel des Maschinenungeheuers jeden anderen Laut, vor Dir im Feuer, in den Wasser- und Dampfleitungen ein Gebrause, bei dem sich die Brust mit ängstlichen Athemzügen begnügt.

Das Leben des Heizers gehört unter die wenig beneidenswerthen Dinge, selbst in Betracht genommen, daß ihm bei schwerem Dienst vor dem Feuer ein Labsal der Götter gereicht wird, — Haferschleim! Er hat das Unglück, im Kampfe gegen Oel, Ruß, Theer, Kohle stets den Kürzeren zu ziehen; keine Menschenkraft vermag die Spuren dieser unerbittlichen Gegner aus Hemd und Bramtuchhose zu bannen und die Stirn der Gewaltigen runzelt sich doch ob jeder unlauteren Stelle!

Digitized by Google

Aber es drängt uns zum Lichte zurück, wo heitere Bilder unser warten.

Der Malersgast ist der einzige Jünger der darstellenden Kunst an Bord; aber ungleich seinen lockenhäuptigen Collegen von München oder Düsseldorf vertauscht er die Palette mit bauchigem Farbetopf und das zarte Pinselwerk mit solidem Farbenquast; extrem angelegt, wie er ist, malt er in Schwarz oder Weiß; außenbords schwarz, innenbords weiß: das ist seine Aesthetik. Schneider und Schuhmacher bleiben auf den untersten Entwickelungsstufen ihrer Künste zurück, auf dem Standpunkte der Flickarbeit; der Büchsenmacher sorgt für die Kriegsbereitschaft der Handwaffen; einige Schreiber beschäftigt das Commandobureau. Der Schiffszimmermann gehört zu den Vielbeschäftigten an Bord; er ist Jedermanns Factotum, sobald es sich um Holz handelt und seine technische Geschicklichkeit kann bei ernsteren Beschädigungen am Holzkörper des Schiffes von Wichtigkeit sein. Vergessen wir nicht zu erwähnen, daß einige Lazarethgehülfen für die Krankenbedienung vorhanden sind, daß der Segelmacher über den Zweck seines Daseins nicht zweifelhaft läßt, so haben wir einen Complex von Beschäftigungen kurz angedeutet, welche von technisch vorgebildeten Mannschaften der Handwerkerabtheilung wahrgenommen werden. Maschinisten und Heizer gehören zur Maschinistenabtheilung, beide Abtheilungen sind zu einer Werftdivision vereinigt, deren jeder Stationsort eine hat und welche im Gebrauchsfalle die Schiffe mit Personal versorgen.

Der Seesoldat ist etwas durchaus Verschiedenes vom Seemanne; uniformirt und bewaffnet nach dem Muster der Armee, ausgebildet eigentlich nur für den Landdienst und deshalb an Bord der größeren, namentlich Panzerschiffe, wo er sich in Detachements allein noch findet, nur für den Wachtdienst und bei Landungen verwendbar. Er ist Soldat und durchaus nicht Seemann, wenngleich die Bevölkerung der Flußfahrzeuge mit Vorliebe für diesen Dienst ausgehoben wird; er hat das Gefühl, obgleich er ein so tüchtiger Soldat ist, wie nur einer, an Bord eine nebensächliche Rolle zu spielen, und wenn er es nicht hat, wird es ihm bei Zeiten beigebracht; er hat eine ausgesprochene Neigung zur Seekrankheit und die überzeugungstreue Theerjacke hat deshalb nur einen geringen Grad der Werthschätzung für ihn. Das einzige vorhandene Seebataillon in Kiel hat zwei Compagnien nach Wilhelmshaven detachirt und erhält seine Officiere leihweise von der Armee.

Die Seeartillerieabtheilungen, welchen die Aufgabe zufällt, die Geschützriesen in den Seefestungen Friedrichsort und Wilhelmshaven zu bedienen, haben vor nicht langer Zeit eine Reorganisation erfahren, welche sie den Matrosendivisionen als fünfte Abtheilungen zugesellte und die abweichende Uniform beseitigte; aber im großen Ganzen ist nichts daran geändert worden, daß die Mannschaften dieser Marinetheile Artilleristen im eigentlichen Sinne bleiben und mit dem Dienste an Bord der Kriegsschiffe in keine Berührung kommen.

Digitized by Google

Es bliebe uns noch übrig, einen discreten Blick auf die oberen Chargen der Kriegsmarine zu werfen.

Der Seeofficier unserer Tage ist keine Species mehr im darwinistischen Sinne, höchstens noch eine Varietät; er ist ein ausschließliches Product der modernen Cultur; er hat sich bequemt, den Rock bis unter das Kinn zuzuknöpfen und im Dienste eine Schärpe um die Hüfte zu legen; er hat allerdings den originellen Hut in die neue Zeit hinüber gerettet, die Cantillen an den Epauletten der unteren Chargen und die goldgestreiften Galabeinkleider, aber er bangt vielleicht nicht mit Unrecht um den Verlust auch dieser Auszeichnungen. In seinem ersten Entwickelungsstadium heißt er Cadett und wird zum Seecadetten befördert, indem sich der schmale goldene Mützenstreifen in einen etwas breiteren verwandelt. Wenn er sich zu seinem Berufe entschließt, hat er in den seltensten Fällen bereits Salzwasser gesehen, aber er genießt auf der Marineschule und an Bord der Cadetten-Schulschiffe eine so gründliche und vielseitige Ausbildung, daß man mit Recht vor dem Gedanken Halt macht, ob die verschiedenartigen Dienstzweige, denen der Seeofficier gewachsen sein soll, wirklich eine allseitige Durchbildung möglich erscheinen lassen. In Allem, was der Seemann praktisch zu leisten hat, soll ihn der Officier unterweisen und überragen insofern, als die theoretische Vertiefung einen erhöhten Standpunkt mit sich bringt; der Officier soll aber außerdem erfahren sein in der Leitung des Schiffes, in der astronomischen Ortsbestimmung, in der Küstenvermessung, im Zeichnen; das Artilleriewesen wird ihm zur Wissenschaft, die Kenntniß des Torpedowesens, der Elektrotechnik wird gefordert und es wird Niemandes Wahl anheimgegeben, sich einem dieser Dienstzweige allein zu widmen, sondern von Jedem wird Alles beansprucht. Es kommt hinzu, daß der Dienst an Bord nichts weniger als eine Sinecure ist und keinerlei Anlaß gibt, den Neid des Armeeofficiers zu erwecken, daß die spärliche Zeit der Muße in größerer Gemeinschaft verbracht wird und zum Studium und zur Weiterbildung in den theoretischen Fächern schon wegen des beschränkten Raumes und Materials wenig verleitet: man sieht, daß es kein Kleines ist, ein Seeofficier comme il faut zu werden und daß hier die imaginäre Präponderanz des „ersten Standes im Staate" durch Wissen und Können wesentlich gestützt wird. Wie sich der Seeofficier mit ziemlicher Geschwindigkeit in den Besitz der höheren Gradabzeichen setzt, zu erzählen, verspare ich mir auf ein anderes Mal; hier möchte ich noch anführen, daß an Bord der Schiffe ein oder mehrere Aerzte vorhanden sind, daß gelegentlich ein Marineprediger die Sorge für das Seelenheil übernimmt, daß Zahlmeister oder Solche, die es werden wollen, die Verwaltungsgeschäfte besorgen, daß auch im Maschinenpersonal einige obere Ingenieurchargen, namentlich auf Geschwadern und den größeren Schiffen, durch ihre Anwesenheit glänzen. Hier mag es bei dieser flüchtigen Vorstellung sein Bewenden haben.

Digitized by Google

Was der Seemann eine „Messe" nennt.

Unter „Messe" an Bord versteht man eine in sich abgeschlossene Tischgesellschaft, im übertragenen Sinne wird damit auch der Raum bezeichnet, in welchem diese Genossenschaft ihren culinarischen, poculativen und ästhetischen Genüssen obliegt.

Die Messen gehören zu denjenigen Dingen an Bord, welche die an sich eigentlich paradoxe Bestimmung haben, gleichzeitig den kameradschaftlichen Geist und die Exclusivität zu fördern; den ersteren, indem sie möglichst gleichartige Elemente in sich vereinigen, die letztere, weil sie diese Gesellschaft gegen etwaige Invasionsgelüste fremder Elemente hermetisch abschließen; selbst der Cerberus, welcher den Eingang wehrt, fehlt den meisten Messen nicht.

Wir haben den angenehmen Vorzug, ein Flaggschiff zum Gegenstande unserer kritischen Beleuchtung wählen zu können, eine stattliche gedeckte Corvette, welche mit einem Geschwaderstabe gesegnet ist. Der Grad der Würdigung dieses Vorzuges ist an Bord selbst in der Regel ein nur mäßiger, da der Geschwaderstab die besten Räumlichkeiten für sich beansprucht, wo überhaupt in Bezug auf Raum nicht ein Schimmer von Luxus getrieben wird; außerdem nimmt auch der regste Diensteifer in verfrühter Morgenstunde oder gegen den Schluß eines achttägigen See- (nicht Land-)regens gerechten Anstoß daran, wenn das Auge des Gewaltigen in zu unmittelbarer Nähe über ihm wacht. Wir wollen von unserer Eigenschaft als „Badegast" nicht viel unnöthigen Aufhebens machen, denn wer an Bord und gar in einer Messe nicht absoluter Seemann in des Wortes verwegenster Bedeutung ist, wird eine passiv-neutrale Haltung in allen Lebensfragen empfehlenswerth finden, selbst wenn es sich um den lediglich terrestrischen Unterschied zwischen Kopfsteinpflaster und Chaussee handeln sollte; aber diese Eigenschaft kommt uns doch insoweit zu Gute, als wir ohne Voreingenommenheit selbst in des Gewaltigen Heiligthum schauen dürfen und bei einem unvorbereiteten „Alle Mann auf zum Manöver!" behaglichen Sinnes die einsamen Seiten des Messelebens genießen dürfen, ein Moment, in welchem der Nachtheil des Badegastthums durch den Vorzug warmer Suppe oder heißen Kaffees mehr als reichlich aufgewogen wird.

Verrathen wir dem geneigten Leser in Kürze, daß unter der Firma „Badegast" in der Officiersmesse die Aerzte, Prediger und Zahlmeister fahren, und wenn das schwarze Geschick in boshafter Laune einen Intendanturbeamten dorthin verschlagen haben sollte, auch dieser.

Um endlich zur Sache zu kommen, so führt an Bord unseres Flaggschiffes zunächst der Admiral seine eigene Messe, in der Regel ein ältlicher Herr, welcher im Laufe seines ereignißreichen Lebens die Wahrnehmung gemacht hat, daß die Geselligkeit das beste Glas Wein würzt. Deshalb hat

Digitized by Google

der hohe Herr dem Commandanten des Schiffes die annehmbare Offerte einer gemeinsamen Messeführung mit sehr ungleicher Vertheilung der Kosten gemacht und hält es vielleicht auch für eine Pflicht des Herzens, seinen Stabschef und seinen Flagglieutenant dauernd einzuladen. Der Commandant des Flaggschiffes wird hierbei in der Regel kein wesentliches Geschäft machen, weil er Dasjenige, was ihm für seine Messe an etatsmäßiger Competenz gewährt wird, in den gemeinsamen Fonds geben wird; der Stabschef aber, welcher eigentlich mit dem Commandanten gemeinsame Messe machen soll, und der Flagglieutenant, der in die Officiersmesse gehört, können die ehrenvolle Einladung ihres Geschwaderchefs nicht durch das schnöde Anerbieten einer Geldentschädigung entweihen und genießen eine zwar unfreiwillige, aber nicht unwillkommene Nebeneinnahme. In neuerer Zeit ist der Stabschef zahlendes Mitglied des Admiralstisches geworden.

Wenn sich der Leser unsere Corvette als ein vierstöckiges Haus denkt, dessen Kellerräume der unergründliche Kielraum, dessen Parterre-Etage das Hellegat und die Lasten für Proviant, Munition ꝛc., dessen erster Stock das Zwischendeck, dessen zweiter das Batteriedeck ist, und welches auf der hinteren Hälfte des oberen freien Deckes eine halbe Etage besitzt, die Campanje, wie der Seemann sagt, so wird derselbe sich orientiren, wenn wir sagen, daß die Räumlichkeiten des Admirals im zweiten Stockwerke, die des Schiffscommandanten sogar allen Regeln des guten Tones zuwider in der kleinen Dachetage belegen sind. Der Geschwaderchef gebietet über ein Wohnzimmer, ein Schlafzimmer und einen Speisesaal, die ersten beiden Räume in der hintersten Rundung des Schiffes neben einander belegen, die Messe beiden quer vorgelagert von Backbord zu Steuerbord. Die Einrichtung ist eine höchst mäßige, der solide Mittelstand macht in der eigenen Häuslichkeit jedenfalls mehr Ansprüche an Comfort, als man bei dem Höchstcommandirenden an Bord findet. Für seine tägliche Verpflegung erhält der Geschwaderchef (bis jetzt noch stets ein Contre-Admiral) 24 Mark, so lange das Geschwader sich in der Ost- und Nordsee aufhält, dagegen 45 Mark, sobald die Straße Dover-Calais, oder bei dem Wege um Schottland, sobald der dritte westliche Längengrad (Greenwich) passirt wird. Zur Beleuchtung der Räume und zur Besoldung von Koch und Kellner werden täglich 7 Mark 75 Pfennig gewährt. Diese Zahlen wären vielleicht im Stande über ihren Werth zu täuschen, wenn man nicht zu bedenken hätte, daß der Admiral das Wenigste davon verbraucht. Ein guter Koch ist nicht unter 50 Thaler, ein brauchbarer Steward vielleicht schon für 40 Thaler monatlich zu engagiren; man wird begreifen, daß jene 232 Mark 50 Pfennig monatliches Pauschquantum, von denen noch 45 Mark für die Beleuchtung abzurechnen, für ihren Zweck nicht ausreichen. Ob man ferner von acht Thalern seine Verpflegung bestreiten kann, wenn man zunächst stehende

Digitized by Google

Tischgäste hat, sodann aber in jedem fremden Hafen zu unaufhörlichen Dejeuners, Diners und Soupers verpflichtet ist, bei denen gute Weine auf der Tafel stehen müssen und manchmal zwölf und mehr Personen mit kritischer Zunge die Seemannskost erwarten, kann man getrost dem Nachdenken überlassen. Es mag eine Ehre und ein Verdienst sein, ein Geschwader zu führen, aber der kaufmännische Sinn wird begreifen, daß es mit Unterbilanz abschließt.

Von der Commandantenmesse ist in unserem Falle nicht zu reden, weil sie durch Convention ihre Selbständigkeit eingebüßt hat; wo sie aber an Bord des einsam segelnden Kriegsschiffes besteht, zeichnet sie sich in der Regel durch völligen Mangel constanter Tischgäste aus, verkörpert durch Engagement des Koches der Officiersmesse das umgekehrte Princip des Dualismus insofern, als beide Messen von derselben kunstfertigen Hand ernährt werden, und weiß meistens ökonomisch genug zu wirthschaften, um sich durchzuschlagen. Die Messecompetenzen der Commandanten variiren schon nach den Schiffsklassen und nach dem Aufenthalte der Fahrzeuge, und können an Tafelgeldern im besten Falle 18 Mark, im kläglichsten 2 Mark 50 Pfennig, an Pauschquantum 7 Mark 75 Pfennig und 3 Mark 90 Pfennig betragen.

Soweit die himmlische Gerechtigkeit die Beleuchtung gratis übernimmt, gibt sie weder beim Commandanten noch beim Geschwaderchef Anlaß zu klagen, der Unbefangene würde sogar den etwas klein gerathenen Seitenfenstern wahrscheinlich von innen heraus nicht einmal ansehen, daß sie eigentlich nur Geschützpforten sind. Steigen wir aber eine weitere Treppe in die Tiefe bis in das Zwischendeck, in welchem wir wieder „achtern", wie der Seemann „hinten" nennt, die Officiersmesse vorfinden, so lehrt das zweifelhafte Halbdunkel des Raumes, daß wir uns der Wasserlinie bedeutend genähert haben, weshalb aus den Seitenwänden des Schiffes nicht mehr viel Licht zu erwarten ist. Diese Messe ist ein viereckiger Raum, nach hinten mit einem Vorrathsgelaß, welches den bedienenden Kellnern den Tag über zum Aufenthalte dient, in die äußerste Rundung des Schiffes hineintretend. In die Decke ist ein großes, quadratisches Loch eingeschnitten, durch welches man in das Batteriedeck in die Höhe schaut. Dies Loch kann durch aufgelegte Fenster verschlossen werden. Gerade darüber ist in der Decke der Batterie ein gleiches Loch gelassen, welches also nach dem Oberdecke führt und dem Tageslichte den Eingang gestattet. Bei ganz schlechtem Wetter wird dies oberste Loch durch einen kastenartigen Deckel geschlossen, worauf in der Messe absoluteste Dunkelheit herrschen müßte, wenn man nicht die Oellampen besäße (Petroleum wird an Bord nicht geduldet). Die Messe kommt mit den Seitenwänden des Schiffes in keine Berührung, denn sie ist auf beiden Seiten von den Kammern der Officiere eingeschlossen. Diese neiderregenden Räume sind höchstens drei Schritte lang und ebenso breit und besetzt

Digitized by Google

mit einem Bette (Koje, sagt der Seemann), einer geräumigen Kommode, Waschgestell und einem Klappstuhle, und wenn dazu noch einige Dinge kommen, die man als unentbehrliche Besitzthümer mit sich führt, so können wir aus unserer Erfahrung die Vergeblichkeit des Nachdenkens darüber versichern, wo nun der Raum zum Stehen oder zu einer Bewegung der unteren Extremitäten bleibt. In weiser Oekonomie sind alle Thüren so eingerichtet, daß sie nicht aufschlagen, sondern in die Seitenwand eingeschoben werden. Ihr Licht erhalten diese Einzelzellen durch je ein rundes Loch in der Schiffswand, klein genug, um den Kopf nicht hineinschieben zu können; bei schlechtem Wetter werden Glascylinder in diese Ochsenaugen, wie der technische Ausdruck lautet, eingeschraubt, sonst würde jede anschlagende Welle eine unerquickliche Wasserfluth auf den Schläfer oder auf das verlassene Bett ausgießen.

Die Messe hat, wenn das Schiff in Dienst gestellt wird, nichts Eiligeres zu thun, als ein Statut zu beschließen und den Vorstand zu wählen, welcher in gewissen Intervallen einer Neuwahl unterzogen wird. Der Messevorstand, ein älterer Officier, Arzt oder Zahlmeister, ist der Geschäftsführer, welcher die einkommenden Gelder verwaltet und verrechnet, die Einkäufe anordnet, das tägliche Menü festsetzt und gerade dieser letzten Pflicht wegen der geplagteste Mensch sein kann, wenn er sich für den besonderen Zweck nicht mit Gleichmuth gepanzert hat. Es ist eine Thatsache, die wir als bekannt voraussetzen dürfen, daß Hammelfleisch manchen Menschen eine wahre Augenweide, anderen wieder Gegenstand des Abscheues ist; daß der Eine Mehlspeisen, der Andere süße Compots als Nachtisch liebt; jener kann Kartoffeln zu keiner Speise missen, dieser glaubt sich zum Proletarier herabgewürdigt, wenn sie ihm zugemuthet werden. Und da der Messevorstand nicht allen Geschmacksrichtungen folgen kann, hat er es in der Regel mit mehreren verdorben; wenn er sparsam ist, befriedigt er die Gourmands nicht, ernährt er seine Messe splendid, so seufzen die mageren Geldbeutel, welche an einen möglichen Zuschuß aus eigener Tasche denken.

Der gute Messevorstand muß eine Unsumme vortrefflicher Eigenschaften in sich vereinigen, viel Zeit auf sein Geschäft verwenden und die Kunst verstehen, bei äußerster Sparsamkeit und unter ungünstigen Verhältnissen, wie bei längeren Reisen in See, stets einen standesmäßigen Tisch herzurichten; aber auch der schlechteste sollte den einen Grundsatz unbeirrt verfolgen, den Kaffee stets selbst zu kaufen. Wer unter der Vernachlässigung dieses Princips je gelitten hat, wird mit uns zu fühlen vermögen.

Das Leben der Officiersmesse beginnt in der Regel nicht vor acht Uhr; aber von acht bis halb neun Uhr Morgens ist der Tisch gedeckt, mit Frühstücksgeschirr besetzt und im Hintergrunde lauern die Stewards. Es ist Jedem überlassen, innerhalb dieser Zeit sein erstes Frühstück nach

Digitized by Google

Belieben zu genießen. Wer erscheint, nimmt seinen zugewiesenen Platz ein, befiehlt Thee oder Kaffee, dazu etliche Eier oder kalten Aufschnitt. Der beginnende Dienst läßt es zu weiterem Genuß der Morgenstunde nicht kommen, die Messe ist nach der Kaffeezeit verödet. Die nächste Mahlzeit, das zweite Frühstück, wird um halb Zwölf durch zwei Trompetensignale im Schiffe bekannt gemacht. Man wäscht sich eilig, unterzieht die Wäsche einer peinlichen Durchsicht und verfehlt nicht, beim Ausklingen des zweiten Signals in gesellschaftsfähigem Anzuge seinen Stuhl zu nehmen. Wenn der erste Officier des Schiffes den Präsidentensitz eingenommen, hat jeder später Kommende die Pflicht, sich zu entschuldigen. — Die Stewards präsentiren Bouillon, eine Zwischenspeise, warmen Braten und Käse, die Reihenfolge des Herumreichens wechselt täglich; zum Schluß erscheinen Lichter: es darf geraucht werden. Die dritte Mahlzeit, das eigentliche Diner, wird um ein halb sechs Uhr durch dieselben Signale eingeleitet, ein Gang Fleischspeise wird eingeschoben und Compot und Kaffee angehängt. Hiermit hat die ernährende Thätigkeit der Messe ihr Tagewerk vollendet. Ist das Wetter schön und der Dienst wie gewöhnlich vor der Tischzeit beendet, so genießt man auf dem Decke der Campanje den Abend, bis die kühlere Nachtluft oder das Signal „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" das Rauchen an Deck nicht mehr gestattet. Alsdann sammelt sich die Gesellschaft in der Messe, um sich einem idyllischen Stillleben hinzugeben. An der einen Ecke der Tafel denken drei Scatspieler über die Finessen des Grands ohne Vieren nach; nebenan sitzt der Stabsarzt, welcher sich durch angestrengtes Studium eines dickleibigen Buches über Schädelbrüche und acuten Gelenkrheumatismus auf das bevorstehende Examen zum Oberstabsarzt vorbereitet; der Officier, welcher um 8 Uhr von Wache kam, hat sich den Cadetten seiner Wache rufen lassen, der in dem scheuen Gefühle der Subordination auf der vorderen Kante des Stuhles balancirt und dem Wachtofficier Notizen für das Heiligthum des Schiffes, das Loggbuch, leistet. Ob die Wolkenformation cumulo-stratus oder cirro-cumulus gewesen ist, erregt eine kurze Debatte, an welcher sich auch die Scatspieler betheiligen. Gegenüber soll zwischen zwei Unterlieutenants eine Serie von Ecarté-Parthien darüber entscheiden, wer zwei bereits getrunkene Flaschen Bier bezahlt; neben ihnen sitzt ein Zither-Virtuose und rückt nach mühseligem Stimmen mit einigen Schweizerliedern in das Feld. Dem Assistenzarzte ist die Aufgabe zugefallen, ein verwickeltes Krankenrapportschema mit hundert Colonnen auszufüllen, welches zum äußersten Termine morgen abgeschickt werden muß; ein letzter Tischgast endlich hat einige Bände von Meyers Conversations-Lexikon vor sich liegen und läßt ein eingestecktes Messer entscheiden, welcher Gegenstand die Aufmerksamkeit des Lernbegierigen heute fesseln soll. Soeben tritt der Officier der Wache ein, der sich vom Piketofficier hat verfangen lassen, um die Einwirkung der Nacht-

Digitized by Google

kühle durch einen eiligen Cognac zu paralysiren und wieder zu verschwinden. Trotz der mannichfachen Beschäftigungen länft eine muntere Unterhaltung um den Tisch herum, welche aber in demselben Augenblicke unterbrochen wird, wo die Thür der Messe sich öffnet, um den Stabswachtmeister einzulassen. Der Mann schließt die Thür hinter sich, nimmt eine militärische Haltung an und sagt die seltsamen Worte „Vier Glas!" Allgemeiner Aufbruch folgt, die Beschäftigungen werden kurz geschlossen, Alles verschwindet in den Kammern, die Stewards löschen die Lampen und erst jetzt entfernt sich der Stabswachtmeister beruhigt. Erklären wir dem mit dem Leben an Bord nicht vertrauten Leser den Zauber jener Worte. Alle Wachen dauern an Bord vier Stunden und beginnen um 12, 4 und 8 Uhr. Die Schiffsglocke verkündet den Beginn der neuen Wache dadurch, daß sie die alte mit acht Schlägen schließt. Von nun an wird jede halbe Stunde abgeläutet, die erste mit einem Glockenschlage, jede folgende mit einem Schlage mehr. Auf die Abendwache, welche um 8 Uhr begann, angewendet, bedeutet „Vier Glas" soviel wie „Zehn Uhr"; in See wird um diese Zeit, im Hafen dagegen um 11 Uhr (sechs Glas) die Messe geschlossen.

Wenn wir oben sagten, daß die Ernährung der Theilnehmer aus demjenigen Fonds bestritten wird, welcher sich aus den etatsmäßigen Tafelgeldern ansammelt, so müssen wir ergänzend bemerken, daß Getränke hiervon ausgeschlossen sind. Für die Verwaltung des Weines wird ein besonderer Weinvorstand gewählt; dieser kauft Vorrath, normirt die Schiffspreise, führt Buch über den Verbrauch und zieht allmonatlich von jedem Messetheilnehmer den Preis Dessen ein, was getrunken worden ist. Sind aber Gäste an Bord, welche entweder von der Messe eingeladen, oder an den erlaubten Gasttagen von Einzelnen gebeten sind, so bezahlt die Messe die Kosten der Getränke. Bier und Spirituosen zu führen wird in der Regel dem Steward überlassen als Geschäft auf eigene Rechnung und dann mit Sachkenntniß ausgebeutet. Das Tafelgeld wird für jeden Messetheilnehmer einzeln liquidirt, aber vom Messevorstand allein in Empfang genommen, und beträgt je nach dem Aufenthalte des Schiffes von 2 bis 5 Mark täglich. Für Köche und Kellner wird das Pauschquantum mit 7 Mark 75 Pfennig bis zu 3 Mark 90 Pfennig täglich gegeben, wobei neben dem Aufenthaltsorte auch die Größe des Schiffes den Unterschied bedingt. Die Abrechnung wird bei jedem Wechsel des Messevorstandes vorgenommen, die Schlußbilanz bei der Außerdienststellung entscheidet über die inhaltsschwere Frage, ob Ersparnisse vertheilt oder Schulden von den Mitgliedern eingezogen werden sollen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Messewirthschaft um so vortheilhafter wird, je länger die Indienfthaltung dauert, da sich die sehr bedeutenden Kosten der ersten Einrichtung während des größeren Zeitraumes besser einbringen lassen, als auf kleinen Sommerreisen.

Digitized by Google

Wir haben der Officiersmesse eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um uns demnächst um so kürzer fassen zu können. Wir müssen uns zunächst zu der Cadettenmesse wenden; in der Regel ein Raum, welcher auf Eleganz der Einrichtung keinen Anspruch machen darf, sondern nur darauf berechnet ist, den Seecadetten, Cadetten und Officiers-Aspiranten einen gesonderten Speise- und Gesellschaftsraum zu bieten; daß es hier nicht selten etwas geräuschvoller zugeht als in den anderen Messen, erregt mehr als billig die Ungeduld der Anwohner, wird aber durch die Jugendlichkeit der Messetheilnehmer hoffentlich entschuldigt. Zum Schlusse führen auch die Deckofficiere an Bord ihre eigene Messe, meistens eine nur kleine Tischgenossenschaft reiferer Männer, an welcher außer den eigentlichen Deckofficieren auch die Zahlmeister-Aspiranten und die Stabswachtmeister Theil nehmen. Cadetten- und Deckofficiersmesse müssen sich mit den Tafelgeldern von 1 bis $2\frac{1}{2}$ Mark etwas ökonomisch einrichten und sind mit den Pauschquanten von 3 Mark 40 Pfennig bis 4 Mark 90 Pfennig auf gemeinsame Benutzung von Koch und Keller angewiesen. Auch diese Räumlichkeiten liegen der Regel nach im Zwischendeck, sind aber bei mangelndem Raume genöthigt, sich längs der Schiffswand hinzuziehen in derselben Tiefe, welche den Kammern gestattet ist, lang genug, um das vorhandene Personal zur Noth zu beherbergen.

Die höchste Würdigung erfährt die Einrichtung der Messe natürlich bei Denjenigen, welche, wie die Cadetten, einzelne Deckofficiere und selbst dann und wann die jüngsten Seeofficiere, keine Kammer zur Verfügung haben, da Kammern und Messen an Bord die einzigen Orte sind, wo man sich dem Auge der großen Masse zeitweise entziehen kann; aber ihr absoluter Werth ist ein ungleich höherer. Das menschliche Bedürfniß nach Geselligkeit sucht unter allen Umständen Befriedigung; die Einrichtung der Messen macht es unmöglich, diese Befriedigung anders als im Kreise Gleicher zu suchen, sie fördert ein Kastenwesen, welches im Interesse der Disciplin an Bord eine absolute Nothwendigkeit ist. Außerdem aber ermöglicht die Messeführung allein, daß der Einzelne sich normal ernähren kann und daß die nicht hoch bemessenen Entschädigungssätze dem Bedürfnisse genügen, indem das Princip der Vereinigung zum Zwecke gemeinsamer Beschaffung und Bewirthschaffung aufgenöthigt wird.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

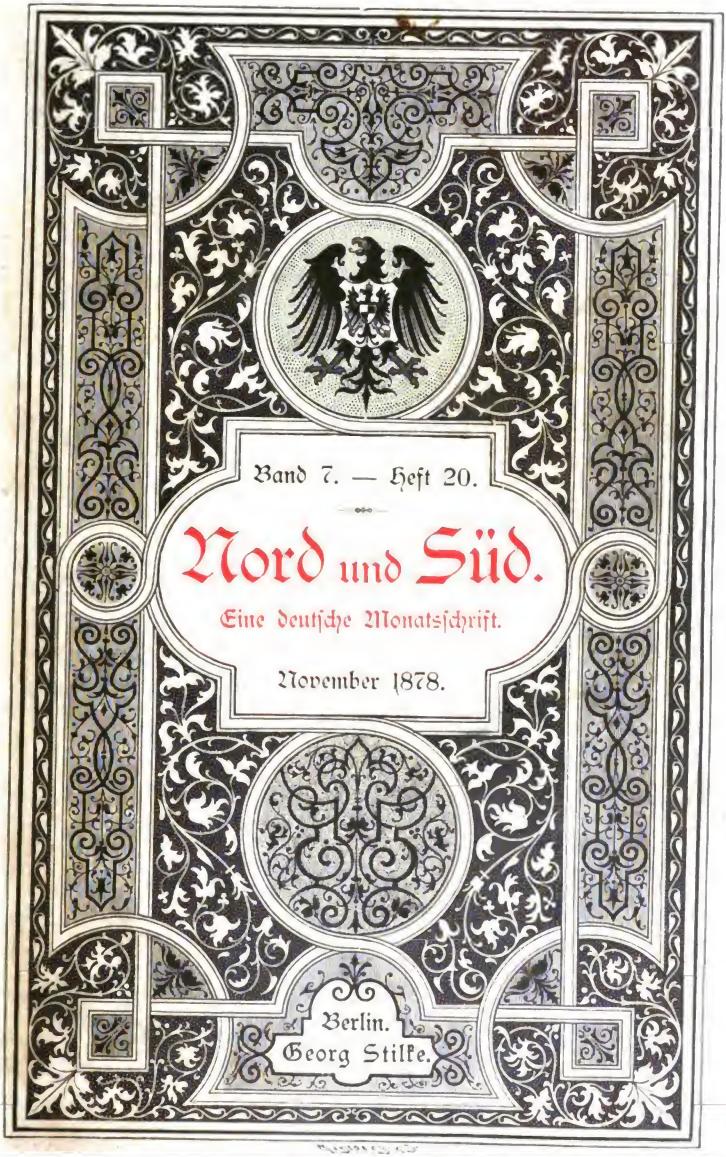
Digitized by Google

Ahnenfahrt	4.00
Otto du Schütz	1.25
Rechnung	2.00
Onkel Benjamin Die Ostsee Luden v. Lamond Skizzenbuch	3.0

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google



Digitized by Google

November 1878.

Inhalt.

F. Max Müller in Oxford. Seite
Ueber Fetischismus 157
Emanuel Geibel in Lübeck.
Sieben Oden des Horaz 166
Karl Braun-Wiesbaden in Berlin.
Eine unfindbare freie Reichsstadt. Kulturgeschichtliche Skizze . 173
Karl Erdm. Edler in Wien.
Eine Glocknerfahrt. Novelle 200
Ludwig Freiherr von Ompteda in Wiesbaden.
Bilder aus englischen Landsitzen und Gärten. II. III. . . . 224
Ludwig Pietsch in Berlin.
Iwan Turgénjew. Persönliche Erinnerungen 242

Hierzu das Porträt Iwan Turgénjew's, Radirung von B. Mannfeld in Berlin.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.
— Preis pro Quartal 5 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VII. Band. — November 1878. — 20. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Iwan Turgénjew.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Luisenstraße.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber Fetiſchismus.

Von

F. Max Müller.

— Oxford. —

Fängt alle Religion mit Fetiſchismus an?

Wenn man die zahlreichen Bücher, welche während des letzten Jahrhunderts über die Geſchichte der Religionen geſchrieben worden ſind, zu Rathe zieht, ſo findet man trotz mancher Abweichungen eine merkwürdige Uebereinſtimmung wenigſtens in einem Punkte, nämlich, daß die niedrigſte Form von dem, was überhaupt Religion genannt zu werden verdient, Fetiſchismus ſei. Es ſei unmöglich, meint man, ſich etwas Niedrigeres vorzuſtellen, was doch noch den Namen Religion verdiene, und wir könnten daher ganz ſicher ſein, daß Fetiſchismus, und nur Fetiſchismus, den Anfang aller Religion gebildet habe. So oft mir ein ſo überraſchendes Uniſono entgegentritt, worin dieſelben Gedanken faſt in denſelben Worten ausgedrückt werden, da muß ich bekennen, fühle ich immer einen gewiſſen Verdacht, und halte es wenigſtens für meine Pflicht, auf die erſten Quellen zurückzugehen, um zu ſehen, unter welchen Umſtänden und zu welchem Zweck eine Theorie in's Leben trat, die ſich ſo leichten und ſo allgemeinen Beifall erwerben konnte.

De Broſſes, der Erfinder des Fetiſchismus.

Nun das Wort Fetiſchismus findet ſich nirgends vor dem Jahre 1760. In dieſem Jahre erſchien ein anonymes Buch mit dem Titel: Du Culte des Dieux Fétiches, ou Parallèle de l'ancienne Religion de l'Egypte avec la Religion actuelle de Nigritie. Es iſt jetzt kein Geheimniß, daß der Verfaſſer dieſes Buches De Broſſes war, der bekannte Präſident De Broſſes, der Correſpondent Voltaires, ja einer der hervorragendſten Männer aus der ganzen Voltaire'ſchen Periode (geb. 1708, geſt. 1777). Es war auf

Digitized by Google

den Rath seines Freundes, des großen Buffon, daß sich De Brosses dem Studium wilder Völkerschaften widmete, was wir jetzt Anthropologie, und zwar historische sowie prähistorische, nennen würden. Seine Arbeit bestand hauptsächlich darin, daß er die besten Beschreibungen, die er in den Werken alter und neuerer Reisenden, Seefahrer, Kaufleute, Missionäre finden konnte, sammelte und die Resultate seiner Forschungen in einem Werke in zwei starken Quartbänden herausgab, unter dem Titel: Histoire des navigations aux terres Australes, 1756. Obgleich dies Werk jetzt veraltet sein mag, so enthält es doch zwei Namen, die, soviel ich weiß, hier zum ersten Mal erscheinen, die, wie es scheint, von De Brosses selbst geprägt waren und die wahrscheinlich fortleben werden, nachdem alle seine übrigen Leistungen, selbst seine Theorie des Fetischismus, vergessen sind, — nämlich Australien und Polynesien.

Ein anderes Werk desselben Verfassers, welches öfters citirt als gelesen wird, ist sein Traité de la Formation mécanique des Langues, 1765. Obgleich auch die in diesem Buche niedergelegten Ansichten jetzt meist veraltet sind, so verdient dasselbe doch, selbst in diesen Festtagen der Sprachwissenschaft, sorgsam gelesen zu werden; ja man kann wol sagen, daß es in Bezug auf Behandlung der Phonetik vielen anderen noch ganz vor Kurzem erschienenen Werken entschieden voraus ist.

Zwischen seinem Buche über die Oestlichen Reisen und seiner Abhandlung über die mechanische Bildung der Sprachen liegt nun sein Werk über die Verehrung der Fetische, was man vielleicht nicht mit Unrecht als eine Abhandlung über die mechanische Bildung der Religion bezeichnen könnte. De Brosses war unbefriedigt von den landläufigen Ansichten über den Ursprung der Mythologie und der Religion, und er faßte den ganz richtigen Gedanken, daß ein Studium der Sitten und Gebräuche der auf der niedrigsten Stufe der Bildung stehenden Wilden, namentlich der damals am besten gekannten Neger an der Westküste von Afrika, wie sie von portugiesischen Seefahrern beschrieben worden waren, die nützlichsten Hülfsmittel zu einer natürlichen und richtigen Erklärung dieses alten Problems liefern würden.

„Die verwirrte Masse alter Mythologie," sagt er, „ist uns ein unerklärbares Chaos, oder ein sinnloses Räthsel geblieben, so lange als man sich begnügte zu ihrer Lösung den Figurismus der letzten Platonischen Philosophen zu gebrauchen, welche unwissenden und wilden Stämmen eine Kenntniß der verborgensten Kräfte der Natur beilegten und in einem Wust lächerlicher Gebräuche gemeiner und unwissender Menschen geistreiche metaphysische Abstractionen zu erkennen glaubten. Noch ist es denen besser ergangen, die meist vermittelst gewaltsamer und unbegründeter Vergleiche in der alten Mythologie die bis in's Einzelne gehende, obgleich etwas entstellte Geschichte des jüdischen Volkes wieder erkannten, eines Volkes, das fast allen andern Völkern unbekannt geblieben war, und

Digitized by Google

darauf bestand, seine Lehren nie fremden Völkern mitzutheilen... Allegorie ist ein Instrument, mit dem man Alles machen kann. Gibt man einmal das Princip des bildlichen Ausdrucks zu, so sieht man, wie in den Wolken, Alles in Allem. Es gibt keine Schwierigkeiten mehr. Man braucht nur Geist und Phantasie. Das Feld ist weit und fruchtbar, was für Erklärungen auch verlangt werden."

„Einige Gelehrte," so fährt er fort, „die ein besseres Urtheil und eine bessere Kenntniß der Geschichte der alten Völker, deren Colonien zuerst den Orient entdeckten, besaßen, und die außerdem orientalische Sprache studirt hatten, haben endlich, nachdem sie die Mythologie von dem Staub und Schutt, womit die Griechen sie bedeckt, wieder gereinigt, den richtigen Schlüssel dazu gefunden, und zwar in der wirklichen Geschichte der alten Völker und ihrer Ideen, in der falschen Uebertragung einer Anzahl einfacher Ausdrücke, deren wahre Bedeutung selbst von denen vergessen war, die fortfuhren sie zu gebrauchen, und in den Homonymien, durch welche ein Gegenstand, der mit verschiedenen Namen bezeichnet wurde, in verschiedene Wesen und Personen verwandelt wurde."

„Diese Schlüssel aber, obgleich sie uns oft die Bedeutung historischer Sagen geben, sind nicht immer genügend, um die Eigenthümlichkeit dogmatischer Ansichten, oder die ritualistischen Gebräuche alter Völker wieder verständlich zu machen. Diese beiden Bestandtheile der heidnischen Theologie beruhen entweder auf der Verehrung der Himmelskörper, gewöhnlich Sabäismus genannt, oder auf der wahrscheinlich noch älteren Verehrung gewisser irdischer und materieller Gegenstände, von den afrikanischen Negern fétiche genannt (vielmehr von denen, welche die Neger besucht und beschrieben hatten), welche Verehrung ich daher Fetischismus nennen werde. Es wird mir erlaubt sein, diesen Ausdruck feststehend zu gebrauchen; und obgleich er zunächst nur auf die Neger von Afrika anwendbar ist, so bemerke ich doch sogleich, daß ich ihn auch auf andere Völker übertragen werde, welche Thiere oder leblose aber vergötterte Gegenstände verehren, selbst wenn diese Gegenstände weniger Götter, im eigentlichen Sinne des Wortes, als Dinge sind, denen man einen gewissen göttlichen Charakter beigelegt hat, wie Orakel, Amulette oder Talismane. Denn es steht fest, daß alle diese Auffassungen ein und denselben Ursprung haben und einer allgemeinen Religionsform angehören, welche früher über die ganze Erde verbreitet war, und die für sich selbst betrachtet werden muß, da sie eine bestimmte Classe unter den verschiedenen Religionen der heidnischen Welt bildet."

De Brosses theilt sein Werk in drei Theile. Im ersten sammelt er alle Nachrichten über Fetischismus, die damals erreichbar waren, wie er sie theils unter den wilden Stämmen Afrikas, theils unter anderen Völkern der Erde findet. Im zweiten vergleicht er diesen Fetischismus mit den religiösen Gebräuchen der bedeutendsten Völker der alten Welt.

Digitized by Google

Im dritten sucht er zu zeigen, daß, da diese Gebräuche viele Aehnlichkeit in ihrer äußeren Erscheinung unter einander haben, wir zu dem Schlusse berechtigt sind, daß ihr ursprünglicher Charakter bei den heutigen Negern derselbe sei, als was er bei den Aegyptern, den Griechen und Römern gewesen.

Alle Völker, behauptet er, müßten mit Fetischismus anfangen, um dann zum Polytheismus und Monotheismus überzugehen.

Nur ein Volk macht bei ihm eine Ausnahme, nämlich die Juden, das auserwählte Volk Gottes. Sie waren, nach De Brosses, niemals Fetischdiener gewesen, während alle anderen Völker zuerst eine urweltliche göttliche Offenbarung empfingen, dann sie vergaßen, und dann wieder mit dem Anfang anfangen mußten, also mit Fetischismus.

Es ist auffallend, den Einfluß der zur damaligen Zeit vorwaltenden Ideen selbst bei einem so aufgeklärten Geist, wie De Brosses war, zu finden. Hätte er mit denselben scharfen Augen nach Spuren des Fetischismus im alten Testament zu suchen gewagt, mit denen er Fetische sonst überall, in Aegypten, in Griechenland, in Rom entdeckte, so würden ihm die Teraphim, die Urim und Thummim, mit dem Ephod, genug Material gegeben haben, von dem goldnen Kalb und der ehernen Schlange gar nicht zu reden. (Gen. XXVIII, 18; Jerem. II, 27.)

Wenn nun aber auch in diesen und einigen anderen Punkten viele von denen, welche die Lehre von De Brosses angenommen und vertheidigt haben, von ihm abweichen würden, so hat sich doch seine Ansicht vom Fetischismus, als der ursprünglichsten Form aller Religion, bis auf den heutigen Tag im Ganzen unverändert erhalten. Man kann auch nicht leugnen, daß sie sehr natürlich, sehr annehmbar klingt. Sie fand daher sehr bald Eingang in Handbüchern der Religionsgeschichte, ja selbst in Schulbüchern, und ich glaube, den meisten von uns ist dieselbe bereits auf der Schule beigebracht worden.

Ich selbst bin mit dieser Ansicht aufgewachsen und bezweifelte sie nie, bis ich mehr und mehr darauf aufmerksam wurde, wie wir gerade in den ältesten uns seit Kurzem zugänglich gemachten Denkmälern der Religionen des Alterthums vergebens nach handgreiflichen Spuren von Fetischismus suchen, während sie in den späteren Perioden immer häufiger und häufiger werden. Während im Rig-Veda kaum eine Spur von Fetischismus ist, sind die neueren Phasen des indischen Gottesdienstes, schon vom Atharva-Veda an, voll davon. M. Goblet d'Alviella sagt in seiner Vorlesung „De la supériorité du Brahmanisme sur le Catholicisme“: „L'étranger qui arrive dans l'Inde, et moi-même je n'ai pas fait exception à cette règle, ne découvre d'abord que des pratiques religieuses aussi dégradantes que dégradées, un vrai polythéisme, presque du fétichisme.“

Digitized by Google

Ursprung des Wortes Fetisch.

Warum nannten auch die Portugiesen, die Christen waren, aber Christen in jenem metamorphischen Zustande, wie er den römischen Katholicismus des vorigen Jahrhunderts beim niederen Volke bezeichnete, warum nannten diese das, was sie bei den Negern der Goldküste sahen, feitiços? Der Grund ist klar. Feitiços waren ihnen wohl bekannt, als Amulette oder Talisman, und sie trugen wahrscheinlich alle entweder Ketten, Kreuze oder Bilder, die, ehe sie zur See gingen, von ihren Priestern geweiht und gesegnet worden waren. Sie waren in einem gewissen Sinne selbst Fetischdiener. Als sie sahen, wie ein Eingeborener irgend einen Schmuck umarmte, einen bunten Stein nicht hergeben wollte, oder gar vor einem Knochen, den er sorgsam in seiner Hütte aufbewahrte, sich niederwarf und ihn anzubeten schien, was war wol da natürlicher als zu glauben, daß die Neger diese Dinge nicht nur aus einer Art von gedankenlosem Aberglauben thaten, sondern daß es heilige Reliquien wären, Etwas wie ihre eigenen feitiços! Da sie weiter keine Spuren von Religion oder Gottesdienst bei den Negern entdeckten, so schlossen sie nicht ganz unnatürlich, daß diese äußerlichen Zeichen von Verehrung für ihre feitiços die ganze Religion des Negers ausmachten.

Man nehme den Fall, daß die Neger, nachdem sie das Treiben der weißen Ankömmlinge von Weitem betrachtet, sich gefragt hätten, was wol die Religion dieser Menschen sein könne; — was würden sie gesagt haben? Sie sahen, wie die portugiesischen Matrosen ihre Rosenkränze trugen, wie sie vor häßlichen Bildern Weihrauch brannten, wie sie sich vor Altären verneigten, bunte Fahnen schwenkten und sich vor einem hölzernen Kreuze niederwarfen. Sie beobachteten sie nie, während sie im Stillen ihre Gebete sagten, noch sahen sie irgend welche große Opfer, die man den Göttern brachte. Auch ihr moralischer Lebenswandel hinterließ wol kaum den Eindruck, daß sie aus Furcht vor den Göttern sich von Verbrechen fern hielten. Was wäre also wol natürlicher gewesen, als daß sie gesagt hätten, die Religion der Weißen bestände nur aus einer Verehrung von Gru-grus, — dies war ihr Name für das, was die Portugiesen feitiço nannten — daß sie keine Kenntniß von einem höchsten Geiste oder einem König im Himmel hätten oder ihm irgend welche Verehrung bezeugten!

Was nun das Wort für Fetisch betrifft, so ist es bekannt, daß das portugiesische feitiço dem lateinischen factitius entspricht. Factitius bedeutete zunächst, was mit der Hand gemacht, dann, was künstlich, unnatürlich, magisch, bezaubernd oder bezaubert ist. Ein falscher Schlüssel z. B. heißt im Portugiesischen chave feitiça, und feitiço war bald die gewöhnliche Bezeichnung für Amulette und ähnliche halb heilige, halb profane Schmucksachen. Der Handel in diesem Artikel war im Mittel-

Digitized by Google

alter durch ganz Europa ebenso verbreitet, wie er noch jetzt in Afrika ist. Ein Fabrikant oder Verkäufer solcher Dinge hieß ein feitiçero, ein Wort, was jedoch bald auch in der Bedeutung von Zauberer gebraucht wurde. Wie weit verbreitet der Gebrauch dieser Worte im Portugiesischen war, zeigt sich am besten in dem Ausdruck meu feitiçinho, welches so viel als mein Liebling bedeutet.

Einen ähnlichen Uebergang in der Bedeutung als in feitiço, factitius, sehen wir im italienischen fattura, Zauberformel, welches in dieser Bedeutung schon im mittelalterlichen Latein von 1311 vorkommt;*) ebenso in charme, das ursprünglich einfach carmen war, und im griechischen ἐπῳδή.

Ausdehnung der Bedeutung von Fetisch.

Genau genommen konnten also die portugiesischen Matrosen — denn ihnen verdanken wir schließlich die Einführung des Wortes — feitiço nur in Bezug auf leblose und greifbare Gegenstände anwenden, und es war schon eine große Freiheit, die sich De Brosses nahm, wenn er dieses Wort auch auf Berge, Flüsse und Bäume ausdehnte. Man kann zu seiner Entschuldigung anführen, daß er die wahre Etymologie des Wortes nicht kannte und feitiço von fatum abgeleitet glaubte, wovon auch Fata, eigentlich ein nom. plur. neutr., der aber, wie viele solcher Plurale, für einen nom. sing. fem. genommen wurde und später als fée, Fee, erscheint. Dies ließ es ihm weniger gezwungen erscheinen, den Namen Fetisch auch auf natürliche Gegenstände, wie Bäume, Berge und Flüsse auszudehnen. Nichtsdestoweniger blieb es ein unglücklicher Schritt, denn er vermischte auf diese Weise drei gänzlich verschiedene Phasen der Religion:

1) Physiolatrie, oder die Verehrung von Naturgegenständen, welche Gefühle der Ehrfurcht und Dankbarkeit im Menschen erregen, wie Berge, Flüsse, Bäume ꝛc.;

2) Zoolatrie, oder Verehrung von Thieren, wie wir sie namentlich bei den hochgebildeten Einwohnern des alten Aegyptens finden;

3) Fetischismus im wahren Sinne des Wortes, d. h. die abergläubische Verehrung zufälliger und anscheinend unbedeutender Gegenstände, die an sich selbst durchaus keinen Anspruch auf irgend welche Auszeichnung zu haben scheinen.

Aber dies ist noch nicht Alles. De Brosses unterschied auch nicht einmal zwischen Fetischismus und Idolatrie, so weit auch die beiden von einander entfernt sind. Ein Fetisch nämlich, in der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, gilt an sich selbst für übernatürlich; das Idol, im

*) Synodus Pergam., anno 1311, apud Muratorium, tom. 9 col. 561; incantationes, sacrilegia, auguria, vel maleficia, quae facturae sive praestigia vulgariter appellantur.

Digitized by Google

Gegentheil, war von Anfang an ein Bild, ein Zeichen, ein Symbol von etwas Anderem. Ohne Zweifel konnte ein Idol zu einem Fetisch herabsinken, aber ursprünglich fließt der Fetischdienst aus einer ganz anderen Quelle als die, aus welcher Idolatrie entspringt.

Hören wir, was De Brosses sich unter einem Fetisch vorstellt. „Fetische," sagt er, „sind Alles, was sich Menschen zur Verehrung wählen mögen, ein Baum, ein Berg, die See, ein Stück Holz, der Schwanz eines Löwen, ein Kieselstein, eine Muschel, Salz, ein Fisch, eine Pflanze, eine Blume, gewisse Thiere, wie Kühe, Ziegen, Elephanten, Schaafe ꝛc. Dies sind die Götter des Negers, seine Heiligthümer, Talismane. Die Neger verehren sie, richten Gebete an sie, bringen ihnen Opfer, tragen sie bei Prozessionen herum, befragen sie bei großen Gelegenheiten. Sie schwören bei ihnen, und ein solcher Schwur wird nie gebrochen."

„Einige Fetische gehören einem ganzen Stamme, andere einzelnen Menschen zu. National-Fetische haben ein öffentliches Heiligthum; Privat-Fetische werden an ihrem eigenen Platz in den Häusern und Hütten aufbewahrt."

„Wenn z. B. die Neger Regen haben wollen, so setzen sie ein leeres Geschirr vor den Fetisch. Ziehen sie zur Schlacht, so legen sie Waffen vor ihm nieder. Haben sie kein Fleisch oder Fisch, so werden Knochen und Gräten zum Fetisch gebracht, während, wenn sie Palmenwein zu haben wünschen, sie die Scheere bei dem Fetisch lassen, mit der die Einschnitte am Palmbaume gemacht werden.*) Werden ihre Wünsche erfüllt, so ist es gut. Werden sie nicht erfüllt, so glauben sie, daß der Fetisch erzürnt mit ihnen ist, und sie versuchen dann ihn gnädig zu stimmen."

Dies ist in Kurzem, was De Brosses unter Fetischismus versteht, was, wie er glaubte, die Religion aller Neger war, und was, wie er zu beweisen suchte, die Religion aller großen Nationen des Alterthums gewesen sein muß, ehe sie die höheren Stufen des Polytheismus und Monotheismus erreichen konnten.

Nutzen des Studiums wilder Völker.

Der Gedanke, daß wir, um zu lernen was die sogenannten civilisirten Völker gewesen sein mögen, ehe sie ihre höhere Stufe der Bildung erreichten, wilde Völker beobachten sollten, so wie sie noch heutigen Tages sind, ist gewiß ein ganz richtiger. Es ist die Erfahrung, welche wir in der Geologie gewonnen haben, nur auf die Stratification des Menschengeschlechts angewendet. Aber was ähnlich ist, ist darum nicht gleich, und jedenfalls ist die Gefahr, metamorphisches Gestein für primäres vulkanisches zu nehmen, weit größer in der Anthropologie als in der Geologie.

*) Aehnliche Gebräuche erwähnt Waitz, Anthropologie II, S. 177.

Digitized by Google

In Bezug hierauf finde ich einige sehr treffende Bemerkungen bei Herbert Spencer:*)

„Zu bestimmen," schreibt er, „was wahrhaft primitiv ist, würde leicht sein, wenn wir nur Berichte über wahrhaft primitive Menschen hätten. Wir haben aber guten Grund zu vermuthen, daß die jetzt lebenden Menschen vom niedrigsten Schlage, die gesellschaftliche Gruppen von der einfachsten Art bilden, uns durchaus nicht den Menschen darstellen, wie er ursprünglich war. Wahrscheinlich hatten die meisten von ihnen, wo nicht alle, Vorfahren auf höheren Stufen der Entwickelung, und in dem, was sie glauben und meinen, mag Manches übrig geblieben sein, was sich auf jenen höheren Stufen entwickelt hatte. Während die Theorie des ununterbrochenen Verfalls, wie sie gewöhnlich verstanden wird, unhaltbar ist, scheint die Theorie des ununterbrochenen Fortschritts der Menschheit, in ihrer unbeschränkten Form, ebenfalls unhaltbar. Auf der einen Seite ist die Ansicht, daß Barbarei durch ein Herabfallen aus Civilisation verursacht ist, mit den Thatsachen unvereinbar; auf der andern fehlt es an hinlänglichen Beweisen, daß die tiefste Barbarei immer so barbarisch gewesen, wie sie jetzt ist. Es ist ganz möglich, ja, ich glaube, höchst wahrscheinlich, daß Verfall ebenso häufig gewesen als Fortschritt."

Diese Worte enthalten eine sehr nützliche Warnung für solche Ethnologen, die meinen, daß, wenn sie nur ein paar Jahre unter Papuas, Fuegiern und Andamanen zugebracht, sie genau berichten können, wie es bei den ältesten Stammvätern der Griechen und Römer ausgesehen. Sie sprechen von dem heutigen Wilden, als ob er nur eben in die Welt geschickt, ohne zu bedenken, daß er, als eine lebendige Species, wahrscheinlich nicht einen Tag jünger ist als wir selbst. Er mag ein mehr stationäres Wesen gewesen sein, aber er kann auch vielmals hinauf und hinunter gestiegen sein, ehe er seine jetzige Lage erreichte. Schließlich aber, selbst wenn man beweisen könnte, daß in allen anderen Elementen der Civilisation ein ununterbrochener Fortschritt stattfindet, so könnte doch Niemand behaupten wollen, daß dies auch von der Religion gelte.

Häufiger Verfall der Religionen.

Daß Religion dem Verfall ausgesetzt ist, das lehrt uns die Weltgeschichte wieder und wieder, ja in gewissem Sinne kann man wol die Geschichte der meisten Religionen eine Geschichte ihres langsamen Verfalls von ihrer ursprünglichen Reinheit nennen. Niemand würde zu behaupten wagen, daß Religion stets mit dem Fortschritt der allgemeinen Bildung Schritt hält. Wenn man also auch zugeben wollte, daß in Bezug

*) Sociology, p. 106. Man vergleiche auch On some Characteristics of Malayo-Polynesians, im Journal of the Anthropological Institute, Februar 1878.

Digitized by Google

auf Werkzeuge, Kleidung, Gebräuche und Sitten die Griechen und Römer, die Deutschen und Celten vor dem Anfang aller Geschichte in demselben Zustand gelebt hätten als die Negerstämme des heutigen Afrikas, so würde doch nichts uns zu dem Schlusse berechtigen, daß auch ihre Religion dieselbe gewesen sein müsse, daß sie Fetische, Stöcke und Steine verehrten, und nichts weiter.

Sehen wir nicht Abraham, einen einfachen Nomaden, vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit der Einheit Gottes, während Salomon, berühmt unter den Königen der Erde, hohe Plätze und Tempel für Chemosch und Moloch baute. Im 6. Jahrhundert vor Chr. G. lauschte Ephesus einem der weisesten Männer, den Griechenland geboren; tausend Jahre später war dieselbe Stadt voll vom leichtfertigen und nichtssagenden Geschwätz des Cyrillus und des Concils von Ephesus. Die Hindus, die vor mehreren tausend Jahren die schwindelndsten Höhen der Philosophie erreicht hatten, sind jetzt an vielen Orten zu einer entwürdigenden Verehrung von Kühen und Ochsen herabgesunken.

Schwierigkeiten des Studiums der Religionen wilder Völker.

Und eine noch andere und weit größere Schwierigkeit ist mit diesem Studium wilder Völker, der Agriologie, verbunden. Wenn wir auch geneigt sein sollten, den Vorfahren der Griechen und Römer dieselbe Religion zuzuschreiben, die wir jetzt unter Negern und anderen Wilden finden, haben wir uns wol ehrlich gefragt, was wir denn eigentlich von den religiösen Ansichten dieser sogenannten Wilden wissen.

Vor hundert Jahren mochte es sich noch entschuldigen lassen, wenn Gelehrte so ganz im Allgemeinen von der Religion der Wilden sprachen. Die Wilden galten damals als bloße Merkwürdigkeiten, und man glaubte fast Alles, was von ihnen berichtet wurde. Man hackte und packte sie zusammen etwa in derselben Weise, wie ich von einer englischen Kanzel Neander und Strauß als Vertreter der deutschen Neologie habe nennen hören. Neger von Neger, Wilde von Wilden zu unterscheiden, daran dachte Niemand.

Jetzt ist dies Alles anders geworden. Kein wissenschaftlicher Ethnolog bedient sich noch solcher Ausdrücke wie Wilde oder Neger. Im gewöhnlichen Verkehr spricht man zwar noch von Negern und versteht darunter alle schwarze Menschen, aber in wissenschaftlichen Werken ist Neger meist auf die im westlichen Afrika zwischen Senegal und Niger wohnenden Stämme, die sich bis zum See Tschad und wahrscheinlich noch weiter erstrecken, eingeschränkt worden. Wenn man vom Neger als auf der tiefsten Stufe der Menschheit stehend spricht, so meint man fast immer diesen Neger auf der Westküste, bei dem die Portugiesen sich zuerst ihre Vorstellung von Fetischismus bildeten.

Digitized by Google

Es ist hier nicht der Ort, die Ethnographie Afrikas zu behandeln, wie sie sich nach den Berichten der neuesten Reisenden gestaltet hat. Es genügt, auf die Eintheilung, wie sie Waitz gibt, zurückzugehen, um den Neger am Senegal und Niger wenigstens von seinen nächsten Nachbarn zu unterscheiden:

1) Die Berber- und Koptischen Stämme im Norden Afrikas. Vom historischen Standpunkte aus gehören sie mehr zu Europa als zu Afrika. Viele von ihnen wurden von den Mohammedanern unterjocht und verschmolzen mit ihren Eroberern. Sie hießen zuweilen Mohren, nie aber Neger.

2) Die Stämme, welche das östliche Afrika, die Gegend vom Nil bis zum Aequator bewohnen. Sie sind Abessinier und Nubier, und in der Sprache entfernt mit den Semiten verwandt.

3) Die Fulahs, welche über fast ganz Mittelafrika verbreitet sind und sich selbst in entschiedenem Gegensatz zu den Negern fühlen.

4) Vom Aequator südwärts bis zu den Hottentotten die Kaffer- und Congovölker, die ihre eigene sehr eigenthümliche Sprache reden, religiöse Ideen von wahrer Erhabenheit besitzen, und auch physisch vom wahren Neger leicht unterscheidbar sind.

5) Die Hottentotten und theilweise die Buschmänner, die sich wiederum von allen übrigen Stämmen sowol durch ihre Sprache, als physisch scharf unterscheiden.

Dies sind nur eben die allgemeinsten Gruppen der Bewohner Afrikas. Wollten wir von ihnen allen als Negern sprechen, so machten wir uns derselben Nachlässigkeit schuldig, mit der die Griechen von Scythen, die Römer, vor Cäsar, von Celten sprachen. Für wissenschaftliche Zwecke sollte also der Name Neger entweder ganz vermieden, oder auf die Stämme eingeschränkt werden, welche etwa 12 Breitegrade vom Senegal bis zum Niger einnehmen und sich landeinwärts bis dahin erstrecken, wo sie mit Berbern, Nubiern oder Kaffern zusammenstoßen.

Wenn nun aber auch der Ethnolog nicht mehr von allen Bewohnern Afrikas als Negern spricht, so ist es doch gar nicht leicht, den Historiker zu überzeugen, daß diese Stämme nicht mehr wie früher als bloße Wilde behandelt werden können, sondern daß wir auch hier zu unterscheiden lernen müssen, ehe wir vergleichen können. Die, welche so leichthin von Wilden in Afrika, Amerika und Australien sprechen, würden es sehr schwierig finden, eine Definition von diesem Worte zu geben, die mehr bedeutet, als daß die Wilden von uns verschieden sind. Wilde sind für uns etwa dasselbe, was für die Griechen die Barbaren waren. Wie aber die Griechen zu lernen hatten, daß einige dieser sogenannten Barbaren Naturgaben besaßen, um welche sie sie selbst hätten beneiden können, so werden auch die, welche sich etwas gründlicher mit den Wilden beschäftigen, gestehen müssen, daß einige dieser Wilden eine Religion und Lebensweisheit

Digitized by Google

besitzen, die einen Vergleich mit der Religion und Lebensweisheit der civilisirten und civilisirenden Völker der Erde nicht zu fürchten hat. Wie dem auch sei, jedenfalls muß die Idee, die man gewöhnlich von den Wilden hat, sehr bedeutend modificirt und differenzirt werden; ja es gibt kaum einen andern Zweig der Anthropologie, der mit so vielen Schwierigkeiten behaftet ist, als gerade das für so leicht erachtete Studium dieser sogenannten Wilden.

Die Sprache der Wilden.

Wir wollen nur einige der gewöhnlichsten Vorurtheile betrachten, die man noch immer mit wilden Völkern verbindet. Ihre Sprachen, glaubt man oder glaubte man, sind weniger vollendet als die unsrigen. Hier hat nun die Sprachwissenschaft bereits gute Dienste geleistet. Zuerst ist die Idee, daß es Menschen gäbe, die keine Sprache besitzen, gänzlich verschwunden, und was es bedeutet, eine Sprache zu besitzen, verstehen wir auch jetzt besser zu würdigen als früher. Alle die Berichte von sprachlosen Stämmen, oder von Menschen, deren Sprache dem Zwitschern der Vögel ähnlicher sei als den artikulirten Tönen menschlicher Wesen, sind für die Zukunft in das Kapitel der anthropologischen Mythologie verwiesen.

Was aber noch wichtiger, ist, daß man nachgewiesen hat, wie viele der Sprachen der Wilden eine höchst vollendete, ja in manchen Fällen eine zu vollendete, d. h. eine zu künstliche Grammatik besitzen, während ihr Wörterbuch einen Reichthum von Benennungen entfaltet, um den sie mancher Dichter beneiden würde.*) Es ist nun zwar sehr richtig, daß dieser Reichthum an grammatischen Formen und dieser Ueberfluß von Namen für ganz besondere Gegenstände, von einem Gesichtspunkte aus, ein Zeichen logischer Schwäche und eines Mangels an kräftigem Begreifen ist. Sprachen, die Casus haben, um Nähe bei einem Gegenstande, Bewegung einem Gegenstande entlang, Annäherung an einen Gegenstand, Hineintreten in einen Gegenstand zu bezeichnen, aber keinen allgemeinen objectiven Casus, keinen Accusativ, mögen reich heißen, ihr grammatischer Reichthum ist aber logische Armuth. Dasselbe gilt vom Wörterbuch. Dasselbe mag Namen für jede Art und Abart von Thieren, ja für dasselbe Thier, wenn es jung oder alt, wenn es männlich oder weiblich ist, besitzen. Es mag den Fuß eines Menschen, eines Pferdes, eines Löwen, eines Hasen durch besondere Ausdrücke unterscheiden. Aber zu gleicher Zeit fehlen ihm oft Worte für Thier im Allgemeinen, oder selbst Bezeichnungen für solche Begriffe wie Körper, Glied u. s. w. Es ist hier eben Gewinn auf der einen, Verlust auf der andern Seite. So

*) A. B. Meyer, Ueber die Mafoor und andere Papuasprachen in Neu-Guinea, S. 11.

Digitized by Google

unvollkommen aber auch eine Sprache sein mag in einem oder dem andern Punkte, jede Sprache, selbst die der Papuas und Veddas, ist solch ein Meisterwerk des Geistes, daß die Kunst aller Philosophen daran scheitern würde, etwas Aehnliches hervorzubringen. Es kommt auch vor, daß die Grammatik wilder Völker Zeugniß ablegt für eine höhere Stufe geistiger Entwickelung, auf welcher diese Völker früher gestanden haben müssen, um solche grammatische Unterschiede zu bezeichnen. Und schließlich dürfen wir nicht vergessen, daß jede Sprache unendliche Möglichkeiten in sich trägt und daß bis jetzt noch keine gefunden ist, in der es unmöglich gewesen, das Vaterunser zu übersetzen.

Zahlwörter der Wilden.

Lange galt es für einen der besten Beweise der niedrigen geistigen Anlagen wilder Stämme, daß sie nicht im Stande seien, über drei, vier oder fünf hinaus zu zählen. Zuerst nun gehört ein tüchtiger Gelehrter dazu, um einen solchen Fall festzustellen.*) Zweitens aber, wenn die Thatsachen festgestellt sind, so gilt es, sie zu erklären. Es mag Stämme geben, die Alles, was über fünf, die Finger einer Hand, geht, als Viel zusammenfassen, obgleich es mir sehr unwahrscheinlich scheint, daß irgend ein menschliches Wesen, es sei denn ein Irrer, nicht fünf Kühe von sechs oder sieben Kühen unterscheiden kann.

Lesen wir nun die Berichte über das Fehlen der Zahlwörter über zwei oder drei hinaus etwas genauer. Man hat oft gesagt z. B., daß die bekannten Abiponen**) keine Zahlwörter über drei haben. Was finden wir wirklich? Daß sie vier durch drei + eins ausdrücken. Nun, anstatt geistige Schwäche zu beweisen, beweist dies vielmehr eine viel größere Kraft der Analyse, als wenn vier durch Wörter ausgedrückt wäre, die ursprünglich Hände und Füße, Augen und Ohren bedeuten. Wilde, die vier durch zwei-zwei ausdrücken, würden nie in die Versuchung gerathen, den Satz, daß zwei und zwei vier machen, als ein synthetisches Urtheil a priori zu betrachten. Sie würden augenblicklich sehen, daß, wenn sie sagen: „Zwei und zwei macht zwei-zwei", sie ganz einfach ein analytisches Urtheil aussprechen.

Wir müssen nicht immer nur darauf bedacht sein, die geistige Superiorität der Rassen hervorzuheben, zu denen wir selbst gehören. Das arische Wort für vier, Sanskrit katur, Latein. quatuor, ist von einigen recht

*) In Bezug auf die Neger von Dahomey sagt Burton (Memoirs of the Anthropological Society, 1, 314), daß sie durch das ewige Spielen mit Cowriemuscheln zu ganz experten Rechenmeistern werden. Bei den ihnen verwandten Yarubas sagt man: „Du kannst nicht neunmal neun sagen," um auszudrücken: „Du bist ein Dummkopf."

**) Dobrizhofer, Historia de Abiponibus, 1784.

Digitized by Google

bedeutenden Sprachforschern von tar, drei, mit vorgeschlagenem *ka*, dem Latein. que, abgeleitet worden, so daß *katur* auch im Sanskrit als eins und drei aufgefaßt worden wäre. Dies mag nun richtig oder falsch sein, jedenfalls fragt man sich, weshalb, wenn afrikanische Stämme sieben durch fünf + zwei, oder sechs durch fünf + eins ausdrücken*), dies als Beweis tiefster geistiger Armuth gelten soll, während doch Niemand ein Wort gegen die an der Spitze der europäischen Civilisation marschirenden Franzosen zu sagen hat, die neunzig durch quatre-vingt-dix, oder gegen die Römer, die neunzehn durch undeviginti ausdrücken.**)

Nein, auch hier gilt die Regel, Andere mit demselben Maaße zu messen, mit dem wir uns selbst messen. Wir müssen erst zu verstehen lernen, ehe wir wagen zu urtheilen.

Geschichtslosigkeit der Wilden.

Ein anderer schwerer Vorwurf gegen die Wilden ist, daß sie keine Geschichte haben. Ein Wilder zählt kaum die Tage eines Jahres, geschweige die Jahre seines Lebens. Einige Negerstämme halten es sogar für unrecht, dies zu thun, da es Mangel an Vertrauen zu Gott beweise! In einem Lande, wo jedes Bauwerk, jedes Denkmal schnell verschwindet, wo das Leben kurz ist, und wo auch die Jahreszeiten so wenig von einander verschieden sind, daß Niemand nach längeren Zeiträumen als Monden rechnet, wird Alles schnell vergessen.***) Da diese Wilden keine Kenntniß der Schrift haben, so kann natürlich bei ihnen von dem, was wir Geschichte nennen, keine Rede sein. Nun soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden, daß eine Interesselosigkeit sowol in Bezug auf Vergangenes als Zukünftiges ein Beweis von niedriger Bildung ist; aber man glaube nur nicht, daß diese Interesselosigkeit bei allen sogenannten wilden Stämmen zu finden sei. Viele von ihnen bewahren das Gedächtniß von den Thaten ihrer Väter und Großväter, ja das Merkwürdige ist, daß sie, ohne Schrift zu besitzen, im Stande gewesen sind, ihre Ueberlieferungen viele Geschlechter hindurch lebendig zu erhalten.

Herr S. J. Whitmee, dem wir so viele wichtige Beobachtungen über die braunen Polynesier verdanken, bemerkt hierüber: „Diejenigen,

---

*) cf. Winterbottom, Account of the Native Africans in the neighbourhood of Sierra Leone, London 1863, p. 230.

**) Aehnliche Beispiele, wie acht durch zehn minus zwei, neun durch zehn minus eins ausgedrückt werden, findet man in den Listen von Zahlwörtern am Ende meiner Abhandlung über die Turanischen Sprachen. Auch vor Kurzem bei Moseley, On the Inhabitants of the Admiralty Islands, p. 13, und bei Matthews, Hidatsa Grammar, p. 113.

***) Codrington, Letter from Norfolk Islands, July 3, 1877.

Digitized by Google

denen die nationalen Ueberlieferungen zur Bewahrung anvertraut waren, gehörten gewöhnlich nur wenigen Familien an, und es war ihre Pflicht und ihr Lebensberuf, die ihnen anvertrauten Legenden und Gesänge unversehrt von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern. Dies war eine Ehrensache für die ganze Familie. Es war die Erbpflicht der ältesten Söhne in diesen Familien, dieselben mit wörtlicher Treue zu lernen, zu üben und zu lehren. Es war dies nicht nur eine heilige Pflicht, sondern das Recht, solche Mythen und Gesänge aufzubewahren, wurde als ein ehrenvolles und werthvolles Privileg sehr eifrig bewacht. Daher kommt auch noch jetzt die Schwierigkeit, sie aufgeschrieben zu erhalten. Man sah sich sogar vor, sie nicht zu oft herzusagen, und nie ganz vollständig auf einmal. Zuweilen hat man sie absichtlich geändert, um die Zuhörer irre zu führen. Missionäre und andere Fremde, die sich unter den Polynesiern aufhielten, sind in dieser Weise oft getäuscht worden, wenn sie ein Interesse an diesen Erzählungen blicken ließen. Man muß der Sprache vollkommen mächtig sein, ihre Art und Weise kennen und ihr ganzes Vertrauen besitzen, ehe man hoffen kann, eine wirklich genaue Kenntniß ihrer alten heiligen Literatur zu erhalten. Ja selbst dies war oft nur möglich, wenn man denen, welche diese Schätze behüteten, versprach, sie nie auf ihren Inseln selbst bekannt zu machen."

„Trotz aller dieser Schwierigkeiten ist es einigen Missionären und Anderen gelungen, große Sammlungen von diesen Mythen und Liedern zu machen und ich zweifle gar nicht, daß binnen Kurzem es möglich sein wird, alles Material für eine vergleichende Mythologie von Polynesien zusammen zu bringen."

„Die meisten dieser Volkslieder enthalten manches Veraltete, sowol in Form als in Worten, die den meisten der Jetztlebenden unverständlich geworden sind."

Es ist bemerkenswerth, wie man sich der wörtlichen Treue in der Ueberlieferung dieser Sagen und Lieder versichert. Auf manchen Inseln findet man alle Sagen, die irgend von Bedeutung sind, in zwei Formen, in Prosa und Poesie. Die Prosa gibt die Geschichte in der einfachsten Form. Die Poesie hat Rhythmus, oft auch Reim. Die poetische Bearbeitung dient zur Controle der einfacheren Prosaerzählung, die leichter dem Wechsel ausgesetzt ist. Da es so leicht ist, Aenderungen im Prosatext vorzunehmen, so gilt dieser nie als echt, wenn er nicht bis auf's Einzelnste durch poetische Diplome beglaubigt ist.*) Eine Auslassung oder eine Einfügung im poetischen Text könnte leicht entdeckt werden. So haben also auch jene Völker die Thatsache anerkannt, daß Poesie leichter

*) Dies wirft ein merkwürdiges Licht auf die Buddhistische Literatur, die bekanntlich auch in dieser doppelten Form existirt, einmal in Prosa und dann metrisch, in Gâthâ-Form.

Digitized by Google

und sicherer im Gedächtniß fortlebt als Prosa, und daher weit besser geeignet ist, historische Mythen mit strenger Treue zu bewahren.

Was wir aber jetzt unter Geschichte verstehen, ist etwas ganz Anderes. Die Namen der Könige von Aegypten und Babylon zu lernen, die Jahreszahlen ihrer Schlachten auswendig zu wissen, die Namen ihrer Minister, ihrer Frauen und Maitressen hersagen zu können, mag sehr gut zu einem Staatsexamen sein, aber daß es ein Zeichen wirklicher Bildung ist, habe ich nie glauben können. Sokrates war doch kein Wilder, aber ich zweifle, ob er die Namen und Jahreszahlen seiner eigenen Archonten hätte hersagen können, geschweige denn die Namen der Könige von Aegypten und Babylon.

Und wenn wir uns dann fragen, wie zu unserer eigenen Zeit Geschichte gemacht wird, so werden wir vielleicht besser das Gefühl derer verstehen lernen, die sich nicht überzeugen können, daß jede königliche Hochzeit, jede Schlächterei, sei es zwischen wilden Horden oder civilisirten Heeren, jede Zusammenkunft von Friedensmännern oder jeder Congreß von Diplomaten zum Besten künftiger Geschlechter aufbewahrt werden müssen Je mehr man sieht, wie Geschichte geschrieben wird, desto weniger begreift man, daß ihr Werth so groß sein könne, wie man wol früher glaubte. Man setze den Fall, daß die Geschichte der letzten zwei Jahre von Gladstone, Beaconsfield und Gortschakoff geschrieben würde; — was sollten wol zukünftige Historiker davon glauben? Ja, was sollen zukünftige Historiker über diese Staatsmänner selbst glauben, die von denen, welche die beste Gelegenheit sie zu beurtheilen hatten, entweder als hochherzige Patrioten oder als selbstsüchtige Parteimänner dargestellt werden? Selbst bloße Thatsachen, wie die in Bulgarien verübten Greuelthaten, können nicht, so scheint es, von zwei Augenzeugen ohne die größten Widersprüche beschrieben werden. Ist es denn also so unbegreiflich, daß eine ganze Nation, — ich meine die alten Indier — Geschichte im gewöhnlichen Sinne des Wortes einfach verachteten, und anstatt ihr Gedächtniß mit Namen von Königen, Königinnen, Schlachten und ihren Jahreszahlen zu beladen, lieber die wahren Könige im Reiche des Geistes und die entscheidenden Schlachten im Kampfe für die Wahrheit in ihrer Erinnerung aufzubewahren suchten?

Sittenlosigkeit der Wilden.

Schließlich glaubte man sonst, daß alle Wilden ohne moralische Grundsätze wären. Es ist nun gar nicht meine Absicht, den Wilden mit Rousseauschen Farben zu malen, oder zu leugnen, daß unser sociales und politisches Leben ein Fortschritt über die vereinzelte oder nomadische Existenz der wilden Stämme von Afrika und Amerika ist. Ich sage nur, wir müssen jede Phase in der Entwickelung des menschheitlichen Lebens

Digitized by Google

für sich selbst beurtheilen. Wilde haben ihre eigenen Fehler, aber sie haben auch ihre eigenen Tugenden. Wenn der Neger ein schwarzes Buch gegen den weißen Menschen schreiben könnte, würden darin wenige der Verbrechen fehlen, die, wie wir glauben, den Wilden eigenthümlich sind. Die Moralität des Negers kann aber mit der des Europäers nicht verglichen werden, da ihre ganzen Lebensansichten verschieden sind. Was wir für unrecht halten, halten sie nicht für unrecht. Wir verurtheilen z. B. die Polygamie; Juden und Mohammedaner dulden sie. Wilde betrachten sie als ehrenhaft, und in dem Zustande der Gesellschaft, in dem sie sich befinden, haben sie ohne Zweifel recht. Wilde glauben nicht, daß die Europäer Muster von Tugend sind, ja es wird ihnen sehr schwer, sich in ihre Lebensansichten hineinzudenken.

Nichts ist dem Wilden unverständlicher als unsere Unruhe, unser ewiges Streben nach Gewinn und Besitz mehr noch als nach Genuß. Ein indianischer Häuptling sagte zu einem Weißen: „Ach, mein Bruder, Du wirst nie das Glück kennen lernen, Nichts zu denken und Nichts zu thun; dies ist nächst dem Schlafe das Allerentzückendste. So waren wir vor der Geburt, so werden wir nach dem Tode sein."*) Als auf Tahiti die Missionäre versuchten, das Tuchweben einzuführen, verließen nach wenig Tagen alle zum Lernen desselben herbeigekommenen Mädchen die Arbeit und sagten: „Warum sollen wir arbeiten? Haben wir nicht so viel Brotfrüchte und Cocosnüsse, als wir essen können? Ihr, die ihr Schiffe und schöne Kleider braucht, müßt wol arbeiten, aber wir sind zufrieden mit dem, was wir besitzen."**)

Solche Ansichten sind nun allerdings sehr uneuropäisch, aber sie enthalten doch auch eine Lebensphilosophie, die falsch oder richtig sein mag, aber die keinesfalls als einfach barbarisch abgeurtheilt werden kann.

Ein sehr wesentlicher Unterschied zwischen vielen sogenannten Wilden und uns Europäern liegt in dem geringen Werth, den sie diesem Erdenleben zuschreiben. Wir können uns kaum darüber wundern. Es gibt wenig Dinge, die sie an dieses Leben fesseln können. In vielen Theilen von Afrika und Amerika muß der Tod für eine Frau oder einen Sklaven wie ein glückliches Entrinnen sein, wenn sie nur ganz fest überzeugt sein könnten, daß das nächste Leben nicht eine Wiederholung des jetzigen sei. Sie sind eben wie Kinder, denen Tod und Leben nur wie eine Reise von einem Ort zu einem andern vorkommt. Und gar die Alten, die mehr Freunde jenseits als diesseits des Grabes haben, sind stets bereit zur Abreise; ja an manchen Orten ist es für die Kinder eine Pflicht, ihre alten Aeltern zu tödten, wenn ihnen das Leben eine Last geworden. So un-

*) Crevecoeur, Voyage dans la Haute-Pensylvanie, Paris, 1801; I, S. 362. Schultze, Fetischismus, S. 48.

**) Beechey, Reise nach dem stillen Ocean, I, S. 337. Schultze, Fetischismus, S. 49.

Digitized by Google

natürlich dies uns scheint, so wird es doch natürlich, wenn wir an das Wanderleben der wilden Völker denken, bei dem die, welche nicht mehr wandern konnten, den wilden Thieren zur Beute fielen. Wenn wir nicht dies und vieles Andere in Betracht ziehen, so werden wir uns nie ein richtiges Urtheil über die Religion der wilden Völker bilden können.

Religion allen Menschen gemeinsam.

Zur Zeit des De Brosses war Alles anders. Man wunderte sich damals, daß schwarze Menschen überhaupt so etwas wie Moralität oder Religion besitzen könnten, sei es auch nur eine Verehrung von Stöcken und Steinen. Wir haben anders zu urtheilen gelernt, Dank hauptsächlich den Missionären, die ihr ganzes Leben unter Wilden verlebt, ihre Sprachen gelernt, ihr Vertrauen gewonnen haben, und die, wenn sie auch ihre eigenen Vorurtheile haben, doch im Ganzen den guten Elementen im Charakter der Wilden volle Gerechtigkeit haben widerfahren lassen. Wir können jetzt sicher behaupten, daß trotz aller Nachsuchungen keine menschlichen Wesen irgendwo gefunden worden sind, die nicht Etwas besaßen, was ihnen als Religion galt; um es so allgemein als möglich auszudrücken, die nicht einen Glauben an Etwas hatten, was über ihre sinnliche Wahrnehmung hinausging.

Da ich hier nicht die ganze Beweisführung für diese Behauptung geben kann, so darf ich vielleicht das Urtheil eines anderen Gelehrten anführen, der sich seit Jahren mit Religionsgeschichte beschäftigt hat, des Professor Tiele, namentlich da seine Ansichten sonst in vielen Punkten von den meinigen abweichen. Er sagt (Outlines, p. 6): „Die Behauptung, daß es Völker oder Stämme gibt, die keine Religion haben, beruht entweder auf ungenauer Beobachtung, oder auf verwirrten Ideen. Kein Stamm, kein Volk ist bis jetzt gefunden worden ohne einen Glauben an höhere Wesen, und Reisende, die dies behaupteten, sind später durch Thatsachen widerlegt worden. Es ist deshalb vollkommen erlaubt, die Religion, in ihrer allgemeinsten Bedeutung, ein Universalphänomen der Menschheit zu nennen."

Das Studium der Religionen civilisirter Völker.

Nachdem nun aber einmal diese alten Vorurtheile weggeschafft worden waren und nachdem man eingesehen, daß die verschiedenen Völker von Afrika, Amerika und Australien nicht so ohne Weiteres als Wilde zusammengeworfen werden konnten, da fing man erst recht an die Schwierigkeiten zu fühlen, die sich einem wissenschaftlichen Studium dieser Völker entgegen stellten, namentlich in Bezug auf ihre religiösen Ansichten. Es ist schwer genug, einen genauen und wissenschaftlichen Bericht über die Religion der Juden, der Griechen, der Römer, der Inder und Perser zu

Digitized by Google

geben; aber die Schwierigkeiten eines wahren Verständnisses und einer richtigen Erklärung der Glaubensartikel und des Cultus jener literaturlosen Stämme sind unendlich größer. Jeder, der sich ernstlich mit der Geschichte der Religionen beschäftigt hat, weiß, wie schwer es ist, den Griechen, Römern, Indern und Persern in's Herz zu schauen und eine richtige Einsicht in ihre Ansichten über die großen Probleme des Lebens zu gewinnen. Und doch haben wir da eine ganze Literatur vor uns, religiös und profan; wir können Zeugen einander gegenüber stellen und hören, was für und gegen eine jede Ansicht gesagt werden kann. Wenn wir aber zu sagen haben, ob die Griechen im Allgemeinen, oder ein gewisser Stamm unter den Griechen, und dieser Stamm wiederum zu irgend einer bestimmten Zeit, etwa an eine Fortdauer des Lebens nach dem Tode, oder an Strafe und Belohnungen nach dem Tode, oder an die Oberhoheit persönlicher Gottheiten oder eines unpersönlicher Fatums, an die Nothwendigkeit von Gebet und Opfer, an den heiligen Charakter von Priestern und Tempeln, an Inspiration von Propheten und Gesetzgebern geglaubt habe oder nicht, so werden wir es oft recht schwierig finden, eine entschiedene Antwort zu geben. Es gibt eine ganze Literatur über die Theologie des Homer, aber es gibt trotzdem nur wenig Uebereinstimmung zwischen den besten Gelehrten, welche diese Gegenstände während der letzten zwei Jahrhunderte behandelt haben.

Noch viel mehr ist dies der Fall, wenn es sich um die religiösen Ansichten der Inder und Perser handelt. Wir besitzen ihre heiligen Bücher, wir haben ihre eignen anerkannten Commentare dazu. Aber wer weiß nicht, wie die Entscheidung, ob die alten Sänger des Rig-Veda an die Unsterblichkeit der Seele glaubten, oft von der richtigen Interpretation eines einzigen Wortes abhängig ist, während die Frage, ob die Verfasser des Avesta einen ursprünglichen Dualismus, eine Gleichheit zwischen dem Princip des Guten und Bösen annahmen, zuweilen nur auf grammatischem Wege festgestellt werden kann.

Ich erinnere nur an ein bekanntes Beispiel. In dem Hymnus des Rig-Veda, welcher das Verbrennen des Leichnams begleitet, kommt die Stelle vor:

Zur Sonne geh' das Aug', zur Luft der Odem,
Wie's recht ist, geh' zum Himmel, geh' zur Erde!
Geh' zu den Wassern, wenn es Dir genehm ist;
Mit Deinen Gliedern weile bei den Kräutern!
Das ew'ge Theil! — wärm' es mit Deiner Wärme,
Mög' Deine Gluth, mög' Deine Flamm' es wärmen,
O Gott des Feu'rs, nimm freundliche Gestalt an,
Und trag es sanft hinweg zur Welt der Frommen!

Diese Stelle ist vielfach besprochen worden, und ihre richtige Auffassung ist allerdings von großer Wichtigkeit. *Aja* bedeutet ungeboren, eine Be-

Digitized by Google

deutung, die eng mit unvergänglich, unsterblich, ewig verbunden ist. Ich übersetzte also ago bhâgaḥ durch das „ewige Theil" und nahm dann eine Pause an, um der Construction des Verses gerecht zu werden. Aga bedeutet aber auch der Ziegenbock und Andere übersetzten die Stelle: „Der Ziegenbock ist Dein Theil." Auch sie müssen dann dieselbe Apositopese annehmen, die allerdings im Sanskrit selten ist. Nun ist es ganz richtig, wie aus den Kalpa-sûtras erhellt, daß man zuweilen ein Thier weiblichen Geschlechts hinter dem Leichnam zur Brandstätte führte, so daß dieses Thier mit dem Todten verbrannt wurde. Es hieß deshalb die Anustaraṇi, die Decke. Dieser Gebrauch ist aber erstens kein allgemeiner, wie er sein würde, wenn er auf einer klaren Stelle des Veda beruhte. Zweitens mißbilligt ein Sûtra sogar diese Sitte, weil, wie Kâtyâyana sagt, wenn die Leiche und das Thier zusammen verbrannt würden, man beim Knochensammeln die Knochen des Todten mit denen des Thieres vermischen könnte. Drittens ist das Thier, sei es nun Ziege oder Kuh, vorzugsweise ein weibliches Thier. Wenn wir also übersetzen: „Der Ziegenbock ist Dein Theil!" — so bleibt der Hymnus noch immer in directem Widerspruch mit der Tradition der Sûtras. Noch größer ist die Schwierigkeit, daß, wenn der Dichter wirklich hätte sagen wollen: „dieser Ziegenbock soll Dir gehören", er das Wichtigste, nämlich das Dir ausgelassen haben sollte. Er sagt nicht: „der Ziegenbock ist Dein Theil," sondern nur: „der Ziegenbock Theil."

Bleiben wir aber bei der alten Uebersetzung, so ist auch diese nicht ohne Schwierigkeiten, aber sie ist dennoch natürlicher. Der Dichter hatte vorher gesagt, daß das Auge zur Sonne, der Odem zur Luft, daß der Todte zum Himmel oder zur Erde zurückkehren, daß seine Glieder bei den Kräutern ruhen mögen. Alles also, was geboren, geht zurück, dahin, woher es gekommen. Wie natürlich, daß er nun fragen sollte: „Wo bleibt das ewige, das ungeborene Theil des Menschen?" Wie natürlich, daß auf einen solchen Gedanken eine Pause folgte, und daß dann der Dichter fortfährt: Wärm' es mit Deiner Wärme! Möge Deine Gluth, Deine Flamme es wärmen! O Gott des Feuers, nimm freundliche Gestalt an, und trag' es sanft hinweg zur Welt der Frommen! Was? Doch gewiß nicht den Ziegenbock allein, noch auch den ganzen Leichnam, sondern das ungeborene, ewige Theil, was sehr gut durch das auf Früheres hinweisende Pronomen, enam, gemeint sein kann.

Möglich und mehr als möglich ist es nun allerdings, daß aus einer falschen Deutung dieser Stelle sich die Idee entwickelt hat, daß mit dem Todten ein Ziegenbock verbrannt werden solle, wie man ja aus ähnlichen Mißverständnissen die Wittwe des Verstorbenen verbrannte, wie aus ähnlichem Mißverständniß Yama, der alte Gott der untergehenden Sonne, zum König der Todten, schließlich zum Ersten der gestorbenen Menschenkinder wurde. Die Brahmanen ergriffen diese Idee des Ziegenbocks mit

Digitized by Google

beiden Händen, wie wir aus dem Atharva-Veda, IX, 5 sehen, obgleich sich selbst hier, z. B. in IX, 5, 7, Spuren einer anderen Auffassung finden. Es liegen eben jenseits der Vedahymnen noch weite Fernen, und Manches selbst im Rig-Veda wird nur verständlich, wenn wir es als Gewordenes, nicht als Werdendes auffassen.

Dies ist nur ein kleines Beispiel von den Schwierigkeiten, welche das Verständniß einer Religion bietet, selbst wenn wir eine große Literatur für dieselbe besitzen. Wenn Gelehrte aber so von einander abweichen, so leidet dabei der wissenschaftliche Charakter ihrer Untersuchungen nur wenig. Sie haben Gründe für ihre Ansichten, die sie beibringen müssen. Andere sind dann im Stande, ihr eigenes Urtheil zu bilden. Wir bleiben dabei stets auf terra firma.

Das Unheil beginnt, wenn Philosophen, die nicht Gelehrte von Fach sind, die Arbeiten von Sanskritisten, Zendisten oder klassischen Philologen für ihre Zwecke zu benutzen suchen. Hier sieht man die Gefahr. Dieselben Schriftsteller, welche nur eben in kurzen Zügen, ohne alle Beweisstellen, ja ohne auch nur die verschiedenen Grade der Glaubhaftigkeit ihrer Autoritäten sich klar gemacht zu haben, uns ganz genau erzählt haben, was die Kaffern, Buschmänner und Hottentotten über die Seele, den Tod, über Gott und die Welt glauben, bringen selten eine Behauptung in Bezug auf die Religion der Griechen und Römer, der Inder und Perser, die ein Gelehrter von Fach nicht sogleich zu beanstanden hat. Auch hiervon muß ich ein paar Beispiele geben, nicht etwa aus Tadelsucht, oder weil ich die Versuchung nicht selbst kenne, sondern nur um auf eine durchaus nicht unbedeutende Gefahr für unsere Studien aufmerksam zu machen.

Es gibt kaum ein Wort, was öfter im Munde der Brahmanen gewesen sein kann, als das Wort Om. Es mag ursprünglich avam gewesen sein und Ja bedeutet haben, so wie oui für hoc illud; es nahm aber bald einen mystischen Charakter an, etwa wie unser Amen. Am Anfang und am Ende jeder Recitation mußte Om gesagt werden, und es gibt wenig Handschriften, die nicht mit diesem Worte beginnen. Man mußte es sogar bei gewissen Begrüßungen gebrauchen,*) so daß man mit Recht sagen könnte, kein Wort sei häufiger im alten und neuen Indien gehört worden als Om. Nichtsdestoweniger sagt Mr. Herbert Spencer, daß die Inder es vermeiden, dieses Om auszusprechen, und er gibt dies als einen Beweis, daß es halbcivilisirten Völkern verboten ist, ihre Götter bei ihren Namen zu nennen. Es ist nun ganz möglich, daß in Sammelwerken, wie z. B. in Dr. Muirs Sanskrit Texts, irgend eine Stelle vorkommt, die eine solche Ansicht zu unterstützen scheint. In der mystischen Philosophie der Upanischaden z. B. wurde Om eine Bezeichnung des höchsten Brahman, und es war allerdings verboten, das Wissen

*) Âpastamba Sûtras, I, 4, 13, 6. Rig-veda prâtisâ-Khya, XV, 6, 16.

Digitized by Google

von diesem Brahman zu veröffentlichen. Aber wie verschieden ist eine so späte Idee von dem, wenn man sagt,*) „daß es verschiedenen halbcivilisirten Völkern verboten worden oder von ihnen als unrecht betrachtet worden sei, ihre Gottheiten bei ihren wahren Namen zu nennen. Es ist so bei den Hindus, welche den heiligen Namen Om auszusprechen vermeiden; es war so bei den Hebräern, deren Aussprache des Namens Jehovah deshalb unbekannt geblieben; und auch Herodot vermeidet sorgsam den Osiris zu nennen." Diese letzte Behauptung wird Manchen in Verwunderung setzen, der sich erinnert, wie es Herodot ist, der uns erzählt, daß, obgleich nicht alle Aegypter dieselben Gottheiten verehren, sie alle die Isis und den Osiris, den sie mit Dionysos identificiren, verehren.**)

Ebenso hat Dr. Muir gewiß ganz Recht, wenn er (Sanskrit Texts V, p. 12) sagt, „daß in einigen Stellen des Veda gewisse Götter zugestandenermaßen als blos geschaffene Wesen betrachtet werden, und daß sie, wie die Menschen, durch das Trinken des Soma unsterblich gemacht sind". Aber dies beweist eben, wie gefährlich es ist, sich selbst auf so sorgsam gemachte Zusammenstellungen als Dr. Muirs Sanskrit Texts ohne Weiteres zu verlassen. Die Götter heißen bekanntlich im Veda unsterblich, amartya, im Gegensatz zu den Menschen, die sterblich, martya, mrityubandhu, sind. Und wenn es heißt, daß Soma ihnen oder gar den Menschen Unsterblichkeit verliehen, so wie Nektar und Ambrosia den griechischen Göttern, so ist dies nur gesagt, um die Macht des Soma zu verherrlichen. Auch gibt es uns eine ganz falsche Idee, wenn man sagt, daß die Vedischen Dichter alle ihre Götter als blos geschaffene Wesen betrachteten, weil sie nämlich von der Morgenröthe als der Tochter des Himmels sprachen, oder weil sie sagten, daß Indra von Himmel und Erde entsprungen sei. Wir könnten wenigstens mit weit besserem Rechte sagen, daß die Griechen ihren Zeus als ein blos geschaffenes Wesen betrachteten, weil sie ihn nämlich den Sohn des Kronos nannten.

Und weiter, was kann uns einen falscheren Eindruck geben, als wenn man, um zu beweisen, daß alle Götter ursprünglich Menschen waren, den Ausspruch Buddhas citirt: „Götter und Menschen, Reiche und Arme, alle müssen gleich sterben." Zu Buddhas Zeiten, ja lang vor Buddha, waren die alten Devas, die wir nun eben nur durch Götter übersetzen können, abgenutzt und verbraucht. Buddha glaubte an keine Devas, vielleicht an keinen Gott. Die alten Devas vegetirten bei ihm als fabelhafte Wesen fort,***) und da fabelhafte Wesen von weit größerer Bedeutung als die Devas das allgemeine Schicksal von Allem, was überhaupt existirt, theilten, nämlich ein endloses Wandern von Geburt zum Tode

*) Sociology, I, p. 298.
**) Herodot, II, 42; 144; 156.
***) Siehe M. M. Buddhistischer Nihilismus.

Digitized by Google

und vom Tode zur Geburt, so konnten natürlich die Devas keine Ausnahme machen.

Um eine richtige Vorstellung von den geistigen Fähigkeiten eines Volkes zu gewinnen, ist eine genaue Untersuchung seiner Sprache gewiß außerordentlich nützlich. Aber eine solche Untersuchung verlangt große Sorgfalt und Vorsicht. Mr. Herbert Spencer sagt nun an einer Stelle seiner Sociologie (I, S. 149): „Wenn wir von einem der in Süd-Amerika lebenden Stämme hören, daß sie in ihrer Sprache «Ich bin ein Abipone» nur durch «Ich Abipone» ausdrücken können, so müssen wir unumgänglich schließen, daß nur die allereinfachsten Gedanken bei so unentwickelten grammatischen Bildungen ausgedrückt werden konnten." Würden aber nicht einige der höchstentwickelten Sprachen unter dasselbe Verdammungsurtheil fallen!

Das Studium der Religionen wilder Völker.

Wenn nun solche Mißverständnisse da vorkommen, wo sie am leichtesten vermieden werden könnten, was sollen wir da von Behauptungen denken, die sich auf die religiösen Anschauungen ganzer Stämme und Völker beziehen, welche keine Literatur besitzen, deren Sprache meist nur unvollkommen verstanden ist, ja die oft nur von einem oder zwei Reisenden besucht worden sind, die sich bei ihnen einige Tage, wenige Wochen oder vielleicht einige Jahre aufgehalten.

Nehmen wir ein beliebiges Beispiel. Man sagt uns, daß wir bei den Insulanern von Fiji einen sehr ursprünglichen Zustand der Religion beobachten können. Sie betrachten die Sternschnuppen als ihre Götter, und die kleineren als die entfliehenden Seelen der Menschen. Ehe wir nun irgend welchen Gebrauch von einem solchen Bericht machen können, müssen wir es uns nicht vorher ganz klar gemacht haben, erstens, was der genaue Name und die genaue Vorstellung von Gott in ihrer Sprache ist; zweitens, von welchen Gegenständen außer den Sternschnuppen dieser Name prädicirt ward? Sollen wir glauben, daß die ganze Idee des Göttlichen, welche die Fijianer sich gebildet, in Sternschnuppen aufgeht? Oder heißt es nur so viel, daß sie die Sternschnuppen als eine neben vielen andern Manifestationen einer göttlichen Macht betrachten, die den Menschen schon aus andern Quellen her bekannt ist? Wenn dies der Fall, dann hängt eben Alles davon ab, was diese andern Quellen sind, und wie sich aus ihnen der Name und der Begriff des Göttlichen entwickeln konnten.

Wenn man uns z. B. sagt, daß die Vedischen Dichter die Sonne als einen Gott betrachten, so fragen wir sogleich, was ihr Wort für Gott ist und was es bedeutet. Es war deva, und deva bedeutet licht. Die Biographie dieses einzigen Wortes deva würde Bände füllen, und erst wenn wir seine ganze Lebensbeschreibung von seiner Geburt und ersten Kindheit an kennen gelernt haben, kann die Thatsache, daß die Inder die

Digitized by Google

Sonne als einen Deva oder Gott betrachten, irgend welche verständliche Bedeutung für uns gewinnen.

Dasselbe gilt von der Behauptung, daß die Fijianer oder irgend welche andere Völker Sternschnuppen als die enteilenden Seelen der Menschen betrachten. Sind die Sternschnuppen die Seelen, fragen wir, oder die Seelen die Sternschnuppen? Und dann hängt wieder Alles von dem ab, was sie unter Seelen verstanden. Wie erhielten sie solch ein Wort? Was war seine erste Absicht? Dies sind die Fragen, welche jeder ethnologische Psycholog zu stellen und zu beantworten hat, ehe er sich mit irgend welchem Nutzen zu den vielen Erzählungen und Anekdoten wenden kann, die sich in Werken über den Menschen aufgespeichert finden.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß viele Worte, welche Seele bedeuten, ursprünglich Schatten bedeuteten. Aber was sollen wir uns denken, wenn man uns einfach berichtet, daß die Benin-Neger ihre Schatten als ihre Seelen betrachten? Wenn Seele hier bedeutet, was es uns im Deutschen bedeutet, so können wir sicher sein, daß kein Neger je geglaubt, daß seine deutsche Seele nichts sei als ein afrikanischer Schatten. Die Frage in ihrer einfachsten Form ist die: Wollen Sie sagen, daß a (Schatten) gleich a (Schatten) sei, oder aber, daß a (Schatten) gleich b (Seele) sei? Es ist nun freilich ganz wahr, daß wir auch im Deutschen es uns durchaus nicht immer ganz klar machen, was wir unter Seele verstehen, aber was ganz klar ist, ist dies, daß, selbst wenn wir die Seele einen Schatten nennen, oder vom Schattenreich sprechen, wir unter Seele nie blos das verstehen, was wir Schatten nennen. Wenn man uns also nicht sagen kann, ob die Benin-Neger unter ihrem Worte für Seele die anima, den Athem, als Zeichen des Lebens; den animus, den Geist, als Zeichen des Denkens, oder die Seele, als die Quelle der Begierden und Leidenschaften, verstehen; wenn wir nicht einmal wissen, ob ihre sogenannte Seele materiell oder immateriell ist, sichtbar oder unsichtbar, sterblich oder unsterblich, was lernen wir dann, wenn man uns sagt, daß die Wilden den Schatten, oder einen Vogel, oder eine Sternschnuppe als ihre Seele betrachten?

Dies war bereits geschrieben, als mir die folgende Stelle in einem Briefe des Herrn Codrington (Norfolk Islands, 3 July 1877) zu Gesicht kam, in dem dieser einsichtsvolle Missionär in ganz demselben Sinne sich ausspricht. „Nehmen wir an," sagt er, „daß es Menschen gibt, welche ihre Seelen «Schatten» nennen, so glaube ich doch nicht im Geringsten, daß sie den Schatten für eine Seele, oder die Seele für einen Schatten halten. Sie gebrauchen das Wort Schatten bildlich für das, was dem Menschen zugehört, was wie sein Schatten ist, entschieden individuell, untrennbar von ihm, aber nicht materiell. Das Motawort, welches wir für Seele gebrauchen, bedeutet in Maori Schatten, aber kein Eingeborener von Mota weiß, daß es jemals diese Bedeutung hatte. Meine Ueberzeugung

Digitized by Google

ist, daß dieses Wort in der ursprünglichen Sprache entschieden weder Schatten noch Seele ausdrückte, sondern eine Bedeutung hatte, die man sich eher vorstellen als ausdrücken kann, und die in einer Sprache in der Bedeutung Schatten, in der andern in der Bedeutung von Etwas wie Seele, etwa ein zweites Selbst, hervortrat."

Was wir zu begreifen lernen müssen, ist eben dieser Uebergang der Bedeutung, wie aus der Beobachtung des Schattens, der am Tage bei uns ist und in der Nacht uns verläßt, die Vorstellung von einem zweiten Selbst entstand, wie diese Vorstellung sich mit einer andern vereinigte, nämlich mit der von Athem, der im Leben bei uns ist und im Tode uns zu verlassen scheint; und wie aus diesen beiden Vorstellungen sich die Idee von einem Etwas, das vom Körper verschieden ist und doch eine Art von Leben besitzt, langsam hervorarbeitet. Hier finden sich wahre Uebergänge vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, vom Materiellen zum Immateriellen. Aber anstatt zu sagen, daß Menschen, in dieser frühen Periode ihrer Geistesentwickelung, ihre Seelen für Schatten halten, sind wir kaum berechtigt, mehr zu sagen, als daß sie glaubten, nach dem Tode werde ihr Athem, der den Körper verlassen, in einer Form existiren wie der Schatten, der dem Körper im Leben folgt. Der Aberglaube, daß ein todter Körper keinen Schatten wirft, entspringt dann ganz von allein.

Nichts ist schwieriger, als der Versuchung zu widerstehen, eine unerwartete Bestätigung unserer Theorien, die wir in den Berichten von Missionären und Reisenden finden, für einen Beweis zu halten. So ist das Wort für Gott im östlichen Polynesien Atua oder Akua. Da nun ata in der Sprache der Polynesier Schatten bedeutet, was könnte natürlicher erscheinen, als in diesem Namen für Gott, der ursprünglich Schatten bedeutet, einen Beweis zu finden, daß die Vorstellung von Gott überall aus der Vorstellung von Geist entsprang, und die Vorstellung von Geist aus der Vorstellung von Schatten? Es könnte wie bloße Streitsucht aussehen, wollte man Einwendungen dagegen erheben, oder zur Vorsicht rathen, wo Alles so klar scheint. Glücklicherweise hat aber das Studium der polynesischen Sprachen in der letzten Zeit schon einen mehr wissenschaftlichen und kritischen Charakter angenommen, so daß bloße Theorien die Probe der Thatsachen bestehen müssen. So zeigt denn Mr. Gill*), der zwanzig Jahre in Mangaia gelebt hat, daß atua nicht von ata abgeleitet werden kann, sondern daß es mit fatu im Tahitischen und Samoanischen zusammenhängt, und mit aitu, und daß es ursprünglich das Mark eines Baumes bedeutete. Nachdem es nun zuerst Mark bedeutete, wurde es später, etwa wie Sanskrit. sâra, zur Bezeichnung von Allem, was das Beste ist, bezeichnete die Stärke eines Dinges, und schließlich den Starken, den Herrn. Das auslautende a in Atua ist intensiv, so daß also atua

*) Gill, Myths and Songs from the South Pacific, p. 33.

Digitized by Google

für einen Polynesier die Bedeutung von dem innersten Mark und Lebenssaft eines Dinges hat, und hieraus entwickelte sich bei ihnen einer der vielen Namen für Gott.

Wenn wir mit einem Manne von wirklichem Wissen zu thun haben, wie Mr. Gill ist, der fast sein ganzes Leben unter einem Stamme der Polynesier verlebt hat, so können wir uns wohl auf seine Darstellung verlassen. Aber selbst er kann nicht von der Religion seiner Mangaianer mit derselben Autorität sprechen, die z. B. dem Homer zukommt, wenn er von seiner eigenen Religion spricht, oder dem Augustinus, wenn er uns seine interessante Beschreibung des Glaubens der Römer gibt. Und doch wer weiß nicht, welche Ungewißheit trotz alledem in unseren Ansichten von der griechischen und römischen Religion übrig bleibt, selbst nachdem wir Alles gelesen, was solche Männer entweder von ihrer eigenen oder von der Religion Derer uns berichten, in deren Mitte sie herangewachsen und ihr ganzes Leben verbracht haben.

Die Schwierigkeiten, mit denen Missionäre und Reisende zu kämpfen haben, wenn sie uns eine getreue Schilderung der Religion und des geistigen Lebens wilder Völker zu geben suchen, sind also viel größer, als man wol zu glauben geneigt ist, und einige verdienen noch besonders hervorgehoben zu werden.

Einfluß der öffentlichen Meinung auf Reisende.

Erstens also gibt es wenig Reisende, die nicht von den Strömungen der öffentlichen Meinung berührt werden. Es gab eine Zeit, wo alle Reisenden von Rousseau'schen Ideen angesteckt waren, so daß alle Wilde in ihren Augen etwa für ebenso edel galten, als die Germanen in den Augen von Tacitus. Dann kam ein Widerschlag. Theilweis durch den Einfluß amerikanischer Ethnologen, die überall nach Entschuldigungsgründen für Sklaverei suchten, theilweis zu einer späteren Zeit aus dem Wunsche, das fehlende Glied zwischen Affe und Mensch zu finden, beschrieb man die Wilden in einer Weise, daß man wirklich oft zweifelte, ob der Neger nicht ein niedereres Geschöpf als der Gorilla sei, und ob der Name Mensch wirklich auf ihn passe.

Ebenso als sich die Streitfrage erhob, ob Religion eine inhärirende Eigenthümlichkeit des Menschen sei oder nicht, da stieß eine gewisse Classe von Reisenden stets auf Horden, die keinen Namen und keinen Begriff für Gott hatten*); andere entdeckten überall die erhabensten religiösen Ansichten. Mein Freund, Mr. Tylor, hat eine sehr nützliche Sammlung von sich stracks widersprechenden Berichten über die religiösen Anlagen eines und desselben Volkes gemacht. Vielleicht das älteste Beispiel dieser Art ist der Bericht über die Germanen von Cäsar und Tacitus. Cäsar sagt,

*) M. M. History of Ancient Sanskrit Literature, p. 538.

Digitized by Google

daß die Germanen nur die für Götter halten, welche sie sehen können und durch deren Gaben sie offenbar begünstigt werden, wie die Sonne, das Feuer, den Mond.*) Tacitus erklärt, daß sie mit dem Namen der Götter nur das Verborgene nennen, das sie nur durch Verehrung sehen.**) Wir mögen sagen, daß Tacitus später kam als Cäsar, oder daß jeder von ihnen bei einem anderen Stamme der Deutschen sich über ihre Religion Rath erholt. Die Sache bleibt dieselbe, und die Schwierigkeit, zuverlässiges Material zu sammeln, tritt nur in ein noch helleres Licht.

Mangel an einheimischen Autoritäten.

Aber selbst wenn ein Reisender sich findet, der keine vorgefaßten wissenschaftlichen Vorurtheile hat, der weder den Führern wissenschaftlicher noch theologischer Schulen zu Liebe schreibt, so bleibt noch immer, wenn er eine genaue Beschreibung wilder Völker und ihrer Religion geben will, die große Schwierigkeit, daß keine dieser Religionen anerkannte Autoritäten besitzt. Religion unter Wilden ist fast eine persönliche Sache, und sie wechselt sehr schnell und leicht von einer Generation zur andern. Ja selbst in derselben Generation findet sich die größte Verschiedenheit der Ansichten mit Bezug auf die wichtigsten Fragen des Glaubens.

Allerdings gibt es Priester, auch heilige Gesänge und Gebräuche, und überall gibt es Mütter, die ihren Kindern einige gute Lehren für das Leben mitgeben. Aber es gibt eben keine Bibel, keinen Katechismus, kein Glaubensbekenntniß. Die Religion liegt in der Luft, und Jeder athmet so viel davon ein, als er zum Leben braucht.

Dies wird uns begreiflich machen, wie es kommt, daß Berichte von Reisenden und Missionären über die Religion desselben Volkes oft wie Schwarz und Weiß von einander abweichen. Es mag ja in demselben Dorfe einen wahren Engel unter den Negern geben, und einen wahren Teufel, und doch würden beide in den Augen europäischer Reisenden für gleich gute Gewährsmänner in Bezug auf die religiösen Ansichten des ganzen Stammes gelten. Daß aber auch unter den Negern sehr bedeutende Verschiedenheiten in ihren religiösen Ansichten herrschen, das wissen wir von ihnen selbst.***) In Widah z. B. sagte man Des Marchais, daß nur die Vornehmen und Großen von einem höchsten Gott im Himmel wissen, der allmächtig, allgegenwärtig sei und das Gute und Böse vergelte, und an den man sich zuletzt wende, wenn alle anderen Hülfsmittel in der Noth sich fruchtlos erwiesen. Es gibt aber einen solchen Adel unter allen

*) De Bello Gall., VI, 21. Deorum numero eos solos ducunt quos cernunt, et quorum aperte opibus juvantur, Solem, et Vulcanum, et Lunam.

**) Tac. Germ. IX. Deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident.

***) Waitz, Anthropologie, II, 171.

Digitized by Google

Völkern, den civilisirten wie den uncivilisirten, den alten Adel des Guten und Edlen, der oft den Einzelnen einen Vorsprung von Jahrhunderten vor dem gemeinen Haufen gibt.

Man denke doch nur, was der Erfolg sein würde, wenn man in Europa einen herabgekommenen Verbrecher und eine Diakonissin, die ihn im Gefängniß tröstet, befragen wollte, was ihre gemeinsame Religion sei, und man wird sich dann vielleicht weniger wundern, wenn die Berichte des Missionärs und des Sklavenhändlers über die religiösen Ansichten desselben Negerstammes so weit von einander abweichen, daß wir sie gar nicht zusammen reimen können.

Autorität der Priester.

Nun gibt es allerdings Priester auch bei den Negern, und man könnte meinen, daß was diese von der Religion ihres Volkes berichten, unumstößliche Autorität habe. Aber man denke nur ein wenig nach. Man frage sich nur wieder, wie es denn bei uns sein würde. Wir haben vor nicht vielen Jahren das Schauspiel erlebt, daß einer unserer ausgezeichnetsten Theologen erklärte, wie ein anderer Geistlicher, dessen Büste jetzt in Westminster Abbey neben den Büsten von Keble und Kingsley steht, nicht an denselben Gott glaube als er selbst. Ist es ein Wunder also, wenn Priester bei den Aschantis in Bezug auf das wahre Wesen ihrer Fetische von einander abweichen, und wenn Reisende, die sich bei verschiedenen Priestern und Wahrsagern Rath erholt haben, sehr verschieden berichtet worden sind! In einigen Theilen von Afrika, namentlich wo sich der Einfluß des Mohammedanismus fühlbar gemacht hat, verachtet man sowol die Fetische als die, welche sie verkaufen. Die Jolofs setzen den Marabuts die Thiedos, die Ungläubigen, Gottlosen (so heißen die bezahlten Soldaten) entgegen, welche überhaupt keinen Glauben weiter haben als den an ihre Gris-gris.*) An anderen Orten blüht der Fetischismus, und die Priester, welche Fetische fabriciren und von diesem Handel leben, rufen auch dort: Groß ist die Diana der Epheser!

Abneigung der Wilden, über ihre Religion zu sprechen.

Schließlich müssen wir noch einen Punkt in Betracht ziehen, nämlich daß, um ein wahres Verständniß irgend einer Religion zu gewinnen, der Wunsch und Wille auf beiden Seiten da sein muß. Viele Wilden scheuen sich vor allen Fragen über Religion, theilweis vielleicht aus abergläubischer Furcht, theilweis wol auch aus einer gewissen Unbehülflichkeit, ihre halbfertigen Gedanken und Gefühle in fertigen Worten auszudrücken. Einige Stämme sind entschieden schweigsam, für andere ist Sprechen eine An-

*) Waitz, Anthropologie, II, 200. Ueber verschiedene Classen unter den Priestern ibid. II, 199.

Digitized by Google

strengung. Nach zehn Minuten Unterhaltung klagen sie über Kopfweh.*) Andere im Gegentheil schwatzen unaufhörlich und haben auf jede Frage eine Antwort fertig, ohne sich viel zu kümmern, ob was sie sagen wahr oder unwahr ist.**)

Diese Schwierigkeit ist sehr treffend von R. H. Codrington in seinem Brief von den Norfolk Islands geschildert. „Die Verwirrung in Bezug auf solche Dinge liegt gewöhnlich nicht an den Eingeborenen, sondern entspringt aus dem Mangel eines klaren Gedankenaustausches zwischen Eingeborenen und Europäern. Ein Eingeborener, der ein wenig Englisch versteht oder der versucht mit einem Engländer in seiner eigenen Sprache zu verkehren, findet es viel leichter, zu Allem, was der Weiße andeutet, zu nicken, oder solche Worte zu gebrauchen, die ihm eben bekannt sind, ohne daß er sich von ihrer Bedeutung genaue Rechenschaft geben kann, als sich abzuquälen, um gerade das auszudrücken, was er auf dem Herzen hat. In dieser Weise erhalten Reisende was sie für ganz zuverlässige Mittheilungen von den Eingeborenen halten, und drucken dann Dinge, die denen, welche wirklich eine genaue Kenntniß davon haben, ganz lächerlich klingen. So haben wir heute sehr gelacht, als ich einem jungen Merlav-Knaben mittheilte, was ich eben in einem Buche (Capt. Moresby's Ueber Neu-Guinea) von den Götzenbildern gelesen hatte, die er in seinem Dorfe gesehen haben will, und von denen er hofft, daß mein junger Freund dazu beitragen werde, daß die Eingeborenen sie mit der Zeit abschaffen. Mein junger Freund hatte nämlich diese sogenannten Götzenbilder selbst mit machen helfen und sie sind so wenig Götzenbilder als die Regenrinnen (gurgoyles) an den gothischen Kirchen. Ich habe aber gar keinen Zweifel, daß irgend ein Eingeborener dem Schiffscapitän sagte, sie wären Götzenbilder, oder Teufel, oder etwas dem Aehnliches, als man ihn gefragt, ob sie nicht Götzen wären, und man lobte ihn wahrscheinlich ganz besonders wegen seiner Kenntniß des Englischen."

Wir besitzen eine sehr gute Beschreibung von Benedictinern,***) die, nachdem sie drei Jahre lang auf ihrer Station in Australien als Missionäre gearbeitet hatten, vollkommen überzeugt waren, daß die Eingeborenen keine Gottheit, wahr oder falsch, verehrten. Später aber wurde es ihnen ganz klar, daß diese Wilden an ein höchstes Wesen glaubten, welches die Welt geschaffen habe. Wenn nun diese Benedictiner ihre Station verlassen, ehe sie diese Entdeckung gemacht, wer würde gewagt haben, ihren Berichten zu widersprechen?

Für De Brosses, als er sein unglückseliges Buch über den Feti-

*) H. Spencer, Sociology, I, p. 94.

**) Mayer, Papuasprachen, S. 19.

***) Vergl. C. H. E. Carmichael, A Benedictine Missionary's Account, im Journal of the Anthropological Institute, Februar 1878.

Digitized by Google

schismus schrieb, existirte keines von allen diesen Bedenken. Alles, was er in der Reisebeschreibung von Seeleuten oder Handelsleuten vorfand, war ihm willkommen. Er hatte eine Theorie, die vertheidigt werden mußte, und Alles, was sie zu bestätigen schien, mußte nothwendig wahr sein.

Ich hielt es für nothwendig, die bei einem wissenschaftlichen Studium der Religionen wilder Völker unvermeidlichen Schwierigkeiten klar und offen darzulegen, um gegen zwei Gefahren zu warnen, die eine, daß wir einseitige Beschreibungen solcher Religionen für zuverlässig annehmen, die andere, und noch größere, daß wir auf so unsicherem Boden weitgreifende Theorien über den Ursprung und das Wesen von Religion im Allgemeinen aufbauen. Es scheint jetzt fast unmöglich, den tiefeingewurzelten Glauben an einen ursprünglichen Fetischismus aus den Handbüchern der Geschichte wieder fortzuschaffen. Er ist zu einer Art von wissenschaftlichem Fetischismus geworden, der, wie die meisten Fetische, aus Unwissenheit und Aberglauben entstanden, aber nichts desto weniger eine gewisse Heiligkeit noch lange behaupten wird.

Nur möchte ich nicht mißverstanden werden. Die Thatsache, daß Fetischismus unter den Negern von West-Afrika und auch unter anderen wilden Stämmen weit verbreitet ist, soll durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

Was ich nicht zugeben kann, ist, daß irgend Jemand, der über diesen Gegenstand geschrieben, mit De Brosses anzufangen, bewiesen oder auch nur zu beweisen versucht hat, daß alles das, was sie Fetischismus nennen, wirklich eine ursprüngliche, uranfängliche Form der Religion sei.

(Ein Schlußaufsatz folgt.)

Digitized by Google

Sieben Oden des Horaz.

Verdeutſcht von

Emanuel Geibel.

— Lübeck. —

An M. Vipſanius Agrippa.

Dich, Bezwinger des Feinds, tapfrer, verherrliche
In homeriſchem Flug Varius' Heldenlied,
Wie Dein Heer Du zu Schiff oder im Reiterkampf
Zu glorwürdigem Sieg geführt.

Mir, Agrippa, gelingt nimmer ſo Mächtiges;
Nie den Zorn des Achill ſäng' ich, des ehernen,
Nie die Fahrten des liſtſinnenden Ithakers,
Noch die Gräuel in Pelops Haus.

Für Erhabnes zu ſchwach warnt mich die ſchüchterne
Muſe, welcher der Ton kriegriſcher Saiten fremd,
Cäſars ſtrahlenden Ruhm nicht und den Deinigen
Durch Geſtümper herabzuziehn.

Wer auch führte den Mars im diamantenen
Harniſch würdig uns vor? Wer den Meriones
Schwarz von troiſchem Staub oder in Götterkraft
Pallas Schützling, des Tydeus Sohn?

Unr Gaſtmähler und heißblütiger Mädchen Kampf,
Wenn ihr Nagel geſtutzt kühnem Getändel wehrt,
Sing' ich, hente noch frei, morgen in Flammen ſchon,
Meiner leichten Natur getreu.

An Phidyle.

Wenn Du die Arme flehend zum Himmel hebſt
Bei jungem Mondlicht, ländliche Phidyle,
Und fromm die Laren ſühnſt durch Weihrauch,
Henrige Frucht und ein rundes Ferklein,

Digitized by Google

Dann spürt des Südwinds giftigen Odem nicht
Der schwangre Rebstock, noch den verderblichen
Mehlthau die Saatflur, nicht das junge
Saugende Lamm das Gebrest der Obstzeit.

Der Opferstier, der kräftige Weide fand
Im Eichenforst am schneeigen Algidus,
Den Albas Grasflur üppig nährte,
Röthe mit blutig getroffnem Nacken

Das Beil des Priesters. Aber für Dich bedarf's
Nicht vielen Bluts unschuldiger Lämmer erst;
Nur Rosmarin und zarte Myrten
Winde den Göttern des Heerds zum Kranze!

Denn Deine Hand, die fromm den Altar berührt,
Versöhnt, auch arm an Gaben, wie köstlicher
Brandopferduft den Zorn der Götter,
Spendet sie knisterndes Salz und Mehl nur.

An Iccius.

Dich locken, Freund, die Schätze der Araber
Und ernsten Kriegszug, Iccius, rüstest Du
Sabäas nie zuvor besiegten
Königen, ja, für den Meder schmiedest

Du Fesseln schon? Welch schönes Barbarenkind
Bedient Dich künftig, dem der Verlobte fiel?
Welch schmucker Edelknabe soll Dir
Duftenden Haars den Pokal kredenzen,

Der einst vom Vaterbogen den Sererpfeil
Ins Schwarze schoß? — Nun sage mir Einer noch,
Es könne nie bergan der Sturzbach
Oder zur Quelle die Tiber strömen,

Da Du den schwer erworbenen Bücherschatz,
Der Stoa Schriften und der Sokratiker,
Dir selber treulos, willig hingibst
Für ein iberisches Panzerhemde.

An Virgilius.

O wie wüßte von Scham oder von Maß der Schmerz
Um solch theueres Haupt! Hilf, o Melpomene,
Hilf mir klagen Du selbst, der das erschütternde
Lied zur Harfe der Vater gab.

Digitized by Google

Also unser Quintil schlummert den Todesschlaf?
Wann wird stilles Verdienst, wann die Gerechtigkeit
Reinster Treue vermählt, jeglicher Lüge fremd,
Seines Gleichen auf Erden sehn!

Mancher Edle beweint heiß den Entrissenen,
Heißer Keiner, als Du, trauter Virgilius;
Ach, Dein frommes Gelübd, das von den Himmlischen
Andres bat, es erweckt ihn nicht.

Ob noch süßer, als einst Orpheus, der Thracier,
Du den horchenden Wald locktest mit Saitenspiel:
Nie kehrt warmes Geblüt wieder dem Schattenbild,
Das mit winkendem Stab einmal

Taub für jedes Gebet wider des Schicksals Schluß
Seiner stygischen Schaar Hermes hinzugesellt.
Hart ist's. Lern' in Geduld männlich ertragen, Freund,
Was zu ändern ein Gott verwehrt.

Weihgesang.

Das Volk der Spötter hass' ich, hinweg mit ihm!
In Andacht schweigt! Nie früher vernommenen
Gesang im heil'gen Dienst der Musen
Stimm' ich den Jünglingen an und Jungfrau'n.

Die Herrn der Herrn selbst, welche der Völker Schwarm
Mit Zittern ehrt, sind Jupitern unterthan,
Der, durch Gigantensieg verherrlicht,
Alles bewegt mit dem Wink der Braue.

Ob der in weiter'n Gränzen, als Andere,
Lustgärten pflanze, dieser sich edlerer
Geburt, zum Wahlkampf schreitend, rühme,
Dieser durch Sitten und Ruf geadelt

Mitwerbe, jenen größre Clientenschaar
Umring': ein streng ausgleichend Verhängniß theilt
Sein Loos dem Crösus zu, dem Bettler,
Wie es für jeglichen birgt die Urne.

Wem über schuldbeladenem Haupt gezückt
Ein Schwert herabhangt, kein sybaritisch Mahl
Schafft reinen Wohlschmack ihm, noch lullt ihn
Vogelzwitscher und Klang der Saiten

In Schlummer ein. Doch friedlicher Schlaf verschmäht
Die niedern Hütten ländlicher Männer nicht,
Am Uferabhang nicht den Schatten,
Oder ein Tempe, gekühlt vom Westhauch.

Digitized by Google

Wer nichts, als was zum Leben genügt, bedarf,
Den kümmert nicht des tobenden Meeres Wuth,
Wenn unter Sturm Arkturus Sternbild
Sinkt und am Himmel der Widder aufsteigt,

Nicht Hagelschlag, der über die Reben braust,
Mißwachs im Feld nicht, wenn die Gewässer bald
Die Frucht verdarben, bald des Hundssterns
Sengende Glut und des Winters Härte.

Beengt im Meer schon fühlen die Fische sich
Durch riesgen Dammbau; wälzt doch der Meister dort
Mit seinem Werkvolk Schutt und Quadern
Täglich hinab, da der stolze Grundherr

Satt ward des Festlands. Aber dem Ueppigen,
Wohin er schweift, nachschreitet die Furcht; es steigt
Ins Ruderschiff mit ihm und setzt sich
Hinter den Reiter die schwarze Sorge.

Wenn drum den Trübsinn phrygischer Marmor nicht,
Nicht Purpurschmuck, glanzvoller als Sternenschein,
Zu bannen Macht hat, nicht Falerner,
Noch der erlesenste Perserbalsam,

Was soll mit niederweckenden Säulen ich
Im neusten Stil mir prächtige Hallen bau'n?
Was mein Sabinerthal um Reichthum,
Der mir Beschwerde nur schafft, vertauschen?

An Calliope.

Nun steig' herab vom Himmel, Calliope,
Und laß zum Ton der Flöte, Gebieterin,
Ein großes Lied hellstimmig schallen,
Oder begleit' es auf Phöbus Leyer.

Vernahmt ihrs? Oder täuscht mich ein holder Wahn?
Mir ist, ich hör's, wie schweifenden Fußes sie
Herwallt im Götterhain, melodisch
Von den Gewässern umrauscht und Lüften.

Mich deckten auf Apuliens Geierberg,
Wo einst als Kind ich, ferne dem Vaterhaus,
Vom Spiele müd' in Schlaf gesunken,
Himmlische Tauben mit jungem Laub zu.

Ein Wunder däucht' es Allen, soviel umher
Im hohen Klippennest Acherontia's,
Soviel im üpp'gen Thal Forentums
Wohnen und an den Bantiner Waldhöh'n,

Digitized by Google

Wie ſicher ich vor Bären und Natternbrut,
Geborgen unter heiligem Lorbeerreis
Und Myrten, ſchlief, ein ſorglos Knäblein,
Gnädig behütet von euch, ihr Muſen.

Denn euer bin ich, euer, umwehe mich
Sabinums Bergluft oder der Schattenhain
Präneſtes, winke Tiburs Hang mir
Oder der plätſchernde Golf von Bajä.

Nicht hat mich, eurer Quellen und Tänze Freund,
Philippis rückwärts flutende Schlacht verſehrt,
Nicht jenes Unglücksbaums Herabſturz,
Noch im Sicilifchen Meer das Felsriff.

Seid ihr mit mir, ſo darf ich mich frohgemuth
Im Schiff dem wildaufbrauſenden Bosporus
Vertraun und durch den heißen Flugſand
An der Aſſyriſchen Küſte pilgern,

Den Britten darf ich, welcher den Fremdling würgt,
Getroſt, den Roßblut ſchlürfenden Cantaber
Aufſuchen und am Scythenſtrome
Ruhig dem Pfeil des Gelonen trotzen.

Ihr laſſet Cäſarn, wenn der Erhabene
Sein müdes Heer im Schooße der Städte barg
Und Stille ſucht nach Kampf und Mühſal,
In den pieriſchen Grotten ausruhn.

Friedſelgen Rath ertheilet ihr Holden ihm
Und freut euch eures Rathes. Doch wiſſen wir,
Wie mit des Donners Keil die Rotte
Frevler Titanen er einſt zerſchmettert,

Zeus, der den Erdball, der die Gewäſſer lenkt,
Geſetz den Städten gibt und dem Schattenreich,
Und Götter gleichwie Staubgeborne
Einzig beherrſcht mit gerechtem Scepter.

Wohl kam ein Grau'n ihm, als mit gewaltgem Arm
Tollkühn die Rieſenjugend den Sturm begann
Und jenes Paar anhub, den wald'gen
Pelion auf den Olymp zu wälzen.

Doch was vermochte Typhous und Mimas' Kraft,
Was alle Drohgeberde Porphyrions,
Was ſelbſt Enceladus, der kühne
Schleudrer entwurzelter Eichenſtämme,

Digitized by Google

Als ihnen Pallas tönender Götterschild
Entgegenblitzt'? als hier sich Vulkan erhub,
Dort Junos Gottheit und des goldnen
Nimmer versagenden Bogens Meister,

Er, dem vom klaren Thaue Kastalias
Die Locke trieft, der Lyciens Myrtenflur
Und seines Eilands Hain umwaltet,
Delos und Patara's Gott, Apollo?

Kraft ohne Rath stürzt unter der eignen Wucht,
Kraft, wenn sie Maß hält, führen die Götter selbst
Zum Ziele, doch verhaßt ist ihnen
Uebergewaltiger Stärke Frevel.

Mein Wort bezeug' euch Gyas, der Gäa Sohn,
Der hundertarm'ge, jener Orion auch,
Der, frech Dianas Reiz begehrend,
Unter den Pfeilen erlag der Jungfrau.

Schwer deckt die Erd' ihr eigenes Gräulgeschlecht,
Die Brut bejammernd, die zu des Orkus Nacht
Der Blitz gestürzt; noch nicht durchfraß ihr
Zehrendes Feuer die Last des Aetna.

Der Geier läßt, zum Rächer der Schuld bestellt,
Von Deiner Brust nicht, lüsterner Tityos,
Und Ketten, dreimal hundert, drücken
Ewig Pirithous Dich, den Buhler.

An Phyllis.

Schon in's zehnte Jahr im Gewölbe lagert
Mir ein Krug albanischen Weines, Phyllis;
Immergrün zu Kränzen beschceert der Garten,
Fülle des Epheus,

Daß mit reich durchflochtenem Haar Du glänzest;
Fröhlich strahlt von Silber das Haus, der Altar,
Keusch mit Lorbeerzweigen umwunden, harrt des
Ländlichen Opfers.

Hand an's Werk legt jeder; geschäftig eilen
Hier und dorthin Knaben zumal und Mädchen;
Himmelan schon wirbelt die Glut den schwarzen
Strudel des Rauches.

Doch, damit Du wissest, zu welchen Freuden
Ich Dich lud: wir feiern das Fest der Iden,
Das den Mond der Flutengebiet'rin Venus
Theilt, den Aprilis.

Digitized by Google

Heilig iſt, faſt heiliger dieſer Tag mir,
Als das Feſt der eig'nen Geburt, verkündet
Doch ein neu zuſtrömendes Jahr ſein Aufgang
Meinem Mäcenas.

Telephus, nach dem Du Dich ſehnſt, den Jüngling
Hält — denn Dir nicht war er beſtimmt — ein Mädchen,
Reich und leicht von Sitten und Sinn, in ſüßen
Banden gefeſſelt.

Brandverſengt lehrt Phaëton Dich, vermeſſ'nen
Wunſch zu fliehn; Bellerophons Sturz auch mahnt Dich,
Den als ſtaubentſproſſen der flügelſtolze
Pegaſus abwarf,

Daß Du nur Dir Ziemendes ſuchſt und niemals,
Uebers Ziel mit frevelnder Hoffnung ſchweifend,
Was Dir ungleichartig begehrſt. So komm denn,
Letzte Geliebte,

(Denn nach Dir macht nimmer ein Weib mich glühen),
Komm und ſinn' auf ſüßen Geſang und laß ihn
Seelenvoll hinſtrömen! Im Born des Liedes
Löſt ſich der Kummer.

Digitized by Google

Eine unfindbare freie Reichsstadt.

Kulturgeschichtliche Skizze.

Von

Karl Braun-Wiesbaden.

— Berlin. —

I.

Sie heißt Buchhorn und liegt auf dem deutschen Ufer des Bodensees, — diese freie Reichsstadt, von welcher ich sprechen will.

— „Die deutsche Reichsstadt Buchhorn?" fragt vielleicht der geneigte Leser. „Ich kann sie auf meiner Karte nicht finden. Wurde sie im dreißigjährigen Kriege zerstört, oder ist sie von Lava überströmt worden, wie Herculanum, oder ist sie im See untergegangen, gleich Vineta?"

Nein, antworte ich, sie blüht und existirt noch, wenngleich nicht mehr als freie Reichsstadt. Aber sie ist auch auf der besten Specialkarte nicht verzeichnet. Die beste Specialkarte vom oberen See, das will ich hier beiläufig bemerken, betitelt sich „Waltenbergers Specialkarte von Lindau", sie ist in der Wilhelm Ludwig'schen Buchhandlung in Lindau erschienen. Maßstab 1:50,000. Der Titel „Karte von Lindau" ist eine falsche Bescheidenheit. Denn sie umfaßt den ganzen oberen See, von Friedrichshafen bis hinauf nach Lindau und Bregenz, und von da hinunter bis Rorschach. Sie zeichnet sich aus durch Genauigkeit und Klarheit. Du findest auf ihr die Städte, Dörfer, Weiler und selbst einzelne Häuser; — die Kirchen, die Schlösser und die Ruinen; — die Wälder und die Moore (hier „Moos" genannt), die Berge und die Ebenen; — die Eisen-, Wasser- und Landstraßen bis auf die Vicinalwege, die Feldwege und die kleinsten Fußpfade, welche letztere man hier „Gangsteige" nennt; — die Flüsse, die Seen, die Weiher, die Bäche und die Bächlein; — das Alles findest Du, aber ein Buchhorn findest Du

Digitized by Google

nicht, wenigstens nicht unter diesem Namen. Man hat nämlich die alte freie Reichsstadt mit einem zum Schloß avancirten Kloster, das vormals Hofen geheißen, Anno 1806 zusammengeworfen und das Ganze, dem ersten König von Württemberg zu Liebe, „Friedrichshafen" genannt. Dieser Name ist, obgleich die Unsitte des Umtaufens und der Anwendung von Vornamen, bei welchen sich die Nachwelt in der Regel nicht das Geringste zu denken vermag, keineswegs als empfehlenswerth zu betrachten ist, allgemein üblich geworden für den württembergischen Seehafen, der zugleich für den König Karl, die Königin Olga und deren Unterthanen, namentlich die Stuttgarter, eine beliebte Sommerfrische geworden ist und vor unseren übrigen deutschen Orten am nordöstlichen Ufer des Sees den Vorzug genießt, daß man von hier aus den schönsten Ueberblick über die größere Masse des Sees hat (denn Friedrichshafen liegt so ziemlich in der Mitte der ganzen Seelänge und die breitesten und tiefsten Stellen sind zwischen Friedrichshafen, Romanshorn, richtiger nach der alten Lesart: „Romis-Horn", und Langenargen), daß man gleichzeitig Constanz und die Hügel der Rhein-Einmündung sieht, und daß die Alpsteingruppe und der dazu gehörige Säntis weniger, als in Lindau und Kreßbronn, verdeckt werden von den Vorbergen.

Die gute alte freie Reichsstadt Buchhorn hat von ihrer ehemaligen Herrlichkeit nichts übrig behalten, als eine recht unangenehme Legende im Style der Lalen- oder Schildbürger. Man erzählt sich, der hohe Rath von Buchhorn habe einem der benachbarten Dynasten, welcher der Stadt in irgend welchen Nöthen Beistand geleistet, eine Sammlung frisch gelegter Eier schicken wollen, weil der biedere Reichsgraf geäußert, er habe noch nirgends so gute Eier gefunden, als gerade in Buchhorn. Man sammelte also die besten und frischesten Eier und verpackte sie in eine schön gezimmerte Kiste von Eichenholz, die verziert war mit dem Wappen der Stadt und mit dem Reichsadler, welchen daneben zu führen die Hohenstaufen der getreuen Stadt in Gnaden verliehen. Aber es zeigte sich, daß die Kiste zu klein war. Die Eier wollten nicht alle hineingehen. Da stiegen die Väter der Stadt in die Kiste und stampften die Eier zusammen, um dieselben zu comprimiren, auf daß sie weniger des Raumes bedürften. Da begab es sich, daß die Eier zerbrachen und die Männer des Rathes gelbe Füße bekamen. Seitdem nennt man die Buchhorner an den Gestaden des Sees die „Gelbfüßler". Und diese Bezeichnung hat sich erhalten, selbst nachdem der altehrwürdige Name Buchhorn von der Landkarte verschwunden. Die Geschichte von den „comprimirten Eiern" hatte aber ihre gleichsam symbolisch-prophetische Bedeutung für die Bodensee-Gegend. Denn heute befindet sich in Lindau eine große Fabrik condensirter oder comprimirter Milch, welche halb Europa versorgt. Ich habe diese Milch namentlich im Orient, wo es gute Milch selten in Natur gibt, mit Vergnügen genossen und will

Digitized by Google

daher hier ihrer, wenigstens im Vorübergehen, mit gebührender Dankbarkeit denken.

Ich will Dir diese Geschichte vertraulich mittheilen, allein für den Fall, daß Du den guten Gedanken bekommst, auch einmal auf der schwäbischen Seite des Sees Villeggiatura zu halten, füge ich hinzu: Nicht frommt es dem Fremden, anzuspielen auf diese Geschichte, denn es könnte ihm Seitens der Gelbfüßler Prügel eintragen. Es geht hier so, wie in Reutlingen, ebenfalls weiland freier Reichsstadt. Bei Reutlingen wächst nämlich ein Wein, welcher mindestens eben so gut ist, wie der Seewein und andere dergleichen Gewächse. Als nun der Prinz Eugen, der edle Ritter, die Stadt passirte, überreichte ihm der hohe Rath „zur Verehrung und Ergötzlichkeit" einen kostbaren Pokal, gefüllt mit Reutlinger Wein, den der siegreiche Feldherr austrinken mußte. Das that er. Darauf aber ergriff ihn ein bedeutsames Schütteln, und er sprach die geflügelten Worte: „Lieber will ich noch einmal Belgrad einnehmen." Allein es ist ihm dennoch vortrefflich bekommen und den Becher hat er natürlich behalten. Aber auch auf diese Geschichte anzuspielen, frommt nicht dem Fremdling.

Als gewissenhafter Chronist muß ich hinzufügen, daß mir einige Bürger der Stadt Friedrichshafen, geborene Buchhorner, die Versicherung gaben, an der ganzen Geschichte von den Eiern sei nicht ein wahres Wort, dieselbe sei eine boshafte Erfindung der neidischen Lindauer, von welchen man auch Mancherlei erzählen könne, wie z. B. daß man den hohen Rath der Stadt Lindau „das Wachsfiguren-Cabinet" geheißen, weil Keiner davon Etwas zu sprechen im Stande oder Willens gewesen.

Ich bat darauf meine Buchhorner Freunde, sie möchten die Geschichte von der Rathsversammlung und dem Wachsfiguren-Cabinete nicht weiter erzählen, sonst werde es an Versuchen nicht fehlen, auch den deutschen Reichstag in ein stummes Wachsfiguren-Cabinet zu reformiren.

Dagegen versprach ich ihnen, die Herrlichkeit der alten Grafschaft und der freien Reichsstadt Buchhorn nach Kräften wieder aufzufrischen. Und dies will ich, allen Feinden und Neidern zum Trotz, hierdurch übernehmen.

„— Ich wag's, ein Grab
Dem heißgeliebten Buchhorn aufzuwerfen",

spreche ich mit Sophokles Antigone.

II.

Fangen wir also mit dem Anfange an. Der Bodensee erscheint uns zuerst in römischer Beleuchtung. Ammianus Marcellinus hat uns ein wenig schmeichelhaftes, aber für die damalige Zeit wahrscheinlich ziemlich richtiges Bild von demselben entworfen. Obgleich die großen und stark befestigten

Digitized by Google

Römercastra, bei welchen sich nach und nach auch Städte ansiedelten, auf der südwestlichen Seite lagen, so hatte man doch auch auf der Nordostseite militärische Ansiedlungen, von welchen aus sich Straßen nach dem Innern von „Alemannien" erstreckten. Man kann auf dem württembergischen Gebiete zwei solcher Straßenzüge, welche heute noch durch die von Alters her überkommenen Namen „Hochsträß", „Sträß" und „Steinmauern" markirt werden, mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen. Die eine führt von dem jetzigen Friedrichshafen nach Frohnhofen, die andere von Langenargen nach der über die Arge geschlagenen Gießensbrücke und dann weiter nach Tettnang, Waldburg und Aulendorf ꝛc.

Der römische Wartthurm lag jedoch nicht an der Stelle der späteren freien Reichsstadt, sondern auf jener Landzunge, hier „Horn" genannt, wo sich gegenwärtig das königliche Schloß Friedrichshafen befindet; ebenso wie die beiden römischen Thürme von Langenargen auf jener Halbinsel oder Insel standen, welche jetzt das von dem König Wilhelm von Württemberg wieder aufgerichtete stattliche Schloß Montfort trägt. An die Stelle des römischen Wartthurms, „specula" geheißen, trat dann nachher der gräfliche Sitz Buchhorn, welcher wahrscheinlich älter als die Stadt ist, obgleich letztere schon im zehnten Jahrhundert als solche, unter dem Namen Pudihorn oder Buochihorn, erwähnt wird.

Spuren des alten Grafensitzes finden sich in der jetzigen Stadt Buchhorn nicht. Diese liegt auch nicht auf einem „Horn", sondern auf einem nur wenig in den See ausladenden Bogen des Ufers, neben welchem Bogen sich links eine hübsche Bucht, der jetzige Hafen, befindet.

Unter diesen Umständen ist es wahrscheinlich, daß das alte Schloß Buchhorn auch wirklich auf dem oben erwähnten „Horn" lag und daß es dieses schon frühzeitig wohlbefestigte gaugräfliche Schloß und nicht die wahrscheinlich erst später befestigte Stadt war, welches im Jahre 926 den stürmischen Angriff der Hunnen zurückgeschlagen. Der Name Buchhorn stammt also wahrscheinlich von jenem wirklichen Horn her und hat sich von dem Grafensitz auf die bürgerliche Ansiedlung übertragen, welche sich den für die Schifffahrt günstigsten Platz wählte. Denn in jenen an guten Landstraßen so armen Zeiten überwog der Verkehr auf dem Wasser. Allerdings scheint das Wappen der freien Reichsstadt Buchhorn gegen diese Annahme zu sprechen. Es zeigt in dem Felde rechts eine grüne Buche, mit in die Luft ragenden schwarzen Wurzeln, in goldenem Felde, in dem Schilde links dagegen ein schwarzes Jagdhorn mit Gold beschlagen, in rothem Feld.

Es ist, wie man sieht, ein sogenanntes sprechendes oder redendes Wappen, welches den Namen Silbe vor Silbe widergibt. Aber bekanntlich ist diese Sorte Wappen von neuerem Datum und hat wenig geschichtliche Beweiskraft. Dafür nur ein Beispiel. Die Stadt Jüterbog hat gegenwärtig einen Bock in dem Wappen. In alten Zeiten führte sie darin

Digitized by Google

eine strahlende Sonne. Das letztere war richtig. Denn Jüterbog ist ein Wort slavischen Ursprungs und bedeutet den strahlenden Gott, den Sonnengott der alten Wenden, welche den Ort gegründet haben. Diese Bedeutung ist jedoch der späteren deutschredenden Bevölkerung verloren gegangen, und so ist denn aus dem Gotte (Bog) ein „Bock" geworden. Dazu kam denn schließlich noch der Berliner mit seinem Hange zu schlechten Witzen, um das Räthsel zu erfinden: „Was ist das Gegentheil von Jüterbog (Güterbock)?" Antwort: „Personenzüge" (sprich Ziege). Traurige Schicksale eines Wortes!

Um nun wieder auf Buchhorn zurückzukommen, so schreiben alte handschriftliche Nachrichten die Befestigung von Buchhorn den Einfällen der Hunnen zu, was denn auch dafür sprechen dürfte, daß die starken Mauern nach der Seeseite, welche auch heute noch deutlich erkennbar sind, und daß die Wälle und Gräben nach der Landseite, welche heute theilweise verschwunden, erst nach 926 entstanden.

Damals stand die Stadt, wie das ganze Linzgau, wozu sie gehörte, unter dem Gaugrafen des Kaisers, der auf dem gedachten Horn seinen Sitz hatte. Das Gau (auch der Gau kommt fast ebenso häufig vor in den alten Urkunden, gerade so wie man heute noch im „Rheingau" für dieses Wort bald den männlichen und bald den sächlichen Artikel anwendet), das Gau also und die Gaugenossenschaft zerfiel in die einzelnen Hundertschaften oder Centgenossenschaften. Die Verwaltung und die Justiz leitete der kaiserliche Graf und unter ihm die einzelnen Centgrafen, natürlich — das verstand sich damals von selbst — unter Mitwirkung der Gau- und der Centversammlungen, später unter Mitwirkung der Delegirten derselben, der Schöffen. Anfangs war das Linzgau für sich, später hatten dieses und das östlich davon gelegene Argengau denselbigen Grafen, welcher sich nach dem Gaue benannte. Der Name der Grafen von Buchhorn kommt zum ersten Male vor bei dem Grafen Ulrich dem Jüngeren, dem Sohne des Ulrich des Aelteren. Während dieser immer nur der Graf des Linz- und Argengaues genannt wird, wird jener der „Comes Buchhornensis" benamset. Von ihm und seiner Gemahlin Wendelgard, der frommen Kaisertochter, werde ich später noch reden. Für jetzt wollen wir die Stadt im Auge behalten.

Bekanntlich entwickelten sich aus den Gaugrafen, die ursprünglich Reichsbeamte waren und von dem Kaiser ein- und abgesetzt wurden, erbliche Dynasten; und solche wurden auch die Grafen von Buchhorn. Zu ihrem dynastischen Besitze gehörte von da an auch die mit demselben Namen bezeichnete Stadt. Mit den anderen Besitzungen der letzteren ging dieselbe an die Dynastie der Welfen und nach deren Rebellion und Sturz an das Haus der Hohenstaufen über.

Wann nun Buchhorn eine freie Reichsstadt geworden, läßt sich nicht ermitteln. Wahrscheinlich benutzte es die Wirren des Interregnums,

Digitized by Google

welches auf den Untergang der Staufenherrschaft folgte, um sich die Unabhängigkeit zu erringen; und gewiß ist, daß der städtefreundliche und raubritterfeindliche Kaiser Rudolf, der Habsburger, im Jahre 1272 Buchhorn als freie Reichsstadt anerkannte und confirmirte. Kaiser Albrecht gab noch mehr. Er verlieh ihr 1299 das Recht, daß kein Ritter oder Mönch erbliche Güter in der Stadt und in deren Gebiet erwerben oder besitzen dürfe.

Buchhorn hatte in der Kaiserfehde zwischen Albrecht von Oesterreich und Adolf von Nassau getreulich zu Jenem gehalten und in Folge dessen schweren Schaden erlitten. Der Abt Wilhelm von Sanct Gallen, aus dem Hause der Grafen von Montfort, der keineswegs ein so gemüthlicher Herr war, wie jener Abt, welchen Bürger in seiner Ballade „Ich will Euch erzählen ein Märchen gar schnurrig" besungen, überfiel 1298 die Stadt Buchhorn unversehens von der Land- und der Seeseite, erstürmte dieselbe und plünderte sie gründlich. Allein der geistliche Herr mußte wieder abziehen, da Kaiser Albrecht siegreich blieb. Der letztere verlieh dann der Stadt zur Schadloshaltung für Das, was sie um seinetwillen Schweres erduldet, 1299 alle Privilegien, um welche sie anhielt. (Siehe Dr. J. N. von Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und Werdenberg. Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Graubündtens, der Schweiz und Vorarlbergs. Belle-Vue bei Constanz, 1845. S. 58 u. ff.)

Seitdem hat sich Buchhorn selbst regiert unter einer ziemlich demokratischen Verfassung. An der Spitze der Regierung stand der kleine und der große Rath. Der kleine Rath bestand aus zwei Bürgermeistern oder Consuln und sieben Senatoren. Unter den letzteren befanden sich vier Zunftmeister. Der große Rath bestand aus zwölf Mitgliedern. Alle Jahre, am sogenannten „Schwörtag", wurden sämmtliche Magistratspersonen neugewählt. In der Regel wählte man zwar von Neuem die alten; allein man hatte sie doch unter Gewalt und Controle, und sie mußten jedes Jahr von Neuem der Bürgerschaft gegenüber ihre Pflichten beschwören.

Daß die Stadt Buchhorn doch nicht so ganz unbedeutend war, beweist der Umstand, daß ihr Name in den meisten damaligen Städtebündnissen glänzt.

So gehört z. B. Buchhorn zu den „fünf Städten um den See" (im Gegensatz zu dem Bund ob dem See, an dessen Spitze Appenzell stand), welche 1470 „am Donnerstag vor Catharinen" eine Art Eidgenossenschaft mit einander schlossen, nicht, wie die Schweiz, um sich von Kaiser und Reich loszusagen, sondern um desto getreuer zu denselben zu halten. Es waren die Städte Lindau, Ueberlingen, Buchhorn, Ravensburg und Wangen. Der Bund bezweckte nicht nur gemeinsame Maßregeln zur Aufrechterhaltung des kaiserlichen Landfriedens, oder wie es in den alten Verträgen heißt: zur Wahrung von „Friden, ruow und gemach", sondern auch

Digitized by Google

1. Behauptung der wohlerworbenen Rechte und Freiheiten der verbündeten Städte, oder, wie schon am 21. Juli 1291 der Rath von Zürich beschloß, „daß die Stadt an keinen Herrn kommen solle, außer mit dem gemeinen Rathe (der allgemeinen Zustimmung) der Gemeinde," und

2. Aufrechterhaltung von Freiheit, Ordnung und Sicherheit von Handel und Wandel, mit Gut und Blut.

In der Vertragsausfertigung, welche in der Bücherei der freien Reichsstadt Ueberlingen aufbewahrt wird, heißt es wörtlich:

„Wenn wer wäre, der uns gemeiniclich oder besonder von unsern Frihaiten, rechten und guoten gewonhaiten hemmen oder von dem heiligen römischen Rych tryben oder trengen, versetzen oder verkoffen wöllte, Dem wolln wir" etc.

Buchhorn hat in dem Bunde der „Städte um den See" seine Stellung behauptet. Es hat sogar im Jahre 1472 sein Gebiet erweitert, indem es von der Stadt Constanz die in seiner nächsten Nähe gelegenen Orte Baumgarten und Eriskirch kaufte, welche von da an als die „Buchhorn'sche Herrschaft Baumgarten" bezeichnet werden.

Neben Rühmlichem ist auch einiges Unrühmliche zu erwähnen, z. B. Folgendes: Der Stadt Buchhorn war von dem Deutschen Kaiser das Münzrecht verliehen. Sie machte nicht immer guten Gebrauch davon. Zur Zeit der Münzverschlechterung im siebzehnten Jahrhundert, zur Zeit der Kipper und Wipper, prägte sie Scheidemünzen, welche wenig oder gar keinen Metallwerth hatten, in solcher Masse, daß damit alle Nachbargebiete überschwemmt wurden.

Es war das eine damals in Deutschland, namentlich auch in Oberschwaben, und nicht weniger in der Schweiz, allgemein grassirende wirthschaftlich-politische Krankheit, welche fortgewuchert hat bis in die Gegenwart. Man erinnere sich z. B. der „E-Groschen" und der „Wilden Thaler-Scheine". Der Zollverein und die Münzconventionen haben dieses Uebel eingeschränkt, und erst der Münz- und der Bankgesetzgebung des Deutschen Reiches ist es gelungen, dasselbe vollständig auszurotten.

In der Schweiz und in Oberschwaben existirte vormals eine Silbermünze, „Plaffert" genannt. Diese wurde schließlich so schlecht geprägt, daß ihr Name noch in diesem Jahrhundert in Süd- und Westdeutschland allgemein üblich war, um damit eine schlechte Münze zu bezeichnen. „Blaffert" nannte man noch vor zehn Jahren in den Ländern des rheinischen Münzfußes jene Scheidemünzen von unerkennbarem Werth und Gepräge, welche von Silber sein sollten, aber aussahen wie ein ganz flaches Stück Blech und sehr häufig den Ladentisch zierten, an welchem sie aufgenagelt wurden.

Die freie Reichsstadt Buchhorn, welche in Schlechtmünzerei mit ihrem östlichen Nachbar, den Reichsgrafen von Montfort in Langenargen, wetteiferte, trieb es mit dem Ausprägen unterwerthiger Batzen, Plaffert und

Digitized by Google

Kreuzer so stark, daß die dadurch gefährdeten Städte des schwäbischen Kreises und das Herzogthum Württemberg, mit welchen Ueberlingen noch dazu eine Münzconvention abgeschlossen hatte, einig wurden, es sich ferner nicht mehr gefallen zu lassen. Die Vertreter des schwäbischen Kreises beschlossen, einzuschreiten und beauftragten Württemberg mit der Execution. Diese Execution war der Vorbote der Annexion. An einem schönen Sommertag des Jahres 1705 erschien in der freien Reichsstadt ein Commissarius des Herzogs von Württemberg, an der Spitze von hundert Grenadieren, welche mit Hacken und Schaufeln und sonstigen Zerstörungswerkzeugen versehen waren. Die Münze wurde niedergerissen, ihre Einrichtungen wurden vernichtet. Damit hatte der Gebrauch und der Mißbrauch des Münzrechts ein Ende.

Und es ging überhaupt zu Ende mit der freien Reichsstadt. Die Zeit von 1705 bis 1802 war nur noch eine lange Agonie. Der Handel hatte andere Richtungen eingeschlagen. Der Verkehr auf dem Bodensee, früher so lebhaft, begann zu veröden. Die vielen kleinen weltlichen und geistlichen Territorien, welche hier durch einander im Gemenge lagen, wußten nichts Besseres zu thun, als einander mit Zoll- und Grenz-Plackereien und auf jede andere denkbare Weise zu chicaniren. Das Reich verfiel und mit ihm die Reichsstädte. Die schweren Kriegszeiten verminderten die Einnahmen und vermehrten die Ausgaben. Die Steuern warfen nichts mehr ab; es blieb keine Rettung mehr, als Schulden zu machen; und diese Rettung war zugleich der Anfang des Unterganges. Das arme Buchhorn, welches damals höchstens 700 Einwohner, von geringem Wohlstand, noch zählte, hatte zu Anfang des Jahrhunderts nahe an hunderttausend Gulden Schulden. Es wurde 1802 Bayern zugetheilt, welches die Stadt nebst Gebiet im Jahre 1810 wieder an Württemberg abtrat, bei welchem sie denn auch, nach Veränderung der städtischen Firma, bis heute verblieben. Bayern hatte sich des Schuldenwesens der Stadt nur in der Art angenommen, daß es einen großartigen Schuldentilgungsplan machte, von welchem aber während der acht Jahre, welche die Stadt unter der Krone Bayern verblieb, nicht das Geringste zum Vollzug kam, so daß Buchhorn mit völlig ungeschwächtem Schuldenbestande an Württemberg überging. Letzteres dagegen griff energisch zu. Es nahm der Stadt die Einkünfte aus der Herrschaft Baumgarten, die nicht unbeträchtlich waren, und die Hälfte ihres stattlichen Waldes ab (den man größtentheils niederhieb, um nur schnell Geld zu bekommen). Aber zu gleicher Zeit nahm es auch den größeren Theil ihrer Schulden auf sich, bis auf einen Rest von etwa 20,000 Gulden. Den letztgenannten Betrag war die Stadt verschiedenen Stiftungen und Corporationen in Buchhorn selber schuldig, bei welchen sie in den schlimmsten Zeiten, wo ihr kein Mensch mehr borgen wollte, mehr oder weniger zwangsweise ihre sogenannten „Anlehn" gemacht hatte. Diese Schulden wurden von der

Digitized by Google

Regierung einfach „niedergeschlagen". Ein solcher obrigkeitlicher Eingriff in wohlerworbene Privatrechte wäre heut zu Tage nicht möglich. Damals war er es noch; der Staat disponirte frei über alle öffentlichen Gelder, namentlich auch über jenes Corporations- und Stiftungsvermögen, welches man in der Türkei „Wakuf" nennt. In allen Rheinbundsstaaten ohne irgend eine Ausnahme sind damals solche und schlimmere Dinge vorgekommen. Durch eine Verordnung des Königs Friedrich von Württemberg vom 17. Juli 1811 wurden die Stadt Buchhorn und das in ein königliches Schloß verwandelte Kloster Hofen unter dem Titel „Stadt und Schloß Friedrichshafen" in eine Gemeinde zusammengeschlagen.

So endete die freie Reichsstadt Buchhorn. Ich werde mich nun zu der Dynastie Buchhorn wenden und ihr Geschick und Ende erzählen. Zuvor will ich jedoch noch ein nicht unrühmliches Blatt aus der Geschichte der Stadt im fünfzehnten Jahrhundert aufschlagen. Die Schrift ist etwas verwischt und nicht mehr recht zu entziffern. Sie handelt von der Deutschen Kaiserkrone in Buchhorn. Diesem ernsten Blatte aus der Zeit des Concils von Constanz will ich ein heiteres aus unseren Tagen beifügen, welches uns den Fürsten Metternich, den regierenden Kanzler von Oesterreich, im Conflict zeigt mit Doctor Hüetlin, dem regierenden Bürgermeister von Constanz.

III.

Der Freiherr von Aufseß hat in den Archiven von Nürnberg ein Schreiben des hohen Rathes dieser freien Reichsstadt an die Stadt Buchhorn am Bodensee entdeckt, welches lautet, wie folgt:

— „Der Staat (Stadt) zu Buchhorn.

„Lieben Freunde! Der allergnädigste Fürst und Herr Sigmund, Römischer Kaiser ꝛc. ꝛc., unser Gnädigster Herr, hat uns kürzlich geschrieben und uns geheißen, seine Kaiserliche Krone, die Seine Durchlaucht jeder Jahre in unserer Stadt gelassen hat, Euer Weisheit zu überschicken und auszuantworten. So meint Seine Kaiserliche Gnaden Euch eine Freudenbotschaft zu thun und Euch zu unterweisen, wie Ihr ihm die Krone fürbaß schicken sollt. Also nach söllichem (solchem) Geheiße schicken wir Euch diese Krone mitsammt einem Meßbuch, als Euch gegenwärtiger unser Knecht, Ausantworter dieses Briefes, wohl unterweisen wird, wo und wie Ihr deren bedürft, Euch derselben Dinge zu unterwinden und Seiner Kaiserlichen Majestät nach Seinem Geheiß und Wohlgefallen fürbaß zuzufügen, denn wo wir Euer Ehrsamkeit ꝛc."

Datirt ist dieses Schreiben Nürnberg an Buchhorn vom 28. März 1434.

Was hat dasselbe zu bedeuten?

Digitized by Google

Bekanntlich war die freie Reichsstadt Nürnberg in den engsten Beziehungen zu Kaiser und Reich. „Auf der Höhe, die sich über den Giebeln der Stadt erhebt" (sagt der badische Archivdirector Friedrich von Weech in seinen soeben, Leipzig, Duncker & Humblot, erschienenen gesammelten Essays „Aus alter und neuer Zeit", die ich dem Leser auf das Angelegentlichste empfehle), „haben ehedem zwei Burgen stolz in die Lüfte geragt: die eine des Kaisers Burg, wo der Vogt des Reiches zu Gericht saß und Recht sprach, und gar mancher der großen deutschen Kaiser seine Wohnung nahm, wenn er die fränkischen Lande besuchte; die andere der Burggrafen Burg, von der das gewaltige Geschlecht der Zollern den Weg fand in die sandigen Ebenen der brandenburgischen Marken."

Die Stadt Nürnberg war sodann auch mit Aufbewahrung der Reichskleinodien betraut. Da das heilige Römische Reich Deutscher Nation eine Wahlmonarchie war und es daher keine unabänderliche kaiserliche Residenz gab, da ferner auch der jeweilige Kaiser eigentlich kein festes Domicil hatte, sondern bald da und bald dort Residenz hielt, da endlich auch der Sitz des Reichstags zum Oefteren wechselte (Ende des fünfzehnten Jahrhunderts z. B. tagte er hier am Bodensee, in der damaligen freien Reichsstadt Lindau, wo er die Reichs-Justiz-Gesetze zu Stande brachte, die leider nur sehr unvollständig zum Vollzuge gelangten): so war es nöthig, für die Reichskleinodien einen unabänderlichen und permanenten Bewahrer, einen vertrauten und getreuen Inhaber, einen „Trustee", wie die Engländer sagen, zu haben, welcher erhaben war über den Wechsel der Zeiten und der Personen. Und das war die allergetreueste Stadt Nürnberg.

Sie bewahrte nicht nur die Krönungsinsignien, die Krone, den Kaisermantel, den Reichsapfel, das Reichsschwert (das „gladium Caroli Magni") u. s. w., sondern auch die dazu gehörigen heiligen Schriften, die mit kostbaren Miniaturen versehenen Meßbücher und die Reliquien, welche sich theils auf die Kreuzigung Christi, theils auf das Martyrthum der Apostel bezogen, namentlich also die Kerkerketten von Johannes, Paulus und Petrus, sowie das Fragment von der Krippe des Heilands, den hölzernen Span des Kreuzes und die Marterwerkzeuge der Kreuzigung, ein Nagel, Lanze u. s. w.

„Jährlich am zweiten Freitage nach Ostern," schreibt Herr von Weech, „wurde dem Volke auf dem Marktplatze das «Heiltum» gewiesen, d. h. die Reichskleinodien wurden vorgezeigt, welche seit dem Jahre 1424 der Stadt zur Aufbewahrung anvertraut waren. Das war ein großes Fest, zu dem auch von Auswärts die Massen des andächtigen und neugierigen Volkes herbeiströmten, um so mehr, als die mit dem Feste verbundene Messe der Landbevölkerung zu mancherlei Einkauf erwünschte Gelegenheit darbot. Man weiß, daß im Jahre 1463 an jenem Tage

Digitized by Google

1266 Wagen und 608 Karren die Stadtthore passirten. Da waren denn auch große Vorbereitungen nöthig. Die Straßen wurden sorgfältig gereinigt, jene in der Nähe des Marktes mit Ketten abgesperrt, um keinem Fuhrwerk den Durchgang durch die gedrängten Massen zu gestatten; ein großes Schaugerüste ward aufgeschlagen, auf dem unter freiem Himmel die Kostbarkeiten ausgestellt wurden. Was mag da das Volk hin und her gewogt sein auf dem weiten Marktplatze, wenn der Zug sich langsam von der H. Geistkirche her bewegte, und wie feierlich mag der Anblick gewesen sein, wenn die Priester in ihren kostbaren Gewändern das Gerüste bestiegen, während alle Glocken erklangen, und wenn dann ein Bischof der dazu gebeten war, oder gar ein päpstlicher Legat, der etwa eben durchreiste, die Messe sang. Da hob wol ein alter Großvater den neugierigen Enkel hoch empor, um ihm alle die Herrlichkeit zu zeigen und zu erklären, den Nagel, die Lanze und den Span vom Kreuze des Herrn, das Stück von der Krippe Christi, Glieder von den Ketten, mit denen Petrus, Paulus, Johannes einst gefesselt waren, das Schwert Karls des Großen, seine Krone, sein Scepter, seine Kleider und andere heilige und kostbare Gegenstände. Aber nicht allein die Freude an den frommen Spielereien durchdrang und beherrschte diese Massen, sondern ihnen trat bei dieser feierlichen Scene doppelt kräftig das Gefühl vor die Seele, daß sie Glieder eines großen staatlichen Ganzen seien und das weitere: daß ihrer Stadt vor allen Gemeinwesen des deutschen Reiches die Ehre zugetheilt sei, die Hüterin der Insignien dieses Reiches zu sein."

Aus diesem Schatze der Krönungsinsignien und Reichskleinodien also wurde im März des Jahres 1434 die Kaiserkrone entnommen, um nach einer der kleinsten freien Reichsstädte überbracht zu werden.

Was sollten die Buchhorner damit machen? Das Schreiben vom 28. März spricht sich darüber nicht aus. Es verweist die Buchhorner auf die Botschaft, welche ihnen von dem Kaiser Sigmund direct und schriftlich zugehen werde, und auf die mündlichen Bestellungen des freireichsstädtischen Knechtes, welchem die Krone zum Transport anvertraut ist.

Damals, im März 1434, ging der Kaiser Sigmund nach Constanz. Später begab er sich nach Ulm, um dort den Reichstag abzuhalten. An dem einen wie an dem andern Orte hatte er vielleicht die Kaiserkrone nöthig, und beide liegen unfern von Buchhorn, Constanz an dem Ufer des nämlichen Sees, schräg gegenüber.

Warum aber der Kaiser seine Krone, statt direct nach Constanz, nach dem winzigen Buchhorn geschickt hat, das aufzuklären, ist bis jetzt nicht gelungen. Denn ein reichsstädtisches Archiv von Buchhorn ist nicht zu ermitteln, wahrscheinlich sind die Papiere im Trouble der Kriegsjahre verkommen. Nachgehends aber ist die Krone wieder in die Verwahrung der allergetreuesten Stadt Nürnberg zurückgelangt. Zu welchem Zwecke

Digitized by Google

dieselbe auf ihrer Reise nach Buchhorn von dem Meßbuche begleitet wurde, das harrt auch noch der Aufklärung.

Jedenfalls beweist dieser Hergang, daß Buchhorn doch gerade nicht die geringste Stadt Deutschlands war, sonst hätte man ihr nicht die Kaiserkrone anvertraut.

Constanz hat seine freireichsstädtischen Erinnerungen besser bewahrt als Buchhorn. Eine kurze Strecke vor den Thoren der Stadt Constanz an der Stelle, wo Huß den Feuertod erlitten haben soll — merkwürdiger Weise nennt man die Stelle „Im Paradies" —, steht jetzt der „Hussenstein" aufgerichtet.

Auch dieser Stein hat seine Geschichte. Sie ist moderner und seltsamer Art und beginnt lange vor Existenz dieses Steines. Im Jahre 1834 nämlich hatte, wie uns ebenfalls Herr von Weech erzählt, der damalige Bürgermeister von Constanz, Karl Hüetlin, zuerst den Einfall, auf der Richtstätte ein Denkmal zu errichten. Da Baden und überhaupt Deutschland damals noch sehr arm war, reflectirte Hüetlin auch auf das Ausland, namentlich auf England, wo Hussens Vorgänger und Lehrer Wiklef gelebt hat, und auf Böhmen, das Heimatland des Reformators. Er richtete ein Schreiben in diesem Sinne an den „verehrlichen und hochlöblichen Magistrat der k. k. böhmischen Haupt- und Residenz-Stadt Prag". Desgleichen an den Magistrat von Hussitin, eines böhmischen Städtchens, in welchem Johannes Huß geboren sein soll. Die böhmischen Magistrate gaben der Zuschrift des Bürgermeisters von Constanz keine Folge, sondern legten dieselbe der vorgesetzten Staatsbehörde vor und so ging denn das harmlose Schreiben durch alle Instanzen hindurch hinauf bis an den allmächtigen Kanzler, den Fürsten Metternich.

Diesem kam der Einfall des Constanzer Bürgermeisters etwas in die Quere. Er wünschte, daß in Böhmen die Erinnerungen an die schrecklichen Erlebnisse des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts nicht wieder aufgeweckt werden möchten; und wer die jetzigen Zustände im Lande der Czechen kennt, wird ihm kaum stark verübeln, daß er darauf aus war, aufregende Sammlungen für ein Hußdenkmal in Böhmen zu vermeiden. Auf die Dauer hat diese Vorsicht freilich doch nichts geholfen.

Aber desto komischer war das Mittel, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente. Wer weiß, ob er es selbst that. Vielleicht waren es auch nur seine allzudienstbeflissenen Schreiber, welche so recht aus dem, damals in der Hof- und Staatskanzlei in Wien herrschenden Ton heraus schrieben. Man erinnere sich: es war im Jahre 1834. Die französische Julirevolution war in Süd- und Westdeutschland nicht ohne Wirkung geblieben. Hiergegen war nun eine kräftige Reaction eingetreten. Oesterreich übte die politische Polizei gegen die deutschen Mittel- und Kleinstaaten. Die badische Regierung war namentlich wegen ihrer liberalen Neigungen dringend „des Verdachtes verdächtig"; und überhaupt bestand damals

Digitized by Google

das einfachste Mittel, Jemanden lahm zu legen, darin, ihn als „Demagogen", oder als „Mann des Umsturzes" zu bezeichnen. Dies muß ich vorausschicken, damit der Leser von heute das Folgende begreife, was 1834 übrigens Jeder natürlich fand. Denn damals war es so „styli".

Der Fürst Metternich also schickt am 17. April 1834 an den badischen Minister Freiherrn von Reizenstein eine höchst ernsthafte „vertrauliche Note", in welcher er die badische Regierung in einem schulmeisterlich belehrenden und drohenden Tone auffordert, „solche Vorkommnisse zu verhindern". Das Unternehmen des Bürgermeisters von Constanz, heißt es, trage den Charakter „eines politischen staatsgefährlichen Umtriebes", wenngleich es äußerlich harmlos erscheine. Denn darin liege gerade die Gefahr und das sei bekanntlich so die Taktik der allerraffinirtesten Umsturzmänner, welchen es dadurch zuweilen gelinge, minder achtsame Regierungen zu täuschen. Dieselben pflegten nämlich irgend einen wissenschaftlichen oder philanthropischen, dem Anscheine nach löblichen, „in der That aber immer perfiden und bösgemeinten Zweck" voranzustellen, Ausschüsse zu bilden, Gelder zu sammeln, sich allerwärts Verbindungen zu schaffen und dann das Geld und die Verbindungen „zu rein revolutionären Unternehmungen zu benutzen". Offenbar falle auch der Plan des Bürgermeisters von Constanz unter diese höchst gefährliche Kategorie; dessen Absicht sei unzweifelhaft, die Gemüther in einer der bestehenden Ordnung der Dinge ungünstigen Richtung aufzuregen; solchen unlauteren Bestrebungen habe jede loyale Regierung mit äußerster Entschiedenheit entgegenzutreten u. s. w.

So schoß man damals mit Kanonenkugeln schwersten Kalibers nach Sperlingen oder nach Fliegen. Natürlich beeilte sich Herr von Winter, der für höchst liberal geltende badische Minister des Innern, den Befehlen Metternichs, der sich sonst als Hort der Souveränetät der Territorialstaaten aufspielte, pflichtschuldigst zu gehorchen. Der gute Bürgermeister von Constanz erhielt eine furchtbare Nase. Ihm wurde Einhalt geboten, mit der Vermahnung, sich bei Meidung gebührender Strafe „Dergleichen nicht wieder beigehen zu lassen". Nach Wien aber schrieb man, der gute Bürgermeister habe das Alles aus Dummheit gethan und die Tragweite seiner Handlung gar nicht ermessen; ein Bischen Liebhaberei an Alterthümern, die in Constanz grassire, ein Bischen Bestreben, durch allerlei Curiositäten Reisende nach Constanz zu ziehen, „welche daselbst Geld verzehren", — kurz, Goethe würde sagen „ein Bischen Diebsgelüst', ein Bischen Rammelei" — weiter sei es in der That nichts, Fürst Metternich möge sich daher gnädigst beruhigen, nachdem man den unbedachten Bürgermeister gebührend auf die Finger geklopft habe.

In der That scheint sich denn auch der große Protector und Polizeidictator in Wien beruhigt zu haben. Jetzt steht, wie gesagt, ein erratischer Block als Denkmal an der — übrigens bestrittenen — Stätte.

Digitized by Google

Die czechischen Hussiten haben schwerlich dazu beigetragen, denselben hierher zu wälzen. Insofern hat Fürst Metternich Recht behalten. Der Stein hat jedoch bis jetzt nicht das Geringste zum „Umsturz alles Bestehenden beigetragen". Und insofern hat Fürst Metternich Unrecht gehabt; und was er in Böhmen verhindern wollte, ist dennoch gekommen.

IV.

Soviel von der freien Reichsstadt. Sprechen wir nun von den Grafen von Buchhorn, welche weit früher endeten, als die gleichnamige Reichsstadt.

Ich habe schon das Nöthige gesagt über die alte deutsche Gauverfassung, sowie über das Linzgau und das Argengau, welche sich dem jetzigen deutschen Ufer des Bodensees entlang erstreckten. Beide Gaue hatten lange einen gemeinsamen Grafen. Als solche Grafen werden in den Urkunden genannt: Warin (764), Ruthart (790), Rotbert, verwandt mit Hildegard, der Gemahlin Karls des Großen (773), Ulrich (803), Roger, Konrad, Welfo, Pabo, Ulrich (860—883), Konrad (907—915).

Mit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts finden wir hier schon jene Veränderung, welche mit dem elften so ziemlich in ganz Deutschland eintrat. Sie war gleichsam in prophetischer Weise vorher angekündigt. Während des Laufes des zehnten Jahrhunderts wurde nämlich für das Jahr 1000 u. Ch. vielfach der Untergang der Welt angekündigt; und dieser Glaube hatte sich, je mehr das verhängnißvolle Jahr heranrückte, desto mehr in Deutschland verbreitet. Mit dem Jahre Tausend kamen nun allerdings nicht der erwartete Antichrist und die sonstigen Schrecknisse der Apokalypse, wol aber der Untergang der altgermanisch-fränkischen Volks- und Reichsverfassung. An ihre Stelle trat immer mehr der Feudalismus, bei welchem die Bevölkerung kastenmäßig geschichtet und die Herrschergewalt ein Zubehör des lehnsmäßigen Grundbesitzes ward. Die oben genannten Grafen waren noch kaiserliche Beamte. Von nun an ward das Amt erblich und ein Ausfluß des Haus- und Besitzrechts. Die Grafen nannten sich nicht mehr nach dem Gau, sondern nach ihrer Besitzung. So kommen denn seitdem Grafen von Buchhorn vor. Sie stammen von den alten Grafen des Linz- und Argenganes ab und gehören zu demselben Geschlechte, wie die welfischen Herzoge und die Altdorfer Grafen. Es werden genannt ein Graf Otto der Aeltere von Buchhorn und sodann ein Gaugraf Ulrich der Aeltere mit seiner Gemahlin Bertha. Dieser Ulrich wurde von dem König Arnulf, angeblich wegen Felonie, seiner Lehen entsetzt, später aber, zu Ende des zehnten Jahrhunderts, wieder zu Gnaden angenommen und reicher als jemals beliehen. Sein Sohn, Graf Ulrich der Jüngere, war einer der reichsten Dynasten am Bodensee. Er residirte zwar auf seiner Burg Buchhorn, aber seine Besitzungen erstreckten sich

Digitized by Google

nicht nur dem ganzen nordöstlichen Ufer des Sees entlang, sondern auch bis zum Rheingau (Bregenz) und weit am Rheinstrom hinauf bis auf die rhätischen Höhen.

Dieser Ulrich, der Buchhorner, erzählt Ottmar Schönhuth, mit Karl dem Großen und dem uralten Hause der Welfen versippt, eröffnet mit seiner treuen Gemahlin Wendilgard, einer Enkeltochter König Heinrichs I., die Geschichte der eigentlichen „Dynastie Buchhorn". Als um's Jahr 919 die Ungarn zum zweiten Mal in Deutschland einfielen und verheerend durch das Bayerland heranrückten, zog auch Graf Ulrich mit seinen Genossen ihnen entgegen, seine dortigen Güter zu vertheidigen. Es kam zur Schlacht. Graf Ulrich focht ritterlich gegen die fremden Bedränger, hatte aber das Unglück, in die Hände der Feinde zu fallen, die ihn in die Gefangenschaft wegführten. Er wurde von allen seinen Mitgenossen für todt gehalten. So erhielt auch Wendilgard die Kunde, daß ihr Gemahl nimmer am Leben wäre. Bald stellten sich Freier ein, welche sich um die Hand der jugendlichen Wittwe bewarben, aber sie wollte nichts von solchen Anträgen hören. Um Allem auszuweichen, begab sie sich auf den Rath Bischof Salomos nach St. Gallen, wo sie neben der Klause der heil. Wiborada eine Zelle sich bauen ließ; allda lebte sie von dem Ihrigen, und spendete zum Seelenheil ihres todtgeglaubten Gemahls den Armen reichliche Almosen. Alljährlich kam sie nach Buchhorn und feierte dort des Gemahls Andenken mit andächtigem Gebet und Werken der Wohlthätigkeit.

Vier Jahre waren verflossen, da begab sie sich wieder hinüber nach Buchhorn, um die gewohnte Trauerfeier zu begehen. Während sie nun damit beschäftigt war, ihre milden Gaben an die zahlreich herbeiströmenden Armen auszutheilen, drängte sich ein verlumpter Bettler durch die Menge und verlangte von ihr ein Kleid. Wendilgard schalt, daß er so frech und ungestüm seine Gabe verlange, doch reichte sie ihm das Kleid, wenn auch etwas unwillig. Plötzlich schloß der Bettler die Geberin in seine Arme und küßte sie, Frau Wendilgard mochte es geschehen lassen oder nicht. Schmerzlich bewegt, daß ihr solche Schande widerfahren, zog diese sich auf ihren Stuhl zurück und rief: „Jetzt erst erfahre ich, daß mein Gemahl Ulrich nimmer am Leben, da ich solche Frechheit von einem Bettler erfahren muß!" Da kamen einige der umstehenden Diener und wollten dem frechen Bettler Faustschläge geben, aber der warf seine wilden, langen Haare mit der Hand in den Nacken zurück und rief: „O verschont mich doch mit euren Faustschlägen, denn ich habe deren genug erduldet; schaut her und erkennet Graf Ulrichen, euren Herrn!"

Als die erstaunten Diener der Gräfin die Stimme ihres Herrn hörten und das einst so wohlbekannte Angesicht zwischen seinen Locken erblickten, grüßten sie ihn laut, und das Hausgesinde jauchzte vor Freude. Ulrich aber trat zu Frau Wendilgard, nahm ihre Hand und führte sie

Digitized by Google

an eine ihr wohlbekannte Narbe. Da erwachte Wendilgard wie aus einem tiefen Schlaf und sprach: „Das ist mein Herr, der liebste aller Menschen! Bis mir willkommen, bis mir willkommen, mein Süßester!" Während sie den wiedergefundenen Gemahl umarmte, rief sie ihrem Gesinde zu: „Leget eurem Herrn Kleider an und sputet euch zur Stunde, daß er ein Bad empfange!" Als Ulrich wieder ziemliche Kleider angelegt hatte, sprach er: „Nun laßt uns zur Kirche gehen, um Gott zu danken!" Während dem Gehen schaute Ulrich seine Gemahlin an und bemerkte den Nonnenschleier, welchen sie angelegt hatte. „Sprich, wer hat dir den Schleier umgelegt?" fragte er Frau Wendilgard. Als er hörte, der Bischof von Constanz habe solches gethan, da sie alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr Gemahl je wiederkehren würde, sprach er: „Nun darf ich dich von Stund' an nicht mehr umarmen, wenn der Bischof nicht Erlaubniß dazu ertheilt!"

Von den Geistlichen, deren mehrere an diesem Tage zusammen gekommen waren, wurden jetzt in der Kirche Aemter gehalten, nicht in Trauer für den Verstorbenen, sondern voll Freude für den Lebenden, und all das Volk nahm andächtig Theil daran. Darnach wird ein festliches Mahl gehalten, zu dem Viele herbeiströmen, die von der wunderbaren Geschichte hören, und Alle erquicken und freuen sich bei diesem Mahle.

Die nächste Zeit darauf berief Bischof Salomo von Constanz eine Synode; auf dieser forderte Graf Ulrich seine Gemahlin wieder von dem Bischof zurück. Der Beschluß der Versammlung fiel dahin aus: „Aelter ist das Gelübde, das Wendilgard ihrem Gemahl gethan; sie werde dem Gatten zurückgegeben, der Schleier aber in den Schränken der Kirche aufbewahrt, damit Frau Wendilgard, wenn ja ihr Gemahl vor ihr sterben sollte, denselben als Wittwe wieder anlege." Nun kehrte das wieder vereinigte Ehepaar nach Buchhorn zurück, nachdem sie noch das Gelübde gethan, daß, wenn sie noch einen Sohn erzeugen würden, derselbe an der Mutter Statt dem heil. Gallus geweiht werden sollte. Wirklich empfing Frau Wendilgard noch einen Sohn von ihrem Gemahl, aber sie gebar ihn nicht glücklich: vierzehn Tage vor der Zeit kam sie in Kindesnöthen und starb. Das Söhnlein mußte ihr aus dem Leibe geschnitten werden und wurde dann in einem warmen Bauch eines frisch geschlachteten Schweins zur Reife gebracht. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Burkhard.

Kaum war Burkhard der Pflege seiner Amme entwachsen, so brachte ihn sein Vater nach St. Gallen, wie er mit seiner seligen Mutter gelobt hatte, und legte ihn auf den Altar der Kirche nieder, indem er Segen für das Kind von seiner Mutter erflehte. Als Zugabe weihte er dem Kloster Grundstücke und Zehenten zu Höchst. Im Kloster wurde der kleine Burkhard erzogen; die Brüder nannten den wunderschönen Knaben nur Burkhard den Ungebornen. Weil er unzeitig geboren wurde, war er so zart, daß er bei jedem Fliegenstich blutete; darum bekam er von

Digitized by Google

seinen Lehrern selten Ruthenhiebe. So schwächlich und zart Burkhard immer am Leibe blieb, so stark ward er an Geisteskraft. Er wurde später wegen seiner ausgezeichneten Gaben zum Abt des Klosters gewählt.

Nicodemus Frischlin, dessen Gedächtniß durch Dr. Friedrich Strauß in so trefflicher Weise wieder erneuert worden ist, hat die Geschichte der Gräfin dramatisch bearbeitet unter dem Titel: „Fraw Wendelgard; ein new comedi oder spil, aus glaubwürdigen Historien gezogen, von Fraw Wendelgard, Keyser Heinrich I. aus Sachsen tochter mit ihrem ehegemal Graff Ulrich von Buchhorn, herren im Linz-Gaw am Bodensee, was sich anno 915 und anno 919 mit ihnen zugetragen; nützlich und kurtzweilig zu lesen. Gehalten zu Stuttgart den 1. tag Martini anno 1579. Authore Nicodemo Frischlino. Gedruckt zu Frankfurt am Main, durch Wendel Hammer anno 1589."

Es ist ein für die württembergische Dynastie, welche auf ihre Verwandtschaft mit den alten Dynasten und Grafen des Linzgaues stolz ist, gedichtetes Festspiel.

In der Sage, wie ich sie oben wiedergegeben habe, zeigt sich ein eigenthümlicher Zug, welchem wir in den Legenden des frühen Mittelalters öfters begegnen.

In den Dichtungen der alten Griechen finden wir das Thema von dem „Neide der Götter" variirt. Die Götter können es nicht leiden, wenn es einem Sterblichen allzu wohl ergeht. Sie gehen dann darauf aus, dieses Glück durch Mißgeschick wieder auszugleichen. Zuweilen lassen sie sich dadurch versöhnen, daß der Allzuglückliche einen Theil seines Glückes freiwillig opfert. In anderen Fällen aber weigern sie sogar die Annahme des gebotenen Opfers, um den Mann, der ihren Neid herausfordert, unrettbar zu verderben.

Nicht so unversöhnlich, wie sich die heidnischen Götter z. B. in Schillers Gedicht vom Ringe des Polykrates erweisen, ist die christliche Kirche im Mittelalter. Sie nimmt jede Sühne und jedes Opfer bereitwillig entgegen. Aber sie kann es nicht vertragen, wenn ihr das einmal Gespendete wieder entzogen wird. Frau Wendilgard, obgleich sie sich der Zustimmung und des Segens des frommen Bischofs von Constanz erfreute, als sie das Kloster verließ, um in die Arme ihres verloren geglaubten Gemahls zurückzukehren, mußte dennoch ihre Handlungsweise büßen. Sie hatte als Ersatz ihren zu erhoffenden Sohn dem durch ihren Rücktritt geschädigten Kloster angelobt. Aber das Kloster verschmähte es, diese Sühne auf dem natürlichen und gewöhnlichen Wege entgegen zu nehmen. Nur den „Ungebornen" nahm es als Sühne. Solche Legenden, deren Moral sich immer dahin zuspitzt, daß es höchst gefährlich sei, der Kirche oder dem Kloster irgend Etwas zu entziehen, sind außerordentlich zahlreich. Ich will zur Vergleichung nur eine ganz kurze Erzählung hierhersetzen. Sie

Digitized by Google

findet sich in der bekannten Sammlung „Schimpf und Ernst", welche von dem Barfüßer-Mönche Johannes Pauli zu Thann 1519 zusammengestellt worden und 1522 bei Johann Grieninger in Straßburg im Druck erschienen ist. Die Sammlung enthält allerlei ernsthafte Erzählungen und kurzweilige Schwänke, welche der Verfasser „denen Prädicanten" zum Gebrauche für ihre Predigten empfiehlt, weil dieselben geeignet seien, daran allerlei gute Nutzanwendungen zu knüpfen, desgleichen auch schlafluſtige Zuhörer in Christo wach zu erhalten und Schlafende wieder zu wecken. Die Geschichte lautet so:

„Ein Edelmann war lange verheirathet gewesen und hatte keine Leibeserben. Da verhießen er und seine Frau, wenn ihnen Gott der Herr ein Kind gebe, das sollte ein Priester werden. Gott erhörte sie und schenkte ihnen ein Knäblein, und nicht lange darnach erhielten sie noch ein Knäblein. Die beiden Knaben wuchsen auf, und der Erste war lieblich, hübsch und gerade. Der Andere war nicht so hübsch und der Welt so angenehm, wie der Erste. Da beschlossen Vater und Mutter, daß sie das andere Kind wollten geistlich werden lassen, und der Erste, der schöne Knabe, sollte weltlich bleiben und ihr Erbe sein. Da ließ Gott die Kinder beide sterben, damit man nicht meine, Gott habe nicht auch gern etwas Schönes in seinem Dienste."

Graf Ulrich der Jüngere von Buchhorn hatte jedoch außer dem „ungebornen" Sohn, welcher ein Kirchenlicht wurde, noch zwei wirklich geborne Söhne, und zwar geboren bevor der Graf in die Gefangenschaft und die Gräfin in das Kloster gerieth. Diese, Adelhard und Uzzo, theilten die reiche Herrschaft des Vaters. Uzzo erhielt die Besitzungen am oberen und Adelhard die am unteren See. Von jenem stammen die Grafen von Bregenz und von diesem die späteren Grafen von Buchhorn. Des Letzteren Sohn hieß Richar, sein Enkel Otto I. und sein Urenkel Otto II. Mit diesem erlosch das edle Geschlecht der Buchhorner Grafen. Dieser Otto entführte einem benachbarten „Grafen Ludwig" (es soll, wie die Gelehrten meinen, ein Graf von Pfullendorf gewesen sein) seine Gemahlin und ließ sich dieselbe als zweite Gemahlin antrauen; von der ersten hatte er keine Kinder. Der beleidigte Gatte rief jedoch die weltlichen und geistlichen Herrscher zur Hülfe und Rache an. Der Bischof von Constanz verhängte den Kirchenbann über Otto und der Graf Ludwig ließ ihn von seinen Knechten erschlagen. Dies geschah im Jahre 1089. Der Erschlagene wurde in dem Kloster Hofen, dem jetzigen Schloß Friedrichshafen, in der Kirche begraben. Allein der Bischof von Constanz ließ ihn als einen Gebannten wieder ausscharren, seine Leiche verbrennen und die Asche in alle vier Winde zerstreuen.

So endete das Geschlecht der Grafen von Buchhorn.

Digitized by Google

V.

Sprechen wir nun, nachdem wir die Stadt und die Grafen zu Grabe geleitet, von dem Kloster, dessen Kirche ihre Thürme heute noch, einem riesigen Doppel-Spargel vergleichbar, gen Himmel reckt, während die Klostergebäude, in ein schönes Schloß verwandelt, dem württembergischen Königspaare als Sommerfrische dienen.

Ich habe bereits die Vermuthung ausgesprochen, daß die alte feste Burg der Grafen von Buchhorn auf jener Nase gelegen, welche sich bei dem jetzigen Schloß in den See streckt. Nach der gemeinen Sage soll die Gräfin Bertha, die Mutter des letzten und die Gemahlin des vorletzten Grafen von Buchhorn, daneben dieses Kloster gestiftet haben, in welchem die Gebeine des Letzten ihres Hauses nicht einmal die ewige Ruhe finden sollten. Das Kloster heißt in den ältesten Urkunden stets „Zelle Buchhorn" oder „Zell-Buchhorn". Der Name Zell, welchen so viele Orte in Süddeutschland, der Schweiz und Tirol u. s. w. führen, deutet immer auf ein ehemaliges Kloster, ebenso wie „Münster," das von „Monasterium" (Kloster) herrührt, München, welche Stadt nach den „Mönchen" benannt ist und auch einen kleinen Mönch im Wappen führt, jetzt scherzweise meistens mit einem Bierseidel in der Rechten dargestellt und „das Münchener Kindlein" geheißen.

Das Kloster Buchhorn hegte Nonnen vom Orden der Benedictiner. Nachdem die alte Dynastie der Grafen von Buchhorn mit Otto dem Jüngeren ausgestorben und das Haus der Welfen an ihre Stelle getreten war, unterstellte Herzog Welfo IV. im Jahre 1090 das Kloster dem großen Convent von Weingarten (bei Ravensburg). Damals heißt es schon „Hofen" (in atrio heißt es in den lateinischen Urkunden). Wahrscheinlich hat es diesen Namen, nach dem Aussterben der Buchhorner, von einigen in der Nähe gelegenen Bauernhöfen angenommen.

Der Abt von Weingarten beeilte sich, einen Probst hinzuschicken, welcher die Interessen des vorgesetzten Herrn zu wahren hatte. Allein es herrschte nicht immer der richtige canonische Gehorsam. Einmal wurde das Kloster ganz aufgehoben, Einige sagen wegen Widersetzlichkeit gegen Weingarten, Andere sagen wegen unsolider Lebensweise seiner Insassen; an die Stelle des Probstes, d. h. des Geistlichen, trat ein „Vogt", ein weltlicher Verwaltungsbeamter. Später stellte der Abt das Kloster wieder her, aber die Schweden brannten es im dreißigjährigen Krieg nieder. Im Jahre 1695 erfolgte der Wiederaufbau. Die damals errichteten Gebäude bilden das heutige Schloß Friedrichshafen.

Als im Jahre 1802 die bis dahin reichsunmittelbare Abtei Weingarten mediatisirt wurde, theilte man dieselbe nebst ihren Besitzungen dem Erbstatthalter der Niederlande, dem Prinzen von Nassau-Oranien, als Entschädigung für die Besitzungen, die er verloren hatte, zu.

Digitized by Google

Dieser trat sie schon zwei Jahre später an Oesterreich ab. Oesterreich aber verlor wieder 1805, durch den Frieden von Preßburg, diese Besitzungen und sie kamen nun an das neugeschaffene Königreich Württemberg, welches etwas später, 1810, auch die freie Reichsstadt Buchhorn gewann, wie wir dies ja gesehen haben. Kaum hatte Württemberg am Bodensee Fuß gefaßt, so beschloß es, von dieser Stellung ausgibigen Gebrauch zu machen. Der Schwaben-König freute sich, von einem Theile des „Schwäbischen Meeres" Besitz ergreifen zu können. Es erwachten die Erinnerungen an jene Zeiten, wo der Schwäbische Reichskreis für den ganzen See die Ausübung der Hoheitsrechte in Anspruch nahm. Vielleicht hatte man den romantischen Traum, Admiral-Staat eines Süßwasser-Sees zu werden. Wer weiß Das? In einer württembergischen Verordnung vom 7. Juli 1807 heißt es:

„Seine Majestät der König haben Sich durch den Augenschein überzeugt, daß der Hafen von Hofen am Bodensee für die Schweizer Schifffahrt und Handlung von der größten Wichtigkeit ist."

In Uebereinstimmung mit dieser Verordnung befahl König Friedrich, den gänzlich in Verfall gerathenen Hafen bei Hofen wieder herzustellen. Desgleichen begann man die Restauration der Gebäulichkeiten des säculariſirten Klosters. Als aber nur wenige Jahre darnach auch die Stadt Buchhorn und deren Gebiet dem Königreich Württemberg zufiel, wandte man die Hauptsorgfalt dem östlich von Buchhorn gelegenen Hafen zu, welcher größer ist und besser gelegen. So war denn nach etwa tausend Jahren Alles, was im Laufe der Jahrhunderte nach verschiedenen Richtungen auseinander gegangen, unter dem Scepter eines Herrschers Berthold'schen Geschlechtes wieder vereinigt.

Zuerst hatten hier die Römer ihren Wartthurm auf der Landspitze errichtet. Dann hatten die Alemannen die Römer vertrieben und einer ihrer mächtigsten Häuptlinge aus Berthold'schem Geschlechte hatte auf dieser nämlichen Landzunge seine plumpe, steinerne, nach Land und Wasser hin wohlbefestigte Gaugrafenburg aufgerichtet und gegen die Hunnen vertheidigt. Unter dieses Grafensitzes Schutz hatten sich weiter östlich Fischer und Schiffer angesiedelt, deren kleine Gemeinschaft, begünstigt durch eine für Handel und Schifffahrt glückliche Lage, nach und nach zu einem Städtlein erwuchs, das sich dann auch hinter Wall und Graben verschanzte. Denn nur hinter solcher Brustwehr konnte sich damals der Bürger der Früchte seines Fleißes erfreuen. Sobald er seine Mauern verließ, war er recht- und machtlos.

Die Alemannen liebten es, die Niederlassungen der Römer zu zerstören, aber auf deren Fundamente und Substructionen zu bauen. Das Geschlecht der Grafen von Buchhorn, welche dies auf der bezeichneten Landspitze gethan hatten, erlosch im elften Jahrhundert, um einem Kloster des Benedictiner-Ordens zu weichen. Dies Kloster machte sogar den Namen

Digitized by Google

Buchhorn verschwinden. Es nannte sich Hofen und stellte sich unter die mächtigen Weingarter Aebte.

Auch die Stadt emancipirte sich von der alten reichs- und gaugräflichen Tradition. Das Erlöschen des mächtigen Grafengeschlechtes, „die kaiserlose, die schreckliche Zeit" des Interregnums, verwies sie ausschließlich auf die Selbsthülfe. So schied sie aus jedem Territorialverbande aus und wurde eine eximirte freie Reichsstadt, welche, weil sie selbst zu klein und zu schwach war, ihren Schutz in dem Verband der „fünf Städte um den See" suchen mußte. Allein vom siebzehnten Jahrhundert an war die Zeit den kleinen örtlichen Verbänden und den Städtebündnissen nicht mehr günstig. Im Jahre 1632 wurde die Stadt von den Schweden genommen und dann 1634 von den „Kaiserlichen" unter dem Obersten Vizthum (Vice-Dominus) belagert. Nach der Schlacht von Nördlingen zogen die Schweden ab, um dem kaiserlichen General Gallas Platz zu machen, welcher die Festungswerke, so die Schweden errichtet, wieder zerstörte. Im Jahre 1643 wurde die Stadt von den Weimar'schen und 1643 von Wiederhold, der auf dem Hohentwiel saß, genommen und gründlich geplündert. Dazwischen ist sie auch mehrmals von großen Bränden heimgesucht worden, bis daß sie endlich, von Unglück und Schuld, vom Verhängniß und von den Schulden niedergebeugt, existenzunfähig wurde.

So kam es denn, daß, nachdem das Grafenhaus dem definitiven Untergang, dagegen die Stadt und das Kloster der Agonie verfallen, schließlich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts Alles, was sich früher differencirt hatte, wieder mit einander vereinigte, freilich nicht unter dem frühern gemeinsamen alten Namen Buchhorn, sondern unter der modernen Firma Friedrichshafen. Das junge Königreich Württemberg, welches unter seinem Scepter Alles vereinigte, so ehedem Buchhorn geheißen, hatte die besten Absichten für dies neu erworbene Stückchen Land, aber mir scheint, es griff die Sache nicht richtig an und überschätzte seine Kräfte. Statt die Hindernisse und Hemmungen des Verkehrs zu beseitigen und den von den Fesseln befreiten Kräften der bürgerlichen und wirthschaftlichen Gesellschaft „Raum zu geben für ihren Flügelschlag", glaubte man durch Staatshülfe und Reglementirung Alles machen zu können.

Als man 1811 Buchhorn die Stadt und Hofen das Kloster, nunmehr Schloß, zu einer Gemeinde consolidirte und Friedrichshafen nannte, entdeckte man, daß zwischen beiden ein großes Stück fehlte. Der „souveraine" König — selbst die kleinsten Rheinbundfürsten nannten sich mit Vorliebe „souverain", womit sie ausdrücken wollten, daß sie nunmehr des Kaisers und Reichs ledig seien, wobei sie natürlich unterließen, hervorzuheben, wie leicht das angebliche Reichsjoch gewesen und wie schwer das des Rheinbunds-Protectors Napoleon drückte — der König befahl, daß diese Lücke ausgefüllt werde, d. h. daß zwischen der Altstadt (Buchhorn) und dem Schlosse (Hofen) eine blühende Neustadt entstehe. Durch königliche

Digitized by Google

Verordnung vom 15. December 1811 wurden den Baulustigen die größten Vortheile geboten, Steuerfreiheit, Holzbezug und sonstige Privilegien und Immunitäten. Die Lockspeise wirkte; es fand sich eine Anzahl von Speculanten, welche auf der dem See entlang führenden schnurgeraden Baufluchte, welche die Stadt mit dem Schlosse verbindet, Häuser erbauten. Aber sie waren von kleiner und schlechter Beschaffenheit. Sie wurden nicht um ihrer selbst willen errichtet, sondern um die Bauprämien schlucken zu können; und es schien, als hätten sie, nachdem dieser Zweck erreicht war, alle Bedeutung verloren. Kein Mensch wollte diese häßlichen kleinen Häuser miethen oder gar kaufen. Es ging ihnen gerade so, wie jenen Cottages zwischen Cassel und Wilhelmshöhe (damals Weißenstein genannt), über welche sich Goethe in seinem Jahrmarkt von Plundersweiler lustig macht, indem er sie mit einer Reihe von Käfigen ohne Vögel vergleicht, man dürfe sich freilich darüber nicht wundern, da man die Vögel exportire (der Landgraf verkaufte seine Unterthanen an England für den Krieg in Amerika). Siehe meine Textes-Kritik und Interpretation dieser so lange unverstanden und unverständlich gebliebenen Stelle in meinen „Reisebildern" (Stuttgart, Auerbach 1875) S. 11—14.

Nicht allein die Häuser der Neustadt wollten nicht gedeihen, auch mit der Schifffahrt wollte es nicht vorwärts. Man hatte nun zwei Hafen, einen an der Stadt und einen am Schlosse. Beide wurden für „Freihafen" erklärt und ein eigener Hafendirector für dieselben ernannt. Aber trotzdem blieb der Verkehr aus. Soweit von Handel die Rede sein konnte, blieb er in den Händen des baierischen Lindau; dieses hatte einen ziemlich lebhaften Verkehr mit der Schweiz und Vorarlberg. Der Wassertransport beschränkte sich auf Segelschiffe. Die Zeit der Dampfschiffe und der Eisenbahnen war noch nicht gekommen. Die Straßen landeinwärts ließen Vieles zu wünschen übrig.

Die Entfaltung der Schifffahrt an dem württembergischen Ufer war durch allerlei Gewerbebeschränkungen, Privilegien und Verbietungsrechte behindert. Einige Orte hatten gar kein Schifffahrtsrecht. Andere hatten nur ein beschränktes. Langenargen und Kreßbronn durften keine kaufmännischen Waaren, und alle übrigen, mit alleiniger Ausnahme von Friedrichshafen, weder solche Waaren, noch auch Getreide und sonstige Feldfrüchte verladen und verfrachten. Der eine Ort durfte nur ein Schiff (richtiger Segelkahn), der andere nur zwei halten. Ebenso war an jedem Orte für die Schiffer eine geschlossene Ziffer festgesetzt. Wer da Schiffer werden wollte, der mußte warten, bis Einer der Alten starb, oder er mußte ihm für schweres Geld sein Zunftrecht abkaufen.

Die Landwirthschaft konnte nicht aufkommen vor allerlei Feudallasten. Die Domänenkammer und Andere bezogen die mannichfachsten grundherrlichen und lehnsrechtlichen Gefälle. Der Zehnte, der Nexus, der Leib-, Erb- und Schöpf-Lehn, die Vogt-Rechte, das Drittels-Recht, die Ritt-

Digitized by Google

Gelder, Forstdinkel, Forsthafer, Holzhafer, Hundskorn, Stockbatzen-Abgaben ꝛc. drückten die Bauern darnieder. Die Finanzkammer hob den großen, und der Pfarrer hob den kleinen Zehnten. Neben dem Getreide-Zehnten existirten auch Heu- und Wein-Zehnten. Wie sollte da die Landwirthschaft viel exportiren? Die Beseitigung oder Ablösung dieser Feudallasten vollzog sich sehr langsam. Viele Jahrzehnte waren dazu nöthig. Erst das Jahr Achtundvierzig vollendete das Werk der Befreiung des Bodens.

Zu diesen Beschränkungen und Belastungen der Gewerbe und der Landwirthschaft, des Handels und der Schifffahrt, kam dann noch eine verderbliche Handelspolitik, vermöge deren sich ein Land gegen das andere abschloß und eines dem andern den Verkehr auf dem See erschwerte. Jedes deutsche Territorium und jeder Schweizer Canton suchte den Unterthanen des andern möglichst viel Schaden zuzufügen; und der Andere verfuhr dann nach der barbarischen Regel: Haust Du meinen Juden, dann hane ich Deinen Juden. Indem er den letzteren hieb, hieb er zugleich auch den seinen, denn er erschwerte ihm den Bezug seiner Lebensbedürfnisse und vertheuerte ihm dieselben.

Dazu kam dann noch, um das Maß des Elends überlaufen zu machen, das Mißjahr von 1816 und das Hungerjahr von 1817.

Wie sollte da der Freihafen gedeihen?

VI.

Das Jahr 1824 brachte den ersten Anstoß zum Umschwung in Gestalt eines Dampfschiffes. Wilhelm I., der zweite König von Württemberg, war es, der zuerst auf den deutschen Binnengewässern die Dampfkraft in Anwendung brachte. Am 31. October 1823 übertrug er Herrn Church, damals Consul der Vereinigten Staaten in Genf, die Errichtung eines Dampfers, welcher bestimmt war, von Friedrichshafen aus den Bodensee zu befahren. Das Schiff hatte zwanzig Pferdekraft und kostete etwa 50,000 Gulden. Man begrüßte den Plan mit Enthusiasmus.

Da erhob sich die Schiffergilde von Friedrichshafen, die privilegirteste der Schifffahrtszünfte, wie wir oben gesehen. Sie bestand aus acht Familien, welche mit dem Privileg beliehen waren und es gemeinschaftlich ausübten. Sie protestirte gegen das Dampfschiff als einen frechen Störer geheiligter und wohlerworbener zünftiger Rechte. Man mußte sich mit ihnen, so gut oder schlecht es ging, abzufinden suchen. Endlich verstanden sich dieselben zu folgendem Vergleich: Jeder der acht Mann erhielt eine jährliche Leibrente von 450 Gulden, und der Fiscus übernahm sämmtliche Schiffe nebst Zubehör zu anständigen Preisen. So war denn der moderne Staat Württemberg an die Stelle der alten Schifferzunft von Buchhorn getreten. Allein der moderne Staat erbte

Digitized by Google

einen Theil der Untugenden der alten Zunft, nämlich den Hang zu Verbietungs- und sonstigen Vorrechten. Die Regierung erklärte sich nunmehr für ausschließlich berechtigt zum Betriebe der Schifffahrt von Friedrichshafen aus. Die übrigen Württemberger Schiffer durften keine Kaufmannsgüter mehr führen. Das Privileg erstreckte sich über beide Häfen, wurde aber in der Art getheilt, daß in dem Buchhorner Hafen, in dem Stadthafen, nur Kaufmannsgüter und Getreide, dagegen in dem Hofener Hafen, in dem Schloßhafen, nur sonstige land- und forstwirthschaftliche Gegenstände, insbesondere Rohproducte, wie Holz, Steine und dergl. ein- und ausgehen durften. Auswärtige Segelschiffe wurden, um die Concurrenz abzuwehren, empfindlich besteuert. Sie mußten folgende Abgaben unter dem Titel „Abfahrts-Geld" entrichten: Von jeder Person drei Kreuzer, von jedem Pack Getreide sechs Kreuzer und von jedem Centner Kaufmannsgüter zwei Kreuzer. Natürlich erhob jeder andere deutsche Staat und jeder Schweizer Canton, desgleichen das österreichische Vorarlberg auch solche Abgaben von der Schifffahrt, und wo sie noch nicht bestanden, da beeilte man sich, solche unter dem Titel „Repressalien gegen Friedrichshafen" neu einzuführen.

An die Stelle des Staats trat später formell zwar eine Actiengesellschaft, trotzdem aber blieb das Geschäft im Wesentlichen in den Händen des Staates.

Der neue Dampfer wurde dem König zu Ehren „Wilhelm" getauft. Am 11. November 1824 machte er seine Probefahrt und am 1. December wurde der regelmäßige Dienst zwischen Friedrichshafen und Rorschach eröffnet. Auf diese Strecke beschränkte das Schiff seine Fahrten. Den Transportbedürfnissen vermochte dieser beschränkte Dienst nicht zu genügen. Die erwarteten Früchte reiften nur theilweise. Friedrichshafen vermochte sich nicht, wie man erwartet hatte, zum „ersten Seeplatz" aufzuschwingen, und zwar um so weniger, als ringsum die Zollschranken fortbestanden und die übrige Schifffahrt in Friedrichshafen zu Gunsten des Dampfers theils gänzlich unterdrückt, theils schwer belastet und beschränkt ward.

Der Dampfer entsprach schon damals nicht den Anforderungen des Verkehrs und der Technik. Geschweige denn später. Ich habe ihn noch persönlich gekannt. Er war Gegenstand der Spottreden der aufgeweckten Bevölkerung der Seeufer. Man nannte ihn den „alten Wilhelm", zuweilen auch den „Seekrebs", weil er sich nicht eilte und manchmal rückwärts ging, wenn er vorwärts gehen sollte.

Trotz alledem kann man seine Verdienste und die des Königs, nach dem er genannt war, nicht hoch genug anschlagen. Es war der erste Anstoß, welcher nach allen Seiten hin wirkte.

Der damalige Freiherr von Cotta ließ sofort einen zweiten Dampfer construiren. Derselbe wurde nach dem König von Baiern „Max Joseph"

Digitized by Google

genannt und wurde von der baierischen Regierung mit großen Privilegien für Lindau ausgestattet. Allein er hatte noch weniger Glück, als der „alte Wilhelm". Das Schiff war technisch mißlungen. Außerdem mehrten sich die polizeilichen, fiscalischen und handelspolitischen Schwierigkeiten der Viel- und Kleinstaaterei so sehr, daß das Unternehmen denselben erliegen und das Schiff öffentlich an den Meistbietenden auf den Abbruch versteigert werden mußte.

Diese beiden ersten Versuche waren wenig ermuthigend. Dennoch dauerte es nicht lange, bis die Schifffahrt und namentlich die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee den Aufschwung nahm, dessen sie sich noch erfreut bis zu dem heutigen Tage. Sie erstarkte unter den Segnungen der einheitlichen wirthschaftlichen Freiheit, welche sich mächtiger erwies, als die Gebote zweier willenskräftigen deutschen Monarchen.

Im Jahre 1828 hoben Württemberg und Baiern die gegenseitige Grenzsperre auf. Dies war der erste Schritt zum deutschen Zollverein, welcher seinen Bewohnern die Wohlthaten eines einheitlichen und freien Wirthschaftsgebietes bis zu einem gewissen Grade gewährte. Die gewerbepolizeilichen, fiscalischen und zünftigen Beschränkungen wurden allmählich beseitigt. Die Landwirthschaft wurde von den feudalen Lasten befreit. In der Schweiz wie in Deutschland siegte eine liberale Handelspolitik. Mit der Eidgenossenschaft und mit Oesterreich wurden Handelsverträge geschlossen, welche beiden vertragschließenden Theilen gleich sehr zum Vortheil gereichten. Mit jedem Schritte vorwärts auf der Bahn der wirthschaftlichen Freiheit hob sich der Verkehr, die Schifffahrt, und namentlich die Dampfschifffahrt, auf dem „Schwäbischen Meere", das am Anfange des Jahrhunderts kaum von einigen elenden Schifferkähnen befahren war. Ich widerstehe nur ungerne der Versuchung, eine kurze Geschichte der Entwickelung dieser Schifffahrt zu schreiben. Diese Geschichte würde lehrreich sein, namentlich in heutigen Zeiten, wo in Deutschland die wirthschaftliche Reaction — oder sagen wir lieber die wirthschaftliche Confusion? — scheinbar wieder zu einer, freilich nur vorübergehenden, epidemischen Herrschaft gelangt ist. Aber eine solche Darstellung würde diese Skizze, dieses bescheidene Fahrzeug, mit allzuschwerem Stoffe zu sehr belasten.

Ich beschränke mich daher darauf, hier kurz zusammenzustellen:

Das erste Dampfschiff ging 1824. Im Jahre 1853 gingen etwa dreizehn; im Jahre 1868 waren es zwei und zwanzig; heute, im Jahre 1878, sind es neun und zwanzig. Im Jahre 1824 war es nur Württemberg, welches einen Dampfer vom Stapel ließ. Jetzt wird der See auch von baierischen, badischen und schweizer Dampfern befahren. Der neueste württembergische Dampfer zeichnet sich durch technische Vollendung und Eleganz aus; er wird zur Erinnerung an einen ruhmreichen württembergischen Dynasten „Christoph" geheißen.

Nur Bregenz (Oesterreich) hat keine Dampfer, dagegen hat es Eisen-

Digitized by Google

bahn-Verbindung mit Lindau, mit Vorarlberg (über Feldkirch nach Bludenz) und mit der Schweiz und Graubündten; die Dampfer der anderen Länder wetteifern mit einander, die Verkehrsbedürfnisse von Bregenz zu befriedigen.

Das unter dem Namen „Friedrichshafen" consolidirte Ufer bietet heute einen heiteren und wohlthuenden Anblick. Das alte Buchhorn hat nun auf der Seeseite einen geräumigen Hafen und auf der Landseite einen stattlichen Bahnhof. In der Richtung, in welcher früher die Militärstraße der Römer verlief, zieht sich jetzt die Eisenbahn nach der Donau. Ich will hier im Vorübergehen bemerken, daß, wie in neuerer Zeit unzweifelhaft festgestellt worden ist, die Donau durch einen unterirdischen Abfluß mit dem Bodensee in Verbindung steht und sonach dem Rhein einen schwesterlich grüßenden Beitrag liefert.

Die alte freie Reichsstadt Buchhorn hat sich heute nach der Landseite möglichst vollständig modernisirt. Hübsche Häuser und Gärten lassen hier Wall und Graben vergessen. Dagegen nach der Seeseite erkennt man noch deutlich die Befestigungsmauern, welche senkrecht auf den See stießen und sich in demselben abspiegeln. Die Häuser sind auf die letzteren aufgesetzt, so daß diese mächtigen Mauern das untere Stockwerk der Wohnungen bilden. Ursprünglich kehrten die Häuser dem See den Rücken zu. Seitdem aber der See so freundlich und verkehrreich geworden, hat dies selbst die ältesten Häuser derart gerührt und ergriffen, daß sie versuchen, ihre Stellung zu ändern und dem See das Gesicht zuzuwenden. Man hat Thüren und Fenster in die dicke Umwallungsmauer gebrochen. Von der Thüre führt zuweilen ein hölzernes Gerüst mit einer kleinen Treppe in den See, sei es, um dort waschen, sei es, um mit dem Kahn anlegen zu können. Hin und wieder ist die Mauer gänzlich durchbrochen und es wagt sich ein Blumengärtchen hervor, oder eine Plattform gestattet die früher verschlossene Aussicht. Die alten Mauern sehen noch grau und mürrisch darein. Sie können den Ruhm der alten Zeit nicht vergessen. Anderer Meinung sind die auf ihnen sitzenden hell angestrichenen Wände und die blumengeschmückten Wohnungen des jetzt lebenden Geschlechtes der Menschen. Sie haben sich mit der Gegenwart versöhnt und geben der Freiheit, dem Frieden und der Ruhe den Vorzug vor dem Ruhm. Oder richtiger gesagt: Sie prätendiren nicht einen besonderen Kriegsruhm für Buchhorn, sondern begnügen sich mit ihrem Antheil an dem gemeinsamen Ruhme von Alldeutschland.

Ueber dem alten Städtchen hebt sich ein kräftiger, dicker Thurm empor mit einem hohen Sattel- oder Reitdach. Das Dach ist mit bunten Schindeln gedeckt, von zwei gezackten Giebeln eingefaßt und mit einer hohen gothischen Spitze gekrönt. Dies ist der Thurm der Nicolauskirche und das Wahrzeichen von Buchhorn. Die Strecke zwischen der alten Stadt und dem Schlosse, der vormaligen Probstei Hofen, hat sich im Laufe des

Digitized by Google

letzten halben Jahrhunderts zu ihrem Vortheile verändert. Sie zeigt zwar hin und wieder noch jene elenden Häuslein, welche, durch die Prämienspeise gelockt, gleich Pilzen aus der Erde schossen und dann keine Liebhaber fanden. Aber an vielen Stellen haben sie schöneren und besseren Gebäuden Platz gemacht und an dem See sind schattige Gärten entstanden. Die ganze Umgebung ist heute reich an lauschigen Plätzchen, an Parks, Garten- und Waldanlagen, welche jetzt einen willkommenen Ersatz bieten für die am Anfange des Jahrhunderts ausgerotteten Wälder. Auch das Schloß Hofen, das ehemalige Kloster, hat einen schönen Garten. Von seinem Pavillon aus hat man eine umfassende Aussicht über den See und die Alpen. Von den letzteren präsentirt sich am stattlichsten der Säntis und der Glärnisch. Die Schönheit der Natur, die gute Luft, die Bäder im See und in einem wohl eingerichteten römisch-türkischen Bade ziehen viel „Sommerfrischlinge" und sonstige Gäste an.

Der König und die Königin von Württemberg halten jeden Sommer ihre Villeggiatur in dem Schloß Hofen. König Karl war am 25. Juni 1878 von Stuttgart aus eingetroffen. Am 26. kam ich mit dem Dampfer von Ueberlingen und Meersburg gefahren. Gleichzeitig mit dem meinigen strebten 4 oder 5 andere Dampfer dem Hafen von Buchhorn zu. Angesichts des Schlosses begannen alle Dampfer zu schießen und zu flaggen. Es war ein hübscher Anblick diese kleine Dampferflottille, reich geschmückt und weiß gekräuselte Pulverdampfwolken entsendend, auf dem lachenden See, Angesichts des ebenfalls beflaggten Schlosses und Hafens und der ernsten halbverschleierten Bergriesen der Alpen.

Die Flaggenordnung war auf jedem Dampfer dieselbe: Vorn und hinten die schwarz-rothe württembergische Flagge, in der Mitte an der Spitze des Mastes der schwarz-rothe Wimpel. An den vier Ecken der Radkasten vier hohe Stangen mit den Flaggen der vier Territorien, die an dem See liegen. Die Schweiz: Rothes Feld mit dem weißen Kreuz. Baden: Roth und Gold. Baiern: Hellblau und weiß. Oesterreich endlich: Schwarz-gelb.

Bekanntlich ist aber Schwarz-gelb schon seit langer Zeit abgelöst von „Roth-weiß-grün", der jetzigen Flagge der österreichisch-ungarischen Monarchie. Hier jedoch herrscht noch das Schwarz-gelb, vielleicht um an jene Zeit zu erinnern, in welcher König Wilhelm von Württemberg dem Kaiser Franz Joseph in Bregenz vasallische Heeresfolge gegen Preußen gelobte.

Die deutsche Flagge — Schwarz-weiß-roth — fand sich auf keinem einzigen dieser Schiffe. Wir aber, die Passagiere des Schiffes, zusammengewürfelt aus allerlei deutschen Ländern und Gauen, brachten gemeinsam ein Hoch aus auf unseren Kaiser und tranken auf dessen baldige volle Genesung.

Digitized by Google

Eine Glocknerfahrt.

Novelle

von

Karl Erdm. Edler.

— Wien. —

Ein Duft hebt ſich zuweilen leiſe und flüchtig, kaum herangeweht — ſchon verweht, und er zaubert ein Meer von Erinnerungen herauf, längſt vergeſſene Tage, Welle an Welle. Dem Einen mag er aus der Roſenknospe ſich heben oder aus dem Athem des Waldes, Jenem von dem offenen Heerde einer Gebirgshütte oder aus dem Becher edlen Weines, und ſo Jedem ein anderer Hauch — und doch Jedem wie der ſanfte und gewaltige Lebenshauch des Frühlings, der eine ganze todte Welt auferweckt. Verblichene Bilder leuchten davon auf in alter Farbengluth, Augen, die längſt müde zugefallen, blicken wieder, lange verſtummte Lippen heben an zu ſprechen, und verſchollene liebe Menſchen wandeln uns zur Seite; wir ſehen, wir hören ſie, und ihre Hand legt ſich wie einſt linde ſtillend auf unſer Haupt: ſie leben wieder.

So ergeht es mir, wenn in der beſchaulichen Ruhe nach einem Diner zufällig das Aroma eines ſyriſchen Tabakes in blauen Wölkchen zu mir heranflattert. Es iſt dann, als wäre mein alter Freund Radenburg nur irgendwo in einer Ecke ſtille geſeſſen und richtete ſich nun plötzlich vor mir auf, der ſchlanke dreißigjährige Mann mit dem tiefgebräunten Geſicht und mit dem ruhigen Wohlwollen eines bejahrteren Mannes in Miene und Haltung. Und auch ein Stück ſeines Lebens legen die Rauchwölkchen vor mich hin, indem ſie ſich fachte aufrollen wie ein Pergament, darin ein altes Geſchehenes verzeichnet ſteht.

Wie er damals ſo einfach und anſpruchslos ſeinen Erdenweg dahinzog, mochte er wol dem Vorübergehenden durch keine Beſonderheit auffallen, zumal er ſelbſt Scheu hegte ſich vorzudrängen. Er trug weder nach einem Miniſterfauteuil noch Akademieſitz eine verzehrende Sehnſucht

Digitized by Google

im Herzen; ja, es quälte ihn nicht einmal das Verlangen, seine Wohlhabenheit irgendwie zu vermehren. Seine Gelehrsamkeit als Naturforscher war in Fachkreisen anerkannt und häufig zu Rathe gezogen; aber er fühlte keinen Drang, in Wort oder Schrift öffentlich als Lehrer zu wirken, und hatte eine Lehrkanzel an der Hochschule verlassen, um sich einer Expedition nach Afrika anzuschließen. Nach seiner Heimkehr hatte er dieselbe nicht mehr bestiegen, sondern trieb seine Studien zu eigener stiller Freude und selbstloser Unterstützung Jedermanns, der sich Raths bei ihm erholte, und lebte im Uebrigen ein edles, ruhiges Vernunftleben voll Theilnahme an allem Guten und Schönen. In der Welt galt er als angenehmer, geistvoller Gesellschafter, aber Niemand ließ es sich beifallen, ihm irgend ein Heirathsproject anzusinnen, obzwar er nach Charakter, Alter, Aeußerem und sonstigen Verhältnissen ganz der Mann dazu gewesen wäre, eine Frau glücklich zu machen. Jede scharfsichtige Mutter heirathsreifer Töchter mußte ihn entmuthigt aufgeben, wenn sie sein völlig leidenschaftsloses Wesen und die unabänderlich ruhige Freundlichkeit sah, womit er Frauen und Mädchen begegnete. Es durchdrang im Umgange mit ihnen sein ganzes Thun und Lassen eine gleichmäßige Temperatur, die ihm wohl anstand und dem Fremden bei flüchtiger Begegnung normal erscheinen mochte, den Frauen aber entschieden kühl vorkam. Feinfühlig merkten sie sofort, daß dies freundliche Glänzen nur Wintersonnenlicht, und das Strichlein am Thermometer, über welches hinauf er sich ebenso wenig je erwärmte, als er unter dasselbe je kühler ward, nicht sehr hoch über dem Eispunkte gezogen war. Sie zählten ihn, nach stillschweigendem Uebereinkommen, zu jenen nutzbaren Wesen, welche der Hausfrau mit ihrem Geiste über viele leere Stunden und mit ihrem Gemüthe über manche kummervollen Tage hinweghelfen, bei dem Whisttisch des Hausherrn als nie fehlender Vierter einspringen und die Kinder mit Bonbons und Märchen abfüttern — bequeme Hausmöbel, die im Wohnzimmer zu Jedermanns Gebrauch stehen und sich sachte abnützen, ohne daß man sonderlich darauf achtet; erst wenn sie sich einmal zu Ende genützt, blicken Mann und Frau nachdenklich auf den leeren Platz, täglich und stündlich, und erst die Kinder — ... Und da er so wohlwollend und harmlos seinen Weg weiter ging, so kam es, daß er für den Fernerstehenden weder ein grelles Licht vor sich hintrug, noch einen tiefen Schatten hinter sich herschleifte.

Wenn man ihn aber näher kennen lernte und aufmerksamer zusah, ward es merkbar, daß er dies ganze Wesen nur wie seinen Salonrock für die Andern angethan hatte. Man fühlte, daß selbst jene kühle Temperatur, die er stetig zur Schau trug, nur durch eine künstliche Erwärmung erzeugt war, und daß es ihn mitunter Selbstüberwindung kostete, dieselbe zu unterhalten. Es kamen unbewachte Augenblicke, wo es dem aufmerksamen Blicke erkennbar wurde, wie er jene gleichmäßige Heiterkeit mannhaft sich selbst abkämpfte und in diesem stündlichen Ringen mit Wort und Miene viel

Digitized by Google

Kraft abnützte. Eine Ermüdung kam dann über ihn, die jede Faser schlaff zusammenfallen ließ in einer Resignation, die nicht nur keine Freude mehr erwartet, sondern überhaupt keiner mehr fähig ist. Jedoch selten nur ließ er solche Ermattung an sich herantreten und raffte sich auffahrend sofort aus ihr mit dem alten Lächeln wieder empor. Man sah ihm den festen Willen an, den Gedanken selbst aus dem Wege zu gehen, denen Andere nicht bei ihm begegnen sollten. Auch trat in diesem Kampfe mit sich selbst nie etwas Gewaltthätiges hervor, kein listiges Betäuben des Gegners durch überlaute Fröhlichkeit und wilde Lust: es war ein ehrliches, stilles Ringen, ein furchtbares Umfassen Brust an Brust, Blick in Blick, Arm um Arm, daß es wie freundschaftliche Umarmung aussah, und nur ein scharf hinhorchender Lauscher das tiefe Aufathmen vernehmen mochte.

So kam es, daß in seinem ganzen Wesen dieselbe Höhe des Tones war, wie bei anderen ruhig angelegten Naturen, aber eine andere Klangfarbe, wie sie wol dem geübten Ohre hörbar wird, wenn eine höhere Saite gerissen ist, und der Geiger auf der tieferen seinen Part muthig weiter spielt. Mir fiel dies um so mehr auf, als ich den lebhaften offenen Frohsinn kannte, der ihn während seiner Studienjahre nie verlassen hatte, da uns vielfache Berührungspunkte in nähere Beziehung brachten. Dann hatten getrennte Geschicke uns wol eine Zeit lang entfremdet, bis ein zufälliges Zusammentreffen die Jugendfreundschaft neu festigte, und gemeinsames Interesse an vielen Dingen dieselbe immer inniger gestaltete.

Seine Schwester besaß nahe an einem der reizenden Sommernestchen in der Umgebung der Hauptstadt eine ansehnliche Villa. Sie sah es gerne, wenn man sie dort aufsuchte, und man that es gerne: die Frau war noch schön und ihre Tochter schon schön und beide liebenswerth. So war denn in der schwülsten Sommerszeit wieder einmal ein bunt gemischter Schwarm aus der Stadt dort eingefallen, darunter auch ich. Mein Besuch galt zunächst Radenburg, welcher sich bei der Schwester für den ganzen Sommer häuslich niedergelassen hatte.

Es war um die Speisestunde, die Hausdamen bei der Toilette und Radenburg noch nicht zurückgekehrt von seiner täglichen zoologisch-botanischen Excursion. Wir Gäste saßen und lagen im Garten unter den schattigen Bäumen umher; aller Antlitz war nach Norden gekehrt, wo der kühle Speisesalon sich gegen die Terrasse öffnete: in der zehrenden Landluft, die man den ganzen Vormittag hindurch gierig eingesogen hatte, geberdete sich der Magen sehr kummervoll. Das landschaftliche Bild steigerte überdies erheblich die Gesammtstimmung. In der glühend heißen Luft hing jedes Blättchen regungslos lechzend, die Blumen senkten verschmachtend die Köpfe und Raspe, der weiße Hauspudel, lag unter einer Staude mit weit hinausgestreckter Zunge, über die er schwer hinathmete. Es war ungeheuer langweilig; man schwieg und gähnte in der Runde, und wenn sich ein einsamer Ton hob, so war es ein vom Hunger erpreßter Seufzer, oder er

Digitized by Google

kam von Raspe herüber, der über die Fliege auf seiner Nase stöhnte und sich doch nicht zu der Willenskraft aufraffen konnte, nach ihr zu schnappen. Dann war es wieder stille und man hörte nur ein Zirpen vom Zaune her und ein unstetes Herumtrippeln auf dem Sandwege, beides eintönig, beides mit einer Art Rabbia, beides kurz, scharf und doch ununterbrochen, ein endloses Staccato ohne Pause, beides zum Verzweifeln. Das Zirpen war die Mittagsunterhaltung der Grillen, das Herumtrippeln aber die einer jungen blonden Frau, der Gräfin Achenberg. Sie pflegte sich derselben immer hinzugeben, wenn andere Leute Ruhe hielten, sowie sie auch gewohnt war, unwiderstehlich reizend zu plaudern, sobald die Uebrigen ihren eigenen Gedanken nachhängen wollten. Dafür lag sie jedesmal unbeweglich in einem Fauteuil zusammengeknäult, wenn ihre Umgebung am rührigsten war und hörte gewöhnlich einer allgemeinen lebhaften Conversation mit halbgeschlossenen Augen zu, ohne sich daran auch nur mit einer Silbe zu betheiligen. Ihr Arzt konnte darüber nicht in's Reine kommen, wie und warum sie noch fortlebte, nachdem er sie längst aufgegeben; er schüttelte jedesmal verständnißlos und zugleich unwillig den Kopf, wenn er die Frau betrachtete, wie sie eigentlich nur noch aus zwei großen blauen Augen bestand und alles Uebrige blos eine Art zartfeiner Filigraneinfassung dieser Augen war. Diese ohne alle Berechtigung weiter lebende Gräfin Achenberg war nach seiner Ansicht eine Blasphemie gegen die infallible Heiligkeit der Naturgesetze. Savonarola aber hätte von dieser Frau gesagt, daß bei ihr die Schatten des Fleisches nicht mehr über das Durchleuchten des Geistes ausgebreitet seien. Denn sie glich in der Ruhe einer jener rührenden Heiligengestalten, wie sie unter den gothischen Baldachinen des Mittelalters sinnend vor sich hinblicken. Aber wenn sie emporschnellte und die Ruhe der fast harten Contouren sich auf einmal in vibrirende Bewegung auflöste, da schuf dies ununterbrochene Dahinfließen zahlloser kleiner Wellen Linien von seltsamer Weichheit, und die rührende gothische Heilige ward plötzlich ein berückendes Weib voll wunderbarer Anmuth und Elasticität. Man sah dann das zuckende moderne Nervengespinnst, daraus dies mittelalterliche Himmelsbild gewebt war. Diese vibrirenden Nerven schienen es auch gewesen zu sein, welche die Schatten des Fleisches ganz aufgezehrt hatten, und die jetzt allein den vergeistigten zartschlanken Frauenleib aufrecht erhielten. Was aber diese Nerven selbst aufrecht erhielt und ihnen die stählerne Ausdauer und Spannkraft gab, blieb doch dem Arzte ein Räthsel und Aergerniß. Es war in dem Wesen dieser Frau auch eine Klangfarbe, welche aus der anderer Menschen eigenartig hervortönte; nur klang es hier immer, als würde eine weiche Violapartie auf einer Violine gespielt, die neu besaitet worden ist.

Die Gräfin hielt plötzlich mitten in ihrer unsteten Wanderung an und ließ ihren Blick langsam über unseren Kreis schweifen. Der Blick

Digitized by Google

kam wie ein verfrühter Violintriller in eine Generalpause. Ein Zucken fuhr durch die hungerschlaffe Versammlung — ein Bär, der noch verständig brummen oder gar tanzen soll, wenn ihn eben die Mahlzeit erwartet! Aber es nützte Nichts, man mußte bei der Musik dieser großen Augen immer tanzen, wie sie es gerade wollten: es fuhr Einem durch alle Glieder. Es handelte sich nur darum, wer sich zu dem ersten Worte als Opfer hinschlachten wollte; denn ein solches erste Wort, das gewaltsam dem allgemeinen Schweigen abgerungen wird, ist, nach geheiligtem Herkommen, zumeist eine haarsträubende Dummheit.

„Warum uns nur Radenburg immer so plötzlich und ohne alle Ursache verläßt?" — platzte endlich ein gelblicher, magerer Mann hervor. Er mußte offenbar hinter jenem Verschwinden Radenburgs den tragischen Stoff gewittert haben, auf den er seit Jahren Jagd machte. Denn außer der Marotte, als dramatischer Dichter gelten zu wollen, war er sehr unschädlich und sah nur etwas vorsündfluthlich aus, wenn er wie jetzt die langen Haare in's Gesicht herniederhängen ließ und den an beiden Enden gespitzten Bleistift in den Mund nahm. Uebrigens — das Motiv war da, und daraus spann sich sofort eine unendliche Melodie.

„Ja, warum?" — stöhnte ein behäbiger Millionär, der sich bei jedem Wetter von seinem Diener einen Regenschirm nachtragen und andere Leute für sich denken und antworten ließ.

„Er macht Gedichte!" — lispelte seine Tochter und warf die Lockenranken aus dem Knospengesichte, das erst vor Kurzem aus dem Treibhause eines Pensionats an die freie Luft gestellt worden war.

„Schwager Konrad geht irgend einem naturwissenschaftlichen Problem in der Insektenwelt nach" — sagte der Hausherr. — „In seinem Zimmer züchtet er ja förmlich mit väterlicher Liebe auf eigenen Pflanzen dergleichen Gethier und ist oft stundenlang in dessen Betrachtung vertieft."

„Dagegen spricht der tragische Zug seines Gesichtes" — warf der gelbliche Dramatiker ein. — „Er hat nicht die kalte Forschermiene, wenn er sich verliert, sondern das Antlitz Sauls, der seine Schwermuth in die Einsamkeit trägt."

„Quelle ingénieuse invention! Man liebt ein Schläfchen bei hellichtem Tage und hüllt sich in geheimnißschweres Schweigen oder unmögliche Prätexte, um sich interessant zu machen" — kam es aus dem allerliebsten Schnurrbärtchen der Baronin Boden hervorgesprudelt, einer ebenso reizenden als koketten Dame, die stets einen Troß von ergebenen Sklaven um sich hatte.

„Er leidet an Migräne" — schnarrte eine alte Gesellschaftsdame mit himmelblauen Augengläsern und einer schwefelgelben Stickerei.

Und so ging es fort, und dann von Neuem im Kreise herum mit immer abenteuerlicheren Hypothesen: es war nachgerade eine Art Gesellschaftsspiel geworden. Nur die Alte bestand hartnäckig auf der Migräne.

Digitized by Google

Gräfin Achenberg hatte unbeweglich zugehört und kein Wort gesagt. Plötzlich wandte sie sich mit einem Rucke zu mir: „Und Sie, der Sie sein Freund sind?"

Die Blicke der großen Augen bohrten fühlbar an zwei Stellen in meine Stirne hinein.

„Ich weiß es nicht" — antwortete ich. „Seitdem ich ihn gestern sogar Sie, meine Damen, habe verlassen sehen, weiß ich blos das Eine unzweifelhaft, daß er unheilbar, und keine Macht der Welt im Stande ist, ihn von seiner Schrulle abzubringen."

Gräfin Achenberg setzte, ohne ein Wort zu erwidern, ihr früheres Herumtrippeln fort. Ueber die Gesichter der übrigen Damen aber lief bei meinen letzten Worten ein seltsames Lichtspiel, erst ein Zug düsterer Entschlossenheit wie vorüberhuschende Wolkenschatten, dann gleich hervorbrechenden Sonnenstrahlen ein siegessicheres Lächeln. Dieses Lächeln erblich sofort in einer sanfteren Nuancé, da eben zu dem lange ersehnten Diner gerufen wurde.

Radenburg, der inzwischen heimgekommen war, saß bei Tisch neben einem sehr wissensdurstigen Fräulein von vierzig Jahren und der Millionenknospe. Beide behandelten ihn wie eine Lieblingspuppe. Die Erstere bohrte sehr viel trockene Sägespäne aus ihm hervor und forschte mit Inquisitorsblicken, was für ein erzählenswerthes Geheimniß dahinter stecke; die Andere bekleidete die vermeintliche Dichterpuppe mit aller Herrlichkeit ihrer jugendfrischen Phantasie. Radenburg ließ sich anbohren und kostümiren ganz nach der kalthöflichen Art rechtschaffener Puppen, welche Hände und Füße bewegen, Augen verdrehen und sprechen können, wenn man sie irgendwo drückt. Erst beim Dessert versuchte er sich in einigen unruhigen automatischen Bewegungen, und kaum war man vom Tische aufgestanden, als er unter allerlei kunstvollen Umwegen seinen Rückzug anzutreten begann. Jedoch die vierzigjährige Stiftsdame legte unversehens ihren Arm in den seinen: „Ich möchte Sie um einen Rath angehen, Herr von Radenburg!"

„Um einen Rath? Bitte, verfügen Sie über mich — sogleich?" — Er sah dabei sehr unglücklich aus.

Aber sie verfügte über ihn und führte ihn ungerührt auf die Terrasse und von da hinab in die schattige Allee. Als Radenburg bald darnach auffallender Weise in dem Baumgange allein auftauchte, hob sich ein allgemeines Lächeln in dem Damenkreise mit verständnißvollem Zublinzeln, dann aber lächelte jede für sich selbstbewußt weiter.

Radenburg schlenderte an der Terrasse vorüber gegen das Hausthor zu und betrachtete mit möglichst harmloser Miene seine Fußspitzen. So fesselnd ihm dieses Studium auch erscheinen mochte, er mußte es doch abbrechen; denn da lag plötzlich eine Hand auf seinem Arme. Die Hand war sehr schön und blendend weiß, besonders in diesem Augenblicke, da

Digitized by Google

sie sich so herrlich von dem dunklen Tuche seines Aermels abhob. Sie gehörte der Baronin Boden, und auch die andere Hand war ihr Eigenthum, welche gegen die Sonne ausgespreizt war, als ergötze sie unwiderstehlich das Lichtspiel ihres Ringdiamanten. „Radenburg, ein Wörtchen im Vertrauen!" — flüsterte sie zutraulich. Die halbgeöffneten Lider thaten sich dabei ganz auf, und die Augen schillerten darunter seltsam hervor — zwei Edelsteine der Gattung oeil de chat. Dieser fascinirende Blick und die weißen Zähne, welche plötzlich unter dem feinen dunklen Flaum der Oberlippe hervorblitzten, mahnten an eines jener furchtbar schönen Raubthiere, deren sammtweiches Schreiten — Ueberfall, deren leuchtendes Blicken — Betäuben, deren Grazie — Blutgier ist. Der weißen Hand, mit welcher sie ihn festgehalten, folgte ein weißer Arm; sachte, in kaum merkbarer Bewegung wand er sich um den seinen und lag nun in weicher Rundung stille leuchtend da. Er war sehr schön, der Arm, und es war etwas Schlangenhaftes in dieser Umstrickung — man konnte sich bei dieser Frau vor Raubthiermotiven nicht retten. Jetzt warf sie einen langen Blick über die Versammlung oben auf der Terrasse; darauf entführte sie Radenburg in die Baumschatten und hob beim Gehen achtsam ihre Robe; die ganze Aufmerksamkeit ihres gesenkten Blickes war sichtlich von ihren reizenden Stiefelchen gefesselt. Die Frauen auf der Terrasse waren anzusehen wie der Opernchor, wenn er dem schlachtbereiten Helden nachblickt. Es war eine gewaltige Vorkämpferin für Frauenmacht, die dort hinauszog, und eine unbesiegbare dabei, wie man sagte. — Jedoch plötzlich saßen alle Damen wie versteint: der, den sie hatten opfern wollen, er stieg aus dem Baumdunkel an das Sonnenlicht. Alles war todtenstille, und Radenburg nahte langsam wie Banquos Geist. In diesem feierlichen Augenblicke stand die alte Dame auf, legte die schwefelgelbe Stickerei bei Seite und ging Radenburg entgegen. Sie griff in ihren Ridicule und drückte ihm ein Fläschchen in die Hand. Es lag etwas Feierliches in dem Tone, mit dem sie ihm dabei sagte: „Exquisite Migränetropfen, zehn auf Zucker!"

Auf der anderen Seite stand die jugendliche Millionärin, sagte gar Nichts, sondern war nur sehr roth und lieblich anzusehen, und steckte ihm eine Rosenknospe in das Knopfloch. Er verbeugte sich stumm nach beiden Seiten und ging im Sturmschritt davon. Die Alte und die Junge sahen einander an wie Hebbels erster und letzter Mensch:

Dem letzten begegnet der erste dann,
Den einst die Erde getragen;
Sie schauen sich stumm und ernsthaft an
Und haben sich nichts zu sagen. —

Dann tauchten beide im Schatten der Allee unter, und auch die anderen Damen verschwanden nach und nach von der Terrasse und verzogen sich gleich drohendem Gewölke schwer und langsam hinter den Bäumen. Nur

Digitized by Google

Gräfin Achenberg blieb zusammengekauert in ihrem Fauteuil, abseits von den rauchenden Herren, in einem Schmollwinkelchen der Terrasse, wohin sie sich gleich nach dem Diner geflüchtet. Sie hatte den Vorgängen schweigend mit den großen Augen zugesehen; jetzt hielt sie dieselben gesenkt und starrte unbeweglich vor sich in den Sand. Sie wollte in solchen Stunden nicht gestört sein — man wußte das. Ich stieg in den Garten hinab und schlenderte durch die Allee. Am Ausgange derselben in einer Laube saßen die Damen. Der Himmel war rein und sonnendurchstrahlt, und doch schwebte um diese Laube eine gewitterschwüle Atmosphäre, die aufgeregte Ahnung eines Platzregens unter Sommerroben und weißen Beinkleidern. Ich hatte das elende Gefühl, ohne Regenschirm zu sein, und machte mich schleunigst davon. Als ich an der Terrasse vorüberkam, debattirten die Herren bei Kaffee und Cigarre von der Börse — es war vor dem deutsch-französischen Kriege — das hängende Gewitter erschien mir hier ebenso drohend wie dort: ich rettete mich unter Dach. Es war eigentlich noch immer ungeheuer langweilig, und dies mochte mich wol veranlassen, daß ich, an Radenburgs Zimmerthüre vorübergehend, ohne weitere Ueberlegung anklopfte. Erst vernahm ich ein unwilliges Murren, darauf ein leises, feines Knirschen und endlich ein widerwilliges: Herein!

Dichter Tabakqualm füllte das Zimmer, darin ich erst mit einiger Mühe Radenburg herausfand. Er lag auf der Chaiselongue ausgestreckt, den Kaffee neben sich auf dem Tische und ein Ungethüm von Tschibuk im Munde. Er sah mich anfangs wie geistesabwesend und dann verwundert an; endlich sagte er nachdenklich: „Auch Du noch!"

Er hatte Recht, und es klang mir wie: Auch Du Brutus! Denn da lag in einer Ecke eine Rosenknospe, in der anderen sickerten die exquisiten Migränetropfen aus dem hingeschleuderten Flacon, und ich hatte das beschämende Bewußtsein, in die dritte zu gehören. Ohne ein Wort zu sagen, ging ich wieder. Als ich die Thüre öffnete, rief er mir nach: „Rauchst Du syrischen Tabak? Ich habe keinen anderen."

„Ja."

„So nimm Dir einen Tschibuk und bleibe."

Ich setzte mich in einen Lehnstuhl, und wir rauchten eine Weile schweigsam den feinen Latakia. Er hielt dabei die Augen unverwandt auf ein Etui gerichtet, das neben ihm auf dem Tische stand. Der kleine, seltsam geformte Schlüssel daran kam mir bekannt vor; ich erinnerte mich dann, daß ihn Radenburg immer an der Uhrkette trug, und es fiel mir ein, daß jenes feine Knirschen von vorhin, ehe ich eingetreten war, von dem Schließen des Etuis entstanden sein mochte. Die Latakiawolken ballten sich immer dichter. Ich konnte seine Züge nicht mehr unterscheiden, als er sein Schweigen unterbrach: „Bist Du schon einmal auf dem Großglockner gewesen?"

Digitized by Google

„Nein."

„So will ich Dich hinaufführen. Erschrick nicht — ich weiß, Du liebst die Alpennarrheiten nicht sonderlich. Es ist nur eine Bergfahrt in Gedanken. Ich mache sie jeden Tag mit meinem Tschibuk. Du kannst es denen da draußen sagen, wenn es sie wieder gelüsten sollte, mich mit ihren Siestavergnügungen abzuquälen. Der übrige Tag gehört ihnen, und ich bin froh darum, wenn ich für Andere etwas sein oder thun kann. Die eine Stunde aber sollen sie mir lassen, denn —"

Er schwieg eine Weile. „Für die Anderen ist das nicht" — fuhr er dann zögernd fort — „Dir will ich es wol sagen. Es war einmal ein stilles, schönes Mädchen und ein stiller, ernster Knabe. Beide wohnten draußen vor dem vielthürmigen, mittelalterlichen Häusergedränge, um welches die Ringmauer lange einengend gedrückt hatte, wie ein unnachgiebig Gürtelband. Da war einmal das jungkräftige Leben über Mauer und Graben keck hinausgequollen, und jenseits derselben in Kurzem, wie von selbst, eine Gasse emporgewachsen, mit großen Vorgärten herzhaft in das Weideland greifend, in deren Hintergrunde die Häuser selbst sich heimlich bargen. Unmittelbar an den finsteren Mauerthurm lehnte sich eine Villa, ganz umwachsen mit üppigem Pflanzenwirrsal. Darin wohnte das Mädchen mit seiner Mutter, einer verwittweten Freiin aus altem, verarmtem Geschlechte, der Knabe aber gegenüber in dem hochbedachten, großen Hause. An den geschlossenen Fenstern der Villa drängen Vorhänge das Licht zurück, nur an der Balkonthüre sind sie matt auseinander geneigt, und ein feines Frauenprofil leuchtet hervor, da die Abendsonne über die Scheiben zuckt. Ohne den hellen Strahl möchte wol dies Antlitz unkenntlich zerrinnen: so blaß steht es vor dem Weiß des Vorhanges — mondhaft, erst von dem Sonnenlichte leisen Schimmer erborgend. Blicke und Locken der Frau fallen nieder auf ein Buch, und rings um sie spannt sich draußen der grüne Rahmen des Schlinggewächses, daraus hie und da eine mattfarbige Passionsblume schwermüthig herabnickt. Bei dem Pförtchen des Vorgartens kauert ein Mops; schmerzvoll glotzen seine Augen — sie sagen verständlich: die Welt ist ein Jammerthal! Seinen Hals umschlingt ein Sammetband, es stimmt in der Farbe zu den Passionsblumen der Pflanzenwand, zu den Ueberhängen der Fenster, und der ganze violette Mollaccord zu der Frau oben und zu dem Kinde unten im Vorgarten. An der Trauerweide lehnt ein steinerner Sessel mit wunderlichen Schnörkeln und darin sitzt das kleine Mädchen. Ein schwermüthiger Zug breitet sich schleierhaft über das feine Gesichtchen in dem goldigen Lockenrahmen. Das Kind sitzt so regungslos, das ganze Bild anzusehen, wie eine marmorne Göttin auf marmornem Throne, zum Schmucke des Gartens hereingestellt. Alles ist so zart und schön an ihr, aber der Knabe im Vorgarten drüben hat nicht ein einziges Mal herübergeschaut; er starrt immer nur nach dem Eckfenster über sich empor.

Digitized by Google

Dasselbe ist, wie alle übrigen, weit geöffnet, daß die freie Gottesluft nur so gleich in ganzen Strömen hineinfluthe, und daran sitzt eine Frau, voll, strahlend, warm blickend wie die liebe Sonne. Sie müht sich um ein gähnendes Hosenloch, daraus eine ganze lustige Geschichte abzulesen sein muß; denn sie lächelt recht herzlich und inniglich — wozu auch jetzt eine strafende Miene, der Knabe ist ja draußen! Du wirst noch manchmal Anlaß zum Lächeln finden, Du grundgütiges Mutterherz, vielleicht schon heute! Dein lieber Junge kauert neben einem Brettlein aufgespannter Schmetterlinge, in einer Flasche kriecht noch allerlei lebendig Ungeziefer zu Knäueln über einander, das zusammengeknüpfte Sacktuch krümmt sich in schlangenhafter Windung und wird gleich einen Spaziergang über den Rasen beginnen. Gleichwol hat der jugendliche Gelehrte ernste Bedenken, die sauer errungenen Schätze sammt seinem Hunger hinaufzuschleppen. Die Hand rührt sich nicht von seinem Rücken, als gelte es daselbst dräuenden Zerfall aufzuhalten.

Die kleine Trauerweidengöttin drüben aber langweilt sich indessen. Da sie mit ihren Locken und dem violetten Kleidchen nicht hinab darf zu den Wildfängen der Gasse, so mag sie wol schon manchen Tag sehnsüchtig hinübergeschaut haben auf den Buben, der gleichfalls nicht zu den Spielen lief, sondern im Vorgarten bei seinen Käferkästchen saß; freilich erschien er struppig und schmutzig von seinen Land- und Wasserfahrten nach Thieren, aber es war doch etwas Anderes als der Mops, der Papagei und die aus Haaren geflochtenen Freiherrnkronen unter Glas und Rahmen. Heute lag nun da auf einmal ein Thier bequemlich auf der Armlehne des Thronsessels ausgestreckt, darüber die kleine Göttin ein menschlich Hülferufen erschallen ließ. Das hätte indeß den Jungen drüben nicht gerührt, der für alle Schreie der Gasse wie taub war, aber sie hatte gerufen: „Eine Schlange!" — In drei Sätzen war er drüben, mit dem vierten hatte er den Mops umgestoßen, eine Hecke übersprungen und eine Hortensie geknickt. Und schon hielt er das Ungeheuer in der flachen Hand, wobei er ein unbändiges Gelächter losließ: „Wie Du aber dumm bist! Eine Schlange! Das ist ja eine ganz gemeine Nacktschnecke!"

Das Mädchen aber stand nur zitternd da und stammelte vorgebeugt nach seiner Hand starrend: „O Du schmutziger, schmutziger Bube!"

Aber es muß ihr zugleich unbewußt ein Gefühl der Bewunderung aufgestiegen sein, daß er das Ungethüm so ohne Weiteres in die Hand genommen; denn am nächsten Tage lockte sie ihn selbst herüber. Sie stellte sich dazu auf ihren Thronsessel, reckte sich auf den Fußspitzen in die Höhe und winkte mit dem Finger; jedoch die Trauerweide hing vor ihrem Kopfe nieder, und der Junge konnte nur ihr violettes Kleidchen sehen. Da sie seinen Namen nicht wußte, so rief sie hinüber: „Du schmutziger Bube, ein Thier ist da!" — Und er kam. Der Schmutz war

Digitized by Google

ihm gleichgültig, aber das Thier zog ihn an. Sie zeigte ihm, sich sachte auf den Fußspitzen nähernd, den grüngoldigen Käfer, welcher sich ruhsam in eine Rosenblüthe geklebt hatte. Er steckte das goldige Thierchen in eine Spiritusflasche, die er aus der Tasche zog und sagte dabei: „Ist übrigens gar nichts Besonderes, ein Rosenkäfer, ein ganz gemeines Insekt, vulgaris, verstanden?"

Während nun der gemeine Rosenkäfer seinen Todeskampf kämpfte, stand das Mädchen wieder bleich da und rief: „O Du garstiger, garstiger Bube!" Der Kannibale hat jedoch nur dazu gelacht und ist mit seinem Opfer hinübergelaufen. Er besaß nun schon zwei Namen, mit denen ihn die Trauerweidengöttin rufen konnte, und wer weiß, wie viele noch dazu gekommen wären; aber dann waren sie einmal in ein langes Gespräch und daraus in einen kurzen Streit gerathen, wobei sie ihn endlich mit den Worten niederschmetterte: „Meine Mutter macht Gedichte, dein Vater aber nur Häuser!"

Darauf kehrte er ihr den Rücken und ging langsam hinüber. Sie dagegen schlug mehreremal mit der rechten Faust in die linke Hand und nahm sich felsenfest vor, sich gar nicht mehr um ihn zu kümmern: es gab ja genug andere Knaben in der neuen Gasse. Sie wollte auch gleich ernstlich anfangen, ihn nicht zu beachten: so stellte sie sich denn zwischen die zwei Buxbaumpyramiden und blickte gewissenhaft in die Gasse, wo die Buben, insgesammt lauttönende Rufer, sich in Turnier und kriegerischem Würgen abmühten, während das heranwachsende Hausfrauengeschlecht bei stillerem Spiele mit Puppen und Töpfen sittsam waltete. Allem dem hatte sie eine Weile zugesehen, aber es machte ihr doch keine rechte Freude; und weil sie die Stimmen der Gasse forttönen hörte, so meinte sie, sie schaue noch immer zu — aber ihre Augen waren schon längst wieder auf den Knaben drüben gerichtet. Es that ihr nun doch leid, daß sie ihn so gekränkt hatte. Nachdem sie noch ein Weilchen nachgesonnen, ging sie, scheu um sich blickend, zu dem Gartenpförtchen; dort stockte sie noch einen Augenblick, dann lief sie mit einem Male durch die Gasse hinüber. Sie hielt dabei dem Jungen, daß er sie nicht wegtreibe, von Weitem ein Versöhnungsgeschenk entgegen, ein grünes Glasstück, dadurch es gar wunderschön zu schauen sei. Er jagte sie auch nicht fort, sondern ließ sie neben sich stehen und betrachtete durch das Glas Haus und Garten. Sie war noch ganz athemlos, hatte die Händchen auf dem Rücken zusammengelegt und sah ihm in's Gesicht. Als er dann auch sie durch das Glas anschaute, ließ sie die Hände schlaff herabsinken und bohrte mit dem Füßchen im Kiese herum. Er ließ dann das Glas mit unsäglicher Geringschätzung in seine Tasche gleiten. „Zu dumm!" — sagte er — „und Alles ganz falsch! Unser rothes Hausdach, Euer gräulicher Mops, Deine spitzige Nase, Alles ist grasgrün!" — Das war nicht zu verwinden. Und sie hatte es doch so gut gemeint! Weinend schlich

Digitized by Google

sie zu ihrem Thronsessel heim, und dann ist das Gras zwischen hier und drüben recht hoch gewachsen. Das Mädchen kann nicht mehr herüber, der Bube nicht hinüber.

Eines schönen Morgens aber stand der Knabe am Zaune und schaute durch das grüne Glasstückchen. Er sah sich Alles aufmerksam an, nur nicht die kleine Göttin drüben im Thronsessel; denn er fuhr immer hastig mit dem Glase an ihr vorüber, wenn sie bei den Rundblicken mit in das grüne Bild gerieth. Und sie saß ganz ruhig auf ihrem Throne und rührte sich nicht; er hatte das deutlich gesehen, denn sie war ihm bei dem eifrigen Herumblicken sehr oft in das Glas gesprungen. Am Nachmittage war er in die Gasse hinausgetreten, wieder mit dem grünen Glase, und hatte dadurch die Pflastersteine angestaunt, dann die Gitterstäbe des Villagartens, und endlich auch den Mops, der in dem Garten saß, einer eingehenden Studie unterzogen. Von dem grünen Mops vermochte er sich gar nicht zu trennen; aber er war ihm eigentlich doch zu weit entfernt, und er sah nicht, wie die einzelnen Härchen sich ausnehmen mochten. So ging er denn langsam durch die Gitterthüre, stellte sich dicht vor ihn hin und blickte nachdenklich durch das Glas auf ihn hinab. Der Mops machte große verwunderte Augen und blickte nachdenklich zu ihm hinauf. Da fühlte er auf einmal zwei warme Händchen um seinen Hals, und das Glas fiel auf die Erde, weil seine Hände um einen anderen Hals lagen.

Seit dem Tage hatten die beiden Kinder einander so lieb und lebten Eines in dem Anderen. Und wie es geworden war, so ist es auch geblieben. Der Knabe ging später der Studien wegen in die Hauptstadt, aber er mußte immer an das Mädchen zurückdenken. Wenn er zur Ferienzeit nach Hause kam, bei dem Posthause in der Stadt abstieg und die Gassen durcheilte, so bog er bei dem Stadtthore langsam ein und zögernd hinaus in die neue Gasse, weil ihm das Herz zum Zerspringen klopfte, und weil er an sie dachte. Die grün umwucherte Villa suchte sein erster Blick, sein zweiter das hochbedachte Haus gegenüber, wo er des Vaters weißes, der Mutter schwarzes Haupt dicht zusammengeneigt erspähte, und vier sehnsüchtige Augen, wie sie gegen das Stadtthor gerichtet frugen: Ob er schon kommt? Dann zuerst der weiße Pudel, mit den altersschwachen Gliedern Freudensprünge versuchend, und da auf einmal des Vaters mächtige Gestalt die Hausthüre füllend, die Mutter weit voraus im Vorgarten, und er in ihren Armen, an's treue Herz hinaufgezogen, oder, als manches Jahr verflossen, niedergebeugt zu ihm, an jeder Hand eine jubelnde Schwester, und drüben — sie in der geöffneten Gartenthüre, zwischen den beiden Buxbaumpyramiden. Die Hände hingen ihr an dem violetten Kleidchen hinab, und auch das Köpfchen neigte sich leise gegen die rechte Schulter. Es war nichts Weiches oder auch nur Behagliches in ihrer Stellung, sondern nur etwas, was tief zum Herzen

Digitized by Google

ſprach. Eine unſäglich rührende Unbeholfenheit lag in der ganzen Geſtalt, wie ſie ſo ſcheu und ſteif da ſtand, dem Engel altdeutſcher Bilder gleich, der fliegen oder dahinwandeln will, und doch ſtille ſteht und wartet. Die unbeweglichen Füßchen, die herabhängenden Arme, der geſenkte Kopf, und aus den ährenfarbenen Haaren die kornblumenblauen Augen, ſie alle ſagten, ein jedes zu ſich ſelbſt: Was fange ich nur mit mir an? So komm doch! — Und er riß ſich los von den Seinen und kam. Sie ſtand noch immer ſtille und wartete. Dann lagen auf einmal die beiden Arme um ſeinen Hals, und die blauen Augen ſchauten ſo groß und ruhig in die ſeinen und ſagten: Da biſt Du ja!

Während jener ſchönen Studienjahre haſt Du den Knaben genugſam ſelbſt kennen gelernt, und weißt auch noch, wie er ſpäter angeſtrengt daran arbeitete, ſich eine Lehrkanzel zu erringen. Ihr ſprachet von meinem ungeduldigen Ehrgeize, und ich dachte nur an die treuherzigen Augen und ihre fragende Bitte: So komm doch! Und endlich brach der Tag an, wo ich kommen konnte, kommen, um ſie nicht mehr zu laſſen — das angeſtrebte Ziel war erreicht. Daheim wußten ſie Nichts von meiner Ankunft, ich wollte ſie überraſchen. Der Zug ging erſt gegen Mittag, aber ich war ſchon am Morgen reiſefertig und frühſtückte im Zimmer herumgehend — die Ungeduld ließ mich nicht ruhig ſitzen. Der Briefträger trat ein und übergab mir ein Kreuzbandblatt. Ich warf es achtlos auf den Tiſch. Was war mir an jenem Morgen Verlobung oder Tod, die man mir etwa darin bekannt gab! Als ich ſpäter eine Cigarre anzündete, fiel ein Funken auf das Kreuzband, was mich veranlaßte, dasſelbe in die Hand zu nehmen. Eine Freiin in meiner Vaterſtadt that darin der Welt zu wiſſen, daß ſich ihre Tochter Marie mit einem Grafen verlobt habe, deſſen Titel mehrere Zeilen durchliefen, worauf die Namen ſeiner Güter das übrige halbe Blatt ausfüllten. Ich kannte den Grafen ſehr gut und war oft mit ihm zuſammengetroffen. Er war ein beleibter, gutmüthiger Mann von vierzig Jahren, Wittwer, aber ohne Erben für ſeinen großen Fideikommißbeſitz. Ich kannte auch ſeine Verlobte, ich erinnerte mich ihrer ja ganz deutlich: ſie hatte kornblumenblaue Augen, und ihre Arme waren ſo weich und lind, wenn ſie dieſelben um meinen Hals geſchlungen hielt, und ſie trug violette Kleider — davon kam es wol, daß Alles rings um mich her auf einmal violett ausſah, ſelbſt das gedruckte Blatt. Und ich wunderte mich, daß auch meine Hand violett war, welche das Blatt hielt — das war mein letzter Gedanke. Als ich wieder zu denken begann, ſagte man mir, ich ſei lange krank und recht elend geweſen. Sie ſprachen nicht wahr: ich war erſt elend, als ich aufwachte. An einem milden Tage, da ich zum erſten Male am offenen Fenſter ſaß, griff ich nach dem Kreuzbandblatte. Ich hatte nicht vergeſſen, was darauf verzeichnet ſtand, ich wußte es Wort für Wort; aber ich wollte es ſehen, ſchwarz auf weiß ſehen Wort für Wort. Da erblickte

Digitized by Google

ich auch Etwas, was mir damals entgangen war. Ein Bleistiftstrichlein zog sich unter dem Namen der Freiin hin, und an dessen Ende stand ein M hingeschrieben. Es ist eine seltsame Linie, und ich habe lange und viel über sie nachgesonnen: leise wie ein zartes Geheimniß, zitternd wie unter Herzbeben gezogen, plötzlich abgebrochen und tiefer wieder angefangen, wie unter thränenüberflutheten Augen, die nicht mehr klar sehen. Die Mutter hat es so gewollt — sagte der Strich — ich aber .... Es ist das Einzige, was ich von ihrer Hand besitze, dieses Bleistiftstrichlein, in das sie ihre Seele scheu hineingezeichnet.

Ich bin dann unstät herumgeirrt in aller Welt und habe mit meinem Leben gespielt wie mit einem unnützen Dinge — aber es war wie gefeit. Ich habe meine Gedanken zwingen wollen, sich an dies oder jenes festzuklammern, und gewartet, ob etwa ein Theil meines Gemüthes irgendwo hängen bleibe, wie die Flocke an ragendem Gestein — es war vergebens. Immer und immer stand dasselbe Bild vor meinen Augen: eine weite Ebene, inmitten eine vielthürmige Stadt, in ihr ein grünumwachsenes Haus, darin ein bleiches Weib mit blutendem Herzen ein zitternd Strichlein zieht unter das, was einst gewesen für sie und für mich — was unter ihm noch werden und kommen sollte, galt nicht mehr mir. Doch genug davon — ich rede sonst nie über die alten Dinge, und das macht wol, daß ich dies eine Mal zu viel darüber rede. Ich wollte Dich auf den Großglockner führen.

Es war an einem Abend im Herbstbeginn, als ich bei einer Studienwanderung durch das Möllthal in Heiligenblut ankam, dem höchsten Gebirgsorte Kärnthens. Ich machte mich in dem Zimmerchen des netten kleinen Gasthauses heimisch und schlenderte dann der alten gothischen Kirche zu. Nachdem ich deren Flügelaltar und Sanctuarium genugsam betrachtet, trat ich aus der Thüre auf den alten Kirchhof. Der Abend war schon über das Dörfchen hereingesunken, und dunkle Schatten häuften sich in der Tiefe; sie schlichen an den Berghängen hinauf und bargen sich schwarz in den Falten des Felsenmantels, den das Gebirge eng um die Thalstufe gelegt hat. Ueber dem nächtlich umschatteten Grunde schwamm die klare schöne Himmelsferne, und aus ihr tauchte einsam ein rosenfarbenes Berghaupt und stieg mit sanftem Leuchten in den Aether. Es war die Eispyramide des Glockners im Alpenglühen.

„Er ist der einzige, der noch der scheidenden Sonne sehnsüchtig nachblickt, die anderen sind schon alle schlafen gegangen" — sagte leise eine Stimme vor mir.

Ich kannte diese Stimme, ich kannte auch das Weib, das dort auf der Erderhöhung saß und unverwandt nach dem leuchtenden Berge emporblickte, und den Mann, der an ihrer Seite stand. Ich schauerte in tiefster Seele zusammen, als ich sie jetzt leibhaftig neben einander sah, die schon einmal auf jenem gedruckten Blatte beisammen gewesen. Und

Digitized by Google

ich vermeinte es nicht ertragen zu können. So schlich ich mich denn leise davon, stieg in mein Zimmer und starrte in das Dunkel der Nacht hinaus. Es war mir auf einmal, als wäre dies Alles nicht möglich, und sie könnte nicht das Weib eines Anderen geworden sein. Aber man brachte mir das Fremdenbuch zugleich mit dem Lichte in mein Stübchen herauf und darin stand es mit ihrer eigenen Hand niedergeschrieben; es mußte wol so sein — es war dasselbe eckige M wie am Ende jenes Bleistiftstriches. Und wie ich zuvor geglaubt hatte, es nicht ansehen zu können, so faßte mich jetzt eine fieberhafte Ungeduld darnach.

Als ich in das hellerleuchtete Speisezimmerchen hinabkam, waren sie beide schon da. Der Graf erkannte mich sofort und kam mir lachend bis zur Thür entgegen, um mir die Hände zu schütteln. Und dort jenes bleiche Weib — die Hände hingen ihr an den Seiten hinab, das Haupt war etwas gegen die rechte Schulter gesenkt, und die großen blauen Augen auf mich gerichtet. Und sie stand still und wartete. Es war, wie es einst gewesen. Nur bleicher war sie, nur der ruhige stille Glanz war nicht mehr in den Augen. Als ich zu ihr hintrat, reichte sie mir die Hand. Sie war kalt wie Eis. Wir redeten dann wie Menschen, die einander Nichts zu sagen haben. Sie hatten vor, am nächsten Morgen die Pasterze zu besteigen, den großen Glocknergletscher. Er drang in mich, ich möge ihnen auf dieser Bergfahrt Gesellschaft leisten. „Ich bin etwas unbeholfen im Klettern" — sagte er und musterte lachend seine Gestalt, die in der Zeit, seit ich ihn nicht gesehen, noch behäbiger geworden war. „Machen Sie sich außer der Wissenschaft auch um meine Frau verdient! Ich habe bei dergleichen Partien immer mit mir selbst zu thun und bliebe eigentlich am liebsten in der Ebene — aber was wollen Sie: ce que femme veut..."

Sie ging indessen von Fenster zu Fenster und blickte hinaus; und es war draußen doch Nichts als die sternlose, mondlose schwarze Nacht. Dann schritt sie wieder auf und ab und war wie eine fiebernde Kranke, welche die innere Gluth unruhig von einem Orte zum anderen treibt. Das war mir fremd an ihr, aber nicht dem Grafen; denn er lachte und plauderte inzwischen und beachtete es so wenig, wie man eben des Gewohnten nicht zu beachten pflegt. Dann sagten wir uns gute Nacht. Aber es ist keine gute Nacht für mich geworden.

Als ich in der Morgendämmerung hinabkam, standen zwei Führer, mit Plaids und Proviant beladen, schon bereit vor dem Gasthause. Nach einer Weile trat sie rasch aus der Thüre und bestieg sofort das Reitpferd. Zögernd kam der Graf nachgeschlichen. Er und ich hatten schon am Abend vorher die angetragenen Pferde abgelehnt, ich aus Gewohnheit des Wanderns, er aus Rücksichten auf seine Taille, um sich — wie er sagte — um einige Centimeter schlanker zu machen.

Es war noch frühe am Morgen, und wir zogen schweigsam durch

Digitized by Google

die Stille des schlafenden Dörfchens. Rings umher lag ein dichter unbeweglicher Nebel. Ueber uns, vor uns, hinter uns — das weißliche Dunkel, darin die Reiterin bald verschwand, wie durch einen Zauber hinweggerafft, bald wieder schattenhaft hervortauchte, gleich einem Geiste, den die Erde plötzlich aus ihrem Innern entläßt. Mein Wandergefährte war nicht in dem gewohnten rosigen Humor; der Schlaf lag noch im Hintergrunde seiner Augen und steckte ihm in allen Gliedern. Das Gehen fiel ihm beschwerlich, der Nebel beengte ihn, und man sah es seinem aufrichtigen Gesichte deutlich an, wie er sich nach dem Bette zurücksehnte. Er war verdrossen, wortkarg und lachte fast gar nicht. Als die steinigen Hänge der Thalstufen anfingen, holten wir die Reiterin mit den Führern ein. Ich schritt jetzt neben dem Pferde hin, welches vorsichtig auf dem Gerölle einen Fuß vor den anderen setzte. Der Nebel war noch immer da, allein nicht mehr das unbewegliche, Alles gleichmäßig füllende Element, sondern zerrissen und ruhelos bewegt.

Die Gräfin sah dem wechselnden Nebelspiele zu und sagte dann: „Es ist, als stände im Hintergrunde ein Bildner und griffe mit unsichtbarer Hand in den weichflockigen Nebelstoff. In wilder Künstlerlaune knetet er die wunderlichsten Gestalten und schleudert sie unzufrieden wieder hin, um sie sofort umzuformen. Bemerken Sie dort jenen Riesen, links in der Höhe?"

„Wohl, er hat langwallende graue Haare . . ."

„Und eine hohe Mütze darauf gedrückt. Jetzt — sehen Sie — hebt er wuchtig den Arm. Er wirft einen ungeheuren Ball herüber. Wohin nur? — Auf den kleinen Wicht, hier rechts vor uns oben . . ."

„Der drei Arme hat . . ."

„Wahrhaftig, drei Arme — und mit einem derselben schleudert er einen anderen Ball hinüber. Nun duckt er sich schelmisch zusammen, sehen Sie nur, wie er immer kleiner wird — jetzt ist er verschwunden . . ." — und sie trieb ihr Pferd zu rascherem Gange an, um zu erforschen, was aus dem tückischen Gnomen geworden war.

Der feine Nebel wob einen durchsichtigen Schleier zwischen uns herab, durch welchen ich sie vor mir hinziehen sah. Und es war, als wäre sie gestorben, und ihr Geist schwebte dort in der Höhe durch meinen Traum. Ihre Haare waren weiß geworden, weiß flossen die Gewänder an ihr nieder, über ihr aber rollte sich ein grauweißes Leichentuch auf und sank immer tiefer, sie zu umhüllen. Ich fuhr empor und stürmte ihr nach: mich faßte auf einmal eine unsägliche Sehnsucht, sie reden zu hören, nur Einen Laut ihrer lieben Stimme zu vernehmen. Sie hatte das Pferd angehalten und wartete auf mich.

„Er hat sich" — rief sie mir entgegen — „in dem runden Thurme versteckt, den unser Nebelkünstler dort aufgebaut!"

„Unser Nebelkünstler" — antwortete ich noch athemlos — „ist

Digitized by Google

ein artiger Mann. Er muß einmal durch unsere Heimatsstadt gewandert sein und den Thurm unserer Ringmauern gesehen haben. Es ist wahrhaftig mein lieber alter Thurm!"

Sie schwieg und starrte unverwandt nach dem Nebelbilde hinüber. Ihr Antlitz war das einer schönen Todten. Jeder Zug war noch da und das ganze liebe Gesicht, wie es einst gewesen, aber etwas Regungsloses war darin festgehalten, von keinem sonnigen Lächeln hinwegzuthauen, von keiner warmen Thräne zu zerschmelzen — ein Reif, welcher in kalter Nacht die Frühlingsblüthe befallen hat.

„Mich fröstelt" — sagte sie dann. Ich nahm einen Plaid und legte ihn um ihre Schultern. „Wo ist Emil?" — fragte sie dabei.

Ich erzählte ihr, daß der Graf ausruhe und mir vorher seinen Führer nachgeschickt habe mit der Bitte, nicht auf ihn zu warten, sondern vorwärts zu gehen; er werde mit Muße nachkommen.

Sie schwieg wieder, und wir blickten beide nach dem Nebelthurme vor uns. Endlich sagte sie leise, als redete sie zu sich selbst: „Der alte Thurm in unserem Garten! Er steht nun wol auch nicht mehr."

„O, er steht noch muthig. Ich habe ihn selbst im verflossenen Jahre besucht."

„Der neue Besitzer" — erwiderte sie verwundert — „hatte doch vor, ihn sogleich niederreißen zu lassen, als er die Villa von meiner Mutter kaufte. Was hat denn Besitzer, Bauverständige und Stadtrath vermocht, von der Demolirung abzustehen?"

„Ich." —

„Sie haben . . . ?" —

„Er ist ja ein alter Freund von mir, und es hätte mir etwas gefehlt, wenn ich ihn nicht mehr auf Erden gewußt hätte. Und da ich das drohende Unheil von dem Alten anders nicht abwenden konnte, so habe ich Haus und Garten, die ehedem Ihrer Mutter gehörten, von dem zweiten Besitzer erworben. . ."

„Ich habe nicht gewußt, daß Sie sich auch so warm für Alterthümer interessiren" — unterbrach sie mich, und ein leises Beben war in ihren Worten und ein Versagen der Stimme in den letzten Lauten.

Ich hörte nur dies Zittern des Tones und nicht, daß sie ablenken wollte. „Es ist nicht das" — fuhr ich fort. „Der alte Thurm ist ja ein Denkstein meiner Jugend, oder ein Grabstein, da sie nun vergangen ist. Grabsteine reden nur Gutes und Liebes von den Todten: ich hätte ihn um Alles nicht missen wollen und habe ihn beim Wiedersehen mit jenem nachdenklichen Blicke betrachtet, mit welchem der Mensch den Erdwellen eines Friedhofes folgt oder in das große Grab hineinstarrt, darin er all das Alte zur Ruhe legt, in sein eigenes Herz. Von drüben, wo einst vier treue Augen nach mir ausgeschaut, blickten fremde Menschen auf ihre Kinder nieder, die unten auf dem Rasen lachend her-

Digitized by Google

sprangen, und vor dem Gartengitter der Villa saß ein kleines Mädchen und sang leise ihre Puppe in den Schlaf. Wie lange, da ziehen auch diese Kinder in die weite Welt, und treue Augen blicken ihnen nach bis zum Erlöschen, und fremde Augen starren sie an, wenn sie einst heimkehren — es ist der alte Lauf. Ernst und ungerührt ragte der Thurm: hundertmal hat er die Kinder groß werden sehen, und dieselben Kinderaugen blicken, in den folgenden Geschlechtern von Neuem jung geworden, immer wieder zu ihm in die Höhe. Darum starrt er auch so seltsam ruhig darüber: das ist für ihn nur noch wie Sonnenaufgang nach Abendroth, wie Frühling nach Winter, wie blaue Blumen nach weißem Schnee. Und ich mußte daran denken, daß auch wir beide einmal mit Kinderaugen nach ihm hinübergeblickt. . ."

Die Gräfin hatte erst mit aufgeregter Ungeduld meine Worte angehört und versucht, das Pferd zu rascherem Schritte anzueifern. Dann wich die abwehrende Haltung einer müden Ergebung, als ich in den Strom der alten Erinnerungen hinabgetaucht war und nun unaufhaltsam von ihm fortgerissen wurde; und da ich auch meinen üblichen Doppeltitel hervorholte, jenes: „Schmutziger Bube! Garstiger Bube!" der ersten Tage unserer Freundschaft, da lächelte sie plötzlich auf. Es war ihr erstes Lächeln, seit ich sie wiedergefunden, und als ich es aufleuchten sah, dachte ich, daß das Leben noch etwas werth sei.

Alle unsere großen Freuden und kleinen Leiden, die Worte alle, die Eines dem Anderen gesagt, traten heran, die ganze Idylle unserer Kindheit zog durch meine Seele und drängte sich über die Lippen. Sie hörte schweigsam zu und blickte vor sich hin in die wallenden Dünste, und als ich auch in die große Epoche des Zerwürfnisses gerieth, da sie ihrer Mutter Gedichte niederschmetternd meines Vaters Häusern entgegengestellt, hob sich leise ein silbernes Lachen in den Nebel.

Aber sie wußte das Alles ja noch so gut und Wort für Wort, wie ich selbst. Denn ich horchte noch wie trunken jenem hellen Tone nach, als sie fortlächelnd sagte: „Und dafür wieder das furchtbare Urtheil, das mir entgegengeschleudert worden ist: Unser rothes Hausdach, Euer gränlicher Mops, Deine spitzige Nase, Alles ist grasgrün!"

„Was es wol sein mochte" — sagte ich darauf — „das die beiden Kinder wieder zusammengeführt hat? Vielleicht Vogelsang und Blumenduft, die herüber- und hinüberschwebten, die lichtdurchwebte Luft, welche hin und wieder wehte, und die beiden Vorgärten, wie sie Zwiesprache hielten mit den tausend beweglichen Zungen der Baumblätter und mit den freundlich nickenden Blumen. Waren es diese zarten Fäden, die von dem einen Hause zum anderen hinüberspannen, sich enge verwebend, wie leise Mahnung für die Kinderherzen hier und drüben, es ihnen nachzuthun? Oder ist es noch etwas Anderes gewesen? Aber sie mußten wieder zusammenkommen, es war ihnen nicht anders gegeben. Denn als bei der

Digitized by Google

Versöhnung des Mädchens Arme sich so innig um den Hals des Knaben legten, und er sie dann plötzlich so ungestüm umschlang, da ... ich glaube die Kinder hatten damals bitterlich geweint, weil sie einander so unsäglich lieb hatten ..."

„Ich möchte ein wenig ausruhen" — sagte die Gräfin leise. Sie lächelte nicht mehr, sondern war bleich, sehr bleich, und wankte. Ich sprang hinzu, und als ich sie umfaßte und vom Pferde hob, übermannte mich mein Leid um sie und um mich. „Marie!" — rief ich aufschluchzend — „Marie!"

Da schnellte sie empor, entwand sich meinen Armen und hing schon über dem Abgrunde — hätte ich sie nicht gewaltsam zurückgerissen, wäre sie hinabgestürzt. So stand sie todtenbleich, die Augen flammten auf und sahen mich groß und unverwandt an, so fremd, als sähe sie mich zum ersten Male, daß die meinen sich senken mußten, und der Arm, mit dem ich sie zurückgezogen, sie losließ und wie gelähmt herabfiel. Ich taumelte vor jenem Blicke gegen die Felswand zurück. Sie sagte kein Wort. Langsam schritt sie weiter, und der Führer, welcher uns eingeholt hatte, führte das Pferd. Ich bin langsam hinter ihr gegangen und habe nicht nach rechts, nicht nach links geblickt. Ich habe nur gesehen, wie hie und da ein freundlicheres Licht ihre Gestalt überstrahlte, und dann wieder ein silberner Nebeldunst sie umspann. Sie aber hat sich nicht umgesehen und ist nicht einen Augenblick stille gestanden. Wie im Traume bin ich oben angelangt, wie ein Traum liegt Alles umschleiert vor meinen Augen, was dann folgte: der Gletscher mit der ragenden Doppelspitze des Glockners, die kleine Wallnerhütte, darin das Lachen des Grafen und seine Späße mit den beiden Führern und dem Hirten bei der Mahlzeit, der Orkan und Wolkenbruch, der plötzlich herankam und den Abstieg unmöglich machte. Ich weiß nur, daß ich plötzlich auffuhr mitten in Sturm und Regen auf einem Steine sitzend, um mich die finstere Nacht und finstere Gedanken, wie sie aus mir hinauszogen und in mich hinein. Als ich in die Wallnerhütte zurückkam, lag der Graf schon in festem Schlafe auf der Erde im Heu ausgestreckt. Der Hirt saß neben der Thüre, rauchte und lächelte mir zu; er mochte mich für einen verrückten Engländer halten. Es war eben zur Noth Platz für einen Dritten in dem Raume; ich warf mich neben den Grafen auf das Heulager, der Hirt neben mich. Nach einer Weile hörte ich ein ängstliches Rufen aus dem Nebenkämmerchen. Ich weckte den Grafen, der mich auslachte, aber doch hineinging. Nach einigen Augenblicken kam er zurück und verlangte Wasser. Er lachte nicht mehr und sagte: „Meine Frau scheint sich verkühlt zu haben — sie ist unwohl." Als er das Wasser hineingetragen hatte, stellte sich der Hirt mit dem brennenden Span vor mich hin. „Ich habe es mir gleich gedacht!" — sagte er mit dem Kopfe schüttelnd. — „Weil Sie am Abend auf einmal fort gewesen sind, hat das Franchen nach Ihnen gefragt, und als der andere Herr schon einnickte, da ist sie ängstlich geworden. Ich habe es ihr angesehen und gesagt, ich wollte mich nach Ihnen umschauen. Erst als ich schon weit von der Hütte

Digitized by Google

gewesen bin, habe ich beim Umdrehen gemerkt, daß sie leicht angezogen, wie sie war, in den Regen hinausging und nach allen Seiten mit den Augen herumsuchte. Sie ist dann wol zurückgegangen, weil ich ihr den Stein gewiesen habe, auf dem Sie in der Dämmerung noch zu erkennen waren. Aber sie hat sich in die Thüre gestellt und ist da gestanden, bis sie Ihren Schritt gehört hat."

Der Graf rief mich. Sie lag auf einem Plaid, der über das Heu gebreitet war, und fieberte stark. Der Graf war rathlos, und vielleicht war es nur seine verstörte Unbeholfenheit, die mich besonnen machte. Der Hirt, ein junger Riese, ging auf meine Bitte mitten in der bösen Nacht hinab nach Heiligenblut, um von dort einen reitenden Boten nach Winklern oder nöthigenfalls anderswohin um den nächsten Arzt zu schicken, der uns in Heiligenblut erwarten sollte; dann sollte er selbst mit zwei kräftigen Männern zurückkommen. Er hatte sich schon zu dem nicht ungefährlichen Gange bereit erklärt, ehe von einer Belohnung die Rede war. „Das Frauchen thut mir leid!" — sagte er und ging mit mächtigen Schritten in die Nacht hinaus. Ich weckte die beiden Führer, die sich ein Schlaflager in einem riesigen Heuhaufen gehöhlt hatten. Sie zimmerten eine Art Tragsessel zusammen, in dem sie die Kranke hinabtrugen, als der Morgen angebrochen war.

Der Graf saß stumm auf dem Reitpferde, ich ging stumm hinter den Trägern. Die Wolken hingen in grauen Fetzen vom Himmel herab, aber es regnete nicht. Ein trauriges Grau lag über Alles hin, die aus dem Gletscher niedergehende Möll brauste düster in die Tiefe, und mir war zu Muthe, als ginge ich mit einem Leichenzuge. Unweit der Briccius-kapelle stießen wir auf den Hirten und die zwei Männer, die er mitgebracht, und die jetzt mit frischen Kräften an den Tragstuhl traten.

So brachten wir sie hinab. Der Arzt kam nach einigen qualvollen Stunden. Er war ein einfacher Mann mit schneeweißen Haaren und einem freundlich lächelnden Greisenantlitz. Als er aus ihrem Zimmer kam, ließ er den Kopf hängen. „Eine Lungenentzündung" — sagte er, als ich ihm fragend den Weg verstellte, und blickte auf; er lächelte nicht mehr, seine Miene war ernst und nachdenklich. Es wurden berühmte Aerzte aus der Ferne rasch herbeigerufen. Sie kamen und sagten, sie könnten nichts Anderes thun, als was der alte Landarzt gethan; dann gingen sie wieder. Und jetzt kamen Tage, endlose Tage, wo ich nach dem Lächeln jener ersten Begegnung in dem durchfurchten Greisenantlitz spähte — aber es erschien nicht mehr wieder. Der Mann war steinalt und mußte an dem Schmerzenslager zweier Menschengeschlechter gestanden sein, und er kam doch immer so bewegt und traurig auf mein Zimmer, wenn er bei ihr gewesen war. Wir redeten nicht viel mit einander; aber er ging nie fort, ohne bei mir eingetreten zu sein und mich nachdenklich angesehen zu haben, als machte er auch mir einen Krankenbesuch.

Digitized by Google

Einmal, als ich seinen Arm heftig faßte und frug: „Muß sie sterben?“ — sah er mir tief und lange in die Augen. Ich glaube, der einfache Greis las in den Seelen wie in einem offenen Buche.

„Muß?“ sagte er dann. „Nein. Wenn sie leben wollte, würde sie nicht sterben.“

Am Abend desselben Tages kam er mit dem Grafen herein, der die ganze Zeit hindurch ganz verstört und unzurechnungsfähig gewesen war. Er zitterte auch jetzt am ganzen Leibe und ließ sich kraftlos auf den ersten Stuhl sinken. Der Arzt war an das Fenster getreten und blickte in die Berge. Ich war aufgesprungen, weil mir der Athem stockte, der Graf hielt mich fest. „Es ist ein Befehl des Doctors“ — sagte er — „gehen Sie zu ihr hinüber. Es naht eine Krise, wie er sagt. Sie hat Ihren Namen mehrmals genannt, der Doctor wünscht es, und ich bitte Sie darum, lieber Freund!“ Er drückte mir aufschluchzend die Hand. Der Greis stand noch immer und schaute in den Abend. Ich trat zu ihm, ob er mir über mein Verhalten etwas vorzuschreiben habe. Er sagte aber kein Wort, ich sah nur den tiefen, klaren Blick wieder, mit welchem er mich am Morgen angeschaut, und es war, als wiederholten mir seine Augen die Antwort, die er mir gegeben. Ich ging hinüber.

Sie lag ganz ruhig da, mit geschlossenen Augen und blaß, als wäre sie schon gestorben.

„Marie!“ — sagte ich leise.

Da schlug sie die Lider auf und sah mich an. Der sanfte, stille Glanz der Kindheit stand wieder tief im Hintergrunde der blauen Augen und leuchtete ruhig zu mir empor, und auch die fragende Bitte jener Tage: So komm doch! — Und als ich mich über sie beugte, war auch das alte Kinderlächeln aufgeglänzt: Da bist Du ja! — Und plötzlich rankte sie sich mühsam mit den Händen an meinen Schultern in die Höhe und schlang die Arme um meinen Hals. So zog sie mich nieder an ihre Brust, und preßte ihre Lippen an die meinen, und küßte mich so heiß, so süß, so lange. Dann drängte sie meinen Kopf von sich und hielt sich ihn mit beiden Händen vor die Augen. Lange sah sie mich so an. Dann sagte sie lächelnd: „Lebe wohl!“ — Die Hände und Lider sanken ihr schlaff hinab, und das Lächeln erstarb langsam.

„Gehe nicht“ — rief ich schluchzend — „gehe nicht von mir!“

Aber sie blieb ganz ruhig und regte sich nicht mehr. Da war mir, als klänge durch die gräßliche Stille ein Wort von heute Morgen: Wenn sie leben wollte, so würde sie nicht sterben.

„Hast Du denn unserer Kindertage vergessen“ — stammelte ich über sie gebeugt — „vergessen, daß auch ich gehe, wenn Du gehst und bleibe, wenn Du bleibst? Nicht um Deiner willen, Marie, nur um meiner willen — wie Du einst so oft gethan! Hast Du es denn je einmal über das Herz gebracht, mir etwas abzuschlagen? Marie, nur um meiner willen!“

Digitized by Google

„O Du garstiger Bube!" — sagte sie hold auflächelnd, und eine Thräne rann langsam unter den geschlossenen Wimpern hervor . . ."

Der Erzähler schwieg — ich blickte auf. „Der Rauch ist mir in die Augen gekommen" — sagte er heiser, während ihm zwei große Tropfen über die Wangen niederrollten. Nach einer Weile fuhr er fort: „Die Glocknerfahrt ist zu Ende. Ich mache sie jeden Tag zu dieser Stunde — Du magst nun darüber lächeln. Ich habe dabei das Bild jener Frau vor Augen, welches mir ihr Mann gegeben zum Andenken an die gemeinsam verlebten Schmerzenstage in Heiligenblut. Der Rauch steigt dicht und dichter aus dem Tschibuk in die Höhe. Er steht wie Nebelwolken um das theuere Haupt, zu Riesen und Thürmen ballt er sich zusammen, fernen Berghäuptern gleich taucht er in die Höhe. Bald sinkt der graue Schleier nieder zwischen mir und ihr und umstellt sie rings, daß ich sie nur schattenhaft vor mir sehe und warte, bis sie wol winkt. Dann öffnet er sich, sie tritt aus der Dämmerung hervor, und ich sehe wieder jeden Zug des lieben Gesichtes. Da bist Du ja — sagt es. Eine Nebelwolke wirft ihren weichflockigen Mantel um uns beide wie um zwei verirrte Kinder, und wir ducken uns zusammen, stille und heimlich, abgeschieden von der weiten tosenden Welt da draußen, uns einander alte Geschehnisse zu erzählen, die wir gemeinsam erlebt, und die seltsamen Nebelgebilde vor uns zu enträthseln. Und so sehe und höre ich in dem grauen Rauchgewoge Alles, was ich sehen und hören will, und es ruft meine Phantasie zurück in jene Berge und Tage: jede Bewegung zieht wieder an meinen Augen vorüber, jedes Wort vernehme ich, wie es damals geklungen. Es ist ein Träumen mit offen stehenden Augen." —

„Und ist sie gestorben?" — fragte ich leise, als er jetzt schwieg.

Er stand auf, zog den Schlüssel von dem Etui ab und befestigte ihn an der Uhrkette. Dann ging er zum Fenster und blickte auf die Terrasse hinab. Ohne sich umzuwenden sagte er: „Ob sie gestorben ist? Vielleicht — vielleicht auch nicht, wer kann das scheiden, da es dasselbe ist. Ist sie gestorben, so hat es begonnen wegen meiner, als sie mir in Herzensangst nachgespäht durch Nacht und Sturm, und ist vollendet worden wegen meiner, weil sie hat sterben wollen. Hat sie weiter gelebt, so ist es geschehen, weil sie hat weiter leben wollen um meiner willen, jedoch nicht für mich, denn sie war ein rechtschaffenes ehrliches Weib. So ist es denn dasselbe geworden für mich, ihr Leben und Sterben — beides Liebe, beides Tod. Und das ist es auch, was mir Ruhe gegeben hat und Frieden in der Seele. Ich muß an sie nur denken als an ein scheues Kind, wie es unter den wehmüthigen Passionsblumen auf seinem Thronstuhle gesessen. Ich erinnere mich ihrer, wo ein Kind stille vor sich hin sinnt, ihre Kindesaugen sehen mich an, wenn ich irgendwo am Waldsaume ausruhend in den blauen Himmel starre; und auch dann, wenn ich blos an den Himmel denke, wie er so blau und so ruhig glänzend

Digitized by Google

allenthalben über mir hingegangen durch die weite Welt, und doch so ferne, so unerreicht, so schön und doch so unbegehrt. Immer ist es derselbe und der Eine Himmel gewesen, und immer ist es nur das bleiche Kind unter dem alten Thurme der Ringmauer, dessen ich gedenken muß. Und wenn ich hier mit ihr durch die flatternden Nebel des Rauches dahinziehe, immer weiter in die grau wogenden Schatten bis zu dem Krankenlager, so ist es wieder nur dasselbe. Das war nicht eines Anderen Weib, welches bei jenem letzten Lebewohl meinen Nacken umschlungen hielt: das war ein Kind mit seinen frommen Kindesaugen, mit seinen reinen Kindeslippen, mit seinem heiligen Kindesherzen. Und da sie an meiner Brust lag, zitterte durch unsere Seelen das süße Zauberlied der Kindheit. Es war dasselbe holde Lied, wie einst unter dem Mauerthurme — wir hörten es nur zum zweiten Male, und jetzt klang es hold und weh zugleich. Und es ist auch ebenso ausgeklungen, wie einst, so oft sie etwas für mich begann oder wollte, darein ihr Herz willigte, wenn es ihm auch wehe that: O Du garstiger Bube! — flüsterte sie lächelnd und weinend, als ich sie anflehte, um meiner willen weiter zu leben ... und wer es nicht gehört, könnte wol lächeln über solches Ausklingen." —

Er schwieg und fuhr fort in die Bäume hinabzublicken. Ich drückte ihm schweigend die Hand und ging in den Garten. Ich dachte darüber nach, wie sich das Leben zweier Menschen gestalten müßte, deren jeder nur um des anderen willen weiter lebte. Der Eine ringt des Anderen Leben durch das seine dem Tode ab, und der mächtigste Trieb, die Selbsterhaltung, wird zum bloßen Mittel eines mächtigeren Zweckes, der Erhaltung des Anderen. Gefeit muß ein solches Leben vor jedem waghalsigen Spiele mit sich selbst sein durch die forttönende Stimme des Vorwurfes und der Mahnung: Wenn das Deine — so auch das andere; sieghaft in übermenschlich zäher Kraft, über Leid und Schmerz und Krankheit durch den Gedanken: Je länger das Deine — desto länger das andere. Eine Liebe, die den Tod überwindet! — Und dann dachte ich wieder die Geschichte des Freundes durch, und wie des Menschen Herz doch etwas so unsäglich Trauriges und dabei unsäglich Schönes sei.

Als ich so nachsinnend auf die Terrasse stieg, sah ich noch Jemanden dort sitzen. Es war Gräfin Achenberg. Sie bemerkte mein Kommen nicht, sie schaute auch nicht auf, als ich mich unweit von ihr in einen Lehnstuhl sinken ließ. Sie saß an demselben Orte in derselben Haltung, wie ich sie vor zwei Stunden verlassen. Ein leichtes Lüftchen rührte zuweilen leise an den Baumblättern, wiegte anmuthig die zarten Grasrispen am Fuße der Veranda und kletterte an den Weinranken empor, daß sie leise schwankten. Die Aloen auf der Brüstung aber blieben unbewegt, sobald der Windhauch über sie stieg, und unbewegt blieb auch die einsame Frau unter den Aloeblättern, da er sie umwandelte. Als er dann von ihr zu mir herüberflog, und mir über das Gesicht hinhauchte,

Digitized by Google

da trug er einen süßen Duft mit sich. Hatte er ihn aus dem Blumengarten heraufgebracht? Oder stieg der Duft aus den Haaren jener Frau, von der schmalen weißen Hand, die so nachdenklich im Schooße ruhte, von der ganzen Gestalt, die unter dem Baldachine der herübergeneigten Aloe wieder zu einem stillen rührenden Heiligenbilde verwandelt schien, als sanfter Hauch empor, wie aus einer zarten Blüthe, wenn Wind und Wetter vorüber, und sie ganz unbewegt in die Sonnenluft emporsteht? Aber wer diese Menschenblume ansah und sich in ihrem Anblick und Duft den Sinn verwirrte, so kühn oder rauh war Keines Hand, nach ihr zu greifen; denn kein Duften war es, sondern ein Ausduften, kein Hauchen — ein Aushauchen, ein stolzes Hinwelken von Innen, aufrecht bis zum letzten Ausathmen der Blumenseele, die sie nur noch in den großen Augen zurückhielt, so lange sie wollte. Warum sie es noch wollte, wußte Keiner zu enträthseln, da sie so freudlos hinlebte; aber man fühlte, sie brauchte nur den Willen zu haben und die großen Augen zuzumachen — dann konnten wir sie stille begraben.

Sie dauerte mich mit ihrem stundenlangen wortlosen Starren. Ich konnte es nicht länger ansehen und wollte sie aus ihrem düsteren Hinbrüten wecken um jeden Preis, selbst um den, ihr ungelegen zu kommen. Ein Spazierstöckchen auf dem Tische neben ihr erzählte freilich, daß einer der Herren schon vor mir den Versuch gewagt und mit Hinterlassung seiner Handarbeit verwirrt den Rückweg angetreten habe. Aber mir fiel ein, daß sie an der Debatte vor dem Diner einiges Interesse geäußert hatte, und so meinte ich ihr wenigstens ein Lächeln entlocken zu können, als ich zu ihr tretend sagte: „Gräfin, Sie haben die Frage an mich gerichtet, ob ich als Radenburgs Freund um sein Geheimniß wisse. Ich kann und darf es Ihnen nun sagen: er steigt jeden Tag auf den Großglockner."

Aber es machte mir das Blut in den Adern stocken und benahm mir den Athem, als ich aufblickte. Zwei blaue Kindesaugen schauten mich stille und groß an, und an den Wimpern hingen zwei schwere Thränen. Sie war aufgestanden, die Hände hingen ihr an dem Kleide nieder, und das Haupt mit den ährenfarbenen Flechten war gegen die rechte Schulter geneigt. Ein leises Zucken glitt über ihre Lippen, hold und schmerzlich zugleich, wie jenes Ausklingen, von dem Radenburg vorhin gesagt, wer es nicht erlebt, könnte wol darüber lächeln. Vielleicht ist sie gestorben, vielleicht auch — hatte er dann gesagt — hat sie weiter gelebt um meiner willen, aber nicht für mich, denn sie war ein rechtschaffenes ehrliches Weib.

Und ich hielt den Athem an, ob ich es wol erlausche, das kindlich süße wehe: O Du garstiger Bube! — Aber es blieb stille, und was das Herz gesagt, ist in jenem Zucken schen erstorben.

Nur die zwei Tropfen habe ich gesehen, wie sie sich langsam von den Wimpern lösten und langsam über die bleichen Wangen niederrannen.

Digitized by Google

Bilder aus engliſchen Landſitzen und Gärten.

Von

Ludwig Freiherrn von Ompteda.

— Wiesbaden. —

II.

Eine moderne Cottage.

Wir ſtehen auf der Zinne des hohen Steinrieſen, welcher die majeſtätiſche Königsburg Englands überragt, des mächtigen Runden Thurmes von Windſor Caſtle. Zu unſeren Füßen liegt die Reſidenz der erhabenen Frau, in deren Reiche die Sonne nicht untergeht. Das ſtolze Schloß erglänzt im klaren Lichte eines wolkenloſen Frühlingsmorgens und die weite Umgegend ſtreckt ſich unabſehbar fern hinaus. Es gibt wol keine Landſchaft Englands, die in ihrer eigenthümlichen Schönheit engliſcher iſt als das Bild, welches ſich vor unſeren Augen entrollt. Im Norden und Oſten windet ſich das ſilberne Band der Themſe um die Höhe, auf deren breiter Kuppe Windſor Caſtle um weite Höfe emporſtrebt. Jenſeits des Fluſſes gegen Norden liegt, tief unter uns, das alte ſtets jugendfriſche Eaton, darüber hinaus ſucht der Blick das ehrwürdige Oxford. Im Weſten und Oſten drängen ſich Städte, Dörfer, Herrenſitze und Cottages in der friſchen, grünen, baumreichen Ebene; am fernſten öſtlichen Horizonte zeichnet ſich dem ſcharfen Auge die mächtige Kuppel von St. Pauls. Die ganze ſüdliche Hälfte des Geſichtskreiſes aber iſt mit einem unendlichen Meere von Baumgipfeln bedeckt; einzelne Rieſen, Gruppen, ganze Wälder. Zwiſchen ihnen glänzt der wunderbare Smaragd der engliſchen Grasflächen, von ſeltenen, muſterhaft gepflegten Wegen durchſchnitten. Dieſe grüne Welt iſt der meilenweite Große Park und der Forſt von Windſor, ernſt und lachend, überwältigend großartig und zugleich heimlich und herzerfreuend.

Digitized by Google

Der Große Park enthält zweitausendvierhundert Morgen; hinter ihm verliert sich der Forst von Windsor am südlichen Horizonte in grünen Wellen, deren Rücken hier ganz besonders scharf ausgesprochen sind. Es will scheinen, als wirke in dem ungeheuren Ganzen jeder einzelne Baum als eine besondere Halbkugel bemerklich zu dem Gesammtbilde mit, weil die Kronen der Waldriesen hier zu einer Entwickelung gelangt sind, wie man ihr wol selten anderswo wieder begegnet.

Wenden wir unsern Blick genau nach Süden, so wird er durch Linien gefesselt, welche die ungezwungene Natürlichkeit der Landschaft in strenger Ordnung unterbrechen. Wir sehen eine gewaltige Schneide entlang, die sich in mächtiger Breite und kaum zu ermessender Länge vom Fuße des Schlosses durch den Park zieht und in ihrem letzten Auslaufe wieder aufsteigt. In ihrer Mitte dehnt sich eine geräumige Fahrstraße, jedoch erscheint sie nur als helle Linie, denn auf beiden Seiten nimmt der freie grüne Rasen, der sie begleitet, wol den viersachen Raum des Weges ein. Diese gesammte Fläche ist wieder hüben und drüben durch zwei Reihen hoher, alter Ulmen eingefaßt, weite schattige Alleen für Fußgänger und Reiter. Das ist der berühmte Long Walk, eine in ihrer einfachen Größe wahrhaft geniale Schöpfung. Die riesigen Rüster sind zur Zeit der Königin Anna gepflanzt und stehen jetzt noch in der vollen Kraft ihrer Jahre.

Unser heutiger Weg führt uns durch dieses Meisterstück der englischen Parkkunst; während wir seine ganze Ausdehnung von beinahe vier Kilometer durchmessen, öffnen sich uns zu beiden Seiten liebliche wechselnde Durchblicke. Rechts zeigen sich zunächst die Landhäuser des Städtchens Windsor, die sich dem Parke hier bescheiden anschmiegen; links trennen uns leichte Gatter von dem, den Reisenden nicht zugänglichen Hausparke und den großartigen königlichen Obst- und Küchengärten zu Frogmore. Dann erweitert sich die Aussicht, wir fahren zwischen geräumigen Weidegründen hin, belebt durch Heerden von Schafen, Angoraziegen und vertrautem Dammwilde, das, am Wege grasend, dem vorübereilenden menschlichen Verkehre gleichmüthig zusieht. Am Schlusse der Allee wächst nach und nach das Reiterstandbild König Georgs III. auf dem Hügel empor, den wir jetzt hinansteigen. Vor dem Denkmale theilt sich der Weg; rechts erreicht man bald das sportberühmte Ascot; unsere Fahrt jedoch biegt links zur Seite, wir verlassen nach kurzer Zeit die große Straße und gelangen bald auf Waldwegen in einen blühenden Garten. Doch nein! wir sind noch im Walde, die großen lichten Eichen über uns bezeugen es; aber unter ihnen nimmt jetzt unseren Weg von beiden Seiten ein wol sechs Meter hohes dichtes Gebüsch auf, dessen kräftiges, immer grünes Blattwerk fast verschwindet in einem bläulichen Meere der frischesten, üppigsten Blüthen. Wir sind in den, allen Pflanzen- und Gartenfreunden wohlbekannten Rhododendron Walk eingetreten. Ein

Digitized by Google

wunderbarer Anblick gerade in dieser Blüthezeit; dem Fremden, der nie einen farbenreichen Wald gesehen, doppelt wunderbar. Wol länger als eine Viertelstunde begleitet uns diese Pracht, dann erreichen wir wieder die nach Osten führende Landstraße und halten an der Grenze des Parkes, vor dem Bishops Gate.

Aus einem von blühenden Glycinien völlig bedeckten Häuschen erwidert die stattliche Frau des Thorwärters den lauten Ruf unseres Kutschers: Gate! Gate! und wir biegen in einen sanft gewundenen Gartenpfad ein.

Wie durch einen Zauberschlag sind wir in eine andere Welt versetzt. Eben noch Waldeinsamkeit unter Eichen, Gebüsch und Farrenkraut, nun vollendete ländliche Hochcultur. Auf beiden Seiten ist der Fahrweg von tadellosem Rasen eingeschlossen, auf welchem einzelne ausgewählte kleinere Coniferen: Cypressen, Retinosporen, Taxus und die goldgrüne Thuja aurea vertheilt sind; dazwischen die helle scheckige Aucuba mit tiefrothen Beeren und die gezackte Aralie aus Japan. Hinter diesen Rasenflächen begrenzen dichte Wände von immergrünem Evonymus, Laurustinus und bunter Stechpalme, mit wildem Rhododendron und buschigem Buchsbaum unterpflanzt, den Garten. Zu unserer Linken erscheinen über dem Gebüsche die spitzen Giebel ländlicher Gebäude; zur Rechten blicken wir hinauf in die Wipfel mächtiger Cedern, die aus der Ferne herüberragen.

Wir halten jetzt an dem Eingange des Wohnhauses; ein niedriges Gebäude von zwei Geschossen, in sauberer hellgrauer Oelfarbe gestrichen. Das Dach ist durch verschiedenartige spitze vorspringende Giebel gebrochen, deren innere Auskleidung mit dunkelbraunem Holze gefällig von dem lichten Grundtone absticht. Oben darauf sind die weißen, als verzierte kurze Säulen behandelten Schornsteine in Bündel vereinigt, so daß sie das Gebäude schmücken und erhöhen. Die Mauerfläche des Hauses ist durch schmale Dachrinnen abgetheilt, deren obere Oeffnungen mit kleinen Kapitälen verhüllt und deren eiserne Beschläge gefällig verziert sind.

Ein kleiner Vorraum empfängt die Eintretenden, nicht ein unbequemes gelecktes „Rühr mich nicht an", sondern er dient zur Aufbewahrung aller Mäntel, Peitschen, Schirme und Hüte; den letzteren nimmt im praktischen England der Gast nicht mit sich in das Wohnzimmer, hat ihn also auch beim Abschiede dort nicht ängstlich und vergeblich zu suchen. Hier liegt auch das große Fremdenbuch auf nebst allem Material für das Briefschreiben. Das vorzügliche Papier trägt in Stempel und Aufschrift den Namen des Hauses, jedem Gaste eine doppelt willkommene Gabe. Die Patentdintenfässer sind stets gefüllt und jede Feder ist diensttüchtig. Von der hinteren Wand herab überwacht der Hausherr, im rothen Frack auf einem edlen braunen Hunter, sein Hausrecht. Im Originale ist er jedoch schon mitten unter uns und bewillkommnet die Landsleute. Denn wir befinden uns hier in der Cottage des Barons Henry

Digitized by Google

Schröder, eines Sohnes des großen Hauses Schröder in Hamburg, schon seit länger als zwanzig Jahren in England ansässig, jetzt in der vordersten Reihe unter den Magnaten der City stehend und eines der Häupter unserer deutschen Colonie in London. Aber der große Kaufherr ist zugleich ein vortrefflicher Reiter, ein unermüdlicher Jäger und ein Mann, der mit gebildetem Geschmacke und seinem Verständnisse reiche Mittel auf die Ausstattung dieser Perle einer modernen englischen Cottage, „die Dell" genannt, verwendet und hier, mit seiner liebenswürdigen Gattin, eine reiche, gemüthliche, herzliche Gastfreundschaft übt.

Die Dell ist kein neu gemachtes, sie ist ein altes, im Laufe der Zeit gewordenes, ein gewachsenes Haus, und gerade dadurch in ihrer scheinbaren Unregelmäßigkeit malerisch und heimlich. Die vordere Front zerfällt in zwei Theile; vor dem älteren, niederen läuft zu ebener Erde eine breite mit Glas geschlossene Vorhalle, in die wir nun eintreten. Sie ist als Wintergarten behandelt. Der Fußboden mit bunten Thonfliesen heiter musivisch eingelegt, an der inneren Hauswand ranken zierliche, gesund wuchernde Kletterpflanzen empor. Die Seite, durch welche wir eingehen, ist mit einer mächtigen Baumfarre in einem riesigen Kübel von Gien ausgefüllt, von hohen pyramidalisch gezogenen indischen Azaleen in voller Blüthenpracht umringt. In der Mitte des Wintergartens sehen wir eine der kolossalen hochaufgebauten Majoliken von Minton, phantastisches derbes Blätterwerk von bunten Delphinen und Figuren getragen; sie ist mit seltenen Treibhauspflanzen besetzt. Den Abschluß der Vorhalle bildet eine einzige große Glasscheibe, welche den sich nähernden Fremden durch das Entgegenkommenen des eigenen Bildes überrascht und verwirrt. Die Wohnzimmer der Hausfrau münden auf diese blühende Vorhalle, erhalten dadurch Schutz gegen die äußere Luft und gewähren, bei hinreichendem Lichte, einen freien Durchblick in den Garten. Die Einrichtung der Räume ist bequem, zierlich, landhausmäßig. Ihr Schmuck besteht in seltenen Blumen, kostbaren chinesischen Emaillen und einigen Familienbildern. Wir begegnen unter diesen der ehrwürdigen Gestalt des Hauptes der Familie Schröder, jetzt ein rüstiger Greis von vierundneunzig Jahren, nicht nur in weiten Kreisen der großen Welt hochangesehen, sondern auch von jedem Kinde in Hamburg als der Gründer des „Schröderstiftes" und der unermüdliche freigebige Wohlthäter aller Armen und Kranken gekannt und verehrt.

Allein es leidet uns nicht länger in diesen wohnlichen Zimmern; der schöne Tag und die Blicke, welche wir heimlich in den Garten geworfen haben, die dort immer mehr gefesselt wurden, immer verwunderter und bewundernder dahin zurückkehrten, — ziehen uns unwiderstehlich hinaus.

Der Garten um die Cottage ist achtzehn Morgen groß. Er macht zunächst den allgemeinen unbestimmten Eindruck von etwas Besonderem,

Digitized by Google

Seltsamen; er ist ernster als unsere Hausgärten und zugleich weit farbenreicher. Es ist ein immergrüner Garten. Außer einigen alten Eichen auf seinen Grenzen enthält er keine perennirende Pflanze, die im Winter ihre Blätter verliert. Die Durchführung dieses Systems ist streng und das Ergebniß ein anfangs fremdartiger, dann erfreulicher, ruhiger und heiterer, ein vornehmer Effect. Der ganze Garten liegt in dichtem, reinem sammtartigen Rasen, der aus einem älteren, zu diesem Zwecke angekauften Grundstücke abgeschält und hier wieder zusammen gelegt ist. Denn je langjähriger die Grasnarbe, desto schöner. Nur ein einziger Kiesweg führt an der äußeren Grenze entlang, übrigens bildet die grüne Fläche selbst das Verkehrsmittel. Dieser Gegensatz zu unseren, oft übermäßig mit hellen Kieswegen durchschnittenen Gärten trägt zu dem ruhigen und vornehmen Eindrucke wesentlich bei.

Die Peripherie ist mit verschiedenartigen, ausgewählten, hohen und mittelhohen Coniferen besetzt, die, mit immergrünen Sträuchen unterpflanzt, eine dichte Schutzwand gegen die Außenwelt bilden. Die weite Rasenfläche enthält eine reiche Sammlung der ausgesuchtesten fremden Nadelhölzer. Jeder Baum steht allein, in ausreichendem Boden- und Luftraume; dadurch sind die untersten Aeste zu ihrer vollen natürlichen Entwickelung gelangt und breiten sich weithin, den Stamm mit einem riesigen Schleppmantel umgebend. So sind Baumbilder erzielt, wie sie nicht schöner und regelmäßiger gedacht werden können. Das Geschlecht der Pinus ist in etwa einem Dutzend Arten vertreten, die Cypresse in vier; der Juniperus, die Retinosporen, der Taxus, die Thuja: sie alle erscheinen in den interessantesten Varietäten, in regelmäßigen und üppig entwickelten, zum Theil großartigen Individuen. Des Gartens schönste Zierden sind jedoch seine Wellingtonien, welche, bis zu achtzehn Meter hoch, normale Pyramiden bilden; mit ihnen die Araucarien, von denen eine über dreizehn Meter hinausragt und den sehr seltenen Anblick ihrer großen Früchte gewährt. Ueber alle diese schönen und bedeutenden Bäume erheben sich die Cedern vom Libanon und die heiligen Deodaren. Sie sind hier von ungewöhnlicher Großartigkeit und erreichen die Höhe unserer großen, alten Waldfichten. Die untersten Zweige ruhen weitgestreckt auf dem Grase, die über den mächtigen Stämmen frei entwickelten Kronen breiten sich weit in die Lüfte.

So beherrscht das Dunkelgrün den Garten und doch ist er nicht dunkel, nicht eintönig grün. Eine Fluth von Rhododendren ist in kleinen und großen Gruppen über den Rasen ausgegossen; ein unendlicher Reichthum kräftig ausgeprägter Formen und leuchtender Farben, hervorgegangen aus den seit fünfzig Jahren unablässig fortgesetzten Kreuzungen des indischen Baumrhododendron mit dem Catawbiense aus Nordamerika. Der Garten enthält mehrere Tausende von Rhododendren in etwa zweihundert Arten und diese Sammlung, wol eine der schönsten in ganz England,

Digitized by Google

war jetzt im Monate Mai in voller Blüthe. Ein kaum zu beschreibendes Bild. Anfangs bewundert man still das Ganze, dann, eine nach der anderen, die zahllosen Verschiedenheiten in Bau, Größe und Farbe. Die meisten dieser wunderbaren Erzeugnisse der englischen Kunstgärtnerei stammen von dem großen Rhododendron-Specialisten, Mr. Waterer im benachbarten Woking. Da ist die Queen, eine der größten, stark gefüllt und ganz weiß; der Kronprinz, dieselbe Größe in feurigem Dunkelroth; Kate Waterer, dunkles Rosa mit gelblicher Zeichnung im Innern; Baroneß Schröder, lebhaftes Scharlachroth um eine hellere Mitte, und so fort im unendlichen Wechsel.

Die Beete der Sommerblumen sind hier, wie häufig in England, untergeordnet behandelt; sie sind nie sehr groß, nur so zahlreich als die Belebung des Rasens es erfordert und meistens einfarbig; Pelargonien und Geranien, eingefaßt mit blauen Lobelien, gelblichem Pyrethrum, grauer Gnaphalie; auch mit einer niedrigen geschorenen Kante von Erica, Epheu oder buntem Buchsbaum. Man wählt gern lebhafte Farbentöne, man vermeidet jedoch alles Unruhige und Verwirrte, Aufgeputzte und Ueberladene. Namentlich erfreuen sich die gekünstelten Teppichbeete vor dem, der Natürlichkeit nachstrebenden englischen Geschmacke keines großen Beifalls. Man meint, daß sie in der Vermehrung einen übermäßigen Raum einnehmen und die Frühgemüse aus den Mistbeeten verdrängen. Man findet auch die Kunstproducte dieser Pflanzen-Teppichindustrie einigermaßen zopfig, da sie nicht dem ersten Grundsatze jeder guten Gärtnerei entsprechen: veredelte, idealisirte Natur darzustellen. „Ich weiß nicht, warum die Leute das Teppichbeete nennen," bemerkte ein anwesender Gartenfreund, „ich würde sie: Salade à l'Italienne heißen. Mich erinnern sie stets an die großen Schüsseln mit kunstvoll garnirtem italienischen Salat, dem Stolze jedes guten Ballbüffets, auf welchem Eigelb, Petersilie, rothe Rüben und graugrüne Kapern ganz ähnliche Muster bilden."

„Jetzt will ich Ihnen noch zum Schlusse den Stolz meines Gartens zeigen," knüpfte Baron Schröder an, „sehen Sie hier!" Wir standen vor einem riesigen Camelienbaume, der mit Tausenden gefüllter weißer Blumen übersäet war. Die Pflanze ist gegen fünf Meter hoch und etwa acht Meter breit; ihr Alter übersteigt wahrscheinlich schon einhundert Jahre.

„Wird der Baum im Winter überbauet?"

„Durchaus nicht; wir bedecken nur den Fuß dieses und aller anderen zarteren Bäume mit einer dicken, breiten Düngerschicht; das genügt. So hat diese Camelie ohne Schaden einmal eine Winternacht mit zwölf Grad Kälte Réaumur ertragen; aber nur eine, am nächsten Tage war wieder Thauwetter. Außerdem ist der ganze Garten drainirt, so daß keine stockende Nässe um die Wurzeln frieren kann. Endlich schützt auch der umschließende Park im Norden, Westen und Osten gegen die rauhen Stürme."

Digitized by Google

„Es ist wirklich," bemerkte der Erfinder des italienischen Salates, „die ganze gemäßigte Zone des Erdballs in Contribution gesetzt, um dieses immergrüne Eden zu schaffen, wie es auf dem Continente nördlich der Alpen unbekannt und auch unmöglich ist."

„Ja," erwiderte der Hausherr, „die Engländer pflegten die Evergreens schon in früheren Zeiten. Sie werden große Anlagen davon in den alten Parks finden; aber seit etwa fünfundzwanzig Jahren wird eine wahre Jagd um die ganze Erde auf sie gemacht, und namentlich seit Japan erschlossen ist, diese unerschöpfliche Fundgrube."

„Wir aber, verehrter Gastfreund, fühlen uns Ihnen hochverpflichtet für dieses schöne, seltne Bild. Den immergrünen Garten der Dell werden wir stets als einen unserer werthvollsten Reiseeindrücke bewahren."

Die Straße, auf welcher wir anlangten, trennt Cottage und Garten von den Glashäusern. Wir treten in das Gebiet der Letzteren hinüber und stehen vor einem allerliebsten Häuschen, der Wohnung des Obergärtners, Mr. Ballantine. Die innere saubere, zweckmäßige und comfortabele Einrichtung entspricht dem gefälligen, grünbewachsenen Aeußern. Einen höchst seltenen Schmuck erhält die Cottage durch zwei, ihr unmittelbar benachbarte alte hochstämmige Magnolienbäume. Von hier aus übersieht man das benachbarte Gebiet der Treibhäuser vollständig, und wahrlich! es ist nicht klein.

Zuerst das lange niedrige Hauptgebäude; in seiner Mitte liegen zwei Dampfkessel, welche sämmtliche Treibhäuser heizen; außerdem befinden sich hier die Schlafzimmer und die gemeinsamen Wohnräume für die Gärtner, ferner das Obstzimmer, Saatzimmer, Pack- und Pflanzzimmer, Räume für die verschiedenen Erdsorten, Töpfe und Geräthschaften. Auch sind hier zwei Abtheilungen der Champignonzucht gewidmet.

Die Treibhäuser selbst bilden eine kleine Welt für sich. Wir zählen sechs Abtheilungen für Trauben, jede elf Meter lang; ferner drei Häuser für Ananas, zwei für Melonen und Gurken, zwei Häuser für Erdbeeren; zwei große Warmhäuser für tropische Pflanzen, zwei Orchideenhäuser, vier Kalthäuser für Zierpflanzen, ein Haus für Farren und Eriken; zusammen etwa zwanzig Häuser. Außerdem ist die Gartenmauer auf einer Länge von hundertundzwanzig Metern mit Glas für die kalte Obstcultur bedeckt. Diese gesammten Anlagen nehmen eine Fläche von vier Morgen ein und die Kosten ihrer Herstellung betrugen über 200,000 Mark.

Wir beobachteten hier mit Interesse die Art und Weise, wie ein solches Gebäude hergestellt wird, an einem noch im Bau befindlichen Weinhause. Es wird zunächst eine Grube von drei Metern Tiefe in der für das Haus beabsichtigten Länge ausgehoben. Ihre Breite beträgt fünf Meter. Zu unterst in diese Grube bringt man eine Lage von Kalk und Steinbrocken, dann eine Schicht Backsteine, hierauf füllt man die Grube

Digitized by Google

aus mit der besten alten Düngererde und mit Soden von abgestochenem Rasen. Dieses Erdmaterial wird nur nach und nach, in vertikalen Schichten, eingesetzt und jeder Schicht Zeit gelassen, sich unter dem Einflusse von Luft und Sonne zu entsäuern. Die ganze Masse ist mit Drains durchzogen. Die äußere Schrägwand des Treibhauses steht über der Mitte der Grube, so daß die Wurzeln der Reben, innen und außen, je drittehalb Meter Raum finden. Die Lüftung wird durch obere und untere verstellbare Fenster geregelt, die gemeinschaftlich der Drehung eines kleinen Steuerrades leicht gehorchen. Röhren mit kaltem und heißem Wasser laufen im Erdboden und über demselben hin und wieder. Die Knochendüngung wird sehr stark angewendet, wir fanden für eine Abtheilung von zehn Rebstöcken zwanzig Centner zerschlagene Knochen bestimmt. Die Reben und Pfirsichstämme sind, wie schon erwähnt, auf die Mittellinie der Grube gepflanzt und laufen in den Warmhäusern unter dem schrägen Dache hinauf; nur in den ersten Jahren des Betriebes in einem neuen Hause, wenn die definitiven Pflanzen noch klein sind, duldet man ältere, interimistische, an der geraden Wand; diese werden später beseitigt. Nach der strengen Observanz soll jedes Haus nicht etwa nur eine Gattung von Früchten, sondern sogar nur eine Sorte derselben enthalten, da die richtige Temperatur und der unausgesetzte Kampf mit den Pilzen und Insekten, durch Spritzen und Tabakräuchern, sonst gestört werden. Für die Topferdbeeren wird wol eine Ausnahme zugestanden, denn von ihnen kann man bekanntlich nie genug aufstellen, um der Nachfrage völlig zu entsprechen.

Der Erdboden innerhalb und außerhalb des Hauses wird mit altem Dünger gedeckt, stets nur vorsichtig gelockert, nie gegraben und bepflanzt, um die flach unter der Oberfläche laufenden feinen Wurzeln nicht zu schädigen. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte das Gurkenhaus. Auch diese Pflanzen werden an Drähten unter den schrägen Glasfenstern sorgfältig in die Höhe geleitet. Da die getriebenen fünfunddreißig bis vierzig Centimeter langen Früchte ihrer Reife entgegen gingen, so hingen sie dicht und tief herab und erinnerten unwillkürlich an eine mit aufgehängten geräucherten Würsten wohl gefüllte Vorrathskammer.

An die Treibereien schließen sich die überglasten Spaliermauern, welche mit Wein, Pfirsichen, Aprikosen, Kirschen und Pflaumen besetzt sind.

Dieses ganze System der warmen und kalten Obsthäuser ist darauf berechnet, den Tisch möglichst zu jeder Jahreszeit mit reichlichem Obste zu versorgen. Es werden geliefert: Trauben das ganze Jahr hindurch, die spätesten dickschaligen erhalten sich, nach dem Blätterfalle, an den Stöcken bis in den Monat März und die frühesten neuen reifen im April; ebenso sind Gurken stets vorhanden, auch Ananas; Erdbeeren vom März bis tief in den Juli, Pfirsiche und Melonen vom Anfange des Mai bis in den September. Dazwischen treten vom Mai an Kirschen und Pflaumen,

Digitized by Google

dann die harten Gartenfrüchte und das Winterkernobst. Alle Häuser überraschen und erfreuen durch die Gesundheit sämmtlicher Pflanzen; kein Kräuseln, keine Bleichsucht, keine Ameise und rothe Spinne, kein Schimmel und vor Allem keine Blattläuse, diese Pest unserer Obstgärten im Freien.

Soweit ist man hier zu Lande durch Intelligenz und nachhaltige Energie gelangt, aber auch mit Anwendung von Geldmitteln, die allerdings bei uns nur in den seltensten Ausnahmen zur Verfügung stehen.

Das Betriebspersonal in den Gärten der Dell besteht: aus dem Obergärtner, welcher neben freier Wohnung und Feuerung alle Lebensmittel ausgenommen Fleisch, und an Gehalt wöchentlich vierzig Mark erhält. Ferner sind fünf Untergärtner vorhanden, die zusammen, neben freier Wohnung und Kost, ebenfalls etwa vierzig Mark für die Woche bekommen; dazu acht Tagelöhner mit etwa hundert Mark wöchentlich und ein Tischler mit dreißig Mark. So stellen sich allein die baaren Löhne des Gartenpersonals auf beinahe elftausend Mark im Jahre.

Wir durchschritten die warmen und kalten Blumenhäuser flüchtig, da hier die Aufstellung durch den Fortgang der noch nicht vollendeten Bauten gestört ist. Bei den Orchideen fiel es auf, daß man sämmtliche Tische mit großen flachen Blechschüsseln besetzt hatte; sie waren mit Wasser gefüllt, im Wasser standen umgekehrte leere Blumentöpfe und auf diesen kleinen Inseln erst die Töpfe mit den Pflanzen. Die Ursache dieser ungewöhnlichen und mühsamen Vorrichtungen ist eine winzige hellgrüne Ameise, die vor einigen Jahren mit Orchideen aus den Tropen eingeschleppt wurde und bis jetzt noch nicht gänzlich hat vertilgt werden können. Mit der, ihrem Geschlechte eigenen Energie versuchen die Thierchen freilich die Wasserfluth zu überspringen; sie gelangen aber doch nur sehr vereinzelt an die Pflanzen und können wenigstens nicht mehr im Großen vernichtend wirken.

Damit dem ländlichen Idyll der Dell zu seiner Vollendung nichts fehle, schließt sich an die Obstgärten eine kleine Musterfarm mit etwa zweihundert Morgen Wiesen und Weiden. Die niederen Häuschen und Stallungen sind sämmtlich niedlich und kokett, von höchster Sauberkeit und nach den neuesten rationellen Principien hergestellt. Sie beherbergen zwanzig edle, im Heerdbuche verzeichnete, Alderneykühe von der Insel Jersey, unvergleichlich im Zucker- und Fettgehalte ihrer Milch, und dabei in voller Leistung fünfzehn Liter im Tage liefernd. In der Mitte des Gehöftes wühlen unter langem Stroh schwarze Berkshireschweine von ungewöhnlicher Größe. Absichtlich ist hier der Stammbaum nicht ganz rein gehalten, um größere Figuren, weniger Speck und zahlreichere Nachzucht zu gewinnen. Der Hof und seine Umgebung sind von gewählten Hühnerrassen, sowie von Gold- und Silberfasanen belebt, alle in wohl umhegten Abtheilungen.

Eine abgeschiedene, vornehme Niederlassung für sich bilden die Pferde-

Digitized by Google

ställe, deren Giebel wir bei unserer Einfahrt, links hinter dem immergrünen Gebüsche, wahrnahmen. Hier stehen sechs Vollblutpferde für den Hunt, ein Viererzug und mehrere andere Dienstpferde.

Eine Fülle der Anschauungen, wie sie uns heute geboten worden, erschöpft die Kraft und die Zeit eines Tages; so waren wir froh, uns beim Untergange der Sonne zum Dinner zu setzen, das, mit dem Luxus reicher Einfachheit ausgestattet, durch die herzlichste Gastfreundschaft einen wohlthuenden familienhaften Charakter gewann. Auch muthete die vorzügliche Hamburger Kochkünstlerin die schon seit Wochen mit englischer Hotelkost geprüften Reisenden heimatlich an. Nach Tische betraten wir die uns noch unbekannten Räume der Cottage: einen großen State Drawingroom und hinter ihm eine kleine Gallerie, mit mehreren werthvollen Marmorwerken von Eduard Müller in Rom, unter denen das schlafende Kind, sowie die Unschuld in Gefahr und im Siege besonders ansprechen. Den ersten Platz nimmt hier mit Recht die ähnliche und ausdrucksvolle Porträtbüste der Hausfrau ein. Dieser kleine Raum führt in die große Bildergallerie, ein weiter, stattlicher, mit geblendetem Gasoberlichte erhellter Saal. Durch seine Einrichtung als abendliches Familien- und Musikzimmer wird er angenehm belebt und zeigt nichts von der gewöhnlichen Steifheit und Geschäftsmäßigkeit der Gallerien. Eine auserwählte Sammlung neuerer Meister ist hier mit feinem Geschmacke und echtem Kunstsinne zusammengestellt.

Wir erinnern uns aus den zahlreichen Franzosen vor Allen an Paul de Laroches Napoleon in Fontainebleau (1814), Meissonniers Schachspieler, Ary Scheffers Franzeska di Rimini, an Rosa Bonheurs schottischen Schäfer; diese Meisterwerke sind auch durch den Stich bekannt geworden. Ihnen schließt sich Gallait mit den letzten Augenblicken Egmonts an. Unsere deutsche Kunst ist vertreten durch zwei Bilder von Knaus, darunter der berühmte Orgeldreher, zwei Andreas Achenbach'sche Marinen, Vautiers Jahrmarkt, durch zwei Schreiers und einen Pettenkofen. Perlen der Gallerie sind auch vier der, jetzt in England sehr hochgeschätzten, antiken Genrebilder von Alma Tadema.

Unter Betrachten und Besprechen dieser Schätze schwanden die letzten Abendstunden rasch dahin und man trennte sich mit dem Bedauern, schon am anderen Tage die liebliche Dell verlassen und nach London, „ein jeglicher an sein Geschäft", zurückkehren zu müssen.

Als wir am nächsten Morgen im Eßzimmer die Damen erwarteten und uns an der schönen Täfelung der Wände und an der reichen Kassettirung der Decke erfreuten, dabei unsere gestrigen Eindrücke durchsprachen und über Vieles, was wir gesehen und nicht genau eingesehen hatten, um Belehrung baten, fragte einer der Reisegefährten:

„Weswegen heißt denn dieses kleine Paradies «die Dell»? Das Wort hat wol eine besondere Bedeutung?"

Digitized by Google

„Diesen Namen hat dem Platze schon der erste Erbauer gegeben," erwiderte unser Hausherr, „und dieser war kein Geringerer als der König Georg III. Ursprünglich stand hier nur ein königliches Kaffeehäuschen, später ging dieses in Privatbesitz über, denn es liegt freilich hart am Parke, aber nicht darin; ich kaufte es im Jahre 1864 und habe das Haus dann durch verschiedene Anbauten wol um das Doppelte vergrößert."

„Und den sonderbaren Namen haben Sie beibehalten?"

„Beibehalten, gewiß! Der Name ist zudem uns Niedersachsen nicht ungeläufig, denn eine «Delle» heißt im Plattdeutschen eine Bodensenkung, ein Thal. Das Wort ist auch altenglisch; im modernen Lexikon finden Sie statt seiner «Dale». Nun aber genug der vergleichenden Grammatik; Sie sollen selber sehen, was der Name meiner Dell bedeutet."

Er öffnete das große, nördliche Bogenfenster: „Das bedeutet die Dell!"

Wir sahen hier die alten Bäume des Windsor Parkes unmittelbar vor uns, nur in der Mitte der Waldwand eine schmale Lichtung oder Schneide. In dieser Lichtung zog sich eine Schlucht, eine «Delle» abwärts und jenseit dieser Schlucht, weit, weit hinaus, stieg im Rahmen der beiden Waldsäume die mächtige Königsburg Windsor Castle vor unseren überraschten und geblendeten Augen im goldenen Morgenlichte riesenhaft empor.

Und deshalb nannte König Georg III. dieses Häuschen über der Delle, welche dem Besitzer und seinen Gästen die schönste aller Aussichten auf Schloß Windsor darbietet: die Dell.

III.

Die königlichen Hausgärten zu Windsor.

Unser Weg von der Dell nach Windsor führt uns an den rothen, unregelmäßigen Gebäuden von Cumberland Lodge vorüber, der Residenz des Forst- und Wildmeisters von Windsor Park, des Prinzen Christian von Holstein, Schwiegersohns der Königin. Wir verweilen hier, um eine der größten gärtnerischen Sehenswürdigkeiten zu begrüßen, welche England aufzuweisen hat, den „Großen Weinstock". Er ist in vielen Beziehungen ein wirkliches Original. Er gehört zu keiner der bei seiner Entstehung bekannten Rebsorten, sondern wurde im Jahre 1800 als Sämling in einem Gurkentreibhause gefunden und weiter gezogen. Im Jahre 1850 war seine Ueberdachung schon fünfundvierzig Meter lang und fünf Meter breit. Im Jahre 1859 trug er zweitausend große schwarze Trauben. Später ist das Haus nochmals erweitert und jetzt füllt die Pflanze über dreihundert Quadratmeter Glasfläche, welche mit gesundem Blattwerke und reichlichen schönen Trauben bedeckt war. Der Stamm mißt wol einen

Digitized by Google

Meter im Umfange. Der Weinstock von Cumberland Lodge ist bedeutend größer als sein, dem reisenden Publikum zugänglicherer und dadurch viel weiter bekannt gewordener Rival in Hampton Court.

Noch eine andere berühmt gewordene Größe erblickte in Cumberland Lodge das Licht der Welt. Hier wurde im Jahre 1764 der Eclypse geboren, das beste und rascheste Vollblutpferd, welches je die englische Rennbahn betreten hat. Ein Stallbedienter erkannte die, vom Herrn nicht gewürdigten, großen Anlagen des jungen Thieres und kaufte es gemeinschaftlich mit einem Schafhändler auf der Versteigerung für 1500 Mark. Eclypse und sein Ruhm gehören der Geschichte an. Er starb, an Ehren, Siegen und Nachkommen reich, als ein Patriarch von 26 Jahren am 27. Februar 1789.

Die Zeit drängte jetzt zur Abreise und wir eilten den Long Walk hinab dem Städtchen Windsor und dem Bahnhofe zu. Jedoch sollte ich diesen heute nicht erreichen, denn unverhofft begegnete mir vor dem Wirthshause zum „Weißen Herzen" das Glück in Gestalt der Erlaubniß, heute einen Blick in die dem großen Publikum streng verschlossenen königlichen Privatgärten von Windsor thun zu dürfen.

Freudig wandte ich meine Schritte und vor mir stiegen die gebieterischen westlichen Mauern der Königsburg steil und ernst zwischen den drei uralten runden Thürmen empor, die wol noch aus der ersten Gründung des Schlosses durch Wilhelm den Eroberer stammen. Eine schroffe, unnahbare Felsmauer, nur auf ihrer Höhe belebt durch die einsame, rothe Gestalt des schottischen Gardefüseliers, der, ein unbewegtes Bild, in einer Lücke der Zinnenkrönung auf sein Gewehr lehnt. Wir schreiten weiter an den Mauern des alten Klosters von Windsor vorüber, in denen heute die Chorknaben hausen. Dann wird uns durch die Gefälligkeit des Decans von Windsor, Mr. Wellesley, eines Verwandten des Eisernen Herzogs, ein Blick in die berühmte Wolseykapelle vergönnt. Sie ist jetzt mit dem höchsten Aufwande von Geschmack und Pracht als Mausoleum der englischen Königsfamilie restaurirt und, außer bei großen Trauerfeiern, nur durch die Wohnräume des geistlichen Herrn zugänglich. Wir umgehen dann den Runden Thurm und treten durch das enge Norman Gate in den oberen Schloßhof ein. Unwillkürlich bleiben wir hier gefesselt stehen unter der Wirkung des ungeheuren Werkes, das uns umgibt. Wir finden wol kaum eine zweite Schöpfung der Menschenkunst, die so klar und großartig, so genial den Charakter ihrer Bestimmung ausspricht, wie Windsor Castle. Die Franzosen freilich erzählten sich und uns seit zweihundert Jahren so oft und so siegesgewiß: das Schloß von Versailles sei der erste und vollendetste unter allen Repräsentanten der monarchischen Größe, daß wir Deutsche, denen Paris von jeher ein beliebter Ausflug, London ein seltenes und ernstes Reiseunternehmen war, ihnen schließlich auch hierin geglaubt haben.

Digitized by Google

Versailles ist groß; es ist weitläufig und prunkend; es steht da ohne lebendige Geschichte, das willkürlich gemachte Monument einer, damals schon alternden, jetzt längst abgestorbenen künstlichen Glanzperiode. Was ist heute Versailles? Ein verödeter Königspalast in einer Todtenstadt, ein „allen (traurigen) Glorien Frankreichs" errichtetes Museum, eine geschichtswidrige Schule der Nationaleitelkeit.

Windsor Castle zeigt uns die Entwickelung der monarchischen, nationalen Größe Englands von ihrem geschichtlichen Ursprunge, der Eroberung, durch achthundert Jahre stetig fortschreitend und wachsend, heute größer als gestern, altehrwürdig und jugendkräftig. Jeden unserer Schritte begleitet hier nicht etwa eine nebelhafte Erinnerung an ein verschollenes „Es war einmal", sondern die lebendige Vergangenheit als Mutter der noch größeren Gegenwart. Im Normannenthore sehen wir noch heute die Reste der alten Fallgatter, mit denen die Vorzeit ihren Burgfrieden wahrte und oberhalb dieses Thors breitet sich, unter dem Schutze des Runden Thurms, die neueste Entwickelung der Königsburg, der große viereckige Hof vor uns aus in hoheitvoller Ruhe und schwerer würdiger Pracht. Hier spricht die Majestät der lebendigen Größe, ohne Prunk und Schnörkel, in einfachen aber riesigen Schriftzügen; sie gebietet Ehrfurcht durch sich selbst, durch ihre erhabene, stolze, festgegliederte Masse. In Versailles spreizt sich der hypertrophische Dünkel des „Grand Monarque" in barocker Unnatur, der sicheren Signatur des beginnenden Verfalls. Windsor steht auf seiner natürlich gegebenen, gewachsenen, festen beherrschenden Höhe, von der Themse umflossen, mitten in der englischen fruchtbaren Landschaft. Versailles liegt in gesuchter Absonderung und ohne jedes andere Motiv seines Daseins als eine Laune, in der sterilen Sandebene. Dort ist Oede, Künstelei, Verfall; hier Entwickelung, Natur, Leben.

Wir betreten den nördlichen Flügel des Schlosses über der großartigen Terrasse, die den Namen ihrer Erbauerin, der Königin Elisabeth, trägt, um von hier in die östlichen Privatgärten zu gelangen. Treppen, Zimmernischen, Tische, alle Räume sind hier zu unserer Ueberraschung mit den herrlichsten grünenden und blühenden Gewächsen geziert. Dieser Festschmuck steigert sich bis zum Eingange der großen Waterloogallerie. Ein mächtiger Raum, der sein Licht von oben durch die, in der Mitte erhöhete, von Gurtbögen getragene Decke empfängt. Bis zur Höhe von sieben Metern etwa sind die Wände in Holz getäfelt und auf dieser Bekleidung reihen sich die Porträts der bedeutenderen Persönlichkeiten aus den Befreiungskriegen, fast alle von Sir Thomas Lawrence gemalt. Ein geschäftiges Treiben bewegt sich im Saale. In der Mitte wird eine große Tafel von siebzig Gedecken hergerichtet und auf ihr wie auf den zahlreichen hohen und schweren Schenktischen und Büffets leuchtet schon das berühmte goldene Service von Windsor. Nur in Zwischenräumen langer Jahre verläßt dieser Schatz die Gewölbe der Silberkammer; heute soll er die

Digitized by Google

Anwesenheit der ältesten Tochter des Hauses und ihres Gemahls, unserer deutschen kronprinzlichen Herrschaften verherrlichen.

Doch wir eilen vorwärts durch die Säle, Hallen und Gallerien, bis wir eine Terrasse erreichen, die am östlichen, von der Königin bewohnten Flügel des Schlosses entlang läuft, und betreten nun den vor dieser Fronte liegenden Blumengarten. Seine Fläche enthält etwa sechs Morgen, sie ist gegen das umgebende Terrain, namentlich gegen die Schloßterrasse, erheblich vertieft und zum größeren Theile durch eine umlaufende Orangerie abgeschlossen, so daß kein unberufenes Auge eindringen kann. Ein Wasserbassin steht im Mittelpunkte; von dort aus ist der Garten in ziemlich regelmäßige Kreisabschnitte zerlegt und mit Rasen bedeckt, in welchen die Blumenbeete in entsprechenden, meist länglich laufenden Formen eingeschnitten sind. Die Anlage stammt zwar schon aus der Zeit Königs Georg IV., ihre jetzige Vollendung jedoch verdankt sie, wie so unendlich Vieles was wir heute in Windsor bewundern, der still schaffenden Thätigkeit und dem hochgebildeten Schönheitssinne des Prinzen Albert. Der bedeutendste und eigenthümliche Schmuck des Gartens besteht in der vollendeten Verbindung des lebenden Blumenflors mit den Meisterwerken der Erzbildnerei, die als schöne Statuen und prächtige Vasen im Garten vertheilt sind. Sie geben ihm den echt italienischen Charakter, dessen Nachahmung diesseit der Alpen kaum je mit solchem meisterlichen Verständnisse gelungen ist, außer etwa in den Gärten von Sanssouci dem Kunstsinne des großen Königs und später des Königs Friedrich Wilhelm IV.

Jenseit dieses Terrassengartens fällt der Schloßberg ab und wir steigen nun in den Hauspark hinunter. Dieser sogenannte „kleine Park" enthält auf sieben- bis achthundert Morgen einen großen Reichthum an schönen Bäumen, reizenden Cottages und gewählten künstlerischen Gartenbildern. Ueberall der herrliche Rasen und Alles in musterhafter Pflege. Wir gehen unter schattigen Ulmenalleen entlang und bewundern, etwas weiter hin, zwei mächtige immergrüne Eichen, zusammen über hundert Meter Umkreis haltend. Hier dürfen wir auch die, uns Allen befreundete, Herne's Eiche suchen, unter welcher der spukhafte Schlußakt der „Lustigen Weiber von Windsor" sich so oft vor uns entwickelt hat. An die Königin Adelheid, Gemahlin Wilhelms IV., erinnert eine zierliche, ihren Namen tragende Cottage, an den Prinzen Albert ein hochgelegenes Sommerhäuschen; dann gelangen wir an ein niedriges Gebäude orientalischen Charakters, das uns als „der Königin Frühstücksraum" bezeichnet wird. Eine wilde Felspartie mit fallendem Wasser und entsprechender reicher Vegetation ist in großen Verhältnissen dargestellt, und nicht weit von ihr finden wir die Lutherbuche, ein Ableger des bekannten gleichnamigen Baumes bei Altenstein in Thüringen an dem Platze, von welchem der Doctor Martin im Jahre 1521 als Junker Georg auf die Wart-

Digitized by Google

burg entführt wurde. Der Baum ist jetzt etwa fünfzig Jahre alt und ein Zeugniß für die außerordentliche Wüchsigkeit des englischen Bodens und Klimas.

Wir haben uns inzwischen einer Gegend der königlichen Hausgärten genähert, wo lange hohe Mauern die Fernsicht abschneiden. Durch ein geräumiges Thor treten wir jetzt in den sogenannten „Küchengarten von Frogmore" ein. Der Garten leistet jedoch weit mehr als sein Name verspricht, denn hier ist auf einem, durch solide Steinwände eingeschlossenen, weiten Gebiete die gesammte Obst- und Gemüsezucht für den königlichen Hofhalt vereinigt. Man darf wol anerkennen, daß dieser „Küchengarten" zur Zeit in ganz Europa seines Gleichen sucht, denn seine Anlage wie seine Leistungen sind in allen Zweigen gleich unübertrefflich und der allerhöchsten Eigenthümerin würdig. Auch dieser Garten ist eine Schöpfung des Prinzen Albert aus dem Jahre 1848. Vorher war die Erzeugung des königlichen Bedarfs in sechs älteren Gärten zerstreut, daher ungleich, ohne System und ohne Controle. Alle diese mangelhaften kleinen Betriebe wurden aufgehoben und dafür Frogmore eingerichtet mit einem Kostenaufwande von 900,000 Mark.

Sofort bei unserem Eintritte werden wir durch die Großartigkeit und Weite des Anblickes gefesselt, dann erkennen wir im Fortgange der Besichtigung die vollendete Zweckmäßigkeit der Disposition und den vorzüglichen Culturzustand aller Abtheilungen. Der gesammte Betrieb deckt fünfundvierzig Morgen; diese Grundfläche bildet nahezu ein Quadrat. Der Gartendirector Mr. Jones, dem ich empfohlen war, hatte die Güte mich selbst zu führen. Er wies zunächst darauf hin, daß der Garten durch eine lange Reihe von Gebäuden von Ost nach West in zwei ungleiche Theile zerlegt wird. In dem nördlichen kleineren Reviere befinden sich die Pflanz- und Vorrathshäuser, die Magazine, Stallungen und Schuppen jeder Art. Die südliche größere Hälfte ist wiederum durch vielfache Quermauern zerschnitten. Jede so gebildete Abtheilung trägt den Namen derjenigen Obstsorte, die ausschließlich an ihren Mauern gezogen wird: Kirschen, Pflaumen, Johannisbeeren, Aprikosen, Birnen u. s. w. Alle Wege sind mit Cordons von Aepfeln und Birnen eingefaßt; hinter diesen breiten sich freie Spaliere in verschiedenen Formen an eisernen Gestellen aus. Alle Bäume, alle Beete sind sauber gehalten und in einem üppigen Stande der Vegetation. Zahlreiche Arbeiter sind mit Reinigen der Wege, Lockern des Bodens, Gießen, Ausjäten des Unkrautes, Sammeln des Ungeziefers u. s. w. beschäftigt; genug: das Ganze muß jedem gärtnerischen Auge die vollste Befriedigung gewähren.

Dennoch übt die große, den Garten durchschneidende Gebäudereihe eine mächtigere Anziehungskraft und wir werden ungeduldig, sie zu betreten. Sie besteht aus einem Mittelhause, eine zweistöckige Giebelcottage in rothem Backstein, von allen Seiten grün und bunt bewachsen; nament-

Digitized by Google

lich zeichnen sich auf der Südseite die bis unter das Dach kletternden Jasmine und die Bignonia grandiflora aus. Hier ist die Wohnung des Directors; zu jeder ihrer beiden Seiten erstreckt sich eine Reihe von sieben großen, in Eisen ausgeführten Glashäusern. Diese fünfzehn Gebäude haben eine Frontlänge von beinahe vierhundert Metern und jedes Haus ist über sechs Meter tief. Wir durchschreiten sechs Weinhäuser, von denen zwei je vierunddreißig Meter lang sind. Die Reben stehen in Zwischenräumen von 1,30 Metern und eines der beiden Häuser gab im Jahre 1877 im Laufe eines Monates etwa eintausend Stück reife Trauben von Foster Seedling und Black Hamburgh. Ferner zählen wir vier Pfirsichhäuser; zwei Pflaumenhäuser mit Queen Victoria und Golden Drop besetzt, und an jedem Flügel zwei große Warmhäuser für Blumen und Zierpflanzen. Die Art des Betriebes in diesen Häusern wollen wir hier nicht näher betrachten; sie verläuft im Großen nach denselben Grundsätzen, die wir gestern schon auf der Dell angewendet fanden. Die Gärtnerei von Frogmore ist bereits seit einem Menschenalter ein Vorbild geworden, welches in der Nähe und Ferne als mustergültig nachgeahmt wird und Schule gemacht hat.

Auf der nördlichen Fronte dieser langen Reihe finden wir die geräumigen Wohnungen der zahlreichen Gärtner und Lehrlinge, bei denen ein Lesezimmer nebst Bibliothek nicht fehlt; hier liegen die Dampfkessel, Pflanzräume und die Champignonzucht. Gegen uns über sehen wir jetzt ein ganzes Dorf von hohen und niederen Glashäusern für die großartigen Treibereien aller möglichen Früchte und Gemüse. Die größeren Gebäude sind auch hier wieder der Traube und dem Pfirsich gewidmet; eine lange Reihe niederer Häuser enthält die Ananaszucht in reicher Vollendung; sie bringen im Jahre über viertausend Früchte. Die Erdbeere wird hier jährlich in neuntausend Töpfen getrieben, die Häuser lieferten in diesen Tagen, während des höchsten Besuches im Schlosse, täglich fünfundsiebzig Pfund in die Küche. Schnittbohnen und Blumenkohl dürfen das ganze Jahr über nicht ausgehen; drei Monate lang bringt sie der offene Garten, die übrige Zeit müssen die Glashäuser ausfüllen. Zwei große Räume sind mit frühen Kirschen in Töpfen besetzt, dann folgen Gurken, Melonen, wieder Trauben und Pfirsiche; endlich ganze Wälder von decorativen Pflanzen und Blumen, wie sie das große Schloß für unzählige Räume, für die Tafel, und für massenhafte Bouquets täglich frisch bedarf.

Nach einer stundenlangen Fahrt durch dieses Wunderland ruhten wir gern in Mr. Jones' freundlichem Wohnzimmer aus; jedoch noch keineswegs zu ermüdet: wir zu fragen, er uns zu belehren.

„Wir dürfen," sprach er, „das Lob, welches Sie unseren Culturen ertheilen, wol annehmen; wenigstens bemühen wir uns unausgesetzt, in jedem Zweige unserer Gärtnerei nur das Beste zu leisten. Wir setzen unsere Ehre darin, unsere allerhöchste Herrin so zu bedienen, wie die

Digitized by Google

ersten Marktgärtner von London bei schärfster Concurrenz, jeder in seiner Specialität, produciren. Wir fühlen uns gewissermaßen an der Spitze der englischen Gärtnerei und also auch unter ihrer allgemeinen Controle. Das schützt uns vor der Erschlaffung, die so leicht die Leistungen großer Administrationen auf die Mittelmäßigkeit herabdrückt."

„Die an uns gestellten Ansprüche sind allerdings zuweilen in Beziehung auf Massenhaftigkeit kaum glaublich. Vor einigen Jahren befand sich während acht Tagen ein ziemlich zahlreicher Besuch fremder höchster Herrschaften im Schlosse. Die damals von uns gelieferten jungen Erbsen verzehrten die Ernte von soviel Reihen, daß deren Gesammtlänge drei englische Meilen betrug. Auch ist unsere Thätigkeit nicht nur auf die Zeit beschränkt, in welcher der Hof hier residirt. Das ganze Jahr hindurch senden wir täglich Alles, was die Hofhaltung bedarf, nach Osborne und Balmoral."

„Unsere große Maschine muß daher mit militärischer Pünktlichkeit und Genauigkeit arbeiten. Werfen Sie einen Blick in diese Bücher hier. Wir führen darin genaue Verzeichnisse über Alles und Jedes, was die Gärten producirt haben, sowie wann und wohin es abgeliefert wurde; zugleich eine Berechnung unserer Erzeugungskosten in jeder Jahreszeit. Verkauft wird gar nichts. Die Resultate früherer Jahre stellen wir dann mit den neuesten zusammen und suchen so, an der Hand vergleichender Erfahrungen, vorwärts zu kommen und stets mehr, besser und billiger zu produciren."

„Diese gesammte umständliche, aber durchaus nothwendige Organisation unserer Verwaltung," fuhr Mr. Jones fort, als er sah, wie eifrig wir ihm zuhörten, „fand ich bereits vor, als ich meine hiesige Stellung im Jahre 1872 antrat. Ihre Schöpfung ist das Verdienst meines ausgezeichneten Vorgängers, Mr. Thomas Ingram. Ich hatte nichts zu thun, als in seinen Spuren weiter zu gehen. Nur nicht selbstgefällig stehen bleiben; das führt zum Schlendrian und Rückschritt. Auch tragen wir uns mit neuen großen Ideen. Zur Sicherung und Vereinfachung unserer Frühculturen habe ich den Plan ausgearbeitet, eine ganze Abtheilung, wie Sie solche in den Gemüsegärten gesehen haben, von Mauer zu Mauer mit Glas zu decken. Im Principe ist mein Project genehmigt worden; die Ausführung stößt sich bis jetzt noch an den Kostenpunkt, denn mein Anschlag beläuft sich allerdings auf hundertundachtzigtausend Mark. Aber ich hoffe bestimmt, das Geld wird sich nächstens finden."

Unser Rückweg nach Windsor führte uns an der Musterfarm von Frogmore und an der Dairy (Milchwirthschaft) vorüber. Auch hier durften wir eintreten. Die Farm, nebst drei anderen im Windsor Parke ist ebenfalls vom Prinzen Albert erbaut und eingerichtet. Sie zeigt im Großen dieselbe Vollendung, die wir gestern in ihrer verkleinerten Nachahmung auf der Dell bewunderten. Neben den zierlichen Alderneys sind,

Digitized by Google

hier prächtige Exemplare der Shorthorns und, zu Züchtungsversuchen, auch hochedle Schweizer aufgestellt.

Der Milchkeller der Dairy ist nicht allein ein Muster von großartiger, rationeller Einrichtung, sondern auch durch die reiche decorative Ausstattung seines Innern ausgezeichnet. Seine schönste Zierde bilden die umlaufenden, künstlerisch höchst werthvollen Friese aus bunter Majolika, in der berühmten Fabrik von Minton für diesen Raum und Zweck besonders entworfen und in der bekannten Vollendung ausgeführt.

Als wir uns jetzt auf dem Heimwege den Privatgärten der königlichen Cottage Frogmore näherten, begegnete uns ein zierliches einspänniges Wägelchen, begleitet von einem Reitknechte auf hochedlem Schimmel. Eine einzelne Dame, in tiefes Schwarz gekleidet, führte darin, nach guter englischer Sitte, selbst die Zügel. Wir blieben stehen und verbeugten uns tief und ehrfurchtsvoll vor der Königin, die heute, wie schon seit langen leidvollen Jahren, in den einsamen Weg zu dem königlichen Mausoleum einbog, in welchem ihr bestes irdisches Glück ruht.

Digitized by Google

Iwan Turgénjew.

Perſönliche Erinnerungen.

Von

Ludwig Pietſch.

— Berlin. —

Am 9. November vollendet der große ruſſiſche Novelliſt Iwan Turgénjew ſein ſechzigſtes Jahr. Das literariſche Werk ſeines Lebens, ſeine dichteriſche Thätigkeit, iſt, wie er verſichert, bereits zwei Jahre früher für immer abgeſchloſſen worden. Kritiker, Literarhiſtoriker und Eſſayiſten aller Culturnationen haben dieſem ſeinem Werk und Turgénjews Stellung und Bedeutung in der ruſſiſchen wie in der modernen Weltliteratur Beſprechungen, Unterſuchungen, Abhandlungen in Menge gewidmet. Ich hätte denſelben nichts Neues, etwa bisher noch ungeſagt Gebliebenes hinzuzufügen; oder habe wenigſtens nicht die Abſicht, es in den folgenden Blättern zu thun. Aber bei dem allgemeinen Intereſſe, welches die heutige gebildete Welt, und die deutſche nicht am wenigſten, an ſeinen poetiſchen Schöpfungen nimmt, ſind den Leſern von „Nord und Süd“ Mittheilungen über die Perſönlichkeit des Autors, ſeinen Lebensgang und die Art ſeines Schaffens ſchwerlich unwillkommen. Eine glückliche Verkettung von Umſtänden hat mich zu verſchiedenen Zeiten mit ihm in eigenthümlich nahe Berührung gebracht, mich wiederholt ſein Leben theilen laſſen und mich ſo in die Lage geſetzt, beſſer als die meiſten meiner Landsleute über ſeine Perſon, beſonders auch über die Geſchichte ſeiner Beziehungen zu Deutſchland und ſeiner Wirkungen auf das deutſche Publikum unterrichtet zu ſein. Von ſolchen Begegnungen mit Turgénjew will ich hier nur erzählen; ſolche ganz ſubjective Erinnerungen an das, was ich an und mit ihm erlebte, hier noch einmal erwecken; — nichts weiter.

Wer in den Jahren, welche der Berliner Märzrevolution zunächſt vorangingen und während der letzteren ſelbſt in der preußiſchen Haupt-

Digitized by Google

stadt gelebt hat, entsinnt sich des von Dr. Julius etwa 1845 begründeten großen Journal-Lese-Instituts, der „Zeitungshalle", das sich damals im ersten Stockwerk des heutigen Louis Landsberger'schen Hauses in der Oberwallstraße, Ecke der Jägerstraße, befand und 1849—50 durch den Belagerungszustand ruinirt und zum Eingehen gebracht wurde. Es war in jenen erregten vormärzlichen Tagen der Sammelplatz aller „Vertreter der Presse" Berlins, der, die von den Poeten und Propheten als nahe herbeigekommen verkündete „neue, freie Zeit" gläubig erhoffenden Jugend, aller politisch und literarisch thätigen und interessirten Köpfe der Einheimischen wie der hier verweilenden oder durchreisenden Fremden.

An einem der letzten Novemberabende des Jahres 1846 hatte ich diese Lesezimmer verlassen und stieg die Treppe zum Flur hinab. Von unten kam mir die auffallend hoch und breit gewachsene Gestalt eines jüngeren Mannes, in einen weiten Pelzrock gekleidet, ziemlich langsamen schweren Trittes die Stufen hinaufsteigend, entgegen. Auf dem mittleren Treppenabsatz trafen wir zusammen. Die dort brennende Gasflamme beleuchtete scharf und hell das Gesicht dieses Mannes. Der Anblick desselben frappirte mich so, daß ich für einen Moment stehen blieb und das Auge nicht von ihm wenden mochte, als er an mir vorüber und die Treppe weiter hinaufging. Falls er mich überhaupt beachtete, so mußte ihm mein Benehmen und Anstarren wunderlich genug und nicht eben von guter Lebensart zeugend erscheinen.

Es war ein Kopf, wie ich ihn nie gesehen hatte und wie man ihn nie wieder vergißt. Der eines etwa Achtundzwanzigjährigen. Ein Gesicht von entschieden russischem Typus mit ziemlich breiten Backenknochen, welche aber durch die edle, breite, herrlich gewölbte Stirn und die mächtige Nase dominirt wurden. Ueber jene fiel nach links hin ein voller Büschel des etwas lang getragenen, auf der rechten Seite gescheitelten braunen Haars. Starke, fast schwarze Brauen beschatteten ein Paar grünlich braune, breitlidrige, große Augen von fast schwermüthig ernstem Ausdruck. Ein brauner kurzer Schnurrbart zog sich bis unter die Mundwinkel über der etwas aufgeworfenen Oberlippe hin. Das glattrasirte, volle, bestimmt gezeichnete Kinn schloß dies bedeutende Antlitz nach unten hin ab.

Ich hatte das instinctive Gefühl, hier einem ganz besondern Menschenwesen begegnet zu sein, wenn mir auch schwerlich eine Vorahnung sagte, daß ich hier zum ersten Male auf die Quelle getroffen sei, die mir eines der besten und dauerbarsten „Glücke" der daran nicht eben armen spätern zweiten Hälfte meines Lebens spenden würde. Der Eindruck dieser exceptionellen Erscheinung beschäftigte mich am folgenden Tage unausgesetzt und ich entsinne mich, während desselben wiederholte Versuche gemacht zu haben, sie aus der Erinnerung zeichnerisch zu reproduciren.

In jenen Jahren von 1845 bis zur Märzrevolution vereinigte sich allabendlich resp. allnächtlich, wie das so in verschiedenen Kneipen Berlins

Digitized by Google

jeder Zeit geschehen ist, geschieht und immer wieder geschehen wird, ein Kreis von meist jüngeren Männern (zwischen 22 und 35 Jahren), an Berufsart, Lebensstellung, Begabung, selbst Nationalität unter einander sehr verschieden, in der Bierstube von Scheible an der Ecke der Markgrafen- und Französischen Straße am Gensdarmenmarkt. Es war keine geschlossene Verbindung; keine Statuten, kein Comment regelten ihr Verhalten unter sich und den Verlauf der gemeinsamen Sitzungen. Aber ein starker Zug des persönlichen Wohlgefallens an einander und eine gewisse Gleichartigkeit der idealistisch-philosophisch-künstlerischen Anschauung schlang ein festes Band um sie und bildete die magnetische Kraft, welche sie mit großer Regelmäßigkeit dort immer wieder zusammenführte. Ich habe seitdem viele derartige freie Vereinigungen von Männern aller Altersstufen, von Gesinnungsverwandten in Berlin und an anderen Orten kennen gelernt und danke ihren Sitzungen viel gute Stunden in Ernst und Heiterkeit. Aber nie wieder habe ich mich in einer befunden, in welcher jener, dem späteren Geschlecht unwiederbringlich verloren gegangene, schöne Idealismus der Welt- und Lebensauffassung, der Bestrebungen, der Gesinnungen so allgemein verbreitet und herrschend gewesen wäre, wie in dieser. Die starke Begeisterungsfähigkeit der Mehrzahl der dieser Gesellschaft Angehörigen bewies sich nicht ausschließlich den politischen Idealen gegenüber, welche in den Köpfen der damaligen Jugend spukten und seit den Verhandlungen des ersten vereinigten Landtages eine immer realere, bestimmtere Gestalt annahmen. Auch nicht nur in Bezug auf gewisse Erscheinungen der bildenden Kunst und der Poesie. Am stärksten wurde sie hervorgerufen und entfacht durch eine der herrlichsten, eigenartigsten und vollkommensten Verkörperungen, welche das Genie des Gesanges, und speciell des dramatischen, und der damit eng verbundenen dramatischen Darstellungskunst, jemals gefunden hat: durch die Erscheinung Pauline Viardot-Garcias. Diese große Meisterin, damals eben fünfundzwanzigjährig, im vollsten Glanze ihrer jugendlichen genialen Kraft und ihres früh eroberten Weltruhms strahlend, war nach längerem Aufenthalt in Rußland zu einem Gastspiel an der italienischen Oper im alten Königstädtischen Theater nach Berlin gekommen. Am 4. September 1846 war sie dort zum ersten Male (in der Rolle der Amina in Bellinis Sonnambula) aufgetreten. Und seit jenem Abend war es uns ähnlich ergangen wie Wilhelm Meister, seit ihm Farno zum ersten Male die Werke Shakespeares zur Lectüre empfohlen und gegeben hatte: „es ergriff uns der Strom jenes großen Genius“ und wir hatten uns „bald völlig darin vergessen und verloren“.

Der vielleicht am tiefsten und leidenschaftlichsten Ergriffene war gerade einer der ältesten unseres Kreises; 35 Jahre galten nämlich in jenen glücklichen jungen Tagen für ein Alter! — Die heutige Berliner Gesellschaft zählt solche Jünglinge fast noch zu den Knaben. — Dieser

Digitized by Google

Senior Dr. M.-Str. (er hat sich erst neuerdings in England, das er seit 25 Jahren bewohnt, einen bedeutenden Ruf als klassischer Philologe, speciell am Aristophanes erworben) dankte die glückliche Erhaltung des jugendlichsten Feuers einem Geschick, welches bei weniger kraftvollen und widerstandsfähigen Naturen gerade dieser Eigenschaft am schnellsten und sichersten verderblich wird. Als Theilnehmer am Frankfurter Attentat war er durch des hohen Bundestags berühmte Untersuchungscommission als zweiundzwanzigjähriger Student zum Tode verurtheilt und wie Fritz Reuter, sein Landsmann und Studiengenosse, zu lebenslänglicher Festungsstrafe begnadigt worden. Durch die Amnestie beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1840 der Freiheit und dem Leben zurückgegeben, fand er zunächst viel geringeren Antrieb, die ihm für den Erwerb einer festen Lebensstellung durch sieben Kerkerjahre gestohlene Zeit durch ernsthafte Bemühungen zur nachträglichen Eroberung einer solchen Position wieder zu gewinnen, als vielmehr zunächst die in seinen zwanziger Jahren verlorene Summe von Lebensgenuß in seinen dreißigern einzubringen. In der ungestörten Ruhe seines Festungsgefängnisses hatte er ein reicheres Wissen erworben, als es ihm während derselben Zeit draußen in dem Strom der Welt gelungen sein dürfte. Seine körperliche Frische und Gesundheit aber war ungebrochen geblieben; seine Persönlichkeit, seine Unterhaltung, sein Umgang wirkte wahrhaft hinreißend auf seine jüngeren Genossen, denen er es an Lebens- und Genußkraft zum mindesten gleich that.

Der gleich hohe Temperaturgrad der Begeisterung für Pauline Viardot schloß uns noch inniger mit ihm zusammen. Nun ist aber eine Sängerin, und sei in ihr auch die reinste und höchste Kunst gleichsam verkörpert, doch niemals nur ein Abstractum, niemals nur die gleichgültige Form eines geistig-künstlerischen Inhalts. Sie ist immer und vor Allem ein Weib. Und der Enthusiasmus der Männer für die Kunstleistung fließt mit dem für die Frau in ihr unwillkürlich zusammen. Man mag sich nicht an den Masken ihres Wesens genügen lassen, welche sie auf der Bühne der Menge zeigt, sondern empfindet das dringende Verlangen, dieses Wesen in seiner wahren, bleibenden, natürlichen Gestalt kennen zu lernen, ihm persönlich möglichst nahe zu treten. Dieser Wunsch wurde bei einigen unseres Kreises, zu denen der Unterzeichnete gehörte, von Tag zu Tag dringender. Aber jene, uns im späteren Alter so unbegreifliche „verschämte, blöde, süße Jugendeselei" trat immer zwischen das Verlangen und seine Ausführung. Da an einem Abend kam Freund M.-Str. mit frohen Mienen zu unserem Tisch bei Scheible: Er sei sehr glücklich; die „Enthusiastenvisite" bei Frau Viardot bleibe ihm erspart. Er habe einen jüngeren Freund wiedergefunden, dessen Bekanntschaft er vor einigen Jahren in Dresden gemacht, einen Russen, der in Deutschland studirt hätte, Collegienassessor Iwan Turgénjew. Dieser sei von

Digitized by Google

Petersburg her der intimste Freund der Familie der Künstlerin und nun hier eingetroffen, um während der ganzen Saison in Berlin zu bleiben. Heut wolle ihn derselbe in das Viardot'sche Haus einführen.

Habe ich je das Laster des Neides an mir bemerkt, was selten genug im Leben geschehen ist, so war es in diesem Augenblick; eines Neides, der ebenso gegen M. wie gegen diesen unbekannten jungen Russen gerichtet war. Am nächsten Abend warteten wir länger als sonst auf unseres Freundes Ankunft. Es war lange nach Mitternacht, als er eintrat; und er kam nicht allein, sondern mit ihm, in den weiten Pelzrock gehüllt, dieselbe Gestalt, die mich am dritten Abend zuvor so tief und seltsam impressionirt gehabt hatte, als ich ihr auf der Treppe zur „Zeitungshalle" begegnet war. Das also war der glückliche „junge Russe"! Bald genug noch während derselben Nacht gelang es dem neuen Bekannten, ohne jede Anstrengung seinerseits, die erste flüchtige Empfindung des Neides in die sehr entgegengesetzte der reinen Freude über sein Hiersein und des innigen Wohlgefallens an seiner Persönlichkeit zu verwandeln. Er sprach fließend deutsch, welches der russische Accent wol etwas fremdartig, aber nur desto anmuthiger und einschmeichelnder klingen ließ. Hatte er doch, nachdem er die Moskauer Universität besucht, zwei Jahre (40 und 41) in Berlin studirt; war ein eifriger Hörer und gläubiger Bekenner der Hegel'schen Philosophie — zu den Füßen Werders und Michelets sitzend — wenigstens gewesen und hatte auch wiederholt andere deutsche Städte zu kürzerem oder längerem Aufenthalte besucht. Er kannte Paris und Italien, bewies eben so feines, tiefes und eigenartiges Gefühl und Verständniß der Musik und der Malerei sowie der poetischen Literatur. Mit der deutschen schien er gründlich vertraut und speciell von einer imponirenden Goethefestigkeit. Was er sprach und worüber es auch sein mochte, das war durch Gehalt, wie durch die Form der Darstellung immer gleich anziehend und fesselnd, hatte nicht nur frischen Reiz der Neuheit und Originalität, sondern unterschied sich, wie ich bald erkannte, sehr wesentlich von der Art jener Gesprächs- und Darstellungsweise, welche unter uns vormärzlichen, mehr oder weniger hegelianisch dressirten oder doch angekränkelten Idealisten vorwiegend war, durch eine mich völlig überraschende sinnliche Gegenständlichkeit, durch die Fülle der feinen und genauen Beobachtungen der realen Natur und des Menschenlebens, von denen er damals schon einen reichen Schatz in seinem treu bewahrenden Gedächtniß angehäuft zu haben schien. Während der folgenden Tage und Abende dieses glücklichen Winters und Frühlings 1847, von welchen kaum einer vorübergegangen ist, ohne mir eine oder ein paar Stunden des erquicklichen Zusammenseins mit dem neuen Bekannten zu gewähren, fand ich immer vermehrten Anlaß, diese nie zuvor in solchem Maße bei einem anderen Menschen gefundene Gabe der Anschauung, oder vielmehr der allgemeinen sinnlichen Aufnahmefähigkeit für

Digitized by Google

alle Eindrücke der Natur, d. h. der gesammten Wirklichkeit, einer so eminenten Kunst der Darstellung derselben durch das Wort gesellt, zu bewundern. Wenn er den europäischen Westen kannte, so war ihm das Vertrauteste selbstverständlich doch bis dahin noch immer die eigene Heimat. Er war der Sohn eines reichen russischen Landedelmannes im Gouvernement Orel, der jüngste Sproß einer alten Magnatenfamilie, deren Mitgliedern, weiblichen so gut wie männlichen, bis zur letzten Generation keine jener charakteristischen Eigenschaften des altrussischen Gewaltherrenthums gefehlt hatten. Aber das Gesetz der Vererbung schien durch seine eigene Persönlichkeit der Unwirksamkeit überführt zu sein. Diese, körperlich im gewaltigen Stil seiner Ahnherren angelegte Gestalt war die eines Menschen von fast weiblicher Zartheit und Weichheit des Gemüths, dessen kräftigste Leidenschaft der tiefe Haß gegen das Unrecht, gegen die Brutalität, gegen die Unmenschlichkeit in jeder Gestalt war, und somit am heftigsten durch und gegen die Sünden und Frevel wider Humanität, Recht und Wahrheit erregt werden mußte. Und gerade diese sah er, wie in der Geschichte seines eigenen Hauses, überall in seinem ganzen Vaterlande unter der Regierung Nikolais die unbedingte grausame Herrschaft führen. Was Leibeigenschaft heißt, hatte er auf seinen elterlichen Besitzungen und denen seiner Nachbarn an der Quelle studiren können; was brutale Geisteskneehtschaft, gewaltsame Erstickung des geistigen Lebens einer ganzen großen Nation sagen will, — überall in Rußland, in den glänzenden Hauptstädten und ihren Palästen, wie in den Hütten des kleinsten Dorfes. So waren die Bilder aus dieser russischen Heimat unter allen, welche sein beredtes Wort in so scharfer Naturwahrheit und mit so poetischem Stimmungsreiz malte, doch immer nicht nur die lebendigsten, schon durch die Seltsamkeit und Neuheit des Gegenstandes frappantesten, sondern auch die ergreifendsten. Wenn von einem „versöhnenden Element" darin überhaupt die Rede sein konnte, so wurde das einzig durch die tiefe Liebe zur Natur hineingetragen, die sich, zumal in solchen Heimatschilderungen, zugleich mit einem wahren Malersinn und Verständniß auch für ihre intimsten, leisesten Schönheiten bekundete. Immer aber erschien sein Wesen, selbst seine Heiterkeit, wie von einem zarten trübenden Schleier, von einer gewissen undefinirbaren Schwermuth beschattet. Waren persönliche Erfahrungen die Ursache davon? Oder war diese Grundstimmung nur jenes allgemeine Erbtheil seines Volkes, aus dessen Liedern sie so vernehmlich herausklingt? Mir erschien sie damals nur als eine Bestätigung mehr für meine Ueberzeugung, daß er zum Dichter geboren sei. Denn „es gefällt dem Dichtergenie das Element der Melancholie". Aber (der Heuchler!) er leugnete jedes derartige Vermögen ab und — verschwieg consequent, daß er bereits in der Heimat erzählende Gedichte in Versen, Novellen und Skizzen veröffentlicht hätte, in welchen, wie ich mich erst viel später überzeugen sollte, eigentlich schon alle jene Eigen-

Digitized by Google

schaften und Vorzüge klar zu Tage getreten waren, denen seine ferneren Schöpfungen ihre Wirkungen und ihren Ruhm zu danken haben.

Anfang Juni 1847 verließ Turgénjew Berlin zu einer großen Tour durch das westliche Europa. Sein Scheiden riß eine schmerzlich empfundene Lücke in unser hiesiges Leben. Das Salz, die rechte Würze desselben, schien verschwunden. Der Ausgang des „tollen Jahres" veranlaßte auch M.-Str., Berlin aufzugeben. Er übersiedelte völlig nach Paris, das er später dauernd mit London vertauschte. Jahre nach Jahren vergingen; — ich hörte nie den Namen Turgénjew nennen, empfing keinen Brief, kein Lebenszeichen von ihm.

Von dem 1872 verstorbenen Friedrich Eggers redigirt, erschien in den ersten fünfziger Jahren in Berlin das „deutsche Kunstblatt". 1855 im Januar ging dasselbe in den Besitz des hiesigen Verlagsbuchhändlers Heinrich Schindler über. Ich zeichnete zuweilen Beilagen für dasselbe. In jenem Winter besuchte ich denn meinen Verleger einmal, um ihm eine derartige kleine Arbeit abzuliefern. Er reichte mir ein paar Correcturbogen: „Sehen Sie's einmal durch; es ist ein wunderliches Buch, das ich da verlege; eine Uebersetzung aus dem Russischen; ein junger Russe hat sie mir gebracht, der sehr gut Deutsch versteht. Widert heißt er, lebt in Potsdam. Das Original soll in Rußland ungeheures Aufsehen machen." — Wer ist der Verfasser? — „Iwan Turgénjew nennt er sich; hier ist ein Daguerreotyp-Porträt von ihm, das mir Widert geliehen hat."

Der so lange nicht gehörte Klang des Namens erweckte mir plötzlich die ganze Fluth der liebsten Erinnerungen, welche die für mich sehr schweren, trüben, zwischen 48 und 55 liegenden Jahre zurückgedrängt, wenn auch nicht verschüttet gehabt hatten. Das Lichtbild zeigte mir das, durch den völlig veränderten Bartschnitt zwar etwas fremd gemachte, aber doch wohlbekannte herrliche Gesicht; nur noch schwermüthiger als ehemals blickten mich die Augen daraus an. Aber hätte ich auch dies Porträt nicht zur sinnlichen Bekräftigung zur Hand gehabt, — die Gewißheit, daß der Verfasser, Iwan Turgénjew, kein anderer sei, als jener unvergeßliche Genosse und Herbeiführer der schönen Tage und Nächte von 1847, wäre mir schon durch die Lectüre des ersten Bogens jenes Buches geworden. Letzteres aber war das „Tagebuch eines Jägers".

Wie er einst zu erzählen gewußt, so hatte er nun geschrieben. Von seinem Uebersetzer aber schien er vortrefflich verstanden zu sein. Wo der Erzähler selbst spricht in diesen Skizzen, glaubte ich bei der Lectüre Turgénjews eigenstes Deutsch zu hören. Diese Sammlung von Bildern aus dem Volksleben und der Natur seines heimatlichen Gouvernements ist längst, seitdem in alle Sprachen übersetzt, ein nach Gebühr geschätzter Besitz der ganzen gebildeten Welt geworden, die kaum ein diesem vergleichbares Buch besitzt. Zu den meisten der Skizzen, welche seinen Inhalt bilden, hat ihn irgend ein wirkliches Erlebniß, die Begegnung mit

Digitized by Google

einer ihm bemerkenswerth erscheinenden Gestalt, eine in der Natur gesehene lebendige Scene angeregt. Jede sieht wie ein reines Spiegelbild der Wirklichkeit aus; aber keine ist bloße Photographie derselben Sie ist mit den hellen, scharfen Sinnen des Jägers aufgefaßt, aber wiedergeboren aus der Seele eines Dichters und bewahrt einen Hauch von deren eigner Schönheit. Von seinen persönlichen Empfindungen bei dem, was er als erlebt und gesehen schildert, schweigt der Erzähler fast in allen diesen Geschichten. Er schildert, er läßt die Handlungen vor sich gehen und die Menschen reden, jeden in seiner echten Sprache, das Volk wie die Vornehmen. Kennt er doch beide gleich gut und genau; gehört er doch seiner Geburt, Erziehung und Bildung nach zu den letzteren und versteht und fühlt er doch so tief Alles, was die Seele des ersteren bewegt, belastet und quält! Dies „Tagebuch des Jägers" ist keineswegs eine Tendenzschrift. Nirgends reißt den Verfasser die Liebe und das Mitleid mit den Gepeinigten und Unterdrückten, der Haß und die Verachtung der Bosheit und Niedertracht und der Zustände, welche diesen das Recht und die Macht gegen jene gaben, zu Declamationen wider dieselben oder zum beredten Ausdruck seiner Theilnahme und seiner Ergriffenheit fort. Er beklagt nicht und macht sich auch nicht direct zum Ankläger der Verbrechen einer barbarischen Tyrannei und der Consequenzen des Instituts der Leibeigenschaft. Und dennoch hat keines von den unzähligen glühenden Plaidoyers für die unter derselben Leidenden, Geknechteten, keine der leidenschaftlichen revolutionären Predigten gegen die Einrichtung und die, welche sie aufrecht hielten, ausnutzten und eigentlich über die gesammte Bevölkerung des russischen Reichs ausdehnten, eine so gewaltige, directe, auch praktische Wirkung geübt, als diese Sammlung künstlerischer, objectiver Lebensbilder. Man lernt eben aus ihnen kennen, was Sklaverei ist, was Sklavenhalter und Leibeigene sind. Und selbst die aus solchen Zuständen erwachsenen humoristischen und groteskkomischen Figuren und Scenen erwecken die Empörung in der Brust des Lesers gegen das Institut kaum minder als die Darstellung desselben in seiner ganzen Furchtbarkeit und erbarmungslosen Unmenschlichkeit. Zum endlichen Sturz des Systems und zur Aufhebung der Leibeigenschaft hat dies „Tagebuch eines Jägers" vielleicht kräftiger mitgewirkt als alle Arbeiten der Verschwörer in und außerhalb Rußlands.

Das System erkannte den gefährlichen Feind, welcher ihm hier erstanden war. Aber es hatte keine rechte Handhabe, ihn zu vernichten oder unschädlich zu machen. Die Censur ließ das „Tagebuch" ziemlich ungehindert passiren. Man suchte und fand einen anderen Anlaß zu einer Art von Rache oder Strafe. Jedenfalls ist sie keine besonders schwere und grausame gewesen. Der Verfasser wurde für zwei Jahre auf seinen Besitzungen internirt, was ihn indeß nicht hinderte, so oft es ihm beliebte, Moskau zu besuchen. Der Tod Nikolais und der Aufgang der

Digitized by Google

neuen Zeit für Rußland nach dem Abschluß des Krimkrieges hat auch diesen nicht besonders empfindlichen Maßregelungen und persönlichen Freiheitsbeschränkungen Turgénjews ein Ziel gesetzt. Die damalige neue Generation verehrte in ihm einen der wichtigsten Mitarbeiter am Werke ihrer Erlösung. Durch die Mittheilung des Uebersetzers Widert, dessen Bekanntschaft ich unmittelbar nach der ersten Kenntnißnahme der Aushängebogen machte, erfuhr ich wenigstens einiges Thatsächliche von dem Leben Turgénjews seit der Zeit, wo er Berlin verlassen hatte. Die deutsche Uebersetzung vom „Tagebuch eines Jägers" erschien. Aber die darin zur Darstellung gebrachten Zustände und Menschen waren nicht nur unserem großen Publikum, sondern auch den deutschen ästhetischen Bildungskreisen so fremd, die tiefe Trostlosigkeit und die unbarmherzige Wahrheit darin so wenig behaglich, daß man sich gegen die Macht des Eindrucks dieser Erzählungen bei uns anfangs meist verschloß und sie im Allgemeinen, statt der sicher von mir erwarteten, eine ziemlich kühle Aufnahme fanden. Wenn ich persönlich nach meinen damaligen schwachen Federkräften mit vollem Enthusiasmus öffentlich dafür in's Zeug ging, so blieb das natürlich völlig wirkungslos. Auch Paul Heyse, den ich von der Kunst des Erzählers fast eben so sehr bezaubert, als von der poetischen und menschenbildnerischen Naturkraft desselben im Tiefsten ergriffen fand, widmete ihm und seinem Werke eine meisterhafte, sehr eingehende kritische Besprechung im „Deutschen Literaturblatt", in welcher des Dichters Eigenart und Größe allseitig gerecht und erschöpfend gewürdigt wurde. Doch des schon damals gefeierten und allbeliebten jungen Poeten beredtes Wort änderte vorläufig wenig an der fast gleichgültig reservirten Haltung des deutschen Publikums gegen das Buch und seinen Autor.

Ein neuer Versuch, Turgénjew in Deutschland einzubürgern, wurde durch den verstorbenen Wolffson in der von ihm herausgegebenen „Deutsch-russischen Revue" zu Ende der fünfziger und Anfang der sechziger Jahre gemacht. Kein Geringerer als Fr. Bodenstedt übersetzte für dieselbe das vielleicht vollendetste und abgeschlossenste Meisterwerk des Dichters: „Faust; eine Novelle in Briefen". Abwechselnd in Frankreich und in der russischen Heimat lebend, in der höchstcultivirten Gesellschaft der europäischen Großstädte und wieder zwischen seinen russischen Bauern, unter denen er nun eifrig praktisch thätig mitwirkte, das Geschenk der ihnen gegebenen Freiheit zu realisiren und für sie selbst wahrhaft nutzbar zu machen, war Turgénjew während dieser Jahre dichterisch sehr productiv gewesen. Aber die damals geschaffenen größeren erzählenden Dichtungen: „Väter und Söhne", „Erste Liebe", „Dmitri Rudin", „Helene", „Der Antschur", „Annuschka", „Das Gasthaus an der Landstraße" blieben in Deutschland so gut wie unbekannt. Das „adlige Nest" war die einzige, welche damals (1861) in einer deutschen übrigens recht schwachen Uebersetzung (von Paul Fuchs) in Leipzig er-

Digitized by Google

schien. Man kümmerte sich eben in Deutschland noch so wenig um die moderne russische Literatur, daß kein Widerhall, kein Wellenschlag zu unseren literarischen Kreisen selbst von der enormen lärmenden Bewegung herüberdrang, welche z. B. Turgénjews „Väter und Söhne" bei ihrem Erscheinen in seinem Vaterlande hervorgerufen hatte. Es war der größte Erfolg gewesen, welchen der Dichter seit dem „Tagebuch eines Jägers" dort errungen gehabt hatte; aber ein Erfolg von wesentlich anderer Art. Beide Generationen des neuen Rußland, die sich seit der Durchführung der Reformen Alexanders II. gegenübertraten, hatte er im treuesten Spiegelbilde und mit einer wunderbaren, in die feinsten Fasern des inneren Lebens seiner Zeit und ihrer Menschen dringenden, dichterischen Divinationsgabe darin gezeichnet. Es waren nicht mehr die beiden alten Gegensätze, wie sie in der Blüthezeit der Herrschaft des Nikolai'schen Systems sich bekämpften: brutaler Absolutismus und philosophischer Liberalismus. Die Vertreter des letzteren gerade, die „westlich" gebildeten, human und frei gesinnten Ideologen und Romantiker, sahen sich nun plötzlich durch ein junges himmelstürmerisches, entfesseltes Geschlecht in die Position der noch vor Kurzem von ihnen selbst bekämpften „Alten" gedrängt. Der radikale Nihilismus erwuchs mit einer erstaunlichen Schnelligkeit aus dem von Grund aus umgewälzten Boden der russischen Gesellschaft. Turgénjew fand den wahren mustergültigen Typus und Repräsentanten dieser Jugend, den jungen Mediciner Bazaroff. Diese in ihrer Unliebenswürdigkeit doch so imponirende Gestalt und die Bilder derer, welche der Dichter als dessen Schüler und Gesinnungsgenossen mit so unerbittlicher Wahrheit zeichnete, fanden damals noch keineswegs den Beifall der jungen Generation. Sie überschüttete ihren Zeichner mit Invectiven und brandmarkte den, fünf Jahre zuvor noch als einen der Befreier des Vaterlandes Gefeierten als einen Verräther an der Sache der Freiheit. Aber eben so wenig schienen auch die „Alten" mit den in den beiden Brüdern Kisenoff nach ihnen gezeichneten repräsentativen Porträts zufrieden zu sein, sondern sehr geneigt, den Dichter selbst als einen Bekenner der nihilistischen Lehren seines Bazaroff anzuklagen. In England und Frankreich waren diese wie die anderen dichterischen Schöpfungen Turgénjews, unmittelbar nach ihrem Erscheinen in Rußland, in meist vorzüglichen Uebersetzungen erschienen (die französische Bearbeitung von „Väter und Söhne" eingeleitet durch ein Vorwort von Prosper Merimée). Der Autor war dort bekannt wie in seiner Heimat, ja uneingeschränkter noch, als in dieser, verehrt. In Deutschland blieb seine Kenntniß und die Liebe für ihn damals noch immer auf eine ganz kleine Gemeinde von Wissenden beschränkt.

Im Frühling 1863 kam ich zu längerem Aufenthalt nach Paris. Dort, im Hause der Familie Viardot, dort erwartete mich eine gänzlich unerhoffte freudige Ueberraschung: während des ersten Besuchs, den ich

Digitized by Google

bei ihr machte, trat Iwan Turgénjew in's Zimmer. Sein volles Haupt- und Barthaar war früh ergraut; im Uebrigen hatten diese 16 Jahre die wohlbekannte, unvergeßliche Erscheinung nicht wesentlich geändert. Nur wenige Tage wurde mir damals das Glück, mit ihm dort zusammen zuzubringen, die alten Erinnerungen zu erneuern und die Lücken in meiner Kenntniß von seinem Leben und Schaffen während der dazwischen liegenden Periode durch seine Mittheilungen zu ergänzen. Er folgte in jenem Frühlinge der ihm so nahe befreundeten Familie, an welche er sich mit ausdauernder Treue und Innigkeit angeschlossen hatte, nach Baden-Baden, wohin dieselbe zu vieljährigem Aufenthalt übersiedelte, da die moralische und politische Luft des zweiten Empire Herrn Louis Viardot, dem bekannten Kunstschriftsteller und Culturhistoriker, dem ehemaligen gesinnungsstrengen und überzeugungstreuen Freunde Armand Marrasts, unerträglich geworden war.

Dort in Baden-Baden, in dem schönheitreichen Waldthal der Oos, fand ich auf der Heimkehr im Juli desselben Jahres Turgénjew wieder. Und von da ab wurde es zu einer lieben und beglückenden Gewohnheit für mich, in jedem Sommer während 6—8 Wochen seine Wohnung und sein Leben zu theilen. Es schien, als übe der herrliche Ort auch auf ihn jene stille Macht, welche den, der einmal die unvergleichlichen Reize desselben und des Aufenthalts in ihm kennen gelernt hat, mit Willen kaum wieder von ihm scheiden läßt. Das damalige Baden-Baden gewährte seinem Gast und Bewohner in jedem Augenblick den Mitgenuß alles Glanzes und aller Lust der raffinirten, modernen, großstädtischen Civilisation und Lebenskunst, und zugleich die Möglichkeit, ihn nach Belieben sofort austauschen zu können gegen die stillen Freuden einer durch nichts gestörten holden poetischen Einsamkeit, inmitten einer reichen, herrlichen Wald- und Gebirgsnatur, deren Großartigkeit sich mit einer wahrhaft idealen Anmuth auf's Innigste verschmilzt. In einem jener Seitenthäler, welche sich von der Lichtenthaler Allee aus tief hinein zwischen die Waldberge hin erstrecken (im „Thiergartenthal"), lag die Villa Viardot inmitten eines weiten parkähnlichen Gartens, der auf der einen Seite von der Landstraße, auf der anderen von den zu den tannenbedeckten Höhen des Sauerbergs ansteigenden, saftigen Wiesen umgrenzt wurde. Das noch tiefer im Thal gelegene, dem Park nächstbenachbarte Wiesengrundstück erwarb Turgénjew als Eigenthum. 1865 begann er mit dem Bau eines eigenen Hauses auf demselben, einer stattlichen Villa im Stil eines französischen Lustschlößchens Louis XIII. mit hohem Mansardendach und schlanken Cheminées. Um dieses, bald seinem Aeußeren harmonisch auch im Inneren ausgestattete, Schlößchen entstand ein Garten mit alten, breitschattenden Obstbäumen, zierlichen neueren Anlagen, Bosquets und weiten Rasenflächen, kleinen Kiosken, von einer auf dem Grundstück selbst entspringenden Quelle durchrieselt und nur durch eine lebendige Gebüschhecke von dem anstoßen-

Digitized by Google

den, baumreicheren Park des befreundeten Hauses getrennt. 1866 wurde dies neue Heim von seinem Besitzer bezogen, und für die folgenden Jahre bis zum Sommer 1870 blieb es der Schauplatz einer wahrhaft idealen Existenz.

Turgénjew trug zwar die äußerste Trägheit geflissentlich zur Schau. Er schien seine Zeit dort hauptsächlich dem täglichen und stündlichen Verkehr mit der Familie seines Freundes zu widmen; dem Genuß der ihm zum tiefsten Lebensbedürfniß gewordenen, nirgends reicher und vollkommner als in diesem Kreise gebotenen musikalischen Kunst, und — von der sehnlich erwarteten Augustmitte an seiner zweiten Hauptleidenschaft, der Jagd, zu leben. Und trotz dieses Anscheins waren die in Baden-Baden verlebten Jahre für ihn außerordentlich fruchtbare. In jedem derselben mußte er sich, ob auch immer mit bitterem Widerstreben, zu einer Frühlings- oder Winterreise nach Rußland entschließen. Und in dem, wenn auch nur meist wenige Wochen währenden, Aufenthalt in der Heimat und der Wiederberührung mit dem natürlichen Mutterboden seines Genies gewann dasselbe, so schien es, immer wieder neue Kraft, oder wurde es zu neuen dichterischen Gebilden aus dem Leben des russischen Volks und der neuen Gesellschaft befruchtet. Aber auch in seiner relativen Verborgenheit in Baden war er jener nicht ganz entrückt. Die Promenade vor dem Curhause dort hat bekanntlich ihren „russischen Baum", und von den das Thal umgebenden belaubten Hügeln schimmern, wie man weiß, die vergoldeten Kuppeln russischer Kapellen und blinken aus dem Dunkel der Bäume und Bosquets ihrer Parks die lichten Mauern und die Fenster der Villen und Schlößchen zahlreicher russischer Aristokratenfamilien hervor. Baden-Baden war, wenigstens in jenen Zeiten, ein Rendezvous-Platz für alle Typen des modernen Russenthums. Hier fand er die Modelle, die er dichterisch frei, und darum erst recht treffend, 1866 in den Gestalten seines berühmten Romans „Rauch" reproducirte; ein Werk, das den Grimm und Haß so ziemlich aller Parteien seines Vaterlandes gegen ihn entflammte. Bitterere Wahrheiten hatte noch nie ein Dichter, Sittenschilderer, Socialpolitiker seinem eigenen Lande und Volk in's Gesicht gesagt, wie Turgénjew hier dem russischen. Ich muß mich begnügen, nur die Titel der Erzählungen zu nennen, welche während der in Baden-Baden verlebten Zeit von ihm geschrieben worden sind. Die wunderlich-phantastische Erzählung: „Erscheinungen" oder „Visionen", in welcher man so viele geheime Absichten und symbolisch verkleidete Gedanken ihres Dichters erkennen wollte, während sie in Wahrheit (ich habe sie gleichsam entstehen sehen) doch nichts als ein absichtsloser Traum, freilich der Traum und die Phantasie eines echten, mit der Natur auf's Gründlichste vertrauten Realisten ist, eröffnete die Reihe 1863—64. Dort entstanden ferner: „Das Abenteuer des Lieutenant Yergunoff", „Rauch", „Der König Lear auf dem Dorfe", „Eine Unglück-

Digitized by Google

liche", „Eine seltsame Geschichte", „Der Brigadier" und, in Folge eines zur Zeit der Hinrichtung Trauppmanns gemachten Besuchs in Paris, jenes Meisterwerk der Schilderung der letzten Stunden vor der Execution des genannten Mörders.

Es gehört zum höchsten Glück und zu den feinsten Genüssen meines Lebens, gewissermaßen, so weit das bei einer dichterischen Arbeit eben möglich ist, dem künstlerischen Schaffen und Bilden dieses außerordentlichen Genius zugesehen zu haben. Es war so ganz eigenthümlicher Art, so gründlich verschieden von der gewohnten Manier der schriftstellerischen Thätigkeit am Pult. Es ist nie bei Turgénjew auf „Bestellung" geschehen, nie unter der Einwirkung irgend eines äußeren Antriebes, nenne man denselben Ehrgeiz, literarische Ruhmsucht, Wunsch zu gefallen, oder zu bessern und zu bekehren, Tendenz oder Gelderwerb. Durch sociale Stellung und Naturell ist er von Haus aus der Wirkungssphäre solcher Motive, wie sie gerade die mächtigsten für so viele unserer Novellisten sind, entrückt. Und damit auch jener Kleinlichkeit des Sinnes und der Interessen, deren Spuren keine Kunst in den Schöpfungen der damit Behafteten auszulöschen vermag. Wenn Turgénjew schrieb, geschah es jederzeit nur unter dem Zwange einer ihn beherrschenden und treibenden unerklärlichen Macht. Er sah ein bestimmtes Bild, eine Einzelgestalt oder Gruppe. In einer gewissen Beleuchtung und Farbenstimmung trat sie vor sein inneres Auge; zuweilen eine solche, die er einmal in der Wirklichkeit gesehen hatte; ebenso oft aber auch, ohne daß er wußte, woher sie ihm kam. Die Erscheinung belästigte ihn, peinigte ihn selbst, Wochen, Monate lang; kehrte unabläßig immer wieder, als ob sie von ihm ihre objective Gestaltung in einem Kunstwerk gebieterisch verlangte. Wie gern hätte er sich derselben entzogen; auf die Länge konnte er es nicht. Dann fühlte er sich wie von einem Nebelgewölk umgeben. Immer deutlicher gestaltet, traten aus demselben einzelne, meist russische Figuren, Männer und Weiber von verschiedenstem Alter, Beruf, Aussehen, Sprache, Benehmen, zuletzt in leibhaftigster Klarheit heraus, die in irgend einer dem Dichter selbst noch unbekannten Beziehung zu jener Hauptgruppe oder Hauptfigur standen. Er hört sie mit sinnlicher Deutlichkeit sprechen. Sie erzählen ihm ihre Lebensgeschichte, ihre Absichten. Er kann es nicht mehr vermeiden, ein Aktenstück anzulegen, in welchem er, unter dem Namen jedes Einzelnen von ihnen, ihre Mittheilungen, die sich zuweilen wol bis zur Geschichte ihrer Großeltern zurück erstrecken, niederschreibt. Dann wird er sich wol bewußt, daß er den Kreis verengern muß. Er scheidet eine größere oder geringere Anzahl von Personen aus, den Rest läßt er auf einander wirken. Wille und Schicksal, Freiheit und Naturbedingtheit durch Vererbung und natürlichen Volks- und Heimatsboden wirken zusammen, um Lebensgang und Handlungsweise zu bestimmen, die Katastrophen und die Lösungen herbeizuführen. Aus dieser Art

Digitized by Google

des Schaffens erwächst seinen Dichtungen jenes Gepräge der über jede Willkür erhabenen, aber somit freilich auch die eigentliche, mit bewußter klarer Absicht durchgeführte, ästhetische Composition ausschließenden Naturnothwendigkeit des Verlaufs. Sie ist der Vorzug, aber besonders in den Augen so mancher deutschen, ästhetisch wohlgeschulten Kritiker zugleich auch der größte Mangel dieser erzählenden Dichtungen. Diese Beurtheiler mögen es ihnen nicht verzeihen, daß sie nicht, wie es der deutsche Roman vorschriftsmäßig thut, „harmonisch ausklingen", wenn auch tragisch, so doch „versöhnend" schließen; sondern es der Tugend so selten, wie es das Leben und die Wirklichkeit thut, vergönnen, sich zufrieden und vergnügt nach allen Leiden zu Tische zu setzen, während sich das Laster erbricht.

Wie oft habe ich während unseres sommerlichen Zusammenlebens Turgénjew unter dem innerlichen Zwange dieses „Schreibenmüssens" leiden sehen und ihn buchstäblich stöhnen gehört, wenn er es schlechterdings nicht mehr hinausschieben konnte, demselben Folge zu leisten; wenn das einsame Schach- und Billardspielen mit sich selbst und die Hühnerjagd nicht länger mehr ausreichten, um ihn dieser Nöthigung zu entziehen und dieselbe vor sich selbst vergessen zu machen. „Ich muß heute schreiben!" war dann wol ein mit einer Art komischer Verzweiflung ausgestoßener Schmerzensschrei am Morgen eines solchen Arbeitstages. War aber das Werk in der sorgfältigsten Ausbildung zum Abschluß gebracht, so interessirte ihn das fernere Schicksal desselben kaum im Geringsten mehr. Nie habe ich einen Schriftsteller oder Künstler von einer so absoluten, aufrichtigen Gleichgültigkeit gegen Erfolg oder Nichterfolg seiner Werke, gegen die Meinung der Welt und der literarischen Kritik über dieselben gefunden wie ihn: „die That ist Alles, Nichts der Ruhm" auch für ihn. Höchstens, daß ihm zuweilen einmal eine Uebersetzerbarbarei, — und er hat von solcher schlimmer wie andere zu leiden gehabt, — einen Klageruf über seine so plump mißhandelten Geisteskinder entlockte. Seit seiner Uebersiedelung nach Deutschland, — das, wie er in der Vorrede der bei Behre in Mitau erscheinenden deutschen Uebersetzung seiner ausgewählten Werke öffentlich erklärte, er als ein zweites Vaterland verehre und liebe, — begann plötzlich die Popularität, die Beliebtheit seiner Erzählungen auch bei uns von Jahr zu Jahr in rapider Schnelligkeit zu wachsen. Der immer stärker sich entwickelnde, mit der Kraft einer ansteckenden Krankheit in der deutschen Bildungswelt um sich greifende pessimistische Zug unserer Zeit kam der Wirkung von Turgénjews Dichtungen zu gut, während gerade diese in ihnen selbst so stark und herb vorwaltende Stimmung und Weltanschauung zwölf Jahre früher ihrem Eindringen bei uns die stärksten Hindernisse bereitet gehabt hatte. Uebersetzungen und Bearbeitungen nicht nur seiner neuesten, sondern auch seiner ältesten jugendlichen Novellen drängten sich in unsere Romanzeitungen, wie als Buchausgaben. Eine Seite seiner dichterischen

Digitized by Google

Production allerdings haben die Uebersetzer bis diesen Augenblick noch nicht der Beachtung gewürdigt, vielleicht auch nicht gekannt: die von Turgénjew in Baden-Baden verfaßten, französisch geschriebenen Texte zierlicher kleiner, phantastischer Operetten. Er schrieb sie für Madame Viardot, die sie zum Text der von ihr componirten anmuthigsten Musik benutzt. Die Villa Viardot war während aller jener Jahre eine wahre Hochschule des echten Kunstgesanges. Ein Kreis von stimm- und talentbegabten jungen Damen aus allen Culturnationen empfing dort von der großen Meisterin den Unterricht darin. In zwei, damals noch halb kindlichen, reizenden Töchtern schien das mütterliche Gesangstalent sich zu neuer prächtiger Blüthe zu entfalten; wie die allgemeine musikalische Begabung nicht minder auch in einem Knaben, dem jüngsten Sohn des Hauses. Um diesen Schülerinnenkreis auch in den Anfangsgründen des Spiels und des dramatischen Bühnengesanges praktisch zu üben, componirte die Meisterin jene Opern, deren Chor- und Solostimmen, mit Ausnahme einer Männer- und einer Knabenrolle, ausschließlich als weibliche, als Soprane und Alte, gedacht waren. Ich glaube, es war die einzige Art von dichterischer Arbeit, welche Turgénjew mit wahrem Vergnügen und Behagen ausführte, diese Libretti zu verfassen. Und doch waren darin jene nicht eben leichten Bedingungen zu erfüllen. Es sind „Le dernier des sorciers", „Trop de femmes" und „l'Ogre". Der liebende Prinz in diesen Operetten wurde bei den Aufführungen zumeist von Frau Viardot selbst übernommen, welche auch diese Partien noch immer mit dem unverminderten heiteren Glanz ihres Genies und ähnlicher Wirkung durchzuführen wußte, wie die, welche wir sie zwanzig und zehn Jahre früher von der lyrischen Bühne herab ausüben sahen und hörten. Die Baßpartie des alten Zauberers, Paschas oder Menschenfressers übernahm dann wol ein gesangskundiger, bärtiger, in Baden anwesender Freund des Hauses. Wenn ein so Begabter in dem großen Kreise interessanter und hervorragender Männer aus allen Nationen, der sich hier zusammenfand und durch die gleiche künstlerische und menschliche, innige Verehrung und treue Anhänglichkeit verbunden wurde, aber einmal gerade mangelte, so verschmähte es auch wol Turgénjew selbst nicht, dafür einzutreten und sich willig von den hübschen jungen Elfen, Harems-Schönen oder Gefangenen überlisten, necken und peinigen zu lassen zum großen Ergötzen eines Publikums, welches nicht selten mit vollem Recht, buchstäblich zutreffend, ein „Parquet von Königen" und Königinnen, Fürsten und Fürstinnen genannt werden konnte, die einfach als Freunde des Hauses „mit abgelegter Strahlenkrone" der Majestät und Hoheit in der Künstlervilla des Thiergartenthales, dieser greatest attraction des damaligen Baden-Baden für alle edleren, erleseneren Gäste des „Wiesen- und Waldparadieses an der Oos", verkehrten und aufgenommen waren. Bis zum Jahre 69 war die Scene dieser Uebungsaufführungen der Parterresalon in Turgénjews Schlößchen; später die Bühne eines kleinen Theaters, welches im Garten

Digitized by Google

der Villa Viardot errichtet wurde. Vergebens würde ich versuchen, den Zauber dieser Sommerabende und der ihnen folgenden Nächte zu schildern, während welcher diese jungen, kunstgeschulten Mädchenstimmen den Wiederhall in den nahen, dunklen Tannenwänden der umgebenden Waldberge erweckten. Und wenn dann die ganze Schaar in ihren phantastischen Trachten, so manche mit wahrhaft märchenhafter Anmuth geschmückt, auf den mondbeglänzten Gartenwegen, über die thauschimmernden Wiesen und durch den nachtdunklen Park dahinzog zur Villa Viardot, wo das Beisammensein nach dem heitersten Singen erst spät nach Mitternacht sein Ende fand! Und dann der langsame Heimgang an Turgénjews Seite durch die, dem tiefsten Schweigen und Schlummer zurückgegebene Thaleinsamkeit, dem Schlosse zu, an dessen Thür ihn der, nicht ganz mit Unrecht als der nächste und geliebteste Freund seines Herzens bezeichnete, große, prachtvolle, langhaarige Hühnerhund Pegase sehnlichst erharrte ... Wie oft, jeder seine Kerze in der Hand, im Flur stehend, im Begriff, uns in unsere verschiedenen Schlafzimmer zu begeben, blieb man dann wol noch im Flur stehen, durch irgend ein Gespräch, d. h. ein Schilderung, eine Erzählung von ihm, gebannt; nicht selten eine solche, welche sich später zum vielbewunderten Kunstwerk krystallisirt oder ausgebildet hat ... Und wie oft dort drüben über dem Wald kündete der Morgen sich an, ehe man sich losriß aus dem wunderbaren Bann dieses Dichterworts und -Geistes, um noch eine kurze Ruhe zu suchen.

Ich fühlte es deutlich schon in der höchsten Blüthenzeit dieses mir dort und durch ihn bereiteten Glückes, im Jahre 68 und 69, daß es zu schön sei, um *lange* zu dauern. Machte ich doch, sagte der Gott, nur das *Vergängliche* schön. Was ihm, wie dem ganzen Glanz und der Lust dieses Daseins in Baden-Baden ein Ende bereitete, war der Krieg von 1870. Keineswegs, wie man, theils absichtlich, theils unabsichtlich verleumderisch, den betreffenden Persönlichkeiten nachgesagt hat, war es plötzlich erwachter Haß gegen das „zweite Vaterland" Deutschland und Aerger über die Siege unseres Volkes, was die befreundeten Bewohner jener Thiergartenvillen bestimmte, ihren entzückenden Besitz aufzugeben; den deutschen Staub von ihren Schuhen zu schütteln. Umstände rein praktischer Natur machten es ihnen zur Nothwendigkeit. Die Familie Viardot und, wie immer, untrennbar von ihr, Turgénjew übersiedelten zu Ende des Jahres 1870 nach London. Kurz zuvor, in der Mitte des October, besuchte ich sie noch einmal. Von dem eroberten, halbzerstörten Straßburg aus, wohin ich von Versailles für einige Tage gefahren war, kam ich herüber. Wie so traurig und verhältnißmäßig verödet erschienen mir im trüben Licht dieser regnerischen Spätherbsttage die geliebten Stätten des einstigen Glücks! Alles war bereits zur Auflösung verurtheilt und es war mir, wie Marianne von Willemer es so anmuthig ausdrückt, „als flatterten die vergangenen Freuden ängstlich in den Räu-

Digitized by Google

men umher und fühlten, daß sie keine bleibende Stätte mehr haben" sollten. Dies schöne Stück Leben war für immer zu Ende. —

Aber die Kriege gehen vorüber wie die Gewitter, die Blumen blühen auf blutgetränkten Gräbern und verwüstet gewesenen Gärten. Frieden und sonnige Heiterkeit zogen wieder in die Welt ein. Habe ich die Freunde auch nicht mehr in Baden wiedersehen können, so war es mir doch vergönnt, im Jahre nach dem Kriege mit Turgénjew in London zusammenzutreffen, und seitdem fast alljährlich bald auf seiner Durchreise nach Rußland, wenn auch immer nur für wenige Stunden in Berlin, bald für Tage, Wochen und Monate bei häufig wiederholtem Aufenthalt in Paris. Im innersten Wesen immer Russe geblieben und von der tiefen, starken Liebe für sein, ob auch oft so herb von ihm geschmähtes, Vaterland und Volk beseelt, hat Turgénjew doch nicht jene Art von Heimat-Sentimentalität, die uns so oft und viel zu schaffen macht. Ich habe nie gefunden, daß er auf die in Baden-Baden verlebte Zeit mit noch einem anderen Bedauern über ihr Ende, als das über die Unmöglichkeit, eine gute Jagd wie dort im Schwarzwald und der Rheinebene hier in Paris zu haben, zurückgeblickt hätte. Nichts stört ihn da, wo er das Haus seiner Freunde theilt, und in dem schönen Bougival in der Umgegend der Hauptstadt, wo er in demselben weit ausgedehnten parkartigen Grundstück, das sich vom Seineufer bis zu den waldigen Höhenrücken hinter dem Ort erstreckt, eine neue stattliche Villa (diese im Schweizer Chaletstil) in unmittelbarer Nähe der dortigen Villa Viardot bewohnt, — in seinem vollen, ruhigen Behagen und in seinen liebsten Lebensgewohnheiten; es sei denn die jeweilige längere oder kürzere Heimsuchung durch seinen anhänglichsten Freund, die Gicht, und die, durch diese vermehrte Schwierigkeit, zu jagen wie ehemals. Dafür ist er Gemäldeliebhaber und -Sammler geworden. Einer der feinfühligsten und verständnißvollsten Kenner war er durch natürliche Anlage und vieles Sehen von jeher. Daß auch diese Jahre seines Pariser Aufenthalts keineswegs poetisch unproductive für ihn gewesen sind, beweisen — einer ganzen Reihe von kleineren Arbeiten hier zu geschweigen — (wie z. B. jene, allen Lesern der Gegenwart sicher unvergeßliche, furchtbar packende, beklemmende und erschütternde Erzählung: „Der Traum") — schon allein jene beiden großen, erzählenden Hauptschöpfungen: „Frühlingsfluthen" und „Neuland". Beide sind in Deutschland so allbekannt; zumal das letztere Werk hat bei uns eine der ihm in Rußland gewordenen wahrhaft empörenden so völlig entgegengesetzt bewundernde Aufnahme und eine so gerechte Anerkennung seiner außerordentlichen Bedeutung als Dichtung, wie als culturgeschichtliches Zeit- und Charakterbild gefunden, daß es gänzlich überflüssig wäre, mich hier noch einmal meinerseits damit kritisch zu beschäftigen. Wieder ist es Turgénjew ähnlich damit ergangen, wie vor 19 Jahren mit dem Roman „Väter und Söhne". Nur, daß auch die heutigen Nihilisten,

Digitized by Google

deren Bild er nun mit so einschneidender Schärfe zeichnete, den Bazaroff von damals zu den „Alten" werfen würden. An Roheit und Brutalität haben sie ihn weit überholt und ihre literarisch-kritischen Wortführer haben es an dem Ausdruck und an den Beweisen derselben gegen Turgénjew nicht fehlen lassen. Das Wort, das er sich gegeben, keine Zeile mehr zu schreiben, und dessen Bruch seine Freunde und Verehrer noch immer erhofften und herbeiwünschten, hat er bis jetzt wenigstens streng gehalten. Anscheinend kostet ihm das keinen besonders schweren Kampf. Er versicherte mich noch in diesem Frühling in Paris und im letzten August auf der Durchreise nach Rußland bei dem kurzen, doch erfreulichen Zusammensein in Berlin, daß er diesem Entschluß des Nichtmehrschreibens und seiner Durchführung einen unvergleichlich behaglichen Zustand verdanke. Dabei aber entwickelte er wieder eine so glänzende geistige Frische und Regsamkeit, eine so lebhafte Theilnahme und so durchdringendes Verständniß der Dinge, speciell auch der gegenwärtigen, seltsamen und unheimlichen, socialen Erscheinungen und Bewegungen in seinem Vaterlande, eine so bewundernswürdige Fähigkeit der Darstellung und Schilderung des Geistigsten und Phantastischsten wie des Realsten durch die Sprache und sogar durch die deutsche, daß ich den Zweifel, er würde jenen Schwur während seines ganzen hoffentlich noch langen Lebensrestes dennoch brechen, wieder in voller tröstlicher Stärke erwachen fühlte. Für unsere Zeit ist es bekanntlich charakteristisch, daß viele der größten Thaten und Siege von Männern vollbracht und errungen wurden, die ihr sechzigstes Jahr bereits hinter sich hatten. Wer Turgénjew kennt, wie ich ihn kenne, mag die Hoffnung nicht aufgeben, daß die künftige Geschichte der Weltliteratur auch seinen ruhmvollen Namen denen dieser modernen „Alten" anzureihen haben wird.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Hempel's wohlfeile Classiker-Ausgaben

Goethe, Schiller, Lessing, Herder, Wieland etc. etc. **Neue, correkte, billige** und vollständigste Ausgaben in eleg. Einbänden. Kataloge darüber in allen Buchhandlungen gratis, auch direct fr. gegen fr.
Verlagsbuchhandlung **Gustav Hempel** in Berlin W., Behrenstr. 56.

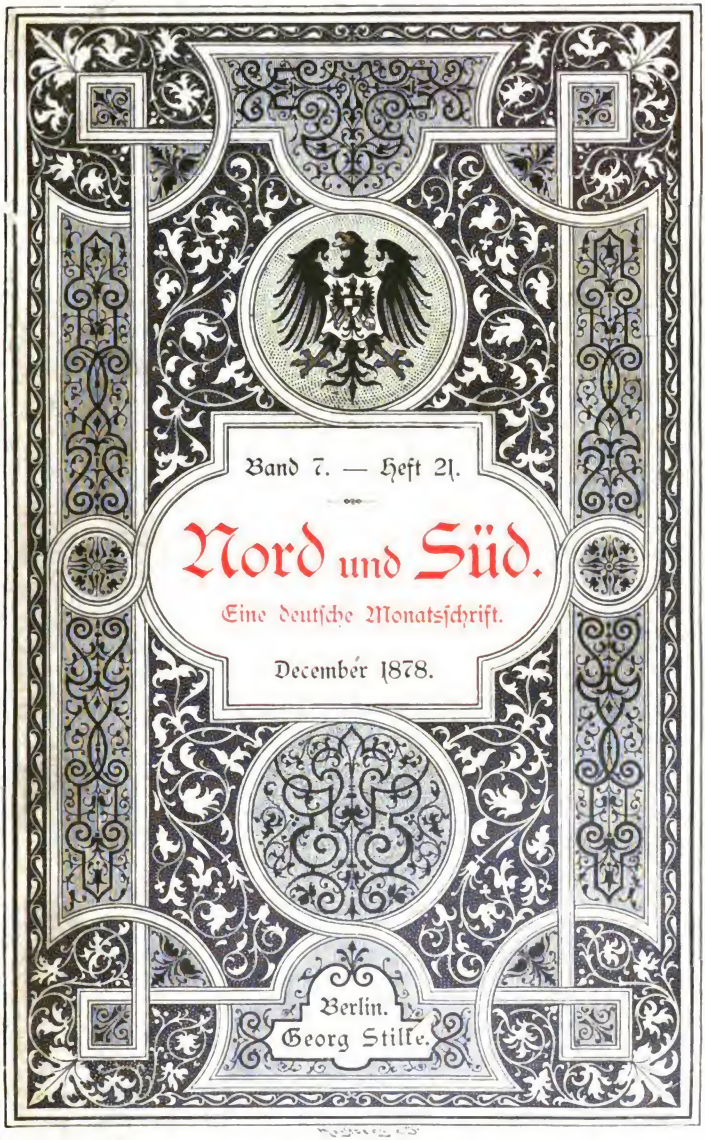
Eine bemerkenswerthe Neuerung in der Erscheinungsweise des „Berliner Tageblatt".

Vom 1. Oktober an tritt das „Berliner Tageblatt" in die Reihe der **täglich zweimal,** in einer **Morgen-** und **Abend-Ausgabe,** erscheinenden Blätter und stellt sich somit — ohne an diese Umwandlung eine Preiserhöhung zu knüpfen — auch in dieser Beziehung in die Reihe der größesten Organe der deutschen Tagespresse. Besaß das „Berliner Tageblatt" bereits eine besondere Spezialität in der Fülle und Sicherheit seiner Informationen, so wird es mit diesen Vorzügen fortan auch eine **Schnelligkeit** der Berichterstattung an den Tag legen können, die von keiner anderen Zeitung übertroffen wird. Sehr zu Statten kommt dabei dem „Berliner Tageblatt" der große Kreis seiner **Spezial-Korrespondenten** in allen Hauptplätzen; dadurch, sowie durch die ausgedehnteste Benutzung des Telegraphen, wird es ihm — bei den ihm nun **täglich zweimal** zugehenden ausführlichen **Spezialtelegrammen** — ermöglicht sein, nicht nur die reichhaltigste und billigste, sondern auch die am **schnellsten** informirte deutsche Zeitung zu werden. Die **Abendausgabe** des „Berliner Tageblatt" wird auf diese Weise schon am nächsten Morgen in allen Theilen Deutschlands in den Händen seiner **71,000 Abonnenten** sich befinden, so daß der noch so entfernt in Berlin wohnende Leser alle bis **Nachmittags 3 Uhr** eintreffende **politische** Nachrichten, einen **ausführlichen Coursbericht** der **Berliner Mittagsbörse** und den größten Theil der **parlamentarischen Verhandlung des Tages** am nächstfolgenden Morgen erhalten wird, für deren Abfassung das „Berliner Tageblatt" übrigens speziell ein **eigenes parlamentarisches Bureau** errichtete. So strebt diese wahrhaft unabhängige freisinnige Zeitung unablässig vorwärts. Natürlich soll das Morgenblatt des „Berliner Tageblatt" dabei nicht vernachlässigt werden und wie sein Feuilleton bisher für unsere ersten Romandichter die beliebteste Art zur Veröffentlichung ihrer neuesten Werke war, so soll auch jetzt von dieser Tradition nicht abgewichen werden; denn im Laufe des IV. Quartals wird der neueste Roman **Berthold Auerbach's** unter dem Titel: **„Forstmeister"** im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht. Außerdem gehen die **werthvollen** Beigaben, das illustrirte Witzblatt **„Ulk"** und das belletristische Wochenblatt **„Berliner Sonntagsblatt"** nach wie vor den Abonnenten ohne jede Preiserhöhung zu, denn der Abonnements-Preis für das „Berliner Tageblatt" in seiner **zweimaligen** Ausgabe, als **Morgen-** und **Abendblatt,** mit allen Gratisbeigaben bleibt vierteljährlich auf **5 Mk. 25 Pf.** normirt, ein Preis, der in der That außer allem Verhältniß zu dem dafür Gebotenen steht. **Alle Reichspostämter** nehmen jederzeit Bestellungen entgegen, und wird im Interesse der Abonnenten gebeten, **recht frühzeitig** das Abonnement anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des Quartals an prompt erfolge.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google



Band 7. — Heft 21.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

Digitized by Google

December 1878.

Inhalt.

Eduard Schelle in Wien. Seite

Richard Wagner 261

Heinrich Kruse in Berlin.

Idyllen.

Die Dachreiter 283

Wider Wind und Wellen. 289

F. Max Müller in Oxford.

Ueber Fetischismus. (Schlußaufsatz) 293

Justus Scheibert in Stuttgart.

An den Grenzen der Strategie und Taktik 315

Hugo Magnus in Breslau.

Die Farbenblindheit. 325

Siegfried Kapper in Pisa.

Klöster und Klosterleben in der Hercegovina 335

K. Th. Richter in Prag.

Die Braut. Novelle 362

Hierzu das Porträt Richard Wagner's, Radirung von J. L. Raab in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.

— Preis pro Quartal 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Digitized by Google

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

VII. Band. — December 1878. — 21. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Richard Wagner.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Luisenstraße.

Digitized by Google

Richard Wagner.

Von

Eduard Schelle.

— Wien. —

Die denkwürdigen Tage des Bayreuther Festspieles stehen noch immer in frischer Erinnerung; sie sind in Wahrheit ein höchst denkwürdiges Ereigniß in unserer Zeit, da die That ganz vereinzelt in der Geschichte der Kunst dasteht. Das Unternehmen, unsere modernen Zustände, das naturgemäße Resultat einer historischen Entwicklung jäh zu durchreißen und dem antiken Ideal auf dem Untergrunde einer heterogenen Gesittung und Cultur einen Tempel zu errichten, mag immerhin als die Folge eines überspannten romantischen Triebes betrachtet werden, es ist nichtsdestoweniger groß — und das muß selbst der anerkennen, welcher sich mit dem Kunstwerk und der Richtung Wagners nicht befreunden kann. Es ist groß, weil es ein hohes ideales Ziel enthüllte, und vor Allem, weil es den Erfolg für sich hatte, nämlich weil es ein Weltpublikum um sich versammelte. Hätte das Bayreuther Festspiel nur eine interne Betheiligung gefunden, so wäre es als eine ephemere Fata Morgana einer phantastischen Illusion auszulegen gewesen, so aber gibt es sich als ein Symptom unserer heutigen Kunstzustände zu erkennen, es erweckt die Ahnung, daß etwas im Staate des modernen Theaterwesens gründlich faul sei.

Aus der Fluth der Berichte und Abhandlungen, welche das Bayreuther Ereigniß hervorrief, stieg das Bild des alten Parteikampfes, der mit den ersten bahnbrechenden Schöpfungen Wagners so heftig entbrannte, wieder hell aufflammend hervor. Es ließen sich wie bei parlamentarischen Verhandlungen drei Parteien deutlich unterscheiden. Da trat hervor die äußerste Linke, welche, unter den Fahnen eines blinden Enthusiasmus kämpfend, in ihrem angebeteten Meister den Parakleten des wahren Kunstheils verkündet, ihn aus dem geschichtlichen Zusammenhang mit dem Ent-

Digitized by Google

wicklungsgange der Musik herausreißend nur mit einem Aeschylos und Shakespeare in Parallele stellt und neben ihm nur noch dem Musiker Beethoven gewissermaßen als Pionier des neuen Kunstwerkes einen Platz einräumt. Ihr gegenüber bemerken wir die äußerste Rechte, welche vor Wagner, als dem Antichrist in der Oper, das Kreuz schlägt, seinem Kunstwerk die ästhetische Berechtigung abspricht, dasselbe als das künstliche Machwerk einer sich nicht ausreichend fühlenden musikalischen Potenz stigmatisirt, dabei aber mit christlicher Liebe der Energie seines Strebens als Milderungsgrund für sein Wirken Achtung zollt. Und da läßt sich denn endlich auch das Centrum nicht vermissen, welches, einen Compromiß mit der Richtung des neuen Kunstwerkes eingehend, sich in einer reservirten Stellung hält und sorgsam die einzelnen Schönheiten abwägt, ohne die Schöpfung aus dem Ganzen und Vollen zu erfassen. Es wurden von dieser Seite her mitunter gar wunderliche Amendements eingebracht. So verlautete es unter Anderem: „Wagners Trilogie dürfte überhaupt nur dann Aussicht auf längere Lebensdauer und allgemeine Verbreitung haben, wenn ein sachverständiger und begeisterter Freund des Tonsetzers sich findet, der durch geschickte Striche das vierabendliche Werk auf ein einabendliches von mäßigem Umfang reducirt." Denn, wenn Wagner auch heutigen Tages siegreich gegen seine Gegner das Feld behauptet, wenn ihm gegenwärtig das große Publikum in seiner Mehrheit unbedingt zustimmt, so zeigt es sich doch bei dieser Gelegenheit, daß die Opposition noch keineswegs gewillt ist, vor ihm die Waffen zu strecken. Dabei läßt es sich indeß nicht verhehlen, daß die pro und contra in's Treffen geführten Gründe zumeist ihre Berechtigung haben, insofern sie sich auf ästhetische Principien stützen. Allein die Aesthetik ist eine sehr unverläßliche Wegweiserin in einer Kunst, deren geschichtlicher Bildungsgang noch nicht in durchsichtiger Klarheit bloßgelegt ist, über deren erste für die ästhetischen Bestimmungen maßgebenden Keime in vormittelalterlicher Zeit erst jetzt ein schwaches Dämmerlicht sich zu verbreiten beginnt, so daß man die Glaubwürdigkeit der Tradition bezweifeln kann. Die Aesthetik ist stets den Forderungen der Kunst gegenüber im Rückstand. Der Genius der Musik wenigstens liebt es, ihrer Dogmen keck zu spotten und seinen eigenen Weg zu gehen. Die Aesthetik läßt uns gerade in den wichtigsten, das Urtheil begründenden, heute namentlich brennenden Fragen, wie: das Verhältniß der Form zum Inhalte, das Wesen der Melodie, die künstlerische Berechtigung der historischen Oper, gar kläglich im Stich. Bei dem Anprall der verschiedenen gegensätzlichen Urtheile und Ansichten drängt sich nur zu häufig Mephistos Ausspruch in „Faust" auf:

„Mit Worten läßt sich trefflich streiten,
Mit Worten ein System bereiten —"

denn in der That können abstracte, aus der Philosophie herübergeholte Begriffe, wenn sie keine historische Basis finden, nicht mehr bedeuten als

Digitized by Google

Worte. Ständen nicht die Kunstschöpfungen Wagners dessen ästhetischen Theorien zur Seite, so dürfte, so geniale Blitze auch aus den letzteren hervorzucken, der Zukunftsruhm des Meisters auf sehr schwachen Füßen stehen.

Der große Parteikampf, der sich an die Person Wagners knüpft und dem Namen Richard Wagner auch für die späteren Zeiten ein ungemein interessantes Relief verleihen wird, findet einen Pendant in dem musikalischen Kriege, welchen im vergangenen Jahrhundert Gluck in Paris entzündete. Dieser Krieg hat mit dem Kampf, welcher durch und um Wagner entbrannt ist, auch darin eine Aehnlichkeit, daß er wie dieser eine für die damaligen Verhältnisse ziemlich weitschichtige Literatur ablagerte, daß die Parteien ihr Kriegsmaterial nur aus dem Arsenal der Aesthetik bezogen und die geschichtlichen Fonds der Musik unbehelligt ließen. Allein in wie kleinen Dimensionen bewegte sich dieser Krieg, wie bescheiden waren die Ziele, welche sich der Schöpfer der „Iphigenie auf Tauris" steckte, im Vergleich zu dem Ziele, welches Wagner in seinem Banner führt. Unter den Schriften, welche jener musikalische Krieg hervorrief, lautet eine: Mémoires pour servir à l'Histoire de la Revolution operée dans la Musique par M. le Chevalier de Gluck. In den Augen der damaligen Franzosen mußte freilich die That Glucks als eine revolutionäre gelten, indem sie das bis dahin herrschende System der französischen Oper über den Haufen warf und ein neues Stilgesetz proclamirte. Im Grunde war aber Gluck doch nur ein Reformator. Er begnügte sich, diese Kunstform von den Auswüchsen zu säubern, welche die italienische Praxis in ihr hervorgerufen hatte, den Wulst der französischen Schablone abzustreifen und einen echten, rein dramatischen Grundton in ihr einzuführen, ließ aber das Gebäude selbst unversehrt. Der Ausdruck Revolution ist vielmehr ein Schlagwort Wagners. Für ihn handelt es sich nicht um eine Reformation jener Kunstgattung, sondern für deren Verklärung in einem ganz neu gearteten Kunstwerke, welches sich mit den geschichtlich gewordenen Formen nicht mehr verträgt. Allein dieses Kunstwerk bedingt eine andere Atmosphäre als die, welche die moderne Welt ausströmt, diese Welt, in welcher die menschliche Natur bei ihrem Streben nach freier, selbständiger Entfaltung ihres ureigenen Wesens an den Hemmungen des socialen Lebens, der staatlichen Verhältnisse, endlich der Formenbildung überhaupt sich nur wund stößt, ohne das Ziel zu erreichen, in welcher endlich die Künste, dahingegeben einem „egoistischen" Sonderleben, statt sich liebevoll zu einem Gesammtkunstwerk zu umschlingen und in diesem aufzugehen, „einsiedlerisch verkümmern", die Kunst überhaupt nur „Luxus" ist. Dem historischen Ideal stellt somit Wagner ein neues Ideal entgegen, und mag immerhin dieses als ein romantisches Utopien zu denten sein, so zeugt es doch von einer großangelegten Natur und von einem wahrhaft schöpferischen, den höchsten

Digitized by Google

Zwecken zugewandten Geiste. Nicht leerer Sturm und Drang, noch weniger Mißstimmung in Folge vereitelter Erwartungen hat Wagner zu dieser Anschauung getrieben, sie ist vielmehr allmählich in ihm aufgetaucht, ist von ihm allmählich zu einer Theorie verarbeitet worden. Anfänglich schloß er sich an die traditionelle und zwar die französische Effectoper in seinem „Rienzi" an, aber schon „Der fliegende Holländer", „Tannhäuser", „Lohengrin" bilden die Etappen zu „Tristan und Isolde" und in der Trilogie „Der Ring des Nibelungen" enthüllt sich nun völlig die von ihm neuentdeckte Welt. Für dieses Ideal ist er stets kampfbereit in die Schranken getreten. Er hat sich keineswegs, wie unsere großen Meister, auf ein stilles Dulden beschieden, sondern mit dem Schwerte der Kritik wie Polemik, das er glücklicherweise wohl zu schwingen versteht, tapfer dreingeschlagen. Wie er im Mai 1849 zu Dresden auf den Barrikaden für seine politische Ueberzeugung einstand, so steht er noch heutigen Tages auf den Barrikaden seiner künstlerischen Ueberzeugung, seine Gegner dräuend in's Auge fassend. In der geistigen Organisation, in der Richtung der Anstrebungen fällt bei Wagner ein verwandtschaftlicher Zug mit Hector Berlioz vor Allem auf. In diesem stand ebenfalls der Kritiker und Literat dem Musiker zur Seite und gleich Wagner hat auch Berlioz, und zwar bereits früher, die Sturmglocke der Revolution in seinem Lande gezogen. Allein Berlioz wollte nur den Geist der Tradition in der französischen Oper entthronen, doch keineswegs das Gehäuse der traditionellen Formen zertrümmern. Der unglückliche Berlioz mußte an seiner Revolution jämmerlich verbluten, während Wagner gegenwärtig als Dictator in der musikalischen Welt triumphirt. Die Franzosen haben eine Liebhaberei für Revolutionen in Staatsangelegenheiten, allein wenn die Traditionen ihrer Kunst in Frage kommen, sind sie entschiedene Absolutisten und namentlich erbittert gegen jeden heimischen Neuerer. Erst in neuester Zeit beginnt sich hier eine andere Windrichtung anzukündigen und hierin machen sich wiederum die Einflüsse des Mannes von Bayreuth wahrnehmbar.

Wunderbares Spiel der Geschichte! Das Gestirn, welches die Richtung Wagners leitet, ist dasselbe, welches einst die Renaissance auf den Pfad zur Oper führte. Das antike Drama war es, welches den Dichter und Musiker der Renaissance am Anfange des 17. Jahrhunderts anlockte, das antike Drama und die hellenische Welt sind es, die Wagner als ein leuchtendes Vorbild vorschweben. So berühren sich in diesen Anstrebungen die Enden zweier Culturepochen, während sie in ihren Resultaten polarisch auseinandergehen.

Jene Doppelnatur, die Vereinigung des Poeten, Literaten und Musikers in einer Person, hebt das Porträt Wagners mit einem eigenthümlichen Nimbus von seinen Zeitgenossen und Vorgängern auf dem Gebiete der Oper ab. Der Dichter, der Kritiker, der Aesthetiker und Musiker schließen

Digitized by Google

in ihm einen Bund, und wie sehr Wagner für jeden von ihnen die vollste Gleichberechtigung beanspruchte, hat er durch die Veröffentlichung seiner schriftstellerischen Werke in einer Gesammtausgabe dargelegt — ist doch für ihn eigens der Name Dichter-Componist erfunden worden. Zwar finden sich einzelne Musiker, die eine gewisse dichterische Fähigkeit zu ihrer Fachkunst hinzubrachten. So haben sich z. B. Hector Berlioz und Lortzing zu ihren Opern — der erste nämlich zu seinen „Trojanern" — die Texte aus eignen Mitteln geschaffen, allein sie legten ihren poetischen Producten keine andere Bedeutung bei, als die eines Stoffes, der erst durch die Musik seine Gestaltung, sein eigentliches Fleisch und Blut zu erhalten hat. Allein Wagner dringt für seine Operntexte durch deren Herausgabe auf einen selbständigen poetischen Werth, auf das Ansehen von Literatur-Dramen. Freilich ragen sie über ihre gesammte Genossenschaft an poetischer Conception, einheitlicher Geschlossenheit, dramatischer Vertiefung unendlich hoch hervor. Sie sind poetisch inspirirte Gebilde, immerhin aber doch nur zu musikalischen Zwecken geformte Stoffe, und wären wir in die Alternative gesetzt, zwischen diesen Dichtungen und deren Musik zu wählen, so würden wir keinen Anstand nehmen, für die ganze Familie der Dichtungen die Musik eines dieser Dramen einzutauschen. So gibt denn auch erst der Musiker Wagner dem Dichter und Literaten Wagner die rechte Weihe, er nimmt beide als werthvolle Gehülfen, aber doch nur als Gehülfen in seinen Dienst. Denn nicht im Reiche der Poesie und Wissenschaft, sondern im Reiche der Musik hat die Geschichte das Postament errichtet, auf welches sie einst sein Standbild stellen wird, wie ich das im Folgenden zeigen werde. Jedenfalls aber erhielt Wagner durch dieses eigenartige Wesen seiner Natur mächtige Impulse, welche ihn auf die seiner Mission entgegenführende Bahn drängten.

Der schöpferische Mann ist ein Kind der Zeit, wie der Geschichte und sein Bild erhält erst die angemessene Beleuchtung, wenn es aus der Summe der Culturentwicklungen aufgefaßt wird, welche den Inhalt der ersteren wie der letzteren bilden; nur dann werden in ein richtiges Verhältniß zu einander die Schwächen wie die Tugenden sich stellen, welche bei einem Genie zum großen Theil aus den Einflüssen der gegenwärtigen Culturgestaltungen erwachsen. Man pflegt zu sagen, der Künstler müsse über seiner Zeit stehen, allein die Zeit ist es, die ihm die befruchtenden Elemente zuführt. Mit tausend Fäden ist er an sie gekettet, doch indem er ihren Inhalt veridealisirt in seinen Gebilden, erhebt er sich über ihre Schranken und schafft aus der Gegenwart für die Zukunft. Die Einwirkungen des Zeitgeistes auf das im Aufkeimen begriffene Genie haben eine unberechenbare Tragweite und die Wandlungen, die es durchmacht, erklären sich nur als Consequenzen des ersten Antriebes, als nothwendige Mauserungsprocesse, in welchen die ersten Eindrücke ihre Schalen abwerfen und sich in neuer Form erweitern.

Digitized by Google

Die jetzige Generation kann sich wol kaum eine rechte Vorstellung machen von jener Zeit, in welche die Jugend Wagners fällt, und in der That, wer sie nicht mit erlebt hat, dürfte Mühe haben, ihr etwas Fruchtbringendes zuzutrauen. Der Aufschwung der Nation, welchen die Befreiungskriege hervorgerufen hatten, dämpfte sich durch die väterliche Fürsorge der Regierungen ab zu einem gemüthlichen Stillleben, zu einem Leben im Kanzleistil, das ohne den erfrischenden Luftzug einer großen politischen Anregung in engster Umfriedigung von bureaukratischer Convenienz und kleinbürgerlichen Verhältnissen sich fortschlich. Aber je mehr der Mensch sich in diese Zustände einspann, desto ungehemmter nahm die Phantasie ihren Flug und schuf ein Zauberreich. Da stieg das Mittelalter mit seinen farbigen Bildern, mit den fahrenden Rittern, den Burgen, mit seinen Drachen und mystischen Gestalten wie ein duftender Frühlingswald vor den entzückten Sinnen auf und sang und klang es darin so wundervoll anheimelnd von den alten, dem Deutschen an's Herz gewachsenen Legenden und Liedern. Das war ein gedeihlicher Boden für die „blaue Blume" der Romantik und die blaue Blume trieb Riesenblüthen. Das war die Zeit, wo ein Theodor Hoffmann, Tieck, Novalis, ein Fouqué die Jugend begeisterten, in der sich Schlegels „Lucinde" als das Ideal des „ewig Weiblichen" aufwerfen konnte, in der Sternbald die züchtige Anmuth in den heiteren Regionen der Kunst als „unsittlich und gemein" verpönte. Der „schöne nackte Mensch" Jung-Siegfried lag schon längst in den Windeln der romantischen Phantasie, bevor ihn Wagner aus der Taufe hob. Eine so heiß empfindende Natur, wie sie Wagner schon in seiner Kindheit bekundete, mußte die farbenglühende Romantik tief und nachhaltig erregen, auf sie mußte der trunkene Uebermuth, mit dem sich die Romantiker gegen die Lebenstraditionen aufwarfen, einen fascinirenden Eindruck üben, da ja die Jugend schon von vorneherein stets geneigt ist, gegen das Bestehende sich aufzulehnen. Wie das Wagner'sche Ideal, der „schöne nackte Mensch" in dieser Richtung bereits aufschimmerte, hat Heinrich Ehrlich in seiner höchst beachtenswerthen Schrift: „Für den «Ring der Nibelungen» gegen das «Festspiel zu Bayreuth»" hervorgehoben. Wie ein elektrischer Funke fielen in diese schwüle, ekstatische Stimmung die Klänge von Webers „Freischütz". Keine Oper hat eine ähnliche Wirkung aufzuweisen wie der „Freischütz", in deren Musik das Volk mit Freude und Erhebung den verlornen heimatlichen Naturlaut seines Empfindens und Fühlens wieder vernahm. Diese Musik, selbst die reinste und lieblichste Blüthe jener Romantik, konnte als die Katharsis des überreizten romantischen Sinnes gelten, der aus ihr eine neue, klärende Kraft zog.

In der Doppelnatur Wagners entfalteten sich nicht etwa zuerst die musikalischen Anlagen, sondern der ihm innewohnende Gestaltungsdrang führte ihn zuerst auf das Feld der Poesie; er glaubte sich zum Dichter

Digitized by Google

berufen. Erst die Zauberklänge Webers und die Harmonien Beethovens weckten in ihm die bis dahin schlummernden musikalischen Neigungen und je mehr er sich in die Werke des Letzteren, namentlich in die Symphonien einlebte, desto mehr zog es ihn zur Muse der Tonkunst hin, der er sich schließlich völlig ergab, ohne den Dichter zu verabschieden. Beethoven, in dessen letzten Schöpfungen die Romantik in den gewaltigsten Schwingungen austönte, war und ist seine eigentliche musikalische Lebensquelle geblieben, während der plastische Mozart ihn wol nie in einem sehr hohen Grade erwärmen mochte. Dorn, der Wagner als achtzehnjährigen Jüngling kannte, erzählt selbst, er zweifle, daß es zu irgendwelcher Zeit einen jungen Tonsetzer gegeben, der mit Beethovens Werken vertrauter gewesen wäre, als der zukünftige Schöpfer des „Lohengrin" und der „Meistersinger".

Der Entwicklungsgang Wagners hat bis zu dem Momente, da der Meister in Dresden den ersten künstlerischen Halt fand, etwas Ueberhastetes, etwas scheinbar Zerfahrenes an sich. „Während er" — so schildert ihn Dorn — „in seiner Laufbahn am Theater mit den Armen in Allerweltspartituren umherfegte, mit den Füßen in Beethovens Werken wurzelte, schlug das noch jugendliche Herz in ungestümer Wallung bald hier-, bald dorthin und der Kopf perpendikelte zwischen den Doppelbeen Bach und Bellini." Der Hang zum Maßlosen macht sich bereits erkennbar in den ersten musikalischen Schöpfungen von größerem Wurfe. Einen tiefen Einblick in die Art des künstlerischen Werdens dieses merkwürdigen Mannes geben uns die Mittheilungen Dorns aus Riga über die beiden Ouverturen „Columbus" und „Rule Britannia", als Wagner diese Werke während seiner Wirksamkeit als Capellmeister am dortigen Theater in einem Concerte zur Aufführung brachte. „Die Conception und Durchführung dieser Tondichtungen" — schreibt Dorn — „konnte man nicht anders, als Beethovnisch nennen: große, schöne Gedanken, kühne rhythmische Abschnitte, die Melodie weniger vorherrschend, die Durchführung breit und in absichtlich schwerfälligen Massen, die Länge fast ermüdend — dagegen das Außenwerk hochmodern, beinahe Belliniſch, wie ich denn nur die nackte Wahrheit erzähle, daß hier zwei Klapptrompeten in Bewegung sind, deren Stimmen vierzehnthalb engbeschriebene Seiten ausfüllen, dazu verhältnißmäßig alle übrigen Spektakel- und Reizmittel. Mag auch eine solche Verbindung von Kern und Schale nicht undenkbar sein, hier wenigstens war sie mißlungen und bot nur den Eindruck eines Hegelianers im Heine'schen Stil." Verkünden es nicht schon diese „Klapptrompeten", daß einst in dem letzten Werke Wagners, in dem „Ring des Nibelungen" das Blech in einem nie geahnten Glanz zu einer nie gahnten Wirkung sich aufschwingen sollte? Damals stritten sich zwei Mächte um die Seele des jungen Meisters, nämlich der hehre Genius Beethovens und die Sirene der modernen Oper. Die Reize der letzteren trugen vorläufig den Sieg davon, denn inmitten dieses Gährungsprocesses waren die Augen Wagners fest auf die fran-

Digitized by Google

zösische Effectoper gerichtet als das würdigste Ziel künstlerischen Schaffens. Thatendurst und Ehrgeiz drängten ihn zu gewaltigen Wirkungen und solche konnte er sich nur von der Bühne her und von dem blendenden, sinneberückenden Zauber der wunderwirkenden Maschinerie versprechen, durch welchen die Franzosen dieser Kunstgattung einen magischen Reiz zu verleihen wußten. Da lächelten ihm zu die heroischen Bilder Spontinis, verhießen ihm die „Stumme" Aubers, der „Robert" Meyerbeers, in welchen Werken sich die französische Oper in ihrer höchsten Glanzentfaltung zeigte, unerhörte Triumphe. Spontini, den man den modernisirten Gluck nennen könnte, blieb das eigentliche Vorbild für Wagner und nach dessen Modell schuf der letztere seinen „Rienzi". Daß er jedoch an Meyerbeer, geschweige an Weber nicht gleichgültig vorübergegangen sei, davon zeugen seine maßgebendsten Werke.

Der Theoretiker und der praktische Musiker stehen gewöhnlich in dem Verhältniß zweier feindlicher Brüder zu einander, doch in Wagner arbeiteten beide einträchtig zusammen. So sehr auch der letztere während dieser Phase den ersteren zu verdrängen suchte, so fand dieser doch in dem Bildungsschatze, den sich Wagner angeeignet hatte, reichliche Nahrung und stand nicht an, dem Musiker drein zu reden. In Folge dieser Wechselbeziehung mußte der letztere der holden Unmittelbarkeit in der Gestaltung wie im musikalischen Ausdruck ledig gehen. Aus demselben lugt in der That eine gewisse Absichtlichkeit nur zu unverkennbar hervor, welche indeß, durch andere Vorzüge ausgeglichen, der Stilweise Wagners ihr eigenthümliches Gepräge aufdrückt. Bekanntlich hat man wol vornehmlich aus diesem Grunde Wagner Armuth an Melodie vorgeworfen und auf Rechnung dieses Mangels zum großen Theil sein System gestellt. Allein der Begriff Melodie ist keineswegs so begrenzt, als daß sich unter seinen Hut alle möglichen Formen dieses Urelements der Musik bringen ließen. Sämmtliche Definitionen dieses Wortes sind nicht so erschöpfend, daß durch sie der Schleier des Bildes von Sais gelüftet worden wäre. Selbst der Musiker Wagner, wenn er uns das geheimnißvolle Wesen dieses musikalischen Naturlautes, mit dem er doch in unmittelbarster Berührung steht, mit Worten enthüllen will, verliert sich in „dunkle Tiefsinnigkeiten", in wahrhaft sibyllinische Sprüche, welche das alte Räthsel durch ein neues Räthsel lösen wollen. Der Meister überträgt seine Empfindungen auf alle Welt, wenn er dem Leser folgende Lösung bietet: „Die Melodie ist die Erlösung des unendlich bedingten dichterischen Gedankens zum tiefempfundenen Unbewußtsein höchster Gefühlsfreiheit: sie ist das gewollte und dargethane Unwillkürliche, das bewußte und deutlich verkündete Unbewußte, die gerechtfertigte Nothwendigkeit eines aus weitester Verzweigung zur bestimmtesten Gefühlsäußerung verdichteten, unendlich umfangreichen Inhaltes." Man fühlt aus diesen Worten heraus die Ahnung der Wahrheit, allein das „Unbeschreibliche", hier ist es — nicht

Digitized by Google

gethan. Als nun der Rausch über den glänzenden Erfolg des „Rienzi" verflogen war, diese Oper als ein überwundener Standpunkt abgeworfen war und der Meister in seinen nächsten Werken aus dem Geleise der herkömmlichen Opernpraxis trat, mußte er die Erfahrung machen, daß das Publikum ihm kein rechtes Verständniß für die Welt entgegenbrachte, in welche er es nun einzuführen begann. Die Unversöhnlichkeit der Elemente seiner jetzigen Stilweise mit den sanctionirten Dogmen der französischen Oper kehrte sich mit vollster Härte hervor, als der „Tannhäuser" im Jahre 1861 in Paris auf der Bühne der Académie Impériale erschien. Die Aufführung führte zu einem Mißerfolg, wie er sich kaum größer gestalten konnte.

Der Theoretiker kam nun in Wagner vollends zur Geltung, als dem Geächteten und Verbannten, der in der Schweiz eine Freistätte fand, die Schopenhauer'sche Philosophie tröstend entgegenkam. In seiner damaligen Stimmung mußte Wagner der Schopenhauer'sche Pessimismus sympathisch anmuthen, aber immerhin war diese Philosophie doch nur eine trübselige graue Schwester, eine traurige Trösterin. Denn unter allen Philosophien ist keine, die mit der Musik auf einem so gespannten Fuße steht, wie die Schopenhauers. Der große Denker anerkennt in unserem Gesammtbewußtsein zwei Seiten, indem dasselbe theils ein Bewußtsein vom eigenen Selbst, also der Wille, theils ein Bewußtsein von anderen Dingen und als solches anschauende Erkenntniß der Außenwelt ist, und in der ersten, der dem Innern zugekehrten Seite des Bewußtseins wurzelt nach ihm die musikalische Conception. Es wären somit die Tonwellen der berufene Dolmetsch des Urwillens, wäre die wahre Philosophie somit in der Musik gewissermaßen destillirt. Gewiß ein geistreicher, tiefer Gedanke, der aber in seiner praktischen Anwendung doch zu gefährlichen Resultaten führen kann. Denn gar leicht könnte unwillkürlich der persönliche Wille in das Gewand des Urwillens schlüpfen und seine eigenen Consequenzen für die nothwendigen Ausflüsse des letzteren halten. Wagner legt selbst zu wiederholten Malen den Accent darauf, daß erst dann dem Musiker die Zunge gelöst werde, er nur dann die Sprache des Willens zu sprechen vermöge, wenn er mit dem Dichter in innigster Gemeinschaft verbunden wäre und beide in einer Person die beiden Seiten unseres Gesammtbewußtseins repräsentiren. Gäbe es in dem Leben eines großen, die Zeit erfüllenden, schöpferischen Künstlers ein Wenn, da ja alle Einwirkungen sich schließlich als nothwendige Bedingungen der historischen Erscheinung gestalten, so könnte man den Verkehr mit dieser Philosophie bei Wagner bedauern, und nach einer Richtung hin möchte man ihn in der That bedauern.

Auf Anregung von dieser Seite her entstanden die in vieler Beziehung merkwürdigen Schriften „Die Kunst und die Revolution", „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama", in denen er seinen Bruch mit der Vergangenheit verkündete und als der Gründer eines

Digitized by Google

neuen Systems auftrat. Aus seinen Anschauungen erbaute nun der Theoretiker mit Beihülfe des Musikers einen Riesentempel, auf dessen Altarstätte das Standbild des Gesammtkunstwerkes der Zukunft im Centralpunkte der Menschheit sich erhebt. Ein großartiges System, das Bewunderung für den Denker abnöthigt, aber nichtsdestoweniger mit den Wurzeln in der Luft hängt. Um es in's Leben einzuführen, müßte vorerst die Geschichte von Unterst zu Oberst gekehrt, müßte mit der mählich gewonnenen Cultur tabula rasa gemacht werden — und damit dürfte es doch gute Weile haben.

Das eigentliche Endziel des musikalischen Bildungsganges erkennt Wagner in der Gattung der Oper. Denn „mit dem Erlöschen des rein religiösen Geistes des Christenthums verschwand auch eine nothwendige Bedeutung des polyphonischen Kirchengesanges, und mit ihr die eigenthümliche Form seiner Kundgebung. Der Contrapunkt, als erste Regung des immer klarer auszusprechenden reinen Individualismus, begann mit scharf ätzenden Zähnen das einfach symphonische Vocalgewebe zu zernagen, und machte es immer ersichtlicher zu einem oft nur mühsam noch zu erhaltenden künstlichen Zusammenklang innerlich unübereinstimmender, individueller Kundgebungen. — In der Oper endlich löste sich das Individuum vollständig aus dem Vocalvereine los, um als reine Persönlichkeit ganz ungehindert, allein und selbständig sich kundzugeben. Da, wo sich dramatische Persönlichkeiten zum mehrstimmigen Gesange anließen, geschah dies — im eigentlichen Opernstile — zur sinnlich wirksamen Verstärkung des individuellen Ausdruckes — oder — im wirklich dramatischen Stile — als, durch die höchste Kunst vermittelte, gleichzeitige Kundgebung fortgesetzt sich behauptender charakteristischer Individualitäten" („Oper und Drama", 3. Theil, S. 203). Die absolute Musik hat dagegen die Bestimmung, sich als Mittel zu diesem Zwecke herzugeben. Nach Wagner hat sich ja unsere moderne Musik gewissermaßen aus der „nackten Harmonie" entwickelt — „sie hat sich willkürlich nach der unendlichen Fülle von Möglichkeiten bestimmt, die ihr aus dem Wechsel der Grundtöne, und der aus ihnen sich herleitenden Accorde, sich darboten. Soweit sie diesem ihren Ursprunge ganz getreu blieb, hat sie auf das Gefühl auch nur betäubend und verwirrend gewirkt, und ihre buntesten Kundgebungen in diesem Sinne haben nur einer gewissen Musikverstandesschwelgerei unserer Künstler selbst Genuß geboten, aber nicht dem unmusikverständigen Laien." Man sieht aus diesen Beispielen, wie hoch die Argumente zu veranschlagen sind, welche die Aesthetiker vom hohen Kothurn der Wissenschaft herab a priori der Musik zuwerfen, ohne deren Geschichte zu befragen, denn zufällig war es der Contrapunkt, an dem im Mittelalter der polyphone Satz emporrankte und diese „nackte Harmonie" — um den Ausdruck beizubehalten — hat ein fast tausendjähriger Entwicklungsproceß als eine spätreife Frucht abgeworfen, sie ist somit ein organisch hervorgewachsenes Mittel der

Digitized by Google

modernen Kunst, aber nicht eine Quelle derselben. Obendrein soll sich die absolute Musik in ihrer reinsten Form, in der Symphonie, bereits ausgelebt haben, indem ja mit der neunten Symphonie Beethovens dieses Genre sich erschöpft habe und verbliebe denn in der Oper das einzige Gut, welches Renten verspricht. Allein die Oper in ihrer überkommenen Gestalt kann Wagner nicht genügen; sie deutet eher auf einen Nothstand des künstlerischen Bedürfnisses hin, als daß sie eine Erfüllung desselben böte. Die Oper ist ihrer Wurzel nach ein romanisches Gewächs. „Ihr vornehmer Ursprung aus den Palästen der Fürsten empfahl sie wiederum den deutschen Fürsten, so daß die Fürsten die Oper in Deutschland einführten." Die Oper ist eine Luxuspflanze der Kunst, welche in dem Prunke der Höfe wie der Aristokratie ein üppiges Gedeihen fand, und mit ihrem scenischen Flitter eher auf eine zerstreuende Unterhaltung als auf eine künstlerische Erbauung hinzielte. „Das musikalische Drama war recht eigentlich ein Schauspiel geworden, während das Schauspiel ein Hörspiel geblieben war." Unter diesem Gesichtspunkt nimmt auch der Verfasser der „musikalischen Charakterköpfe" in seiner „Kriegsgeschichte der deutschen Oper" die romanische Erfindung auf und ist so unbarmherzig, diese Kunstgattung zu einem jämmerlichen Tode zu verurtheilen, ihre Stellung als Erbe dem Oratorium zuzusprechen. Diese Ansicht hat allerdings den Anschein für sich. Die Oper war in der That in einer aristokratischen Wiege geboren, und wenn man den Blick nur an der Oberfläche der Begebenheiten haften läßt, so könnte man sie als ein künstliches, in der Retorte der Renaissance-Bildung erzeugtes Product richten. Da saßen ja die vornehmen Florentiner Herren in ihren Palästen zusammen und disputirten über die Schönheit der griechischen Musik, und nach ihrem Recepte präparirten die Musiker die Monodie. Nun die Sprache gefunden war, sollte auch das antike Drama in neuer Form auferstehen, und da erging es ihnen wie jenem Alchymisten, der statt des gesuchten Goldes das Porzellan fand — statt des angestrebten Abbildes des antiken Dramas entdeckten sie die moderne Oper. Doch das sind nur äußerliche Vorgänge, welche in den Verhältnissen der Zeit lagen. Der Anschein ist nicht immer der Gewährsmann historischer Wahrheit. Die Oper war schon längst vorbereitet, bevor sie in den Gesichtskreis der Kunst trat. Sie ist organisch nach dem der musikalischen Kunst innewohnenden Naturgesetze erstanden aus den künstlerischen Antrieben der mittelalterlichen Ueberlieferung, und jene Florentiner gestalteten nur das, was bereits zur Gestaltung überreif war. Wenn auch erzaristokratischer Abkunft, ist die Oper nichtsdestoweniger eine geschichtlich begründete, mit einer künstlerischen Mission betraute Erscheinung. Keineswegs aber läßt sie sich zum Culminationspunkt aller musikalischen Bildungen hinaufschrauben, sie ist zunächst nur die nothwendige Durchgangsform zu einer reicheren und freieren Entfaltung der Musik. In der Kirche und in der

Digitized by Google

Klosterzelle hatte die Tonkunst ihre erste Erziehung genossen, an dem Meßcultus sich erstarkt und emporgebaut zu der kunstvollen Architektonik des polyphonen Satzbaues. Als nun die Zeit gekommen war, wo das Gebot einer Erweiterung des Ausdruckes zu einer individuellen Gefühlssprache an sie herantrat, fand sie in dem dramatischen Gerüst des Theaters die Stütze, deren sie nothwendig bedurfte. Jetzt fand auch die zahlreiche Familie der Instrumente den ersehnten Spielraum, sich zur Geltung zu bringen. Es bildete und organisirte sich das Orchester und an ihm bildeten sich die Formen, in welchen die Musik in voller Freiheit sich ergehen und sich als selbständige Kunst ihren Schwesterkünsten ebenbürtig zur Seite stellen konnte. In der Prachtblüthe der Symphonie feiert die Musik ihren höchsten Triumph, die Symphonie mithin ist es, in welcher das geschichtliche Werden der Musik grandios sich zuwölbt. Wagner liebt es, die Musik als eine weibliche Kunst aufzufassen, allein ein Blick in den Concertsaal kann ihn belehren, daß diese weibliche Kunst, wo sie aus ihren eigenen Mitteln schöpft, sich als männlich stark erweist. Verfolgen wir das Flußbett der Oper, so finden wir es eingedämmt von Lagern abgestorbener Partituren, in denen zum großen Theile einst ein gar kräftiges Genie pulsirte. Aus den Repertoiren fällt jahrein jahraus ein oder das andere dürre Blatt ab, an dessen frischem Grün die Zeitgenossen sich weideten und dem sie eine unvergängliche Lebenskraft zusprachen. Wie anders aber, wenn die Musik als Selbstherrscherin auftritt. Die Sonaten und Suiten Händels und Bachs werden jünger, je weiter die Zeit vorschreitet. Die Chöre Händels und Bachs klingen noch ebenso kräftig und zündend drein, wie zur Zeit ihres Entstehens, denn wo das Tonwesen das Recht hat, souverän über dem Worte zu walten, da emancipirt es sich von der Macht desselben und kann seine Vollkraft spielen lassen.

Ueberhaupt nimmt die Geschichte der Musik gegenüber der Geschichte der anderen Künste gewissermaßen eine Sonderstellung ein, indem sie in ihren Phasen das interessante Bild eines heftigen Kampfes um das Dasein entrollt. In den ersten Anfängen dieser Kunst, die mit den Anfängen der römischen Kirche zusammenfallen, stützt sich der Ton wie hülflos und schwach auf das Wort. Er ist diesem unterwürfig und begnügt sich nur, ihm eine höhere Weihe zu geben, ohne sich selbstisch hervorzudrängen. Aber schon in der kleinsten Ligatur regt sich die mächtige Triebkraft des Tones, die in ihm verborgen liegt. Aus der Verschmelzung zweier Töne treiben weitere Verbindungen hervor, die zu langen und bunten Tongewinden sich ausstrecken; da erblüht eine Fülle von Verzierungen, von Melismen verschiedenster Art, von rhythmischen Accenten, und der ursprüngliche Sprachgesang erwächst schließlich zu einem Kunstgesang, der sich wie eine schimmernde Decke über dem Worte ausbreitet. Ein ähnliches Schauspiel stellt sich dar, als im neunten Jahrhundert das Bedürfniß nach

Digitized by Google

harmonischer Gestaltung rege wurde. Aus dem rohen, ungefügigen Organum des Hucbald entspann sich durch das Weben des Contrapunktes der polyphone Satz der Niederländer, der mit seinem Stimmgeflechte das Wort gänzlich umstrickte, daß das Tridentinische Concil sich bewogen fand, gegen den überwuchernden Figuralgesang Einsprache zu erheben, um die Rechte des geheiligten Textes zu wahren. Und denselben Proceß sehen wir abermals sich wiederholen, als die Oper in die Erscheinung trat. In der „Eurydice" der Peri und Caccini bescheidet sich der Ton zu einer untergeordneten, dienenden Stellung zum Worte gemäß der Vorschrift des Grafen Bardi, eines der Gründer der Oper, daß „die Musik nichts sei als Sprache und Rhythmus und erst zuletzt der Ton, und nicht umgekehrt". Die Melopoe beschränkte sich auf eine einfache Recitation. Aber nur zu bald sehen wir dieses einträchtige Verhältniß sich lösen. Der Kunstgesang beginnt mächtig aufzuschießen in üppigen Coloraturen, welche wie Lianen das Wort umwanden und es schier erdrückten. Auf der andern Seite will das Orchester auf die Dauer nicht in seiner ursprünglichen Bestimmung beharren, den Untergrund für den Gesang zu bilden. Es sträubt sich gegen die dienende Stellung, die ihm zugewiesen war und ringt nach einer gewissen Selbständigkeit neben der Bühne. Unter Mozart richtet es sich schon zu einer symphonischen Bedeutung auf und nimmt einen gefährlichen Anlauf gegen die Bühne, wie denn bekanntlich dem Schöpfer des „Don Juan" die noch an die italienische Oper gewohnten Zeitgenossen vielfach den Vorwurf einer zu starken Instrumentirung machten. Unter Beethoven rückt die Symphonie in das Orchester und dringt nun mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Oper ein. In „Tristan und Isolde" ist in dem Chor- und Ensemblegesang das letzte Bollwerk derselben gefallen und in der Trilogie zieht die Symphonie mit klingendem Spiel in die überwundene Oper ein und pflanzt auf der Bühne das Siegesbanner auf. Indem Wagner das volle Schwergewicht des dramatischen Ausdrucks in das Orchester legt, so spricht er nur der Symphonie das Wort und handelt darin nur unter den zwingenden Einflüssen des historischen Zuges, welcher sich durch alle Phasen des Bildungsganges der Musik verfolgen läßt und alle diese Phasen in einen organischen Verband zu einander setzt. Wagner hat die Symphonie zur Herrin über die Oper erhoben; in ihm rächt sich die absolute Musik an dem Worte für den Frohndienst, den sie demselben so lange leisten mußte.

Allein auch in den Formen der absoluten Musik macht sich eine eigenthümliche Bewegung wahrnehmbar, hindrängend nach Zielen, welche über das engere Weichbild der musikalischen Kunst hinausragen. Bereits in den Symphonien Beethovens erkühnt sie sich, aus ihrer Selbstgenügsamkeit sich herauszuschälen. Der Ausdruck folgt nicht einzig und allein specifisch musikalischen Impulsen, sondern auch den Anregungen eines der Conception vorschwebenden poetischen Gedankens und gestaltet sich, den

Digitized by Google

Forderungen desselben gemäß, mehr oder weniger bestimmt in dem Bestreben, den Widerschein dieses Gedankens aus dem Tonbilde hervorleuchten zu lassen. In den in diesem Boden wurzelnden Werken der nachfolgenden Meister, insbesondere der Franzosen, erhebt sich der poetische Gedanke zur Höhe eines gesetzgebenden Factors und gewinnt festere Contouren. Er schlägt sich hier zu einem Programm nieder, verdichtet sich dort zu einem Gedicht, welches sich mit der Symphonie verwebt und deren eigentlichen Kern bildet; eine Form, für welche die Franzosen den Ausdruck Ode-Sinfonie ersonnen haben. Die Programm-Musik ist nun freilich nichts weniger als eine Erfindung der Neuzeit, sondern ebenso alt wie die absolute Musik selbst. Denn mit dem Momente, da sich die Emancipation der Musik von dem Wort vollzog, erwachte auch das Bedürfniß, in den Kreis der Formen, welche das unmittelbare Gefühlsleben schildern, bestimmtere, an Vorstellungen haftende Empfindungen als einen reellen Inhalt hineinzutragen, ja selbst äußere Vorgänge und Ereignisse in der Musik zu conterfeien. So soll eine Sonate von Kuhnau, dem Vater der mehrsätzigen Claviersonate, „präsentiren": 1) Sauls Traurigkeit und Unsinnigkeit, 2) Davids erquickendes Harfenspiel und 3) des Königs zur Ruhe gebrachtes Gemüthe, und von diesen naiven Ausgeburten der musikalischen Phantasie bis zu Beethovens „Schlacht bei Vittoria" zieht sich eine gar lange Strecke Weges. Jene Gebilde sind gleichsam nur Uebungen, in welchen die kaum zur Selbständigkeit gelangte Musik ihre erste Kraft erprobte, während sie in der Programm-Musik der Neuzeit im Vollbewußtsein ihrer Stärke eher ein übermüthiges Spiel treibt. Von dem poetischen Gedanken führt nur ein Schritt zur Verkörperung desselben durch das Bild einer äußeren Handlung — und diesen Schritt hat die absolute Musik in „Tristan" und noch entschiedener in der Trilogie gethan und nicht etwa als eine Hülfsbedürftige, sondern aus dem freiesten Antriebe, um ihre Macht gegenüber dem Worte darzulegen. Denn daß sie in der Symphonie Beethovens noch nicht ihre letzten Trümpfe ausgespielt habe, dafür leisten Mendelssohn, Schumann und Brahms genügende Bürgschaft.

So muß denn Wagner vor Allem Anstoß an dem Chor nehmen, für den sich auch nirgends Raum in seinem Drama findet. Für ihn ist der Chor nur eine Menge von „Individualitäten von so untergeordneter Beziehung zum Drama, daß sie zu dem Zwecke polyphonischer Wahrnehmbarmachung der Harmonie, durch nur musikalisch symphonirende Theilnahme an der Melodie der Hauptperson, verwendet werden könnten". Der Chor kann daher „nur von lebendig überzeugender Wirkung sein, wenn ihm die blos massenhafte Kundgebung vollständig benommen wird. Eine Masse kann uns nie interessiren, sondern blos verblüffen; nur genau unterscheidbare Individualitäten können unsere Theilnahme fesseln". Damit muß nun aber die Musik ihr werthvollstes Vorrecht, welches sie vor den an-

Digitized by Google

deren Künsten genießt, gänzlich aufgeben, nämlich das Vermögen, ein und dieselbe Stimmung in verschiedenen Individualitäten gleichzeitig zur Aussprache zu bringen. Und mit dem Chor müßte dann zugleich der Ensemblesatz fallen. Man wird dabei unwillkürlich an den Vorwurf erinnert, den nach der Aufführung der „Iphigenie" ein Gegner Glucks dem Meister in Betreff des Duetts zwischen Agamemnon und Achill machte. Das Zusammensingen der beiden Helden sei verwerflich, da es sich nicht zieme, daß zwei Personen gleichzeitig sprechen. Wagner selbst hat dieser Theorie ein kostbares Moment für eine gewaltige Wirkung geopfert, nämlich im zweiten Acte des „Tristan" bei dem Erscheinen des Königs Marke mit seinem Gefolge am Schlusse des Liebesduettes. Hier, wo bei dem Anblicke des schuldigen Paares die Empörung über die dem König angethane Schmach auf allen Gesichtern gleichzeitig aufblitzt, erwartet man, daß diese gemeinsame Empfindung in einem gleichzeitigen Ausbruche sich Luft mache, da die Musik die Mittel besitzt, eine gemeinsame Empfindung nach den verschiedenen Personen charakteristisch zu schattiren. Hier war ein Ensemblesatz durch die Situation motivirt, er war hier eine Naturnothwendigkeit, und dieses Moment verpufft wirkungslos in einer langweiligen Moralpredigt, die der König an die Schuldigen richtet. Man kann die Consequenz Wagners nicht genug bewundern, man hätte ihm aber in diesem Falle um des Gewinnes einer so mächtigen, so psychologisch begründeten Wirkung willen gern für eine Inconsequenz gedankt.

In „Tristan" ist Wagner auf dem Punkte angelangt, wo er sich der letzten Pflichten gegen den traditionellen Bau der Oper enthebt und den von seinem System gebotenen Weg ohne weiteres Bedenken einschlägt. Er selbst bekennt, daß er sich in diesem Werke „mit der vollsten Freiheit und gänzlichsten Rücksichtslosigkeit bewegte und sein System weit überflügelte". „Mit voller Zuversicht versenkte ich mich hier nur noch in die Tiefen der inneren Seelenvorgänge und gestaltete zaglos aus diesem Centrum der Welt ihre äußere Form." In diesen Worten liegt eine Kriegserklärung. Die romantische Phantasie zieht hier alle Register der Willkür, wirft alle Rücksichten für die Bedingungen zur Seite, welche das Gebot dramatischer Einheit auferlegt. Die frischen, vollblütigen Gestalten der Sage sind in „Tristan" mit dem Geiste Schopenhauer'scher Philosophie imprägnirt, sie siechen am modernen Pessimismus, sie stehen in schneidigem Contraste mit der Zeit und dem Kostüme, welche das scenische Bild vorhält. In der obigen Erklärung aber vernimmt man zugleich die Stimme des absoluten Musikers, denn nur in dem absoluten Musiker kann das Gelüsten Raum gewinnen, die objective Erscheinung in dem subjectiven Empfindungsleben aufzulösen. So läßt auch das Orchester alle Zügel schießen und strömt in symphonischer Breite aus. Das Princip, den musikalischen Satz auf Motive zu bauen, in welchen sich die Hauptstimmungen des Dramas zu musikalischen Themen krystallisiren, übt hier

Digitized by Google

sein Herrenrecht schon in unbeschränkter Weise aus. Der Chor ist bis auf einige kleine Sätzchen verbannt, welche der Zwang der Situation dictirte. Derselbe Zwang nöthigte den Dichtercomponisten auch in der „Walküre" wie in der „Götterdämmerung", den Chor wider sein Princip vorübergehend einzuberufen. Der „Tristan" ist ein hochinteressantes Werk, weil es den Stempel des Erlebten an sich trägt, aber nur die mit wunderbarer Treue die überschwänglichen Stimmungen in prachtvollen Farbentönen abspiegelnde Musik kann für die peinlichen Eindrücke schadlos halten, welche die krankhaft überreizte Empfindungswelt der Dichtung hervorruft. Man muß sich aber in dieses Tonwesen erst hineinleben, um seinen hohen Werth zu ermessen.

Der eigentliche Grund aber, warum Wagner mit dem Chor nicht pactiren will, liegt darin, daß eben dieser Chor eine fest geschlossene Masse bildet und sich dem Orchester gegenüber gewissermaßen als ein Gegenorchester hinstellt, welches gegen die Gleichberechtigung des Wortes mit der Musik einen kräftigen Widerstand leistet. Und daß diese Masse nicht blos „verblüffen", sondern auch interessiren kann, hat Wagner selbst dargelegt, indem er in seinem der Vollendung zueilenden „Parsifal" dem Chore wieder eine Hauptrolle zugetheilt hat.

Es ist interessant zu beobachten, wie sich jener geschichtliche Proceß in Wagner personificirt, namentlich in „Tristan" und in noch höherem Grade in der Trilogie in scharfen und getreuen Linien sich abzeichnet. Man kann ihn in der letzteren bis auf's Tüpfelchen nachweisen. Dem Schooße des Orchesters, also dem symphonischen Repräsentanten der absoluten Musik, ist das Musikdrama entstiegen und die absolute Musik umfluthet mit freiem und unbehindertem Wellenschlage in der unendlichen Melodie das Wort. Denn diese unendliche Melodie, der erste Factor der Melopoe Wagners und das Kreuz der Legitimisten, ist nicht etwa urplötzlich aus dem Haupte des Meisters gesprungen, sondern eine geschichtlich vorbereitete Erscheinung. Verfolgt man den Gang der Melodiebildung von den ersten Anfängen an, so sieht man ein Moment aufdämmern, wo die Melodie die Schleusen ihrer gewonnenen Form durchbrechen und in einem ungeahnten Ergnß sich ziellos ausbreiten muß. Waltet doch in der musikalischen Kunst ein eisernes Gesetz in dem Bedürfniß nach einer stetigen Steigerung des Ausdrucks sowol nach Seiten der Form wie der Harmonie und des Colorits. Von dem einfachen Dreiklang, welcher der mittelalterlichen Polyphonie zur harmonischen Basis diente, führt der Drang nach Erweiterung der accordlichen Beziehungen naturgemäß über Schumann zu den überspannten Vorhaltsharmonien, mit denen Wagner hantirt, und in gleichem Verhältnisse nehmen Architektonik und Orchester größere Dimensionen an. Darin bekundet sich ja eben der gewaltige Naturtrieb im Tone, daß die Formen das Element zu fortlaufenden Neubildungen in sich tragen. Ebenso wenig sind nun auch die so übel beleumundeten Leit-

Digitized by Google

motive vom Baume gebrochen, sondern den Entwicklungen der letzten Kunstphase organisch entkeimt. Sie deuten sich bereits bei Weber und Meyerbeer, den unmittelbaren Vorgängern Wagners, in dem Streben nach prägnanter Charakteristik an. Denn wenn, wie es z. B. bei dem Letzteren eine Regel ist, die Hauptträger der Handlung bei ihrem ersten Auftreten durch eine charakterisirende Phrase sich ankündigen, so ist die Verwendung solcher Motive zu consequenter Symbolik nur eine natürliche Folge; sie stellen sich für die aufgelöste Form als ein Mittel für die nothwendige Concentration des Ausdruckes ein. Bei Wagner haben diese Motive nicht etwa allein die Bestimmung, die auftretenden Persönlichkeiten typisch in der Musik auszuprägen, wie auch die bedeutsamen Beziehungen der Handlung zu pointiren, sondern sie verfolgen einen höheren Zweck, sie sollen auch die verschiedenen Tonarten des Ausdrucks in einem Grundton verschmelzen, alle Einzeltheile des Baues zu einem Ganzen verbinden, mit einem Wort eine neue, dem Ideale würdige Architektonik beschaffen. Sie verästeln sich in der Trilogie wie ein Nervengeflecht durch das Vorspiel und die drei Dramen und bilden somit das musikalische Band, welches diese vier Werke zu einem einheitlichen Gesammtwerke verknüpft. Vollends aber fällt es in die Augen, wie sehr Wagner unter dem Banne der absoluten Musik steht, wenn man in seinen Partituren dem Systeme in der Behandlung des instrumentalen Tonkörpers nachgeht. Von „Lohengrin" an sehen wir das Orchester durch „Tristan" hindurch in der Trilogie zu einer riesigen Größe anschwellen. Die Bläser treten hier in vollständigen Familien auf, welche mannichfaltige Verbindungen mit einander eingehen, sich aber auch zu kleinen gleichartigen Orchestern gruppiren und mitunter, wie das Quartett der Tuben, das Wort allein führen. Die Trias der Flöten hat sich in der Vierzahl aufgelöst, und diese Vierzahl ist maßgebend geblieben für das Blech mit Ausnahme der Hörner, die auf acht herangewachsen sind. Und obendrein hat sich den übrigen Instrumenten noch ein neues in der Donnermaschine beigesellt, welches in der Partitur der „Walküre" einen eigenen Platz neben den anderen erhalten hat. Man hat an der allzu üppigen Instrumentirung Wagners vielfach Anstoß genommen und sie der Sucht nach betäubenden, sinnebestrickenden Effecten in die Schuhe geschoben. Allein in der Musik gilt nun einmal die Stimme der Mäßigkeitsapostel nichts; das mit so vielem Raffinement angelegte instrumentale Colorit, welches Wagner gibt, ist nichts absichtlich Aufgetragenes, sondern stets im innigsten Connex mit dem Organismus seines Kunstwerkes.

Gegen den Andrang solcher Schaaren vermag selbstverständlich der Gesang nicht Stand zu halten. Das Scepter, welches er bis dahin mehr oder weniger führte, ist ihm in „Tristan" und vor Allem aber in der Trilogie völlig von dem Orchester aus den Händen gewunden. Ueber dem Sänger schlagen die Wogen des Orchesters brausend zusammen. Wird

Digitized by Google

aber dem Sänger die Melodie entzogen, so geht er seiner eigentlichen Individualität verlustig; er agirt nur dürftig fort in seinem Spiegelbilde des ihm beigegebenen Motives im Orchester und zählt nur als ein Instrument unter den übrigen Instrumenten, das seinen Genossen gegenüber keine Selbständigkeit beanspruchen kann. Nur eine scheinbare Sonderstellung verbleibt ihm durch die Figur, die er darzustellen hat, und durch das Wort, welches ihm in den Mund gelegt ist.

Allerdings will Wagner die Rechte des Wortes und damit auch des Sängers gewahrt wissen. Er legt bekanntlich auf die deutliche Wahrnehmung des Textes ein besonderes Gewicht. Seine Tonsprache will die Wortsprache keineswegs überholen, sondern in trautem Vereine mit dieser zusammengehen und sich mit ihr zu einer idealen Gefühlssprache verklären. Auch aus dem Worte in dessen Steigerung zum poetischen Ausdruck entspringt eine Melodie, die „Wortversmelodie", welche als die Blüthe der „Worttonsprache" zu bezeichnen ist. Der Versmelodie fällt die Aufgabe zu, jenes „Unaussprechliche" auszusprechen, dessen Kundgebung in dem Vermögen des Orchesters liegt und damit das Ziel und auch zugleich die Schranke der absoluten Musik bildet. Allein der Begriff des „Unaussprechlichen" eröffnet eine unermeßliche Perspective, denn das Unaussprechliche hat einen mystischen Reiz für sich, und wird der geheimnißvolle Inhalt auch durch die beste Versmelodie erschlossen, immerhin wird sich zwischen dem Gewinn und dem Erwarteten ein gewisser Abstand aufdecken. Darin eben beruht ja die Zauberkraft der Musik, in welcher ihr keine andere Kunst gleichkommt, daß sie die Phantasie zum Ausdichten dessen in Bildern anregt, was in ihren Harmonien aus dem Dunkel der Ahnung zu uns spricht. In der alten Oper trug die Melodie auf den Wellen des Gesanges das Wort mit sich fort, in dem Musikdrama umbrandet die Symphonie die Versmelodie wie ein Eiland; in beiden Formen ist es immer die Musik, welche den Löwenantheil an der Wirkung an sich reißt.

Jener Anschauung liegt, streng genommen, die Vorstellung von der Musik als einer stofflosen Kunst zu Grunde. Die Geschichte jedoch lehrt, daß der musikalische Ton ein Stoff ist, der sich nur mühsam geschmeidigen läßt, aber zugleich ein Stoff, der, wie die Spinne ihr Netz, sein Formgewebe aus dem eigenen Körper zieht. Deshalb ist die Musik die jüngstgeborene unter ihren Schwestern, aber nicht die schwächste. Die letzte Consequenz der Theorie würde zu dem früher angeführten Axiom jenes Grafen Bardi zurückführen, und da hätte die geschichtliche Entwicklung der dramatischen Musik in Betreff ihres Zieles einen Zirkel beschrieben.

Mit dem Gesammtkunstwerk hätte es somit ein eigenes Bewenden. Der Gedanke, die Einzelkünste als gleichartiges Material in dem monumentalen Bau des Musikdramas zu verwenden, hat zwar ebenso etwas

Digitized by Google

Verführerisches wie der Gedanke der Wiederbelebung des antiken Dramas zur Zeit der Renaissance, ist aber wie diese doch nur ein schöner poetischer Traum. Poesie, Musik und bildende Kunst können wol bis zu einem gewissen Grade zu Gunsten ein und desselben Zweckes eine Allianz eingehen, allein diese läßt sich nicht bis zu dem Scheitelpunkt eines Gesammtwirkens aufrecht erhalten, in welchem jede dieser Künste ihr Sonderwesen liebevoll diesem Zwecke opfert. Eine reine Harmonie würde stets an dem Umstande scheitern, daß eines dieser drei Elemente auch in dem Gesammtkunstwerke dieselben Concessionen beansprucht, zu welchen die alte Oper das Publikum auffordert. Wir haben in Bayreuth bei der Aufführung der vier Dramen trotz des gedämpften unsichtbaren Orchesters die Erfahrung gemacht, daß man des Baedekers der alten Oper, des Textbuches auch hier nicht entrathen konnte. Der musikalische Ton, die Naturbedingung des gesungenen Wortes, wird immer die Deutlichkeit desselben bei dem gleichzeitigen Redestrom der Instrumente mehr oder weniger umfloren. Aus dem Gesammtkunstwerk, in diesem Sinn genommen, würde nur das Grabgeläute der Kunst ertönen. Ist die Phantasie des Genießenden, wie es hier eintreten müßte, völlig in Ruhestand gesetzt, hat sie nichts mehr nachzuschaffen, so stürzen die Ideale zusammen und der zersetzende Materialismus beginnt nun sein schauerliches Werk. Glücklicherweise ist Wagner nur in seiner Theorie so grausam, eine solche Opferwilligkeit von den Einzelkünsten zu erzwingen. Man gebe sich keiner Täuschung hin. In „Tristan" und noch mehr in dem Riesenwerke, in der Trilogie leuchtet die Musik als die eigentlich dominirende Kunst voran. Handlung und Bühne bethätigen sich an dem Gebilde wie in der alten Oper nur als Mittel zum musikalischen Zweck, nur daß die Mittel hier edler, die Bedingungen der Musik idealer sind als dort. Die Handlung an sich kann das Interesse auf die Dauer nicht spannen, weil sie den menschlichen Verhältnissen gänzlich entrückt ist. Wo das Wunderbare zur Natur wird, schwindet der reelle dramatische Maßstab, weil die Factoren der That an übermenschliche Beziehungen anknüpfen. Nur die Musik besitzt die Macht, uns über die Klust dieser beiden Welten hinfortzutragen, deren Vermittlung dem Verstand versagt ist. Die Musik hat mithin hier, wo Stoff und Handlung bei ihr Hülfe suchen, ein Anrecht, sich in den Vordergrund zu drängen, sie hat dieses Anrecht überhaupt, wo sie sich als dritte im Bunde zum Drama gesellt, kraft der erreichten Entwicklung im Bewußtsein ihres Berufes und ihrer Stärke.

Ich bekenne offen, daß für den Eindruck der vier Dramen der Trilogie bei deren Aufführungen das Bild der Handlung auf der Bühne eher hemmend als fördernd auf mich einwirkte. Ich habe dies an mir erfahren, als ich in Bayreuth bei der letzten Vorstellung der „Götterdämmerung" den Schluß des letzten Actes außerhalb des Theatersaales vor dessen Thüre anhörte. Hier, wo mir die Bühne ganz entrückt war,

Digitized by Google

erhielt ich von der Musik einen so gewaltigen symphonischen Eindruck, wie ich ihn bei den beiden früheren Vorstellungen nie gekannt habe, und dieselbe Wahrnehmung machte ich bei den Aufführungen der „Walküre" und des „Rheingold" in Wien. Sobald ich also einzig und allein dem Ohre folgte, da verdichteten sich die schwankenden Schatten des Mythos zu reineren, poetischeren Gestalten als in ihrem Theaterkostüme auf der Bühne. Da glitt ich selbst über die drückenden Längen leichter hinweg, als wenn ich den schleppenden Dialog und den schweren Schritt der Handlung in der Scene verfolgte. In der That, wenn ich mich in das wunderbare Vorspiel zur „Walküre" versenke, da seh' ich Wotan über die Wolken schreiten, da steigt er in seiner düstern Großartigkeit vor mir auf, ganz anders als in dem Sänger mit dem unvermeidlichen Speer, und in dem „Feuerzauber" entrollen mir die Töne ein weit feierlicheres Bild der „wabernden Lohe" als die rothbeleuchteten Wasserdämpfe der Decoration. Der Gedanke überfliegt so hoch die Erscheinung, daß man ihm nur auf den Fittichen der Musik folgen kann. Hat man sich nur mit der Conception der Handlung einigermaßen vertraut gemacht, so kann man dem Verlauf derselben in der Musik an der Hand der Leitmotive nachgehen, ohne Gefahr zu laufen, aus dem Bannkreis der Stimmung zu gerathen, und die Welt des nordischen Mythos baut sich aus den Tönen auf in erhabeneren Formen als aus den Kunststücken der Bühnentechnik; jedenfalls steht die Bühne, wenn es sich um die reine Wirkung handelt, in zweiter Linie. In keinem Bühnenwerke Wagners, selbst „Tristan" kaum ausgenommen, nimmt die absolute Musik eine solche Machtstellung ein wie in der Trilogie. Hier hat sich das symphonische Element gänzlich entfesselt und das Operndrama in einer Riesensymphonie aufgelöst. Machte man einmal den Versuch, das Vorspiel und die drei Dramen als Wortdramen mit allem scenischen Pomp darzustellen und wiederum das Tonwerk als solches ohne Beihülfe der Scene im Concertsaal aufzuführen, man würde sehen, wie sehr sich die Wagschale zu Gunsten des letzteren senken würde. In der Trilogie, der großartigsten, wenn auch nicht der in sich ausgeglichensten seiner Schöpfungen, hat Wagner die letzten Consequenzen nicht nur seiner Richtung, sondern auch der gesammten musikalischen Entwicklungen gezogen. Auf diesen Proceß begründet sich die Größe Wagners, aber aus ihm resultirt auch die Maßlosigkeit, als die Schattenseite des Meisters. Das Maß ist das unumstößliche Gesetz im Reiche des Schönen; an das Maß ist der menschliche Organismus gebunden.

Ein solcher ist der Standpunkt, von dem ich Wagner auffasse. Ich kann mir den Schöpfer der Trilogie nicht als ein von der Geschichte der Tonkunst abgelöstes, als ein isolirtes, aus dem Weichbilde derselben tretendes Phänomen denken, weil ich alle Fäden der Geschichte in ihm zusammenlaufen sehe. Wie einst in Palestrina die musikalischen Tradi-

Digitized by Google

tionen des Mittelalters sich personificirten, wie in Mozart der Geist der beiden folgenden Jahrhunderte ausstrahlte, so hat Wagner die symphonischen Errungenschaften der nachmozart'schen Zeit in sich aufgenommen, sie in seinem Musikdrama bis zu der äußersten Grenze ausgestaltet und damit der neuesten Entwicklungsphase das Schlußsiegel aufgedrückt. Ein Schritt über die Trilogie hinaus müßte zur Pantomime führen, ein weiterer aus dieser zu der reinen Symphonie zurücklenken.

Der Beruf, der Wagner zugefallen ist, bedingt eine Capacität, die sich nicht auf die musikalische Begabung allein beschränkt, in der vielmehr Musiker, Dichter und Denker zusammenfließen. Denn die Zeit des naiven Schaffens ist vorüber, seit die Musik in die allgemeine Strömung des geistigen Lebens mündet und an den schaffenden Musiker Anforderungen ergehen, welchen er aus seiner Kunst allein heraus nicht genügen kann. Die musikalische Ausdrucksweise Wagners vermag die gefurchte Stirn des Denkers nicht zu verhüllen, sie zeigt die Spuren der analysirenden Thätigkeit des Verstandes. Aber aus dem ganzen Tonwesen blickt uns das Bild des modernen Zeitgeistes entgegen, und darum klingt diese musikalische Sprache so harmonisch mit den Richtungen der Gegenwart zusammen. Aus diesen Beziehungen schöpft sie ihre Bedeutung und die zündende Kraft, mit der sie auf die heutige Generation wirkt, darin wurzeln auch gewisse Gebrechen des Stils, die nur der blinde Enthusiasmus übersehen kann. Deshalb hat wol Wagner eine Partei, aber keine Schule gründen können und wird auch eine solche nicht hinterlassen. Der Jünger, welcher das System Wagners zur Regel seines Schaffens machen wollte, ohne über das angeborne und erworbene geistige Vermögen des Meisters verfügen zu können, würde unfehlbar der Barbarei in der Kunst die Thüren öffnen.

Und nun die alte Oper. Hat sie in der That von dem neuen Musikdrama den Todesstoß empfangen? Wagner selbst hat auf diese Frage die Antwort gegeben in seinem Werke: „Die Meistersinger von Nürnberg", welches nach dem „Tristan" vollendet wurde, und diese Meistersinger sind nun gerade der Meistergesang Wagners, obwol sie in die Traditionen der alten Oper wieder einbiegen. Sie passen allerdings nicht in den Rahmen einer komischen Oper, wie es in den Intentionen des Verfassers lag, weil in ihnen die Springfluth eines echten, urwüchsigen Humors fehlt, sie fallen eher in die Kategorie des Volksstückes. Nichtsdestoweniger hat aber Wagner in dieser Schöpfung ein Musterbild der Oper hingestellt. Die „Meistersinger" überragen den „Tristan", denn sie bewegen sich in einer reineren Atmosphäre; in ihnen verkehren wir mit gesunden Menschen und Zuständen. In den „Meistersingern" hat Wagner die Bedingungen, welche die Gattung der herkömmlichen Oper an einen Componisten stellt, mit Behagen erfüllt und dennoch denselben ein neues Relief zu verleihen und das Blut frischer Ursprüng-

Digitized by Google

lichkeit einzuflößen gewußt, wol dadurch, daß er dem Orcheſter gemäß ſeinem Standpunkt einen unverhältnißmäßig größeren Tummelplatz angewieſen, als es die frühere Praxis mit ſich brachte. Er hat ſogar die alte Ouverture wieder in ihre Rechte eingeſetzt und in ihr ein Meiſterſtück geliefert. Kraft ihrer Entſtehung wird die Oper in ihrer Grundform gleich der Symphonie fortleben, ſo lange wie die Muſik lebt, aber das Kunſtwerk Wagners darf ſich rühmen, dieſe Gattung einem Läuterungsproceß zugeführt zu haben durch den Gewinn einer ſtrafferen Form, eines einheitlicheren Guſſes und vor Allem durch den künſtleriſchen Ernſt, auf den wir jetzt den Nachdruck legen.

So ſteht Richard Wagner da, eine gewaltige Geſtalt, in der ſich die excentriſchen Neigungen unſerer Zeit verkörpern. Die Mängel ſelbſt, die uns, ſeinen Zeitgenoſſen, ſo ſtark in die Augen ſpringen, zeugen doch nur für die Größe dieſer Künſtlererſcheinung. Für ſeltene Ueberzeugungstreue ſprechen die an das Uebermenſchliche grenzende Thatkraft, der raſtloſe, in ſo vielen rieſigen Partituren, in einer Fülle von literariſchen Werken ſich bekundende Fleiß, welchen der Meiſter unverkümmert bis in ſein Alter hinübergenommen hat. Wagner ſteht jetzt in ſeinem 66. Jahre und geht daran, eine neue Schöpfung zu beenden. Am Sylveſterabend dieſes Jahres wird er die letzte Note zu ſeinem „Parſifal“ ſchreiben; er hat es geſagt und ſo wird es auch geſchehen.

Digitized by Google

Idyllen

von

Heinrich Kruſe.

— Berlin. —

Die Dachreiter.

Stieg ich im Sturm zur Koje hinab um etwas zu ſchlafen
Und zu vergeſſen die Angſt, ſo nahte ſie doch mir im Traume.
Denn mir pflegte der Küſter von Schaprod dann zu erſcheinen,
Wie der gefürchtete Mann mit der Bierbaßſtimme mich aufrief,
Herzuſagen, und ich daſtand und konnte den Lex nicht.
Oder ich ſah ihn auch ſtehn in der offenen Thüre des Kirchthurms,
Drohend erhoben das Rohr, und wir drei Jungen, wir mußten
An ihm vorbei, von der Treppe herab. Das begab ſich wie folget:
Schaprod kennt Ihr ja wohl? Ein rügenſches freundliches Kirchdorf,
Das an dem Strand aufſteigt und wie ein behäbiger Landmann
Städtiſch ſich ſchon aufputzt; denn es ſchimmert mit ſtattlichen Häuſern,
Sauber geweißt und getüncht, grün glänzen die Fenſter und Läden.
Niedrig iſt freilich die Thür, und wenn man vergißt ſich zu bücken,
Stößt man ſich tüchtig den Kopf. Denn es wohnen da ältliche Schiffer,
Die ſich zur Ruhe geſetzt und das Haus nach alter Gewohnheit
Niedrig und zierlich ſich bau'n, wie weiland im Schiff die Cajüte.
Oben auf luftiger Höhe des Ufers erhebt ſich die Kirche,
Uralt — denn in das Thor iſt ein heidniſcher Götze gemauert —
Düſter, von wenigen Fenſtern erhellt, die nicht in der Reih' ſtehn;
Aber der Thurm iſt ſtattlich und dienet den Schiffern als Zeichen.
Stattlich iſt auch die Kirche mit ſteil aufragendem Dache:
Wer darüber zu werfen verſtand, der galt ſchon als Meiſter.
Ueber das Chor hinaus ſteht einſam ein Strebepfeiler,
Plump, von der Kirche getrennt, ſo wie man's am Dome von Lund ſieht.
Einſt zum Stützen beſtimmt; nun bedurft' er wol ſelber der Stütze;
Längſt ſchon bröckelt' er ab und war vor Alter geſpalten.
Und nun hatten die Bienen gebaut im Spalte des Pfeilers.

Digitized by Google

Dort war Honig in Maſſe, ſo ſagten die Leute, zu finden,
Da dort Jahre bereits ungeſtört die Bienen geniſtet.
Schade, daß Niemand den leckeren Seim zu koſten vermochte,
Wenn nicht Engel vielleicht aus den Lüften herab ſich bemühten.
Oftmals blickten wir Knaben hinauf und ſahen die Bienen
Schlüpfen zur Oeffnung hinaus und hinein und leckten den Mund uns;
Aber vergebens; es reichten die Leitern im Dorfe ſo hoch nicht.
Und wir hätten am Leib uns Flügel gewünſcht wie die Bienen.
„Wiſſet Ihr was? —" ſo rief ich einmal, da wir älteren Knaben
Sonntag Nachmittags Betglocke gezogen und heimwärts
Schon mit dem Schlüſſelbund uns trollten; es mochte die Sonne
Grade den Pfeiler ſo recht anlockend beſcheinen; ich ſagte:
„Wiſſet Ihr was? Wir klettern hinauf und holen den Honig!"
„Johann Wolter, Du biſt wol nicht klug!" ſo ſagten die Andern.
Aber ich war damals der verwegenſte Klett'rer im Dorfe,
Dem kein Marquardneſt im oberſten Wipfel zu hoch war.
„Ei was, ſagt' ich, was iſt denn dabei? Wir ſteigen vom Thurme
Nur auf das Kirchendach und ſchieben uns ſacht an die Spitze,
Und dann ſind wir am Pfeiler, und können den Honig verzehren.
Wenn Ihr nicht mitwollt, geh' ich allein!" So dreht' ich den Schlüſſel
Schon in der Thurmthür um. Als die Andern ſo muthig mich fanden,
Ohne Beſinnen an's Werk mich machend, als wär' es ein Leichtes,
Sahn ſie einander ſich an und kratzten ſich hinter den Ohren;
Doch die Beherzteſten folgten mir nach durch die offene Thüre.
Und ſo ſäum' ich denn nicht und ſtoße die Luke des Thurms auf,
Steig' auf's Dach und ſetze zur Fahrt rittlings mich und rufe:
„Wer kein Schneider iſt, folge mir nach!" Da ſtieg denn auch richtig
Erſt Fritz Runge mir nach, mein Spießgeſelle, der treulich
Jeglichen Streich mit mir ſtets auszuführen gewohnt war.
Was ich that, das that er mir nach. Als er hinter mir Platz nahm,
Ließ aus der Luke ſich noch Karl Kaſten herunter, doch etwas
Zaghaft ſich mit dem Fuße des Daches verſichernd. Wir halfen
Ihm zum Sitzen zurecht. So ſaßen wir Drei auf dem Dache
Rittlings übergeſchlagen. Ich rief: „Will Keiner denn mehr mit?
Schneider, Ade!" So zogen wir ab. Wir rutſchten behutſam
Ueber das Dach vorwärts. Längſt hatt's Ausbeſſerung nöthig, —
Los und bröckelig waren die Ziegel geworden; ſie ſchoben,
Während wir vorwärts rutſchten, ſich hier und da, und der Kalk fiel
Krümelnd herab, und uns wurde dabei ſchier ſeltſam zu Muthe.
Doch uns erfüllte ſo ganz die Begier nach dem leckeren Honig,
Daß wir nur vorwärts ſtrebten und viel an Gefahren nicht dachten.
Endlich hatt' ich den Pfeiler erreicht; da bedient' ich des Stock's mich,
Den ich mir mit auf die Fahrt zum Honigſtochern genommen.
Voller Erwartung ſtieß ich den Stock in die Spalte hinunter,
Rakte hinauf und hinab, und es flogen wol Bienen von dannen,
Aber es kam kein Honig heraus. Ich kratzte und ſcharrte;
Aber obgleich im Dorf auch alte verſtändige Leute

Digitized by Google

Sprachen vom Honig, als ſei es gewiß und nicht zu bezweifeln,
War kein Honig im Pfeiler; ich ſtieß ſtatt köſtlicher Waben
Nichts als altes Gerölle hervor und Spinnengewebe.
Ja, ich beugte mich vor und ſah mit eigenen Augen,
Daß kein Honig im Spalt, und daß wir Narren geweſen.
Anfangs ärgert' ich mich, dann lacht' ich und ſagte: „Es hilft nichts!
Hab' ich doch oft mir ſchon beim Klettern die Hoſen zerriſſen,
Und nachher war das Neſt doch leer!" „Ja, was fangen wir nun an?"
Sprach Karl Kaſten in kläglichem Ton. „Was iſt da zu fragen?
Ei, wir drehen uns um, und rutſchen zurück nach dem Thurme!"
Das war leicht wol geſagt, doch als Karl Kaſten ſich dreh'n ſoll,
Kriegt er es ſchon mit der Angſt und fürchtet vom Dache zu purzeln.
„Sieh!" ſo ſagt' ich zu ihm, und drehte ſo flink wie ein Turner
Sich auf dem Reck umdreht, mich herum, und mit einiger Mühe
Macht Fritz Rung' es mir nach. So blickten wir Beide zum Thurme,
Doch Karl Kaſten, er blickt' uns zitternd und zagend entgegen.
Endlich gelang es ihm auch mühſam, nach manchem Verſuche,
Sich auf der ſchwindelnden Höhe zu dreh'n und die Beine zu wechſeln.
Alſo traten wir dann den Rückmarſch an; doch der Hinweg
War uns leichter geworden, belebt von Verlangen und Hoffnung.
Unſer Kleeblatt war trübſelig ernüchtert! „Das Dach bebt!"
Rief Karl Kaſten. Der Hinterſte ſonſt, jetzt ſollt' er uns führen;
Aber ein kläglicher Führer! Es hatten ſich unſ're Geſpielen
Unten zuhauf verſammelt, und ſtarrten hinauf von dem Kirchhof,
Uns Dachreiter bewundernd. Sie riefen, die Meinung beſtärkend:
„Nehmt Euch in Acht! Denn es wackelt das Dach! Ja, es drohet den Einſturz!"
Und Karl Kaſten vergingen die Sinne beinah; doch er rutſchte
Langſam weiter zum Thurm. Als er zitternd zum Ziele gelangt iſt,
Und es nun gilt ſich empor zu der Luke des Thurmes zu ſchwingen,
Da entſinkt ihm der Muth. Ihm dünket, zu groß ſei der Abſtand.
Und er vermag nicht einmal ſich aufzurichten. Die Thürme,
Klagt er, und Schiffe beginnen vor ihm ſich zu biegen und ſchwanken,
Alles ſchwimmet und kreiſet um ihn, kaum hält er ſich krampfhaft
Noch an dem Kirchdach feſt wie ein Sonntagsreiter am Sattel.
„Nein, mir ſchwindelt!" ſo rief er. Ich ſprach vergebens ihm Muth ein;
Er ſaß zitternd und bebend und rührte ſich nicht von der Stelle
Und ſo waren wir Alle verhindert zum Thurme zu kommen.
Denn wir beſaßen ja nicht wie Kolter, der muthige Springer,
Ueber ihn wegzuſpringen die Kunſt. Wie ſollten wir alſo
An Karl Kaſten vorbei, der ſich nicht rüppelt' und rührte?
Alſo ſaßen wir drei Dachreiter und hatten die ſchönſte
Muße vom luftigen Sitz zu beſchauen die herrliche Umſicht.
Ringsum blaute das Meer im Glanze der ſinkenden Sonne,
Ausgeſpannt wie ein Rahmen, das liebliche Rügen geſtickt drauf.
Wittow ſtieg wie ein Wallfiſchhaupt aus den ſchäumenden Wogen
Mächtig empor, und ſchimmerte hell von unendlichem Waizen,
Jasmund dunkelte fern, mit dem Waldgebirge, dazwiſchen

Digitized by Google

Sah man die Kreidefelſen des Ufers. In Mitten der Inſel
That ſich der freundliche Rugard hervor und weiter nach Mittag
Sah man die ragenden Thürme von Stralſund, die aus dem Meere
Schienen gewachſen zu ſein, und die anderen Städte von Pommern.
Neben uns, lang und ſchmal, lag Hiddensoe mit dem Dornbuſch;
Endlos ſchweifte der Blick auf Küſten und Buchten und Inſeln.
Moen ſogar war deutlich zu ſehn, vom kreidigen Ufer
Strahlte die Sonne, zum Rand ſchon geſunken, zurück wie ein Blitzſtrahl.
Wer nur Stimmung gehabt, um in alle der Schönheit zu ſchwelgen!
Aber wir ſaßen da nun ſchon eine geſchlagene Stunde,
Vorn Karl Kaſten, je länger je mehr am Klettern verzweifelnd,
Dann Fritz Runge, gemach abwartend, was ich wol beginne;
Ich zuletzt, doch mit meinem Latein war auch es zu Ende.

Siehe, da kam langſam nach ſeiner Gewohnheit der Küſter
Und Schulmeiſter daher, der alte Tode. Er pflegte
Sonntag Abends zu Gau im Bratenrocke zu gehen.
Rubarth kam dann auch, ein Steu'rmann, welcher ſein Logbuch
Lange geſchloſſen bereits; Gau, ein zweiſpänniger Bauer,
Ließ ſich nicht nehmen, den Wirth am Sonntag Abend zu machen.
Alſo kamen die Drei zuſammen und ſpielten da Schaafskopf.
Als mein Küſter nun naht, langſam, mit geiſtlicher Würde,
Hält er die Hand vor's Geſicht und wagt nicht den Augen zu trauen,
Als er nun Drei da ſieht auf dem Kirchdach ſitzen wie Krähen,
Die im Winter ſich ſetzen auf's Dach in geſchloſſener Reihe.
Nun trug Tode gewöhnlich ein Rohr, ein mächtiges, hohes,
Lederbezogenes Rohr, und es waren im Leder verſchied'ne
Knoten und Ringe gemacht, ſie dienten dem Stock zur Verzierung,
Aber vereinten dabei mit dem Angenehmen den Nutzen;
Denn ſie verſtärkten die Wirkung des Rohr's auf den Rücken der Schüler.
Obbemeldeten Stock trug Tode, ſo ſagt' ich mit Abſicht.
Nämlich er pflegte das Rohr nicht zum Spazieren zu brauchen,
Sondern er trug es ſo quer, ganz wag'recht, unter dem Arme.
Als er uns aber erblickte, da nahm er den Stock in die Rechte,
Schwang ihn ſcharf durch die Luft und verrieth ſo ſeine Gedanken.
Doch er beſann ſich ſogleich und brachte den Stock in die alte
Lage zurück, ihn quer mit dem Arm feſthaltend, dem linken.
Ruhig rief er ſodann mit ſeiner gewichtigen Stimme:
„Siehe doch, Johann Wolter, was machſt Du da? Willſt Du vielleicht Dir
Sperlinge greifen?" Ich ſagte darauf: „Nein, Herr Schulmeiſter!"
Und ſo ſucht' ich die Sache ſo glatt wie möglich zu machen,
Sagte zum Schluß wie es war, Karl Kaſten ſei zage geworden,
Mein', ihm wäre die Luke zu hoch, und es wackle das Kirchdach.
„Dummer Schnack!" rief Tode mit ſeiner gewaltigen Stimme,
„Was? Auf dem Kirchdach kann ein gemäſteter Ochs noch entlang gehn!
Jungen, Ihr ſteigt ſogleich in das Fenſter des Thurms und vergeßt nicht
Unten die Thüre zu ſchließen! Ihr habt mich doch, Jungen, verſtanden?

Digitized by Google

Marſch!" Als ſo commandirt mit donnernder Stimme der Küſter
Und zugleich ausholt mit dem lederbezogenen Rohre,
Springt Karl Kaſten empor, als ſpürt' er den Schlag auf dem Rücken,
Faßte die Luk' und ſprang auch hinein, es ging wie geſchmiert nun.
Ja, ein kräft'ger Befehl iſt gut für ſchwächliche Menſchen!
Auch Fritz Runge beſann ſich nicht lang, und ich ſchwang mich als Letzter
Spielend hinein. So waren wir denn im Thurme geborgen,
Und wir wünſchten nur raſch in's Weite zu kommen. Davor ſchrieb
Küſter ein P! Er ſtand in der halbgeöffneten Thüre,
Kriegte den Erſten ſogleich beim Wickel. Wir Anderen drängten
Hinter ihm her, wo möglich vorbei zu kommen am Oger;
Aber er ſtieß uns zurück, dann ſchloß er gemächlich die Thurmthür.
„Nun, Dachreiter, ſo komm! Ich will Reitſtunde Dir geben!"
Und ſo ließ er den ledernen Stock mit den Knoten und Ringen
Auf Karl Kaſten hinab, in gemeſſenen Pauſen. Der Junge
Lamentirte nicht wenig und ſuchte ſich noch zu entſchuld'gen.
„Mußt Du Narr denn ſtets mitmachen?" ſo ſagte der Küſter,
Und ſo ließ er ihn laufen, nachdem er ihn leidlich geprügelt.
Darauf ſchloß er die Thür von Neuem ſich auf, und er langte
Sich Fritz Runge zum zweiten; ich ſuchte dem Küſter noch einmal
Durchzuſchlüpfen und ihm vorbei zu preſchen, doch warf er
Wieder mit fleiſchiger Fauſt mich zurück auf die Treppe des Thurmes,
Stieß mit der Thür mich nach innen und drehte den Schlüſſel im Schloß um.
„Nun, mein Ritter vom Dach, ſprach Tode, ihn ſpöttiſch betrachtend,
Sag', Fritz Rung', auf Dich kann Johann Wolter wol immer
Rechnen, ſo oft er 'nen Streich ausheckt?" Daß Ich es geweſen,
Welcher die Andern verführt, das ſtand Schulmeiſter'n ſogleich feſt
Wie er uns oben nur ſah. Ich gab ihm im Lernen und Antwort
Selten Gelegenheit ſonſt zum Schelten, doch leider die Sitten!
Ward ein Streich nur verübt, war Johann Wolter dazwiſchen,
Oder er galt doch dafür, und mußt' unſchuldig es büßen;
Letzteres indeſſen, der Wahrheit die Ehre! nicht häufig.
„Komm, Fritz Rung', ich will Dich bewoltern! Du ſtiegſt auf das Dach 'rauf,
Und nun ſteig' ich Dir auch auf das Dach!" ſo ſagte der Küſter.
Und ſo ſchwang er den Stock und wammſte den armen Geſellen,
Daß durch das ganze Dorf das Klatſchen der Streiche zu hören.
Zwar Fritz Runge verbiß ſich den Schmerz und ſtellte ſich fühllos;
War ich euch ſelbſt nicht da, ſo dacht' er an mich doch, und wußte,
Daß ich den Schmerz zu verrathen zu ſtolz war; aber der Küſter
Ließ in geſchwinderem Tact dermaßen den Stock ſich bewegen,
Daß mein Fritz gottsjämmerlich ſchrie. Mir ward in dem Thurme,
Als ich die Laute vernahm, für meinen Buckel doch bange,
Und ich dachte daran, in das Sparrwerk oben zu flüchten,
Wo kein Küſter mir nachzukommen vermochte. Indeſſen —
Wenn mich der Küſter im Thurm' einſchloß, und ließ mich die Nacht da?
Davor gruſelte mich, trotz aller Verwegenheit, dennoch;
Darum zog ich es vor, dem Geſchick entgegen zu gehen.

Digitized by Google

Als er die Thür aufſchloß und an mich nun die Reihe gekommen,
Trat ich hinaus, als ſei nichts vorgefallen und ſagte:
„Herr Schulmeiſter, ich wollte ſo gern von dem leckeren Honig
Eine Portion Euch holen" — begann ich in freundlichſter Weiſe.
„So! So! So!" ſprach Tode, und ſtrich den verbogenen Stock aus.
„Johann Wolter, wir kennen Dich ſchon, wir kennen Dein Maulwerk!"
Und dann, ohne mit Worten ſich weiter in Koſten zu ſetzen,
Wackelt' er ſo mich durch, wie ich nie im Leben geklopft bin.
Ich ward braun und blau, und dem Küſter verſetzt' es den Athem;
Kirſchroth färbten ſich ihm die wie Wampen hängenden Wangen;
Aber er brachte mich nicht zum Schrei'n. „Da, halte den Stock mal!"
Sagt' er und wollte den Schweiß von der Stirn abtrock'nen, mit friſchen
Kräften nachher ſein Züchtigungswerk zu beginnen. Ich aber,
Selber im heftigſten Schmerz nicht die Schwänke vergeſſend, ich ſagte:
„Ach, ich ſoll wol den Stock zu Gau hintragen?" Und ohne
Antwort abzuwarten, ich auf und davon mit dem Stocke!
Gau ſaß ſchon vor der Thür mit Rubarth; Bauer und Seewolf
Schmauchten den Meerſchaumkopf und erzählten ſich alte Geſchichten.
Als ich komme des Weg's mit dem ledernen Stocke gelaufen,
Ihn wie der Fähndrich die Fahne beim Vogelſchießen zu Stralſund
Hoch in die Luft aufwerfend und zierlichſt wieder ihn fangend,
Merkten ſie auf und riefen: „He, Johann Wolter, was gibt es?
Junge, was bringſt Du denn da?" „Nun den Stock des Küſters: Ihr ſeht's ja."
„Doch wo bleibt er denn ſelbſt?" ſprach Gau. „Wo ſteckt er denn wieder?
Sagte zugleich Rubarth. Wir müſſen ſchon lang auf ihn warten."
„Ja, Ihr müſſet den Küſter entſchuldigen, zuckt' ich die Achſel;
Denn, ſo ſagt' ich als Schalk mit liſtigem Doppelſinne,
Tode — er hatte 'nen Schlaganfall bei der Kirche." „Der Küſter
Hatte 'nen Schlaganfall!" ſo riefen erſchrocken ſie Beide.
Und ſie ſprangen dabei ſo raſch auf die Füße, daß Rubarth
Seine Pfeife verlor aus dem Mund und es gar nicht bemerkte.
„Hab' ich nicht ſtets es geſagt? ſprach Gau. Ich warnt' ihn vergebens.
Warum frißt er ſo viel?" „Ich hab' es ihm längſt prophezeiet!
Warum ſäuft er ſo viel? Er wollte mir längſt nicht gefallen!"
Sagte da Rubarth auch, mit ſchwerem Kummer um Tode
Und um den dritten Mann bei Whiſt und Boſton und Schaafskopf.
Und ſo liefen ſie denn ihm entgegen. Ich rannte nach Hauſe,
Hell auflachend dabei ob meines gelungenen Scherzes;
Aber wie oft, wie oft bin ich im Leben nach Honig
Ausgegangen und habe nur voll den Buckel bekommen!

Digitized by Google

Wider Wind und Wellen!

Reich war Borkum vordem durch Wallfiſchfang und durch Schifffahrt,
Und auf der Inſel, die nicht blos leuchtet mit ſilbernen Dünen,
Sondern das Auge mit Wieſen erfreut und goldenen Aeckern,
Sieht man die Gärten noch heute mit Wallfiſchrippen umzäunet.
Solch ein Wallfiſchjäger war auch Gerd Eilers und hatte
Sich ein artiges Geld auf die hohe Kante geleget.
Doch ſchlecht wurden die Zeiten; es kamen in's Land die Franzoſen,
Welche die Küſten bewachten und engliſche Waaren verboten.
Alſo wurden die Häfen geſperrt und es wagte ſich kaum noch
Irgend ein Schiff hinaus und ſtill ſtand Handel und Schifffahrt.
Darin konnte jedoch ſich Eilers nicht finden, der kühnen
Und hoffärtigen Sinnes. „Was kehr' ich mich an die Franzoſen?
Sagt' er; dafür weiß wol Gerd Eilers ſich Rath noch zu ſchaffen.
Weſtwärts fließet von Borkum die Ems und fließet auch oſtwärts.
Wenn ich nur tüchtig die Hand der Franzoſen verſilb're, ſo ſehn ſie
Links, wenn ich fahre nach rechts, und rechts, wenn ich fahre zur Linken!"
Alſo beſtellt er ein Schiff in Emden. „Du brauchſt nicht zu ſparen,
Sprach er zum Baas, nur mußt Du mir Alles gerade ſo machen,
Wie ich es Dir angeb'; ich weiß, was zum Segeln gehöret."
Und ſo wurde das Schiff denn gebaut nach ſeinem Gefallen,
Ein dreimaſtiger Schoner aus eichenen Planken und Kernholz.
Niemals ward ein größeres Schiff in Emden gezimmert;
Niemand hatte darin auch nur ein Achtel gerhedet;
Ganz ſein eigen, das herrliche Schiff, kein Stüver als Schuld drauf!
„Und wie ſoll es denn heißen?" ſo fragte der Schiffsbaumeiſter.
„Ja, was meinſt Du?" ſo ſprach Gerd Eilers mit pfiffigem Lächeln.
„Ich? Ich nennt' es: Die Braut; dieweil es ſo zierlich und ſchlank iſt.
Oder: Die Hoffnung; das iſt ein glücklicher Name."
„Die Hoffnung!
Hoffnungen ſchwimmen ſo viel auf der See! Ein gewöhnlicher Name!
Nein, mein Schiff iſt feſt, und ich ſelber verſtehe zu fahren,
Darum nenn' ich es auch — Allein Ihr werdet es hören!"
Und da die Flaſche zerſchlagen am Schiffsbug wurde, ſo tauft er's:
„Wider Wind und Wellen!"
„Das iſt ein vermeſſener Name!"
Sagte der Baas und zog nachdenklich die Brauen zuſammen.
„Unſer Herrgott ſitzt im Himmel und läßt ſich nicht ſpotten!
Daran kann man gedenken auf Spiekeroog, in dem Kirchlein,
Wo man die zwölf Apoſtel auf Goldgrund kräftig gemalt ſieht,
Bilder, die einſt die Kapelle geſchmückt in einem gewalt'gen
Spaniſchen Orlogsſchiff, das hier an der frieſiſchen Küſte
Schiffbruch litt in dem Sturm, der jach die Armada zerſtreute.
Philipp hatte ſich auch zu viel mit Worten vermeſſen,
Sieh, und die Bilder des Dorfkirchleins, aus dem Wracke geborgen,

Digitized by Google

Sind nun der einzige Rest von der unüberwindlichen Flotte.
Gott demüthigte noch ganz andere Leute, als Dich schon!"
„Freund, Du hast mein Schiff mir gebaut, ich bezahle dafür Dich,
Doch ich verlang' in den Kauf nicht Lehren und Predigten, hörst Du?"
So sprach Gerd, der nicht auf Andre zu achten gewohnt war,
Und so fuhr er nach Borkum zurück, um das Geld sich zu holen,
Das rückständig noch war für den Bau an den Meister. Im Eckschrank
Lag es schon lange bereit, im neuen und stattlichen Hause,
Das mit der Jahrszahl prangt' und der messing'nen Wetterfahne,
Mit drei stattlichen Linden, wenn über dem Dache die Wipfel
Winterlich kahl auch sind von den Stürmen der friesischen Küste,
Und mit dem Garten, der hier mit Wällen beschützt vor dem Sand war,
Dort von riesigen Knochen umzäunt: sie erinnern den Schiffer
Manches fröhlichen Fang's und der glücklich geworf'nen Harpune.
Fest gegründet war Gerd Eilers' Glück auf dem Lande;
Aber er glich dem Hund, der den Knochen verliert aus dem Maule,
Weil er schnappt nach dem Schatten, der ihm auf dem Wasser sich zeiget!
Borkum sprach von nichts als dem Schiff mit dem trotzigen Namen,
Und als Gerd mit dem Geld aus dem Haus trat, stand wol die halbe
Insel umher, und es war ihm schon recht sich beachtet zu sehen.
Als ihm die Truhe so schaukelt am Arm, da löst sich der Boden
Und in den Sand rollt klirrend das Geld, als wollt' es ihn mahnen:
„Gib mich nicht weg!" Da wurde der Kopf von Manchem geschüttelt.
„Unglück bringt Dir das Schiff; schlag's los! Dies sind nicht die Zeiten,
Gegen den Wind zu segeln; es faulen die anderen Schiffe,
Und Du bauteſt Dir eins. Schlag's los!" so sagten die Leute.
„Weibergewäsch!" brummt nur Gerd Eilers und sammelt die Münzen
Wieder vom Boden zuhauf, bringt's Geld nach Emden zum Baas hin,
Zählt es ihm baar auf den Tisch und schwimmt in Glück und in Freuden,
Wenn er so steht auf dem Schiff und mit Kennerblicken es mustert.
Und so nahm er denn flugs, trotz Engelsmann und Franzosen,
Fracht auf Indien an und segelte stolz aus dem Dollart.
Mit ihm fuhr sein einziger Sohn, ein blühender Jüngling,
Goldig gelockt, treuherzigen Blick's. In der Nacht vor der Abfahrt
Träumt er so schwer und sieht im Schlafraum neben sich stehen
Etwas — ein Schiffsrumpf schien es zu sein, doch dient er zum Sarge;
Denn ein Leichnam lieget darin mit wallenden blonden
Locken, allein das Gesicht ist verlarvt; rings brennen die Lichter.
Das ist das böse, das zweite Gesicht. Da ergrimmet der Jüngling
Gegen das schlimme Gespenst. Er greift nach der Scheere, er schneidet
Kräftig hinein in das lockige Haar und steckt sich den Büschel,
Welchen er abgeschnitten, in's Bett. Und als er am Morgen
Aufwacht und sich besinnt, da findet er richtig die Haare
Neben sich; aber es sind, o Schrecken! die eigenen Locken,
Wie ein Blick auf den Spiegel ihn zeigt. Er hatte die Scheere
Gegen das eigene Haupt im Traume geführt und sich selber
Hatt' er als Leiche geschaut und glaubte dem Tod sich verfallen.

Digitized by Google

Was ihm im Traume begegnet, erzählt' er dem Vater und ſagte:
„Wenn ich reiſe, ſo zieh' ich das Schiff mit mir in's Verderben,
Laß mich, bat er, zu Haus." Doch es zürnte der Vater und fluchte,
Polternd von Albernheit und Aberglauben. Der Sohn mag
Flehn wie er will, er muß auf die Reiſe mit. Als mit gereffteu
Segeln in kräftiger Briſe ſie fahren inmitten der Nordſee,
Kracht es im Schiff; bald hört man ein dumpfes Gegurgel im Schiffsraum
Und ſchnell ſtürzt ſich die See in das Leck und reißt das Verdeck auf.
Da war freilich es Zeit an Rettung zu denken! Der Alte,
Obwol finſteren Muth's, gibt ſicher und raſch die Befehle.
Als ſie das Langboot löſen, ſo hilft ungerufen die Sturzſee
Beim flott machen; ſie ſpringen hinein. Als der letzte von Allen
Wankt, bleich wie ein Geſpenſt, mit gerungenen Händen, der Schiffer
Auf das Verdeck. Was iſt es? Der Sohn liegt unten und will nicht,
Mag auch der Vater befehlen und bitten, den Uebrigen folgen.
„Laß mich, ſagt er zum Alten, ich bin das erkorene Opfer;
Laß mich hier mit dem Schiff allein mein Schickſal vollenden.
Ging' ich mit Euch, ſo würdet Ihr ſelbſt in die Tiefe gezogen.
Laß mich, Vater, und rette Dich nur und grüße die Mutter."
„Du barmherziger Gott, wie darf ich denn ohne Dich kommen,
Du Augapfel der Mutter? O, folge mir, einziges Kind, doch!"
Alſo flehet der Vater und weint und beſtürmt ihn vergebens.
Abgewandt, als verſagten den Dienſt ſchon Ohren und Augen,
Liegt ſein Sohn vor ihm da, und es ruft ihm draußen die Mannſchaft:
„Kommt, Capitän! Macht fort! Sonſt müſſen wir kappen! So kommt doch!"
Haſtig ſpringet der Schiffer auf Deck, ſieht, daß es zu Ende,
Eilt noch einmal hinab und beſchwört bis zuletzt noch den Jüngling,
Und dann ſchwankt er verzweifelt hinaus und ſpringt in das Langboot.
Und hoch werden die Ruder gehoben zum kräftigen Schlage,
Welcher das Boot fortſtößt von dem ſinkenden Schiffe. Da hört man
Plötzlich ein Hülfegeſchrei vom Bord her. Siehe, da ſteht er,
Sein unglücklicher Sohn, in fliegenden Kleidern. In ihm hat
Endlich die Liebe des Lebens geſiegt. „Kehrt! jammert der Vater.
Gott, mein Kind, mein Kind! Wir müſſen zum Schiffe zurück. Kehrt!"
Und ſchon hält er das Tau, ſein Kind zu retten, in Händen.
„Kehrt!" Sie rudern zurück mit übermenſchlichen Kräften,
Als hoch über das Schiff ſich brauſend und ziſchend ein ſchwarzes
Ungeheuer von Wogen ergießt. In die Tiefe geſchleudert
Wurde das Rettungsboot und verſchwand in dem gähnenden Abgrund.
Und da es wieder emporarbeitet: wo iſt da das neue
Prächtige Schiff? Ringsum nur Meer und Wogengetümmel!
Wind und Wellen behielten den Sieg. Gerd war wie die Reichen
Sonſt auf mehr nur erpicht und Geld und Gut; doch er dachte
Damals nur an den einzigen Sohn. Der verzweifelte Vater
Mußt' auf dem Boote noch lang umtreiben in Sturm und in Regen,
Bis am ſiebenten Tag, wo die Mannſchaft vor Durſt und vor Hunger
Faſt ſchon verſchmachtet war und erſtarrt vor Näſſ' und vor Kälte:

Digitized by Google

Sprachlos harrten ſie ſchon auf den Tod! — bis das Boot noch bemerkt ward.
Eine ſchwediſche Brigg kam näher und nahm die dem Schiffbruch
Mühſam Entgang'nen an Bord, mitleidig ſie hegend und pflegend.
Einer der Mannſchaft beſann ſich nicht mehr und ſtarb an Entkräftung;
Alle die Anderen kamen davon mit dem Leben, dem nackten.
Und ſo wurden ſie denn an der frieſiſchen Küſte gelandet;
Aber der Schiffer, er kam mit traurigem Muth in die Heimat.
Als er in's Haus eintrat, ſo ſetzt' er ſich ohne zu reden
An den gewöhnlichen Platz. Es erſchrak darüber die Hausfrau:
„Mann, wo kommſt Du denn her? Was iſt's mit dem Schiff? Wo iſt Folgert?"
„Frau, Du ſiehſt es, ich komm' allein; Du mußt mich nicht fragen!"
Sprach er und ſuchte zu rauchen; doch fiel ihm die Pfeife zu Boden,
Daß ſie klirrend zerbrach, und gleich wie die thönerne Röhre
Schien auch gebrochen der rieſige Mann und ſchluchzte und ſtöhnte.
„O Herrgott, Du haſt uns geſtraft für den frevelnden Namen!"
Rief mit Jammern die Frau, und rang in Verzweiflung die Hände.
Seit dem Tag war bezähmet der Trotz des unbändigen Mannes,
Und man kannt' ihn nicht mehr. Schier weinerlich jetzt und verzagend
Sitzt er zu Haus, und als auch Nahrungsſorgen ſich melden,
Trotz des blinkenden Hahns auf dem Dach und der rieſigen Jahrszahl,
Läßt er ſich willig und ſtill zum Fährmann machen der Inſel.
Welche Veränd'rung mit ihm! Der alte Pflüger der Meere
Fährt jetzt über das Watt Frachtgüter und Gäſte zum Baden!
Der einſt Vogel geweſen, iſt jetzt zur Brücke geworden!
Alſo haben ihn Manche geſehn, die am herrlichen Strande
Borkums fröhliche Luſt und Geſundheit ſuchen im Meere.
Einſt ſo trotzig und laut, ſitzt jetzt Gerd ſchweigend am Ruder,
Schauet nach Ebb' und nach Flut, ſo ſtruppig und finſter wie Charon.

Digitized by Google

Ueber Fetiſchismus.*)

Von

F. Max Müller.

— Oxford. —

Der Begriff von Fetiſch zu weit ausgedehnt.

Eine der größten Schwierigkeiten, die uns entgegentritt, wenn wir in wirklich wiſſenſchaftlicher Weiſe das Problem des Fetiſchismus zu behandeln ſuchen, iſt die weite Ausdehnung, welche man der Bedeutung dieſes Wortes gegeben hat.

De Broſſes, wie wir ſehen, ſpricht ſchon von Fetiſchen nicht nur in Afrika, ſondern bei den rothen Indianern, den Polyneſiern und den Stämmen im Norden von Aſien. Nach ſeiner Zeit hat es kaum einen Winkel der Erde gegeben, wo Reiſende nicht Spuren von Fetiſchdienſt zu finden geglaubt. Dieſe Tendenz, an allen Orten Aehnlichkeiten zu finden, hat ihre volle wiſſenſchaftliche Berechtigung. Es iſt eben der vergleichende Geiſt, der überall geſchäftig iſt und der bereits die größten Erfolge in unſerer Zeit errungen hat. Nur ſollte dabei nicht vergeſſen werden, daß Vergleichung, um wirklich wiſſenſchaftlich haltbare Reſultate zu Tage zu fördern, mit Unterſcheidung Hand in Hand gehen muß, ſonſt kommen wir in Verſuchung, ſo oft wir zwei aufrechte Steine und einen dritten darüber gelegt finden, von Cromlechs zu ſchwärmen, und jeden Stein mit einem Loch für einen Dolmen zu erklären.

Wie haben z. B. vor Kurzem in Deutſchland und in England viel von Baumdienſt und Schlangendienſt zu hören gehabt. Nichts kann nützlicher ſein, als analoge Fälle in weiteſten Kreiſen zu ſammeln; aber ihren wahren wiſſenſchaftlichen Werth erhalten ſolche Analogien erſt dann, wenn wir es uns klar machen können, wie unter der auf der Oberfläche erſcheinenden Aehnlichkeit oft die größte Verſchiedenheit in Bezug auf ihren Urſprung zu entdecken iſt.

*) Vergleiche „Nord und Süd“ VII, 20.

Digitized by Google

Das ist ja auch der Hauptreiz der vergleichenden Sprachforschung. Natürlich gibt es Grammatik überall, selbst in den Sprachen der niedrigsten Völker. Die Frage ist, wie ist sie entstanden. Wenn wir unsere grammatische Terminologie, oder Classification, unseren Nominativ und Accusativ, unser Activum und Passivum, unser Gerundium und Supinum in allen Sprachen finden wollen, so verlieren wir das Nützlichste, was ein vergleichendes Studium der Sprache uns lehren soll, wir lernen nicht, wie dieselbe Absicht in hundert verschiedenen Sprachen, auf hundert verschiedenen Wegen erreicht werden konnte und erreicht wurde. Hier erhält der alte lateinische Spruch seine wahre Bedeutung: Si duo dicunt idem, non est idem. Wenn zwei Sprachen dasselbe sagen, so ist es deshalb nicht immer dasselbe.

Wenn es überall auf Erden Fetischdienst gibt, nun so ist dies gewiß eine interessante Thatsache, aber ihre wahre wissenschaftliche Bedeutung erhält sie erst, wenn wir verstehen lernen, warum dies so ist. Die Hauptschwierigkeit, die zu lösen, ist, wie ein Fetisch ein Fetisch geworden, und wenn wir den Fetischismus von dieser Seite angreifen, so werden wir bald sehen, daß, obgleich die Fetische anscheinend überall dieselben sind, ihre Antecedentien fast nirgends dieselben gewesen. Ich halte dafür, daß es keinen Fetisch ohne Antecedentien gibt, und daß das wahre und wissenschaftliche Interesse des Fetischismus hauptsächlich in diesen Antecedentien liegt.

Antecedentien des Fetischismus.

Betrachten wir nun einige der gewöhnlichsten Erscheinungen von sogenanntem Fetischismus, und wir werden bald einsehen lernen, auf wie verschiedenen Höhen der menschlichen Natur die Quellen liegen, aus denen er entspringt.

Wenn die Gebeine, oder die Asche, oder das Haar eines verstorbenen Freundes als Andenken aufbewahrt werden, wenn man sie an sichern oder heiligen Orten niederlegt, wenn man sie von Zeit zu Zeit betrachtet, ja selbst, wenn Trauernde in ihrer Einsamkeit stille Worte an sie richten, so kann dies Alles Fetischismus genannt werden.

Ebenso, wenn ein Schwert, das ein tapfrer Krieger gebraucht hat, oder eine Fahne, unter der einst ein Sieg erfochten wurde, wenn ein Stock, oder sagen wir ein Scepter, wenn ein Calabasch, oder sagen wir eine Trommel, mit Ehrfurcht und Enthusiasmus von Soldaten begrüßt werden, ehe sie selbst zur Schlacht ziehen, so mag auch dies Fetischismus genannt werden.

Wenn sodann, wie es ja oft geschieht, diese Fahnen und Schwerter von Priestern gesegnet werden, oder wenn man gar die Geister derer, welche sie früher getragen, anruft, als ob sie gegenwärtig wären, so mag auch dies als Fetischismus dargestellt werden.

Wenn der Soldat im Unmuth über seine Niederlage sein Schwert über das Knie bricht, oder seine Fahne zerreißt, oder seine Adler weg-

Digitized by Google

wirft, so könnte man sagen, daß er seinen Fetisch züchtigt; ja man könnte beweisen wollen, daß Napoleon ein Fetischdiener gewesen sein müsse, als er auf die Pyramiden hinwies und zu seinen Soldaten sagte: „Vierzig Jahrhunderte blicken auf Euch von diesen Denkmälern herab."

Dies ist eine Art von Vergleichen, wobei man die Aehnlichkeiten alle Unterschiede verdecken läßt. Wollen wir aber die alten Gebräuche wilder Völker nicht nur kennen, sondern auch verstehen lernen, so können wir gar nicht genug auf ihre Unterschiede achten. Die Gründe, aus denen ein Stock oder ein Stein verehrt wurde, sind unendlich. Zuweilen bezeichnet der Stein ein verlassenes Heiligthum, oder eine alte Gerichtstätte,*) oder ein Schlachtfeld, oder das Grab eines Königs, oder den Ort eines Mordes.**) Zuweilen sollte er die heiligen Grenzen zwischen Stämmen und Familien beschützen. Es gab Steine, aus denen man Waffen verfertigte, es gab andere, auf denen man Waffen scharf und schneidig machte; es gab Steine, wie die Jadesteine, welche man sogar in Schweizer Seen findet, die wie Heiligthümer aus weitester Ferne gleichsam als Familienerbstücke mitgebracht wurden. Es gab auch Steine, die vom Himmel gefallen. Sollen nun alle diese Steine einfach als Fetische katalogisirt werden, weil sie alle aus sehr guten, aber sehr verschiedenen Gründen eine gewisse Ehrfurcht in alten oder neueren Zeiten genossen?

Zuweilen beweist die Ehrfurcht, die man einem ganz rohen unbehauenen Steine als dem Bilde eines Gottes beweist, eine höhere Kraft der Abstraction als die Verehrung eines Meisterwerks von Phidias; zuweilen ist die Verehrung, die man einem Steine, der wie ein Mensch aussieht, beweist, eine sehr niedrige Stufe des Gottesbewußtseins. Wenn wir zufrieden sind, dies und vieles Andere einfach als Fetischismus zu betrachten, so wird man uns bald sagen, daß der Stein, auf dem alle Könige von England gekrönt worden sind, ein alter Fetisch ist, und daß wir in der Krönung der Königin Victoria ein Ueberlebsel (survival) von angelsächsischem Fetischismus zu erkennen haben.

Dieses Suchen nach Fetischen und Ueberbleibseln vom Fetischismus ist so weit getrieben worden, daß Reisende in Afrika die Eingeborenen fragen, ob sie denn wirklich an *Fetische* glauben, als ob der arme Neger oder Hottentotte oder Papua eine Idee haben könnte von dem, was wir unter Fetisch verstehen. Die als Ausdrücke für Fetisch bei den Afrikanern angeführten Namen sind gri-gri, gru-gru, oder ju-ju, wahrscheinlich alle ursprünglich dasselbe Wort.***) Ich muß wenigstens ein Beispiel an-

*) Paus. I, 28, 5.

**) Paus. VIII, 13, 3; X, 5, 4.

***) Waitz, II, S. 174. F. Schultze sagt, die Neger hätten das Wort von den Portugiesen geborgt. Bastian gibt enquizi als ein Wort für Fetisch auf der Westküste von Afrika; auch mokisso. (Bastian, St. Salvador, S. 254, 81.)

Digitized by Google

führen, um zu zeigen, wie weit höher zuweilen der Examinandus, selbst wenn er ein Neger ist, stehen kann, als der Examinator. Ein Neger, der einem Baume Verehrung erwies und ihm Speise darbrachte, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der Baum doch nichts esse, und vertheidigte sich dagegen mit der Antwort: „O der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baume niedergelassen. Freilich kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, welches wir sehen, zurück." Die Erzählung scheint fast zu gut, um ganz wahr zu sein, aber sie beruht auf dem Zeugniß von Hallenr,*) und sie mag wenigstens als ein warnendes Beispiel dienen gegen die Art und Weise, alle heiligen Gebräuche eines wilden Stammes nach einer Regel zu erklären, und technische Ausdrücke zu gebrauchen, ohne sie vorher sorgsam gewählt und erklärt zu haben.

Die Verwirrung wird noch verwirrter, wenn Reisende, die sich daran gewöhnt haben, das Wort Fetisch in seiner neuesten Comtischen Bedeutung zu gebrauchen, und denen es zu einer ironischen Bezeichnung für Gott geworden ist, ihre Beschreibungen von wilden Völkern, unter denen sie gelebt, in diesem philosophischen Jargon schreiben. So berichtet ein Reisender, daß die Eingeborenen erzählt, wie der große Fetisch von Bamba im Busche lebe, wo kein Mensch ihn sieht oder sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Fetischpriester seine Gebeine, um sie wieder zu beleben und zu ernähren, bis sie wieder Fleisch und Blut gewinnen. Hier sieht man deutlich, wie „der große Fetisch" im Comtischen Sinne des Wortes gebraucht ist, wie es nicht mehr Fetisch, sondern Gottheit bezeichnet. Ein Fetisch, der im Walde lebt, aber nicht gesehen werden kann, ist ja das gerade Gegentheil von einem feitiço, oder einem Gru-gru, oder was wir sonst für einen Namen gebrauchen wollen, um die leblosen und sichtbaren Gegenstände zu bezeichnen, welche von Menschen, nicht nur in Afrika, sondern in der ganzen Welt, während einer gewissen Phase ihres religiösen Bewußtseins, verehrt worden sind.

Fetischismus überall.

Gehen wir einmal so weit, so ist es natürlich leicht, Fetische überall bei alten und neuen, bei wilden und civilisirten Völkern zu finden. Das Palladium von Troja, welches, wie man annahm, vom Himmel gefallen war und die Stadt uneinnehmbar machte, kann ein Fetisch genannt werden, und wie ein Fetisch mußte es von Odysseus und Diomedes gestohlen werden, ehe Troja erobert werden konnte.

*) Das Leben der Neger West-Afrikas, S. 40; bei Waitz, II, S. 188. Tylor, Primitive Culture, II, 197.

Digitized by Google

Pausanias*) erzählt, daß in alten Zeiten die Götterbilder in Griechenland rohe Steine waren, und er erwähnt solche Steine als noch zu seiner Zeit, im 2. Jahrhundert n. Chr. G., als in vielen Theilen Griechenlands existirend. In Pharä erzählt er von 30 viereckigen Steinen, nahe bei der Statue des Hermes, welche das Volk verehrte und jedem einen Namen gab. Die Thespianer, die den Eros verehrten, hatten eine Bildsäule von ihm, die ein bloßer Stein war.**) Die Bildsäule des Herakles zu Hyettos war von derselben Art,***) nach dem Brauch der Alten, wie Pausanias selbst bemerkt. In Sicyon erwähnt er ein Bild des Zeus Meilichios, und ein anderes der Artemis Patroa, beide ohne jede Kunst, das erstere eine bloße Pyramide, das letztere eine Säule.†) Zu Orchomenos beschreibt er wieder einen Tempel der Chariten, in dem sie als rohe Steine verehrt wurden, von denen man glaubte, daß sie zur Zeit des Eteokles vom Himmel gefallen seien. Erst zur Zeit des Pausanias wurden wirkliche Statuen der Chariten in ihrem Tempel aufgestellt.††)

Aehnliches finden wir in Rom. Steine, welche vom Himmel gefallen sein sollten, wurden angerufen, einen günstigen Erfolg bei kriegerischen Unternehmungen zu verleihen.†††) Mars wurde durch eine Lanze dargestellt, Augustus, nachdem er zwei Seeschlachten verloren, strafte seinen Neptun wie einen Fetisch, indem er sein Bild von der feierlichen Prozession der Götter ausschloß.*†) Nero war, nach Suetonius, ein großer Verächter der Götter, obgleich er eine Zeit lang eine starke Verehrung für die Dea Syria an den Tag legte. Dies aber hatte bald ein Ende und er that später ihrem Bilde den größten Schimpf an. Man sagt, daß ihm eine unbekannte Person ein kleines Bild von einem Mädchen gegeben habe als ein Schutzmittel gegen Verrath, und da er bald darauf eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckte, so beschloß er, dieses Bild in Zukunft als die höchste Gottheit zu verehren durch dreimaliges Opfer an jedem Tage; ja er wollte, daß man glaube, daß er durch dessen Stimme die Zukunft vorherwisse.**†)

Wenden wir uns nun zu unserer eigenen Religion, zur christlichen, so ist bekannt, wie schlecht die Heiligenbilder von den niederen Classen der römischen Katholiken behandelt zu werden pflegten. Della Valle erzählt, daß in der Mitte des 17. Jahrhunderts portugiesische Matrosen bei einer Windstille die heftigsten Drohungen gegen den heiligen Antonius

*) Paus. VII, 22, 4.
**) Paus. IX, 27, 1.
***) Paus. IX, 24, 3.
†) Paus. II, 9, 6.
††) Paus. IX, 38, 1.
†††) Plin. H. N. 37, 9.
*†) Suet. Aug.
**†) Suetonius, Nero, c. 56.

Digitized by Google

von Padua ausstießen, und ihn gebunden haben würden, wenn ihm nicht Jemand zu Hülfe gekommen wäre. Sie setzten endlich sein Bildniß auf das Ende des Bugspriets und sagten dabei knieend: „Heiliger Antonius, sei so gut, so lange dort zu stehen, bis Du uns einen guten Wind zur Fortsetzung unserer Reise gegeben hast."*) Frezier erzählt von einem spanischen Schiffscapitän, der ein kleines Marienbild an den Mast befestigte und ihm erklärte, es solle so lange dort hängen bleiben, bis es ihm günstigen Wind gegeben hätte.**) Kotzebue erzählt, daß die Neapolitaner den heiligen Gennaro vecchio ladrone, birbone, scelerato schimpften, weil er einen Lavastrom nicht aufgehalten hatte, und daß man ihn sogar geprügelt habe.***) Wenn russische Bauern und Bäuerinnen irgend eine unziemliche That in der Nähe von Heiligenbildern begehen wollten, so deckten sie Tücher über die Bilder, damit dieselben nichts davon sähen. Ja ein russischer Bauer, der eine schlechtere Ernte gehabt als sein Nachbar, borgte von diesem dessen Heiligenbild und stellte es beim Ackern auf den Pflug, um so einen reicheren Ertrag zu erzielen.†)

Alle diese Erscheinungen würden von einem Fremden, der ihre Entstehung nicht kennt oder errathen kann, einfach als Fetischismus behandelt werden, während wir eine unendliche Reihe von Antecedentien erblicken, durch die allein es möglich wurde, daß das Bild einer Jungfrau oder eines Heiligen an den Mast gebunden werden konnte, um günstigen Wind zu bringen. Muß es denn in Afrika so ganz anders gewesen sein? Warum sollen diese Fetische keine Geschichte, keine Entwickelung gehabt haben, sondern so wie sie sind aus der Erde gesprungen sein? Um es kurz zu sagen, wenn wir sehen, daß Alles, was Fetisch genannt werden kann, in anderen uns bekannten Religionen secundär ist, warum sollen alle Fetische in Afrika primär gewesen sein? Wenn ein Fetisch überall Voraussetzungen hat, wenn er überall von mehr oder weniger entwickelten religiösen Ideen begleitet ist, warum soll er in Afrika den Anfang aller Religion gebildet haben? Anstatt den Fetischismus in allen anderen Religionen, deren Entwickelung wir theilweis kennen, durch den Fetischismus der Neger, dessen Entwickelung wir nicht kennen, zu erklären, warum nicht umgekehrt den Fetischismus Afrikas durch den Fetischismus Europas zu verstehen suchen?

*) Della Valle, Voyage VII, p. 409. Meiners, Geschichte der Religionen, I, S. 181. F. Schultze, Fetischismus, S. 175.

**) Frezier, Relation du Voyage de la Mer du Sud, p. 248. Schultze, l. c.

***) Kotzebue, Reise nach Rom, I, S. 327.

†) F. Schultze, Fetischismus, S. 176.

Digitized by Google

Keine Religion besteht blos aus Fetischismus.

Man hat also bis jetzt nirgends bewiesen, daß Fetischismus in Afrika oder sonstwo die ursprünglichste Form menschlicher Religion war, ja man sieht leicht, daß es unmöglich ist, dies jemals factisch zu beweisen. Aber ich gehe noch weiter und behaupte, daß man bisher auch nirgends bewiesen hat, daß Fetischismus irgendwo, sei es in Afrika oder in anderen Ländern, die ganze Religion eines Volkes ausmache. So unvollkommen auch unsere Kenntniß der Religion der Neger ist, dies kann man mit Sicherheit sagen, daß, wo sich die Gelegenheit geboten, die religiösen Anschauungen selbst der niedrigsten Stämme einer langen, sorgsamen Prüfung zu unterwerfen, man noch nie gefunden hat, daß ein ganzer Stamm nichts von Religion aufzuweisen habe als bloßen Fetischdienst. Eine Verehrung lebloser Gegenstände ist in Afrika weiter verbreitet, als in anderen Ländern. Die geistigen und gemüthlichen Anlagen des Negers drängen ihn mehr als andere Völker zu dieser niedrigen und erniedrigenden Art des Cultus hin. Dies Alles gebe ich gern zu. Aber ich behaupte, daß Fetischdienst in Afrika ebenso wie anderswo einen Verfall bezeichnet, daß der Neger höhere religiöse Begriffe hat als Verehrung von Stöcken und Steinen, und daß Viele, die an Fetische glaubten, zu gleicher Zeit höhere, reinere, wahrere Ansichten über das Göttliche hatten. Aber freilich, es gehören Augen dazu, um dies zu sehen, Augen, die das Gute entdecken können, wo es auch existirt, ohne immer nur von dem angezogen zu werden, was schlecht ist. Je länger ich mich mit dem Studium der heidnischen Religionen beschäftige, desto mehr wächst meine Ueberzeugung, daß, wenn wir sie mit richtigem Maßstabe messen wollen, wir sie messen müssen wie die Alpen, nach den höchsten Punkten, die sie erreicht haben. Religion ist überall weit mehr ein Sehnen als ein Erfüllen, und ich verlange für die Religion des Negers nicht mehr als was ich für unsere eigene verlange, daß man sie beurtheile nicht nach dem, was sie zu sein scheint, sondern nach dem, was sie ist; ja noch mehr, nicht nur nach dem, was sie ist, sondern nach dem, was sie sein kann oder sein möchte im Herzen ihrer besten Bekenner.

Höhere Elemente in der Religion der Afrikaner.

Was unter jetzigen Umständen geleistet werden kann, um eine richtigere Ansicht von der wahren Religion des Negers zu gewinnen, hat Waitz geleistet im zweiten Bande seines klassischen Werkes über Anthropologie.*) Waitz, der Herausgeber von Aristoteles' Organon, faßte diesen Gegenstand zuerst in wahrhaft wissenschaftlicher Weise auf. Er war nicht

*) Anthropologie, II, S. 167.

Digitized by Google

nur selbst ganz unparteiisch, sondern er suchte sich auch stets von der Unparteilichkeit seiner Gewährsmänner zu überzeugen, ehe er ihre Ansichten benutzte. Sein Werk hat in England die größte Anerkennung gefunden, wo viele seiner Ansichten und der von ihm gesammelten Thatsachen durch Mr. Tylor eine weite Verbreitung erlangt haben. Die Ansicht, zu der Waitz in Bezug auf den wahren Charakter der Religion der Neger gelangte, kann kurz in seinen eigenen Worten gegeben werden:

„Die Religion des Negers pflegt als eine eigenthümliche rohe Form des Polytheismus betrachtet und mit dem besonderen Namen «Fetischismus» belegt zu werden. Indessen geht aus einer genaueren Untersuchung derselben deutlich hervor, daß sie, abgesehen von den extravaganten, phantastischen Zügen, die im Charakter des Negers wurzeln und sich von da auf alle seine Schöpfungen übertragen, im Vergleich mit den Religionen anderer Naturvölker weder sehr eigenthümlich ausgeprägt, noch von vorzugsweise roher Form ist. Jene Ansicht läßt sich als allgemein gültig nur festhalten, wenn man die äußerliche Seite der Religion des Negers allein in's Auge faßt oder ihre Deutung willkürlichen Voraussetzungen entnimmt, wie dies namentlich von Ad. Wuttke (Geschichte des Heidenthums I, S. 69, 71) geschehen ist. Bei tieferem Eindringen, das neuerdings mehreren gewissenhaften Forschern gelungen ist, kommt man vielmehr zu dem überraschenden Resultat, daß mehrere Negerstämme, bei denen sich ein Einfluß höherstehender Völker bis jetzt nicht nachweisen und kaum vermuthen läßt, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel weiter vorgeschritten sind, als fast alle anderen Naturvölker, so weit, daß wir sie, wenn nicht Monotheisten nennen, doch von ihnen behaupten dürfen, daß sie auf der Grenze des Monotheismus stehen, wenn ihre Religion auch mit einer großen Summe groben Aberglaubens vermischt ist, der wieder seinerseits bei anderen Völkern die reinen religiösen Vorstellungen ganz zu überwuchern scheint."

Waitz selbst betrachtet das Buch von Wilson über „Westafrika, seine Geschichte Zustände und Aussichten" (London, 1856) für das in dieser Beziehung nützlichste, aber er sammelt sein Material auch aus vielen anderen Quellen, und namentlich aus den Berichten der Missionäre. Wilson war der Erste, der nachwies, wie das, was wir durchaus Fetischismus nennen wollen, von der wahren Religion des Negers gar sehr verschieden ist. Er zeigt uns, daß dieselben Stämme, die uns als Fetischdiener vorgestellt werden, entweder an Götter oder an einen höchsten guten Gott glauben, den Schöpfer der Welt, und daß sie in ihrem Dialekte bestimmte Namen für ihn haben.

Es mag wahr sein, daß man äußerlich diesem höchsten Wesen keine Verehrung beweist, sondern nur den sogenannten Fetischen. Aber dies läßt sehr verschiedene Erklärungsweisen zu. Es kann ebenso gut aus einer zu großen Ehrfurcht vor dem wahrhaft Göttlichen, als aus Nachlässig-

Digitized by Google

keit entstehen. Die Odschis*) z. B. oder Aschantis nennen das höchste Wesen mit demselben Worte wie den Himmel, aber sie verstehen darunter oft auch einen persönlichen Gott, von dem sie sagen, daß er alle Dinge gemacht habe und der Geber alles Guten sei, daß er, überall gegenwärtig, Alles wisse, auch die Gedanken der Menschen, und sich dieser in der Noth erbarme. Untergeordnete Geister sind es aber allein, die nach ihrer Ansicht die Welt regieren, und nur die Bösen unter ihnen erhalten Verehrung und Opfer.**)

Cruickshank***) hebt denselben Zug im Charakter der Neger an der Goldküste hervor. „So alt der Glaube an einen höchsten Gott, der die Welt geschaffen hat und regiert, auf der Goldküste auch sicherlich ist, so wird «der große Freund», «der mich Machende» wie sie ihn nennen, doch nur bisweilen angerufen. Im Unglück sprechen sie: «Ich bin in Gottes Hand, er wird es machen, wie ihm gutdünkt».“

Diese Ansicht wird von den Baseler Missionären bestätigt, die man doch auf diesem Punkte kaum der Parteilichkeit zeihen kann. Sie versichern, daß der Glaube an einen höchsten Gott durchaus nicht ohne Einfluß auf den Neger ist. Oft sagt er sich zum Trost im Unglück: „Gott ist der Alte, er ist der Höchste“, „Gott sieht auch mich“, „ich bin in Gottes Hand.“ Der Missionär wagt hinzuzufügen: „Daß sie neben Gott noch tausend und aber tausend Fetische haben, das haben sie leider auch mit vielen Christen gemein.†)“

Die Odschis oder Aschantis, wie wir sahen, besitzen eine ziemlich bestimmte Vorstellung von Gott, den sie den Hohen oder den Höchsten nennen: er ist Schöpfer, spendet Regen und Sonnenschein und alles Gute, hat die siebentägige Woche gemacht. Er weiß Alles und in sein Haus oder seine Stadt werden die guten Menschen nach ihrem Tode aufgenommen. Doch läßt er jetzt die Welt gewähren und steht zu hoch für die Verehrung der Menschen. Geschaffene Geister, die öfters heimlich erscheinen und sich besonders den Priestern mittheilen, sind von ihm über Gebirg und Thal, Wald und Feld, Fluß und See als Herren gesetzt. Man denkt sie sich ganz menschenähnlich, theils als gut, theils als böse. In einer Beziehung gehen die Neger so weit als die Europäer, nämlich in der Annahme eines obersten bösen Geistes, dem Feinde der Menschen, der abgeschieden von der Welt im Jenseits wohnt.††)

Einige der Namen des höchsten Wesens bedeuteten ursprünglich Sonne, Himmel, Regenspender; andere Herr des Himmels, Herr und König des

*) Waitz, II, S. 171.

**) Riis, Baseler Missions-Magazin, 1847, IV, S. 244, 248.

***) Achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste (1834). Leipzig. S. 217.

†) Baseler Miss.-Mag., 1853, II, S. 86.

††) Waitz, II, S. 171—174.

Digitized by Google

Himmels, unsichtbarer Schöpfer. Als solcher wird er auch von den Yebus angebetet, indem sie das Gesicht zur Erde niederbeugen.*) Eines ihrer Gebete lautete: „Gott im Himmel, beschütze mich vor Krankheit und Tod. Gott, gib mir Glück und Weisheit."

Die Edeeyahs**) von Fernando Po verehren Rupi als höchstes Wesen, neben dem sie viele kleine Götter als Mittelspersonen haben. Die Duallahs***) am Cameruns bezeichnen mit demselben Worte den großen Geist und die Sonne.

Die Yorubas glauben an Olorum als den Herrn des Himmels.†) Sie glauben aber auch an andere Götter und sie erzählen von der Stadt Ife im Gebiete von Kakanda (5° ö. L. Gr., 8° n. B.) als dem allgemeinen Sitz der Götter, von wo sie selbst herstammen, von wo Sonne und Mond aus der Erde, in die sie begraben waren, immer wieder hervorkommen und wo die ersten Menschen geschaffen wurden.††)

Römer†††) erzählt, daß das Volk von Akra der aufgehenden Sonne eine Art von Verehrung zolle, und Zimmermann*†) stellt entschieden in Abrede, daß man dort beliebigen Gegenständen, gewöhnlich Fetisch genannt, irgend welche Verehrung erweise. Aus den Berichten der Baseler Missionäre wissen wir, daß der dort gebrauchte Name für den höchsten Gott Jongman**†) war, welches Regen und Gott bedeutet. Dieser Jongman wird gewöhnlich als identisch mit Nyongmo betrachtet, wie Gott auf der Goldküste heißt. Auch dort bedeutet das Wort den Himmel, der überall ist und von jeher. „Man sieht's ja täglich," sagte ein Fetischmann***†), „wie durch den von Ihm gesendeten Regen und Sonnenschein das Gras und Korn, der Baum entsteht; wie sollte er nicht Schöpfer sein?" Die Wolken, heißt es, sind der Schleier, die Sterne der Schmuck von Nyongmos Gesicht. Er sendet seine Kinder, die Wong, die Lichtgeister, die ihn bedienen, auf die Erde, wohin sie seine Befehle zu übertragen oder wo sie diese selbst auszuführen haben.

Diese Geister oder Wongs, die auch für Fetische ausgegeben worden

*) Waitz, II, S. 168. D'Avezac, Notice sur le pays et le peuple des Yébous, p. 84, Anm. 3.

**) Waitz, II, S. 168.

***) Allen and Thomson, Narrative of the Expedition to the River Niger in 1841, II, p. 199, 395, Anm.

†) Tucker, Abbeokuta, Origin and Progress of the Yoruba Mission, p. 192, Anm. Waitz, II, S. 168.

††) Tucker, l. c, p. 248. Waitz, II, 169.

†††) Römer, Nachrichten von der Küste Guinea, 1769, S. 84.

*†) Zimmermann, Grammatical Sketch of the Akra or Ga Language, Vocabulary, p. 337.

**†) Baseler Miss.-Mag., 1857, S. 559.

***†) Waitz, II, S. 170.

Digitized by Google

sind, bilden ein sehr wichtiges Element nicht nur in der Religion des Negers, sondern auch in vielen anderen Religionen. Sie kommen überall zum Vorschein, wo die Kluft zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen zu weit geworden, und wo dann der Mensch nach Vermittlern verlangt, um die Kluft auszufüllen, die er selbst geschaffen hat. So vertheidigt z. B. Celsus die Verehrung der Genii mit sehr wichtigen Gründen. Indem er die Christen tadelt, daß sie sich weigern, den alten Genii ihre hergebrachte Verehrung zu bieten, sagt er: Es geschieht dadurch Gott kein Unrecht. Gott kann nichts verlieren, die untergeordneten Geister sind nicht seine Rivalen, so daß ihn die Verehrung, die wir ihnen zollen, verdrießen könnte. Was wir in ihnen verehren, sind nur Attribute von Gott selbst, von dem sie ihre Macht herleiten, und indem ihr sagt, daß es nur einen Gott gibt, lehnt ihr euch gegen Gott selbst auf.*)

Auf der Goldküste**) glaubt man, daß diese Wongs zwischen Himmel und Erde wohnen, Kinder mit einander zeugen, sterben und wieder aufleben. Wong ist 1) das Meer und Alles was darin ist; Wong sind 2) die Flüsse, Seen, Quellen, 3) besonders eingezäunte Stücken Landes und namentlich alle Termitenhaufen, 4) die Otutu, die über einem Opfer errichteten kleinen Erdhaufen, und die Trommel eines gewissen Stadttheiles, 5) gewisse Bäume, 6) gewisse Thiere, Krokodil, Affe, Schlangen u. s. w., während andere Thiere nur den Wongs heilig sind, 7) die vom Fetischmann geschnitzten und geweihten Bilder, 8) zusammengesetzte Sachen aus Schnuren, Haaren, Knöchelchen u. s. w., die als Mysterien behandelt werden, obwol sie verkäuflich sind.***)

Hier sehen wir deutlich den Unterschied zwischen Wongs und Fetischen. Der Fetisch ist das äußere Zeichen oder Symbol, der Wong der inwohnende Geist. Wir sehen aber auch, hier wie anderswo, die einbrechende Verwirrung, und wie leicht das Geistige zum rein Materiellen herabsank.†)

In Akwapim ist das Wort, welches sowol Gott als Wetter bedeutet, Jankkupong. Auch in Bonny, wie im östlichen Afrika, bei den Maknas, wird dasselbe Wort für Gott, Himmel und Wolke gebraucht.††) In Dahomey soll die Sonne als das höchste Wesen gelten, sie erhält aber keine äußerliche Verehrung.†††) Die Ibos glauben an einen Schöpfer der Welt, den sie Tschuku nennen. Er hat zwei Augen, zwei Ohren, eines im Himmel, das andere auf Erden. Er ist unsichtbar und schläft nie. Er hört Alles, was über ihn gesagt wird, kann aber nur den erreichen, der

*) cf. Froude, in Fraser's Magazine, 1878, p. 160.

**) Waitz, II, S. 183.

***) Baseler Miss.-Mag., 1856, II, S. 131.

†) Waitz, II, S. 174, 175.

††) Köler, Einige Notizen über Bonny, 1848, S. 61. Waitz, II, S. 169.

†††) Salt, Voyage to Abyssinia, 1814, p. 41.

Digitized by Google

ihm nahe kommt.*) Könnten wir mehr sagen? Der Gute sieht ihn nach dem Tode, der Schlechte aber kommt in's Feuer. Sagen Einige von uns nicht dasselbe?

Daß einige unter den Negern selbst von dem entwürdigenden Charakter des Fetischdienstes überzeugt sind, das zeigt sich aus solchen Aeußerungen, wie man sie unter dem Volke in Akra hört, daß nämlich nur Affen Fetische verehren.**)

Ich kann nun allerdings nicht persönlich für die Genauigkeit von einem jeden dieser Berichte einstehen, aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe. Ich glaube aber, wir können uns im Ganzen auf die Genauigkeit eines Gewährsmannes, wie Waitz war, verlassen. Einem Manne, der wie er daran gewöhnt war, variae lectiones aus griechischen Handschriften zu sammeln, kann man schon zutrauen, daß er es mit seinen Citaten genau nimmt. Faßt man nun aber Alles, was er über die Religion der Neger beigebracht, zusammen, so bekommt man allerdings ein ganz anderes Bild von derselben als früher. Jedenfalls sieht man sehr klar, daß sie nicht in einem einförmigen Fetischismus besteht, sondern im Gegentheil die größte Mannichfaltigkeit entwickelt hat. Fetischismus findet sich auch, ja findet sich mehr in Afrika als in anderen Ländern. Dies Alles mag zugegeben werden. Aber wo bleibt die Behauptung, daß die Religion des Negers in Fetischismus bestehe, daß der Neger über diese tiefste Stufe der Religion noch nicht hinausgeschritten sei? Wir haben bereits gesehen, daß sich in der Religion dieser Völker ganz unverkennbare Zeichen einer Verehrung von Geistern finden, die in den verschiedenen Theilen der Natur schalten und walten, ja es zeigt sich deutlich eine Ahnung von einem höchsten Geiste, der sich in der Sonne oder dem Himmel verbirgt und offenbart. Es ist gewöhnlich die Sonne oder der Himmel, der die Brücke vom Sichtbaren zum Unsichtbaren, von der Natur zu dem Gotte der Natur bildet. Aber außer der Sonne wurde auch der Mond von den Negern verehrt, und zwar als Ordner der Zeit und des Lebens. Man brachte ihm Opfer unter Bäumen, namentlich unter alten Bäumen, die von Geschlecht zu Geschlecht Zeugen der Freuden und Leiden einer Familie oder eines Stammes gewesen waren.

Zoolatrie.

Außerdem finden wir nun aber in der Religion dieser sogenannten Fetischdiener noch viele andere Elemente, z. B. was man bei anderen Völkern Zoolatrie oder Thierdienst nennt.***) Es ist, scheint mir, eines

*) Schön and Crowther, Journal of an Expedition up the Niger, 1842, p. 51, 72. Waitz, II, S. 169.

**) Waitz, II, S. 174—178.

***) Waitz, II, S. 171.

Digitized by Google

der schwierigsten Probleme der Religionswissenschaft, die ersten Beweggründe zu entdecken, welche den Neger und andere Völker bestimmten, gewisse Thiere zu verehren. Wir müssen uns dabei zuerst vor dem sehr allgemeinen Fehler hüten, für jeden religiösen Gebrauch nur immer einen Beweggrund anzunehmen. Derselbe Gebrauch hat oft in verschiedenen Ländern die verschiedensten Ursachen gehabt. So glaubte man an einigen Orten, daß die Seelen der Verstorbenen in gewissen Thieren weilten. An anderen Orten ließ man Thiere, namentlich Wölfe, Leichname fressen, und diese Thiere galten deshalb als heilig.*)

Affen hielt man zuweilen für Menschen, nur etwas bei der Schöpfung beschädigt, zuweilen auch für Menschen, die für ihre Sünden bestraft werden. Manche Stämme glauben, die Affen könnten sprechen, wenn sie nur wollten, und daß sie vorgeben stumm zu sein, um nicht zur Arbeit herangezogen zu werden. Aus solchen Gedanken entwickelte sich leicht eine Abneigung, sie, wie andere Thiere, zu tödten, und von da war es dann nur noch ein kleiner Schritt, ihnen eine gewisse Heiligkeit beizulegen. Es ist bekannt, daß Elephanten, wegen ihrer großen Verstandesentwickelung, mit sehr ähnlichen Gefühlen betrachtet werden. Die Eingeborenen tödten sie nicht gern, und wenn sie es thun müssen, so bitten sie oft das Thier um Verzeihung, nachdem sie es getödtet haben. In Dahomey, wo der Elephant als Fetisch gilt, müssen viele Reinigungsceremonien ausgeführt werden, wenn ein Elephant erlegt worden ist.**)

An manchen Orten wird es als ein Glück betrachtet, von gewissen Thieren getödtet zu werden, so in Dahomey von einem Leoparden.

Es kann viele Gründe geben, weshalb Schlangen eine gewisse Ehrfurcht, ja selbst Verehrung zu Theil wird. Giftige Schlangen werden gefürchtet, und es ist verständlich, daß man sie verehrte, namentlich nachdem ihnen, vielleicht im Geheimen, ihr Gift ausgebrochen. Andere Schlangen sind nützlich als Hausthiere, als Wetterpropheten, und man mag sie also gefüttert, hochgeschätzt und noch einige Zeit verehrt haben, wenn wir nur das Wort in der niedrigen Bedeutung nehmen, die es oft bei ungebildeten Menschen hat und haben muß. Die Idee, daß die Geister der Verstorbenen in Thiere übergehen, ist weit verbreitet, und wenn man sich erinnert, wie Schlangen sich oft in verlassenen, oder auch in bewohnten Häusern verstecken und dann plötzlich mit ihren blitzenden Augen die Bewohner anstarren, so kann man wol die abergläubischen Ideen begreifen, die man sich von ihnen machte. Außerdem ist bekannt, daß in alten wie in neuen Zeiten gewisse Stämme sich Schlangen (Nägas) nannten, mochte es nun sein, um anzudeuten, daß sie an gewissen Orten einheimisch und gleichsam

*) Waitz, II, S. 171. Hostmann, Zur Geschichte des Nordischen Systems der drei Culturperioden, 1875, S. 13, Anm.

**) Waitz, II, S. 178.

Digitized by Google

wie Schlangen aus dem Boden entspringen, sei es, daß sie, wie Diodorus meint, eine Schlange als ihre Fahne, als ihr Zeichen, als ihr Totem, als ihr Wappen hatten, oder wie man es sonst nennen will. Wie derselbe Diodorus bemerkt, kann entweder die Schlange als Wahrzeichen gewählt sein, weil sie als etwas Göttliches galt, oder sie mag eine göttliche Geltung erhalten haben, weil sie als Wahrzeichen diente. Jedenfalls scheint nichts natürlicher, als daß Menschen, die sich Schlangen nannten, mit der Zeit eine Schlange als ihren Ahnherrn und endlich als ihren Gott erwählten. In Indien spielen die Schlangen sehr zeitig eine bedeutende Rolle in Volksdichtung und epischer Poesie. Sie werden bald was Feen und Gnomen in unseren Märchen sind, und sie bilden mit Gandharvas, Apsaras, Kinnaras und andern fabelhaften Wesen die ältesten Motive zur Ornamentirung von öffentlichen Gebäuden.

Ganz verschieden von diesen indischen Schlangen ist die Schlange des Avesta, die Schlange der Genesis und wiederum die Schlangen und Drachen der griechischen und deutschen Sage. Endlich gilt uns noch die Schlange als Symbol der Ewigkeit, sei es, weil sie ihre Haut jährlich abstreift, sei es, weil sie sich in einen Kreis zusammenrollt, oder, wie man sagt, sich in den Schwanz beißt. Jedes von diesen Gebilden der Phantasie hat seine eigene Biographie, und sie alle zusammen zu werfen wäre etwa dasselbe, als wollte man eine Biographie von allen Menschen schreiben, die Alexander heißen.

Afrika ist voll von Thierfabeln, nach Art der Aesopischen Fabeln; doch finden sie sich nur bei gewissen Stämmen, nicht überall. Man erzählt sogar, daß früher Männer mit den Thieren sprechen konnten, und in Bornu sagt man sich, daß ein Mann das Geheimniß der Thiersprache seiner Frau verrathen, und daß danach der Umgang zwischen Menschen und Thieren aufgehört.*)

Der Mensch allein, soviel wir wissen, scheint nie in Afrika als göttliches Wesen verehrt worden zu sein, und wenn an einigen Orten mächtige Fürsten Ehrenbezeugungen empfangen, vor denen wir schaudern, so müssen wir nicht vergessen, daß während der höchsten Blüthe römischer Cultur dem Augustus und seinen Nachfolgern fast göttliche Ehren erwiesen wurden. In mißgeformten Menschen, in Zwergen, Albinos und dergleichen sehen die Afrikaner oft etwas Ungeheueres, doch kann man deshalb noch immer nicht sagen, daß man sie als göttlich verehre.

Psycholatrie.

Ein sehr bedeutendes Element in der Religion dieser Völker ist sodann die Ehrfurcht, die man vor den Geistern der Verstorbenen hat.**)

*) Kölle, S. 145.

**) Waitz, II, S. 181.

Digitized by Google

Die Gebeine der Verstorbenen, wie wir sahen, werden oft sorgsam aufbewahrt und mit einer Art von religiöser Scheu behandelt. Die Aschantis haben ein Wort, Kla, welches Seele bedeutet. Nach dem Tode heißt die Seele Sisa. Kla ist 1) das Leben der Menschen, 2) als männlich gedacht, die Stimme, die ihn zum Bösen treibt, als weiblich die, welche ihn davon abmahnt, 3) der persönliche Schutzgeist eines Jeden, der durch gewisse Zaubereien citirt werden kann und auf Dankopfer Anspruch macht für den Schutz, den er gewährt. Sisa kann wiedergeboren werden, aber es werden auch stets neue Seelen vom höchsten Gotte auf die Erde herabgesendet.*)

Vielseitigkeit der afrikanischen Religionen.

Nun frage ich, ist eine Religion, die so viele verschiedene Seiten darbietet, einfach als afrikanischer Fetischdienst hinzustellen? Finden wir nicht fast jeden Bestandtheil anderer Religionen in dem Wenigen, was wir bis jetzt mit irgend welcher Genauigkeit vom Glauben und vom Gottesdienst des Negers wissen? Hat man irgend einen Beweis erbracht, daß es je eine Zeit gegeben, in der diese Neger nur Fetischdiener waren, und weiter nichts? Führt uns nicht Alles, was wir thatsächlich wissen, gerade zum Gegentheil, daß nämlich der Fetischismus eine rein parasitische Entwickelung darstellt, die begreiflich ist mit gewissen Antecedentien, aber ganz unverständlich, wenn man sie nur als einen ursprünglichen Impuls der menschlichen Seele darstellen will?

Nein, vom psychologischen Standpunkte aus liegt die wirkliche Schwierigkeit vielmehr darin, wie man die vernünftigen und in manchen Fällen erhabenen religiösen Ansichten dieser Neger mit der rohen Form des Fetischismus zusammenreimen soll, die natürlich nicht weggeleugnet werden kann. Hier können wir nur daran erinnern, daß alle Religion ein Compromiß ist und sein muß zwischen den Weisesten und den Thörichtsten, zwischen Alt und Jung, und daß, je höher der menschliche Geist sich erhebt in seinem Suchen nach göttlichen Idealen, desto unvermeidlicher ihre blos symbolische Darstellung im Geiste der Kinder, ja der Majorität eines Volkes, die stets unfähig ist, die höchsten Abstractionen rein zu erfassen.

Es läßt sich viel zur Entschuldigung der verschiedenen Arten und Weisen des Fetischismus sagen. Er ist eine Hülfe für die schwache menschliche Natur. Er dient als äußerliche Erinnerung an unsere Pflichten, und in vielen Fällen kann sich der Mensch vom materiellen Zeichen oder Symbol wieder zu höheren geistigen Anschauungen erheben. Oft auch findet das menschliche Herz in solchen äußerlichen Dingen Trost, wenn es ihn sonst nirgends finden kann. Man hört so oft, daß diese äußere

*) Baseler Miss.-Mag. 1856, II, S. 134, 139. Zimmermann, Voc., p. 151.

Digitized by Google

Symbolik jedenfalls unschuldig sei, und man wundert sich, weshalb die weisesten Lehrer der Menschheit in so harten Ausdrücken gegen diese Richtung des menschlichen Geistes oder des menschlichen Herzens geeifert haben. Mancher mag sich gewundert haben, daß unter den zehn Geboten, welche die höchsten und wichtigsten Pflichten der Menschen in kürzester Form zusammenfassen sollten, die zweite Stelle dem Verbote jeder bildlichen Darstellung des Göttlichen zuerkannt worden ist: „Du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden, oder deß, das im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht."

Nur ein Studium der Geschichte der alten Religionen zeigt uns die verborgene Weisheit dieser Worte. Man lese nur die Beschreibungen der religiösen Festlichkeiten bei Afrikanern, Amerikanern und Australiern, man sehe nur die pomphaften Schaustellungen in einigen unserer eigenen christlichen Kirchen und Kathedralen. Es ist schwer nachzuweisen, was denn eigentlich bei all diesen äußeren Zeichen und Symbolen, bei Bildern, Weihrauch und Kerzen so verwerflich ist. Viele versichern und sagen, daß sie in ihnen Trost und Stärkung finden. Aber die Geschichte ist eine strengere und unwidersprechlichere Lehrerin als alle Logik, und was die Geschichte der Religion immer wieder lehrt, ist, daß der Fluch gegen die, welche das Unsichtbare in das Sichtbare, das Göttliche in das Menschliche, das Unendliche in das Endliche verwandeln wollen, bei allen Völkern sich bewährt hat. Wir mögen meinen, daß wir selbst ganz sicher gegen die Gefahren des Fetischismus sind; und doch gibt es wenige Menschen, die nicht ihre Fetische oder ihre Götzen in ihren Kirchen oder in ihren Herzen haben.

Die Resultate, zu denen wir gelangt, indem wir die zahlreichen Werke über den Fetischismus von De Brosses bis auf die Jetztzeit zu Rathe gezogen, sind die folgenden:

1) Die Bedeutung des Wortes Fetisch (feitiço) ist von Anfang an eine undefinirte geblieben und von den meisten Schriftstellern so weit ausgedehnt worden, daß sie fast jede symbolische oder bildliche Darstellung religiöser Gegenstände in sich schließen kann.

2) Bei Völkern, die eine Geschichte haben, finden wir, daß Alles, was unter die Kategorie von Fetisch fällt, historische und psychologische Antecedentien hat. Wir dürfen daher nicht voraussetzen, daß dies bei Völkern, deren religiöse Entwickelung uns unzugänglich ist, anders gewesen sei.

3) Es gibt keine Religion, die sich ganz frei vom Fetischismus gehalten hat.

4) Es gibt keine Religion, die ganz und gar aus Fetischismus besteht.

Hiermit glaubte ich meine Stellung der Annahme eines universellen

Digitized by Google

urzeitlichen Fetischismus gegenüber hinlänglich genau angezeigt und wenigstens das klar gemacht zu haben, daß die bisher bekannten Thatsachen des Fetischdienstes die Frage nach dem natürlichen Ursprung der Religion in keiner Weise zu lösen vermögen.

Die psychologische Nothwendigkeit des Fetischismus.

Man hat jedoch von Seiten derer, die am Fetischismus oder vielmehr an der Comtischen Theorie des Fetischismus festhalten, den Einwurf erhoben, daß dies eben nur Thatsachen sind, und daß zuerst ein ganzes theoretisches System aus dem Wege geräumt werden muß, ehe man zugeben könnte, daß der erste Impuls aller Religion von der Wahrnehmung des Unendlichen komme, das sich uns von allen Seiten in den großen Erscheinungen der Natur entgegendrängt, und nicht von Gefühlen, wie Ueberraschung oder Furcht, die durch den Anblick zufälliger Gegenstände, wie Muscheln, Steine oder Knochen, d. h. durch Fetische, hervorgerufen werden.

Was auch die Thatsachen sein mögen, entgegnet man uns, die Zeugniß für die früheste Entwickelung der Religion ablegen sollen, und die ja nur der reine Zufall uns aufbewahrt hat, Niemand darf daran zweifeln, daß es eine Zeit gegeben, sei es in historischen oder vorhistorischen Perioden, wo die Menschen nur Stöcke oder Steine, und nichts weiter, verehrten.

Ich gehöre nun gar nicht zu denen, die meinen, daß unter keinen Umständen eine rein theoretische Beweisführung ebenso überzeugend sein könne als historische Thatsachen. In Bezug auf die Frage aber, die uns hier beschäftigt, glaubte ich allerdings genug gethan zu haben, indem ich nachwies, daß sich gerade bei den Völkern, die uns als lebendige Beweise des ursprünglichen Fetischdienstes vorgeführt wurden, religiöse Ideen oft von solcher Reinheit und Erhabenheit finden, wie wir sie kaum bei Homer und Hesiod erwarten. Thatsachen sollten hier eine Theorie beweisen, ja hatten anerkanntermaßen den ersten Anstoß zu einer Theorie gegeben, und diese Theorie soll nun bleiben, trotzdem daß die Thatsachen verschwunden oder jedenfalls durch und durch verändert sind.

Da es nun aber nie rathsam ist, eine Festung im Rücken zu lassen, wenn wir sie auch auf unserem Marsch sehr gut unberücksichtigt lassen könnten, so will ich versuchen, auch noch diese rein theoretische Ansicht des Fetischismus so kurz als möglich einer Prüfung zu unterwerfen.

Wir können es wol für zugestanden annehmen, daß diejenigen, welche die Ansicht festhalten, Religion habe überall mit Fetischdienst angefangen, das Wort Fetisch ausschließlich in der Bedeutung von zufälligen Gegenständen gebrauchen, die aus einem oder dem anderen Grund, oder sogar ohne allen Grund, als mit ausnahmsweisen Eigenschaften begabt, betrachtet, und allmählich zur Würde von Geistern und Göttern erhoben wurden.

Digitized by Google

Es scheint unmöglich, daß sie der anderen Ansicht sein könnten, wonach ein Fetisch von Anfang an nur ein Emblem oder Symbol, ein äußerliches Zeichen von etwas Anderem gewesen sei, welches Andere ursprünglich vom Fetisch verschieden, erst später in ihn hineinversetzt und schließlich mit ihm identificirt wurde. Denn in diesem Falle würde ja das Problem, welches ein Beobachter der Entwickelung des menschlichen Geistes zu lösen hat, nicht der Ursprung und die Entwickelung des Fetisch, sondern der Ursprung und die Entwickelung von jenem anderen Etwas sein, welches in den Fetisch hineinversetzt und mit ihm identificirt wird. Der wahre Ursprung der Religion läge dort, und der Fetisch würde nur eine zweite Stufe in ihrer Entwickelung darstellen. Es genügt auch nicht, mit Professor Zeller zu sagen: „daß die Phantasie vernunftlose, selbst leblose Dinge zu Göttern personificiren kann.“ Die Frage für uns ist, woher kam jene Phantasie? und woher kam vor allen Dingen jenes ganz grundlose, ganz unberechtigte Prädicat Gott? Die Theorie des Fetischismus, mit der allein wir hier zu rechnen haben, ist also die, daß eine Verehrung zufälliger Gegenstände der erste unvermeidliche Schritt in der Entwickelung des religiösen Bewußtseins gewesen sein muß und gewesen ist. Religion, so versichert man uns, muß anfangen und fängt an mit einer Beobachtung von Steinen, Muscheln, Knochen und ähnlichen Dingen, und kann sich erst von dieser Stufe zu einem Begreifen von etwas Anderem erheben, nennen wir es Mächte, Geister, Götter oder mit irgend welchem anderen Namen.

Die übernatürlichen Prädicate des Fetisch.

Fassen wir diese Ansicht scharf in's Auge. Wenn Reisende, Ethnologen oder Philosophen uns erzählen, daß gewisse wilde Stämme Steine, Knochen oder Bäume als ihre Götter betrachten, worüber wundern wir uns denn? Gewiß nicht über die Steine, Knochen und Bäume; nicht über die Subjecte, sondern über das Prädicat, das von diesen Subjecten ausgesagt wird, nämlich Gott. Steine, Knochen und Bäume sind weit und breit zu finden. Was der wissenschaftliche Beobachter des Wachsthums des menschlichen Geistes zu wissen wünscht, ist, weshalb man sie nicht einfach das nennt, was sie sind, sondern etwas Anderes, nämlich Götter. Hier liegt die ganze Schwierigkeit, und hier eben will man sie nicht sehen. Wenn ein kleines Kind uns seine Katze brächte und uns sagte, es sei ein Wirbelthier, so würden wir uns doch gewiß am meisten darüber wundern, wo ein Kind das Wort Wirbelthier gehört habe. Wenn uns also ein Fetischdiener einen Stein bringt und sagt, es sei ein Gott, so ist unsere erste Frage natürlich die: Wo hast Du das Wort Gott her und was denkst Du Dir darunter? Und doch scheint fast Niemand, der über die Geschichte der alten Religionen geschrieben, das Problem da gesehen zu haben, wo es wirklich liegt.

Digitized by Google

Zufälliger Ursprung des Fetischismus.

Die Frage, die wir zu beantworten haben, oder auf welche die, welche an einem ursprünglichen Fetischismus festhalten, zu antworten haben, ist also die: Kann sich etwas Geistiges oder Göttliches aus bloßen Steinen entwickeln? Können wir begreifen, wie es einen Uebergang von der Wahrnehmung eines Steines oder einer Muschel oder eines Knochen zu dem Begriff von Geist oder Gott geben kann?

Man versichert uns, nichts sei leichter.*) Aber wie! Wir sollen uns einen Geisteszustand vorstellen, wenn der Mensch noch keine Ideen hat, außer denen, welche ihm seine fünf Sinne bieten. Plötzlich sieht er einen glänzenden Stein oder eine helle Muschel. Er hebt sie auf als eigenthümlich, bewahrt sie, sie werden ihm lieb und theuer, und dann glaubt er, daß dieser Stein nicht ein gewöhnlicher Stein, wie andere Steine, daß diese Muschel nicht eine gewöhnliche Muschel, wie andere Muscheln sei, sondern daß sie Kräfte besitzen, die kein anderer Stein, keine andere Muschel je besessen. Man sagt uns, wir brauchten uns nur vorzustellen, daß der Stein früh am Morgen aufgelesen wurde, daß der, welcher ihn auflas, während des Tages einen Kampf zu bestehen hatte, daß er siegreich daraus hervorging, und daß er also ganz natürlich den guten Erfolg seines Kampfes dem Steine zuschrieb. Später, so heißt es weiter, würde er diesen Stein als einen Glücksstein aufbewahrt haben; wahrscheinlich würde er sich mehr als einmal als glückbringend bewährt haben; ja es würden eben nur die Steine, die sich mehr als einmal als glückbringend bewährten, eine Aussicht haben, im Kampf um's Dasein als Fetische übrig zu bleiben. Man würde dann glauben, daß der Stein eine übernatürliche Macht besäße, nicht ein bloßer Stein, sondern etwas ganz Anderes, ein mächtiger Geist sei, und also jede Verehrung verdiene, die ihm sein glücklicher Besitzer beweisen könne.

Dieser Prozeß, versichert man uns, sei ganz natürlich, ganz vernünftig in seiner Unvernunft. Ich leugne es nicht, nur zweifle ich, ob wir darin die Unvernunft eines noch ganz unentwickelten Geistes zu erkennen haben. Der ganze Vorgang, wie er uns hier beschrieben worden ist, erinnert uns weit mehr an moderne als an alte und naturwüchsige Unvernunft. Ja wir können uns denselben kaum verständlich machen, außer wenn wir annehmen, daß der Mensch in seinem Suchen nach dem Unendlichen bereits weit vorgeschritten und im Besitz der Begriffe von Geistig und Göttlich war, deren Ursprung die wahre Religionswissenschaft vor Allem zu erklären suchen muß.

*) Waitz, II, S. 187.

Digitized by Google

Sind die Wilden Kinder?

Man machte sich dies früher ziemlich leicht, indem man meinte, daß das im Fetischismus enthaltene psychologische Problem durch einen bloßen Hinweis auf Kinder erklärt werden könne, die mit ihren Puppen spielen, oder die den Stuhl schlagen, an den sie sich gestoßen haben. Die Unzulänglichkeit dieser Erklärungsweise wurde jedoch bald erkannt, denn selbst zugegeben, daß Fetischismus nur darin bestände, daß man leblosen Dingen eine Art von Leben, von Thätigkeit und Persönlichkeit zuschreibt (man mag dies nun Figurismus, Animismus, Personification, Anthropomorphismus oder Anthropopathismus nennen), so kann uns offenbar die Thatsache, daß Kinder dasselbe thun als erwachsene Wilde, nicht über die Thatsache selbst hinweghelfen, oder uns den Schlüssel zur Lösung beider psychologischen Probleme in die Hand geben. Die Thatsache, angenommen daß es eine Thatsache ist, bleibt bei den Kindern so unerklärlich als bei den Wilden. Denn obgleich eine gewisse Wahrheit darin liegt, Kinder Wilde oder Wilde Kinder zu nennen, so müssen wir doch hier, wie bei allen Vergleichen, zu unterscheiden suchen. Wilde sind Kinder in gewissen Dingen, aber nicht in allen. Es hat noch nie einen Wilden gegeben, der, wenn er heranwächst, nicht zwischen lebendigen und leblosen Dingen, also zwischen einem Strick und einer Schlange, zu unterscheiden lernte. Zu behaupten, daß sie in Bezug auf solche Dinge Kinder bleiben, heißt nur, sich selbst durch Metaphern zu täuschen. Auch können Kinder, so wie sie jetzt sind, uns nur wenig helfen, um eine richtige Vorstellung von dem zu gewinnen, was Wilde in vollem Naturzustande gewesen sein mögen. Vom ersten Erwachen ihres geistigen Lebens athmen unsere Kinder eine Atmosphäre, die durch und durch von den Ideen einer weit vorgeschrittenen Civilisation erfüllt ist. Ein Kind, das nicht durch eine schön angezogene Puppe angeführt werden kann, oder das sich so beherrscht, daß es nicht gegen den Stuhl ausschlägt, gegen den es mit dem Kopf gerannt, würde viel eher ein junger Philosoph als ein Wilder sein, der sich noch nicht über den Fetischdienst erhoben hat. Die ganzen Umstände und Bedingungen sind so verschieden für das Kind und den Wilden, daß Vergleiche zwischen den beiden mit der größten Vorsicht ausgeführt werden müssen, ehe sie auf irgend welchen wissenschaftlichen Werth Anspruch machen können.

Ich stimme soweit ganz mit den Anhängern der Fetischtheorie überein, daß ich vollkommen zugebe, daß, wenn wir Religion als ein allgemeines Charakteristicum des menschlichen Geschlechts betrachtet wissen wollen, wir dieselbe aus Bedingungen erklären müssen, die allgemein gegenwärtig sind. Und ich kann es ihnen durchaus nicht verdenken, wenn sie es ablehnen, über den Ursprung der Religion mit denen zu discutiren, die eine Uroffenbarung annehmen, oder eine sogenannte religiöse Anlage, die den Menschen vom Thier unterscheidet. Wir müssen jedenfalls von gemeinsamen und von

Digitized by Google

sichern Prämissen ausgehen. Wir müssen den Menschen so nehmen, wie er ist, im Besitz seiner fünf Sinne, und zur Zeit noch ohne irgend welches Wissen außer dem, was ihm seine fünf Sinne bringen. Ein solcher Mensch kann allerdings einen Stein auflesen, oder eine Muschel, oder einen Knochen. Aber dann kommt die Frage, die wir vergebens an die Verfechter des uranfänglichen Fetischismus richten, wo liest dieser Mensch, wenn er Steine, Muscheln und Knochen aufgelesen, zugleich den Begriff eines übersinnlichen Wesens, eines Geistes, eines Gottes auf, und wie kommt er dazu, diese unsichtbaren Wesen zu verehren?

Die vier Stufen.

Eine Art von Antwort wird uns schon gegeben in den bekannten vier Factoren, oder den vier Stufen, durch welche Alles erklärt und der Ursprung des Fetischismus vollkommen verständlich gemacht werden soll. Erst kommt die Vorstellung von dem sehr seltsamen Objecte als einem gerade deshalb sehr eigenthümlichen, ganz besondern, werthvollen. Zweitens, die anthropopathische Auffassung dieses Objectes als eines lebendig fühlenden und wollenden. Drittens, die Setzung des Causalzusammenhanges zwischen diesem Objecte und andern Vorstellungen. Viertens, die Anerkennung des Objectes als eines machtvollen, welches deshalb mit Ehrfurcht zu behandeln ist, damit es nicht feindlich, sondern freundlich gesinnt sei und wirke; d. h. also eines Objectes, welches in Folge seines ihm zugeschriebenen Wesens und Wirkens Gegenstand der Verehrung wird.

Wird aber durch solche Erklärungen die Schwierigkeit nicht vielmehr durch einen Goldregen von Worten verhüllt, als wahrhaft gelöst? Zugegeben, daß ein Mensch über einen seltsamen Stein oder eine Muschel in Staunen geräth, obgleich es so viele andere Dinge gibt, die den Menschen in seiner ersten Entwickelung in Staunen versetzt haben müssen, was ist denn dann eine anthropopathische Auffassung eines solchen Steines? Wenn wir dies Wort in's Deutsche übersetzen, so bedeutet es eben weder mehr noch weniger, als daß man den Stein nicht als einen Stein, wie alle anderen Steine, betrachtet, sondern als lebendig, fühlend und wollend. Dies mag sehr einfach und natürlich klingen, wenn es in technische Ausdrücke übersetzt wird, wenn wir uns durch lange Worte wie Anthropopathismus, Anthropomorphismus, Animismus, Figurismus und wie sie sonst heißen, bestechen lassen. Aber ruhig betrachtet scheint nichts dem gesunden Menschenverstande oder unseren fünf Sinnen größere Gewalt anzuthun, als zu sagen, dieser Stein ist ein Stein, aber doch nicht ganz ein Stein; oder, dieser Stein ist ein Mensch, aber doch nicht ganz ein Mensch. Es ist ganz wahr, daß nach einer langen Reihe von Zwischenstufen solche Widersprüche im menschlichen Geiste möglich werden, aber sie entstehen nicht plötzlich, sie finden sich nicht am Anfang der Dinge, wenn wir nicht ein wahres Wunder annehmen wollen, das noch wunderbarer wäre, als die alte Uroffenbarung.

Digitized by Google

Nein, es ist eben die Aufgabe der Religionswissenschaft, die langsamen und furchtsam wiederholten Schritte zu beobachten, durch welche der menschliche Geist von dem, was einfach und verständlich ist, zu dem fortschreitet, was zuerst über allen menschlichen Verstand hinweg zu gehen scheint. Wenn wir das, was wir erklärt sehen wollen, ohne Weiteres als ganz natürlich hinnehmen; wenn wir einmal zugeben, daß es für einen naturwüchsigen Wilden ganz natürlich war, einen Stein anthropopathisch aufzufassen, d. h. einen Stein für etwas Menschliches zu betrachten; wenn wir uns mit Worten wie Anthropomorphismus, Animismus, Figurismus u. s. w. befriedigt fühlen, nun dann ist allerdings im Fetischismus wenig zu erklären übrig, und wir können ihn ebenso gut für eine frühe als für eine späte Phase des religiösen Bewußtseins ausgeben. Ein menschlicher Stein hat alles Recht, für übermenschlich zu gelten, und übermenschlich ist nicht mehr sehr weit vom Göttlichen entfernt. Noch braucht es uns zu wundern, daß die Verehrung, die man einem solchen Object erweist, größer ist als die, welche einem Steine oder einem Menschen zukommt, daß also auch die Verehrung übermenschlich, und nicht sehr weit entfernt von göttlicher Verehrung sei.

Der Fetischismus nie ursprünglich.

Meine Stellung zum Fetischismus ist also einfach diese: Mir scheint es, daß die, welche alle Religion mit einem ursprünglichen Fetischismus anfangen lassen, das annehmen, was erst zu erweisen ist, daß nämlich jedes menschliche Wesen auf wunderbare Weise mit dem Begriff beschenkt worden ist, welcher das Prädicat eines jeden Fetischs bildet, nennen wir es nun Macht, Geist oder Gott. Daß zufällige Objecte wie Steine, Muscheln, der Schwanz eines Löwen, ein Zopf von Haaren oder ähnlicher Unrath einen theogonischen Charakter haben, d. h. zur Ahnung von etwas Uebersinnlichem und Unendlichem hinführen, ist nie bewiesen worden, während die Thatsache, daß alle wilde Völker, nachdem sie sich einmal zur Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen erhoben, später die Gegenwart desselben auch in rein zufälligen, unscheinbaren Objecten zu finden meinten, übersehen worden ist. Es ist erst noch zu beweisen, daß es jetzt ein Volk gibt, oder daß es jemals ein Volk gegeben hat, dessen ganze Religion aus Fetischismus bestand. Es ist erst noch zu beweisen, daß es irgend ein Volk gibt, dessen Religion ganz frei von Fetischismus geblieben. Meine letzte, aber nicht meine geringste Beschwerde ist, daß Viele, die über Fetischismus als eine allgemeine, urweltliche Religion geschrieben, sich oft auf Autoritäten verlassen haben, die kein Philolog und kein Historiker als zuläßig anerkennen würde.

Es ist also unsere Pflicht, neue Wege einzuschlagen, wenn wir wissen wollen, welche sinnliche Eindrücke es waren, die im menschlichen Geiste zuerst die Ahnung eines Uebersinnlichen, Unendlichen und Göttlichen hervorriefen.

Digitized by Google

An den Grenzen der Strategie und Taktik.

Von

Justus Scheibert.

— Stuttgart. —

Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen!

Diese, jedem Soldaten die Brust hebende Strophe scheint ihre Wahrheit verloren zu haben; wenigstens ist es in den „gelehrteren" soldatischen und Civilkreisen heute Mode geworden, die tadellose Strategie als die unfehlbare Mutter der Erfolge hinzustellen.

Besonders ist es dem norddeutschen Publikum so oft in Feuilletons und von Militärschriftstellern, ja selbst in Gedichten erzählt worden, diese edle Kunst habe nicht nur die Saat zu der militärisch glänzenden Epoche der Jahre 64 bis 71 gelegt, sondern dieselbe sogar reifen lassen, daß ich es nur schüchternen Muthes versuche, die Wirkungsgrenze der Kriegskunst zu sondiren. Von letzterer erfreut sich die Strategie, d. h. die Kunst, die Armeen zu rechter Zeit, in richtiger Stärke und „verpflegt" auf den Schauplatz der Thaten zu bringen, einer besonderen Popularität; dieselbe, sowie die Taktik, die Kunst, sich mit militärischem Anstande auf der blutigen Bühne zu bewegen, sind Zwillingsschwestern, die so in einander verwachsen und verwoben sind, daß kein militärisches Secirmesser es wagen wird, sie gänzlich zu trennen. Daß beide unmittelbar und naturgemäß aus den allgemeinen politischen und finanziellen Verhältnissen des Landes, aus dem eigenthümlichen Volks- und Staatsleben, der Organisation der Armeen und der Geschichte emporkeimen und von allen diesen Einflüssen befruchtet und bestimmt zu dem jeweiligen Standpunkt der Kriegskunst emporwachsen, ist dem deutschen Volke durch die Ereignisse so nahe gelegt worden, daß ich diese Wahrheit als bekannt voraussetze.

Ein Umstand jedoch ist, meiner Ansicht nach, der allgemeinen Aufmerksamkeit weniger gewürdigt worden, das ist der Uebergang der Leitung

Digitized by Google

der Feldzüge aus der Hand des obersten Heerführers von Stufe zu Stufe abwärts bis zur Selbstleitung des gemeinen Mannes. Mein Nachdenken wurde besonders durch den General R. E. Lee, einst Führer der conföderirten Armee im Secessionskriege, auf diesen Gegenstand gelenkt, als er seine fünfzehnte größere Schlacht dirigirte. Er sagte mir nämlich, als er müßig im Schlachtgetümmel bei Chancellorsville stand und mit fast objectiver Unparteilichkeit den Fortgang der Schlacht beobachtete: „Captän, ich arbeite mit der ganzen Hingabe meiner Kraft und unter Abwägung aller Details und Nachrichten, deren ich mich versichern kann, darauf hin, meine Armee an den richtigen Ort zu bringen. In dem Momente, in welchem die Schlacht entbrennt, überantworte ich in Gottes Namen die Fortführung der Schlacht meinen Generälen, die dann besser sehen und beurtheilen können, was Noth thut, als ich selber." Auch die Leitung der commandirenden Generäle, der Divisions- und Brigadecommandeure endigt in der Hauptsache mit dem richtigen Ansetzen der Truppen zum Kampfe und erstreckt sich höchstens auf das gelegentliche Einsetzen der Reserven. Die Führer befinden sich in einem ähnlichen Verhältnisse wie die Spieler beim Kegelwerfen. Der Kegelspieler hat die Kugel nur so lange in der Gewalt, als er dieselbe in der Hand hält und kann durch den richtigen Schwung des Armes und irgend eine raffinirte Seitwärtsdrehung ihr viele Chancen geben, eine tüchtige Verheerung anzurichten; allein sobald die Kugel der Hand entrollt ist, hört der Einfluß des Spielers auf und irgend ein zufälliges Hinderniß kann alle Berechnung zu nichte machen. Je glatter die Bahn, je runder die Kugel ist, desto mehr wird das Resultat dem „Aufsatz" der Kugel entsprechen; je ausgebildeter die Truppen, je besser ihr Geist und je einfacher die äußeren Verhältnisse sind, desto erfolgreicher werden sie den Plan des Oberfeldherrn auszuführen im Stande sein. So entgleitet die Armee mit der Ausgabe der Disposition für die Dauer der Schlacht der Führung des Oberfeldherrn, die Division dem Commandeur ꝛc. und selbst der Regimentscommandeur verliert bald die eigentlichen Zügel der Gefechtsführung aus der Hand; der Bataillonscommandeur wird in den großen rangirten Schlachten der Zukunft noch am längsten die Truppe leiten, während bei den kleineren Schlachten und Gefechten, oder in coupirtem Terrain der Compagniechef noch einige Zeit Einwirkung auf den Lauf der Ereignisse behält. Bei dem letzten Ringen aber ist es heute oft der gemeine Mann, der den Kampf fast selbständig ausficht.

Um diesen scheinbar bizarren Ausspruch näher zu beleuchten, möge ein Blick in die Geschichte der neuesten Kriege geworfen werden. In dieser Zeit gerade hat die Strategie unerhörte Triumphe gefeiert; die von einem Moltke schon Jahre vor dem Ausbruche der Kriege entworfenen allgemeinen Feldzugspläne wurden fast programmmäßig ausgeführt und mußten, ob gern oder ungern, die einmüthige und gerechte Bewunderung der militärischen Welt erregen.

Digitized by Google

Wo blieb das Resultat des bewunderten Wurfes, wo die geniale Conception des geschicktesten Strategen, wenn die Schlacht bei Wörth verloren oder die bei Spichern unglücklich ausgeschlagen wäre, oder auch nur in unentschiedenem Ringen geendigt hätte? Und daß in beiden Schlachten die Möglichkeit wenigstens eines zweifelhaften Erfolges nicht ausgeschlossen war, wird Jeder zugeben, der den Lauf der Kampfhandlungen aus der Nähe beobachtet hat. Eine solche Resultatlosigkeit aber hätte den deutschen Armeen die einfache Concentration im Innern Frankreichs versagt und so mit einem Schlage den strategischen Hauptplan verkümmert und wenn er dem vollkommensten aller je dageweſenen militärischen Gedanken entsprungen wäre. Neue Entwürfe, auf neuen Vorbedingungen fußend, hätten ausgearbeitet werden müssen. An der ersten Salve, welche jene Schlachten eröffnete, lag und liegt auch in allen Treffen der Zukunft die Grenzbarriere, welche das Aufhören der directen Wirkung der Strategie bezeichnet, und die Taktik, und die mit ihr in engstem Zusammenhange stehende Ausbildung der Leute zum Gefechte, trat und tritt nun in die Stelle derselben ein. In richtiger Würdigung dieser Thatsache wird in allen europäischen Armeen der Truppendressur eine wahrhaft wetteifernde Aufmerksamkeit gewidmet; mit wahrem Feuereifer wird gedrillt, exercirt, geturnt, geschossen, instruirt, Felddienst geübt und in kleineren und größeren Verbänden manövrirt, und zwar bis zur äußersten Anspannung der Kräfte, unter dem Grundsatze, daß ein Bogen durch öfteren Gebrauch an Elasticität gewinnt und daß die Unthätigkeit des Schwertes den Stahl zum Rosten bringt. Die Taktik, als solche, feiert größere Triumphe in den rangirten Schlachten; jedoch in den halb improvisirten Kämpfen, wie den oben erwähnten, bei Wörth, wo überdies das steile, oft terrassirte Terrain, dicht bestandene Weinberge, Drathzäune und unbetretbare Absätze die taktischen Verbände lockerten, und bei Spichern, wo der Schlachtendonner die Truppen mehrerer Armeecorps fast compagnieweise zusammenrief, verbieten oft die eigenthümlichen Gesetze der Nothwendigkeit den rationellen Gebrauch taktischer Massen, und legen das Endresultat der Schlacht den einzelnen Führern minoris gradus in die Hand. Gerade diese Siege aber waren und sind auch ferner die unerläßlichen Ouvertüren zu den großen, Armeen zerschmetternden Siegesdramen.

Eine nähere Betrachtung der Taktik der beiden besprochenen Schlachten zeigt keinerlei besonders gewandte Manöver, auch keinerlei Dreigliederung in Einleitungs-, Entscheidungs- und Ausnutzungstreffen ꝛc., welche die rationellen Grundsätze der heutigen Kampfweise fast zu gebieten scheinen, sondern die einfachsten taktischen Vorgänge. Ja selbst der fehlerlos angesetzte Vormarsch des Gardecorps gegen St. Privat hat zu dem glänzenden Resultate wol nicht aus dem Grunde geführt, weil die überlegen taktische Anordnung der Treffen oder die geniale Verschmitztheit der Ver-

Digitized by Google

wendung der Kampfeinheiten der feindlichen Hand das Schwert entwand; alle die tapferen Theilnehmer jenes blutigen Auftrittes werden mit einem entschiedenen Nein! antworten; die Gründe, die den Sieg herbeiführten, lagen als tieferer Kern in der taktischen Schale des Anmarsches.

Um diesem Kerne näher zu kommen, bitte ich den Leser, mir in eine Feldschlacht zu folgen, welche aus strategisch richtigem Ansatze sich entwickelt hat und in welcher auch keine groben taktischen Fehler begangen sein sollen; die feinere Taktik nämlich, welche in kleineren Felddienstübungen sogar einer „sauren" Kritik Lob entlockt oder bei den sogenannten „Türken" (den Modellvorstellungen auf den Exercierplätzen) das Entzücken taktischer Gourmands hervorruft, wird auch in Zukunft im Feuer, und mit Recht, einer einfachen hausbackenen Handhabung der Truppe Platz machen, und die gewitzten Finten der Scheinhiebe und Paraden pflegen sich in das klobige Drausloshauen von Enakskindern zu verwandeln. Die Schlacht besteht nicht, wie viele Laien sich dies vorstellen, aus einem fortdauernden geschlossenen Dahinstürmen siegesmuthiger Angreifer oder dem Fliehen geschlagener Unglücklicher. Die Berichterstatter müssen dies in ihren Erzählungen, die Schlachtenmaler in ihren Gemälden so darstellen, um den Leser in Aufregung und Spannung zu erhalten; ja selbst der Redacteur der officiellen Berichte kann sich nur auf die Darstellung derjenigen Momente beschränken, welche die Handlung förderten oder auf die Episoden, in welchen taktisch wichtige oder lehrreiche Manöver vorkamen. Alle jenen stiller sich abspielenden Ereignisse, welche oft von einschneidender Wichtigkeit in ihrer Summe sind, kann der Referent nicht darlegen, ohne entsetzlich breit zu werden, und auf alle jene kleinen Scenen nicht eingehen, wo eben die Führung ihr Ende erreicht. Was also keine officiöse oder nicht officiöse Darlegung den Laien bietet, jene Tausende von Vorgängen in der Schlacht, die nur von den Kameraden zugegeben werden, welche die Hand auf das Herz legen; die ungezählten Abschnitte, in denen die Leitung den Vorgesetzten aus der Hand schnellt, mögen in flüchtigen Skizzen hier angedeutet werden.

Schon der Beginn eines Schlachttages ist meist ein sehr prosaischer. Nach einer ungemüthlich, in nassem oder kaltem Bivouak verbrachten Nacht, in welcher die Leute oft mit vor Frost schlotternden Knieen und umgehängten Mänteln an dem Lagerfeuer vergeblich warm zu werden suchten und einem einfachsten Dejeuner à la main, bei welchem vielleicht der Schluck eau naturelle das einzig wahrhaft Genießbare war, geht der Soldat in die Schlacht. In derselben bekommt er häufig seinen Gegner nicht einmal zu sehen; seiner harren vielmehr längere Aufenthalte im Anmarsche, unangenehmes Stillstehen im Shrapnelbereiche, oft scheinbar erfolgloses Lagern im Schmutze und im Gewehrfeuer. Das Gefühl, den unerbittlichen und unberechenbaren feindlichen Geschossen ausgesetzt zu sein, vermischt mit dem unbehaglichen Drucke der Unwissenheit, was rechts

Digitized by Google

und links von ihnen vorgeht, läßt oft bei den besten Truppen eine sonst unerklärliche Niedergeschlagenheit einreißen, die durch wissentliches Verbreiten von Nachrichten übelgesinnter Feiglinge genährt wird; da sieht man manchmal ein Erlahmen der Offensivkraft und der Spannung, selbst wenn ein Gefecht im erfolgreichen Vorschreiten begriffen ist. In solchen Momenten hat die Taktik fast ausgespielt und es handelt sich lediglich um „Ausharren" und „Pflichterfüllung".

Noch dringender ist der Appell an die Moral der Truppen, wenn ein unglücklicher Ausgang der Schlacht eine Armee, welche ihre volle Schuldigkeit gethan hat, nach rückwärts drängt. Ausgebrannt bis auf den letzten Hauch seelischer Elasticität und körperlicher Muskelkraft läßt die bis auf das höchste Maß gespannte Widerstandskraft plötzlich nach und furchtbar reagirend wälzt sich eine unaufhaltsame, haltlose Masse nach rückwärts. Das ist heut zu Tage kein gegliedertes Zurückgehen mehr, von Position zu Position, wie es unsere Altvordern lehrten und ausführten, sondern ungestüm wie ein zurückstauendes Gebirgswasser ergießt sich der übergroße und durch die heutige energische Kampfweise erschütterte Menschenstrom über das Gelände. Wehe dem Lande, welches diesem Strome keine anderen Dämme entgegen zu werfen hat, als die Strategie, die Taktik und die Ausbildung der Truppe; weggespült würden sie werden, wie Sandhaufen von Wassermassen.

Doch ist es nicht nöthig, bei diesem extremen Beispiele, welches sich allerdings in allen entschiedenen Schlachten auf einer Seite wiederholt, stehen zu bleiben, sondern es dürften noch einige Episoden betrachtet werden, welche sich in allen Gefechten ähnlich abzuspielen pflegen: die Brigaden rücken vor, die Regimenter kommen nach und nach in Fühlung mit dem Feinde, die Bataillone, durch örtliche Hindernisse gezwungen, von den neuerdings beliebten Linienattaken mit vorgeschobenen Schützenschleiern abzulassen, lösen sich in Compagniecolonnen auf, die anzugreifende Position wird genommen, indem die hinteren Treffen vereint mit der Schützenlinie in dem Zielpunkte der Attake eintreffen. Eine allgemeine Vermischung der Truppencadres und eine momentane Auflösung der meisten Verbände ist die Folge. Man ist wiederum dicht an der Grenze der Taktik angelangt. Nunmehr ist es nämlich nicht mehr räthlich, mit den durch den letzten Kampf fast aufgebrauchten Truppenkörpern noch weitere ausgedehnte Angriffsmanipulationen vorzunehmen, vielmehr muß nun mit der Thatsache einer schwer zu leitenden Soldatenmasse gerechnet werden. Dennoch brennt der Kampf weiter; die Offiziere, welche in dem oft bunt gewürfelten Haufen von Kämpfenden nur hier und da ihren belebenden und ordnenden Einfluß ausüben können, haben in diesem Stadium des Kampfes sehr oft nur noch eine secundäre Rolle in der Fortleitung des Gefechtes zu spielen, der Mann ist im Großen und Ganzen sich selbst überlassen, sein Pflichtgefühl ist es, was ihn controlirt, auf seiner persönlichen Tapferkeit

Digitized by Google

allein fundamentiren oft die taktischen Maßnahmen, die nun etwa noch getroffen werden, und der Kampf wird auf diesem Theile der Schlachtlinie einem großen Mosaikbilde gleichen, welches aus größeren und kleineren Leistungen zusammengesetzt ist, welche mit Tausenden multiplicirt schließlich das Endfacit der Entscheidung ergeben.

Noch weiter möge mir der Leser in das Detailgetriebe des Kampfes folgen. Die Mannschaft, oft aus vielen Regimentern bunt gemischt, liegt, zum großen Theile sich selbst überlassen, in der genommenen Position, ein leichter Graben oder eine Terrainfalte gibt ihr Deckung; der Feind beabsichtigt einen Gegenstoß, welchen er mit einem Verderben bringenden Hagel von Gewehr- und Shrapnelgeschossen einleitet. Das Gesumse der Kugeln, die alle auf den Liegenden zuzukommen scheinen, so hell hört man die Stücke Blei sausen, pfeifen und purren, flüstert dem Soldaten zu: „Hab' Acht!" Und diese ununterbrochene Warnung hat eine nervenergreifende Wirkung auf den jungen Soldaten; denn jeder Mensch ist mehr oder minder ein Feigling, vornehmlich dem ungesehenen Feinde — dem Geschosse — gegenüber, welches ihm gewissermaßen in der Tarnkappe, unangreifbar und scheinbar unabwehrbar, gegenübertritt.

Dem natürlichen Menschen naht die verlockende Versuchung, sich durch eine kleine Kopf- oder Körperbeugung dem unheimlichen Hagel gänzlich zu entziehen, indem er sich einfach hinter der Deckung verbirgt, oder sich herunterduckt, um wenigstens nicht gesehen zu werden. Auch die beste taktische Ausbildung wird den unbeobachteten Mann nicht dazu bewegen, freien Auges dem feindlichen Geschoßhagel entgegenzublicken. Es ist die Selbstüberwindung, welche den Schützen hier veranlaßt, seine Pflicht zu thun, die ihn drängt, aus der Deckung hervorzuspähen, um zu entdecken, was der Feind beabsichtigt und die ihn schließlich dazu bringt, den etwaigen Maßregeln des Feindes durch Schuß oder Stoß entgegenzuwirken.

Wenn alle Leute in der Deckung liegen blieben, würde es natürlich dem Feinde leicht und gefahrlos gemacht werden, die so vertheidigte Stellung einzunehmen. Von dem Aufheben der Köpfe hängt also einerseits das Leben und die momentane Sicherheit des einzelnen Mannes, anderseits, im umgekehrten Verhältnisse, das Schicksal der ganzen Truppe, ja womöglich das eines großen Theils der Schlachtstellung ab. Es ist also die Selbstüberwindung, wie man den Muth in den heutigen Schlachten wol besser übersetzen müßte, welche die Schlachten entscheidet und neben der Strategie und der Taktik eine Bedeutung hat, deren Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Sie pflügt den Acker, auf dem die Kriegskunst erst ihre Saaten bestellen kann, ohne sie ist alle Anstrengung der Taktiker vergebliche Sisyphusarbeit und ein entscheidender Sieg undenkbar. Wie die auserlesenste Geschicklichkeit der Schleifer und die bestarbeitenden Maschinen nichts ausrichten, wenn der bohrende Diamant nicht härter ist als das zu behandelnde Edelgestein, so kann auch keine

Digitized by Google

Taktik den Sieg erringen, wenn die eigenen Elemente nicht den feindlichen überlegen sind. Wo matte Herzen die Schwerter führen, da wird die schneidigste Klinge zur stumpfen Waffe, und die köstlichsten Perlen der Strategie würden im Kothe verderben, wenn nicht flammende Herzen da sind, um sie in's rechte Licht zu setzen.

Diese Selbstbeherrschung, welche die Herzen der Menschen stählt, hat ebenso mannichfache Motive, so viel Stufen in der großen Leiter der Empfindungen, als es Menschencharaktere und Erziehungsarten gibt. Einzelne blicken so weit, daß sie das Endziel der Schlacht, ja das Geschick des ganzen Vaterlandes abhängig sehen von jedem einzelnen Acte, der sich auf dem Gefechtstheater abspielt. Dies finden wir besonders bei den Führern, den gebildeteren Elementen der Armee, und ich fand es in ausgeprägtester Art in der Armee der Rebellenstaaten, wo sich diese Erkenntniß, ein nothwendiges Glied in der Gesammtkraft des Widerstandes zu sein, oft in originellster Weise zu erkennen gab. So riefen nach einem verunglückten Sturm auf die Befestigungen bei Chancellorsville, bei dem in einem verheerenden Kugelregen auszuführenden Zurückgehen, die Leute sich „steady, steady!“ zu, um sich gegenseitig vom Laufen abzuhalten, weil bei den taktisch ungewandten Truppen stets heillose Verwirrung einzureißen pflegte, sobald der Rückzug in ein Fliehen ausartete. Ein andermal riefen die Leute aus dem Gliede heraus: „die Offiziere haben ihre Pflicht zu thun, das Austreten muß verhindert werden!“ als bei einem in fürchterlicher Hitze unternommenen Marsche, nach welchem man eine Schlacht erwartete, die Leute aus den Gliedern seitwärts in die Gräben fielen. — Bei Anderen ist es das Ehrgefühl, welches, besonders im Offizierstande, das Hauptmotiv zur Aufrechterhaltung der Pflichttreue ist; nicht das reizbare Gefühl, welches nach außen hin den Mann intakt erhält, sondern noch mehr das innere, welches den eigenen Anwandlungen von Schwäche erröthend entgegentritt. Letzteres soll — den militärischen Intentionen gemäß — eigentlich auch dem gemeinen Manne eingeimpft werden; aber wie soll bei der kurzen Dienstzeit und der, fast die ganze Kraft des Offiziers in Anspruch nehmenden harten Arbeit Jemand auch noch das „Ehrorgan“ des Mannes soweit ausbilden, daß der richtig behandelte Soldat im Getümmel der Schlacht und in prekären Situationen, denn solche sind es hauptsächlich, welche den Prüfstein an den moralischen Goldgehalt legen, bei der augenscheinlichsten Todesgefahr ruhig und gelassen bleibt. Dies könnte nur durch eine langjährige sorgsame Erziehung geschehen, etwa wie solche in den Kadettenhäusern organisirt ist, in denen von den Kindesbeinen an die Bildung auf den Ehrenpunkt zugespitzt ist. Es ist überhaupt unmöglich, trotz aller Anstrengungen der Armee, dem Soldaten neue moralische Eigenschaften anzuerziehen. Man kann nur das zu erhalten suchen und auf dem Fond weiter bauen, welchen die militärische Erziehung vorfindet. Weder die Bildung, noch das Ehrgefühl,

Digitized by Google

noch die Pflichttreue, welche manche Leute aus guten bäuerlichen und bürgerlichen Familien als festes Erbtheil mit in die Armee bringen, können denselben in wenigen Jahren eingeimpft werden; das Volk und die Schule sind der Armee für das Vorhandensein dieser Fundamente verantwortlich. Das Hauptmotiv aber, welches den Mann am Sichersten zum Aushalten in gefährlichen Gefechtslagen bringt und ihn zur äußersten Erfüllung seiner Kriegerpflichten treibt, ist die religiöse Ueberzeugung von einem Dasein nach dem Tode, in welchem die auch ungesehene Treue ihren Lohn empfängt. Je höher diese Belohnung steht, desto tapferer wird sie den Kämpfer machen; je roher diese Anschauungen sind und je directer sie sich auf den Kampf mit Waffen beziehen, desto fanatischer und wüster wird sich die Bravour der Leute entflammen, je durchgeistigter sie ist, auf je idealerem Boden sie sich bewegt, desto mehr wird sie das ganze kriegerisch-menschliche Verhalten des Streiters durchglühen. Deshalb sehen wir in den Religionskriegen, auch in denen indirecter Natur, hier die furchtbarste Wuth, dort die erhabenste Hingebung für die Sache sich entwickeln.

Ein höchst interessantes Beispiel bietet uns der letzte orientalische Krieg, auf welchen ich aus psychologischen Gründen näher eingehen möchte. Auf der einen Seite standen die Russen, welche, nach Aussage aller Unbefangenen, seit Schedo-Ferroti uns in seiner geistreichen Kritik die inneren Schäden des Czarenreichs erbarmungslos aufdeckte, mannichfache Fortschritte gemacht haben, die in der Ausbildung der Offiziere und Mannschaften sowie der allgemeinen Bildung und der Taktik tüchtig vorwärts gegangen und den orientalischen Volksstämmen in allen diesen Dingen bedeutend überlegen sind. Diese Ueberlegenheit ist eine so große, daß man in militärischen Kreisen kaum mit großer Spannung dem in der Türkei entbrennenden Kriege entgegensah, in dem vollen Glauben, daß dessen baldiges Ende vor oder in Konstantinopel sicher zu erwarten stände. Denn die türkische Armee zeigte, nach den interessanten Berichten competenter Fachmänner, eine so gänzliche Verwahrlosung sowol in Hinsicht auf den Bildungsstand der Offiziere als auch auf die taktische Ausbildung der Soldaten, daß man ein taktisches Operiren im Sinne der europäischen Armeen wol nicht erwarten konnte. Dies hat sich auch durch die That bewiesen und selbst die Strategie war eine so verfehlte, daß sie nicht einmal die großen Fehler der russischen Heeresleitung auszunützen vermochte; wenn überhaupt von einer Strategie in einer ganz ungehobelten Armee die Rede sein kann, welche wegen der fast gänzlich mangelnden Ausbildung der Truppen manövrirunfähig genannt werden muß. Die türkischen Führer, statt mit compacten Massen hier und dort überraschend aufzutreten, waren daher im Großen und Ganzen gezwungen, die Truppen sich dort schlagen zu lassen, wo man sie mühsam hingeschleppt hatte. Und dennoch, wie staunenswerth waren die Resultate beim Beginne des Feldzuges! Die von mittelmäßigen

Digitized by Google

Paschas geführten und von den unfähigsten Offizieren geleiteten taktisch rohen Moslems hielten die große russische Armee durch empfindliche Schläge mehrere Monate hindurch in Schach, bis erst bedeutende Verstärkungen die Waage wieder auf die Seite der letzteren neigten. Und die Ursache dieser merkwürdigen Widerstandskraft — gewiß nicht die Taktik — war die von allen Berichterstattern gerühmte und selbst von den Russen auch heute noch anerkannte todesfreudige Tapferkeit der Türken.

Ihnen spiegelt der Koran und die Lehren des Propheten ein Paradies vor, in welchem den tapfer Gefallenen alle materiellen Genüsse, die einen Türken zur höchsten Begeisterung anreizen können, in ungezählter Menge dargereicht werden, Genüsse, zu denen eine ewige Jugendkraft den Kern und glänzende Paläste die anmuthige Schale geben. Sollte ein armer, fußkranker, halbverhungerter, in den nassen Gräben frierender Muselmann sich nicht sehnlichst eine tödtliche Kugel herbeiwünschen, die ihn von dem elendesten Dasein erlöst und ihn auf sanften Fittichen in einem Augenblicke hinüberführt in den Palast der zauberspendenden Huris? Ist es da noch unerklärlich, daß der Türke mit fatalistischer Ruhe dem Tode entgegensieht, der ihm nur Freuden winkt, die ihm hier versagt oder nur in kärglichstem Grade zugetheilt waren?

Solcher zur Raserei zu steigernden Tapferkeit gegenüber ist die Taktik allein nur ein stumpfer Spieß und nur das Schmieden einer ähnlich harten, auch in religiöser Glaubensgluth fest gestählten Waffe ist im Stande, durch das Feuer eines solchen Eifers erfolgreich hindurchzustoßen.

Auch die katholische Kirche in ihren greifbareren Anschauungen des Jenseits ist dazu befähigt, einen rücksichtslosen Kampfeseifer zu erwecken; so sah ich bei Düppel einen katholischen Pfarrer, der unter Hochhaltung des Crucifixes jedem Soldaten Ablaß und Seligkeit versprach, der in dem Sturme fallen würde; natürlich waren die Resultate dieser Ansprache glänzende.

Wenn dies auch extreme Beispiele sind, so ist doch die Sache zu klar, als daß sie weitläufiger Beweise bedürfte, daß ein religiöser Mensch, der an die Weiterführung eines bewußtseinvollen Daseins nach dem Tode glaubt, sei es in welcher Gestalt es sei, immer tapferer sein wird, als der materielle Genußmensch, der mit dem Abschluß des Lebens zugleich das Versiechen der einzigen Quelle der Freuden und der Genüsse vor sich sieht, und der so lange er gesund ist, Nichts mehr fürchtet als den Tod, der ihn mit roher Hand in das wesenlose Nichts hineinschleudert.

Dieselbe Wahrheit schreibt ja auch die Geschichte mit ehernen Lettern auf ihre Tafeln, daß die Kriegsthaten eines Volkes gleichen Schritt halten mit dem sittlichen und religiösen Werthe desselben. Die größten Thaten sind nicht die durch überlegene Massen und Waffen erzwungenen Unterwerfungen untergeordneter, halb barbarischer Völker, sondern es sind die

Digitized by Google

von einer Minderzahl unter ungünstigen Bedingungen erfochtenen Siege. Hier stehen an der Spitze die Waffenthaten der Ebräer, welche unter den Richtern und Königen und später unter den Makkabäern Schläge ausführten, die noch die Nachwelt mit Bewunderung erfüllen, Schläge, welche nur zum Siege führten, so lange das religiöse Bewußtsein zur vollen Entfaltung gelangte, welche aber sofort in schmähliche Niederlagen sich verwandelten, sobald die Israeliten den heidnischen Göttern anhingen und heidnischen Lastern fröhnten. Ebenso haben die ersten Generationen der Griechen und Römer die jedem Knaben eingeprägten, gewaltigen Kämpfe geführt, als sie noch an die hehren Olympier glaubten; beide Völker sind aber zerfallen und zu Grunde gegangen, als sie der Schatten im Orkus zu spotten begannen. Die großen Züge eines Alexander, eines Cäsar und dessen Epigonen waren die Früchte überlegener Massen, Bildung und Bewaffnung, die Napoleons die Folgen eines frischen politischen Geistes, der durch das Volk ging; sobald dieses Fieber aber im Buhlen um Ruhm und Ehre verraucht war, lag auch die Waffe zerbrochen am Boden und doppelt wurde das über Gebühr belohnte Schwert gedemüthigt.

Will ein Volk, welches die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat, seinen Stand in der Staatenfamilie aufrecht erhalten, d. h. will es eine kräftige, allen Aufgaben gewachsene Armee besitzen, so muß es mit der ganzen Kraft vor Allem dahin zu trachten suchen, daß seine Glieder an innerem Werthe, an Selbstbeherrschung, Tapferkeit und Seelenstärke, d. h. also an den idealen Gütern den Nachbarn überlegen sind und bleiben; denn nur mit tüchtigen und schneidigen Elementen können die beiden Schwesterkünste, die Strategie und die Taktik, entscheidende Siege erfechten. Da die idealen Güter eines Volkes sich aber nur in dessen Religion verdichtet finden, die für die Gläubigen außerdem über die letzte Leistung des Kriegers, den Tod für's Vaterland hinaus schicksalslenkend und segenspendend wirkt, so möge jedes Volk, welches nach hohen Zielen strebt, seine Religionen hegen und pflegen; reißen dieselben doch überdies den Mann aus der erniedrigenden und erschlaffenden Hingabe an Sinnlichkeit und Genuß heraus und führen ihn in die Höhe hinüber, die da lehrt, freudig das Leben einzusetzen für das Vaterland, und den Tod Nichts zu achten, wo es heißt, eine theure und große Pflicht zu erfüllen:

Denn setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Digitized by Google

Die Farbenblindheit.

Von

Hugo Magnus.

— Breslau. —

Die Physiologie, die Lehre von den normalen Functionen des menschlichen und thierischen Organismus, gilt mit Recht für eines der interessantesten Capitel der gesammten Naturwissenschaften. Führt uns ja doch diese Disciplin in unmittelbarster Weise in die geheimen Werkstätten der Natur und zeigt uns hier, wie die große Meisterin in emsiger, nie rastender Arbeit schafft und wirkt an dem bunten Getriebe des Lebens. Mit staunendem Blick schauen wir, wie Faden auf Faden einschlägt in dem gewaltigen Werk und wie sich Glied an Glied reiht in der vielgliederigen, unendlichen Kette ihres reichgestaltigen Wirkens. Ja selbst auf die dunklen, weit abschweifenden Irrwege, auf welche auch eine Meisterin wie die Natur nicht allzu selten geräth, vermögen wir ihr zu folgen, und die Beobachtungen, welche wir gerade hierbei machen können, gehören ganz gewiß zu den überraschendsten und interessantesten. Sie führen uns auf ein Gebiet, das eigentlich mitten inne liegt zwischen Physiologie und Pathologie, auf ein Grenzgebiet, innerhalb dessen die physiologische Werthigkeit der einzelnen Organe zwar bereits den Typus des Normalen verloren hat, ohne aber schon den Charakter des Krankhaften, Pathologischen dafür angenommen zu haben. Und gerade diese eigenthümliche zwitterhafte Stellung macht uns dies Gebiet ganz besonders interessant und bietet dem Forscher ein reiches, bisher eigentlich noch ziemlich wenig cultivirtes Feld seiner Thätigkeit dar. Eines der bestgekannten und am fleißigsten durchforschten Capitel dieses so wichtigen Gebietes der physiologischen Anomalien ist unstreitig die Farbenblindheit.

Die Farbenblindheit, d. h. die angeborene, durch keinerlei krankhafte Veränderungen des Auges oder des Gehirnes bedingte Unempfindlichkeit

Digitized by Google

gegen eine oder wol auch gegen alle Farben ist der wissenschaftlichen Welt erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts genauer bekannt geworden. Die erste diesbezügliche Mittheilung betraf ein farbenblindes Brüderpaar, das zu Maryport in Cumberland entdeckt und beobachtet worden war. An diese ziemlich fragmentarisch gehaltene Notiz schloß sich alsdann eine ausführliche Mittheilung an, welche der berühmte englische Naturforscher Dalton gab, und zwar war dieselbe um so werthvoller, als Dalton selbst rothblind war und somit diese eigenthümliche physiologische Abnormität aus eigenster Erfahrung und unmittelbarster Wahrnehmung beschreiben konnte. Seine Schilderung der absonderlichen Empfindungen, welche die verschiedenen Farben bei ihm erregten, rief die allgemeinste und lebhafteste Verwunderung hervor; klang es ja doch fast wie ein Märchen, wenn der berühmte Gelehrte versicherte: die Farbe der Rose und die des Himmels seien für sein Auge durchaus die gleichen; oder das glänzende Roth des Siegellacks unterscheide sich für ihn in Nichts von der Färbung eines sommerlich grünen Rasenteppichs. Warum man aber dem gerechten Staunen über derlei, fast abenteuerlich klingende Mittheilungen dadurch am Besten Ausdruck zu geben glaubte, daß man diesen eigenartigen Zustand der Farbenempfindung mit dem Namen jenes großen Gelehrten belegte und ihn schlechtweg Daltonismus nannte, ist uns niemals recht verständlich geworden. Die Engländer haben denn schließlich auch gegen diese eigenthümliche Verherrlichung ihres berühmten Landsmannes ganz energisch protestirt und gemeint: Dalton sei durch seine vielen wissenschaftlichen Verdienste bereits zu unsterblichem Ruhm gelangt, und brauche deshalb sein Name nicht in der Weise verewigt zu werden, daß man ihn zur Bezeichnung jenes physiologischen Gebrechens benütze. Sie verlangten deshalb, und wol nicht mit Unrecht, daß der Ausdruck Daltonismus ganz aus der wissenschaftlichen Welt verschwinden und dafür der Name Farbenblindheit eingeführt werden solle. Doch wie ja oft genug im Leben gerade die berechtigtsten Forderungen und Ansprüche unberücksichtigt bleiben, so geschah es auch mit diesem Protest der Engländer; eine große Reihe von Forschern und Untersuchern kümmerte sich so gut wie gar nicht um denselben und so kann man in Frankreich, in Italien und wol auch noch in Deutschland oft genug von Daltonismus reden hören. Und so ist es denn gekommen, daß der Ausdruck Daltonismus trotz allen Widerspruchs der Engländer und trotzdem derselbe eigentlich nur ganz speciell für die Rothblindheit, an welcher Dalton gelitten hatte, gebraucht werden dürfte, niemals aber für die Grün- oder Blaublindheit, doch ein gewisses Heimatsrecht in der Wissenschaft erlangt hat, ein Recht, das zwar abusiv, doch durch sein Alter eine nicht zu leugnende Legitimation gewonnen hat; und so sehen wir uns denn gegenwärtig in dem Besitz von zwei Ausdrücken: Daltonismus und Farbenblindheit.

Digitized by Google

Stellen wir uns nunmehr die Aufgabe: das Wesen der Farbenblindheit physiologisch zu erklären und all ihre verschiedenen Erscheinungen zu einem gemeinsamen Bilde zu einen, so werden wir zu diesem Zweck uns mit großem Vortheil der Young-Helmholtz'schen Farbentheorie bedienen; wenigstens haben meine eigenen Studien über Farbenblindheit mir die Helmholtz'sche Theorie im besten Einklang mit den praktischen Thatsachen stehend gezeigt. Gehen wir also von den theoretischen Vorstellungen, welche die Young-Helmholtz'sche Hypothese lehrt, aus: so ist die gesammte Farbenempfindung das Product einer gemeinsamen, jedoch nicht gleichmäßigen Reizung dreier Grundempfindungen, nämlich der des Rothen, Grünen und Blauen resp. Violetten. Eine jede einzelne Farbenempfindung setzt sich aus diesen drei Grundempfindungen zusammen, und zwar haben wir uns diesen Vorgang in der Weise zu denken, daß z. B. bei der Empfindung des Roth die der Grundempfindung für Roth dienenden Nervenfasern ganz besonders stark, die Grün und Violett empfindenden Fasern aber nur sehr wenig erregt werden; bei der Empfindung von Grün werden dementsprechend stark die grün-, dagegen sehr schwach die roth- und violettempfindenden Fasern gereizt, während bei der Empfindung von Blau und Violett ein ähnliches Erregungsverhältniß der blauen Fasern gegenüber den grünen und rothen stattfindet. Das Wesen der Farbenblindheit beruht nun darin, daß aus diesem physiologischen Dreiklang, aus dem sich unsere normale Farbenvorstellung aufbaut, die eine Grundempfindung ausfällt; und je nachdem nun die Grundempfindung des Rothen, Grünen oder Violetten außer Function tritt, zeigt sich die Farbenblindheit als Roth-, Grün- oder Blau- resp. Violettblindheit. Doch wie wir dies schon aus dem für die normalen Farbenempfindungen entworfenen Schema ersehen werden, kann der Verlust einer dieser drei Grundempfindungen nicht ohne Rückwirkung auf die Perception sämmtlicher Farben bleiben. Denn da eine jede Farbenvorstellung sich aus einer gleichzeitigen Erregung jener drei Grundempfindungen zusammensetzt, so muß der Verlust eines dieser drei Grundfactoren natürlich auch die Empfindung sämmtlicher Farben mehr oder minder beeinträchtigen. So wird z. B. ein Rothblinder, dem also die Grundempfindung des Rothen mangelt, auch Grün nicht in der Weise zu empfinden im Stande sein, wie dies ein normales Auge thut; denn da ja Grün eine Empfindung ist, die sich aus der Erregung der grün- sowie der rothempfindenden Nervenelemente combinirt, so muß natürlich bei Unthätigkeit der rothempfindenden Nervenfasern auch die Empfindung der grünen Farbe leiden. Aus demselben Grunde muß auch ein Grünblinder die rothe Farbe in anderer Weise empfinden, als ein Normalsichtiger, und der Violettblinde vom Grün einen andern Eindruck empfangen, als der Vollsichtige. In welcher Weise sich die Vorstellungen der verschiedenen Farben in der Empfindungssphäre der Farbenblinden gestalten, kann man an der Hand

Digitized by Google

der Young-Helmholtz'schen Theorie sehr gut studiren, und da gerade die Art und Weise, wie ein farbenblindes Individuum die Farben sieht, für den Normalsichtigen ein ganz besonderes Interesse darbietet, so wollen wir diesem Punkte noch auf einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit schenken. Holmgren, Professor der Physiologie in Upsala, welcher sich in der jüngsten Zeit die größten Verdienste um unsere Kenntniß der Farbenblindheit erworben hat, schildert die Empfindungen, welche die verschiedenen Formen des Daltonismus von dem Spectrum empfangen, im Anschlusse an Helmholtzs klassische Behandlung dieses Stoffes wie folgt: Der Rothblinde sieht das spectrale Roth als ein gesättigtes lichtschwaches Grün; das Gelb als ein lichtstärkeres Grün; das Grün als eine zwar lichtstärkere, aber weißliche Abstufung derselben Farbe wie Roth und Gelb; das Blau als Blau und das Violett als Violett oder Dunkelblau. Der Grünblinde sieht das Roth des Spectrums als ein lichtschwaches aber sehr gesättigtes Roth; das Gelb als lichtstärkeres Roth; das Grün als Weiß oder Grau; das Blau als eine dem Indigo ähnliche Farbe; das Violett als sehr gesättigtes Violett. Der Violettblinde sieht Roth als Roth; Gelb als Weiß oder Grau; Grün als Blaugrün; Blau als Grün und Violett als lichtschwaches Grün.

Wir sehen also, daß die Fülle der Farbenempfindungen bei jedem Farbenblinden, welcher der drei verschiedenen Formen er auch angehören mag, eine sehr ärmliche und beschränkte ist. Farben, welche einem normalsichtigen Auge als völlig verschiedene erscheinen, schmelzen dem Daltonisten in ein und denselben Empfindungsvorgang zusammen. Es kann uns deshalb nicht weiter mehr befremdend erscheinen, wenn ein Farbenblinder Gegenstände, die für uns die verschiedensten Färbungen besitzen, als durchaus gleichfarbig anspricht, und wir werden nicht mehr verwundernd den Kopf schütteln, wenn wir hören, daß ein Rothblinder, wie dies z. B. Dalton war, das Roth des Siegellacks und das Grün des Rasens für die gleiche Farbe erklärt.

Bis jetzt haben wir immer vorausgesetzt, daß dem farbenblinden Individuum eine der drei physiologischen Grundempfindungen vollständig fehlen solle; also z. B. dem Grünblinden die Grundvorstellung des Grünen. Doch sind derartige Fälle vollständigen Mangels immerhin die selteneren, und das gewöhnliche Vorkommen ist ein solches, daß eine der drei Hauptvorstellungen in ihrer Thätigkeit nur mehr oder minder beeinträchtigt ist. Es ist also dann nicht sowol ein wirklicher Functionsmangel, als vielmehr nur eine Functionsstörung vorhanden, und je nachdem dieselbe nun einen größeren oder geringeren Umfang besitzt, wird auch der Farbensinn des betreffenden Individuums mehr oder weniger abweichend sich verhalten. Es existirt nun in Wirklichkeit eine ganz erstaunliche Reihe von höheren oder geringeren Intensitätsgraden einer solchen Störung; von den ausgeprägtesten Fällen, in denen die bezügliche Functionsstörung be-

Digitized by Google

reits dem vollständigen Functionsmangel nahekommt, bis zu den allerleichtesten Formen, die kaum noch mit Sicherheit von dem sich normal bethätigenden Farbensinn unterschieden werden können, finden sich die verschiedensten und zahlreichsten Uebergangsstufen. Es gewinnt durch eine derartige Fülle von Erscheinungsformen das Bild der Farbenblindheit ein ungemein buntes und vielgestaltiges Aussehen, das aber in seinen Grenzen gegen den normalen Farbensinn hin allmählich abblaßt und seine charakteristischen Eigenartigkeiten mehr und mehr verliert, bis es schließlich ganz unmerklich in die normale Farbenempfindung übergeht. Bei einer derartigen Menge von Abstufungen und Intensitätsgraden muß natürlich der Erscheinungscharakter der Farbenblindheit gleichfalls ein sehr wechselnder sein; während die höchsten Intensitätsgrade eine so auffallende Beeinträchtigung in der Farbenempfindung zeigen, daß man bei ihnen mit vollem Recht von einer wirklichen Farbenblindheit sprechen kann, verdienen die geringeren und niedrigsten Abstufungen diesen Namen durchaus nicht mehr. Denn die mit ihnen behafteten Personen sind sehr wohl noch im Stande, alle Farben zu erkennen und sicher von einander zu trennen, so lange dieselben in charakteristischen Schattirungen auftreten, und ihr Gebrechen kommt erst dann an den Tag, wenn es sich um die Unterscheidung heller und wenig ausgesprochener Töne handelt. So vermögen sie z. B. ein farbensattes Grün mühelos zu empfinden und dessen Vorstellung auch noch festzuhalten, selbst wenn diese Farbe durch Beimischung von Weiß in ihrer Sättigung mehr und mehr geschwächt wird. Erst wenn diese Beimischung von Weiß einen solchen Umfang gewonnen hat, daß das Grün eine ganz helle und zarte Schattirung zeigt, verschwindet ihre Fähigkeit, den so beschaffenen hellen Farbenton richtig zu empfinden, und nun verwechseln sie denselben mit allen möglichen anderen Schattirungen. Helles Grau, helles Gelb, helles Roth und helles Grün, sie alle machen alsdann den gleichen Eindruck auf ihre Netzhaut, und während solche Individuen den ausgesprochenen Farbentönen gegenüber mit größter Sicherheit sich benahmen, stehen sie jetzt rath- und hülflos da und müssen sich für die hellen Schattirungen als Daltonisten bekennen. Daß aber für ein derartiges physiologisches Gebrechen der Farbenempfindung die Bezeichnung „Farbenblindheit" ganz und gar nicht paßt, ist eigentlich selbstverständlich, und darum hat für sie die Wissenschaft auch andere Namen geschaffen und nennt sie „Farbenschwäche" oder „Farbenträgheit". Und daran thut sie ganz gewiß recht, denn es könnte dem Verständniß einer so eigenthümlichen Erscheinung, wie es der Daltonismus ist, doch nur schädlich sein, wenn man die Fälle totaler Farbenblindheit, in denen die betreffenden Individuen überhaupt gar keine Farben empfinden und darum die Welt nur grau in grau sehen, etwa in der Weise, wie ein Normalsichtiger einen Kupferstich oder eine Photographie, in denselben Topf werfen wollte, wie jene bereits der Grenze des nor-

Digitized by Google

malen Farbensinnes unmittelbar benachbarten leichtesten Formen der Farbenschwäche. Gerade die Unterscheidung der einzelnen Formen der Farbenblindheit nach ihren Intensitätsgraden ist praktisch wie wissenschaftlich durchaus nothwendig und dringend geboten.

Einen nach den Begriffen eines Farbensehenden allerdings recht schwächlichen und unzulangenden Ersatz für die mangelnde oder fehlerhafte Farbenempfindung besitzen die Daltonisten in einer ungemein geschärften und verfeinerten Empfindlichkeit gegen Lichteindrücke. Es ist allen Forschern, die sich eingehender mit dem Studium der Farbenblindheit beschäftigt haben, eine ganz geläufige und bekannte Erscheinung, daß die Farbenblinden auffallend feinfühlig sind in der Unterscheidung und Wahrnehmung der feinsten und zartesten Lichteffecte. Lichtschattirungen, welche einem vollsichtigen Auge schon lange nicht mehr in Form eines gesonderten und charakteristischen Empfindungsvorganges bemerkbar sind, erscheinen einem farbenblinden Auge noch als wohldifferenzirte und scharf ausgeprägte Beleuchtungseffecte. Und diese eigenartige Empfindung des sie umgebenden Lichtes suchen die Farbenblinden, natürlich nur die Gebildeteren und Intelligenteren unter ihnen, auch in ihrer Sprache zum Ausdruck zu bringen. Sie bedienen sich mit Vorliebe gern solcher Ausdrücke, welche auf die Quantität und nicht auf die Qualität der jeweiligen Beleuchtung Bezug nehmen, und darum wird man auch niemals so oft von Hell, Glänzend, Schimmernd, Halbdunkel u. s. w. reden hören, als wie gerade in der Unterhaltung mit einem gebildeten Farbenblinden. Es erhält deshalb auch die Sprache des gebildeten Farbenblinden einen ganz eigenthümlichen und befremdlichen Charakter, den man am treffendsten wol mit der bekannten Eigenartigkeit der Homerischen Sprache vergleichen kann, welche bekanntlich ja auch an Bezeichnungen für Lichteffecte so außerordentlich reich ist, während sie dagegen in der Wiedergabe farbiger Vorstellungen auf einer Stufe steht, die sich von der nicht wesentlich unterscheidet, welche ein Kind einnimmt, das die Empfindungen des Farbigen noch nicht zu differenzirten und selbständigen Vorstellungen auszuarbeiten gelernt hat. Diese auffallende Aehnlichkeit der Homerischen Ausdrucksweise mit der eines Farbenblinden läßt die Annahme: es könne der Grund zu der Homerischen Spracheigenthümlichkeit wol auch in gewissen eigenartigen Zuständen des damaligen Farbensinnes gelegen haben, denn doch nicht so unwahrscheinlich erscheinen, wie dies von Vielen behauptet wird. Jedenfalls beweist die Thatsache, daß der heutige Farbenblinde auch eine seinem Zustande congruente Sprache sich zu schaffen weiß, deutlich, daß die sprachlichen Gebilde im engsten Zusammenhang stehen mit der physiologischen Werthigkeit unserer Organe und daß alle wohldifferenzirten und fein ausgebildeten Empfindungen sich auch sprachlich Geltung zu verschaffen wissen. Deshalb sind augenblicklich auch nur diejenigen unserer Sinnesempfindungen, die es bereits zu einer gewissen

Digitized by Google

Höhe der Entwickelung gebracht haben, in unserm Sprachschatz besonders reichlich bedacht, während diejenigen Empfindungssphären, die gegenwärtig nur erst noch wenig cultivirt sind, wie z. B. Geruch oder Geschmack, auch nur über verhältnißmäßig wenige sprachliche Verkörperungen ihrer Thätigkeit zu verfügen haben.

Untersuchen wir nun, woher denn eigentlich dem Farbenblinden seine besondere Empfänglichkeit gegen zarte Lichteffecte gekommen sei, so könnten Diejenigen, welche das Bedürfniß fühlen, ihre Weltanschauung auf die vorsorglichen und mütterlich besorgten Principien einer teleologischen Natureinrichtung zu gründen, in dieser Bevorzugung des Farbenblinden wol auch einen Wohlthätigkeitsact der besorgten Mutter Natur finden wollen. Klingt es ja doch so tröstend, wenn man sagen kann: die armen Farbenblinden, denen die Natur den Genuß der Farben versagt hat, haben als Entgelt für ihr physiologisches Gebrechen jene Feinfühligkeit gegen die zartesten Lichteffecte von der Schöpfung erhalten. Wenn nun aber die Natur eine solche Entschädigung des Farbenblinden für nothwendig erachtet, warum hat sie sich da erst selbst in die Lage gebracht, einen derartigen Ausgleich vornehmen zu müssen? Hätte sie den Farbenblinden nicht stiefmütterlich behandelt und seinen Farbensinn zu einem Aschenbrödel unter den Sinnen gemacht, so hätte sie es gewiß dann nicht nöthig gehabt, diese ungerechte Härte zu mildern und sich selbst zu verbessern. Ohne Denjenigen, die einer teleologischen Weltanschauung zu huldigen sich genöthigt sehen, irgendwie zu nahe treten zu wollen, muß ich doch bekennen, daß in dem Capitel der Farbenblindheit derartige Reflexionen wol kaum am Platze sein dürften. Die größere Lichtempfänglichkeit des Farbenblinden ist kein milderndes Geschenk der gütigen Mutter Natur, sondern der Daltonist hat sich dieselbe ganz allein errungen. Dadurch, daß es ihm versagt blieb, die zahlreichen Eindrücke der Farben zu empfinden, hat er seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheiten der Beleuchtung resp. der Lichtquantität richten müssen und so seine Netzhaut allmählich zu einem höheren Grade der Lichtempfänglichkeit erzogen. Und diese mühsam erkämpfte Reactionssteigerung seiner Netzhaut gegen feine Lichteffecte weiß der Farbenblinde praktisch sehr wohl zu verwerthen. Er benützt sie häufig, um Farben, die er nach ihren charakteristischen Farbeneigenthümlichkeiten ja nicht erkennen und unterscheiden kann, zu trennen, indem er das unterscheidende Moment eben in den verschiedenen, für ein normalsichtiges Auge kaum bemerkbaren Lichtunterschieden der bezüglichen Farben findet. So habe ich z. B. einen rothblinden Locomotivführer gekannt, der die rothe und grüne Farbe absolut nicht zu empfinden vermochte; und doch war er im Stande, das rothe Fahrsignal von dem grünen zu unterscheiden, indem er eben mittelst seines scharf und hoch entwickelten Lichtsinnes den verschiedenen Lichtgehalt des rothen und grünen Signals zu empfinden vermochte.

Digitized by Google

So schätzenswerth eine derartige Fertigkeit nun auch für das einzelne farbenblinde Individuum sein mag, so hat sie doch auch ihre recht bedenklichen Seiten. Es kann nämlich gelingen, und dies geschieht ganz gewiß oft genug, daß ein Farbenblinder durch die erhöhte Ausbildung seines Lichtsinnes seinen eigentlichen Fehler zu verbergen vermag und seiner Umgebung den Glauben beibringt, er sei durchaus normalsichtig, während er es in Wahrheit aber doch nicht ist. Da nun aber die Farbenunterscheidung, welche der Farbenblinde mit Hülfe seines geschärften Lichtsinnes ausführt, immer nur ein höchst unsicheres Kunststück bleibt, das hundert Mal ganz gut glückt, aber das hundert und erste Mal völlig mißlingen kann, so ist es doch immer ein sehr mißliches Ding, wenn ein farbenblinder Eisenbahnbeamter, etwa ein Locomotivführer, seinen Fehler auch nur eine Zeitlang zu verbergen im Stande ist. So lange er dies vermag, schweben auch die Eisenbahnzüge, die er zu führen hat, in steter Gefahr; denn wie leicht versagt dem farbenblinden Führer sein Kunststück, mit Hülfe dessen er die rothe und grüne Signallaterne von einander unterscheidet. Nur die sorgsamste Untersuchung aller mit dem Fahrdienst betrauten Beamten vermag das Publikum vor derartigen Gefahren zu schützen, eine Maßregel, welche Dank der Umsicht unserer Eisenbahnbehörden jetzt wol auf allen deutschen Bahnlinien getroffen worden ist.

Wenn nun schon die Farbenblindheit für das einzelne mit ihr behaftete Individuum recht unangenehme Störungen zu bedingen vermag, so werden dieselben noch größer und belangreicher, sobald wir in Erfahrung bringen, daß der Daltonismus eine besondere Vorliebe zeigt, sich auf dem Wege der Vererbung auch auf die Nachkommen farbenblinder Personen zu erstrecken. Und zwar ist diese Neigung, sich durch Vererbung auf die verschiedensten Generationen einer Familie auszudehnen, eine so hervorragende und so entschieden ausgesprochene, daß gerade in diesem Punkt die Angaben aller Forscher, und mögen sie im Uebrigen auch noch so verschieden lauten, doch eine seltene Uebereinstimmung erkennen lassen. Der Modus, nach welchem nun die Vererbung der Farbenblindheit erfolgen kann, scheint nicht unter allen Umständen immer der nämliche sein zu müssen, vielmehr dürften hier verschiedene Variationen anzunehmen sein. Ein besonders auffallendes und charakteristisches Gesetz für diesen Vererbungsgang ist in der neuesten Zeit von Professor Horner in Zürich aufgestellt und durch die Beobachtungen Holmgrens, sowie durch meine eigenen Erfahrungen vielfach bestätigt worden. Dieses Gesetz lautet dahin, daß ein farbenblinder Mann völlig normalsehende Kinder männlichen und weiblichen Geschlechtes hat und daß erst die Nachkommen dieser seiner Kinder wieder an Farbenblindheit zu leiden haben. Und zwar scheinen die Söhne solcher normalsichtigen Frauen, deren Väter farbenblind waren, ganz besonders oft von dem nämlichen Fehler wie ihr Großvater heimgesucht zu werden. Es überspringt hiernach die Farben-

Digitized by Google

blindheit immer eine Generation; vererbt sich also vom Großvater auf den Enkel. Ganz besonders interessant wird dies Gesetz aber noch durch den Umstand, daß ganz in der gleichen Weise auch noch andere physiologische Gebrechen sich zu vererben scheinen, so z. B. die Neigung zu Blutungen und die Nachtblindheit. Nach den Erfahrungen Holmgrens soll die in einzelnen Familien erbliche Farbenblindheit auch hinsichtlich ihrer Art und ihres Grades gewisse immer wiederkehrende Eigenthümlichkeiten zeigen; so wird z. B. in einzelnen Familien nur die Grünblindheit vererbt, während andere Familien wieder die Rothblindheit erb- und eigenthümlich besitzen.

Natürlich schließt aber der eben genannte Erblichkeitstypus nicht unbedingt die Möglichkeit aus, daß die Farbenblindheit sich gelegentlich auch einmal in anderer Weise fortpflanzt und z. B. vom Vater direct auf den Sohn übergeht. So kenne ich gegenwärtig zwei Familien, in denen beiden der Vater farbenblind ist und die Söhne die gleiche Abnormität zeigen.

Das Horner'sche Erblichkeitsgesetz, welches wir soeben skizzirt haben, erbringt also den Beweis, daß die Farbenblindheit hauptsächlich durch die im Uebrigen durchaus normalsichtigen Töchter farbenblinder Väter fortgepflanzt und also durch die Frauen in die Familien eingeführt wird. Es kann hiernach ein männliches Individuum, welches eine ganz normale Farbenempfindung besitzt und dessen Familie durchaus keinerlei Anwandlungen von Farbenblindheit aufzuweisen hat, doch farbenblinde Nachkommen erhalten, sobald es eine Ehe mit einer normalsichtigen Frau eingeht, deren Vater aber farbenblind war. Dieser Umstand wird aber um so auffallender und befremdlicher, da es nunmehr durch die verschiedensten Forscher übereinstimmend festgestellt worden ist, daß die Farbenblindheit gerade beim weiblichen Geschlecht nur sehr selten vorzukommen pflegt und ihre Hauptverbreitung in der Männerwelt findet. Und zwar ist der Unterschied, welchen Männer und Frauen hinsichtlich der Anlage zu dieser Abnormität zeigen, ein ganz außerordentlicher. So hat z. B. Holmgren unter 7119 weiblichen Individuen nur 19 Farbenblinde gefunden, also einen Procentsatz von 0,26; ich habe unter 2216 Mädchen gar nur eine Farbenblinde nachweisen können, was also einem Procentsatz von 0,04 entsprechen würde. Dagegen waren unter 32,165 männlichen Individuen, welche Holmgren untersucht hat, 1019 farbenblind, also 3,25% und unter 3273 Schülern, welche ich hier in Breslau zu prüfen Gelegenheit hatte, fanden sich 100 Farbenblinde, d. h. 3,27%. Es beträgt also nach diesen Angaben der Unterschied, welcher zwischen Männern und Frauen betreffs der Häufigkeit der Farbenblindheit herrscht, etwas über drei Procent, ein Verhältniß, welches bei allen neueren Forschern wenn auch nicht eine absolute, so doch eine relative Aehnlichkeit zeigt. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns in eine genaue Erörterung und kritische Beleuchtung der

Digitized by Google

Erklärung einlassen, welche die moderne Wissenschaft für diese auffallende Erscheinung bietet und müssen wir uns deshalb mit der Bemerkung genügen lassen, daß man die geringe Anlage des weiblichen Geschlechtes zur Farbenblindheit durch die schon früh beginnende und emsig fortgeführte Beschäftigung mit bunten Gegenständen, welche die Frauenwelt am Stickrahmen, am Toilettentisch u. s. w. übt, erklären zu können glaubt. Die hierdurch eingeleitete und durchgeführte Erziehung und Entwickelung des Farbensinnes pflanzt sich von Generation zu Generation fort und führt schließlich zu einer sexuellen Ueberlegenheit des weiblichen Farbensinnes über den männlichen, welche sich eben in der geringeren Neigung zur Farbenblindheit offenbart.

Man hat auch hinsichtlich der Race sowie der verschiedenen Bevölkerungsschichten gewisse Verbreitungseigenthümlichkeiten der Farbenblindheit finden wollen; doch sind alle diese Angaben vor der Hand noch nicht genügend gesichtet, um sie in dem Gewand einer sicheren Thatsache schon jetzt einem größeren Publikum vorführen zu können; darum ziehe ich es auch vor, über diesen Punkt vor der Hand noch ein vorsichtiges Schweigen zu bewahren.

Digitized by Google

Klöſter und Kloſterleben in der Hercegovina.

Von

Siegfried Kapper.

— Piſa. —

I.

Wie am Rhein, am Neckar, an der Moſel die Burgruinen, ſo ſind es in den Thälern der Morava, des Ibar, des Lim die Ruinen von Klöſtern, die der Landſchaft jenes Gepräge verleihen, das, ich habe eigentlich nie recht begreifen können, warum, man als romantiſch zu bezeichnen ſich gewöhnt hat. Dabei ſind die Ritterburgen jedenfalls wohler daran. Sie ſind nicht nur zahlreicher, ſondern auch beſſer erhalten. Das iſt, weil das menſchliche Intereſſe an ihnen haftet. Und dieſes, abgeſehen von ſo vielen anderen wunderbaren Geheimkräften, hat auch noch das merkwürdige Eigene, daß es Alles, womit es in Berührung kommt, — conſervirt. Um was der Menſch ſich kümmert, Alles, was er, forſchend oder in Pietät, in den Kreis ſeiner Beachtung zieht, das, und thut er auch ſonſt weiter nichts dafür, geht nicht zu Grunde. Der menſchliche Odem, der es anweht, haucht ihm etwas von der ewigen Menſchenſeele an, und die erhält es.

Nicht ſo gut daran ſind die Ueberbleibſel der alten Klöſter und Kirchen in jenen Thälern unſeres Südoſt, denen noch manches Andere dies- und jenſeits des Balkan, ſowie durch Albanien, Epirus, Theſſalien bis hinab an's „blauende Meer" ſich hinzufügen ließe. Es ſind das nur mehr ſpärliche Rudera, zerſtreut in verwilderten Oeden, die ehemals herrliches, fruchtbares Gartenland geweſen, in kahlen Felsſchluchten, durch die ehedem üppiger Wieſengrund und ſchattiger Wald ſich hinangezogen, verdeckt von Geſtrüpp, verſunken in Schutt, begraben in Geröll: wenig gekannt, ſchwer auffindbar; wenn auffindbar, unbedeutend und unergibig für die Forſchung. Das weitaus Meiſte iſt verſchwunden, von der Stätte, die es einſt eingenommen, wie hinweggefegt. Der Reſt, verlaſſen von

Digitized by Google

den Menschen und vergessen, ist eingegangen, hat sich aufgezehrt, möchte man sagen, aus Mangel an menschlicher Theilnahme, menschlicher Seele.

Und doch hatten auch diese Zeugen vergangener Jahrhunderte ihre Tage der Bedeutung und der Pracht, der Macht und des Reichthums, und selbst der Kunst, wie davon, allerdings nur höchst sporadisch, hie und da noch aus dem Schutt hervorragende Säulentrümmer, von Gräsern überwucherte Altarstufen, verstümmelte Bildwerke und Ornamente, mit offenbarer Absichtlichkeit bis zur Unkenntlichkeit mißhandelte Wandgemälde noch immer genug beredtes Zeugniß geben. Wie das gekommen, wie viel an dieser Verwüstung islamitische Unduldsamkeit, wie viel spätere christliche Indolenz Schuld habe, das mag, da die Verluste nun einmal unersetzlich sind, so ziemlich unter die müssigen Fragen gereiht werden. Es wird wol eines wie das andere sein gut Theil daran haben, wiewol man, ohne im mindesten ein Unrecht damit zu begehen, den Löwenantheil immerhin dem erstern wird zuerkennen dürfen, — auch ohne besondere Erörterung.

Zu jener fernen Zeit bereits, da das Christenthum den nördlichen und östlichen Slaven kaum noch dem Namen nach bekannt war, standen bei ihren Stammesgenossen im Süden Klöster und Klosterwesen in blühendster Entwickelung. Die bulgarischen Brüder Kyrillos und Methodios, die das Christenthum nach Mähren und Böhmen brachten, waren aus diesen Klöstern hervorgegangen. Ein czechischer Bischof trug es später an die Gestade der Ostsee. Frühzeitig schon hatte auf der schmalen Landzunge des Athos eine Art Klösterrepublik sich angesiedelt, überreich ausgestattet von ihren Beschützern, den byzantinischen Kaisern, mit Besitzungen, Schätzen und Privilegien, der Mittelpunkt damals alles orientalischen Kirchenlebens, darin alle Völker der Balkanhalbinsel, ja selbst die christlichen Stämme Kleinasiens, abgesondert von einander, sich vertreten fanden. Auch die serbischen Dynasten, frühmöglichst, beeilten sich, als Stifter sich da einzustellen, ihnen voran und beispielgebend Stefan Nemanja, der Gründer der nachmals so mächtigen Dynastie der Nemanjiden, unter der Serbien sich zur Großmacht aufgeschwungen, mit den Bulgaren und mit Byzanz um die Hegemonie ringen und den dalmatischen Handelsrepubliken Bündnisse dictiren konnte. Das Kloster Chilindar, das er allda erbaute, gilt allen Südslaven als das Höchste, was Aufwand zu erreichen, Kunst zu leisten vermag. Es ist der Montsalvatsch ihrer Legende. Kamen die zahlreichen Klöster, die er in den eigenen Landen erbaute, an Pracht diesem auch nicht gleich, so waren sie doch nicht minder reich von ihm bedacht. Denn Klöster zu bauen und mit reichen Stiftungen auszustatten, galt als das größte Verdienst eines Herrschers, das Leben in einem derselben als einfacher Mönch zu beschließen als der würdigste Abschluß seiner irdischen Laufbahn. Seine Nachfolger standen in frommem Eifer ihm nicht nach. Keiner ihrer, dessen Angedenken nicht eine größere oder

Digitized by Google

geringere Anzahl von Kloster- und Kirchenbauten verewigt hätte, nur wenige, die nicht in einem derselben ihr Dasein beendet, ihre letzte Ruhestätte gefunden hätten. Stefan Urosch II. allein soll deren nicht weniger als einundvierzig erbaut haben.

Erst die Herrschaft des Türkenthums setzte diesem frommen Eifer, der, ausgegangen und getragen ursprünglich von den löblichsten Zwecken, allerdings nachgerade in würdelose Werkheiligkeit und verderbliche Sündenloskauferei ausgeartet war, ein Ende. Der Islam würde seine Mission verfehlt haben, wenn er neben sich noch Anderes geduldet hätte. Was sich vorfand, wurde theils dem Boden gleichgemacht, theils in Moscheen, in Grabkapellen gefeierter Kriegshelden und Hadschis, in Hans für Saumroß- und Mauleseltreiber umgewandelt, theils niedergerissen und zur Ausmauerung und Einfassung von Brunnen und zu Brücken verwendet. Die Kirchengeräthe wurden theils zerschleift, theils eingeschmolzen, die gestifteten Besitzungen dem Vakuf überantwortet. Was dem Verderben entging, entging ihm nur wie durch ein Wunder, vertheidigt heute mit dem Muthe der Verzweiflung, morgen ausgelöst durch die Zahlung großer Brandschatzungen, jedoch nur um übermorgen neuerdings vertheidigt oder neuerdings ausgelöst zu werden. Neues zu bauen, sowie der Versuch, Bestehendes durch Ausbesserung, Stützung und dergleichen in Stand zu erhalten, war und blieb Jahrhunderte lang ausnahms- und bedingungslos verboten und zwar bei den härtesten Strafen, deren Verhängung übrigens wie Art durchweg dem Ermessen und der Willkür der jeweiligen localen Machthaber anheimstand. In der Hercegovina speciell, der wir unsere Aufmerksamkeit hier zunächst zuwenden, galt die Norm, daß für jede derlei Contravention zwölf Familienhäupter mit dem Leben zu büßen hatten, — eine Maßregel, von der nicht zu leugnen ist, daß sie dem Uebel allerdings radical zu Leibe ging und durchaus angethan war, den Kjauren ihre gottesärgerliche Baulust gründlich zu verleiden.

Erst ziemlich spät und da der Stern der osmanischen Macht bereits merklich zu erbleichen begonnen, fängt eine mildere Praxis an Raum zu gewinnen. In Konstantinopel wird wiederholt die Freiheit des Kloster- und Kirchenbaues zugesichert. Die Machthaber in den Provinzen jedoch wollen von diesen Zugeständnissen nichts wissen, und ignoriren die Einen sie gänzlich, während die Andern sie dahin auslegen, daß es der Raja zwar nun freistehe, bei ihren jeweiligen Paschas oder Vesiren um die Erlaubniß zum Baue eines Klosters oder einer Kirche anzusuchen, ebenso aber auch diesen, je nach Ermessen sie ihnen zu gewähren oder auch — zu verweigern. Diese Erlaubniß aber ist weniger ein schwer zu erlangendes, als ein kostspieliges Ding. Und schon dadurch beschränkt der Gebrauch, der davon gemacht werden kann, sich auf länger als ein Jahrhundert hinaus von selbst. Die Herren Paschas forderten immense

Digitized by Google

Summen und darüber auch noch eine Extraremuneration an Heerden, Rossen und — jungen schönen Mädchen. Und da dem nicht entsprochen werden konnte, so mußte, wie sehr auch der alte Baueifer, den nun das Volk aufgenommen, sich regte, und wie fühlbar das Bedürfniß sich geltend machte, das Bauen doch unterbleiben, bis die Herren, da es mit dem Uebertriebenen nun einmal nicht ging, sich endlich, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu Billigerem herbeiließen. Die Preise seitdem für die Ertheilung der Licenz zum Bau einer Kirche oder eines Klosters, da eine allgemeine Norm dafür nicht bestand, variirten verschieden, je nach Land und — Laune. In der Hercegovina speciell wurde sie im wörtlichsten Sinne des Ausdrucks nach der — Elle verkauft. Wie lang, wie breit und wie hoch gebaut werden wolle, das war die erste Frage, und darnach wurde das Ellenmaß ermittelt. Dann kam der Preis, 10, 15, selbst 20 Ducaten die Elle, nicht etwa Grundes und Bodens (der mochte gehören wem immer, ja selbst Eigenthum der Bewerber sein), sondern die Elle — Licenz, so daß der Freibrief zur Erbauung selbst eines kleinen Kirchleins leicht auf 5—600, der zu einem Kloster wol auf das Zehnfache sich stellen konnte. Damit aber war es noch gar nicht abgethan. Denn war man mit dem Baue fertig, dann kamen erst die entsandten Sachverständigen, um mit der Elle in der Hand nachzumessen. Und merkwürdig! Wie sorgfältig man sich auch an das Bedungene gehalten, es wurde nichtsdestoweniger stets überschritten gefunden, freilich wol weniger zu dem Zwecke, die Bürger um ihre Köpfe, als ihre Börsen um ein halbes oder ganzes Hundert Ducaten Nachzahlung zu kürzen.

Daß das thatsächliche Bauen unter diesen Umständen mit dem Eifer füglich nicht Schritt zu halten vermochte, ist wol leicht zu ermessen. Schon die Beschaffung des Geldes für den Freibrief war ein schweres Stück Arbeit. Bei Kirchen indeß machte sich das noch. So Glänzendes und Großartiges die Ueberlieferung als Vorbild aufbewahrt, man beschränkte sich auf das Nothdürftigste: 6—7 Ellen Breite, 10 Ellen Länge, 7—8 Ellen Höhe. Das war gerade genug, um den nach Abgang der Mauerdicke verbliebenen Raum, den die ausgestreckten Arme zweier Männer leicht durchmaßen, in die erforderlichen zwei Theile zu theilen, den für den Altar und den für die Gemeinde. Freilich haben in einem solchen „Schiff", dem man überdies, wenn auch nur andeutungsweise, gerne die Kreuzform zu geben sich bemüht, nicht selten kaum dreißig, ja kaum zwanzig Personen Platz. Aber man muß sich bescheiden. Für die Hausväter und sonst für Personen, die den Vortritt haben, reicht das hin. Auch für die Weiber bleibt rückwärts gegen die Thür noch einiger Raum. Alle Andern müssen eben draußen steh'n. Gott nimmt's nicht so genau. Begnügt er sich ja auch damit, wenn man im Walde oder auf hohem einsamen Bergesgipfel seiner gedenkt! Was aber an gekaufter

Digitized by Google

Höhe als unzureichend sich erweist, das trachtet man durch Abgraben in die Tiefe zu ersetzen, was meist — wenn nämlich die türkischen Herren Sachverständigen nicht dahinter kommen oder nicht dahinter kommen wollen — nichts oder doch nicht viel kostet. Und statt von außen der Freitreppen führen dann von innen ein paar Kellertreppen zur Wohnung des Herrn. An Ornamentik natürlich ist nicht zu denken. Das Alles kostet Raum und daher — Geld. Der einzige Stil ist die Kahlheit, außen wie innen, das einzige Ornament an Festtagen ein Laubgewind über dem Eingang.

Schwerer schon gestaltet sich die Sache, wenn der kühne Gedanke aufkommt, ein Kloster zu bauen. Und ein Kloster innerhalb seiner Gemarkung zu haben, ist, so lange er eines nicht hat, der sehnlichste Wunsch eines Stammes, und hat er endlich eines, sein größter Stolz. „Imamo monastir! Wir haben ein Kloster!" heißt so viel, als: „Uns dürft Ihr nicht für Barbaren ansehen!" Jahrelang vorher schon werden Versammlungen abgehalten, auf der Tenne des Knesen, unter einem Baume, auf einem freien Platze im Walde, und der Gegenstand nach allen Seiten durchberathen. Da ist zuerst die Frage: wo soll gebaut werden? Ein Punkt übrigens, darin, wiewol von verschiedenem Interesse ausgehend, Raja und Machthaber in voller Uebereinstimmung einander begegnen. Diese zunächst, wenn sie schon in den Ortschaften selbst oder in deren unmittelbarer Nähe die Kirche dulden, wollen das gleiche Aergerniß keineswegs auch mit Bezug auf das Kloster sich gefallen lassen. Daher: so viel wie möglich abseits, wo der Anblick kein gläubiges Auge beleidigt. Aber auch die Raja hat ihren guten Grund, die Verborgenheit, die Entlegenheit zu suchen, nämlich die Sorge um die Sicherheit. Denn die Buruntija, den Freibrief nur vermag der Vesir zu geben; davor aber zu schützen, daß die gerechte Entrüstung der Gläubigen nicht in gerechtfertigten Thätlichkeiten sich Luft mache, vermag oder will er gar nicht. Die Erfahrung hat dies sattsam und warnend erwiesen. Manches Kloster stand schon fertig, und in seinem Archive, um vorkommenden Falles sie den Türken vorzuweisen, wohlverwahrt, lag die Buruntija. Aber was fragen die darnach? Sie drangen in's Kloster ein, hoben Händel an, mißhandelten oder erschlugen die Mönche, nahmen, was irgend Werth hatte, und ließen, mit Jubelgeheule abziehend, auf dem Dache den rothen Hahn zurück. Oder sie schritten, wenn das nicht so leicht ging, zu einer förmlichen Belagerung. Die armen Mönche zwar wehren sich wie die Löwen. Auch Nothsignale werden gegeben. Es kommt Succurs. Es wird gekämpft. Allein der Ausgang allen Kampfes ist in Gottes Hand. „Prema Boga nima generala!" Ueber Gott ist kein General! Es ist ja immer möglich, daß — ein Wunder nicht geschieht, und man der Uebermacht sich nicht wehren kann. Dann wird das Kloster zum Schutthaufen, zum Grabhügel über den Leichen seiner Vertheidiger. Oder es geschieht ein — Wunder,

Digitized by Google

man erwehrt sich ihrer, tödtet vielleicht gar Einen oder den Andern, und dann ist erst recht keines Bleibens an dem Orte. Keine Stunde ist man sicher vor der unausbleiblichen Rache. Man geht daher lieber gleich, ehe man mit Pechkränzen hinausgetrieben wird, um schließlich unter den Kolben der Wüthenden dann doch nur den Tod zu finden. Die Mönche zerstreuen sich. Das Kloster bleibt leer und verfällt. Und will man eines wieder haben, so muß man eben wieder von vorne anfangen, nämlich bei den Ducatenrollen für die Erlaubniß. Das sind dann die Ruinen jüngeren Datums. Daher, um alle dem vorzubeugen, lieber gleich so weit möglich aus dem Wege, in irgend einen, von steilen Felswänden umragten Thalkessel, in die öde Steinwüste, in die tiefe Urwaldeinsamkeit, auf eine schwer zu erklimmende Höhe. Je schwerer auffindbar und je schwerer zugänglich, desto besser.

Und nun man den Ort hat, und auch die Maße festgesetzt sind, nun kommt die Buruntija. Eine große Sorge! Jahre lang wieder wird hin und her berathen. Man legt zusammen, es reicht nicht aus. Man schießt zu. Es langt noch nicht. So geht es denn an's Umsammeln. Ein Jeder thut da, was er kann. Niemand schließt sich aus. Die Frauen lösen ihre Kettlein vom Hals, die Mädchen ihre Ringe aus den Ohren, die Hirten opfern ihren Jahreslohn. Es ist eines der rührendsten Lieder, das vom blinden Gavro, der, um einen Beitrag zu einer solchen Collecte angegangen, da er nicht einmal einen Para in der Tasche hat, sich frischweg mitten in den Kreis auf einen Stein setzt, und mit den Worten: „Da ich ein armer Blinder bin, und nichts beisteuern kann, so will ich für die Kirche wenigstens ein Lied singen!" einen Gesang von der Zerstörung des Klosters Tvrdosch bei Trebinje (1669) improvisirt, so ergreifend, daß alle Anwesenden darüber in Thränen ausbrechen, und ihr lautes Weinen und Schluchzen wiederholt ihn nöthigt, abzusetzen. Aber auch die Silbermünzen fallen reichlich in seine auf dem Boden liegende Kappe, und Gavro, der Blinde, steht mit einem der größten Beiträge obenan an der Spitze der Stifter. Leider in seinem Eifer war er so unbedacht, sich zu einigen etwas starken Expectorationen fortreißen zu lassen. Das wurde dem Vesir hinterbracht, und nicht nur hatte er in langer schwerer Kerkerhaft seinen Opfereifer zu büßen, auch die Erlangung der Buruntija wurde dadurch nicht wenig erschwert und — vertheuert.

Endlich nun könnte man bauen, wenn man nur die erforderlichen Mittel hätte! Bauleute von der Meeresküste, „maistori ot primorja", aus Dalmatien nämlich, das von Alters her das Hinterland mit Architekten, Maurern und Steinmetzen versorgt zu haben scheint, kann man nicht kommen lassen. So macht man sich denn selbst daran, abermals in gemeinschaftlicher Betheiligung. Man bricht Steine, man hebt Sand aus und trägt ihn auf Eseln und Maulthieren zu, man brennt Kalk, man mauert schließlich, man zimmert, die eine Woche die Einen, die nächste die Anderen und so fort,

Digitized by Google

bis man bei dem ganzen Stamm herum ist. Niemand nimmt Zahlung. Den Armen während seiner Arbeitswoche ernähren die Bemittelten. Dennoch, da ein Jeder auch für sich zu thun hat, kann es nur langsam von statten gehen und nur stückweise. Es ist genug, wenn man das erste Jahr den Grund herausbekommt. Das zweite Jahr kommt's bis zur halben Mauerhöhe, das dritte bis zur ganzen, das vierte bringt die Eindachung und im fünften, wenn nichts dazwischen kommt, ist es vielleicht möglich, den Bischof von Mostar zur Einweihung zu bitten, das heißt, wenn man so viel Geld hat! Denn auch der Mann macht nichts billig. Im türkischen Reich die Bischöfe sind Paschas in der Kutte. Wo nicht, muß es auch ein Minderer treffen, — und er trifft's!

Nun ist wenigstens der Anfang gemacht. Man hat die Kirche, eine im höchsten Grade primitive und beschränkte zwar, nicht größer manchmal, als in unseren Kirchen eine — Nische, die Einrichtung ärmlich, dürftig, rohgezimmertes Holz, Heiligenbilder vom Jahrmarkt einer der benachbarten Städte, die Vorhänge, das heimische Gewebe opferwilliger Hausfrauen, aber doch die Hauptsache, den Kern, um den, kommt Zeit, kommt Rath, das Weitere sich ansetzen kann; nach einiger Zeit, so bald man sich erst ein wenig erholt, und Aussicht ist, daß man auch einen Mönch werde erhalten können, eine Zelle, darin eine Lagerstätte und ein Betschemel, nebenan eine Feuerstelle mit einem kupfernen Kochkessel und einem ebensolchen Wasserkübel, und ein aus ein paar Pfählen roh zusammengefügter Stall mit einer Ziege oder einer Eselin, und — das Kloster ist eigentlich fertig. Denn man ist hierin so genügsam, daß man, um den langgehegten Wunsch endlich einmal verwirklicht zu sehen, selbst von dem Grundgesetze der Drei, die erst ein Collegium machen, absieht. Wo nicht mehr zu haben sind, ist auch Einer ein Collegium. Nach Jahren vielleicht wird's möglich, der einen Zelle eine zweite, dann weiter nach Jahren eine dritte, vielleicht sogar eine vierte hinzuzufügen. Auch die Umfassungsmauer bis dahin wird vielleicht fertig gebracht und kein Mensch mehr wird gegen die Berechtigung des stolzen Wortes „Imamo monastir!" etwas einzuwenden haben. Viel Prunk freilich wird mit dem „Monastir" nicht zu machen sein. Plan- und stillos in schmucklosem Roh-, oft im ursprünglichen Cyclopenbau hat Stück an Stück sich angefügt, nur zwei Gesetzen folgend: dem der möglichsten Sparsamkeit im Raume und dem der Sicherheit. Daher die Knappheit in Allem, die Gedrungenheit, die unverhältnißmäßige Stärke der Mauern bei der unverhältnißmäßigen Beschränktheit des umschlossenen Raumes. Die Zelle ist so eng, daß ein Mensch zur Noth darin beten und schlafen kann Zum Auf- und Abgehen ist sie nicht gemacht. Dazu ist der Hof da. Aber auch der Hof nicht selten ist so beschränkt, daß das Auf- und Abgehen darin, zumal für mehr als ein oder zwei Personen, nicht gut möglich ist. Einen so geräumigen Hof, wie das Kloster Duschi (sprich wie französisch douji),

das so oft schon ein förmliches Kriegslager in sich aufgenommen, hat nicht jedes Kloster. Und daher auch das kastellartige Aussehen: die mächtige Umfassungsmauer, gekrönt oben mit einer hohen Lage locker übereinander geschichteter schwerer Steine, die bei jedem Versuche, die Mauer zu übersteigen, verderbenbringend auf den Eindringling niederrollen, und außen um sie her der breite mit täuschendem Reisig verdeckte Graben; der verborgene Zugang, der weiter nichts ist, als eine schmale, überdies sorgfältig verdeckte Spalte in der Mauer, so eng und so niedrig, daß stets nur ein Einzelner, und dieser nur gebückt und mit Mühe sich durch sie durchschieben kann; die Schießscharten allenthalben, in der Umfassungsmauer, und statt der Fenster in den Zellen, und selbst in der Kirche; die stets alarmbereite, zugleich die verbotene Glocke vertretende Klepetatscha, ein zwischen zwei Holzpfählen befestigtes Bret, daran mit einem hölzernen Klöppel geschlagen wird, für gewöhnlich der Wecker der Mönche und Verkündiger des Gottesdienstes, zu Zeiten der Bedrängniß aber der Stürmer und Hülferufer, dessen Schrei weithinaus dringt aus Schlucht und Waldeinsamkeit in die benachbarten Thäler, und statt zum Gebete zu den Waffen ruft.

Daß unter dem Walten solcher Zustände in den südslavischen Ländern gegen ehedem und zumal im Vergleiche mit der Bedeutung, welche dieser Institution innerhalb der orthodoxen Kirche beigemessen ist, der Klöster verhältnißmäßig ziemlich wenige sind, der Stand der Mönche darin nur ein geringer ist, kann wol nicht befremden. Die ganze Hercegovina Alles in Allem hat ihrer nicht mehr als sieben: Das Kloster Duschi, in den berühmten Engpässen gleichen Namens, die in den Aufständen der Hercegovina und in den Kriegszügen der Montenegriner von jeher eine so wichtige Rolle gespielt; — das Kloster Zavala, wenige Wegstunden nördlich von Trebinje auf dem Popovopolje; — Dobritschevo in der Nähe der montenegrinischen Brdi-Districte; — Schitomischlitj (sprich wie französisch jito) im Gebirge Stotscha; — Goransko in der Landschaft Piva unweit Drobnjak; — Koßijerovo, unweit des in den letzten Kämpfen viel, aber stets fälschlich „Bilek" genannten Ortes Biletji; — endlich das Kloster Fotscha auf dem Bijelopolje. Der Stand in keinem dieser Klöster, vor dem Aufstande, sank wol unter vier, erhob aber auch in keinem sich über sechs Kaludjeren. Nicht als ob dies dem Bedarfe genügte, sondern einfach, weil keines deren mehr zu erhalten im Stande ist.

Und wie die höchstmögliche Beschränkung es ist, die dem ganzen Klosterwesen von Anbeginn an Gestalt und Gehalt gibt, so ist sie es auch, nicht der seelsorgerische Bedarf, der bei den Sorgen für den Nachwuchs als Maß gilt. Nicht die Frage entsteht: „Wie viel Popen, wie viel Kaludjeren benöthigt die Bevölkerung?" sondern: „Für wie viel Scholaren kann das Kloster das Mittagsbrod aufbringen? Wie viel deren braucht es in seinem eigenen Haushalt?" Denn die Lehrjahre

Digitized by Google

eines solchen Scholaren, Djak genannt, sind zwar lang, der Inhalt aber der sie ausfüllt, über alle Vorstellung dürftig und einförmig, der Hauptheil desselben — arbeiten wie ein Diener und dienen wie ein Famulus. Novizen gibt es da nicht, nur Knechte der Mönche, die einst Knechte des Herrn werden sollen, — übrigens durchaus darnach angethan, den jungen Mann für das kümmerliche, beschränkte, entsagungsvolle Dasein, dem er entgegenreist, gründlich vorzubereiten.

Und dennoch für ein hercegovinisches Haus gibt es nichts Erstrebenswertheres, keine größere Ehre, als unter seinen Söhnen einen Kaludjer, oder mindestens einen Popen zu haben. Es ist das das Höchste, was erreicht werden kann in einem Lande, dessen gesammter Bildungsbehelf sich auf einige nothdürftigste Elementarschulstuben beschränkt, und das erst seit ganz Kurzem, in welchem dem Strebenden weder das Handwerk die Alltagslaufbahn der nährenden, noch die Kunst die höhere des Ruhmes eröffnet, und in welchem, Dank dem osmanischen Volkserziehungssystem, alles Wissen und Können des Volkes in primitivster Feldarbeit und in der nothdürftigsten Viehzucht sich erschöpft. Da ist nun aber im Hause ein gescheiter, geweckter Junge, der Liebling der Familie. Von Kindheit auf haftet sein Auge an den Heiligenbildern des Hauses und der Kirche und bemüht er sich, die Unterschriften darunter zu enträthseln. Vergebens. Niemand ist da, der ihn anleite, sie zu lösen. Soviel aber ist Allen klar, er ist zu etwas Höherem prädestinirt. Zunächst allerdings nur zum Kaludjer, zum Popen. Aber kann er nicht auch Igumen werden, Archimandrit, Protojer? Der Entschluß also ist gefaßt: „Wir führen ihn in's Kloster!" Da kleidet ihn denn die Mutter in seinen Sonntagsanzug, bindet ihm zu dem, was er am Leibe hat, noch etwas für „alle Tage" und etwas Leibwäsche in ein Ränzlein, oder, um der Wahrheit die Ehre zu lassen, in einen Hafersack, und dazu einen großen Kuchen, eine Pogatscha; die Schwester holt aus der Vorrathskammer eine Scholle Butter, einen Fladen Käse, ein Körbchen Eier, der Bruder aus dem Keller einen Schlauch Wein und einen Schlauch Rakia; der Vater dann greift aus der Hürde auch noch ein Lamm heraus und fort geht's zu Dreien, der Esel nämlich, beladen mit allen diesen Schätzen, obenauf hockend der Junge und nebenherschreitend der Vater, nach dem Kloster. Mit heiliger Scheu drängt der Junge sich durch die Mauerlucke. Der Esel, der nicht durchkann, bleibt natürlich draußen, und die Mönche bemühen sich schon zu ihm heraus, um ihm die Bürde abzunehmen, die, mag das Resultat des Aufnahmebewerbens nun sein welches immer, jedenfalls dem Kloster verbleibt. Denn was Du dem Kloster einmal auch nur zugedacht hast, das ist so wie sein eigen, und Du sollst es ihm nicht vorenthalten. Die Bewerbung aber ist eine günstige. Der Junge gefällt dem Igumen und auch den andern Kaludjeren. An der Seite seines Vaters nimmt er — ausnahmsweise, weil er noch als Gast gilt, — am spärlichen Male Theil.

Digitized by Google

Dann geht der Vater. Der Junge bleibt. Seine Lehrjahre beginnen. Zunächst damit, daß er einem der Kaludjeren — der Djak desselben ist kürzlich abgegangen, und diesem Umstande hauptsächlich hat der junge Bewerber die günstige Aufnahme zu verdanken — zum Unterricht zugewiesen wird. Denn Schule wird im Kloster nicht gehalten. Jeder der Mönche lehrt, und das Collegium eines jeden beschränkt sich auf den ihm zugewiesenen Djak. Das Wenige, dessen es bedarf, um eine Klosterzelle oder das Amt eines Popen mit Würde auszufüllen, wird diesem schon sein Meister beibringen. Er hat Zeit genug dazu. Worauf es für's Erste ankommt, ist, daß der Djak mit den Obliegenheiten sich vertraut mache und sich in ihnen einschule, die er gegen das Kloster dafür zu erfüllen hat, daß es ihn aufgenommen, gegen seinen Meister, daß er ihn unterrichten — wird. Denn in der Erfüllung dieser Obliegenheiten, wie gesagt, wird ja ohnehin der weitaus größte Abschnitt seiner Lehrzeit sich erschöpfen. Er wird Jahre lang damit hinbringen, die Zelle seines Lehrers zu scheuern, zu fegen, aufzuräumen, sie mit Wasser und Holz zu versorgen, für seinen Meister Kaffee zu kochen, seine — das heißt, wenn dergleichen ihm ein Bedürfniß ist — Kutte zu bürsten, sein Hemd zu waschen. Er ministrirt ihm bei seinen kirchlichen Functionen, er begleitet ihn auf seinen Wanderungen, trägt ihm seine Sachen, sammelt die Geschenke an Victualien ein, die er bekommt, und schleppt in einem großen Sacke sie ihm nach, läuft für ihn alle Botengänge, ist sein Courier, sein Quartiermacher, sein Feldkoch, sein Factotum. Seine übrige Zeit verwendet er dazu, des Klosters Schafe und Ziegen zu hüten, im Walde Holz zu fällen und die gefällten Stämme und Prügel in's Kloster zu schaffen, den Stall zu reinigen, den Düngerhaufen in Ordnung zu halten, im Felde zu arbeiten. Und erst die Zeit, die nach alledem ihm noch erübrigt, gehört der — Gelehrsamkeit. Glücklicherweise ist diese nicht sehr umfassend, sonst käme der Djak wol zeitlebens nicht dazu, mit ihr fertig zu werden. Braucht er ja nicht selten ein volles Jahr, ehe er über das schwierigste Capitel derselben, über das des Buchstabirens, hinwegkommt! Dann große Pause. Nichts soll der Mensch übereilen. Er hat so nicht mehr viel vor sich. Denn kann er den Tschaslovatz, eine Art Fibel, und den Psalter, beide in altslavischer Sprache und Schrift, ohne Anstoß lesen — zu verstehen, was er liest, ist überflüssig — zur Noth auch ein wenig schreiben, und hat er die ritualen Procedurен und Formeln perfect inne, so gilt das gerade so viel, als wenn ein Candidat an der Alma mater zu Jena das Doctorat in theologicis maximo cum applausu erworben. Keine der Würden, der weltlichen sowol wie der klösterlichen Hierarchie, ist ihm unerreichbar. Er kann selbst Bischof, ja sogar Patriarch werden, — das heißt, insofern der Hercegoviner ihm nicht im Wege steht. Denn seit dem letzten hercegovinischen Metropoliten Avxentije, bis auf welchen die Metropoliten der Hercegovina stets Ein-

Digitized by Google

geborene gewesen, hat kein Hercegoviner mehr das Glück gehabt, in diese Würde eingesetzt zu werden. Die Hercegovina nach dem Tode Avxentijes wurde kurzer Hand dem Patriarchen von Konstantinopel untergeordnet, und den bischöflichen Sitz zu Mostar nahm seitdem stets entweder ein Grieche oder ein Bulgare ein, der wenigstens den Vorzug hat, daß er die Sprache seiner Diöcesanen — nicht versteht, sonach in ihren nationalen Strebungen sie jedenfalls nicht fördern wird, wie dies die früheren hercegovinischen Metropoliten zum Theil allerdings gethan.

Und nun, nachdem unser Djak so weit gediehen, nun kommt die Stunde der Entscheidung. Soll und wird er im Kloster bleiben, oder nicht? Das hängt nun freilich vor Allem davon ab, daß ein Platz vacant sei, sodann aber auch davon, ob er Lust und Neigung habe, ihn einzunehmen. Gerade dies aber, es kann nicht verschwiegen werden, ist unter allen Fällen der seltenste. Das Loos eines hercegovinischen Mönches hat eben nichts Verlockendes. Dann ist aber auch für den jungen Mann, der mittlerweile seine 18—20 Jahre alt geworden, im Kloster nicht länger Bleibens. So tritt er denn vor den Igumen hin, bedankt sich bei ihm, dankt seinem Meister für den genossenen Unterricht, dankt den übrigen Mönchen für die erwiesene Nachsicht, den zurückbleibenden Genossen für die erwiesene Brüderlichkeit, empfängt noch den Segen des Igumen, sagt der Stätte, an der er acht Jahre damit zugebracht, der Schildknappe seines Meisters zu sein und dürftig schreiben und lesen zu lernen, Lebewohl, bricht vom Haselbusch im Klosterhof sich einen Stab und — kehrt zurück in's Vaterhaus: er wird Pop werden. Der erste Schritt nun, den er auf dieser erkorenen Lebensbahn thut, ist, daß er — ein Weib nimmt. Damit ist ihm die Klosterzelle ein für allemal versperrt, es sei denn, daß es dem lieben Gott gefällt, ihn zum Wittwer zu machen, in welchem Falle es ihm immer wieder freisteht, zu derselben zurückzukehren. Dann sieht er zu, wie er sich das nöthige Geld beschafft welches „das Handauflegen", d. i. die eigentliche Priesterweihe kostet. Diese aber kann einzig und allein der Metropolit, der Bischof von Mostar ihm ertheilen, und der — läßt sich zahlen. Unter 20, mindestens aber 10 Ducaten, eine Rücksicht, die er nur dem Allerärmsten zu Theil werden läßt, ist seine Hand nicht zu haben. Sein Grundsatz ist: „Mich hat mein Bisthum genug gekostet; den Patriarchen zu Konstantinopel, der die Bisthümer feil hat, kann man nicht mit einer Kleinigkeit abfertigen; er weiß bis auf eine Para, was jedes trägt, und macht darnach die Preise; das geht gleich in die hohen Tausende und darnach muß dann auch ich meine Preise machen; seh' der Pop dann, wie er weiter seine Kosten hereinbringt; Geschäft ist Geschäft, auch ein heiliges!" Und hat seine Heiligkeit zu Mostar ihm die Hand endlich glücklich aufgelegt, dann — sieht er zu, wo sich ein Dorf fände, das seiner Dienste benöthige. Das findet sich oft bald genug. Denn einen Popen im Orte haben, ist unter

Digitized by Google

allen Umständen eine schöne Sache und auf einen Kübel Bohnen und einen Kübel Mais kommt es just nicht an, wenn man einen haben kann. Noch öfter aber findet sich keines, und dann trachtet er entweder, einen bereits hochbetagten Popen ausfindig zu machen, dem er in den seelsorgerischen Geschäften nur Aushülfsdienste leistet, natürlich unentgeltlich und oft Jahre lang, bis der Posten endlich frei wird, oder — greift zu etwas Anderem, wird Schulmeister, wozu in letzter Zeit, seit die Raja auf ihre Kosten für die Volksschulen zu sorgen begonnen, sich manche Gelegenheit trifft, oder treibt Feldbau, Viehzucht, Heerdenhandel, oder befaßt sich auch mit Transportgeschäften, was so viel heißt, als, schafft sich ein Saumroß an oder ein Maulthier und frachtet hin und her zwischen Ragusa und Trebinje, zwischen Trebinje und Mostar. Solcher Popen, die von ihrer Priesterschaft „keinen Gebrauch machen", gibt es sehr viele, oft auch in besseren Stellungen, wie man das während der letzten Insurrection häufig genug zu beobachten Gelegenheit gehabt, wo man ihrer nicht wenige als Wojwoden, Barjaktare, Commandanten an der Spitze bewaffneter Colonnen sehen konnte.

Trifft es sich jedoch einmal zufällig, daß eine Zelle leer steht und daß ein Djak Lust hat, das Mönchsgewand anzulegen, so wird zur Einkleidung geschritten. Das canonische Alter hierfür ist zwar auf 28 Jahre festgesetzt und das ist sehr weise. Denn wer bis dahin den weltlichen Wünschenswürdigkeiten entsagen gelernt und sich in all' die Verzichte des Klosterlebens eingelebt, von dem ist kaum mehr zu befürchten, daß er es bereuen werde. Die Erfahrung aber, daß in diesem Alter die meisten bereits beweibt seien, oder auch sonst wenig Neigung und Eignung für das Kloster bewahrt haben, hat von Zeit zu Zeit zu immer weiterem Rückgange von dieser Norm genöthigt, bis man endlich dahin gekommen, auch kaum erst mit der Lectüre der Fibel und des Psalters fertig gewordene Jünglinge von 20, ja auch nur von 18 Jahren zu pokaludjeriti, d. i. zu vermönchen, wie der volksthümliche Ausdruck heißt.

Auch in diesem Falle ist das Erste, wofür gesorgt werden muß, die Handauflegung zu Mostar. Das Geld dazu gibt die Familie her, die dies nicht ungerne thut, da hiermit einmal für immer die Ansprüche des jungen Mannes an sie aufhören oder, wenn diese es nicht aufzubringen vermag, das Kloster selbst. Der Vorgang dabei ist ganz derselbe, wie bei der Weihe zum Popen, da auch der Mönch, und zwar vorzugsweise und noch vor dem Popen zur Priesterschaft berufen ist. Dann erst, nach der Handauflegung, kommt das „Vermönchen". Es beginnt schon in Mostar, und zwar damit, daß der Metropolit dem jungen „Priester" in der Kathedrale und unter feierlicher Assistenz das Haupthaar über dem Scheitel in Kreuzform ausschneidet. Da sind auch stets seine Angehörigen zugegen, sein Vater, seine Mutter, seine Brüder und Schwestern, seine Oheime und Muhmen. Bis dahin ist er ihnen noch Sohn, Bruder, Vetter. Von dem Augenblick aber, da das Kreuz über seinem Scheitel

Digitized by Google

ausgeschnitten ist, ist er ihnen, wenn auch nicht entfremdet, so doch entrückt für immer. Er ist wie ein höheres Wesen, zu dem sie emporblicken mit Ehrfurcht, aber auch mit Stolz, und nicht nur die Brüder und die Schwestern, auch die alte Mutter und der Vater, selbst das wankende Großmütterchen und der gebückte Großvater, die, gestützt auf den Stab, nach Mostar sich geschleppt, um beim Ehrenfeste des Enkels nicht zu fehlen, küssen ihm die Hand. Der erste Segen dafür, den er ertheilt, gehört ihnen. Dann begleiten sie ihn Alle noch bis zu seinem neuen Vaterhause, dem Kloster. Doch nur bis zur Pforte. Hier erst fließen die Thränen, und sie fließen noch lange, und die Segenssprüche der Männer und die Abschiedslieder der Frauen, nicht unähnlich den Gesängen der Klageweiber um einen Verstorbenen, folgen über die Mauern hinüber ihm noch lange nach, hinter denen er ihrem Blicke und ihren Armen nun verschwunden. Endlich sind sie fortgezogen. Und nun tritt der postrižnik, d. i. der, dem das Haar abgeschnitten worden — eine Bezeichnung, die nicht etwa in herabsetzendem Sinne zu nehmen ist, sondern ganz gleich bedeutend ist mit kaludjer, und die bei seiner Unterschrift er selbst sogar seinem Namen beisetzt — vor den Igumen hin, und überreicht ihm knieend die Haarlocke. Damit übergibt er ihm und dem Kloster sich selbst. Der Igumen übernimmt die Locke, wickelt sie in ein feines Tüchlein, eine vezana marama, das letzte Geschenk der Schwestern des postrižnik, thut sie in ein kleines Schächtelchen und versieht dieses mit seinem Siegel. Dann umtauft er den postrižnik auf den Klosternamen, den er von nun an führen wird, wobei stets ein solcher gewählt wird, der mit demselben Buchstaben beginnt, wie der bisher geführte Taufname, z. B. Nikifor statt Nikolaus, Arsenije statt Avram, und führt ihn in die für ihn bestimmte Zelle ein. Auf das Schächtelchen mit der Locke aber schreibt er die Worte: „Das Haupthaar des Mönches N. N., an diesem und diesem Tage des so und so vielten Jahres des Heils," und verwahrt es in der Kirche hinter einem der Altarbilder. Und da wird sie nun bleiben, unentfernbar aus dem Kloster, wie der Mönch N. N., dem sie gehört, bis zu diesem der Allesender, der Tod, in die Zelle tritt und ihn einsammelt zu Jenen, die aus ihr ihm bereits vorangegangen hinab in den Klosterhof unter die Hasel- und Hollundersträuche rings um die Kirche, und sie unter einem der Büsche auch ihn da begraben, und ihm die Locke in den Sarg mitgeben, und Alles mit einem großen flachen, auf das Grab gelegten Stein abschließen, meist ohne alle Inschrift, zuweilen mit den kurzen Worten: „Hier ruht im Herrn der Mönch N. N., gestorben den und den Tag in dem und dem Jahre des Heils."

Digitized by Google

II.

Die Organisation des Klosters innerhalb seines kleinen Kreises ist die einer Familie. Das Haupt derselben ist der Igumen, der Ἐγουμενος, der Führer, der Leitende, den die Mönche stets selbst wählen aus ihrer Mitte und für Lebenszeit, wobei, wenn nicht ausnahmsweise Einen oder den Andern besondere Fähigkeiten und beachtenswerthe Familienverbindungen empfehlen, für gewöhnlich lediglich das höhere Alter maßgebend ist. Seine Söhne sind die Kaludjeren — er spricht sie auch als sinovi, Söhne, oder auch als bratja, Brüder, an; seine Kinder, gleichsam die unerwachsenen, unmündigen, die djaci, die er daher auch deco moja. meine Kinder, anspricht. Er repräsentirt das Kloster nach innen wie nach außen in jeder Beziehung. Er verwaltet das Vermögen desselben, er nimmt die Alumnen auf, er führt die Correspondenz, er empfängt die Gäste, er nimmt die Geschenke entgegen, wie denn überhaupt ein Jeder, der im Kloster ein Anliegen hat, sich an ihn wendet. Er ordnet die Arbeiten in Feld und Garten an und vertheilt, alljährlich zu Weihnachten, die verschiedenen Functionen in Haus und Kirche unter die Kaludjeren, indem er für das neu beginnende Jahr, der Reihe nach abwechselnd, den einen zum Hauskapellan ernennt, einen zweiten, den sogenannten Oekonom, mit der Führung des Haushaltes betraut, die andern in die auswärtigen, zum Kloster gehörigen Parochien entsendet. In der Kirche ist allein er berechtigt, das Vaterunser und das Glaubensbekenntniß zu sprechen, und nur wenn er leidend oder abwesend ist, thut dies statt seiner der älteste Kaludjer, jedoch auf sein ausdrückliches Geheiß. Einen Unterschied unter den Kaludjeren und auch unter den Djaci soll er nicht machen. Er soll sie, wie es heißt, Alle mit gleicher väterlicher Fürsorge und Liebe umfassen. Was jedoch nicht hindert, daß er, namentlich unter den Djaci, einen oder den andern begabtern und geschicktern sich als seinen Liebling ersieht, diesen näher an sich heranzieht, ihn selbst unterrichtet, ihn zu seinem Secretär macht, ihn überhaupt mit aller Auszeichnung behandelt und für das Kloster zu erhalten trachtet. Mißhelligkeiten im Kloster soll er nicht aufkommen lassen. Zeigen sich solche, sei es nun unter den Kaludjeren oder unter den Djaci, so soll er die Betreffenden ohne Verzug in seine Zelle rufen, und ohne Erörterung — denn Erörterung führt zur Theilnahme für Einen oder den Andern, und diese nur zur Mehrung der Gegnerschaft — ihnen die Versöhnung auferlegen, in seiner Gegenwart und sogleich. Was jedoch gleichfalls nicht hindert, daß selbst in diesem beschränkten Familienkreise die erbittertsten Gegnerschaften sich jahrelang fortspinnen, natürlich heimlich und verdeckt, und die raffinirtesten Intriguen ebenso lange im stillen Dunkel sich fortweben, bis es endlich einmal zur Katastrophe kommt. Denn Hader ist nun einmal menschlich, und Mensch bleibt Mensch, sei er auch Kaludjer.

Digitized by Google

Die Kaludjeren ihrerseits, und um so mehr die Djaci, haben dem Igumen mit der höchsten Ehrfurcht zu begegnen. Bei Allem, was sie unternehmen, haben sie vorher seinen Rath einzuholen und sein Rath hat ihnen Gebot zu sein. Wo immer ein Kaludjer die Liturgie liest, ist er verpflichtet, in seinem Gebete gleich nach dem Namen des Metropoliten den seines Igumen einzuschalten. In die Zelle des Igumen tritt er nie anders als entblößten Hauptes, und nie, bevor er sein Anliegen vorbringt, wird er unterlassen, ihm mit einer tiefen Verneigung die Hand zu küssen. Nie anders, als stehend, spricht er mit ihm, und nie in seiner Gegenwart wird er sich setzen, es sei denn auf die ausdrückliche Einladung des Igumen. Spricht dieser, so schweigen Alle. Widersprechen wird ihm überhaupt Niemand, selbst wenn er sich irren sollte oder im Unrecht wäre. Will er über Tisch oder im Hofe im Schatten der Büsche, wo man gern in der Abendkühle zur Unterhaltung zusammenkommt, diese nicht auf eigene Kosten führen, so muß er den bratja durch irgend ein Wort oder Zeichen ausdrücklich die Licenz zur ungenirten freien Conversation geben. Es mag eine solche Scrupulosität, zumal in so engem Kreise, viel des Peinlichen haben. Gewiß aber, und zwar gerade weil der Kreis so klein ist, trägt sie unendlich viel dazu bei, den Wenigen, im Grunde einander Wildfremden, die in Liebe und Eintracht bis an's Grab bei einander ausharren sollen, dies durch die Sicherung der ersten Bedingung hierfür, nämlich der gegenseitigen Achtung, zu ermöglichen. Denn ohne Respect, selbst wo nur zwei Leute auf einander angewiesen sind, gibt es nun einmal keinen Bestand. Dieselbe Achtung aber sieht man deshalb auch in dem Verkehre der Kaludjeren unter einander bewahrt, und um so mehr der Djaci diesen gegenüber. Stets und überall hat das Alter den Vorrang. Nie wird ein jüngerer Kaludjer einem ältern anders als zur Linken sich halten, nie vor ihm das Wort ergreifen, nie in die Schüssel langen. Das Verhältniß zwischen dem Djak zumal und seinem Meister — jener nennt diesen nie anders als otce, sveti otce, d. i. Vater, heiliger Vater, dieser jenen nie anders als sinko, Söhnlein — ist oft ein rührendes, nicht selten wahrhaft ideales. Unbegrenzt ist die Liebe, die Verehrung, die Hingebung, mit der der Schüler dem Lehrer, unbegrenzt die Liebe, die Hingebung, die Aufopferung, mit der dieser jenem anhängt. Es sind die schönsten Legenden, die dies Verhältniß zum Gegenstande haben, und nur bei den alten Indern, wo gleichfalls so gelehrt und gelernt wurde, findet sich Aehnliches an sinniger Tiefe.

Dem Kloster, in das er einmal eingetreten, ist der Kaludjer Zeit seines Lebens unzertrennlich verbunden. Er steht zu demselben gleichsam in dem Verhältnisse der Adoption. Es ist sein zweites, sein Vaterhaus. Weder kann er selbst sich von demselben lossagen, noch kann irgend ein Machtgebot ihn davon scheiden. Daß ein Kloster einen ihm

Digitized by Google

angehörigen Mönch aus seiner Gemeinschaft ausgestoßen hätte, das ist noch nicht vorgekommen. Eher verhängt es über ihn die härtesten Bußen, als daß es ihn verstößt, und eher unterwirft er sich den schwersten Kasteiungen, als daß er ginge. Häufig genug wol entfernt sich der eine oder andere Kaludjer aus dem Kloster, seiner Studien halber oder um kirchlichen, wol auch mitunter politischen Berufungen zu folgen. Nie aber hört er auf, sich als demselben angehörig zu betrachten, und stets ist seine Zelle, die unbesetzt bleibt, bereit, ihn wieder aufzunehmen. Es hat dies übrigens auch seine privatrechtliche Seite. Denn stirbt ein Kaludjer, so ist sein Erbe nicht „sein Haus", ebenso wenig als auch er von diesem erbt, sondern das Kloster. Was an Baargeld nach ihm sich vorfindet, das kommt der gemeinschaftlichen Klosterkasse zu gut; seine Kleider und Wäsche vertheilt der Igumen unter die Kaludjeren und ärmeren Alumnen. Nur sein Priestergewand bleibt ihm, und in diesem, ganz so als ob es zur Liturgie ginge, wird er auch in's Grab gelegt.

Diesem Verhältnisse entsprechend wäre denn auch das Kloster eigentlich verpflichtet, für den vollständigen Unterhalt seiner Mönche zu sorgen. In den vorosmanischen Zeiten, als die Klöster noch weitläufiger Ländereien, ausgedehnter Wälder, einträglicher Fischereirechte, ausgiebiger Zehnten und selber nicht unbedeutender Antheile an den Zöllen und Mauthen sich erfreuten, wird dies wol auch der Fall gewesen sein. Dann aber, seit die Türken die reichen Stiftungen für den Vakuf confiscirt, ist es anders geworden. Alles, was es heute dem Kaludjer bietet — und das im Vergleich mit etwa noch vor dreißig, vierzig Jahren ist schon wieder eine Wendung zum Bessern — ist, außer der Zelle und allenfalls des Arms voll Holz im Winter zur Erwärmung derselben, weiter nichts, als der Mittagstisch und das Abendbrod. Und wahrlich, es sind diese bescheiden genug! Denn was der Vorrathskammer des Klosters aus dessen Eigenem zugeht, ist nicht viel. Etwas Gemüse, das die kleine Garten- und Feldwirthschaft, etwas Butter und Käse, das die kleine Heerde bringt, etwas Pökelfleisch, das über der eigenen Feuerstelle geräuchert wird. Für's Weitere hängt Alles davon ab, wie die Zuflüsse von Außen sich gestalten, insbesondere was die zwei Hauptbedürfnisse Wein und Oel betrifft. Denn eigene Trauben zu keltern und eigene Oliven zu pressen ist ein hercegovinisches Kloster so leicht nicht in der Lage. Natürlich dann muß das erste Gebot, worauf der Vater-Oekonom, wenn er dem Koch den Bedarf für den Tag ausfolgt, zu achten hat, das der größten Sparsamkeit sein. Da sitzen sie nun um den Tisch, die drei bis vier Mönche, obenan der Igumen. Das Gebet von diesem ist gesprochen, das Zeichen des Kreuzes über die Tafel gemacht. Die Schüler, die den Tafeldienst zu versehen haben, unbedeckten Hauptes, lautlos und auf den Zehenspitzen, gehen zwischen der Küche und dem Refectorium ab und zu. Zu unterst am Tische hat auch der älteste Djak seinen Platz eingenommen,

Digitized by Google

stehend, und liest, damit die frommen Väter auch während der Freuden der Tafel der seelischen Labung nicht entrathen, ein Kapitel aus dem Leben irgend eines Heiligen vor, unverständlich ihm selbst wie den Zuhörern, da es in altslavischer Sprache geschrieben ist, dem Chaldäisch der orthodoxen Kirche. Und die „Freuden" der Tafel, die eines solchen Gegengewichts bedürfen, um die frommen Väter nicht etwa im Uebermaß irdischer Genüsse zu tief sinken oder gar untergehen zu lassen? Ein Mehlbrei oder ein grünes Gemüse, ein Stückchen Lamm- oder Ziegenfleisch (nicht alle Tage!), ein Glas Wein, und je nach der Jahreszeit ein gerösteter Maiskolben, eine Melone, eine Feige, ein Apfel. Mit der Nachlese vergnügen sich die Schüler, die sich niedersetzen, wenn jene aufgestanden, nur daß sie, da vom Wein nie etwas übrig bleibt, statt desselben sich mit dem Wasser der Klostercysterne abzufinden haben. Zur Zeit der Fasten vollends, die aufs Strengste beobachtet werden (wer diese nicht hält, der ist ein „Lutor," d. i. ein Lutheraner, und dieser ist von aller Menschheit das Schlimmste, schlimmer noch als ein Heide und selbst als ein Türke!), so streng, daß man mancherorts sogar des Oeles sich enthält, die Hülsenfrüchte und Gemüse, das einzig Gestattete, nur in Wasser abgesotten und mit etwas Salz genießt, wird des Tags nur einmal gegessen. „Denn," lautet die Regel, „einmal des Tages essen auch die Engel; zweimal essen ist menschlich; was darüber geht, ist säuisch."

Bei alledem jedoch ist Gastlichkeit eine der Hauptpflichten des Klosters, besonders gegen Arme und Reisende. Denn wer unterwegs ist, der ist immer wie ein Heimatsloser und Verlassener. Wo soll er Ersatz finden für den häuslichen Heerd und die liebevolle Pflege der Familie, wenn nicht im Monastir? Und es ist dies in jenen unwirthlichen Gegenden in der That eine große Wohlthat, zumal in den Schneestürmen des Winters und im sengenden Brande des Sommers. Freilich muß der Gast fürlieb nehmen mit dem, was sich eben findet: im Winter ein glimmendes Scheit und ein warmes Gericht, im Sommer eine schattige Stätte und eine Schüssel kühlender Milch. Doch hat dieser Pflicht gegenüber, der das Kloster am Ende doch nur in bescheidenem Maße gerecht werden kann, die allgemeine Hochhaltung desselben und insbesondere die allgemeine Heilighaltung seines Eigenthums freiwillig gewisse Schranken aufgestellt. Den Fall der wirklichen äußersten Noth ausgenommen, z. B. bei einbrechender Nacht, plötzlicher Erkrankung, soll Niemand die Gastlichkeit des Klosters in Anspruch nehmen. Es ist das unschicklich und gilt geradezu für sündhaft. Am allerwenigsten aber soll man demselben länger, als unbedingt nöthig, zur Last fallen. Das wäre geradezu kirchenräuberischer Mißbrauch. Auch schenken, wo möglich, soll man sich nichts lassen. Wer nur immer kann, soll das Genossene durch ein Gegengeschenk entgelten, kann er es nicht gleich, so später. Und es wird hieran unverbrüchlich gehalten. Nach Monaten oft, geführt von einem Knaben

Digitized by Google

oder auf Krücken, spricht ein Armer vor, und bittet den Igumen, von ihm ein Lämmlein, ein paar Waldtauben, einen Topf Honig anzunehmen. Niemand kennt ihn mehr. Er hat letzten Winter einmal hier Obdach und ein Gläslein Rakia gefunden.

Für all seinen andern Bedarf nun, vom Gewande, in das er sich kleidet, bis zum Täßchen Kaffee, dessen er, in diesem Punkte ganz Türke, nicht gerne entbehrt, vom Buche, das er gern haben möchte, bis zu dem Oellämpchen oder der Talgkerze, wenn er den langen Winterabend durch die Lectüre desselben sich kürzen will, muß er selbst sorgen, aus seinem Eigenen. Zum Glücke sind seine Bedürfnisse nicht eben groß. Das Priestergewand hat er noch vom Hause mit bekommen. Es wird wol aushalten, so lange als er selbst. Und sollten Wetter und Jahre daran auch manches schädigen, es wird sich nur um so ehrwürdiger ansehen. In seiner Alltagstracht unterscheidet er sich durch nichts von jedem andern Hercegoviner, als etwa durch den langen Bart, durch das lange, nach rückwärts geschlichtete Haar und durch die Kamilavka, die Mönchskappe, so wie vom Popen nur dadurch, daß seine Kamilavka ein wenig höher ist und daß er sie auch in der Kirche und beim Gottesdienst aufbehält, während der Pop, der Weltgeistliche, unbedeckten Hauptes in die Kirche tritt und auch während des Gottesdienstes barhaupt bleibt. Bekommt er Besuch, so ist die Bewirthung desselben, da das nicht Gäste des Klosters, sondern lediglich seine persönlichen sind, gleichfalls seine eigene Sache. Ist er für solche Fälle vorgesehen, um so besser; ist er es nicht, o leiht der Oekonom ihm wol gern, doch wird er sich beeilen, es bald wieder abzutragen. Doch hat auch darin die Sitte einschränkend vorgesorgt. Mehr als einen Nipp schwarzen Kaffees, nur um der allgemein angenommenen guten Lebensart zu genügen, erwartet von einem Kaludjeren Niemand, weder sein Vater, noch sein Bruder. Wollen sie bei ihm in seiner Zelle speisen, so bringen sie sich das Brod, den Käse, die Bohnen und die Zwiebel, wollen sie rauchen, den Tabak selber mit. Kommt die Mutter, kommt die Schwester, so kommt sie ohnehin nie ohne eine Pogatscha, die dann das gemeinsame Mahl abgibt. Das Nachtlager zudem wird im Kloster nur selten genommen. Dazu ist der Raum zu beschränkt. Und Frauen vollends dürfen da gar nicht übernachten, höchstens die Mutter, die Muhme, die verheirathete Schwester, jedoch stets in Begleitung, und diese muß der Kaludjer in seiner Zelle unterbringen, möge er sich dabei behelfen, wie er kann.

Unschwer aus alledem mag man auf die materiellen Verhältnisse des hercegovinischen Klosters und des hercegovinischen Kaludjeren zurückschließen, und man wird nicht irren, wenn man sie darnach als in hohem Grade kümmerlich und prekär voraussetzt. Alle Habe des Klosters von heute stammt, wie ja auch der Bau desselben, vom Volke, aus den freiwilligen Beiträgen und Gaben desselben. Und das Volk ist arm. „Be-

Digitized by Google

gegneſt Du einem Armen," ſagt das Sprüchwort, „ſo grüß' ihn getroſt: Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! denn er iſt ein Raja." Grund und Boden hat es nicht viel; einen kleinen Garten, einige Krumen Ackerland, vielleicht ein Stück Wald, ein Stück Weide, angekauft allmählich aus ſeinen Erſparniſſen, erworben durch Geſchenk und Vermächtniß. Was es an Einrichtung der Zellen und der Küche beſitzt, bis auf die Keſſel zum Kochen und die Kupferkübel zum Waſſertragen, iſt beigeſchafft, zuſammengetragen aus allen Ecken und Enden. Seine Heerden ſind die Collecte frommer Opferwilligkeit, die ihm die erſten Schafe, die erſte Ziege, die erſte Kuh, das erſte Eſelein zugeführt. Nicht ſonderlich ergibig, wiewol ſie das einzige fixe Einkommen des Kloſters bilden, ſind die jährlichen Beiträge, die es von ſeinen Parochialen bezieht, die ihm jedoch keineswegs geſetzlich verbürgt, ſondern lediglich durch den frommen Gemeinſinn geſichert ſind. Sie betragen per Haus 10 Okka, d. i. nicht ganz 15 Kilo, Getreide, oder in Geld 12 Groſchen, den Groſchen zu 10 öſterr. Neukreuzern oder 20 deutſchen Pfennigen. Wobei jedoch zu bemerken, daß ein Haus ſtets nach dem Oberhaupte gerechnet wird, alſo gewöhnlich mehrere Familien (in unſerem Sinne), nicht ſelten deren fünf bis ſechs umfaßt. Und nicht viel ergibiger geſtalten ſich die Gebühren, von denen übrigens die Hälfte dem jeweiligen Functionär verbleibt. Getauft nämlich, dem Reuigen die Beichte abgenommen, dem Sterbenden die letzte Wegzehrung verabreicht, der Verſtorbene zur ewigen Ruhe eingeführt ſoll von Rechts- und Chriſtiwegen eigentlich umſonſt werden. Denn das muß ſein. Nur umſonſt zu trauen braucht der Prieſter nicht; denn — das muß nicht ſein; das iſt ſchon mehr Luxus. Indeß wird kaum je etwas umſonſt beanſprucht, und hat das Herkommen gewiſſe Entlohnungen feſtgeſetzt, denen zu genügen ſelbſt der Aermſte ſich bemüht. Sie betragen für eine Taufe 6 Groſchen, für ein Begräbniß, nach Alter und Stand, 8—24 Groſchen. Eine Trauung koſtet fix 24 Groſchen, ſelbſtverſtändlich, ohne der Großmuth Schranken zu ſetzen und ohne die kleinen Opfergaben, die bei dieſer Gelegenheit aus den Säckeln der Verwandten des Brautpaares in den Opferſtock fallen, und ohne die Kuchen und Braten, die der trauende Kaludjer, der dann gewöhnlich auch an dem Hochzeitsmahle theilnimmt, von demſelben mit nach Hauſe bringt.

Ausgibiger jedenfalls als alle dieſe Normalien ſind die accidentiellen Zuflüſſe, die daher auch das eigentliche Haupteinkommen des Kloſters bilden.

Obenan unter ihnen ſtehen die Geſchenke. Daß man vom Kloſter nichts umſonſt annehmen, von demſelben umſonſt keinen Dienſt in Anſpruch nehmen ſoll, iſt einfache Pflicht. Selbſt den Staub von Deinen Sohlen ſollſt Du als gewiſſenhafter Chriſt abſtreifen, wenn Du fortgehſt aus dem Kloſter, damit Du ja nichts mit Dir nimmſt, was zu ihm gehört. Dem Kloſter zu ſchenken aber, d. h. zu geben, ohne etwas dagegen

Digitized by Google

zu empfangen, ist das größte Verdienst, das ein rechtgläubiger Christ sich erwerben kann. Das ist denn auch in der That der Ort, wo der fromme Spruch „Geben ist seliger denn Nehmen" zu seiner vollen praktischen Bedeutung gelangt. Was und wann immer Einer im Kloster zu schaffen habe, als Grundsatz gilt, daß er nicht mit leeren Händen komme. Wo und wann sich immer eine Gelegenheit findet, dem Kloster etwas zuzuwenden, als Satzung gilt, sie nicht zu verabsäumen. Ist es zur Zeit der Feld- und Gartenarbeit, so wird man, obwol die Kaludjeren mit Hülfe ihrer Djaci ungescheut alle Arbeit selbst verrichten, es nicht leicht unterlassen, ihnen bei derselben auszuhelfen. Untereinander abwechselnd senden dann die Häuser je einen oder zwei ihrer Leute in den Klostergarten, auf den Klosteracker, für die bloße Kost, oder auch selbst ohne diese. Ebenso zur Wiesenmahd, oder wenn es heißt, für den Winter Holz im Wald zu fällen. Haben die Moslim dem Kloster vorfrüh die Ernte vom Felde gesichelt oder ihm die Heerde fortgetrieben, was Beides wol vorzukommen pflegte, so beeilt man sich, den Schaden durch Zusammenschießen sofort wieder wett zu machen, und häufig genug in solchem Falle bringt der Ersatz weitaus mehr, als der Verlust genommen. Und so ergeben sich jahraus jahrein noch tausend andere Anlässe, den frommen Gebersinn zu bethätigen.

Einer der willkommensten — beiden Theilen, dem Kloster wie seinen Parochialen — und dazu ein jährlich wiederkehrender, ist der Kirchtag des Klosters, meist zugleich ein hoher Kirchenfesttag, Dreifaltigkeit, ein Marientag, Sanct Lucas, Sanct Elias u. s. w. Da kommen sie denn von nah und fern herbei, selbst aus fremden Klosterbezirken, aus Montenegro, aus Bosnien, aus Altserbien, aus Dalmatien, alle festtäglich aufgeputzt, oft nach ihren Wohnsitzen und Stämmen in langen Karawanen, Greise, Männer, Weiber und Kinder, zu Roß, zu Esel und zu Fuß, die Männer in Waffen und einer mit der Fahne voran. Flintenschüsse verkünden ihr Kommen. Den Raum um die Klostermauern und den Klosterhof bedecken ihre Lager. Dann wird der Igumen begrüßt mit Kniebeugung und Handkuß, dann die Geschenke abgeliefert, die man selbst spendet, und die die Abwesenden senden: was Geld ist, in die Hand des Igumen, Anderes, wie Wolle, Wachs, Oel, Butter, Käse, in neuerer Zeit auch Kaffee, Zucker und Tabak, in die Hände des Oekonomen, die an diesem Tage endlich einmal vollauf — zu nehmen haben. Dann geht es in die Kirche. Da ist das Bildniß des Heiligen ausgesetzt, dem das Fest gilt. In tiefster Ehrfurcht, unter fortwährendem Sichbekreuzen und oft auf den Knien nahen betend sich ihm die Andächtigen, küssen es mit Inbrunst, und legen dafür, ehe sie sich zurückziehen, in die Hand des Kaludjer, der im Priestergewand dabei steht, als Opfergabe eine Münze. Den Angesehenen reicht der Kaludjer das Bild zum Kusse selbst dar, wofür natürlich auch die Münze, die in seine Hand gleitet, gehaltlicher

Digitized by Google

ausfällt. Auch eine Wachskerze bei dieser Gelegenheit kauft man, Fabrikat des Klosters selbst und feilgehalten in der Kirche selbst, abseits auf einem Tische, von einem der Kaludjeren oder einem der Schüler, um sie, angezündet, dem Kloster gleich wieder zurückzuschenken. Die Hauptgelegenheit, seine Spendabilität zu bethätigen, kommt aber erst. Es ist das, nach abgethaner Kirchenfeier, die große Festtafel, zu der der Igumen Alles von Einfluß und Stellung einlädt, was zur Feier des Tages sich eingefunden, die Knesen alle, die Wojwoden, die Häupter der angeseheneren und — reicheren Häuser. Das Mahl ist schlicht und kurz, sein Hauptmoment ein ganzes gebratenes Lamm, das, so wie es ist, vom Bratspieß weg, nicht selten mit demselben, auf den Tisch kommt; jedenfalls das glänzendste und reichlichste des ganzen Jahres. Ihm unmittelbar schließt der große, spendenbringende Akt sich an, der des sogenannten zapisanije, des Einschreibens. Einer der Kaludjeren, oder auch der Igumen selbst, nimmt ein bereit gehaltenes, der Länge nach in zwei Columnen gefaltetes Blatt Papier zur Hand, über deren einer oben geschrieben steht: „Die Todten", der andern: „Die Lebenden". Und nun wird die Frage gestellt: „Ihr Herren, wem beliebt, einschreiben zu lassen?" Natürlich schließt sich Niemand aus, was ein ganz unverzeihlicher Verstoß gegen alle Lebensart wäre, und Einer nach dem Andern tritt nun hin, und dictirt dem Schreiber die Namen in die Feder, zuerst die seiner Verstorbenen, dann die der lebenden Mitglieder seines Hauses. Mit weniger als einem Ducaten kann er die Reihe derselben nicht abschließen, gibt aber gerne, wenn der Namen viel sind, auch das Doppelte, Dreifache. Das ist der Goldtag des Klosters, die finanzielle Seite der Ceremonie. Ihr religiöser Zweck aber ist, daß am nächsten Samstag bei der Liturgie der Kaludjer, während die Djaci dabei fortwährend „gospodi pomiluj" singen, die Namen der Eingeschriebenen vom Blatt herab laut verliest, und zum Schlusse von Gott für die Todten ewige Ruh' und Seligkeit, für die Lebenden Gesundheit und Seelenheil erbittet.

Den Geschenken zunächst kommen die sogenannten Accidentien, die zugleich das persönliche Einkommen des Kaludjeren bilden, dem, als dem Functionirenden, sie gezahlt werden, und der sodann mit dem Kloster zur Hälfte sich in sie theilt.

Da ist zuvörderst das Oelweihen bei Neubauten, bei Epidemien, bei schweren Krankheitsfällen. Ein neues Haus bewahrt nichts so sicher vor Brand- und anderweitigem Schaden als — geweihtes Oel, und gegen schwere Krankheiten gibt es kein besseres Mittel. Das kostet pro Mönch, deren man zu diesem Geschäfte wenigstens zwei braucht, 8—10 Groschen. Hilft es nicht, so versucht man es mit einem gleich sicheren Mittel. Man läßt über den Kranken — beten, denn „Beten ist besser denn Arznei, und ein Kaludjer gilt bei Gott mehr, als selbst des Czaren Leibfeldscher." Zu diesem Zwecke bringt man den Kranken in's Kloster, oder holt den

Digitized by Google

Kaludjer in's Haus. Ist aber beides nicht möglich, so schickt man, wenn der Kranke ein Mann ist, seine Kappe, ist es ein Weib, ihr Kopftuch in's Kloster, und der Kaludjer betet darüber. Hilft auch das nicht, was wol vorkommen dürfte, so holt man sich aus dem Kloster einen zapis, d. i. eine Rinde geweihten Brodes, auf die einer der Kaludjeren ein gewisses, übrigens vollständig sinnloses Kryptogramm schreibt. Und das hat der Kranke früh morgens auf den nüchternen Magen zu nehmen. Besonders gegen den Biß wüthender Hunde soll das gut sein, und eben so probat, wie gegen Geschwulst (welcher Art immer) das von der Hand eines Kaludjeren darauf gezeichnete Kreuz Salomonis ✡. Versagt auch das, so wird zu einem mehr heroischen Mittel geschritten. Man trägt den Kranken, geh' es wie es wolle, in's Kloster und legt ihn da, vor Beginn der Liturgie, vor den mittleren Eingang zum Altar auf die Erde nieder, so daß der Kaludjer während der heiligen Amtshandlung wiederholt über ihn schreiten muß. Ein noch heroischeres, aber auch — radicaleres Mittel ist: Man benützt, wenn gerade eine feierliche kirchliche Procession ihren Weg durch's Dorf nimmt, die sich nicht täglich bietende gute Gelegenheit und legt den Kranken quer über den Weg, wohl eingehüllt, damit ihn Niemand erkenne. Da schreiten nun die vielen Hunderte von Menschen über ihn hinweg, und ein Jeder, Freund wie Feind, spricht: „Gott gebe Dir Genesung!" Und da sie Alle Kreuze, Kirchenfahnen, Evangelien und Heiligenbilder tragen, und alle Kaludjeren und Popen des Sprengels dabei sind, so ist an dem Erfolge nicht zu zweifeln. Und in der That hat damit das Curiren meist — sein Ende.

Dann kommt der Salandar, d. i. ein Cyclus von 40 Extraliturgien, gelesen von einem der Kaludjeren in der Klosterkirche in der Zeit zwischen Ostern und Mariä Himmelfahrt, was 200 Groschen kostet; ein Aufwand sonach, den allerdings nur reiche Leute sich erlauben können und der daher immerhin zu den Seltenheiten gehört. Man muß nämlich wissen, daß die Klosterkirche immer etwas mehr ist, als jede andere gewöhnliche, und der Kaludjer mehr als der Pop, daher man auch, wenn man schon eine Auslage macht, sich stets lieber an das Kloster und an einen Kaludjeren, als an die Dorfkirche und an den Popen wendet.

Dann die Vereidigung, oder, richtiger bezeichnet, die Verwünschung, ein Beweisnothbehelf, überkommen aus dem altslavischen Proceßverfahren, von den Türken, bei dem völligen Abgang eines geregelten Gerichtswesens auf ihrer Seite, geduldet, und bei allen Südslaven, als inappellabler freiwilliger Austrag jeglichen Streitvorkommnisses und um wo möglich den Willkürlichkeiten der türkischen Justiz aus dem Wege zu gehen, im Brauch und heilig gehalten. Der ganze Vorgang dabei, nicht ohne gottesgerichtlichen Beigeschmack, ist ein ernster, feierlich düsterer, und so seltsam er auch dem Fremden sich darstellen mag, für die Betheiligten

Digitized by Google

ein tief ergreifender, wirkungsvoller. Die Ceremonie kann zwar in jeder Kirche vorgenommen werden, ja es bedarf dazu nicht einmal einer solchen. Allein man wählt beinahe ausnahmslos die irgend eines Klosters, und ist es zumal das Kloster Kosierovo, welchem vor allen andern hierin man den Vorzug gibt. Hierher, um zu schwören oder vielmehr sich verwünschen zu lassen, kommen die Streitführenden aus dem ganzen Lande, ja selbst aus Serbien, Bosnien und Montenegro. Die dazu vorbehaltene Stätte ist die nur wenige Schritte umfassende unter dem kolo bogorodično, dem Muttergottesringe, einem von der Kuppel an einer Kette niederhängenden großen Reifen, an welchem ringsherum allerlei Heiligen-, hauptsächlich aber Christus- und Muttergottesbilder und die Abbildungen unterschiedlicher Engel und Serafim befestigt sind. Der Ort ist nach dem Altar der heiligste in der Kirche, und wird nur mit der größten Ehrfurcht betreten. Unter dieses Kolo nun, nachdem man dem Igumen, umgeben von seinen Kaludjeren, den Fall vorgetragen und dieser einen letzten Versuch gütlichen Vergleichs gemacht, tritt der Schwörende, d. i. der zu Verwünschende, und um ihn im Halbkreis nehmen die Kaludjeren Stellung. Sie haben ihre schwarzen Gewänder angelegt und die Wachskerzen verkehrt angezündet. Denn wenn hier eine Unwahrheit beschworen würde, so müßte das der Umsturz aller Welt sein! Vor sie hin tritt der andere der beiden Streitenden und beginnt nun seinem Gegenpart die haarsträubendsten Flüche und Verwünschungen an den Kopf zu schleudern, mit geballter Faust, thränendem Auge, dramatischer Emphase. „So möge Gott mich nicht kennen! So mögen Wölfe im offenen Feld mich zerfleischen! So mögen die Fische des Meeres an meinem Fleisch sich ätzen! So mögen meine Gebeine unbestattet am Wege bleichen! So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen, mein Weib den Türken zur Metze werden und wo ich gesessen oder gestanden, kein ehrlicher Mensch mehr sitzen oder stehen wollen!" Und in dieser Weise so lange weiter, als er bekannter Entsetzlichkeiten sich zu erinnern, neue aus Eigenem hinzuzuersinnen vermag. Und alles dieses sagt Wort für Wort der Schwörende ihm nach: „So möge mein Sohn mich mit Füßen stoßen, mein Bruder mich verrathen" u. s. w. Verstehe stillschweigend: „wenn das, was ich sage, nicht wahr ist!" Und die Kaludjeren bekräftigen jede Verwünschung besonders mit einem einstimmigen „Amin!" Fällt dem Verwünschenden nichts mehr ein, ist er erschöpft, oder erklärt er sonst sich für befriedigt, so ist der Proceß zu Ende. Der Sachfällige fügt sich mit vollständigster Gemüthsruhe. Er ist sicher, daß ihm kein Unrecht geschieht. Denn an dieser Stätte, „seit es Christen gibt", ist noch niemals falsch geschworen worden. Die beiden Streitführer, nachdem die Kaludjeren bezahlt sind — es kommen einem jeden 2—6 Zwanziger zu, und es ist dies Sache Desjenigen, der auf dies Beweismittel angetragen — verlassen das Kloster als die —

Digitized by Google

besten Freunde. Die Streittheile übrigens sind keineswegs gehalten, persönlich zu kommen. Sie können auch die Verwünschung in absentia vornehmen lassen, nur daß eine solche kletvena denija, wie sie heißt, d. i. Verwünschungsvigilie, mehr kostet; außer einer Spende von zwei dicken Wachskerzen, einem Krug Oel und einer Büchse Weihrauch, je 2 Ducaten jedem Kaludjer und wol auch mehr. Die Kaludjeren singen dann erst die Vesper und die Vigilien wie vor einem Festtage, treten dann unter das Kolo und einer von ihnen spricht: „Verwünscht sei Der, der dem N. N. ableugnet, daß er ihm 500 Groschen schuldig ist, auf daß Gott und das gesammte kolo bogorodično auch ihn verleugnen, und von Haus, Heerde und Feld fortan ihm aller Segen weiche!" Die Andern sagen „Amin!" und es ist gerade so gut, als wäre der Schwörende selber unter dem Kolo gestanden.

Ein weniger vom Zufall abhängiger Einkommensquell und daher ein mit besonderem Fleiße gepflegter ist der des Absammelns bei den Zugehörigen des Klosters, von Dorf zu Dorf, von Haus zu Haus, von Kirche zu Kirche; speciell für den Kaludjer selbst zwar, den gerade die Reihe trifft, das mühseligste Stück seines Berufes, für sein jahraus jahrein ebbendes Geldsäcklein aber das dankbarste, der eigentliche Grundstock seiner geringen Habe.

Da ist es zu Dreikönigen, die Zeit des vodo-kršije, der Wassertaufe. Da tritt er seine erste Wanderung an. Die Zeit ist böse. Die Nordstürme toben, der Schnee fegt schneidend über die Grate und durch die Schluchten. Aber da hilft kein Warten und da läßt sich nichts aufschieben. Der hercegovinische Winter hält Platz, und die Parochialen, die das Kloster gebaut haben, damit sie gut versorgt seien mit allem Christlichen, nehmen nichts so übel auf, als wenn man sie warten läßt. Also hinaus! Er wirft seine Gunja über die Schultern, stülpt die Kapuze über den Kopf und schnürt mit Stricken über die Sandalen noch einige wärmende Kotzenstücke. Der Djak, jung und noch minder empfindlich, hüllt, so gut es geht, sich in seine Struka. Dann hängen Beide noch ihre Gewehre um, denn man ist gar nicht sicher vor einer Begegnung mit einem Rudel Wölfen oder einem „Bruder Bär", und fort geht's über Weg und Unweg, bis an die Knie im Schnee und bis in's Herz hinein starrend vor grimmigem Frost. Endlich ist das erste Dorf erreicht. Ist es noch zeitig genug am Tage, so beginnt er mit seinem Geschäfte sofort, besprengt der Reihe nach ein Haus nach dem andern mit geweihtem Wasser, am Hause jeden dazu gehörigen Theil besonders, den Hof, den Keller, die Vorrathskammer, den Stall, denn das verbürgt ein gutes Jahr, und dann im Hause Alle, die darin sind und dazu gehören, voran den Hausvater, dann die Hausfrau, dann die Söhne, die Töchter, die Knechte, die Mägde, jegliches nach Alter und Rang, und so fort bis er mit dem Dorfe fertig ist. Ist es schon zu spät, so geht

Digitized by Google

er zeitig früh an's Werk und gleich geht's wieder weiter. Es ist diejenige seiner priesterlichen Wanderungen, die ihm am wenigsten Rast gestattet, denn überall, wäre es möglich, sollte er am selben Tage sein. Man kann nicht wissen, welchen Schaden eine Verzögerung bringt! Lohnend ist sie aber am allerwenigsten: ½ Groschen per Kopf, höchstens 2 Groschen, dazu vielleicht, in guten Häusern, ein Stück Wurst, eine geräucherte Hammel- oder Bockkeule, ein Brod. Es ist eben nach Weihnachten. Die Festtage haben viel aufgezehrt und auch die Vorräthe neigen schon dem Ende zu. Da ist schwer freigebig sein. Was er an Geld bekommt, das wirft er in den Wasserkessel. Das ist dem Wasser geopfert, natürlich nur symbolisch. Der Djak hernach wird es schon herausfischen. Die Lebensmittel aber kommen in einen Sack, und wenn dieser voll ist, trägt irgend ein gefälliger guter Christ ihn in's Kloster, für einen Gotteslohn und ein Glas Rakia.

Da gestalten sich die krsno-ime-Tage schon angenehmer. Sie fallen meist in die Herbstzeit. Da wandert sich's besser und in Haus und Speicher ist Alles vollauf. Dies krsno-ime ist kein allgemeiner Festtag. Er ist das örtliche Fest nur eines gewissen Dorfes, eines Stammes, eines Hauses und seiner Descendenzen, ganz eigenthümlich in Art und Bedeutung und am ehesten noch den Schutzpatronfesten in katholischen Ländern vergleichbar. Wie z. B. in Böhmen der Tag des h. Wenzel, in Niederösterreich jener des h. Leopold locale Feste sind, so feiern bei den Südslaven die Einen den h. Martin, die Andern den h. Nikolaus als ihren Stammes- oder Familienpatron, und bezeichnen sich auch darnach als martinštaci, nikolštaci u. s. w. Dieser Tag nun ist einer der freudigsten im Jahre, und an ihm geht es so hoch her, wie an keinem andern. „Offnes Herz, offner Mund und offne Hand" sind seine Signatur. Er ist von solcher Wichtigkeit, daß das Kloster nicht erst warten soll, bis es angegangen wird, einen seiner Kaludjeren zu entsenden. Es soll das wissen und es unaufgefordert thun. Weshalb denn auch das Kloster über die krsno-ime-Tage seines Districtes ein besonderes Kalendarium führt und selbes stets in sorgfältigster Evidenz hält. Da ist es z. B. mitrov-dan, Sanct Demetriustag. Tags vorher schon macht der Kaludjer mit seinem Djak sich auf den Weg nach dem Dorfe, das diesen Tag morgen feiern wird. Welch ein anderes Wandern, als um die fürchterlichen Dreikönigsfröste! Ueberall Leute im Freien und alle, an denen er vorüberkommt und die ihm begegnen, grüßen ihn ehrerbietig, küssen ihm die Hand und bitten um seinen Segen. Sie wissen, wohin er geht, und möchten auch etwas von dem Tage haben, wenn es auch nicht der ihre ist, und es wird ihnen nicht versagt. Bald, im Abendsonnenschein, auf dem Gipfel des Hügels dort, erschimmert die „weiße Kirche". Denn wer eine Kirche baut, der soll sie hoch hinauf bauen, damit alle Welt sie sehe, und der Hirt auf der fernen Berglehne, wenn er früh morgens

Digitized by Google

hinter seiner Heerde einhergeht, sie grüßen und gegen sie gewandt sein Gebet verrichten könne. Sie ist das ganze Jahr geschlossen. Nur morgen wird sie offen sein, und heute schon prangt sie in Laub- und Fahnenschmuck. Es ist eine Mitrovkirche, erbaut von den Mitrovstaci des Dorfes eigens für ihren Mitrov-Dan. Bis weit heraus vor das Dorf kommen die Familienhäupter, gefolgt von der ganzen männlichen Bevölkerung, ihm entgegen. Sie wissen, daß er kommen wird, und nun, nachdem er sich mit Allen geküßt, beginnt der Wetteifer, wer ihn zu Gast haben soll. Denn das strahlt einen Lichtschein von Ehre aus über das ganze Haus, der noch bis weit in's nächste Jahr hinein leuchtet. Kein Wort vorher ist darüber gesprochen worden. Man hat ihm die Wahl lassen wollen. Er hat gewählt, von Haus aus bereits unterrichtet, an wem diesmal die Reihe sei, damit Niemand übergangen werde. Und nun sitzt er oben in der guten Stube — denn auch das bessere hercegovinische Haus hat sein „oben" und seine „gute Stube", wenn auch als solche an weiter nichts kenntlich, als an einem riesigen Thorus, für allfällige Gäste bestimmt, an einem Tisch, einigen primitiven Stühlen, dem Waffenrechen des Hausherrn und einigen Heiligenbildern und schlechten Lithographien braver Patrioten an den Wänden — obenan, auf dem Ehrenplatze, gegenüber der Thür, und rings um ihn her sitzen die Honoratioren des Dorfes, und wer keinen Stuhl findet, der steht. Die Stube ist gedrängt voll, die schmale Freitreppe besetzt bis hinab in den Hof. Es ist eine harte und im wörtlichsten Sinne heiße Stunde für den Mann, erhöht noch durch die glühenden Tschibuks und den aromatischen Dampf des unaufhörlich circulirenden schwarzen Kaffees. Jeder hat eine Frage an ihn. Der eine Gewissensfrage, jener einen rituellen Skrupel. Einer möchte wissen, wie sich Oesterreich wol dazu stellen würde, wenn die Hercegoviner im Falle eines Aufstandes ihren Anschluß an dasselbe proclamiren würden; einem Andern macht es die größten Sorgen, was aus Rußland wol werden würde, wenn Napoleon sich auf die Seite des Sultans schlägt, und ein Dritter kann nicht recht begreifen, was mit seiner Reise durch Europa eigentlich der Schah von Persien beabsichtige. Und das Alles soll der arme Mann wissen, denn er ist in der glücklichen Lage, von Zeit zu Zeit einmal ein Zeitungsblatt zu Gesicht zu bekommen und darin — lesen zu können! Er antwortet, so gut und so schlecht er's weiß, bis, oft gegen Mitternacht erst, Erschöpfung und Rakia dem Inquisitorium ein Ende machen. Morgen dann zuerst große Liturgie in der Kirche. Dann Frühstück, — ein Mahl, das innerhalb der Klostermauern allerdings nicht gekannt ist. Ein erfreulicher Anblick harrt dabei seiner: die Meßopferbrode, ein jegliches zu 2—3 Pfund, und die Flaschen und Krüge Weines alle, die die Häuser der Mitrovstaci gesandt haben. Er wird eines besondern Trägers bedürfen, um alles das, da er doch nur eines verwenden kann, nach Hause zu schicken. Dann pflichtschuldiger

Digitized by Google

Umgang bei Allen von Haus zu Haus, die das heutige Fest begehen, und in jedem Anräuchern der Todten und Segnen der Lebenden. Alle umstehen sie den Tisch, an dessen oberem Ende er Platz nimmt und den Weihrauch, den der Djak in einem Schälchen auf den Tisch gestellt, ein Gebet dazu sprechend, anzündet. Darüber zuerst werden die Heiligenbilder des Hauses eingeräuchert. Dann facht ein jeder der Umherstehenden sich eine Handvoll des Rauches zu, um ihn einzuathmen. Das verursacht zwar starken Husten, ist aber anderweitig äußerst wohlthuend. Während dieses Inhalationsactes hat er mittlerweile die Namen der Verstorbenen der Familie allesammt, sie in ein Gebet einschaltend, laut aufgesagt, befeuchtet hierauf die auf einem Tisch bereit liegenden, würfelförmigen Weizenbrodstückchen kreuzweise mit Wein, genießt eines davon selbst und reicht von den übrigen jedem der Anwesenden der Reihe nach je eines dar, dazu sprechend: „Sei Gott ihrer Seele gnädig und schenke Dir Gesundheit und Wohlergehen!" Das ist das zapisanije im kleinen Stil und wird, außer mit einer ansehnlichen Spende an Victualien im Namen des Hauses, von jedem Einzelnen auch noch besonders mit etwas baarer Münze, 2—5 Groschen, vergolten. Das zapisanije im großen Stil, das eigentliche, wie wir es bereits vom Kirchtage her kennen, wobei die „gospoda", die Herren, mit Guldenstücken, mit Kronthalern, mit Ducaten, ja selbst mit Napoleons sich sehen lassen, findet erst nach der großen Tafel statt, die dem priesterlichen Gaste zu Ehren das Haus gibt, das ihn beherbergt. Sie währt tief in die Nacht, sie währt bis in den lichten Morgen hinein. Und nun, reich an Gaben und mit beschwertem Beutel, gilt's den Heimweg. Das ist ein schwer Stück. Denn auch ein Mönch ist nicht gefeit vor den Nachwehen über die Schnur hinausströmender Rakia, über das Maß quillenden Weines. Allein es ist vorbedacht! Im Hof unten an der Freitreppe harrt seiner schon des Kneſen sicherschreitendes Leibroß. Der Djak hat junge Beine. Er hat das Leid, das die Rakia ihm angethan, während die „gospoda" noch tief im Politisiren und im Kruge stak, in einer Stubenecke ausgeschlafen. Er wird es führen. Und so kehrt er denn in's Kloster zurück, zufrieden mit seinen Lämmern, glücklich in sich. Es war ein schöner Tag, nur Schade, daß das Jahr nur Einen solchen hat. Redlich zu Hause endlich angekommen, theilt er mit dem Igumen; dann streckt er in seiner Zelle sich auf sein Lager und träumt den Traum der Glücklichen im Schlaf der Seligen noch lange, lange fort, bis im nächsten Morgengrauen das Geräusch der Klepetatscha ihn weckt und ihn mahnt, daß ein Kaludjer nicht da ist blos zum Wohlleben, sondern auch Pflichten hat.

Digitized by Google

Die Braut.

Von

A. Ch. Richter.*)

— Prag. —

I.

Da liegt an der schönen, von hügelreichen Ufern eingeschlossenen, ruhigen Elbe eine düstere, von Kohlenruß und Dampf geschwärzte Stadt. Sie ist fast an die Grenze Böhmens geschoben und ihre Bevölkerung vermehrt sich auch in der That mehr aus dem fleißigen Nachbarlande, denn aus der ursprünglichen Einwohnerschaft. Hier legen die Dampfschiffe, die zahlreichen Fruchtschlepper und Lastschiffe an und wintern sich, wenn der Frost kommt, im Hafen ein. Hier treffen sich die Eisenbahnen von Nord und Süd, von Ost und West und zahlreiche Straßen durchkreuzen die Stadt. Und weit in's Land hinein

*) Nach der Veröffentlichung der Novelle „Die Großmutter" von Carl Thomas wurden wir von vielen Seiten nach dem wahren Namen des Dichters gefragt, der sich durch dieses eine Werk allein zahlreiche Freunde erworben hatte. Heute können wir die Fragen beantworten, — wir haben ein tragisches Geschick zu berichten. Der geniale Dichter, aus dessen Nachlasse wir hiermit eines seiner reifsten Werke unsern Lesern mittheilen, ist vor einigen Wochen, kaum 40 Jahre alt, zu Prag plötzlich gestorben. Er ist in juristischen Kreisen unter seinem bürgerlichen Namen und Titel, Professor Dr. Carl Thomas Richter, wohl bekannt. Aber auch die Berliner Gesellschaft wird sich mit Liebe jenes schönen und lebenslustigen Mannes erinnern, der als Dr. Carl Richter in die preußische Hauptstadt kam, hier im Bannkreise von Lassalle volkswirthschaftlichen Studien oblag und schließlich — als er auf dem Umwege über Paris in sein Vaterland Oestreich zurückkehrte, um dort eine Professur an der Prager Universität zu übernehmen — die schöne Marie Moritz, die Tochter des bekannten Schauspielers, dem königlichen Schauspielhause als seine Gattin entführte. Die Thätigkeit, welche Richter in Prag trotz der Schwierigkeit der Verhältnisse, im Kampfe der deutschen und

Digitized by Google

streckt sie ihre mächtig anwachsenden industriellen Arme. Schlott reiht sich an Schlott, der Hammer regt sich, die Spule kreist, das Weberschiffchen fliegt da ruhelos hin und her und unter manchem Dampfkessel glühet die Kohle, die das westböhmische Braunkohlenbecken in unerschöpflicher Masse zu Tage fördert. Vor zwanzig und dreißig Jahren war das anders. Da war die Stadt an der Elbe ein kleines, bescheidenes Städtchen, das nur der Student besuchte, um von da auf die alte Feste, den Schreckenstein zu steigen; das manchmal der Schmuggler als Rastort wählte, weil er es aus „Gott verwünschten Zeiten" so gewohnt war, in der er sein Geschäft des Unrechts so regelmäßig trieb, wie irgend ein Anderer sein ehrlich Handwerk. Nur da vom Ringplatz in die Brandgasse hinein herrschte ein munteres Leben.

Da hatte Ludwig Glaner die erste Wirkwaarenfabrik angelegt, die langsam aber sicher heranwuchs, sich erweiterte und immer wieder erweiterte und nach wenig Jahren zu den größten und blühendsten Geschäften des Landes zählte. Die ganze Stadt kannte ihn, Hunderte von Arbeitern segneten ihn und, fügte er scherzend hinzu, wenn man so sein Geschäft rühmte, und tausend Sorgen quälen mich. Und sie quälten ihn, denn ehrlich Geld wird immer schwer erworben und noch schwerer erhalten und eine Million, erklärte Glaner den Leuten, die ihn einen Millionär schon nannten, eine Million ist furchtbar viel Geld. Man weiß das kaum, wenn man sie nicht hat und begreift es noch lange nicht, selbst wenn man sie besitzt.

So scherzte er auf der Straße, wenn die Leute ihn ausholen wollten, so lachte er an seinem Tisch, wenn er mit vertrauten Freunden über die Leute sprach. Denn außer dem Bannkreis seiner Fabrik gehörte er den Freunden und Freuden des Lebens. Und so saß er auch heute in der

---

czechischen Kreise, entfaltete, war eine außerordentlich vielseitige und gedeihliche. Er wurde durch seine stets anregenden Vorträge ein Liebling der deutschen Studenten und fand daneben noch Zeit, durch Gründung geselliger und nützlicher Vereine, sowie durch häufige populärwissenschaftliche Vorträge die Deutschen in Prag um sich zu schaaren. Lange Zeit wußte Niemand von den zahlreichen poetischen Arbeiten, welche sich in seinem Pulte häuften. Erst in den letzten Jahren brachte der bescheidene Dichter hie und da Einiges, beinahe widerstrebend, an's Licht und hatte die hohe Freude, nicht nur mit seinen erzählenden Dichtungen viele Verehrer, sondern auch mit seiner Tragödie „Samson und Delilla" einen großen theatralischen Erfolg in seiner Heimat zu erringen. Wer in der Lage war, das reiche Material zu studiren, erstaunte über die Fülle poetischer Kraft, Sprachgewandtheit und idealer Ziele, welche der bei uns noch zu wenig bekannte Dichter in seinem Pulte vergraben hatte. — Nach mehrjährigen Leiden wurde Carl Thomas Richter am 13. October d. J. plötzlich von einem Herzschlage getödtet. Er hinterläßt außer seiner Wittwe drei unmündige Kinder. Wie wir hören, will die deutsche Schillerstiftung die Verdienste des Todten würdigen. D. R.

Digitized by Google

Ecke seines Divans, die Nacht schaute längst durch die Fenster und die Lichter waren tief herunter gebrannt und scherzte und lachte, rauchte dabei und trank den letzten Rest einer mächtigen Flasche feurigen Czernosekers. Ihm zur Seite saß seine Frau. Ihm gegenüber eine junge Dame. Und für sie schien Glaner zu sprechen, für sie und zu ihr.

„Helene, meine schöne, allertugendsamste Braut, sehen Sie mir nie wieder so lang. dem Manne in die Augen, der soeben durch die Thür schritt!" So rief er und blinzelte mit seinen kleinen, braunen, überaus klugen Augen über seine Cigarre hinweg zu Fräulein Helene hinüber.

„Ach!" erwiderte diese, „ich bin ja noch nicht verheirathet und darf noch immer einen schönen und geistvollen Mann bewundern."

„Frauen bewundern nur, wenn sie lieben wollen!"

„Oder wenn sie bemitleiden können! Was könnte Doctor Ritter der Welt, was seinen Freunden sein, wenn Geist und Seele in einem kräftigen Körper wohnten. Was —"

„Halt!" rief Glaner, „das ist keine Bewunderung mehr, das ist Schwärmerei! Was, ist der Mann noch krank? Er macht Ihnen ja den Hof und sagt so schöne Dinge, wenn Sie an diesem Tisch sitzen, als ob er noch auf den Strümpfen seiner ersten zwanzig Jahre ginge."

Helene senkte erröthend das Gesicht auf ihre Stickerei, als suchte sie die Nadel, die sie doch in den leicht zitternden Fingern hielt. Glaner lachte vor sich hin, als freute er sich im Stillen, daß sein treuester Freund eine so schöne Bewundrerin gefunden hätte. Dann rief er plötzlich:

„O! Sie kennen ihn noch nicht! Aber Sie werden ihn noch ganz kennen lernen. Ihre Hochzeit ist ja erst in vier Wochen, Ihr Bräutigam kommt erst in drei Wochen und vier Tagen. Da hat auch eine Braut noch Zeit, Studien über uns Herren der Schöpfung und des Weibes zu machen. Aber ich sag' es Ihnen als Ihr zweiter Vater, den Sie ja, wie Sie immer betheuern, lieben und verehren, ich sag' es Ihnen, hüten Sie sich, mein Fräulein! Der Mann, der mit seinen zweiunddreißig Jahren soeben im goldenen Löwen noch einige Bekannte zu begrüßen hat und darüber das schönste Mädchen und die schönste Braut unserer Gegend allein in meiner trockenen Gesellschaft sitzen ließ, dieser Mann ist ein Dämon! Er weiß mit Männern zu sprechen, so daß sie ihm, ohne ihn zu unterbrechen, gern zuhören. Aber er hat ein geheimes Pedal in seinem Stammregister, das er wirken läßt, wenn er mit Frauen spricht. Sehen Sie diese meine Frau an! Diese Frau war einst so in den Mann verliebt, daß sie —"

„Aber Ludwig," fiel Frau Glaner ihm in's Wort, „wie sprichst Du wieder! Ich habe Dr. Ritter heut noch so lieb, wie vor zehn Jahren, als ich ihn kennen lernte und heut noch ganz so lieb, wie damals, ohne daß Gefahr für mein Seelenheil daraus erwachsen wäre!"

„Ach, so kommt mir nicht!" platzte Herr Glaner los und sein Gesicht

Digitized by Google

strahlte Freude, da seine Gesellschaft mit seinem Freund sich unterhalten ließ. „Ich weiß, was für Euch Frauen ein Paar melancholische Augen sind. Und gar in dem Kopf eines Schriftgelehrten und Pharisäers! Ein ehrsamer Strumpfwirker macht Euch keinen Eindruck und wenn er der schönste Mann wäre. Ihr könnt Euch gar keine Melancholie und Schwärmerei denken, wenn man Strümpfe wirkt sein Leben lang."

„Wie undankbar!" rief Helene. „Wir beten Sie doch alle an als den besten, liebsten und gescheidtesten Mann unserer Stadt."

„Danke für das Compliment! Aber die Stadt ist klein und da zählt der gescheidteste Mann nicht viel. Und seit wann betet Ihr mich denn so an? Seit vierzehn Tagen, seitdem ich Euch als Frühlingsgabe, als Osterei, den Dr. Ritter hergeschafft habe."

„Schmollen Sie nur mit uns! Es geht Ihnen doch nicht vom Herzen."

„Warum nicht?"

„Weil Sie selbst stolz auf Ihren Freund sind, weil Sie sich freuen, wenn ihn die andern bewundern!"

„Einbildung!"

„Wahrheit! Und Sie sollen ihn mir noch zu guter Letzt schildern und erzählen, wie Sie denn eigentlich mit ihm zusammen sich fanden. Sie haben es mir so oft schon versprochen."

„Nun, so will ich mein Versprechen jetzt einlösen, wenn Sie aufmerksam hören wollen," fügte er schalkhaft hinzu.

Helene legte die Stickerei bei Seite, lehnte sich in den Stuhl zurück und, den Kopf auf ihre Hand gestützt, hörte sie mit halbgeschlossenen Augen zu. Frau Glaner strickte ruhig weiter, von Zeit zu Zeit der Erzählung ihres Gatten mit einem leichten Kopfnicken beistimmend.

„Wir sind Schulkameraden und Jugendfreunde, mein liebes Fräulein. Wenige Jahre trennen uns im Alter, da ich das Glück hatte, drei Jahre früher zur Welt und das Unglück, drei Jahre später zur Schule zu kommen! Es war eine schöne Zeit zu Leipzig auf dem Gymnasium und dann auf der Universität. Ich war nämlich auch auf der Universität, was Sie von dem ehrsamen Strumpfwirker von heute wol kaum glauben werden. Und ich hatte sogar alle Anlage, ein guter Jurist zu werden. Ich bin es zum Glück nicht geworden. Mitten in meiner frohen Studienzeit starb mein Vater. Da gab's Brüder zu erziehen, Schwestern zu verheirathen, eine liebe Mutter zu erhalten. Ich hatte Neigung zu geschäftlichen Unternehmungen und wenn ich auf Reisen ging, reiste ich mit den Augen eines Kaufmannes. Meine Juristerei kümmerte mich so wenig, wie damals die Medicin meinen Freund. Er begleitete mich. Ich zeigte ihm oft, daß Gold auf diesem Fleck böhmischer Erde liege. Er sah es nie und ich wollte es noch nicht aufheben. Nun mußte ich es thun. Der liebe Gott gab den Schafen Wolle, damit

Digitized by Google

einst die Web- und Wirkerei sie verwende zur Bekleidung des sündigen Menschengeschlechtes. Ich gründete hier in der Stadt mit ihren billigen Arbeitskräften, ihrer trefflichen Lage die erste Wirkwaarenfabrik. Du lieber Gott! Der Winter war kurz; die Griechen wollten keine Jacken, die Wallachen keine Strümpfe zerreißen, die Bauersleute der ganzen Welt klagten über Hitze, und ich hatte dabei Zeit, den lieben Herrgott in Strümpfen, Jacken und Winter-Shawls mit allen seinen Pflichten, die er gegen die Jahreszeit und die Strumpfwirker hätte, zu conterfeien. Da ging ich denn oft nach Leipzig, guckte mit meinem Freunde den Herren Professoren in's Collegium, den Wirthshäusern in's Weinglas, und wurde dabei gerade ein so großer Gelehrter wie mein Freund, der auch mich gar oft besuchte, ein gewandter Weber und Strumpfwirker. So haben wir uns nie verloren und nie vergessen. Sie wissen davon nichts, mein liebes Fräulein. Denn Sie waren damals im Pensionat zu Dresden und sahen, wenn Sie für kurze Zeit nach Hause kamen, den Männern noch nicht in die Augen. — Die Zeiten änderten sich aber. Es wurde einige Jahre sehr kalt. — Ich bin aus Geschäftsinteresse ein Freund des Winters. Ich bekam Ungeheures zu schaffen, zu leisten. Ich konnte nicht mehr nach Leipzig, stellte eine Dampfmaschine auf, heirathete dieses ehrsame Weib, wurde der pünktlich zahlende Miether des ersten Stockes in dem Hause Ihres Vaters, mein Fräulein, und bin, wie die Leute sagen, ein reicher Mann. Die Leute wissen das gewöhnlich. Da kam mein Freund und ging. Er kam und freute sich, daß mein Geschäft erblühe, kam wieder und war ernst und traurig geworden. Dann trug er Trauer, denn er hatte in einem Jahre Vater und Mutter begraben. Und so kam er mit jedem Jahre, doch immer für kürzere Zeit, bald nur für wenige, einsame Tage und war immer bleicher und immer gedrückter. Das Schicksal hat ihn stark herumgepeitscht. Der liebe Herrgott, sagen die Priester, versteht das nun besser als wir. Ich weiß es nur, aber hab' es noch nicht verstanden! Im Jahre 1848 war er allen Anderen voran. Er hatte von seinem Vater ein großes Vermögen ererbt. Er beugte sich vor keiner Verfolgung und Chikane. Wie mein Freund mit den letzten Jahren durch seine Praxis als Arzt einen großen Ruf sich erworben, hatte er auch zahlreiche Bekannte und Freunde und wußte zu trotzen. Aber er ward verbittert in der ewigen Qual der Drohungen. Er suchte ein Herz, dem er allein angehören könne und das ihm Niemand entreißen durfte. Er nimmt vom Krankenbette sich die Frau. Eine schöne Frau! Sie muß wie die heilige Jungfrau ausgesehen haben, als sie so dalag und sterben wollte und von ihm gerettet wurde. Sie liebte den errettenden Arzt und gab sich ihm ganz hin mit der ersten Leidenschaft einer neu zum Leben erwachenden Seele. Er freute sich der Genesenden und liebte sie oder glaubte sie zu lieben. Es ist keine glückliche Ehe geworden. Ein Kind hatte das Band etwas fester wieder geschlungen.

Digitized by Google

Da starb es. Seit der Zeit steht er wie fremd der schönen Frau gegenüber. Und wenn das unglückliche Weib, von ihrem Gram ganz verzehrt, den Gatten doch noch sucht, er will sich nicht mehr finden lassen. Er hat sie geliebt, doch seine Liebe mit dem Kinde begraben. Es war ein langer, schmerzlicher, innerer Kampf. Er kämpft ihn vielleicht noch heut und weiß nicht, was gut und böse in seinem Herzen! Da wurde er krank, schwer krank und wollte kaum mehr genesen. Doch er genas und den Genesenden rief ich zu mir. An der getreuen Brust wird er wieder gesund werden, dachte ich. Und schon lebt er wieder auf. Mir ist, wenn ich ihn so neben Ihnen, Helene, sehe, als sehe ich den Mann vor zehn Jahren mit seiner Kraft und Lust zu bezaubern. Ach, er war so berufen, glücklich zu sein und glücklich zu machen. Und er wurde so unglücklich! — Tausend! die Cigarre ist schlecht" — unterbrach Glaner die Erzählung — „sie treibt mir fast Thränen in die Augen!" — Er konnte kaum ausreden. Er sprang auf und eilte an's Fenster und hinausblickend in die mondhelle Nacht, trommelte er mit ungeduldigen und zürnenden Fingern an's Fenster. Leise erhob sich Helene, gab Frau Glaner die Hand und wünschte ihr mit einem warmen Kuß Gute Nacht! Dann schritt sie leise an's Fenster, legte ihre Rechte auf Herrn Glaners Schulter und mit ihrer Linken seine Hand ergreifend und drückend sagte sie auch ihm Gute Nacht.

„Glauben Sie," setzte sie hinzu, „daß ich Ihnen mit ganzem Herzen nachempfinde. Aber es findet sich schon so: schön und unglücklich!"

„Sie wollen doch nicht damit sagen, daß ich häßlich bin, weil ich glücklich?" so fiel ihr plötzlich Glaner in's Wort und seine frühere ernst gewordene Stimmung schien wie verschwunden.

„Wie abscheulich!" erwiderte ihm Helene, sich schmollend zum schnellen Gehen wendend.

„Halt, mein Fräulein! Sie sind wol böse, weil ich Ihnen einen melancholischen Gedanken zerstört, mit dem Sie gern schlafen gegangen wären? Nichts da! Sie sind Braut! Sie haben für solche Gedanken keine Zeit mehr. Doch, wollen Sie mit einer Weisheit beladen fortgehen, merken Sie sich Eins: Nichts ernst nehmen auf dieser Welt!"

„Als die Strumpfwirkerei!" setzte mit hohem, feierlichem Tone, sich ganz auf ihren kleinen Füßchen emporstreckend, Helene hinzu, zündete schnell ihr Licht an und verschwand hinter der Thüre. Herr Glaner lächelte und setzte sich, ein Buch ergreifend, neben seine Frau, ihr durch eine kurze Lectüre noch die Zeit ihres abendlichen Fleißes zu zerstreuen.

Langsam schritt Helene die Treppe hinauf zum zweiten Stockwerk des Hauses, in dem ihre Eltern und jüngeren Geschwister wohnten. Sie hatte bereits Allen Gute Nacht gesagt und war nur für ein Stündchen traulichen Geplauders zu Herrn und Frau Glaner herabgestiegen. Jetzt blickte sie flüchtig durch die Glasthüre, welche die Treppenflur von einem

Digitized by Google

geräumigen Vorsaal trennte und sah an dem kleinen, bereits entzündeten Nachtlämpchen, daß ihre Angehörigen längst zu Bette. Eiligen Schritts schritt sie nach dem, für die je älteste Tochter bestimmten, eine Treppe höher gelegenen Stübchen, in dem sie nun seit zwei Jahren allein hauste, und oft schon, seit sie Braut geworden, dem vollen Mond über die Dächer der Häuser weg in's Angesicht geschaut hatte. Daneben schlief die alte Dienerin und es waren in einem dritten Raume Kisten und Kasten, Wäsche und alter, ausgedienter Hausrath aufgehäuft. Sorglich hielt Helene die Hand vor das Licht und wie sie mit feinen Fingern die Flamme schützte, fiel der ganze Lichtschein ihr auf's Angesicht. Das war gerade in diesem Augenblick so einsam und zauberhaft, und wie eine Hausfee schritt sie dahin, die nach Schrein und Kammer schaut. Es war ein schönes Bild. Die großen, schwarzen Augen deckten jetzt die Augenlider zur Hälfte und gaben dem schönen Gesicht einen sanften, still erwartenden Ausdruck. Der Mund war leicht geschlossen. Das feine, zitternde Roth dieser Lippen war wie von einem flüchtigen Kusse hingeküßt. Eine fein geschnittene Nase mit leise zitternden Nasenflügeln verlief in zwei tief dunkle, schmal gezeichnete Augenbrauen. Und gleich dunkel war das Haar, das in losen Locken die kleine, leicht bewegliche Stirn einrahmte und hinter zwei durchsichtigen Ohren mit einem blauen Band zusammengehalten wurde.

So stieg sie empor und das schwarze, gänzlich schmucklose, sie allein schmückende Kleid wallte in langen Falten ihr nach. Doch da war die Thür ihres Zimmers. Wie sie dieselbe öffnete, hielt sie an, um mit vollen Zügen den daraus hervorströmenden Duft der ersten, in blanken Töpfen sorgsam gepflegten Veilchen einzusaugen. Sie waren heute, als die Sonne sich senkte, aufgeblüht und Helene schaute sie, kaum eingetreten, lange an. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb auf lose Blätter, die sie eines zum andern erst immer nach Jahresfrist zu einem Ganzen zusammenheftete: Heute Abends sprach ich Doctor Ritter. Er ist sehr, — sehr unglücklich! —

Sie legte die Feder nieder und blickte das Wort, das sie so leicht geschrieben, an und blickte es immer wieder an und ihre Blicke konnten sich davon nicht wenden. Sie träumte langen, tausendfach verschiedenen Inhalt dieses raschen, kurzen Wortes! Doch der Duft der ersten Veilchen umwehte sie und zog durch ihre Träume. Da vergaß sie das Unglück und träumte vom Glück. —

Während dessen saßen die letzten Gäste, zwei junge Männer, im Gasthof zum goldenen Löwen tief versunken in ihr Gespräch und kaum ahnend, daß die Uhr schon auf elf wies. Der eine war Gerichtsadjunct beim Strafgericht. Es war ein feiner Kopf. Aus den hellen mit goldener Brille bewaffneten Augen lachte Witz und kluger Sinn und um die dünnen Lippen spielte Freude und Genuß. Die Haltung des ganzen Männchens war beherrscht von einer beweglichen Eleganz. Herr Germann hatte in

Digitized by Google

Prag studirt und dort den jungen Doctor Ritter „aus Leipzig" kennen gelernt. Der war nach Prag gekommen, um da an dem Besten, was die Stadt damals bot, an der berühmten Facultät zu studiren. Und nun fanden sich die ehemaligen Kameraden und Studienfreunde in der geographischen Mitte zwischen Leipzig und Prag wieder. Der Eine war noch immer lebensfroh und sorglos wie damals, der Andere war von Kummer zerrissen, kaum nach langer Krankheit wieder genesen und schüchtern die Fragen des neuen Lebens erwartend. Was gab es da zu erzählen von lustigen Abenden, von tollen Streichen, von heiteren Kathedergewohnheiten der Professoren! Was wurden da Namen von Mädchen genannt, die sich für den „Ausländer" begeisterten, für seine Sprache, seine Poesie, und die nun alle ehrsame Hausfrauen schon geworden und gar oft nichts mehr von Poesie und Begeisterung wußten, die auch nichts mehr von Dr. Ritter wußten und wenn sie an ihn erinnert wurden, wie einer flüchtigen Bekanntschaft seiner gedachten. Und doch hat der Mann mit seinen weichen braunen Augen Mancher das erste, beste Liebesglück gebracht! —

„Was würden all die Frauen sagen," rief Herr Germann, „wenn ich ihnen erzählte, daß ich Sie wieder gesehen und bis elf Uhr Nachts wieder mit Ihnen geschwärmt habe?"

„Und noch dazu wieder über ein Weib!" entgegnete Ritter mit einem langen, fast spottenden Seufzer.

„Heute aber über ein unglückliches Weib oder über ein Weib, das es werden will!"

„Sie kennen also Fräulein Helene?"

„Seit sechs Jahren. Seitdem ich eben hierher versetzt wurde. Sie war damals vierzehn Jahre alt und ich blieb oft des Weges stehen, wenn das schöne Kind zur Schule ging. Und als sie nach langer Abwesenheit, sie war in Dresden, um dort in einem Pensionat sich auszubilden, zurückkehrte, da blieb ich wieder stehen und sah mir die schön erblühte Jungfrau an und oft verweilte ich unter den Fenstern ihres elterlichen Hauses, wenn sie auf dem Klavier phantasirte. Ich liebe sonst die Mädchen nicht am Klavier. Ich bin selbst ein zu guter Musiker, um so nervöse Gänsefüßchen auf den Tasten herumtanzen zu sehen. Aber das war nicht die Hand eines Mädchens, das war die Hand eines männlichen Künstlers, die da in die Accorde griff. Ich hätte mich in sie verliebt und da ich es nicht that, kann ich es sagen. Ich hatte ja schon Vater und Mutter und die ganze Sippe kennen gelernt, die sich um das Mädchen schloß, wie die Dornreiser um die junge Rose. Was heißt diesen Geldsäcken gegenüber Menschenherz und Gefühl? Da kommt nun vor beiläufig acht Monaten eine Tante und sagt: Dort am Rhein ist mein Kind verheirathet. Sie hat einen Mann kennen gelernt, der mit Nutzen Seidenstoffe verkauft. Der will Euer Kind. Niemand weiß was

Digitized by Google

Schlechtes von ihm zu sagen. Gebt ihm Euer Kind. — Und der Mann kommt. Er hält Brautschau. Und der Vater ist zufrieden! Er verkauft Seidenstoffe mit Nutzen! Und die Mutter ist zufrieden! Er ist klug und reich! Und die Tante entdeckt verborgene Schätze in dem Mann. Da wird gebeten, überredet, geweint, endlich sagt das Mädchen Ja und das Goldbergwerk reist ab. Er hat die Tochter — am zwölften Mai ist Hochzeit. Fünfundzwanzigtausend Thaler sind ihm versprochen. Wenn die Eltern sterben, erhält er das Vierfache noch nach! Das Andere ist Nebensache. Er wird immer mit Nutzen verkaufen — und es wird eine glückliche Ehe sein!"

So plauderte der Mann fort und enthüllte unserm Freunde die Geschichte, die sich alle Tage auf Gottes schöner Erde abspielt.

„Und Sie glauben nicht, daß Ihre Liebe gelohnt worden wäre, wenn Sie sie nur hätten gedeihen lassen?" frug Ritter seinen Studienfreund, als dieser mit seiner launigen Schilderung geendet.

„Ja, wär' ich schon Advocat, wofür ich mich jetzt vorbereite, da läg' die Sache anders, dann schwänden viele der Bedenken, welche Helenens reicher und kluger Vater dem Beamten gegenüber geltend macht, der ich so noch bis auf Weiteres bin. Doch, Freund, Sie müssen zu Bette. Für einen Reconvalescenten ist 12 Uhr just nicht die beste Zeit zum Schlafengehen."

Die beiden Freunde erhoben sich, grüßten den Wirth, der mit sehr verbundenem Lächeln dem Herrn Gerichtsadjuncten sich empfahl und trennten sich bald an der Ecke der Straße mit einem warmen Händedruck. Doctor Ritter schritt langsamen Schrittes über den Ringplatz und da, wie er sein Haupt zum klaren Himmel erhob, fielen seine Augen auf ein Dachstübchen, dort im Hause seines Freundes Glaner. Die beiden Fenster waren noch hell erleuchtet, aber keine Gestalt, kein Schatten schwebte an dem lichthellen Raum vorbei.

„Was macht die junge Braut noch?" sagte Ritter für sich und schritt auf sein Haus zu. „Ach! vielleicht schreibt sie ihrem zukünftigen Gatten: «die Seide mit Nutzen verkauft»."

Sein Blick verdüsterte sich und seine Lippen preßten sich fest aufeinander. Doch wenn ein Seufzer ihnen entschlüpfte, drückte er die Hand auf's Herz, als wollt' er ihn tief in der Brust ersticken. So schritt er dahin und dachte des Mädchens, das er kaum kannte und deren Leben und Zukunft er doch schon prüfte und erwog. Und ferne dem Mann saß ein schönes, blondes Weib, hielt die Hände in ihrem Schooß gefaltet und sah mit matten Blicken vor sich hin. Sie wußte nicht, was sie dachte, sie wußte nicht, was sie fühlte. Sie wußte nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie dachte daran, sie fühlte es und sah sich unglücklich und ihn und konnte es doch nicht ändern.

Digitized by Google

II.

Frau Sophie Glaner war eine ſtille, ſorgſame, beſonnene Frau. Sie gehörte der Welt nicht an und ſorgte nicht um ſie und dachte nicht an ſie. Der Himmel weiß, ob ſie ſich ſelbſt gehörte, doch alle Welt anerkannte, daß ſie ihre Pflicht erfüllte. Und ſo war ſie ſtill und ſorgſam in Haus und Hof, war ſorgſam und beſonnen für Haus und Hof, dachte ihrer Pflichten und erfüllte ſie und war glücklich in dieſer Erfüllung. Ich glaube, die Welt hätte aus den Fugen gehen können, Frau Glaner wäre darüber nicht in Schrecken, wol aber in Sorge gerathen, damit Alles in beſter Ordnung in Unordnung gerathe. Sie hatte es ſo gelernt in der Schule des Lebens und das Leben iſt oft eine ſchlimme Lehrmeiſterin. Frühzeitig verwaiſt und ohne Beſitz und Vermögen, gehörte die Ruhe ihres Herzens dazu, ſich ſchnell in fremde und oft in die fremdeſten Verhältniſſe zu fügen. So trat ſie in das Haus eines reichen Mannes ein, die Haushaltung desſelben zu führen und die Kinder an Stelle der früh verſtorbenen Hausfrau zu erziehen. Dann hatte Herr Herder ſie in ſein Haus berufen in der Zeit, als die älteſte Tochter Helene nach Dresden zur weiteren Ausbildung abgereiſt war. Auch hier galt es, die Haushaltung zu führen, die kleinen Kinder zu beaufſichtigen an Stelle der Hausfrau, die keine Zeit dafür hatte. Da ſah Herr Glaner Fräulein Sophie wirken und ſchaffen. Er ſah ſie und fand, daß es auch für ihn Zeit ſei, ſeine Haushaltung zu ordnen. Er ſah ſie dann öfters und als er ſie immer wieder ſah, liebte er das Mädchen und heirathete das um einige Jahre ältere Fräulein. Es iſt übrigens möglich, daß er ſich niemals Rechenſchaft über ſeinen Eroberungszug abgelegt und die Ordnung desſelben nicht ſo ſtatt hatte, wie wir da oben aufgeſchrieben. Denn Herr Glaner, einmal aus dem Directionsbureau ſeiner Fabrik heraus, war etwas zerſtreut und niemals hat er mit dem Begriff der Ordnung eines Wohnzimmers ſich vertraut machen können. Er war ſtark kurzſichtig und das mag ein Grund mehr dieſer Feindſchaft zwiſchen ihm und der Ordnung geweſen ſein. Und ſo paßte Fräulein Sophie überaus gut in den Rahmen der Frau Glaner. Sie blieb auch jetzt noch, was ſie früher war: die ſtets ſorgende, immer klar blickende und ruhig denkende Frau, die treu ergebene Freundin ihres Mannes.

Doctor Ritter ſtand ihr neben ihrem Manne viel näher als alle ihre weiblichen Bekanntſchaften. Andere Männer kannte ſie nicht und ließ ſie nie näher in ihr Haus und Weſen blicken. Ritter hatte die Ehe mit Glaner aus der Ferne mit befördert, obwol er Sophie nur nach den Schilderungen des Freundes kannte. Das aber war ihm genug. Er kannte ſeinen Freund und wußte, was er bedurfte. Er war in den erſten Jahren der Ehe der ſtets mit Freuden begrüßte Gaſt, der da Leben und Frohſinn in's Haus brachte. Er ſchlang immer wieder die Bande der

Digitized by Google

Liebe der beiden Gatten fest ineinander, als sie manchmal sich zu lösen drohten. Denn Glauer beglückten keine Kinder und er empfand den Mangel sehr tief. Nichts kann Ehen fester schließen als Kinder, nichts kann sie leichter trennen, als der Mangel dieser erwarteten Freude. Ritter durchschaute den Grund der von Zeit zu Zeit erscheinenden Kälte, wußte zu trösten, zu zerstreuen, andere Ziele des Lebens auszumalen und brachte bald das Ehepaar über die Brücke der Zweifel und kummervollen Wehmuth dorthin, wo sie endlich entsagend den Verlust nicht mehr empfanden. Lebensfreuden im gegenseitigen Glück stellten sich ein, das politische Leben, die um sich greifende Ausdehnung der Fabrik hielten Herrn Glauer gefangen, so daß er nur in sich leben mußte, um allen Anforderungen zu genügen. Und so war eines Tages Doctor Ritter bei Frau Glauer, die emsig arbeitend in einer tiefen Fensternische saß, und sprach bald dies und jenes Wort über Ehe und eheliches Glück. Er hatte ja nicht gefunden, was er seinem Freunde so bereitwillig zu begründen mit geholfen, er konnte nicht über jene Kluft hinweg, die das sterbende erste Kind zwischen ihm und seiner Frau gerissen.

„Die Ehe ist ein eigenthümliches Glücksspiel," sagte er jetzt und ging raschen Schrittes durch das Zimmer. „Man greift in's Glücksrad, hat die eine Nummer in der Hand und die nächste wird gezogen. Sie ist die Bestimmung des Weibes, sein höchstes Glück; die Gesellschaft hat sie mit dem heiligsten Rechte ausgestattet, jede Religion nahm sie in sich auf, erhob sie zur göttlichen Institution und doch — noch kein Mensch, kein Gesetzgeber, kein Priester lehrte, wo die Wahrheit und Sicherheit des Glückes in ihr sind, wo sie gewiß in ihr zu finden sind."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Thüre sich öffnete und Helene hereintrat. Sie hielt ein zierlich gearbeitetes, mit rothem Sammet bekleidetes Etui, das nach Form und Zierlichkeit einen Schmuck zu bergen schien. Und es war so. Fern lebende Verwandte hatten, um nicht durch die Entfernung veranlaßt zu spät zu kommen, zu früh ihre Wünsche, begleitet von einem zierlichen, in Gold und Edelsteinen gearbeiteten Schmuck, der jungen Braut gesendet. Helene kam, um der Freundin ihres Elternhauses die Ueberraschung zu zeigen. Doch sie gewann kaum Zeit zu grüßen, sie konnte kaum den Schmuck zeigen, als Ritter ihn rasch ergriff und, ihn betrachtend, zu Helene sagte:

„Sie kommen gerade, da ich mit unserer Freundin über die Ehe und das so schwer und so selten zu begründende eheliche Glück philosophire. Und während wir so denken und sorgen, während jeder Mensch im Leben vielfach dahin gelangt, so zu denken, bewegen sich doch alle Menschen in der Sorge und dem Wunsche, Ehen zu stiften und sie glücklich zu gestalten. Da sendet Ihr Onkel aus Frankreich diesen Schmuck. Die vielgliederige Kette, die geschlossen wol die Unendlichkeit des Bandes und die Unlösbarkeit ausdrücken soll, die soll wol auch schon Ihr Ehe-

Digitized by Google

band bedeuten. Und der Mann in Paris kennt Ihren Bräutigam nicht; kennt Sie selbst kaum mehr und versucht doch, Ihr zukünftiges Glück schon zu symbolisiren. Und wenn es kein Glück sein wird —" Er hielt inne, denn wie er mit einem raschen Blick Helene ansah, bemerkte er, wie sie leicht erblaßte und ihre Finger krampfhaft um die Lehne des Stuhles sich zusammenschlossen, auf den gestützt sie seiner Rede lauschte.

Auch Frau Glaner blickte mit einem verweisenden Blick auf Ritter.

„O, seien Sie mir nicht böse, mein Fräulein," setzte er nun rasch hinzu, das Schmuckkästchen auf den Tisch stellend und Helenens Hand ergreifend. „Seien Sie mir nicht böse. Ich will nicht mit düsterm Blick für Sie in Ihre Zukunft blicken. Niemand kann Sie glücklicher wünschen als ich. Kommen Sie, setzen Sie sich zu uns. Hier auf dieser breiten Fensterstufe, zu Füßen unserer lieben Freundin, lassen Sie uns ein Stündchen plaudern, und wenn Sie wollen, vergnügt über Ehe und Eheglück sprechen."

Und sie folgte ihm willig. Er sprach ja so weich, so einschmeichelnd und tönend, daß es ihr laut im Herzen wiederhallte. Und wie er sie ansah, so warm und vertraut, und wie er noch einmal bat, ihm nicht böse zu sein, da gab sie ihm die Hand und sagte mit zurückgedrängter Stimme:

„Ach, ich weiß ja noch nicht, ob Sie Recht oder Unrecht haben."

„Nein," erwiderte er, „ich habe Unrecht. Sie, so schön, so gut und so treu, Sie müssen glücklich werden. Und wie immer ich mir den Mann denke, dem Sie nun bald angehören sollen, ich kann ihn mir nur edel, stolz und gerecht denken, um würdig solcher Gabe zu sein, die Ihre Liebe bietet."

Helene sah den Sprechenden groß an und suchte in dem glänzenden Auge, in den Lippen, die noch leicht bebten, ob das Wort, das sie eben sprachen, Scherz oder Wahrheit sei.

Frau Glaner ahnte ihre Gedanken und meinte: Herr Bergmann sei ein sehr braver Mann.

„Ach, liebe Sophie," fiel Ritter ein, „hören Sie mir auf mit Ihrem «brav!» Brav ist der Mann, der uns den Bissen Brod reicht, wenn wir hungern, den Trunk bietet, wenn wir dürsten. Ist denn brav Alles, was das Weib vom Manne erwarten kann? Darf eine junge, schöne Frau nicht mehr fordern? Und Sie, Helene, Sie müssen ihn edel fordern, damit er begreift, welch' Gut Ihre Liebe und Ihre Leidenschaft ist, Sie müssen ihn stolz fordern, damit er stets dies Gut als das höchste achtet, und gerecht, damit er für Liebe und Leidenschaft Liebe und Leidenschaft geben kann. Das nur kann die Ehe schließen, das kann sie allein glücklich machen, auch wenn kein Priester sie segnet."

Die beiden Frauen schwiegen. Frau Glaner senkte ihre Augen tiefer in die Arbeit. Helene sah starr vor sich hin, ohne zu ahnen, in wessen

Digitized by Google

Hand die ihre noch immer ruhte, ohne zu ahnen, wem sie den warmen, innigen Druck der Hand so warm und innig erwiderte.

„Ich brauche Sie mir," fuhr Ritter fort, „gar nicht als gesetzlich und rechtlich angetraute Frau zu denken, um Sie als glücklich und beglückend an der Seite des Mannes mir vorzustellen. Sie können nur lieben und das ist Alles. Sie können, wo sie lieben, niemals untreu werden. Ach, wär' das das Recht der Welt, es gäb' glücklichere Menschen und glücklichere Ehen! Die Zukunft wird auch noch das Recht der Liebe als höchstes Gesetz gestalten und Alles, was daneben noch gelten will, seiner Herrschaft berauben."

„Nein, die Menschen sind zu schlecht für solches Glück, zu habsüchtig und selbstisch, um es würdigen und genießen zu können." So sprach Helene halblaut vor sich hin.

„Wie? — Auch Sie können an der Möglichkeit einer solchen Zeit zweifeln?" Und Ritter dämpfte seine Stimme etwas und neigte sich, wie um nur für sie zu sprechen, zu Helene. „Sie, die Sie so allmächtig in Ihrer Schönheit sind, Sie könnten glauben, daß ein Mensch solchem Reiz gegenüber gemein denken könnte. Nein, Helene, Sie glauben das nicht! Sie könnten ja sonst nie glücklich werden, nie dem Mann, dem Sie angehören sollen, wirklich angehören. Sie müssen ja Alles von der Liebe und ihrer Leidenschaft erwarten, da man Sie ja verkauft hat. Was wird aus Ihnen, wenn Sie einst den Handel nicht mit dem Geheimnisse der Liebe bedecken?"

Helene hatte sich rasch erhoben. Ihre Linke preßte sich auf das unruhige Herz, ihre Lippen waren fest geschlossen und, wie um dem Verführer zu entfliehen, ergriff sie rasch das Schmuckkästchen und sagte unter nichtigem Vorwande: Adieu! Das Gesicht erglühte, als Dr. Ritter, sie zur Thür geleitend und dort sie noch einmal mit einem ganzen Blick erfassend, ihre Hand drückte, und ihr leise auf baldiges Wiedersehen zuflüsterte. — Wenige Wochen hatten die Bekanntschaft so gereift. Helene kam manchmal Morgens, um für Dies oder Jenes Rath bei Frau Glaner sich zu erholen und traf zufällig den Freund des Hauses. Sie kam des Abends, wo sie ihn bestimmt traf. Da hörte sie ihn sprechen, da folgte sie ihm in die Träume seiner Jugend, sie verstand die leisen Andeutungen seines Unglücks. Wie sie ihn in den ersten Tagen mit Interesse anblickte, sie sah ihn bald mit warmem Mitgefühl an. Da konnte Ritter im sinnigen Spiel dieser Neigung gar manchen langen Abend bis tief in die Nacht hinein scherzen und den Scherz mit Ernst verbinden und Thatsachen, reiche Erinnerungen mit Ideen, so daß bald alles Sinnen am Tage die unbedachtsame Freundin jeden Augenblick mit ihm und immer wieder ihm verband. Vor ihm, dem erfahrenen und geschulten Kenner der Herzen, lag rasch Sinnen und Fühlen der jungen Freundin offen wie ein Buch. Ja, sie war verkauft worden. Die Eltern und

Digitized by Google

Tanten hatten es abgemacht, die Verlobung war vor Zeugen mit Wort und Ring beſiegelt worden und da alle Leute den braven Mann rühmten, ſo glaubte es auch die Braut. Es hat auch einſt Augenblicke gegeben, in denen ſie das ihr mühſam abgerungene Wort nicht bereute. Er überragte ja, wenn auch nicht um Kopfeslänge, die Löwen der Stadt, er hatte ja Manches geſehen und gelernt und er war ja gekommen, ſie zu ſuchen. Das war einſt, das war vor kaum drei Monaten und nichts hat Treu und Glauben in dem ungeprüften und nicht verſuchten Herzen geſtört. Da nahte der Verſucher, das Gebäude erſchien voll Lug und Trug. Es wankte. Es ſollte ſtürzen und iſt geſtürzt.

„Sie thun Unrecht, lieber Ritter," ſagte Frau Glaner, als dieſer wieder an's Fenſter trat. „Sie kennen ja die Geſchichte dieſes armen Herzens! Was erregen Sie ſo trügeriſche Träume, die ja doch nicht erfüllt werden können."

„Warum nicht?" erwiderte er ſcheinbar ernſt.

„Warum nicht? — Weil das Mädchen Braut iſt und nicht mehr zurück kann!"

„Hindert das, den Geliebten mit Leidenſchaft zu lieben?"

„Nein! Aber ſie kann den doch nicht ſo lieben, der heut ihr Geliebter heißt und morgen ihr Mann."

„So mag ſie einen Andern, Würdigeren lieben."

„Was können Sie von einer ſolchen Verirrung haben?"

„Wenn ſie ſich in mich verliebt?"

„Können Sie ſolche Liebe befriedigen?"

„Warum nicht?"

„Sie ſind heut in toller, übermüthiger Laune!" ſagte jetzt Frau Glaner und erhob ſich, ihre Arbeit zuſammenſuchend. „Es iſt mit Ihnen nicht zu ſprechen, wenn Sie Dinge behaupten, die Sie doch ſelbſt nicht glauben. Aber merken Sie ſich Eines, lieber Freund: Helene hat ein leidenſchaftliches Herz, machen Sie mir das Kind nicht irre, Sie machen ſie unglücklich!"

„Wird man unglücklich, wenn man lieben lernt! Ach, Sophie, Sie ahnen gar nicht, wie zufrieden ich bin, wenn ich dem Mädchen in die Augen ſehe. Ich liebe ſie, wie mein Kind, wie meine Schweſter! Nein! Ich liebe ſie wie meine Geliebte. Ich bin hier geſund geworden, mit neuen Augen ſeh' ich das Leben an und wenn ich ſo lebensdurſtig ſie ſehe, dann glaube ich, daß ich glücklich bin und glücklich bleiben kann."

„Hören Sie auf, hören Sie auf!" wehrte Frau Glaner ab und hielt ausgeſtreckt beide Hände gegen ihn. Und ſich zur Thüre wendend, hinter der ſie Schritte hörte und gleich darauf ihren Mann eintreten ſah, rief ſie aus: „Gott ſei Dank, daß Du kommſt! Führ' mir den Mann da in's Freie — es iſt nicht mit ihm auszuhalten!"

„Mit Dir auch nicht! Du ſiehſt ja ſchrecklich erregt aus!" erwiderte

Digitized by Google

Herr Glaner, Hut und Stock in der Hand behaltend. „Es ist ein prächtiger Frühlingsabend da draußen, so prächtig, daß es selbst mich aus dem Bureau trieb. Das heißt, es gab eben nichts zu thun!"

„Entschuldigen Sie Ihren Leichtsinn nicht, Glaner!" warf Ritter ein.

„Ich bin gekommen, um Sie zu einem Spaziergange abzuholen. Die Elbe fließt so silberhell und frühlingsmunter dahin und die Promenade schießt an Ecken und Enden schon in die Blätter und Blüthen. Also kommen Sie."

„Ich werde Rene und Leid in der freien Natur erwecken und Abends meiner guten Sophie den Hof machen, auf daß sie nicht eifersüchtig wird!" So scherzte Ritter im Uebermuth seiner Laune und ging, der zürnenden guten Frau grüßend die Hand küssend, mit fröhlichem Lachen zur Thür hinaus. Da spielten freundliche Sonnenstrahlen auf den schlecht gepflasterten Straßen und neckten schon den Staub in die Lüfte, wie mit dem nicht fernen Abend ein leichter duftiger Wind von den Bergen der sächsischen Schweiz durch die Straßen strich.

Manch Einer hatte heut früher seinen Arbeitstisch verlassen, um in's Freie und auf die Promenade zu eilen. Das war nun freilich nichts mehr, als ein langer Weg längs der Straße mit einigen Biegungen und Seitenwegen, hin und wieder mit Flieder und Goldregen bepflanzt und ausnutzend den Schmuck reicher Fruchtbäume, die die Landstraße zierten, und die naheliegenden Gärten der Bürger. Aber es war ja Frühjahr und daneben strömte die sanfte Elbe mit ihrem frischen, von leichten Wellen gekräuselten Wasser und weithin konnte von jedem Punkt der Blick ausschauen nach den duftigen Bergen. Da wird jeder Weg schön, wenn er auch selbst nicht verlocken und genügen mag! Heut deckt der hohe Damm der Eisenbahn den einstigen Spaziergang der Bürgerschaft unseres Städtchens und der Reisende grüßt schon von ferne das schöne, hier sich entfaltende Bild. Die beiden Freunde schritten tapferen Schrittes die Straßen entlang nach dem Ufer der Elbe. Glaner hat Ritter gefragt, was es denn zu Hause zwischen ihm und seiner Frau gegeben. Dieser hatte ausweichend geantwortet. Da schwiegen Beide und gingen nun, nachdem sie die Promenade erreicht, schlendernd des Weges entlang. Wer sie so sah, der mußte wie Helene an jenem vertraulichen Abend, an dem sie Ritter erst kennen lernte, fragen: Wie kommt ihr zusammen? Sie kamen eben zusammen, wie sich so oft das Verschiedene findet. Das ernste Geschäft brauchte zur Erholung den kühnen Flug des Geistes, um auch des Himmels eingedenk zu sein; die freie Phantasie bedurfte der nüchternen Erkenntniß, um stets an die Erde und ihre Bedingungen gemahnt zu werden. So fanden sich die Freunde, so hielten sie fest an einander. Grundverschieden in ihrem Wesen, wie in der äußeren Erscheinung, waren sie sich eine Nothwendigkeit, eine stets lebendig wirkende Ergänzung. Niemals hatte Ritter über das Verhältniß nachgedacht, obgleich es ihm

Digitized by Google

ganz klar im Bewußtsein war. Niemals hatte Glaner darüber nachgedacht, und doch war die Gegenseitigkeit der Freunde ihm naturgemäß und gerecht erschienen. Heute vielleicht, das erste Mal, heute kam bei den Freunden die Verschiedenheit ihres Wesens als etwas Trennendes vor. Ritter wollte die an ihn gerichtete Frage nicht beantworten, weil er wußte, daß Glaner für seine Ideen, soweit er sie selbst dem Manne gegenüber aufrecht halten wollte, kein Verständniß habe. Er hatte ihn nie von dem Recht des Herzens überzeugen können. Glaner setzte ihm stets die Gewalt des Verstandes, die Macht und das Recht der Nützlichkeit, die Ordnung der Gesellschaft entgegen. Heute fühlte Glaner seine Grundsätze ihn mächtig drücken. Er ahnte, daß Ritter etwas verschweige, was er, nach des Freundes Glauben, nie und nimmer verstehe. Gern wär' er heute auf die Erörterung eingegangen, selbst geneigt wäre er, in Manchem dem Freunde nachzugeben. Die Frühlingsluft umspielte mit so weichen Fingern sein sonst so starkes Herz und — nun mit sechsunddreißig Jahren kann man immer noch manchmal irre werden an seinem Glauben: da war es ein Trost den beiden stummen Spaziergängern, daß ihnen Germann entgegen kam und schon von ferne ihnen zuwinkte und grüßte:

„Halloh, ich komme, Euch einzuladen, nächsten Sonntag nach dem Schreckenstein auszufliegen!" rief er sie an und drückte mit unverwüstlicher Bonhomie den Bekannten die Hände.

„Das hat doch immer nur die Freude, den Spaß und das Vergnügen im Kopf!" lachte Glaner, froh, seine frühere Stimmung mit einem Scherz los zu werden.

„Also nach dem Schreckenstein soll der Weg gehen? Da müssen wir mit. Ich kenne das schöne Raubschloß nur von außen. Ich muß es diesmal, eh' ich abreise, von innen sehen. Wir kommen, Herr Germann, und hoffen, daß Ihr Talent Alles bis auf den blauen Himmel bestens anordnen wird." So sprach Ritter und drückte dem muntern Festordner die Hand.

„Ich kann nicht!" lehnte Glaner ab. „Werde Nachmittag vielleicht nachkommen!"

Damit war die Sache abgemacht. Germann und Ritter wußten, daß Glaner, jeden Tag an die Partie erinnert und gedrängt, sie ganz mitzumachen, bis zum Sonntag Nein sagen wird. Dann hat er sein geschäftliches Gewissen beruhigt, er kann es nicht weiter abschlagen, er folgt der „höhern Gewalt", wie das Strafrecht sagt, ist Sonntags der Erste auf dem Platze und der Lustigste von Allen.

So trennten sich die Bekannten. Germann ging seine Gäste suchen und wie er dahinschlenderte, summte er, dem Herrn für den schönen Himmel und seinem Dichter für die guten Gedanken dankend, so vor sich hin:

Vom Eise befreit sind Strom und Bäche
Durch des Frühlings holden, belebenden Blick!

Digitized by Google

Glauer, brummend und spottend über die Vergnügungslust der Menschen, und Ritter, ihn neckend, doch auch einmal einen Tag das Leben zu genießen, — so gingen die beiden Freunde weiter. Da biegen sie in einen Seitenweg, dessen Anfang ein schöner, in voller Blüthe prangender Flieder verdeckt und stehen vor Helene und ihrer Tante. Es hatte sie auch nicht im Zimmer geduldet, das warmfühlende Mädchen! Da schwirrten die Worte Ritters in den engen Mauern hin und wieder; das summte und neckte und wollte nicht weichen. Sie griff zur Nadel und konnte nicht nähen, sie trennte eine für ihren Bräutigam angefangene Stickerei wieder auf. Doch ach, das ging so schnell und sie saß wieder da und die Worte des bösen Mannes summten und — neckten ihr Kopf und Herz.

Da sprang sie auf, nahm Hut und Shawl und eilte fort, hinaus in die befreiende Luft des herrlichen Frühlingstages. Sie wollte ihre Tante suchen, die wird sie begleiten. Die Mutter hat ja keine Zeit in trauter Abendstunde, wenn die Sonne noch freundlich im Scheiden grüßt, mit ihrem Kinde sich zu ergehen. Sie hat keine Zeit für das Herz ihrer Tochter und ihren Geist. Aber die Tante hat Zeit. Die sitzt am Fenster auf einem Fenstertritt und zählt die Leute, die da vorbeigehen und strickt alle möglichen Pläne in den Strumpf, mit denen sie das Leben jedes Einzelnen, der da kommt und geht, ausfüllt. Sie hat so die Ehe ihrer ersten Tochter ausgerechnet, sie hat dann die Verlobung Helenens ausgerechnet und sie wird auch die Ehe ihrer jüngeren Tochter ausrechnen. Da sitzt sie im Fenster und breitet ihrer Nichte die Arme entgegen.

„Ja, mein Kind, wir wollen spazieren gehen. Ich sehe, Du kommst mich abzuholen. Ist mir sehr angenehm, bin augenblicklich bereit, mein liebes Kind. So, komm! Adieu, mein Kätzchen, führe dich brav auf, krieche mir nicht auf die Stühle und Kanapees. Komm, Helene, mein Kind! — Ach, wie das duftet. Die Straßen sind schon frühlingsfrisch. Das Herz geht einem auf. Nun erzähle mir, mein Kind, was Du den lieben ganzen Tag gethan. Ja, eine Braut weiß freilich nicht, wie sich die Stunden langsam abspielen. Als ich vor dreißig Jahren —"

Und so plauderte sie sich und ihr „liebes Kind" aus dem Hause heraus, durch die Straßen, nach der Promenade. Sie plauderte im Gehen und plauderte, wie sie so da auf der Bank saßen. Und wie gern ließ Helene sie plaudern! So war sie ja vor jeder Störung gesichert und ihre Gedanken konnten sich frei unter Gottes blauem Himmel ergehen. Was man im engen Zimmer nicht zu denken wagt, wir thun es leicht und ohne Mühen im Freien. Im Zimmer erdrückt es uns, unter dem freien Himmel spielen wir mit ihm. Und sie spielte mit ihren Gedanken jetzt und ging ihnen nach und ließ sich von ihnen halten. Da nahen Schritte, der frische Sand knistert, da steht er ja wieder vor ihr, bei dem sie in Gedanken weilt und von dem sie nicht in ihren Gedanken lassen kann.

„Machen Sie auch den Narrenzug nächsten Sonntag mit, meine gnädige

Digitized by Google

Frau?" grollte Herr Glaner. „Dieser Germann hat Sie gewiß schon angefallen?"

„Ein allerliebster Mensch, dieser Herr Germann, mein bester Herr Glaner," erwiderte die Tante. „Ich konnte ihm nicht Nein sagen. Ich und meine Tochter werden mit von der Partei sein."

„Wünsche Ihnen viel Vergnügen!" murrte Glaner.

„Ja, Sie haben noch keine Kinder!"

„Lassen Sie's gut sein, meine beste gnädige Frau!"

Aber sie ließ es nicht gut sein!

„Wenn Sie einst eine Tochter haben werden, dann werden Sie begreifen, was die Pflicht einer Mutter ist. Man hat ja die Kinder, um sie zu zeigen. Man muß sie verheirathen. Heut zu Tage sucht man die guten Frauen nicht mehr im Haus —"

„Leider!" warf Glaner ein. „Man sucht sie mit Recht auf dem Schreckenstein!"

„Und Sie, mein Fräulein, werden die schöne Partie nicht mitmachen?" nahm Ritter das Wort, zu Helene gewendet.

„Die hat ihren Mann, mein bester Herr Doctor!" erwiderte statt Helene die gute Tante. „Die braucht nicht mehr unter die Leute zu gehen."

Und sie stand auf und schritt, an ihrer Seite Herr Glaner, den schmalen Weg entlang dem Hause zu. Ritter ging mit Helenen.

„Kommen Sie, Fräulein Helene!" sagte Ritter halbleise. „Die Partie wird fröhlich sein und nach der langen Winterruhe unsere Geister erfrischen. Sie müssen mit in der Gesellschaft sein."

„Für wen hab' ich noch Interesse?" erwiderte Helene und bereute, kaum gesprochen, das leere Wort. Aber Ritter griff es auf und kehrte es zu einer ihr ungeahnten Tiefe.

„Ich kenne einen Menschen," sagte er traurig und seine Stimme zitterte in ihrem Ton jedem Worte nach, „ich kenne einen Menschen, der, lange krank, nun wieder am Leben sich erfreut. Er sehnt sich hinaus in die schöne Natur und möchte dort, wo ihn das freie Leben von Wald und Feld umgibt, gern in zwei dunkle Augen sehen, wie sich das Glück und der Segen der Natur darin spiegeln mag. Ihm sind die anderen Menschen nur Puppen und wenn sie seinem Wege folgen, nur leere Schatten. Sie allein mit den dunkeln Augen lebt für ihn. Sie könnten, Helene, diesem Menschen einen glücklichen Tag schenken!"

„Ich werde meine Mutter fragen!" hauchte der halbgeöffnete Mund und sog in schnellen Zügen die frische Abendluft ein.

„Nein, Sie müssen selbst entscheiden! Sie können es ja. Ihre Mutter wird Sie nicht hindern. Sie können Ihrer Tante sich anschließen. Niemand wird darin etwas Besonderes finden. O, sagen Sie, daß Sie kommen. Ich denke es mir so schön, Sie mitten in der erwachenden

Digitized by Google

Natur zu sehen. Sie erwachen ja auch jetzt erst zum Leben, jetzt, wo Sie bald mit vollen Händen in das Geheimnißvolle alles dessen greifen, was das irdische Leben an Lust und Freude bietet. Dort will ich Sie sehen und wenn ich dort Ihre Hand drücken darf, dann will ich glauben, daß es wahr ist, was Sie mir schon oft gesagt haben, daß Sie in mir einen Freund suchen und finden wollen. Freundschaft will Vertrauen. Dort, wo nichts uns an die Beschränkung der Stadt mahnt, dort, wo die erste Lerche hoch im reinen Himmel sich erhebt, dort müssen Sie mir vertrauen, was Sie sind, was Sie sein können. Dort lassen Sie mich einmal in dem stillen Mädchen das Weib ahnen, das bald ein Anderer, Fremder, sein eigen nennen wird."

So waren sie vor das Haus ihrer Eltern gekommen und ahnten gar nicht, daß die Leute, die des Weges kamen, das Paar musterten und ahnten gar nicht, daß die Tante und Herr Glaner schon lange vor ihnen standen. Da gab Helene zum Abschied Ritter die Hand und ohne daß es die Andern verstanden, sprachen die Augen lauter als der Mund: „Ich werde kommen!"

Und sie kam! Mit reinem Glanze stieg die Sonne empor und höher und immer höher, bis sie die weite vom böhmischen Mittelgebirge nach Südwesten sich ausbreitende Ebene mit ihrem vollen Glanze ausfüllte. Die Wellen der Elbe tanzten lustig im frohen Scheine des jungen reinen Lichtes. Die Blüthen der Bäume öffneten sich, um den silberhellen Thau einzusaugen und es flüsterten auf weiten Feldern die Halme ihre Freude und Zufriedenheit einander zu. Manch Käferchen, das früh der Frühling bringt, kroch schon geschäftig über den Weg, auf den Gesteinen sonnte sich die Ameise und hin und wieder huschten schon die weißen Falter durch die Lüfte. Hoch oben aber im blauen klaren Aether sang die Lerche.

Dem Landungsplatz der Elbdampfschiffe entlang gehen zwei Männer mit hurtigem Schritt auf und nieder. Sie genießen die erste Schöne des Tages. Sie sind gut im Innersten ihres Wesens, klar und bewußt alles dessen, was sie anstreben und wollen. Ihre kräftigen Naturen regen sich im Anblick der üppigen, strebenden Fluren, der Halme und Bäume, der Gräser und Blumen. Er war der Erste auf dem Platze, der grimmige Feind der Landpartien. Und kaum erwacht aus festem, ruhigem Schlaf, hatte er beschlossen, die Freude der Andern mit zu theilen. Und wenn er sich auch vornahm, noch die ersten Stunden des Tages zu murren über „die Narrethei der Menschen", so regte sich doch in ihm schon Laune und Lust, mit denen er die Stunden sich und Andern würzen wollte. Kaum angekleidet holte Herr Glaner seinen Freund. Doch eh' er ging, ermahnte er noch seine zögernde Frau, sich zu sputen und nicht über ein mögliches Stäubchen auf Schrank und Kisten die Zeit der Abfahrt zu versäumen. Er wußte nicht, daß seine Frau und Helene beschlossen, mit einander zu gehen.

Digitized by Google

„Sie haben es doch durchgesetzt," nahm Glaner das Wort, „daß Helene heute mit von der Partie ist."

„Ist denn der Brautstand ein Gefängniß, eine Klosterzelle, der das Weib unempfindlich macht für die Freuden des Lebens und der Natur?"

„Das nicht; aber Helene hat es Herrn Germann abgeschlagen, mit von der Partie zu sein!"

„Und da hat sie ganz Recht, wenn Herr Germann allein die Partie macht. So aber —"

„Gehen Sie mit," fiel Glaner ein, „und das ist ein Grund."

„Warum nicht? Helene weiß, daß ich mich ohne sie nie der Gesellschaft angeschlossen hätte. Ich liebe die Freuden der Natur allein oder mit einer, nur einer mir verwandten Seele zu genießen."

„Haben Sie ihr das gesagt?"

„Nein, aber Helene ist empfindsam genug, um es zu ahnen."

„So!?" erwiderte Glaner mit ernstem, gezogenem Ton.

„Was wollen Sie damit sagen?" frug Ritter, seinen Freund scharf anblickend.

Glaner hatte die Augen zu Boden gesenkt, und wie er einen Augenblick stille stand, zeichnete er wirre Linien in den Sand, löste sie auf und verband sie dann zu einer klaren, bestimmt ausgeprägten Gestalt. Es war, als ob er durch das Bild seine eigenen Gedanken erst klären wollte. Dann legte er vertraulich die Hand auf die Schultern des Freundes und sprach: „Freund! Ich nahm zuerst das leichte Spielen Ihres Witzes, die Bilder Ihrer Phantasie, die Sie so oft vor Helene entrollten, für eine einfache Thätigkeit Ihres regen Geistes, der durch die Krankheit und die Einsamkeit bei uns zu lange in zu enge Grenzen eingeschnürt war. Da hör' ich von allen Seiten mehr. Ich selbst sehe anders. Wohin führen Sie das unerfahrene sorglose Mädchen?"

„Vielleicht zum Bewußtsein irdischen Glücks," antwortete Ritter ruhig und wie längst die Frage seines Freundes erwartend.

„Und wenn Sie selbst die Zügel, die heute das Spiel noch leiten, verlieren?"

„Das werd' ich nicht!"

„Wie, haben Sie die Leidenschaft, wenn sie erregt nach dem Genusse stürzt, mitten im Wege schon inne halten sehen?"

„Nein; aber vielleicht kann ich es sehen und Ihnen zeigen."

Nach einer langen Pause antwortete Glaner mit ruhigem und fast weichem Ton:

„Sie machen mich irre in meiner Sorge, Sie machen mich irre in meinem Kummer. Ich weiß, daß Ihnen Ihr Wort stets heilig war. Ich weiß, daß Sie des Menschen Herz kennen und beherrschen. Und doch, und doch wird der Mensch zum Sclaven, wenn er irrt, oder den Irrthum säet!"

Digitized by Google

„Guten Morgen!" rief es da plötzlich hinter den beiden Freunden und „Guten Morgen!" tönte es an den Enden aller Wege, die von der Stadt nach dem Hafenplatz führten. Herr Germann war mit einigen seiner Freunde soeben angekommen.

„Ach! Das Heer der Narren!" rief lachend Herr Glaner, der seinen innern Menschen, das Geschäftsleben hatte ihn dafür geschult, sehr gut mit dem äußern bedecken konnte.

„Das Heer der Narren begrüßt die Vorposten desselben!" erwiderte Germann und eilte in den Hafen, um zu sehen, ob die Kähne, die die Gesellschaft an das andere Ufer bringen sollten, in Ordnung, trocken und gut ausgerüstet seien.

Die Gesellschaft war bald vollzählig und unter Lachen und Scherzen vertheilte man sich in die Kähne. Niemand ordnete den Zug oder wies den Gästen die Plätze an, aber es traf sich so zufällig und war doch auch ganz natürlich, daß Ritter und Helene in denselben Kahn stiegen, daß sie, als die Gesellschaft am andern Ufer ankam, neben einander und mit einander gingen. Ritter kannte ja die übrigen Damen fast gar nicht und er war schon, wie Alle wußten, ein sehr vertrauter Freund Helenens geworden. Niemand störte daher die Beiden, wenn sie einige Schritte hinter den Uebrigen zurückblieben, oder eben so weit die Gesellschaft überholten, oder gar, ohne der Andern zu achten, mitten in sie geriethen. Uebrigens sprach Ritter mit seinem vollen Organ auch, absichtlich oder ohne Absicht und nur seiner Gewohnheit folgend, so laut, daß bald Der, bald Jener Zeuge des Gespräches war. Doch die übermüthige Gesellschaft hatte heute wenig Interesse, den verwegenen Naturbetrachtungen zu folgen, die Ritter anstellte. Sie wußte ja nicht, was er für Helene sprach, wenn er einem Vogel, der just aus den Zweigen huschte, mit den Augen folgte, dann sah, wie er ein Körnchen wo erhaschte und nun raschen Fluges wieder zurückkam. Und wenn Ritter vor einer Blume mit voller Blüthe und mancher noch träumenden Blüthenknospe stehen blieb, sie Helenen zeigte und sich dann neigte, um die volle Blüthe und die Knospen der Blume zu küssen. Bald kam da wol der Eine oder Andere der Gesellschaft und sah sich das mit an. Aber er ging wieder und hatte nicht verstanden, was er gesehen und hatte es bald vergessen. Nur die Tante gewann keine Zeit für ihre Nichte. Sie hatte mit ihrer flachsblonden Tochter gar viel zu schaffen. Sie wußte immer einen Unverheiratheten aufzulesen, um mit ihm über das Glück der Ehe zu sprechen.

Germann hatte sich heute ganz innig an Frau Glaner angeschlossen und versuchte mit Zartheit und Vorsicht von ihrem Zusammenleben mit Helene und Ritter zu hören. Der feine Genußmensch hatte mit klugem Blick erkannt, welchen Reiz Helene für die leidenschaftliche Natur Ritters haben mußte. Und so spielte er bald hier, bald dort an, gab bald scherzend in einigen Reden etwas zu, bald vertheidigte er gegen manches harte Wort der Leute Helene und Ritter.

Digitized by Google

Aber Frau Glauer war klug und weise. Sie wich den Fragen aus, sie hörte ruhig der Schilderung manches Stadtgespräches zu. Sei taktvoll! sagte sie sich immer, seitdem sie etwas über das ihr liebgewordene Mädchen kommen sah, was sie selbst noch nicht bestimmen, aber schon auch nicht hindern konnte. Und einer Frau nützt Takt mehr als Verstand. Das liebte ihr Mann so sehr an ihr, er, den die arbeitende Kraft des Verstandes so oft fortriß. Er ließ daher ungestört seine Frau an der Seite Germanns, obwol er wußte und durch manches Wort, das an sein Ohr schlug, sich denken konnte, was der Gegenstand ihres heimlichen Gespräches war. Und so eilte er hin und wieder und war oft an Helenens Seite, bald mit guter Absicht, bald ohne sie, und dabei ertönte manch empfindsames Wort aus der derben Prosa seiner Lebensanschauungen.

Durch blühende Wiesen und unter dem leichten Schatten blüthenreicher Bäume stieg die Gesellschaft das Hügelland hinan und grüßte nach kurzem, frohem Marsch den alten romantischen Schreckenstein.

Das alte Schloß, halb verfallen und nur in wenigen, auf einem schräg in die Elbe abfallenden Felsen erbauten Theilen gut erhalten, grüßt plötzlich, wenn man den letzten Hügel des wellenförmigen schönen Landes überschreitet, den Wanderer. Es sitzt da in grünen, friedlichen Feldern wie ein Traum aus vergessenen Tagen. Eitel Staub ist er geworden, der Schreckenstein vergangener Zeit. Manche Sage aber hat sich von ihm bei den Leuten im Lande erhalten, und bald erzählt sie den Gästen Herr Germann, wie sie durch das Thor in den Vorhof schreiten, die verfallenen Gemächer durcheilen und die noch gut erhaltenen großen Räume, die gegen die Elbe sich hinkehren, in Augenschein nehmen. Bald ergreift Herr Glauer das Wort, und wie er die Gesellschaft in die halbverschütteten Kellerräume führt, erzählt er jammervolle Geschichten von den gefangenen Jungfrauen, die hier ihre Seele ausweinten, bringt dann einen vom Regen ausgewaschenen Stein hervor und zeigt die Grube, die da die Thränen einer Jungfrau ausgespült haben. Dann weist er nach einem Loch in der Mauer, durch das der blaue Himmel blickt, und erzählt mit großer Genauigkeit, wie die tugendhafte Seele eines mittelalterlichen Milchmädchens so an die Steine gerannt sei, als sie zum Himmel fahren wollte, daß sie dies Loch in die Mauer gerissen habe. „Man findet solche Milchmädchen heute nicht mehr!“ setzt er mit großem Ernst und fast erstickter Stimme hinzu. Die gute Tante wischt sich eine Thräne aus den Augen.

Langsam tändelt sich der Tag dahin. Mit den Schüsseln und Tellern kreiste der feurige Czernoseker, die edle Melniker Rebe lustig in der Runde. Bald ertönt ein Lied, bald declamirt Germann ein sinniges Gedichtchen zum Preis des Frühlings und des Mondscheines, dann bringt ein Anderer eine Geschichte, ein Dritter ein lustiges, wenn auch altes Anekdötchen. Jetzt öffnet sich das Thor des Hofes und mit Tannenreis

Digitized by Google

und Feldblumen die Hüte und die Brust geschmückt, bringen einige der Freunde auf einer Bahre von grünen Aesten ein schön bekränztes Fäßchen. Man umtanzt es, man scherzt und lacht und zapft den jungen Gesellen, der da auf grünem Reisig liegt, munter an.

Endlich erhob sich nach dem langen, bis weit über den Mittag hinaus dauernden Mahl und lustigen Treiben die Gesellschaft und zerstreute sich in dem nahen Gehölz und in dem Innern des Schlosses, in denen der Wächter Bänke und Stühle aufgestellt. Die Einen spielten Karten, die Andern schlenderten durch die schattenkühlenden Waldbäume. An die Mauer mit seinem breiten Rücken gelehnt schlummerte mit grunzendem Schnarchen der lustige Steuerrath und die gute Tante sitzt neben ihm und strickt und freut sich, daß gerade jetzt in so traulicher Zeit Herr Germann mit ihrer Tochter durch den Wald spazierte.

Dort im vorspringenden Erkerzimmer des großen kühlen Saales saß auf dem breiten Steinrost einer Bank Helene! Sie schaute in die weite Landschaft hinaus und auf den sonnenumspielten, ruhigen Strom. Sie hielt ihren Kopf, die Finger in das lose, lockige Haar gedrückt, auf die Hand gestützt und die Rechte floß wie matt und müde in den langen Falten ihres schwarzen Kleides nieder. Wer doch den eilenden Gedanken eines schönen jungen Weibes folgen könnte, das da ihre Augen aufgehen läßt in der weiten Fülle der Natur! Manchmal zog sie die Rechte schnell herauf und drückte sie auf ihr Herz und ließ sie, wie ohnmächtig, das Toben da drinnen zu stillen, wieder sinken. Und wie sie so dasaß und wie sie so sann, wußte sie gar nicht, daß längst, halb zu ihr geneigt, Ritter neben ihr stand und mit seinen Blicken den ihren folgte und mit seinen Gedanken den ihren sich verband. Sie legte die Hand in seine Hand, als wär' er nur das Bild ihres Traumes und als er sprach, da lauschte sie der Stimme, als wär' es das Hauchen einer körperlosen Gestalt.

„Ich möchte wissen" — sprach sie dann vor sich hin — „wie das so blüht und immer wieder blüht und sich freuen kann mit jedem Tag fort in die Ewigkeit!"

„Wie das blüht und immer wieder blüht im ew'gen Wechsel der Zeit, das weiß kein Mensch, das weiß nur der, der in seiner unendlichen Fülle den Augenblick gibt zum Genuß und dem Andern zum Tod."

„Müssen wir sterben, wenn wir genießen?"

„Wir sterben ewig, wenn wir nicht genießen."

„Laß mich leben!" hauchte sie und sank wie träumend an seine Brust.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein schmerzlicher, zitternder Seufzer sich ihrer Brust entrang und sie hinaus eilte, in den dunkeln Gang, ihre glühenden Lippen zu verbergen.

Niemand sah es, Niemand ahnte es, Niemand wußte es, wie ein selig zitternder Seufzer sich der Brust des Mannes entrang, der, die Hand auf's Herz gepreßt, da in der Fensternische stand und hinausschaute in

Digitized by Google

die weite, freie, reine Natur. Die Augen glühten ihm im ziellosen Blick. Die vollen frischen Lippen preßten sich fest auf einander, um das Jauchzen seines Herzens in's Innere der Brust zu bannen, daß Niemand ahne, was er hoffen darf, und was er ersehnt.

Doch durch die Lüfte tönte und rauschte es und in den Wäldern flüstert's:

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooße gefaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran und fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn, und kann es doch nicht ändern!

III.

Es ist ein sonderbares Ding der Glaube der Menschen. Er wird von Zweifel ergriffen bei Allem, was von Aristoteles bis auf Kant, von Christus bis auf Luther gelehrt worden. Aber bei dem, was „alle Leute" sagen, sind sie zu glauben bereit und kein Zweifel beschleicht sie. Wer sind denn diese „alle Leute"? Woher haben sie denn ihre Weisheit und ihre Unfehlbarkeit? Frage ich: wer sagt das? Antwortet man mir: „alle Leute!" Und ich muß es glauben. Wer hat das erzählt? „Alle Leute!" Ich darf nicht zweifeln. Sagt das Schlechteste von dem besten Menschen und setzt hinzu: Alle Leute sagen es und man wird an seinem Glauben irre. Die Menschen glauben eben gern, wo sie nichts zu denken haben.

Alle Leute sagen, Fräulein Helene ist in Dr. Ritter verliebt. Alle Leute sagen: Dr. Ritter macht Fräulein Helene den Hof. Alle Leute sagen: Es ist Unrecht von Helene, einem verheiratheten Manne sich anzuschließen. Alle Leute sagen: Es ist sündhaft, daß Dr. Ritter das „arme Mädchen" so umstrickt! Und geht Helene durch die Straßen, da flüstern sie sich zu: „Sie ist verliebt!" „Nun ja, sie ist ja Braut!" „Nein! das ist es nicht, sie liebt einen Andern!" „So, wer sagt das?" „Alle Leute!" Und kommt sie Sonntags aus der Kirche und blickt mit frommen Augen zur Erde, da sagen die früheren Gespielen: „Man darf sie nicht stören! Sie denkt noch betend an ihren Doctor Ritter!" „An wen?" fragt ein Naiver. „Wissen Sie das nicht? Sie ist ja in ihn verliebt!" Ach! „Ja wohl, es sagen's ja — alle Leute!"

Und es sagten's alle Leute. Nur Herr Glaner wußte es nicht. Er ging wol mehrmal des Tages durch die Straßen hinaus in seine Fabrik, er kam in's Kaffeehaus — aber „alle Leute" schwiegen. Sah er ja auch so ganz anders aus dieser Herr Glaner als „alle Leute". Der schaute nicht rechts, nicht links. Der frug gleich, wenn ihm „alle Leute" etwas erzählen wollten, nach dem, der es zuerst erzählt. „Wie heißen alle

Digitized by Google

Leute"? „Wer sind sie?" „Alle Leute ist für mich Niemand." — „Wer kennt Niemand, wer spricht mit Niemand?" und so fort. Mit dem Mann war ja über ernste Dinge nicht zu reden. — Er wußte nun freilich nicht, was alle Leute sagen, aber er trug einen schweren Gedanken in seiner Brust. „Wär' doch Helene schon fort," seufzte er oft, wenn er Abends mit seiner Frau allein war. Frau Glaner wußte wohl, was „alle Leute" sagten. Sie hatten es ihr nicht erzählt. Aber ihr suchendes Wesen war längst eingedrungen in das Gespräch der Stadt, hatte dort ein Wort, das ihr auf dem Wege in's Ohr kam, ergänzt, dort einen Blick, ein Zeichen erklärt. Sie glaubte nicht, was „alle Leute" sagten und sie schwieg darüber. Aber in ihrem Sinn suchte sie nach alles Wissen bestem Rüstzeug, nach ihrer Erfahrung und dachte nach über des Menschen Herz und wie man es leite und lenke. Und wie sie gefunden, was sie suchte, da war sie wieder still und sicher, ordnete ihr Haus und ihre Küche, grüßte den Freund, wenn er kam, mit freundlichem Lächeln und grüßte Helene, wenn sie, wie oft, gleich nach dem Freund in's Zimmer trat. Sie frug nicht nach dem Bräutigam, der nun schon mit den ersten Tagen des Mai gekommen war, sie sprach von der Vergangenheit und ihren schönen Tagen und scherzte dann über den Wechsel alles Geschicks und den Wandel menschlicher Gedanken und Gefühle.

Wär' sie nur wärmer gewesen, die gute Frau. Aber Frau Glaner mischte sich schwer in der Menschen Sinnen, und glaubte genug gethan zu haben, wenn sie leise dort dazwischen trat, wo sie den Weg zum Falschen eingeschlagen sah.

„Laß gut sein, mein Freund!" sagte sie dann oft zu ihrem Mann und strich ihm die Falten von der Stirn; „laß gut sein! Was da geschehen, können wir nicht ändern. Nur den rechten Weg müssen wir suchen und zeigen. Sei nicht hart, nicht gegen den Einen, nicht gegen den Andern! In drei Tagen ist Alles vorbei!"

„Ja, in drei Tagen!" seufzte Glaner, „o wären sie schon vorbei!"

„Die Augen offen halten! ist mein Grundsatz und da sein, wo wir und wann wir nöthig sind!"

Und sie schlief schon ruhig und still, da noch Glaner lange nicht den tröstenden Schlaf gefunden hatte. Er hatte es kommen sehen und wollte es doch nicht glauben. Ja, er hatte die lieben Menschen selbst vielleicht an einander gedrängt mit seinem Scherz und seiner Laune. Er hatte ja geduldet, daß sie sich sehen und finden bald hier, bald dort und oft auch in der leichtlebigen Gesellschaft der Stadt. Aber er hatte auch viel dem Freunde getraut und ahnte nicht, was menschliche Leidenschaft schaffen könne. Er war ja ohne Leidenschaft. Und nun sah er jeden Tag den Freund länger und öfter in seinem Hause, denn früher. Und jeden Tag sah er das liebe Mädchen, das er schon als Kind so lieb gehabt hatte, an seinem Tisch. Er sah das heiße Blicken Beider und sah,

Digitized by Google

wie die Hände länger in einander ruhten beim Kommen und beim Gehen, denn früher. Er sah den heftigen Wechsel der Stimmung seines Freundes und wie dieser bald übermüthig und voll Launen und bald umdüstert die Stirn und matt und abgespannt in Blick und Wort. Ach, das tobt in dieser Brust und weiß noch nicht, wohin sich wenden, dachte er bei sich. Und ernst und traurig sah er dann, wie sich die Stimmung des Freundes der Freundin mittheilte, wie sie, die Welt und sich vergessend, von seinen Launen sich tragen ließ und wie gebrochen sie und wie mit thränenvoller Stimme sie nur antwortete, wenn er mit langen, düstern Blicken sie anblickte. „Sie wird unglücklich!" seufzte Glaner und drückte die Finger zusammen, als wollte und könnte er Alles, was geschehen, zerbröckeln und nach den vier Winden streuen. Da, wenn solche Stimmung ihn beschlich, da antwortete er der Mutter Helenens sehr rauh, wenn sie ihn just nach der Tochter fragte. An die Ladenfenster am sonnigen Maitag gelehnt, rief sie ihn an und sagte vorwurfsvoll, daß er ihr die Tochter ganz entziehe:

„Sie lebt ja mehr bei Ihnen als bei uns. Ich sehe sie kaum am Abend und der Tag gehört nicht mir."

„Leider, leider!" rief da Herr Glaner, „verkaufen Sie Liebe statt Louisd'or und Sie gewinnen Ihr Kind!"

„Ein närrischer Mann!" sagte sich die runde Frau und blickte ihm nach, wie er mit langen Schritten die Straße forteilte.

„Aber ein tüchtiger Geschäftsmann!" setzte sie dann hinzu und hatte Tochter und Miether vergessen. In dem kleinen Kopfe hämmerte und arbeitete es wie in einer Münzstätte und alle Gedanken wurden zu Gold und alles Fühlen wurde zu Gold und das Gold sollten die Kinder bekommen und so wird Alles gut. Und hinter ihr, in einem kleinen, an den öffentlichen Laden anstoßenden Cabinet, saß Herr Bergmann, ihr zukünftiger Schwiegersohn. Die Lampe brannte oberhalb eines doppelpultigen Schreibtisches und warf ihr Licht auf Bücher und Papiere, die der junge Kaufmann prüfte und immer wieder prüfte. Und draußen schien die Sonne so warm und küßte die bräutlichen Fluren und küßte den bräutlichen Wald und schlich sich über die Blumen auf dem Fenster in das Dachstübchen Helenens und sah ihr in's Angesicht und klagte: Gelt, mein Kind, Du möchtest gern mit Deinem Bräutigam spazieren gehen, Dich zeigen, ihn zeigen und mit ihm nochmals die Spielplätze der Jugend und der frohesten Stunden besuchen. Aber der sitzt da unten und rechnet und sieht die Bücher Deines Vaters ein und bespricht mit ihm, wie und wann er das Heirathsgut erhalten soll und — — gestern ist er doch erst angekommen.

Ja, gestern war er angekommen und hatte sich, vom Landungsplatz der Dampfschiffe zu Fuß mit seiner Braut und deren Eltern, die ihn erwartet, die Stadt durchschreitend, den Leuten gezeigt.

Digitized by Google

Die Ankunft des Dampfschiffes war damals und ist heute noch ein Vergnügen, das gar Manchen herbeilockt, um den Reisenden unter die Nase zu sehen, den Weg zu verstellen, auf die Füße zu treten und andere Vergnügungen mehr zu genießen, die so umsonst bei solchen Gelegenheiten dem kleinen Mann sich bieten.

Auch Germann hatte sich unter die Neugierigen gemischt und als er die dicke Frau des Schullehrers bemerkte, sich rasch an sie angeschlossen. Nun begleitete er sie nach Hause.

„Halten Sie den Mann für Helenen passend?" frug er die dicke Frau, mehr um sein Urtheil zurückzuhalten, als das seiner Begleiterin zu hören.

„Warum nicht?" antwortete sie gedankenlos. „Er ist ein kräftiger, gesunder Mann!"

„Ja wohl!" ergänzte Germann rasch. „Schwarze, kleine Augen, schwarzes, etwas dünnes Haar —"

„Dünnes Haar? Das hab' ich noch nicht bemerkt!"

„Ich sah es, wie er mich grüßte, als ich ihm vorgestellt wurde."

„Aber er hat einen starken Bart!"

„Ja! Schwarzen Bart, unbedeutende Nase, unbedeutenden Munde, rothe Wangen, dito Hände. Einen breiten Rücken und breite Sohlen an den Stiefeln. Ein kräftiger, untersetzter Mann. Da sind Sie zu Hause, meine gnädige Frau! Ich empfehle mich Ihnen!"

Er eilte fort, ohne den Dank für die Begleitung zu erwarten. Er wollte andere Menschen sehen, hören, sprechen, andere, die anders denken als diese kleine fette Frau. Seinem prüfenden Geschmack war der neue Gast ein Greuel und ein Schauer durchlief ihn, in seinen Armen Helenens edle, stolze Gestalt zu denken. Er sprach auf der Straße neue Bekannte, er sprach alte Bekannte, er sprach im Kaffeehaus Leute, die er nicht zu seinen Bekannten zählte.

Am andern Tage sagten „alle Leute", daß Herr Bergmann wenig für Helene passe. Aber es ist zu spät, die Sache zu ändern. Sie wird sich fügen, sagten „alle Leute". Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann. Er ist reich, und das kann sie trösten! Er ist ein braver Mann! Warum soll sie denn nicht zufrieden sein? fragten alle Leute. Glücklich? Du lieber Gott! Zufriedenheit ist Glück! So sagten alle Leute und ließen Braut und Bräutigam und warteten auf den dritten Tag, um an der Kirche zu stehen und das Brautkleid zu sehen und des Priesters Rede zu hören und nichts zu denken.

Weit hinter der Stadt durch einsame Feldwege und unter den wogenden Halmen des Kornes ging Ritter allein und vor sich hinbrütend. Er war nicht auf dem Landungsplatz, er war nicht im Kaffeehaus, er war auch nicht bei Glaner gewesen. Mancher klopfte dort an, um „einen Sonntagsgruß zu bringen" und „ein Stündchen zu plaudern„. In Wahr-

Digitized by Google

heit wollten alle nur hören, was wol nun Herr Ritter sage und wie er es sage. Alle Leute hatten Interesse dafür und „alle Leute" konnten sich nicht denken, wie er wol die Ankunft des Bräutigams aufnehme. Und auch Helene kam noch am Abend herab, nachdem ihr Bräutigam, über Ermüdung klagend, sich empfohlen und nach seinem Gasthof, in dem er eingezogen, sich begeben hatte. So hatte es ja auch die gute Tante gehalten, als ihre Tochter heirathete. So mußte es auch Helenens Mutter thun. Die Tante weiß, was sich schickt. Und Helene erzählte, daß Mittwoch die Trauung sein sollte, dann wollte die Mutter im großen Saal des angesehensten Hotels mit Mahl und Tanz die Hochzeit feiern und noch einmal alle Freunde und Gespielen um die scheidende Tochter versammeln. Am andern Tage erst solle sie abreisen, da sie sonst die Nacht im Wagen und auf der Landstraße zubringen müßten. Mit dem Frühesten aber wird sie Donnerstag das Dampfschiff nach Dresden und weiter bringen. „Ich weiß nicht," setzte sie traurig hinzu, „wohin es gehen soll, was man die Hochzeitsreise nennt. Ich weiß nur, daß wir bald am Rhein eintreffen müssen, denn gerade jetzt sei in Herrn Bergmanns Geschäften große Ueberhäufung zu erwarten."

Und sie blickte nach der Thür, ob sie sich nicht öffnen und ein geliebter Mann durch sie schreiten und sich ihr zur Seite setzen und mit weicher Stimme ihr die Freuden des Lebens ausmalen werde, auf daß sie noch glauben und hoffen könne.

Aber er kam nicht und ihre Sehnsucht wuchs, und auch am Morgen des andern Tages kam er nicht und sie weinte stille Thränen mit hinein in die Kisten und Kasten, die sie öffnete und wieder schloß, in denen Alles bereits fertig für die Reise gepackt war. Und immer wieder wollte sie auspacken. Man wird ja so fremd im Elternhaus durch diese festverschlossenen Kisten und Kasten. Man gehört nicht mehr her und hat doch noch kein anderes Dasein.

Und wo ist denn die Liebe, an die man sich anschließt, auf daß man weiß, daß man sich wol trennt, aber dadurch nicht geschieden ist? Wo ist denn die Mutter, wo der Vater — wo ist denn der Bräutigam? Sie haben alle zu thun, zu ordnen, zu rechnen, Geschäfte abzuschließen. Nur die Braut ist allein. Da will sie zu Glaner hinab, zur Zeit, zu der Ritter stets da war und in der Fensternische neben Frau Glaner saß. Aber er war nicht gekommen. Sie setzte sich hin auf seinen Platz, sie stützte die Hand auf das Fensterpolster, legte das pochende Köpfchen hinein und sah in die Straßen und hinaus auf den großen Platz. Da erglänzten ihre Augen. Er ist's, der dort aus der Straße heraustritt. Er hemmt seinen Schritt. Er überlegt, ob er kommen soll. Er blickt hierher! — Nein! Der Blick suchte nicht das Haus, er suchte Nichts! Er kommt auch nicht. Er wartet auf Jemand, der in die Buchhandlung, dort an der Ecke der Straße eingetreten. Ja, da tritt er heraus, ach! es

Digitized by Google

ist eine Dame. Und er verneigt sich und nimmt die Bücher voll Höflichkeit und Dienstfertigkeit, er spricht so rasch, ach, er wird warm wie immer sprechen. Sie kehren um, sie promeniren im Schatten der Häuser. „Ich will ihn sprechen, ich muß ihn sprechen!" ruft sie wild zu sich und eilt davon.

Dort in dem Schatten der Häuser geht langsamen Schrittes Doctor Ritter und trägt die Bücher, die die blauäugige, flachsblonde Cousine Helenens aus der Leihbibliothek, die mit der einzigen Buchhandlung in der Stadt verbunden, sich geholt. Seit den letzten Tagen vermied Ritter das vereinsamte, unbedeutende Kind nicht mehr, wie früher. Er wußte ja, mit welch kindisch-heftiger Schwärmerei das Mädchen von ihm sprach. Er sah es ja, wenn er just bei Glaner sie traf, wie sie anbetend an seinem Munde hing mit den großen, wasserblauen Augen. Er hätte sie nicht beachtet, trotzdem manchmal Erbarmen sein Herz rührte, wenn er sah, wie das Kind von der Mutter gequält wurde mit Bändchen und Maschen in Gang und Haltung. Je näher aber der Tag der Vermählung Helenens kam, je mehr er deshalb das Haus ihrer Eltern und Glaners mied, desto mehr suchte er das verlassene Geschöpf. Wenn er sie auf der Straße traf, sprach er sie an und begleitete sie. Er frug nach ihren Spaziergängen und fand sich dabei ein, selbst die Mutter in den Kauf nehmend. Sein Herz war übervoll, seine Brust drohte ihm manchmal zu zerspringen und doch konnte er, doch wollte und durfte er mit Niemand sprechen. Da kam ihm das Mädchen entgegen. Mit ihr konnte er sprechen, ohne ganz verstanden zu werden. Und das Mädchen hörte ihn an, glücklich ihn zu hören und sagte, wenn er frug, bald Ja, bald Nein und wußte doch gar nicht, warum sie es that. Was kann er zu fragen haben, er, der Alles weiß, der Alles ist! Und wenn sie manchmal auch viel von seinen Reden verstand, niemals konnte sie begreifen, warum er nur von Helenen spreche, und warum er nur für sie Interesse habe. Und so gingen sie auch heute die Häuserreihe entlang und Ritter erzählte ihr, wie er heute Herrn Bergmann mit Helenens Vater gesehen, wie ihn die Erscheinung des Bräutigams eisig kalt berührt, wie er um Helenens Zukunft bange und so fort, was Alles ein Herz sprechen kann, das von Liebe und Eifersucht, von Sehnsucht und Entsagen zerrissen. Dann brachte er dort, wo der Ringplatz in eine Gasse gegen Norden zu ausläuft und das Haus der Tante stand, das Mädchen nach Hause und schritt zurück.

Da trat Helene aus dem Hause. Sie hatte mit hastiger Eile Tuch und Schleier umgeworfen. Ihre Wangen glühten, ihre Pulse tobten in allen Adern. Tief im Innern bäumte sich Alles, was sie fühlte, auf gegen alles Rathen und Denken. Nicht ihr verletzter Stolz trieb ihr das Blut in die Wangen, nicht Eifersucht umgarnte ihr Herz. Sie hatte ja ihre Cousine erkannt. Sie wußte ja, daß er hier, wo er sie gefunden,

Digitized by Google

keine Andere mehr suchen wird, die ihn liebt, die er lieben könnte. Aber zerstreuen will er sich, früher will er vergessen lernen, ehe sie nur denken kann zu vergessen, vergessen will er lernen, so lange sie noch in den Mauern der Stadt weilt, um stark zu sein, wenn sie in seliger Schwäche noch zu seinen Füßen zusammenbrechen möchte. Nicht Stolz, nicht Eifersucht, die ganze Leidenschaft der Sinne bäumte sich in ihrer Brust auf, und jagte wild das heiße Blut durch die Adern.

Da kam sie in den Schatten der Häuser, sie hielt athemlos an, sie blickte um sich, der ganze Ringplatz war öde und menschenleer. Nur leichten Flugs spielten die Fliegen in den Sonnenstrahlen. Sie stützte sich mit der Hand an die kühlen Mauern. Sie drückte die gekühlte Hand an die heiße Stirne. Sie holte tief Athem! Niemand sah sie. Niemand hat sie noch gesehen. Das war nicht mehr die Jungfrau von gestern, das war das Weib, dessen Träume und sehnsuchtsvolle Phantasie von Glück und Genuß sich klärten.

Sie wollte nach Hause wieder gehen und lenkte ihre Schritte doch vom Hause fort in den Schatten der Häuser gegen die Buchhandlung zu. Da blieb sie stehen und blickte mit umfeuchteten Augen auf den hinter dem Schaufenster hängenden Stich von Correggios Magdalena. Schwer seufzte Helene und trat, wie die Gedanken durch gleichgültige Menschen und gleichgültige Fragen zu zerstreuen, in die Buchhandlung, nach einem längst bestellten Werk zu fragen. Kein Diener war hier. Der Herr des Geschäfts selbst war in die letzten Räume des Lagers gegangen, um für den einzigen Gast, der da auf dem Divan saß und in einem Buch blätterte, etwas zu suchen. Wie die Thür sich lärmend schloß vom Zugwind mehr zugeworfen, als von Helenens Hand geschlossen, erhob er den Kopf. Zwei Menschen, die sich suchten und doch nicht mehr finden wollten, trafen mit schnellem Blick zusammen und ausgefüllt war die Zeit, die sie sich nicht gesehen, mit Allem, was sie an Kummer und Schmerz erlebt.

Helene streckte dem heißgeliebten Mann beide Hände entgegen und wie er sie ergriff und drückte, da zog sie ihn zu sich und flüsterte ihm in's Ohr:

„Warum darf ich Sie nicht mehr sehen?"

Draußen auf der Straße an den Fenstern der Buchhandlung vorbei schritt Herr Bergmann mit Helenens Vater und rechnet ihm auf Heller und Pfennig den Werth und das Jahreserträgniß seines ausgedehnten Geschäftes am Rhein vor.

Der Abend kam und fröhlich bewegte sich schon oben im zweiten Stockwerk die Gesellschaft von Bekannten und Verwandten der Braut und des Bräutigams.

Manch übermüthiger Scherz war schon erzählt worden und Herr Glaner vor Allen ließ seiner Laune freie Zügel. Niemand ahnte, warum er gerade heute nach der Herrschaft im Gespräche strebte. Niemand,

Digitized by Google

warum er stets die Braut an den Bräutigam drängte und vom Glück allein sprach, das in der Freiheit von allen Sorgen bestehe, im Vermögen und Besitz. Niemand wußte, warum er auch den kleinsten idealen Traum des Menschenherzens mit ätzender Verachtung übergoß und alle Schwärmerei als die Quelle des Unglücks erklärte. Niemand ahnte, warum er zuletzt die sogenannten Glücklichsten der Stadt nannte, ihr Glück schonungslos zerzupfte und immer ein Bündel Unglück, Kummer und Enttäuschung hervorbrachte, das, wie er spottend dann hinzufügte, aus den Täuschungen des Herzens, aus eitlen Schwärmereien allein hervorschießt; Niemand ahnte es als seine Frau, die heute, ehe sie die Treppe hinaufstieg, mit ihm seufzte: Wäre Alles schon vorbei!

Und so hörte man ihm zu, man stimmte ihm bei, man erzählte dann das Gleiche und war nahe daran, zu zeigen, daß alles Unglück aus der Ehe stamme, was ja Keiner zeigen wollte, als die Thür geöffnet wurde und Ritter eintrat.

Die Eltern der Braut fühlten sich geehrt, daß er die Einladung angenommen, die Frauen flüsterten einander in die Ohren, die jungen Mädchen lachten ihm entgegen, die jungen Männer waren stolz, ihn als einen der Ihren heut den Fremden zeigen zu können. Nun ging es an die Darstellung der lebenden Bilder. Ritter hatte die Ideen gegeben, Germann die Ausführung übernommen. Helene, wie sie bald da, bald dort hingezogen wurde, hörte den muntern Scherzen zu, ohne zu wissen, warum man lachte, warum auch sie gelacht. Sie hielt sich ferne nur von ihm, der sie immer suchte und doch auch zu meiden schien. Furcht beschlich das bebende Herz und vergebens schaute sie nach Rettung aus.

Da erhob sich auch die unbeschäftigte Gesellschaft und drängte nach dem andern Zimmer, in dem Spiel und Tanz nun Alles froh und heiter erhalten sollte.

In einem geräumigen Saal waren Stühle gestellt für die Eltern der Braut und des Bräutigams, für diesen und für so viel Gäste, als just Platz finden konnten. Ein kleines Podium war als Bühne vor die Thür geschoben, die nach einem andern Zimmer führte, durch das die Verbindung wieder mit dem Speise- und Wohnzimmer, aus dem die Gesellschaft kam, erhalten war. Ritter war den darstellenden Künstlern und Künstlerinnen mit Germann gefolgt und ging, wie er die letzten Anordnungen noch für die Ausführung seiner Ideen gemustert und gut geheißen, durch das anstoßende Vorzimmer und rückwärts nach den andern Wohnräumen, um, hinter der Gesellschaft stehend, die Bilder selbst mit anzusehen. Aber da war es so kühl in diesem langen nach dem Garten des Hauses die offenen Fenstern zukehrenden Zimmer, das als Frühstückszimmer benutzt und darnach eingerichtet war. Heute war es mit Blumen geschmückt und grünen Kränzen, der Thür gegenüber in der Tiefe des Zimmers stand ein breiter gedeckter Tisch. Er trug ein großes vergoldetes Crucifix

Digitized by Google

und schwere silberne Leuchter. Hier sollte morgen die Braut die Gäste erwarten, die Zeugen und den befreundeten Priester, der sie selbst aus dem Haus der Eltern zur Kirche führen wollte. Es war ein geweihter Ort und nur die lebensgroßen Brustbilder von Herrn und Frau Herder durften für diese Tage die breite Längenwand schmücken. Ritter wollte sich nicht umsehen in dem Raume. Er blickte finster auf die beiden Bilder der Eltern, nahm einen Stuhl und sah hinaus in die spielenden, rauschenden Blätter der Bäume, Er hörte nichts als das Tönen der Musik und einmal, gleich nach seinem Eintritt in das Zimmer, die Thür noch in der Hand haltend, den Namen Helene, der von vielen Stimmen gerufen, aus dem Ankleidezimmer der Künstlerinnen zu ihm herüber tönte. Dann ward Alles still und er träumte in der Stille seine wilden Träume von Sehnen und Begehren.

Langsam und leise öffnete sich jetzt die Thür und Helene trat herein in langem weitfaltigen weißen Kleide. Sie war gerufen worden, ehe noch das erste lebende Bild gestellt worden war, um rasch noch Blumen und Bänder für eine Göttin der Jugend herbeizuschaffen. Dann hatte sie selbst in einem Bild „der Segen der Braut", wie Ritter es nannte, mitgewirkt, nun wollte sie in den Zuschauerraum und mußte durch das geschmückte Zimmer. Und da saß er, dessen Hand sie zu drücken meinte, als sie in dem Bild neben einem fernen Verwandten kniete und die Genien der Liebe, des Reichthums und der Freude anblickte. Sie wollte gehen und blieb wie fest gebannt an der Thür stehen. Sie wollte ihn nicht sehen und ihre Blicke umschlangen ihn mit sehnsuchtsvollem Bangen. Sie wollte ihn nicht sprechen und schon neigte sie sich zu ihm und hatte die eine Hand auf seine Schulter gelegt und die andere auf die Lehne des Stuhls gestützt. Ritter hob den Blick. Er schaute ihr lange in die thränenfeuchten Augen, küßte sie dann mit leisem Kuß auf die sich neigende Stirn und preßte die Hände vor seine Augen, als wollte, als könnte er dem Zauber, der da wie betend vor ihm sich ergoß, nicht in die Augen sehen.

„Warum fliehst Du mich, Geliebter?" hauchte Helene und ihre Stimme stockte, „warum vergönnst Du mir nicht den letzten, einzigen Trost?"

„Darf ich denn bei Dir sein?" erwiderte Ritter und seine Augen glühten, wie sie das bebende Mädchen sahen. — „Darf ich bei Dir bleiben, wo mich die Sehnsucht verzehrt? Laß mich ziehen, Du süßes Herz, und wenn Du kannst, so sag' es mir, daß Du nicht mehr an mich denkst!"

„Ich kann es nicht!" klagte Helene und sank wie gebrochen in die Kniee.

„Dann sage ich Dir Lebewohl!"

So sprach Ritter mit dumpfer Stimme und erhob sich.

Digitized by Google

„Du willst gehen? Gehen vor mir? Nein! Nein! Bleibe! Hab' Erbarmen mit meinem Unglück und verlaß mich nicht!"

„Was bin ich Dir denn? Was kann ich Dir denn sein?"

„Alles! Du böser Mann!" rief Helene, sich selbst und alle Anderen vergessend und sank an seine Brust.

„Und morgen bin ich Nichts! Die Frau wird andere Wünsche nähren als das Mädchen!"

„Aendert das Herz, was uns die Pflicht aufzwingt?"

„Nein! Aber die Gewohnheit des Geschicks löst unser Bangen in leichtes Entsagen auf."

„Mir wird es nicht so werden!"

Es sanken ihr die Hände wie ersterbend nieder und das Haupt neigte sich zur Brust. Wie die Sünderin vor dem Herrn einst stand, so stand sie vor dem geliebten Manne und regte sich nicht und athmete kaum. Da drangen die letzten Accorde herüber, eines Liedes, das die Bilder beschließen sollte. Die Gesellschaft mag sich wol schon erheben. Man sucht sie vielleicht.

„Wenn Du mich liebst, so bleibe!" flehte sie den heißgeliebten Mann an.

„Weil ich Dich liebe, muß ich gehen!" antwortete Ritter und kehrte sein Gesicht von ihr ab.

Da preßte sie die Hand auf's Herz, sie wankte und hastig griff sie nach dem Stuhl.

„Morgen Nachmittag" — sprach sie bebend — „wird das ganze Haus leer sein! Erwarte mich oben — in meinem Stübchen! Ich werde kommen — allein!" Wie erstarrt stand sie vor dem Versucher. Sie wagte ihn nicht anzublicken, nahm alle Kraft zusammen und stürzte hinaus.

Ritter sah ihr nach. Leichenblässe jagte das Erglühen aus seinem Angesicht und wieder folgte Erglühen dem Erblassen. Er konnte nichts denken, er fühlte nichts, er hörte sein Herz nur pochen und jauchzen, als ob es Lust und Leben jugendheiß durchglühe. Dann sprang er auf und eilte fort. Er suchte die Nacht, die finstere Nacht, doch auch den Himmel über sich, den weiten, unendlichen, sternenbesäeten Himmel. Er sah das schmale kleine Köpfchen des alten Herder nicht, das ihm aus dem Bilde an der Wand zunickte mit seinen zitternden Augen und seinen dünnen Haaren, die grau, seit Langem schon grau geworden in der Sorge um das Glück der Kinder. Er sah auch das runde vollwangige Gesicht der alten Frau Herder nicht, das ihm da oben von der Wand nachblickte, als wollte es auch jetzt noch wie sonst, wenn es ihn grüßte, sagen: Ein schöner Mann dieser Herr Doctor! Und ein Ehrenmann! Er sah es nicht, er hörte es nicht und einen Augenblick nur war es ihm, als weinte es durch die Nacht und als zög' es zitternd durch die Wolken:

Digitized by Google

Ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib, hält die Hände in ihrem Schooß gefaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es doch nicht ändern!

IV.

„Heut ist Hochzeit!" riefen die kleinen Brüder und Schwestern Helenens, wenn sie geschäftig die Treppen hinauf und hinunter eilten. „Heut ist Hochzeit!" lachten die Diener und Schreiber im Geschäfte des Herrn Herder und sperrten die Thüren der Schreibstube ab und legten die Eisenflügel vor die Fenster. „Heut ist Hochzeit!" sagten die Leute auf den Straßen und drängten, wie es 12 schlug, nach der Kirche.

Wagen rasselten über das holprige Pflaster der Straßen und schoben sich bald hierhin, bald dorthin, um die geladenen Gäste zu holen und in der Braut Haus zu führen. Mit finsterem Blick, mit unruhigen Schritten ging Herr Glaner in seinem Zimmer auf und nieder. Er war lange vor der Feststunde schon festlich angekleidet.

Er würgte die weißen Handschuhe in seinen Händen und rief von Zeit zu Zeit einige rauhe Worte in das Zimmer seiner Frau, in dem auch sie nun nach ihrer Kirchen-Festtoilette sah.

„Wahnsinnige Menschen, diese Ritter des Geistes, der Kunst, der Wissenschaft! Sollten der Welt vorangehen, dem Schwachen ein Zeichen der Kraft, dem Schlechten ein Bild des Guten, dem Sündigen ein erhabenes Beispiel der Herrschaft über Alles, was uns verwirrt und zu Fehl und Irrthum führt. Doch es ist eine Lüge! Sie erhebt uns nicht die holde Kunst, sie bessert und stärkt uns nicht die stolze Wissenschaft. Menschen bleiben wir, sündige Menschen mit ihr, wie ohne sie! Das ist ererbt! Von Uranfang an ererbt! Wir werden es nicht mehr los auf dieser Welt! Hast Du ihn gesehen, diesen wilden, entsetzlichen Menschen, wie er gestern mit Helene sprach? Ich hätt' ihn an's Herz drücken mögen, denn er war wieder wie einst so schön, so sprühend und berückend. Und doch, ich hätt' ihn zertreten können, wie ich ihn so sah in das arme Mädchen reden, daß sie bald bleich und bald roth wurde. Was will er nur? Was kann er nur wollen? Ich versteh' es nicht! Und doch! Er muß es ja verstehen! Er weiß ja, was er thut! Er hat es mir versprochen, sich treu zu bleiben und er ist stark. Doch, wenn er sich betrügt! Er macht sich unglücklich, sich und das arme Mädchen!"

So rief Glaner aus und sank in den Stuhl. Wie er das Haupt in die Hand stützte, sagte er dann stiller und ruhiger, doch Schmerz durchzitterte die Worte, vor sich hin:

„Es ist kein schlechter Mann, dieser Herr Bergmann! Kein Schwärmer,

Digitized by Google

ein ernster, sorgender Kaufmann, wie so viele, wie wir Alle! Und doch, er ist fast etwas mehr als wir Alle! Weißt Du, Sophie, womit er seine Frau in ihrer neuen Heimat überraschen wird? Er hat ein Haus gekauft, ganz ähnlich diesem Haus da. Unten das Geschäft, dann ein erstes Stockwerk, er will es vermiethen, dann ein zweites, das er mit seiner Frau bewohnen wird, und oben ein schönes Dachstübchen. Er hat es genau so einrichten lassen wie Helenens Zimmer und sagte mir lachend: Für meine erste Tochter! — Er ist gut, der Mann. Und sie hätte glücklich werden können."

Da trat Frau Glaner aus ihrem Zimmer, reichte ihrem Mann die Hand, strich mit der andern die Falten der Stirne glatt und tröstete: „Getrost! Sie wird vergessen und dann als Glück genießen, was sie besitzt. Auch der Irrthum führt zur Erkenntniß!"

„Ob Ritter wol zur Kirche kommen wird?" frug auf der Straße Frau Glaner.

„Ich wollt', er thät' es nicht!" seufzte Glaner.

Aber er that es! Er war seit gestern wieder geworden, was er einstens war. Noch spät in der Nacht saß er mit Germann im goldenen Löwen und ließ seine wilde Laune durch die Vergangenheit und ihre einstigen Genüsse schweifen und nährte seine Lust an den leichtsinnigen Worten des alten Studienfreundes, die bald scherzend und bald ernst Helene und ihre Liebe zu ihm in's Gespräch zogen.

In den Straßen der Stadt drängte sich Wagen an Wagen und langsamen Schrittes nur konnten die Gäste zur Kirche. Nicht fern dem Altar, mit stolz erhobenem Kopf, die meisten der Zuschauer und Andächtigen überragend, stand Ritter und faßte mit sprühenden Blicken die Braut scharf in's Auge, wie sie nun mit wankendem Schritt, von Glaner geführt, eintrat. Dem Mann standen die Thränen im Auge und manch herzliches Wort hatte er der Gebrochenen des Weges entlang in's bange Gemüth gesprochen. Er stützte mit zitternder Hand und selbst am ganzen Körper bebend die Braut, als sie vor den Stufen des Altars hinkniete. Da trat der greise Priester an den festlich geschmückten Altar. Er sprach heute nicht Worte, wie sie gewöhnlich die kalten unfruchtbaren Lippen der Priester bewegen. Er sprach vom Schönen manches Wort, vom Guten und vom Rechten. Von den Zweifeln des Lebens sprach er und von der Wandelbarkeit des Glückes. Dann, als griff' es ihm selbst an's Herz, wie er die bleiche Braut da vor sich sah, dann sprach er mit tiefer, eindringlicher Stimme:

„Die Herzen zweier Liebenden sind wie die Gesetztafeln Mosis. Aeußerlich getrennt, nichts für sich allein, sind sie Eins und Alles durch das Recht, das in sie eingegraben. Denk' Du edle Braut, daß Gott dieses Recht gelehrt, und daß es der Menschheit gegeben, auf daß sie leichter trage, dulde und leide, denn diese Welt ist arm und Keinem bietet sie, was er als höchstes Glück begehrt."

Digitized by Google

Dann erhob er sein Haupt, warf die grauen Locken zurück und blickte über die Menschenmenge hin, als wollte er den suchen, der sich glücklich, stets glücklich nennen darf und sprach: „Was aber ist denn Menschenglück? Ein Traum der Sinne, der entrückt uns ist und vergessen, wenn er gewesen! Glückselig der, der ihn nicht nachzudenken braucht. Denn auch das Glück kann Dich verirren und jeder Tag hat seine Nacht. Weh' denen, die den Tag nicht wieder träumen mögen!"

Da erhob die Braut die Augen. Die Blicke schweiften suchend über die Menge. Doch fanden sie nicht, was sie suchten und was sie wol, das stolz emporgehobene Haupt verkündet es, zum letzten Mal grüßen wollten. Leicht rötheten sich ihre Wangen, ihre Lippen zuckten und auf den Mann, der neben ihr kniete und ernst und still und ohne Scheu dem Priester in's Auge sah, niederblickend, sagte sie, als sie der Priester frug: Willst Du die Ehe schließen? mit fester Stimme: „Ja!"

Langsam fiel der Abend mit seinen ersten Schatten ein. — Vor der verschlossenen Thür zur Wohnung Glaners lehnt im Dunkel des Treppenganges ein bleicher Mann. Er sinnt über jeden Schritt, den er macht, er sinnt über jeden Gedanken wieder, der ihn beschleicht. Er ist plötzlich irre geworden in seiner Sehnsucht, als er da auf die Treppe trat und hineinsah durch die Glasfenster der Vorthür in die stillen friedlichen Räume. Es ist ihm als stünde sein alter, treuer Freund hier und riefe ihm zu, der Leidenschaft in die Zügel zu fallen! „Nein!" sagt der einsame Gast halblaut — „er ist es nicht! Er ist ja beim Hochzeitsmahl. Ich sollte auch dort sein, aber ich —" Er hält inne und blickt wieder durch die Thür und ruft den Namen seines Freundes und lauscht. Doch es bleibt Alles still. Da faßt er Muth! Die Glocken an den Kirchthürmen schlagen acht, er muß eilen! Die Dienstleute können kommen! Er darf nicht gesehen werden. Und er steigt die zweite Treppe muthig hinan. Mit kalten Augen blickt er hier durch die Fenster des Vorhauses in die Zimmer und steigt die letzten Stufen hinauf. Das ist die Thür des stillen Stübchens. Er hält den Schlüssel in seiner Hand. Er wird aufsperren. Niemand sieht ihn, Niemand kann ihn sehen. Er schreitet vor. Er hält wieder inne und stützt sich auf die kalte rauhe Mauer. Die Brust hebt sich und senkt sich. Mächtig wie mit schwerem Seufzen ringt sich der Athem durch die Lippen.

„Es ist kalt hier oben!" seufzt er, „und der Wind fährt durch die Balken des Daches. Auch in der Kirche war es so kalt und mich fror, als ich bei den Worten des Priesters in der Bank zusammenbrach. Was sagte der Priester? Nein! der Priester schwieg, aber Helene sagte —" Er preßt die Hand auf's Herz. — Ein sonderbarer Gast. Was fährt ihm wol durch die Sinne, daß er plötzlich so bleich und immer bleicher wird? Doch nein! Es ist nichts! Die Wangen röthen sich wieder, es glühen wieder die Augen, er rafft sich auf. Da knackt das Schloß', er steht im Zimmer.

Digitized by Google

Kaum wagt er aufzublicken, er eilt an den Tisch und sinkt in den Stuhl. Wie grell sticht der Gast ab von dem traulichen Zimmer. Wie ist da Alles heimlich und glücklich. Die Blumen dort im Fenster, die kleinen zierlichen Stühle, der feine Schreibtisch mit schmucken Nippsachen, dies Sopha, wie einladend zum Plaudern und zum Kosen. Und hier von weißen Vorhängen umhangen dies weiße schwellende Bett, in dem so manche Nacht ein kleiner schwarzer Lockenkopf sich ausgeträumt und ach, gar oft sich ausgeweint. Sie hat wol auch von ihm geträumt und über ihn geweint. Gibt es kein Zeichen hier, nicht ein Hauch schwebt über den weißen Kissen, nicht eine Thräne hängt daran, die bekennen würde? — So ruft der Gast und sinkt auf die Kniee und drückt sein Haupt in die Kissen und netzt sie mit Thränen. Doch was ist das? Wer ruft ihn bei seinem Namen? Wer sagt ihm, daß er das Zimmer verlassen soll, wer zürnt ihm entgegen: Steh' auf und störe nicht den reinen Frieden, der hier geherrscht! Nein! Es ist nichts! Es ist ein Bild dort an der Wand, das er so lange schon angesehen! Es sind die ernsten Augen seines Freundes! Da schauen sie hervor unter den scharfen dunkeln Brauen und unter der hohen reinen Stirne. Da steht er in seiner ganzen festen gedrungenen Gestalt. Und rings um ihn seine ersten Arbeiter. Er kennt sie alle, alle, diese kräftigen bärtigen Gestalten. Der da mit dem etwas gekrümmten Rücken ist der Buchhalter, der der Kassirer, dort der Maschinenführer und hier das kummervolle Gesicht, es ist das Gesicht des ersten Werkführers. Er denkt wol an die Mühen des Tages und wie er fern vom Haus sein Brod verdienen muß! Ein Lump hat da sein einzig Kind verführt und es dann verlassen. Das hat ihn so alt gemacht und so gramvoll, denn er hielt etwas auf Ehre und Pflicht. Und Pflicht ringt es sich über die Lippen des stillen Gastes. Da steht es auch: Leben heißt seine Pflicht erfüllen! Es ist Glaners Weisheit, er hat sie unter das Bild geschrieben, das die Arbeiter seiner Fabrik nach zehnjährigem Bestand derselben haben machen lassen. Leben heißt seine Pflicht erfüllen!

Er spricht es wieder der bleiche Gast und hört es nicht, wie er es spricht. Er sitzt an dem Schreibtisch, das Haupt in die Hand gestützt und hört die Glocken nicht, die dumpf durch die kühle Nacht neun schwere Schläge schlagen. Er sinnt und sinnt, er schaut und schaut: Ein froher, stolzer, glücklicher Mann streicht durch die Straßen. Er ist geliebt, wie so viele, er hat so viel geliebt. Er kann Alles, was er will, und er will Alles. Die Kranken suchen ihn, denn sie genesen, wenn sie in sein jugendlich seliges Antlitz sehen. Da ruft ihn eine Sterbende an ihr Bett. Wie schön sie ihr bleiches Antlitz in die Kissen gebettet hat. Das reiche blonde Haar wallt über die Decke herab. Sie will nicht sterben und sie stirbt nicht. Er ruft sie in's Leben zurück. Sie liebt ihn, und liebt ihn in ihrem Danke. Er freut sich der Genesenden und nimmt in trauter Stunde seine Freude für Liebe. Sie heirathen. Und das erfüllte Wünschen erzeugt

Digitized by Google

ein ewig neues Wünschen. Er liebt das Weib, er liebt sie mit ganzer Seele, er hat sie so heiß geliebt! Ja, ja! Das Kind hat es ihm ja erzählt mit seinem ersten Lächeln, mit seinen ersten Thränen, als er es in seinen Armen hielt und herzte und küßte. O süße, heilige Pflicht! Wie beschlich sie sein Herz, wie lehrte sie ihn das Weib lieben, das ihm solch Glück gewährt. Doch nein! Das Kind ist nicht mehr! Es ist begraben und liegt tief unten in der Erde und bei ihm liegt seine Liebe, seine Pflicht, und Alles, was er wollte und sollte. Ja, ja, so ruft er aus der bleiche Gast und schlägt die Hände vor sein Gesicht und weint. Ja, ja, das hat mir das Herz zerfressen und hat mich elend gemacht. Das hat ihr das Herz zerfressen und hat sie in Noth gestoßen und Elend. Nicht halten können, was man liebt! Allmächtiger Gott und elend werden, weil man liebt!

So schreit er auf, daß es von den Wänden wiederhallt und in's Weite dringt, weit in's Weite, und wie er lauscht, da ist's, als führ' es auf den Lüften rauschend dahin: Ferne, Du Mann da, Du bleicher, ferne daheim sitzt ein schönes, blondes Weib und hält die Hände in ihrem Schooß gefaltet und sieht mit matten Blicken vor sich hin. Sie weiß nicht, was sie denkt, sie weiß nicht, was sie fühlt. Sie weiß nur, daß sie einen Mann geliebt, der niemals dieser Liebe glücklich ward. Sie denkt daran, sie fühlt es und sieht sich unglücklich und ihn und kann es doch nicht ändern.

„Ich aber kann es ändern und will es!" Und er springt auf! Seine Kniee beben nicht, er wankt nicht und braucht nicht tastend an der Wand sich zu halten, wie er hinabsteigt die Treppen des menschenleeren Hauses. Er sieht nicht den ernsten Mann, der im Dunkel des Ganges steht und ihm nachfolgt mit glühenden Blicken und ihm nachlauscht mit bangendem, zitterndem Herzen. Er hat auch nicht gesehen, wie hinter ihm, als er die Treppe herabstieg, aus dem Dunkel der Mauern mit leisen Schritten eine weiße Gestalt nach dem Zimmer schritt, das er soeben verlassen und wie sie dort in die Kniee gesunken und lange geweint hatte, bis sie, den schwarzen Lockenkopf auf die Kante des Bettes gelehnt, entschlafen war. Und kein Traum hat den Schlaf gestört, kein Traum hat sie zitternd erweckt.

Es war die Sonne, die lächelnd den Morgen grüßte und der Duft der Blumen, der sie zum letzten Mal in dem vertrauten Raum erweckte.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google

Auf denkbar schnellstem Wege

die auswärtigen deutschen Zeitungsleser über alle Vorgänge der Tagesgeschichte zu unterrichten, ist nach langwierigen Bemühungen und unter Aufwendung der erheblichsten Geldopfer ꝛc. durch einen ganz **neuen Organismus** der in Berlin erscheinenden **„Tribüne"** gelungen.

Bereits seit dem 15. November wird den auswärtigen Abonnenten der „Tribüne" zum überwiegend größten Theil zu ***derselben Zeit*** als sie die inhaltlich sehr beschränkte **Abend**-Ausgabe einer **Berliner Zeitung** empfangen, die **vollständige** (nicht getheilte) **tägliche Nummer der „Tribüne"** zugestellt. Die selbst in einer Entfernung von 80 Meilen von der Hauptstadt wohnenden Abonnenten der „Tribüne" sind über die Tagesvorgänge, speciell z. B. also auch über die in den gesetzgebenden Körperschaften, schon in den **Morgen- und Vormittagsstunden** am **nächsten Tage** unterrichtet. Da die „Tribüne" in Folge ihres neuen und eigenthümlichen Organismus erst mehrere Stunden später als ein Abendblatt ihre Redaction zu schließen braucht, so steht an

Schnelligkeit und **Uebersichtlichkeit** des Tagesmaterials

die

TRIBÜNE

allen übrigen Berliner Zeitungen weit voran.

Die **„Tribüne" mit** der illustrirten humoristischen Gratisbeilage: **„Berliner Wespen"** kostet pro Quartal 5,30 Mark und nehmen zu diesem Preise für beide Blätter Bestellungen entgegen:

sämmtliche Postanstalten des deutschen Reichs.

NB. **Für den Monat December apart kosten beide Blätter bei allen Postanstalten nur 1,35 Mk. und ist daher für diesen billigen Preis eine sehr geeignete Gelegenheit zum**

Probe-Abonnement

auf die „Tribüne" gegeben.

Digitized by Google

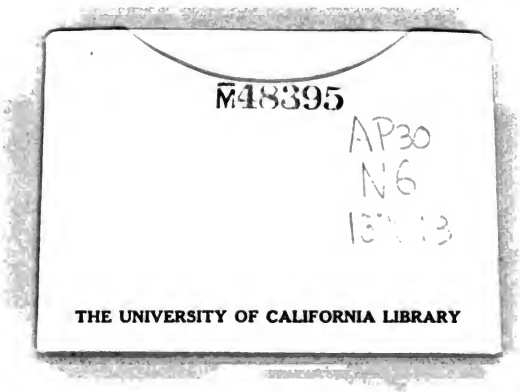
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

YD 07281


M48395
AP30
N6
THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google